Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertsiebenundfünfzigster Band

40. Jahrgang : 1916 : April – Juni

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig C. F. Steinacker. · München Berthold Sutter. · Berlin W. 10 · Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. · Kopenhagen Gyldendal & Hasselbalch.

Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. · Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. · Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 157. Bandes: April / Mai / Juni 1916

Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Widmung Sr. Kaiserlichen Hoheit
Prinz Abdul Medjid.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersleb & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

40. Jahrgang. Band 157. Heft 499. April 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein: Die neue Türkei.

Die Fahrt mit dem ersten Balkanzug nach Konstantinopel war für mich wie für die Mehrzahl der Teilnehmer an dieser denkwürdigen Reise ein geschichtliches Erlebnis, das mir zum unverlierbaren Besitz geworden ist. In meinen Berichten an die „Vossische Zeitung" hatte ich Gelegenheit, die einzelnen Eindrücke während der Fahrt und bei der Ankunft in Konstantinopel zu schildern. Für mich bedeutete diese Reise ein Wiedersehen nach dreiundzwanzig Jahren. Ich habe das „ancien régime" unter Sultan Abdul Hamid in allen seinen Schattierungen kennen gelernt und war nicht wenig gespannt, die neue Türkei zu beobachten. Zwischen meinem ersten und meinem jetzigen Besuch in Konstantinopel liegt nicht ein knappes Vierteljahrhundert, sondern — völkerpsychologisch betrachtet — ein Jahrhundert geschichtlicher Entwicklung der Türkei. Alles hat sich so tiefgreifend, so grundmäßig gewandelt, daß man an ein politisches Wunder zu glauben versucht wäre. Aus meinen Berichten lasse ich hier eine Anzahl Augenblickseindrücke folgen, die dartun sollen, wie fortgeschritten sich türkische Würdenträger, Prinzen, Minister und das geistliche Oberhaupt des Islams auslassen.

I.

Prinz Abdul Medjid.

In der Terejestraße von Ortakoj dehnt sich von Dolmabagtsche am Bosporus entlang Prinzenschloß an Prinzenschloß. Nach der Straßenseite zugekehrt steht immer ein kleines, unscheinbares zweistöckiges Häuschen, das nach allem anderen als nach einem Prinzenschloß aussieht. Aber es ist dies nur der Selamlik, d. h. das Vorgebäude. Dahinter schließt sich ein Garten, und dann erst beginnt das mit fürstlicher Pracht ausgestattete prinzliche Palais, das bis an den Bosporus reicht und eine herrliche Aussicht über den Hafen und ganz Stambul gewährt.

Als ich Prinz Medjid mein Einführungsschreiben übergab, empfing er mich in einem behaglichen, aber bescheiden bürgerlichen Raume des Vorgebäudes. Nichts verriet hier die Pracht, die im eigentlichen Palais in voller Üppigkeit

sich entfaltet. Da man mir sagte, daß der Prinz auch andere Sprachen als das Türkische beherrscht, kam ich ohne Dolmetsch und begann die Konversation zunächst französisch. Mit einladender Geste bemerkte der Prinz, daß ich die Unterhaltung deutsch fortsetzen könne, zumal er so lange deutschen Unterricht durch Professoren genossen habe, daß er die Sprache genügend beherrsche, um einer deutschen Unterhaltung folgen zu können, und sollte ihm ein Ausdruck etwa unbekannt vorkommen, so würde er mich französisch um Verdeutlichung bitten. Aber es kam nicht dazu. Die Unterhaltung wurde immer lebhafter, und es bedurfte keiner Verdeutlichung von meiner Seite, während der Prinz zuweilen französisch, in den meisten Fällen deutsch antwortete. Prinz Medjid hat es sich angelegen sein lassen, schon lange vor Ausbruch des Krieges sich mit deutscher Art und deutscher Sitte vertraut zu machen, so daß er jahrelang einen Lehrer hielt, der ihn in das Studium der deutschen Sprache einführte und die deutschen Klassiker interpretierte.

Prinz Medjid ist zweitältester Agnat der osmanischen Dynastie und erklärter Liebling aller aufgeklärten türkischen Kreise, die es als seltene Gunst des Schicksals preisen, daß ein Thronanwärter sich in die europäische Sprech-, Denk- und Gefühlsweise völlig eingelebt hat. Es ist dies um so höher anzuschlagen, als Prinz Medjid unter der Regierung Abdul Hamids nie ohne Erlaubnis und ohne vorgeschriebene Begleitung sein Palais verlassen durfte. Es ist mir unerfindlich, wie der Prinz es trotzdem durchsetzen konnte, sich zum Maler auszubilden, zum Komponisten erziehen zu lassen und dabei die Kenntnisse der europäischen Sprachen — auch das Englische ist ihm geläufig — sich verstohlen anzueignen. Er muß ein wahres Talent an Findigkeit besitzen, um all' diese Lehrer, die in den Augen des ancien régime ungebetene Gäste waren, durch die verschwiegenen Pforten des Selamliks in sein Palais schlüpfen zu lassen.

Beim zweiten Besuch lud mich der Prinz in sein Atelier ein, und als er vernahm, daß ich an der Universität Konstantinopel auf Einladung des Unterrichtsministers einen öffentlichen Vortrag halte, sagte er sich telephonisch an. Das Publikum, das sich ausschließlich aus Türken zusammensetzte, begrüßte den Prinzen mit sichtlicher Freude, da ein solcher Prinzenbesuch ungewöhnlich ist. Es sei hier eingeschaltet, daß die Thronfolge im türkischen Staate sich nicht in direkter Deszendenz vollzieht, sondern daß das höhere Alter der Agnaten des Kaiserhauses für die Nachfolge bestimmend ist. Da Prinz Medjid erst 45 Jahre zählt, so geht ihm jetzt nur noch der gegenwärtige Thronfolger in der Erbfolge voraus. Für viele Türken ist Prinz Medjid eine große Hoffnung.

Von deutschem Standpunkt aus können wir der sympathischen, durch und durch vornehmen Erscheinung des Prinzen mit dem angegrauten Schnurrbart, dessen Bildnis und eigenhändige Unterschrift wir an der Spitze des Aprilheftes bringen, nur volles Vertrauen entgegenbringen. Er läßt als Zeichen seiner deutschen Gesinnung seinen neunzehnjährigen Sohn, der das Theresianum in Wien

mit Erfolg absolviert hat, in Potsdam dienen, und er ist stolz darauf, daß der junge Prinz die deutsche Sprache wie seine Muttersprache beherrscht. Ein anderer Prinz des kaiserlichen Hauses, Prinz Fuad, war überglücklich, als ihn am Kaisersgeburtstag, an welchem ich in der Aula der Universität Konstantinopel die Festrede hielt, die Nachricht ereilte, daß er zum Oberleutnant befördert wurde. Die freudige Nachricht haben wir sogleich in kleinem Kreise nach türkischem Brauch mit Sekt begossen, natürlich mit deutschem, wobei ich bemerke, daß Bier und Sekt seit Beginn der neuen Ära auch dem rechtgläubigen Mohammedaner als erlaubt gelten, wenn auch andere Alkoholika verboten bleiben.

Nach Beendigung meines Vortrags über „die Weltanschauung des Islam" lud mich Prinz Medjid aufs neue in sein Haus. Diesmal wurde ich aber nicht mehr im Selamlik, sondern im Palais selbst empfangen. Während es im Selamlik nur Kaffee und Zigaretten gab, wurden im Palais Erfrischungen und Zigarren angeboten. Zu meiner großen Überraschung trat ich zunächst in einen fürstlich eingerichteten Raum, der nicht ein Prunksaal war, sondern eine Bibliothek enthielt, wie sie nur erlesener Geschmack und geübter Sinn für Wertvolles zusammenzustellen vermag. Meine Erfahrung hat mich immer gelehrt, daß sich die Bibliothek eines Mannes, der es sich leisten kann, die Auswahl der Bücher, unbeschadet seiner Mittel, nach Gutdünken zu treffen, das geistige Konterfei darzustellen pflegt. Ich erbat und erhielt daher die Erlaubnis, mich in der Bibliothek nach Herzenswunsch umzutun. Zu meiner Freude stellte ich vortreffliche Ausgaben unserer Klassiker: Goethe, Lessing, Schiller fest. Noch mehr beeindruckte mich der Umstand, daß die Klassiker nicht bloß angelesen, sondern offenbar durchgearbeitet waren. Von deutschen Büchern fielen mir noch auf die Memoiren des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe, Sterns Geschichte Europas, A. Müllers „Der Islam in Abend- und Morgenland", viele deutsche Zeitschriften. Von Philosophen fielen mir die Werke von Ludwig Büchner und Herbert Spencer auf. Die französischen Enzyklopädisten waren, einschließlich der großen Enzyklopädie von Diderot, in vollzähligen Prachtausgaben vertreten. Nicht umsonst gilt der Prinz als philosophischer Kopf; das Exemplar des Darwin'schen Buches war geradezu zerlesen. Der Prinz äußerte mit feinem Scherz, daß er Übersetzungen, wo irgend es angeht, gerne vermeidet, denn zwischen Original und Übersetzung schiebe sich in der Regel eine Valutadifferenz ein, wie sie ja heute unter Münzarten gang und gäbe sei.

Von den Bildern seiner reichen Kunst zeigte er mir das jüngste, das seinen Sohn Omar Faruk darstellt, der jetzt in Zehlendorf als Kadett ausgebildet wird. Der junge Prinz hat sich bereits an den Dardanellen die kriegerischen Sporen verdient. Soweit meine Kenntnisse reichen, konnte ich ein bedeutendes malerisches Talent feststellen. Der Prinz hat übrigens auf dem letzten Salon von Paris ein Bild ausgestellt, auf dem dargestellt ist, wie ein Geschichtslehrer zwei Kindern Unter-

richt erteilt. Der Lehrer selbst stellt den Prinzen dar; eines der Kinder seinen Sohn. Das Bild hat, wie der Prinz erklärt, didaktischen Wert; es sollte seine Nachkommen lehren, daß man Geschichte nicht bloß zu studieren, sondern auch zu beherzigen habe.

Zum Schluß ging ich auf einige philosophische Gesichtspunkte ein, die ins Politische hinüberglitten. Wir hatten verabredet, daß der rein politische Teil unserer Unterhaltung unerörtert bleiben solle. Auf meine Frage, wie er sich den Werdegang der neuen Türkei vorstelle, antwortete Prinz Medjid: „Wie sich in der Natur alles leise und allmählich entwickelt, so auch in der Geschichte. Jede Reform will ihre Zeit zum Ausleben haben. Sind doch Natur und Geschichte in gleicher Weise dem Gesetz eines gradlinigen Fortschritts unterworfen. Unsere Religion", so schloß der Prinz, „schont zwar die Persönlichkeit, weil sie ihrer Natur nach demokratisch ist; der Islam kennt keine Unterschiede im Volke selbst. Aber der übergreifende Gedanke unserer Weltanschauung ist der Blick auf das Ganze, und nicht auf die individuelle Wohlfahrt. Die Ententisten haben häßliche Motive als Ausgangspunkt des Weltkrieges: Neid, Haß oder Rache. Unsere Gruppe dagegen kämpft nur für das Recht seiner eigenen Existenz und die Sicherung seiner künftigen Grenze. Wenn Gott, wie der Islam lehrt, gleichbedeutend ist mit der Gerechtigkeit, dann muß der Herr der Heerscharen auf unserer Seite stehen, weil das bessere Recht und die höhere Moral unserer Gruppe eigen sind."

II.

Talaat Bey.

Unmittelbar vor meiner Abreise von Konstantinopel gewährte mir der Generalgewaltige des herrschenden jungtürkischen Triumvirats, der Minister des Innern, Talaat Bey eine einstündige Unterredung, die sich auf die inneren Verhältnisse der Türkei ebenso wie auf die allgemeine Weltlage bezog. Meine erste Frage galt der Tragödie des Thronfolgers, bei dessen Leichenfeier mir die würdige Haltung der Bevölkerung aufgefallen war, die ohne Aufwand von Polizisten eine mustergültige Ordnung hielt. Darauf antwortete Talaat: „Die Krankheit des Thronfolgers dauerte nahezu drei Jahre. Die Katastrophe kam nicht unerwartet. In den Augen des türkischen Volkes galt er längst als verlorener Mann. Für die gegenwärtige politische Lage ist der Wechsel in der Thronfolge völlig belanglos. Weder nach religiösem Recht noch nach der neuen Verfassung steht dem Thronfolger irgendwelcher Einfluß auf den Gang der Geschäfte zu. Einzig der Sultan hat die letzte Entscheidung über die Fragen der inneren und äußeren Politik."

Die Entlassung Goremykins, fragte ich, ist ein Vorgang von nicht geringer Tragweite. Innerhalb des Vierverbandes wird ein Opfer nach dem andern gebracht, was doch sicher als ein Zeichen innerer Schwäche anzusprechen ist?

„Über die Persönlichkeit seines Nachfolgers Stürmer," sagte Talaat, „steht mir kein festes Urteil zu. Aber die Wirkung dieses Personenwechsels, auch wenn er keinen Systemwechsel in sich birgt, ist nicht zu unterschätzen. Eine Schwächung des reaktionären Regiments bedeutet es unter allen Umständen, sonst hätte man im kritischen Augenblicke einen Mann vom Ansehen Goremykins nicht fallen lassen . . ."

Während Talaat sprach, ereignete sich ein eigenartiger Zwischenfall. Ein Araber von hohem Ansehen, Professor und Chefredakteur der „Union Moslemique" von Damaskus, trat auf leisen Sohlen ein, verneigte sich vor Talaat bis auf die Erde und wollte den Saum seines Kleides küssen, indem er ihn auf Französisch als Retter des Vaterlandes begrüßte. In gewinnender Herzlichkeit lehnte Talaat jede Lobesäußerung ebenso wie den beabsichtigten Handkuß ab und bot uns beiden Zigaretten an, die der Araber, als Nichtraucher, in die Tasche steckte, um sie als Andenken an diese Stunde zu bewahren. Mir gegenüber bemerkte der Araber: „Wir Araber sind schon deshalb aufrichtige Freunde der Deutschen, weil sie Gegner der Franzosen sind, die uns seit Jahrhunderten bis aufs Blut ausgesogen haben." Woräuf Talaat Bey in Umwandlung des französischen Sprichwortes lächelnd sagte: „Les ennemis de nos amis sont nos ennemis." Mit großem Redeeifer suchte der Araber darzutun, daß Frankreich schwer geschädigt, wenn nicht politisch „eunuchisiert" aus diesem Kriege hervorgehen werde. Talaat erledigte inzwischen drei Telephongespräche, gab den eintretenden vortragenden Räten unzählige Unterschriften und benahm sich etwa wie ein großer Schachmeister, der gleichzeitig ein Dutzend Partien mitspielt.

Als die Reihe wieder an mich kam, streifte ich die Fragen der inneren Reformen in der Türkei. Ich knüpfte an den Beschluß der parlamentarischen Kommission an, die dem Parlament neuerdings einstimmig eine Zollautonomie empfohlen hat.

„Bisher waren wir durch die Kapitulationen gebunden; die junge Türkei hat mit diesem Fremdenjoch gründlich aufgeräumt. Wir werden aufatmen, wenn wir erst unseren eigenen Zolltarif haben. In einem Monat etwa wird das neue Gesetz vom Parlament genehmigt sein, so daß es voraussichtlich schon im August Gesetzeskraft erlangen wird."

„Die Mitteleuropäische Wirtschaftsvereinigung hat am 17. Januar in Dresden beschlossen, die Türkei und Bulgarien zur Bildung paralleler Organisationen einzuladen. Wie stellen sich Euere Exzellenz zu derartigen Komitees, die zum Zwecke haben, schon während des Krieges gemeinsame Vereinbarungen zollpolitischer Natur zu treffen, um dann beim Friedensschluß als geschlossene wirtschaftliche Gruppe der gegnerischen gegenübertreten zu können?"

„Sobald unser Tarif unter Dach und Fach ist, steht der akademischen Er-

örterung dieser Frage unter Bildung eines Komitees, wie es in Berlin, Wien und Budapest seit einem Jahrzehnt schon arbeitet, nichts im Wege."

„Das Losungswort Zentraleuropas heißt: Durchhalten! Ist die neue Türkei genau so auf diese Parole eingestellt, wie seine westlichen Verbündeten?"

„Unzweifelhaft! Dem Block zu Wasser, den der Vierverband gegen uns gerichtet hat, setzen wir zielbewußt einen Block zu Lande entgegen. Da wir uns gegenseitig aushelfen, können unsere Gegner uns nie und nimmer aushungern. Wir haben die gleiche Zuversicht auf den endgültigen Sieg unserer gerechten Sache, wie alle unsere Bundesgenossen. Wie Graf Tisza sehe auch ich ein Hauptziel des Weltkrieges in einer zusammenhängenden, undurchbrechlichen Linie von der Nordsee bis Mesopotamien!"

Zum Schlusse folgte noch die Frage über die mutmaßliche Haltung der neutralen Mächte, gegenüber der unerträglichen englischen Doppelblockade.

„Die Bezeichnung Doppelblockade ist sehr zutreffend," sagte Talaat, „tatsächlich zeigt die englische Blockade ein doppeltes Antlitz. Das eine ist der Absicht nach gegen uns gerichtet, das andere der Wirkung nach gegen alle seefahrenden neutralen Mächte. Amerika insbesondere kann sich das angemaßte Weltwassermonopol Englands auf die Dauer unmöglich gefallen lassen. Die Natur der Dinge bringt es mit sich, daß sich Amerika eines Tages in irgendeiner Form auf unsere Seite wird schlagen müssen, weil seine Lebensinteressen zur See mit den unsrigen zusammenfallen. Dieser Krieg darf nicht zu Ende gehen, bevor bestimmte Sicherheit geschaffen wird gegen einen zweiten Versuch Englands, der ganzen Welt seinen Machtwillen in Form einer Doppelblockade aufzunötigen. Das freie Meer ist der tiefste Sinn des ganzen Weltkrieges!"

III.

Halil Bey.

Während die meisten Mitglieder des jungtürkischen Komitees medizinische oder naturwissenschaftliche Studien getrieben haben, ist der türkische Minister des Äußern Halil Bey innerhalb der türkischen Regierung der einzige westlich geschulte Jurist. Da die Funktionen des Auswärtigen Amtes in der neuen Regierung von denen des Großvesirats völlig abgetrennt sind, so fällt Halil Bey nicht bloß die politische Führung, sondern auch die innere Ausgestaltung der jungtürkischen Verfassung und Gesetzgebung zu.

Als ich mein letztes Gespräch mit Halil Bey hatte, stand im Vordergrund des Interesses die Verleihung des Marschallstabes an den Sultan durch den Deutschen Kaiser. „Was uns Türken," sagte mir Halil Bey, „besonders wohl getan hat, war der warmherzige Ton, den der Kaiser in seiner Kundgebung

gegenüber dem Sultan angeschlagen hat. Das war nichts Konventionelles, sondern rein Menschliches. Wie Sie aus unseren Blättern ersehen, ist besonders die Armee in der Person des Sultans dermaßen geehrt, daß unser Bundesverhältnis dadurch nur noch tiefer verwurzelt ist, als es vordem schon der Fall war."

„Haben Exzellenz den Eindruck, daß diese Gefühle sich wesentlich nur auf Armee und Marine beschränken, weil sie Schulter an Schulter mit unseren Truppen gekämpft haben, oder ist die türkische *Nation* als solche von diesen Gefühlen erfaßt?"

„Ein Vierteljahrhundert erprobter und treu bewährter Freundschaft ist nach und nach in alle Poren der ganzen türkischen Nation eingedrungen. In der letzten Kundgebung des Kaisers sehen alle Türken und weiterhin alle Moslems nur die Krönung jener innigen Beziehungen, die bereits Friedrich der Große mit der Türkei angeknüpft hat, und die durch die Briefe Moltkes in Deutschland weitere Kreise ergriffen hat. Im Feldmarschallstab erblicken wir Türken „l'emblême sublime" unserer mehr als hundertjährigen Freundschaft."

„Neben der politischen kommt für die Zukunft die wirtschaftliche Seite des Bündnisses wesentlich in Frage. Die *Überführung des theokratischen Charakters der Türkei* in einen Nationalstaat kann nicht von heute auf morgen geschehen. Soll sich der Gottesstaat in einen Rechtsstaat verwandeln, so bedarf es einschneidender innerer Reformen, insbesondere der Gesetzgebung. Sollen deutsche Kapitalien in umfänglichem Maße durch tausend Kanäle nach der Türkei strömen, so ist vor allen Dingen Rechtssicherheit erforderlich, ohne die das Kapital sich nicht anzusiedeln vermag. Da die Kapitulationen aufgehoben sind und die Türkei somit ihre wirtschaftliche Oberhoheit wiedererlangt hat, so scheint es mir geboten, auf ein bürgerliches Gesetzbuch hinzuarbeiten, damit jene Rechtssicherheit gewährleistet wird, die in den westlichen Staaten sich allüberall durchgesetzt hat. Ich verstehe sehr wohl, daß man nicht über Nacht ein bürgerliches Gesetzbuch schaffen kann, ohne die religiösen Überlieferungen zu verletzen. Geben nun Koran, Hadith, Sunet und Scherija (die *religiösen* und Rechtsquellen des Islam) die Mittel an die Hand, um die Verbürgerlichung des Rechts aus den religiösen Gesetzbüchern selbst zu rechtfertigen?"

„Die Verweltlichung des bürgerlichen Rechts ist unsere dringendste und naheliegendste Aufgabe. Es ist eine durchaus falsche Ansicht, daß wir durch die theokratische Struktur unseres Staates gehindert sind, ein bürgerliches Gesetzbuch herauszuarbeiten, wie es in den westlichen Staaten seit mehr als einem Jahrhundert besteht. Denn das Koran-Wort ist nicht so unbeweglich, wie etwa die Steine und Mauern der Hagia Sophia. Gewisse Koranstellen weisen bereits die Richtung auf eine Verweltlichung des bürgerlichen Rechts an. Das Koran-Wort (Scherija) faßt doch nur bestehende Gebräuche oder Sitten zusammen.

Sobald neue Vorbedingungen entstehen, die im Koran nicht vorgesehen sind, und damit die Verhältnisse sich ändern, so gestattet der Koran auch eine neue Rechtsform, die diesen Verhältnissen Rechnung trägt. Denn der Grundgedanke des Koran-Wortes läßt sich dahin zusammenfassen, daß staatliche Notwendigkeiten höherzustellen sind, als individuelle Augenblicksbedürfnisse. Das Koran-Wort gilt rechtlich nur rückwärts für damals bestehende Zustände, aber nicht vorwärts für kommende Gestaltungen, die damals nicht vorausgesehen werden konnten."

„Gibt es bestimmte Voraussetzungen, unter denen eine Unterordnung unter höhere Staatsnotwendigkeiten durch Aufhebung bestehender Verfügungen, selbst nach dem Koran, gerechtfertigt erscheinen?"

„Durchaus. Der Koran selbst enthält bereits bestimmte Anweisungen über derartige Bedingungen. Ja, er sieht geradezu eine Verbürgerlichung des Rechts vor. Alle großen Imane des Islams haben den Koran von jeher so ausgedeutet, daß dessen Vorschriften zeitlich begrenzte sind."

„Welche Normen sind für derartige Veränderungen maßgebend?"

„Eine Scherija besagt ausdrücklich, daß die Interessen der Allgemeinheit (der Religion sowohl, wie des Staates) denen der Persönlichkeit immer und überall übergeordnet sind. Nach den Vorschriften der Scherija hat selbst der Padischah kein Recht, seine eigenen Interessen höherzustellen, als die allgemeinen."

„Sind auch Einzelfälle aufzuzählen, in denen das Vorhandensein eines allgemeinen Interesses deutlich umschrieben ist?"

„Sobald der nationale Wille eine bestimmte Forderung im Interesse der Staatsoberhoheit erhebt und eben damit rechtfertigt, so ist die Einführung einer solchen Gesetzgebung selbst nach den Vorschriften des Koran zulässig. Die demokratischen Reformen, die wir anstreben, und die wir durch Verbürgerlichung des Rechts bis zu Ende führen wollen, berühren nach meiner festen Überzeugung die Grundbegriffe unseres Glaubens in keiner Weise. Der nationale Wille nämlich ist im Parlament niedergelegt. Wenn also die heutige Regierung die Beschlüsse des Parlaments durchführt und in Wirklichkeit umsetzt, so gehorcht sie nur den Schlußfolgerungen, die sich aus dem Koran selbst ergeben."

„Es ist mir durchaus verständlich, daß die herrschende jungtürkische Regierung sich von den Glaubenssätzen des Koran nicht radikal entfernen will, weil sich jeder gewaltsame Eingriff in die religiöse Entwicklung eines Volkstums später bitter rächt. Wenn also ein bürgerliches Gesetzbuch als Komplement der Aufhebung der Kapitulationen vom nationalen Interesse gefordert wird, so scheint es mir geboten, daß dieser nationale Wille nach den Grundsätzen der Religion auch zureichend motiviert wird. Welches ausschlaggebende Motiv können Euer Exzellenz für die Inangriffnahme einer so grundlegenden Reform geltend machen?"

„Für die Entwicklung unserer wirtschaftlichen Beziehungen zu den anderen Staaten, insbesondere zu der uns verbündeten Gruppe, ist es eine Lebensfrage,

daß die Türkei ein bürgerliches Gesetzbuch erhält, weil dieses allein für die bei uns zu investierenden Kapitalien die erforderliche Rechtssicherheit gewährt. Die Regierung hat bereits das Strafrecht und das Handelsrecht nach europäischem Muster reformiert. Das ist ein schlagender Beweis dafür, daß der Islam nicht an unabänderliche Vorschriften gebunden ist. Erst die Schaffung eines bürgerlichen Gesetzbuchs wird die schöpferische Arbeit der jungtürkischen Partei zu vollendetem Abschluß bringen. Wir müssen ein Rechtsstaat werden, wie die anderen europäischen Staaten es im Friedenszustande schon sind. Rücksichtlich unseres Glaubens sind wir ungebunden, und wir schöpfen aus unseren Religionsquellen das Recht, unsere Gesetze so auszubauen, wie die heutigen Bedürfnisse eines modernen Staates sie gebieterisch fordern."

IV.

Der Scheich ul Islam.

Das kirchliche Oberhaupt des ganzen Islam, der Scheich ul Islam Hariri Effendi, hat mich in nahezu einstündiger Audienz empfangen. Er ist eine imposante Erscheinung, ein angehender Fünfziger mit ungewöhnlich klugen, durchdringenden Augen. Von Hause aus Richter und Präsident des Obersten Gerichtshofes Syriens, arbeitete er mit dem jungtürkischen Komitee an der Vorbereitung der Verfassung und gehörte nach dem Sturze Abdul Hamids als Deputierter dem engsten Kreise des Komitees an. Er wurde zum Wakufminister, zum Verwalter der kirchlichen Güter, ernannt und nach dem Sturze des Großwesirs Kiamil Pascha vom Sultan zum Scheich ul Islam erhoben. Dem Range nach dem Großwesir untergeordnet, ist er in religiösen Dingen dem Großwesir übergeordnet.

„Die deutsche Wissenschaft," begann ich, „hat den Islam zu einer Zeit gründlich erforscht, als von politischem Interesse gar keine Rede sein konnte. Die Grundlehre des Islam, daß die Welt ohne Gott nicht begriffen werden kann, wird auch vom deutschen Idealismus geteilt."

„Wir haben uns," erwiderte der Scheich ul Islam, „immer lebhaft für die deutsche Forschung interessiert, was uns die Franzosen und Engländer nicht wenig verdacht haben. Aber wir haben ihren versteckten Vorhaltungen und offenen Vorwürfen kein Gehör geschenkt. In jüngster Zeit setzten wir eine Kommission ein, um die Forschungen auf allen Gebieten der Islamkunde zusammenzufassen. Das Ergebnis dieser Untersuchungen wird alsbald in einem Sammelbande veröffentlicht werden."

„Wenn Eure Heiligkeit Arbeiten von Spezialisten auf diesem Gebiete in Deutschland und Österreich-Ungarn, wie Goldziher (Budapest) und Horten (Bonn) heranziehen wollen, so bin ich sicher, daß alle diese Forscher gern

beitragen werden, um das Sammelwerk durch ihre Ergebnisse ihrer Studien zu fördern."

„Ich bin außerordentlich dankbar für den Vorschlag und werde Ihre Anregung der von mir eingesetzten Kommission weitergeben, um die Ergebnisse auch dieser Forschung heranzuziehen."

Das Gespräch nahm alsbald eine politische Färbung an. Meiner Kennzeichnung der Engländer als Nutzenvolk, der Deutschen als Pflichtenvolk stimmte der Scheich ul Islam zu. „Unsere Weltanschauung," sagte er, „zieht uns schon darum zu den Deutschen hin, weil sie gleich uns Gottergebenheit und Pflichterfüllung als höchste Menschenwerte anerkennen."

„Haben Eure Heiligkeit die Empfindung, daß unsere Gruppe vom Gott der Geschichte begünstigt wird?"

„Unzweifelhaft. Das Wesen Gottes erfordert, daß er nur auf der Seite der besseren Sache und vollendeten Gerechtigkeit steht. Wir kämpfen um unsere Existenz, die anderen aus eigensüchtigen Motiven. Wir haben in demselben Jahre die Kapitulationen aufgehoben und damit die volle Selbständigkeit des türkischen Staates wiedererlangt, in dem England die Grundsäulen seiner staatlichen Daseinsform erschüttert hat. England hat jüngst die Habeas-corpus-Akte, seinen höchsten Stolz, preisgegeben. Das wiegt eine verlorene Schlacht auf. In dieser moralischen und politischen Niederlage unseres gemeinsamen Feindes, die sich im Zusammentreffen beider Vorgänge äußert, zeigt sich deutlich die Gerechtigkeit Gottes."

„Glauben Eure Heiligkeit," bemerkte ich zum Schlusse, „daß nach der amtlichen Kriegserklärung Italiens der von Ihnen unterzeichnete Dschihad (der Heilige Krieg) in volle Wirksamkeit getreten ist, weil die Ausnahme für Libyen fortfiel?"

„Der Dschihad wird jetzt erst volle Früchte tragen. Er ist unsere wichtigste Waffe, um die gesamte islamitische Welt an unsere Fahnen zu fesseln. Er wirkt langsam, aber um so intensiver. Da unser gemeinsamer Krieg gerecht ist, so muß jener Eingott, zu dem wir alle beten, wenn auch in verschiedenen Sprachen und Kulten, unserer Gruppe einen ehrenvollen Sieg bescheiden und dauernden Frieden sichern."

Julius v. Wlassics,

gew. k. ung. Minister, erster Präsident des k. ung. obersten Verwaltungsgerichtshofs:

Deutschland und Ungarn.

Seit tausend Jahren lebt die ungarische Nation in Europa ein staatliches Leben. In jener geographischen Lage und inmitten von ethnischen Verhältnissen, unter welchen andere mächtige Völker nicht vermochten einen Staat zu bilden, hat Ungarn seine nationale und staatliche Existenz behauptet. Es hat sich in die westliche Kultur eingefügt, weil es ein mitzählender Faktor auch in der Arbeit um die großen Menschlichkeitsinteressen sein wollte. Es ist es auch geworden — denn es hatte unabsprechbaren Anteil an jenem großen Kampfe, welcher den Schutz der europäischen Zivilisation im Orient bedeutet. Ungarn wachte stets eifersüchtig über seine nationale Individualität und über die Freiheit seiner mit der englischen Verfassung gleichaltrigen Konstitution. Mit zäher Ausdauer kämpfte es gegen seine Außenfeinde und nahm mit Todesverachtung den Kampf auf gegen jedes unterdrückende Bestreben, welches auf die Beraubung seiner Freiheit, seiner nationalen Selbständigkeit hinzielte. Eine solche Nation besitzt bereits seine geschichtliche Kraftprobe und versteht die berechtigten Lebensinteressen jeder lebensfähigen Nation zu ehren. Uns Ungarn leitet auch in dem jetzt tobenden Weltenkampfe kein anderes Ziel als jenes, die von den Feinden angegriffene selbständige nationale und staatliche Existenz zu schützen. Wir wollen uns nicht ausbreiten. Wir wollen auf unserem Boden leben und wollen unser geistiges, wirtschaftliches und politisches Leben auf eine je höhere Stufe der Kultur heben — um geachtete und anerkannte Mitglieder der für die Ziele der Menschheit kämpfenden Kulturwelt zu sein. Deshalb überlassen wir uns auch jetzt in den Tagen des zwischen den Völkern ausgebrochenen glühenden Hasses nicht der verblendenden Leidenschaft des Hasses. Wir glauben auch jetzt an die *sich gegenseitig verstehende Berufung der Nationen*. Es kann nicht die Aufgabe der Menschheit sein, *ihre Energie in glühendem Hasse aufzuzehren* — und sind daher jene harten Laute, welche von der Aushungerung von Nationen, von deren wirtschaftlicher Boykottierung, von Bestrebungen, die auf die Isolierungen von Kulturvölkern innerhalb der Weltwirtschaft auch nach der Beendigung des Krieges hinzielen, unserer Ansicht nach *Fieberphantasien* des Kriegsparoxismus. Die Fieber des Paroxismus vergehen, und die gegenseitige Verständigung der Völker entsteht in der gesunden Luft der großen, gemeinsamen Arbeit der Menschheit zu neuem Leben. Stärker als jeder Haß sind die Gesetze der im Dienste der gemeinsamen Interessen der Menschheit stehenden Kulturarbeit. Nicht eine große europäische

Nation wird sich dessen schämen, was es in den Fieberträumen des Hasses sprach und was es tat.

Es wird eine der unangenehmsten Erinnerungen sowohl in England, als in Frankreich jener jetzt so häufig auftretende Spruch sein, daß Deutschland, die Welt der Goethe, Schiller, Kant, Humboldt's, Leibnitz, die fruchtbare und die Kultur der gesamten Menschheit befruchtenden Welt der geistigen und realen Wissenschaften ein Barbarentum sei, welches niederzuringen ist.

Wenn wir die Kriegsziele der jetzt kämpfenden Völker gegenüberstellen, können wir mit Recht fragen, ob denn das Ziel, daß Deutschland mit der vollsten Energie gegen den zusammenfassenden Angriff der größten Staaten — sein Reichs- und Völkerleben verteidige, ein barbarisches ist.

Weder Deutschland noch Österreich-Ungarn tun etwas anderes. Sie wollen sich gegen die sie gerichteten, seit langem schlau geplanten Angriffe in der Weise verteidigen, daß sie ähnlichen Verbrechen nicht wieder zum Opfer fallen. Ist das ein barbarisches Ziel? Ist hingegen kein barbarisches, sondern ein erhabenes und edles Ziel dasjenige, welches England hegt — Deutschland derart zu erdrücken und jeden Staat der Welt in der Weise zu schwächen, daß seine jedes Recht mit Füßen tretende Alleinherrschaft zur See ein „noli me tangere“ bleibe?

Und ist ein erhabenes Ziel dasjenige, welches das von panslawistischen Ideen durchdrungene Rußland dazu treibt, Ungarn in Stücke zu reißen, den Balkan zu unterjochen, Konstantinopel zu erobern und die ganze Welt mit der dunklen Politik des die Volksfreiheiten erdrückenden Zarismus bekanntzumachen? Nein — wir Ungarn, die wir über unsere Freiheit, unser nationales und staatliches Leben eifersüchtig wachen, wir kennen Deutschland anders. Deutschland ist der echte Fahnenträger der Kultur. Aber wir sind nur darum, weil wir jetzt zu einem Kampfe auf Leben und Tod gezwungen sind, nicht so verblendet, die englische, französische oder italienische Kultur zu verleugnen. Ja, wir kennen jedes gebildete Volk von Europa derart ganz anders, daß wir die Ausbrüche der Leidenschaft und des verblendenden Hasses nicht für den Ausdruck der gesunden, abgeklärten Urteilskraft halten.

Wir halten an den großen Werten der westlichen Kultur mit starkem Glauben fest.

Wir fühlten uns hier auf dem Boden, auf welchem unsere Ahnen das Vaterland gegründet, gegen Westen gezogen.

Wir wurden Christen und strebten mit dem christlichen Glauben die christliche Kultur an. Auch die Gemahlin unseres ersten Königs, des heiligen Stefan, war eine deutsche Prinzessin, und auch die christlichen Glaubensbekehrer waren Deutsche. Ungarn war Jahrhunderte hindurch ein wahrer Schutzwall für die gesamte westliche Zivilisation. Ich erinnere bloß an die Einbrüche der Tartaren

und an die alten türkischen Eroberungskriege. Ungarn wurde eine außergewöhnliche welthistorische Aufgabe zuteil. Es schlug einen Keil in den großen slawischen Strom. So viel starke Völkerrassen sich bis dahin auf dem Gebiete Ungarns auch niederließen, wie die Skythen, die Hunnen, Avaren, Tartaren, Sarmaten usw., ob sie nun siegten oder besiegt wurden, sie wurden alle zu Slawen. Es zeugt von einer gewaltigen Volkskraft, daß dieser die anderen Völker treffende Prozeß die ungarische Rasse nicht berührte. Jedenfalls liegt eine Ursache hierfür in dem zähen Rassegefühl, die andere Ursache aber ist darin zu suchen, daß das Ungartum sich mit der ganzen Kraft seines Volkscharakters der westlichen Zivilisation anschloß.

Ich verstehe hierunter nicht nur die Annahme des Christentums. Dies war jedenfalls ein unentbehrliches Erfordernis unseres Bestandes, — aber bei weitem nicht das ausschließliche. Zu demselben gesellte sich als beinahe gleichwertiger Faktor der Umstand, daß wir dem germanischen Elemente, welches der Mittelpunkt der damaligen kulturellen Strömung war, nicht im Wege standen. Wir schritten in der Richtung der germanischen Kulturströmung vorwärts und behinderten nicht den germanischen politischen Fortschritt. Wir bildeten ein selbständiges christliches Königreich, wurden aber nicht zu Vasallen des römischen Kaisers. Mit dem Westen kamen wir nur dann in Konflikt, wenn unsere nationale und staatliche Selbständigkeit auch von dort bedroht wurde. Deutschenhaß aber kannten die Ungarn niemals. Diesbezüglich hat oft jener Umstand das Ausland und vielleicht auch heute im Weltkriege die Feinde Deutschlands irregeführt, daß in jenen Zeiten, als in Österreich die deutschen Zentralisten Ungarn germanisieren wollten dasselbe mit unerschütterlicher Ausdauer gegen die bedrückenden Bestrebungen der österreichischen deutschen Bureaukratie kämpfte. Dies bedeutete nicht aber auch Deutschenhaß. Nur den Kampf gegen den damaligen österreichischen Zentralismus. Ja, so wenig hatte dies jene Bedeutung, daß, als — es ist ja allbekannt — auf die absolutistische Ära die Ära des Verstehens zwischen der Nation und ihrem Könige folgte und die dualistische Verfassung zustande kam, die damaligen leitenden ungarischen Staatsmänner, wie Deák, Andrássy, sich das Ziel steckten, wonach in Österreich bei Respektierung der Autonomie der übrigen Völker die Leitung den österreichischen Deutschen gesichert bleibe, Ungarn hingegen als ein politischer ungarischer Nationalstaat seinen Beruf erfülle. Daß die österreichischen Deutschen nicht imstande waren, den ihnen zugewiesenen Beruf zu erfüllen, daran waren nicht die Ungarn schuld. Ja, als das auf föderativer Grundlage aufzubauende slawische Österreich die dualistische Verfassung am meisten gefährdete, fiel die Aufgabe, diesen Versuch zu vereiteln, einem ungarischen Staatsmanne zu. Graf Julius Andrássy machte die Verwirklichung der Hohenwerth'schen Pläne unmöglich. Nach Königgrätz wurde es wieder zur Aufgabe eines Ungarn, die gegen Deutschland gehegten Revanchebestrebungen durch

Unmöglichmachung der Beust'schen Politik zu vereiteln. Es sind jene Kämpfe bekannt, welche Graf Julius Andrássy gelegentlich des 1870er Deutsch-Französischen Krieges im Interesse der Stellungnahme Österreich-Ungarns zur Neutralität zu bestehen hatte. In Österreich schmerzte noch die Wunde, die Königgrätz geschlagen, aber die Weisheit unseres Herrschers half der klug bedachten, auf die deutsch-österreichisch-ungarischen gemeinsamen Interessen gegründeten Realpolitik zum Siege. Und so war es auch Andrássy, der wahrlich als ein würdiger Arbeitsgenosse mit Bismarck, der großen Gestalt der Weltgeschichte, zusammen an dem großen Werk der Errichtung des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses arbeitete. Seit dieser Zeit halten in Ungarn die leitenden Politiker und die große öffentliche Meinung unerschütterlich zum deutschen Bündnis. Dies verkündete jeder ungarische Ministerpräsident, und niemals gab es in der Vergangenheit eine treuere Stütze des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses als Koloman von Tisza und heutzutage Graf Stefan Tisza, und der Sohn des Schöpfers des großen Bündniswerkes, Graf Julius Andrássy. Und in der Hitze des gegenseitigen Kampfes im großen Weltkrieg wurde die Freundschaft des durch gemeinsame Lebensinteressen geführten Verständnisses zu einer unzerreißlichen. Ungarn weiß, daß die sicherste Stütze seiner staatlichen Existenz das Bündnis der Habsburg-Monarchie mit dem Deutschen Reiche ist.

Im Deutschen Reiche weiß man jene große Kraft zu würdigen, welche für sie das ungestörte Einverständnis mit der Habsburg-Monarchie und in derselben mit Ungarn bedeutet. Jetzt sehen sie auch ein, was für ein Mißverständnis es war, als auch in der deutschen Presse öfters verkündet wurde, daß Ungarn seine deutschsprachigen Bürger tyrannisiere. Vor noch nicht langer Zeit schrieb Graf Stefan Tisza im Vorwort einer bedeutenden Flugschrift (Deutsch-Ungarische Beziehungen von Karl von Czerny):

„Wie lächerlich nehmen sich all die Phrasen über ungarische Tyrannei und Unterdrückung der Nationalitäten aus in diesen großen Tagen liebe- und vertrauensvoller gemeinsamer Anstrengungen! Es muß der Tag endlich kommen, an welchem die deutsche öffentliche Meinung aufhört, dasjenige Volk in dieser Weise zu beurteilen, in welchem zwei Millionen Deutsche als freie, befriedigte, treue, von allgemeiner Liebe und Achtung umgebene Bürger ihres Vaterlandes eine der bewährtesten Stützen des Staates bilden."

Ja, wir leben in Frieden mit unseren deutsch- und allen anderssprachigen Mitbürgern. Doch können wir nicht erlauben, daß die Bürger Ungarns irredentistische Bestrebungen pflegen, aber gibt es einen Staat, der dies duldet? In Ungarn lebt aber jede Nationalität in der vollsten Freiheit und Gleichberechtigung. Nur eines verlangen wir von jeder Nationalität, daß sie treu bleibe dem ungarischen Vaterland. Ja, es ist eine in der Volksseele haftende Eigenart der ungarischen Rasse, daß sie vielleicht zu nachsichtig war auch gegenüber

solchen unlauteren Umtrieben, welche das auf russischem Drahte gezerrte Serbien gegen unsere nationale und staatliche Existenz richtete. Die leitenden Staatsmänner Deutschlands aber ließen sich durch die die Tyrannei Ungarns verbreitenden böswilligen Zeitungslügen niemals irreführen, ja kein Geringerer als Bismarck selbst hat unsere in Ungarn lebenden deutschsprachigen Mitbürger geradezu aufgefordert — stets treue Bürger des ungarischen Staates zu bleiben. Es ist dies zwischen zwei verbündeten Staaten ein solches Erfordernis der politischen Anständigkeit, welches wir mit Recht auch von unseren übrigen Bundesgenossen, z. B. von Italien, hätten fordern können. Von dort aus aber wurde der Irredentismus direkt auch durch die Regierungskreise gefördert. In Zukunft, wenn wir mit Staaten Bündnisse schließen, die mit einem Teile der ungarischen Staatsbürger derselben Nationalität angehören, werden wir dasjenige mit Recht fordern, was seinerzeit Bismarck freiwillig tat. Bündnisse mit Staaten, die sich für die günstige Gelegenheit begeistern, die Integrität des Staates anzugreifen, müssen unbedingt zurückgewiesen werden. Die Bündnisse der Kabinette haben heutzutage keinen Wert mehr. Das wirklich wertvolle Bündnis ist jenes, welches ein inniges Bündnis der sich auf ernste politische Interessen stützenden Volksseelen bildet. Schon Friedrich List, den man bekannterweise den Bismarck der volkswirtschaftlichen Wissenschaften nannte, sagte in einer seiner Schriften: „Nicht wohl kann es eine Verbindung geben, von welcher man sich eine schönere Harmonie, reicheren Ehesegen, mehr materielle und geistige Prosperität versprechen dürfte, wie die zwischen Deutschen und Magyaren."

Österreich-Ungarn hält neben dem deutschen Volke nicht nur treu aus, sondern wir wollen das Bündnis, welches wir geschlossen, noch voller, noch vollkommener gestalten. Wir sind uns bewußt, daß unsere Kräftigung das Interesse Deutschlands und die Kräftigung Deutschlands unser Interesse ist. Die so viel verlautbarte Beschützungsmethode kleiner Völker, wie dieselbe England befolgt, ist zurückschreckend. England lebt nur im Gedankenkreis seiner Weltmacht. Das Interesse der kleinen Nationen bildet für dasselbe nur insolange ein Interesse, bis es dasselbe im Dienste seiner Weltmachtsinteressen sieht. Auch Deutschland hat es nicht deshalb angegriffen, weil es „barbarisch" ist, und weil es der preußische Militarismus schmerzt. Nein, nur deshalb haßt es Deutschland, weil es durch dessen gewaltige Lebenskraft bereits sein Weltmachtsmonopol gefährdet sah. Wo es sich um ein britisches Interesse handelt, dort gibt es kein Recht, keine Freiheit, welche es respektieren würde. Auch dieser Krieg zeigte, daß Schweden, Dänemark, Holland ihr wirtschaftliches Selbstbestimmungsrecht vollkommen verloren haben. England verkündet stets unter dem Titel bevormundender Fürsorge den Schutz der Schwachen. Es verkündete ihn in Belgien, in Serbien, in Montenegro, in Griechenland. Gott

bewahre vor einem solchen Vormund — der *die Interessen des Bevormundeten in seine eigenen Dienste stellt.* England hat stets dieses getan. Einst hat es auch Ungarn getäuscht. Auch jetzt erschienen in der englischen Publizistik Aufforderungen, es möge Ungarn seinen Bundesgenossen untreu werden, und der große Lohn werde nicht ausbleiben usw. Wir halten aber fest daran, daß, *je stärker das Deutsche Reich ist, um so sicherer ist unsere Monarchie und in unserer Monarchie die Selbständigkeit des ungarischen Staates.* Wir haben mit Deutschland im Orient vollkommen *identische Lebensinteressen.* Es besteht kein Zweifel darüber, daß Deutschland das Bündnis unserer Monarchie hochschätzt, denn einerseits findet es keinen *treueren Bundesgenossen auf der Welt*, und andererseits sichert nur dieses Bündnis Deutschland *den sicheren Festlandsweg nach Asien.* Dieses Bündnis muß aber *vertieft* werden.

Dieses Bündnis muß in *kultureller, wirtschaftlicher* Beziehung, aber auch vom *Verteidigungsstandpunkte* aus ein innigeres werden. Nach dem Kriege stehen wir vor so vielen und so schweren Aufgaben, daß wir dieselben nur mit vereinter Kraft lösen können. „Zusammen kämpften wir," — schrieb der jüngere Graf Julius Andrássy in einem seiner Artikel — „zusammen bluteten wir, und zusammen müssen wir auch die durch den Krieg geschlagenen Wunden heilen." Wir lächeln über jenes, in England geprägte und für die Schwachen bestimmte Flugwort, daß England im Interesse der Schwachen gegen den *deutschen Militarismus* kämpfe. Nein — sehr geehrte Herren dort auf jener schönen grünen Insel — Sie kämpfen nicht gegen den Militarismus, sondern Sie kämpfen gegen deutsche *Organisationskraft*, gegen deutsche *Disziplin*, gegen die *männlichen Tugenden deutscher Pflichterfüllung.* Sie kämpfen unter dem Schlagwort des Militarismus mit Gefühlen des Neides und Hasses gegen die *großen Eigenschaften jenes Volkes, welches die Wissenschaft* auf dem Gebiete der Industrie und des Handels mit einem den Ihrigen *weit übertreffenden Erfolg* derart zur Geltung zu bringen wußte, daß es Sie bereits aus Ihren eigenen Kolonien herauszudrängen begonnen hat. Nicht der Militarismus, sondern das *Wissen und das Können ist der Dorn in Ihrem Auge.*

Wir finden weder in der Vergangenheit, noch in den Bestrebungen Deutschlands jenes zu verdammende weltherrschaftliche Streben, welches durch Unterjochung und Ausnützung anderer Saaten sich solche Eroberungsziele steckt, wie es England und Frankreich in der Vergangenheit befolgt haben, und England und Rußland auch im jetzigen Weltkriege befolgen.

Deutschland fordert nur seinen ihm zukommenden *Platz* in der *Leitung* der Weltpolitik, und dies bedeutet ganz etwas anderes, als das monopolisierende

Machtbestrebungen einer Nation, welches auf die Unterjochung der ganzen Welt gerichtet ist. Dies will aber England zur See und Rußland zu Lande. Der Sieg Englands würde den wildesten Egoismus, der Sieg Rußlands aber tatsächlich den größten Schlag für die Freiheit der Völker bedeuten. Hingegen würde unser Sieg zusammen mit Deutschland den Sieg der Prinzipien von „Gott, Vaterland, Arbeit, Ehre, Wohltätigkeit, Familie, Pflicht" — also den Sieg jener Prinzipien bedeuten, welche die Menschheit verehrungswürdig machen.

Professor Dr. Martin Hartmann: Halide Hanum.

Bewundernswert ist die Energie, mit welcher in der erwachenden Türkei an die Neugestaltung gegangen wird. Es ist überall ein frisches, freudiges Arbeiten, das sich bestimmte Ziele setzt. Den Reformern auf dem Papier folgten die Reformer der Tat. Sie hatten schwere Arbeit: mit dem Umschwunge vom 10./23. Juli 1908 konnte nicht sogleich eine völlig neue Zeit einsetzen, in welcher ein aufrichtiges Zusammenarbeiten der Regierenden mit den Regierten die Schäden des alten Regiments beseitigte. Die Partei, die damals die Macht errang und sie, mit kurzen Unterbrechungen, bis heute behalten hat, hatte bei der Verfahrenheit der übernommenen Erbschaft und der Ungeschultheit des Menschenmaterials, das zur Verfügung stand, eine fast übermenschliche Arbeit zu leisten. Fast alle, die an der Spitze waren, schwebten beständig in Lebensgefahr. Dadurch erklärt sich manches in dieser sturmbewegten Zeit, die für das innere Leben der Türkei 1908 begann. Ein Krieg, in dem das Reich den starken Feinden beinahe erlag, verwickelte die Lage.

Der „Bund für Einheit und Fortschritt" hielt durch. Immer wieder gelang es ihm, die feindlichen Mächte im Innern niederzuhalten. Im Anfange ging es nicht ohne eine strenge Überwachung der Presse. Sie ist einer milderen Praxis gewichen. Es erscheinen beständig in Konstantinopel Druckwerke, die ohne Rücksicht auf die Gesamtrichtung des herrschenden Kreises in politischer und religiöser Hinsicht ihre Ansichten über die Methoden der Neugestaltung, an deren Notwendigkeit niemand zweifelt, mit Freimut äußern.

Den Zustand, den man herbeisehnt, in die Zukunft projizieren, so daß der Leser mit ihm als einer vollendeten Tatsache bekannt gemacht wird, ist ein beliebtes Mittel der Parteipolitik. Je näher der Zeitpunkt liegt, in den die

Erfüllung der gewünschten Neuformung verlegt wird, desto klarer ist die Absicht, durch diese Dichtung auf eine in bestimmter Richtung verlaufende Entwicklung hinzuwirken. Eng anschließend an die Gegenwart ist das Zukunftsbild, das Halide Edib (chālide edīb) in ihrem Roman Jeni Turan „Neu-Turan" (Stambul, Tanin-Druckerei 1329 [1913], 188 Seiten in klein Oktav)*) entwirft.

Zunächst ein Wort über diese ausgezeichnete Erzählerin, Denkerin und Dichterin. Ich gebe hier an erster Stelle wieder, was sich in dem Werke New Sali Milli 1330 [1914] über sie findet.

„Halide Edib ist geboren im Jahre 1299 [1883] in Stambul, als Tochter des Edib Bej, Regie-Inspektors in Brussa. Der Vater widmete ihrer Erziehung große Sorgfalt; sie hatte englische Lehrerinnen, erhielt aber nationalen Unterricht; es gelang ihr, trotz der Bedrückungen des Hamidischen Regiments, das amerikanische Mädchen-Gymnasium in Skutari bis zur Abgangsprüfung durchzumachen; unter besonderen Lehrern trieb sie mathematische, philosophische und soziologische Studien. Der Name Halides war unter dem alten Regimente für die Welt der Presse gänzlich unbekannt; das kleine Buch, das sie unter dem Namen mader, „Mutter", erscheinen ließ, gibt keine Vorstellung von der Rolle, die sie später in der osmanischen Literatur spielen sollte. Als mit der Erklärung der Konstitution die Zeitung „Tanin" zu erscheinen begann, zog der Name Halide Edib die Aufmerksamkeit der osmanischen Leser auf sich; unter den Herzen, die für Freiheit und Reform schlugen, ragte Halide durch Glaube und Mut hervor. Es ist ein Glück für die osmanische Literatur, daß die Politik lange Zeit Halide nicht in ihren Bannkreis zog. Sie trat in jene Welt als Künstlerin ein; die Erschütterungen, die die Verhältnisse und Begebenheiten in ihrem Geiste auslösten, wurden je und je ein Kunstwerk. Einerseits lebte sie ihr Leben, andererseits schuf sie Leben. Was sie in ihrem „Sein letztes Werk" den Künstler Feridun Hikmet sagen läßt, das traf bei ihr zu: Wie der Vogel singen muß, wie der Baum, wenn der Frühling kommt, ausschlagen muß, wie die Blume sich öffnen muß, so war es auch für sie, so mußte auch sie mit natürlicher Notwendigkeit die Weisen singen, die der Wind des Lebens der Leier ihres Geistes entlockte. Für Halide genügte ein geringer Anstoß von Empfindungen, um aus ihrem von Lebenssehnsucht erfüllten Geist und Herzen ein neues Lebenslied hervorquellen zu lassen; ein glühendes Temperament, ein auf den leisesten Druck mit tiefem und langgezogenem Echo reagierendes Empfinden, ein alle Wesen umarmendes, mitfühlendes Herz brachte, sobald es mit den tausenderlei Regungen des täglichen Lebens in Berührung kam, lebensvolle, echt menschliche Werke hervor; man kann in ihren Schriften grammatischen Kühn-

*) Der Roman ist von Friedrich Schrader verdeutscht worden und als Band 6 der Deutschen Orientbücherei bei Gustav Kiepenheuer in Weimar erschienen.

heiten begegnen, aber sie sind von Anfang bis zu Ende beseelt mit dem Reize ihres Stils, sie sind das Leben selbst, sie sind Stücke von Geist und Leben, die durch die Kunst ihres Genius vor unser Auge hingestellt sind. charāb ma'bedler „Zerstörte Tempel" und rā'ifin annesi „Ra'ifs Mama" können angesehen werden als Stilversuche, in denen diese von Leben zitternde, empfindsame Künstlerin sich selbst suchte; aber den entscheidenden Ausdruck ihres eigentlichen künstlerischen Genius fand sie in chendān „Lustig"; man kann unbedenklich sagen, daß chendān nicht bloß ein Meisterwerk der osmanischen Literatur ist, sondern daß es auch seinen Platz in der Weltliteratur haben wird; trotz der Ungereimtheiten und Ungeschicklichkeiten der französischen Übersetzung zog chendān die Aufmerksamkeit der fränkischen Leser auf sich; eine deutsche und eine englische Übersetzung sind in Vorbereitung. Man darf in chendān nicht soziale oder Lebensphilosophie suchen; das Werk ist einzig eine Liebesgeschichte, handelt nur von Herz und Liebe; ein wie großes Talent erforderte es, um dieses ewige Epos, das seit den ersten Augenblicken der Zivilisation von Tausenden von Künstlern gesungen worden ist, mit so jungfräulichen Tönen und Momenten wiederzuschaffen? Halide schien in jeni turan „Neu-Turan" die Kunst dem Denken, der Theorie zu opfern. In son eseri „Sein letztes Werk" führte sie uns wieder in das Allerheiligste der Kunst und ließ unseren Geist rein von ästhetischen Erregungen durchzittern. Die Vollendung, die „Sein letztes Werk" zeigt, läßt uns hoffen, daß diese große Autorin mit chendān noch nicht ihr letztes Wort gesprochen hat."

Diese Charakteristik, die nicht wie die meisten andern Biographien und Charakteristiken der Sammlung New Sali Milli mit dem Namen des Schreibers gezeichnet ist, dürfte wohl aus den Kreisen der Zeitung „Tanin" stammen, mit der die Dichterin in näheren Beziehungen steht. (Der „Tanin" brachte nicht selten Gedichte von ihr, zuletzt in seiner Nummer 2538 vom 8. Januar 1916 „Die Maske", eine Übersetzung.) Es fehlt leider ihr Bild, während andere Damen (Nigar, Ihsan Ra'if, Bilkis) nicht Bedenken getragen haben, ihr Konterfei in dem Sammelwerke abdrucken zu lassen, wie das ausnahmslos der Fall ist bei den männlichen Biographierten. Auch darin ist bei ihr eine Ausnahme gemacht, daß eine Probe aus ihrem Schaffen nicht gegeben ist. Dagegen findet sich das Faksimile einer Niederschrift von ihrer Hand (S. 258), in einer nicht sehr leserlichen Schrift, datiert vom 28. Dezember 1329 [10. Januar 1914]: „Das Leben gleicht einer Reise und ist sicherlich in der Minute zu Ende, wo man es am wenigsten denkt; der Unterschied zwischen beiden ist: wenn die Reise zu Ende ist, empfindet man Trauer, wenn das Leben zu Ende ist, hat man Ruhe."

Es sollen hier nur über den von dem ausgezeichneten Kenner des modernen Osmanisch und scharfsichtigen Beobachter des türkischen Lebens Dr. Friedrich Schrader übersetzten und im „Osmanischen Lloyd" gedruckten Roman Jeni Turan einige Worte gesagt werden. Dieses Buch machte bei seinem Er-

scheinen (als Nr. 2 der Sammlung Türk-Jordu Kitableri, Stambul 1329 [1913]) ungeheures Aufsehen. Es gibt wohl keinen an den öffentlichen Dingen Anteil nehmenden Türken in Stambul, der das Buch nicht kennt. Die Partei, aus deren Geist es entstanden ist, kann kein besseres Mittel der Propaganda wählen als seine Verbreitung oder Abdruck von Stücken daraus. So wurde eine der wirksamsten Stellen des Buches, die Schilderung des Neu-Turan-Heimes in Erenköj (Seite 18—32), abgedruckt in „Altyn Amarghan", einer Sammlung nationalistischer Literaturstücke, die vom Türk Jordu herausgegeben ist (Band I, 2—16; der Abdruck ist nicht einwandfrei).

Dr. Schrader hatte bereits vor Erscheinen seiner Übersetzung auf die Bedeutung des „Neu-Turan" hingewiesen in einem Referat im „Osmanischen Lloyd" vom 7. Januar 1914. Er faßte dort die Tendenz des Werkes in sehr geschickter Weise in folgenden knappen, das Wesentliche sagenden Worten zusammen: „Das Neue Turan, das ist der Gral, dem die türkischen Idealisten nachgehen, das Ideal einer zum Bewußtsein erwachten Nationalität, die mit Entschiedenheit die Bahn des Fortschritts betritt, die unter Anknüpfung an das ureigentliche Wesen des türkischen Stammes die schlummernden Energien wieder zu erwecken sucht, die einst jene großen Dämonen der Zerstörung, einen Dschingis und Timur erzeugten. Nicht zerstören aber will der Neuturanier, sondern dieselben Energien, die früher die Welt in Blut und Feuer getaucht haben, in wohltätig schaffende Kräfte verwandeln, aus denen heraus die Nation neugeboren wird." Wenn hier von „Anknüpfung an das ureigene Wesen des türkischen Stammes" gesprochen wird, so ist das nur im Sinne der in diesen Kreisen herrschenden Vorstellungen zu verstehen. Dieselben Kreise würden Protest dagegen einlegen, daß von Dschingis und Timur als von „großen Dämonen der Zerstörung" gesprochen wird. Durch die ganze neuturanische Literatur geht die Vorstellung, daß gerade von diesen Heroen des Türkentums (auch der Mongole Dschingis wird für das Türkentum in Anspruch genommen) unendlicher Segen über die Welt geflossen ist, daß erst durch das von ihm ausstrahlende Licht die Welt wurde, was sie geworden, mit einer Fülle von Schönheit und Kulturwerten. Das spricht sich in zahlreichen Äußerungen der modernen Autoren und Dichter aus. Erfreulich ist, daß die Dichterin sich nicht in die sonst beliebten Schilderungen einer Vorzeit verliert, die in vollständigem Nebel liegt, und die die modernen Turanschwärmer nur aus älteren Werken der europäischen Orientalisten kennen. Nicht rückblickend, sondern in die Zukunft schauend ist die Erzählung Halides, und sie beschäftigt sich mit der Vergangenheit nur gelegentlich: das Kunsthandwerk, dem die neue türkische Gesellschaft besondere Aufmerksamkeit widmet, lehnt sich an Vorbilder an, die aus der Seldschukenzeit stammen. Es ist dabei ersichtlich gedacht an die Stücke des Kunstgewerbes aus Kleinasien, die sich im Islamischen Museum Stambuls befinden. Daß in diesen Stücken eine spezifisch *türkische* Kunst ihren Ausdruck findet, ist nicht sicher. Das ist aber

nicht wesentlich. Das Wesentliche ist, daß in diesen Stücken künstlerische Motive zum Ausdruck kommen, die seit Jahrhunderten den Türken in Kleinasien vor Augen gestanden haben, von denen allerdings vor den höchst dankenswerten Bemühungen des kenntnisreichen und kunstsinnigen Direktors der Osmanischen Museen, Halil Bey, die Effendis Konstantinopels kaum Kenntnis gehabt haben. Es soll hier auch nicht untersucht werden, ob Beziehungen bestehen zwischen den älteren Stücken des Kunsthandwerks in Kleinasien und dem, was in Konstantinopel von kunstgewerblichen Arbeiten vor der bewußten Nachbildung durch die „Turanier" verfertigt worden ist (in der Hauptstadt herrschte eine so starke Stilmischung, daß engere Beziehungen kaum angenommen werden dürfen; es ist überhaupt fraglich, ob das Osmanentum, soweit es kunstgewerblich tätig war, sich an die Vorbilder aus der Seldschukenzeit in Kleinasien anschloß.) Es genügt, daß die gegenwärtige Generation von dem Gedanken durchdrungen ist: wir müssen unserem eigenen Wesen Ausdruck suchen in den Schöpfungen der großen und kleinen Kunst, wir wollen einen türkischen Kunststil herausbilden. Die Bemerkungen, die die Dichterin dem Erzähler der Geschichte in den Mund legt, kennzeichnen die Kämpfe, die diese Stilsuche zu bestehen hatte und hat. Es hat sich die Richtung durchgesetzt, die, in den Kunstgewerbstücken Kleinasiens ihr Vorbild sehend, zunächst sich nachahmend verhält. Als der Erzähler die Holzschnittarbeiten und Gewebearbeiten dieser Kunstübung der neutürkischen Generation zum ersten Male sieht, erscheinen sie ihm häßlich, grotesk, zum mindesten streng; er kann aber nicht leugnen, daß eine starke persönliche Note darin liegt (er meint: die volkspersönliche Note; das ist, was man „Stil" nennt).

Die Geschichte spielt nach fünfzehn Jahren. Man mag die Schilderungen eine Zukunftsphantasie nennen, denn niemand kann voraussagen, wie sich die völkische Entwicklung der osmanischen Türken in den nächsten Dezennien vollziehen wird. Die Schilderungen aus dieser Zukunft sind hier aber doch nicht eine reine Phantasie, sie sind vielmehr ein Programm. Das hätte gegeben werden können in systematischer Ausführung: es war dann die Entwicklung des Unterrichtswesens im einzelnen zu schildern, es waren die Mittel und Wege anzugeben, um zu einem völkischen kunstgewerblichen Schaffen zu gelangen. Das war nicht Halide Hanums Sache: Sie sieht das Ergebnis und gestaltet es in künstlerischer Weise. In der Art, wie sie das tut, liegen Einzelmomente, die für die Ausarbeitung des Programms fruchtbar werden können. Ein Moment, das in ihrer Schilderung besonders hervortritt, ist das freudige Zusammenarbeiten beider Geschlechter: auch die junge Frauenwelt des Osmanentums nimmt an allem lebhaften und wirksamen Anteil, und wir fühlen uns in eine europäische Umwelt versetzt, wenn wir die weibliche Jugend in ernster Arbeit vereint sehen mit den strebenden Männern. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß die Energie, mit welcher die junge Frauenwelt Stambuls sich den Fesseln entringt und auf den Hochschulen Europas die Grundlagen für eine wirksame Mitarbeit an der

Erziehung der Nation zu gewinnen sucht, nicht zum wenigsten die Frucht der Verherrlichung ernster Arbeit in „Jeni Turan" ist.

„Jeni Turan" ist ein Ich-Roman, und der Sprechende, Kassim, beginnt mit dem Jahre 1347 (wird anfangen den 20. Juni 1928, also zwanzig Jahre nach dem großen Umschwunge). „In meiner Kindheit," erzählt Kassim, „kannte man nur die beiden Parteien: „Einheit und Fortschritt" und: „Opposition". Aber die Parteinamen wechselten: die Komiteepartei nahm den Namen „Neu-Turan" an, die Opposition den Namen: „Neu-Osmanen". Aber auch der ursprüngliche Charakter erfuhr eine Wandlung: Neu-Turan wurde die Partei der Dezentralisation, bis zur Föderation hin; die Neu-Osmanen traten für Zentralisation ein." Köstlich geschildert werden die beiden guten Freunde Hamdi Pascha, der Onkel des Erzählers und führender Mann in der Partei der Neu-Osmanen, und Lutfi Bey, der strenger Parteigänger der Komiteepartei bzw. von Neu-Turan ist. Lutfi Beys Tochter, Semije Hanum, besucht Hamdi Pascha noch weiter, nachdem der politische Gegensatz eine Trennung herbeigeführt hat; das energische Mädchen, das sympathisch beschrieben wird, übt einen Einfluß auf den Pascha aus. Eines Tages aber sind Lutfi Bey und seine Tochter verschwunden. Das ist die Vorgeschichte. Das Jahr 1347 findet den fünfundzwanzigjährigen Erzähler als Privatsekretär seines Onkels Hamdi Pascha. Die Neu-Turan-Partei arbeitet mit Hochdruck: zahlreiche Einrichtungen und Gesellschaften zeugen von ihrer intelligenten Tätigkeit für das Gemeinwohl, bei welcher vor allem die Hebung der sozialen Stellung der Frau eine Rolle spielt: in ihre vortrefflichen Schulen schicken sogar die Neu-Osmanen ihre Kinder. Die Neu-Osmanen machen die Gegenpartei als dem Islam gefährlich verdächtig; als Agitationsmittel wird verwandt, daß einige Frauen von Neu-Turan als Professoren in der Moschee unterrichten wollen, wie das in der alten Zeit des Islams vorgekommen ist. Kassim erfährt, daß in Erenköj, dem bekannten Vorort Stambuls auf der asiatischen Seite, jeden Freitag Versammlungen abgehalten werden. Auf dem Wege dorthin hört er von einem alten Neu-Turan-Parteiler in einem streitvollen Gespräche, daß der Parteiführer (bašbogh) Oghuz und eine Frau namens Kaja sprechen werden. Köstlich ist die Schilderung des Versammlungshauses der Neu-Turan-Leute in Erenköj, das ein Zentrum der Partei ist. Es ist alles von der größten Ordnung und Sauberkeit; die Geräte sämtlich in alttürkischem Stil (seldschukisch); Bücher und Zeitschriften in Mengen im Lesesaal. Die Schnitzereien und Stickereien sind mit den Namen der Verfertiger und Verfertigerinnen geschmückt, die sich dabei als „N. N. Sohn seines (Tochter ihres) Heims" bezeichnen. Zu seinem Erstaunen trifft Kassim dort auch den Imam seines Quartiers, der ein Anhänger von Oghuz ist; es wird eine erhebende Musik gemacht von fünf, sechs Mewlewi-Derwischen, neben denen ein moderner Musiker nationale Gesänge vorträgt: alles atmet den Geist des alten Türkentums (S. 25). Ergreifend sind Verse des Liedes „Neu-Turan", die den Hörer heftig erregen: „Neu-Turan!

geliebtes Land! Sag, wo ist der Weg zu dir? Vor sechshundert Jahren irrten wir in fremden Ländern, auf fernen Straßen, in wasserlosen Sommerlagern, auf schattenlosen Bergen umher, vertrockneten wir selbst in den dürren Salzsteppen — sag, wo ist dein lebenspendender klarer Bach, wo ist dein grünes Land? Neu-Turan, geliebtes Land, sag, wo ist der Weg zu dir?" Da tritt eine seltsame Erscheinung auf den Plan: in einer Loge zeigt sich eine Frauengestalt, die durch ihre innere Hoheit, daneben die vollkommene Schlichtheit in der äußeren Aufmachung bei allen Anwesenden, auch bei Aassim, einen tiefen Eindruck hervorruft. Es ist Kaja, auf die Aassim bereits vorbereitet ist, und die identisch ist mit jener Semije Hanum, die mit ihrem Vater plötzlich verschwunden war. Aassim sträubt sich anfangs, allen diesen Eindrücken sich hinzugeben, aber er wird überwältigt. Endlich tritt Oghuz auf und hält mit kräftiger, entschlossener Stimme eine Rede, in der er zunächst eine Übersicht über die Geschichte der Osmanen gibt. Er schildert die glücklichen ersten beiden Perioden der Bildung des Staates und der Eroberungen, bis zum Tode Mohammed des Eroberers reichend; dann folgt die schlimme Zeit der ziellosen Expansion (maqsadsyzlyq), bei der überall nutzlose Händel angefangen werden; der Verfall dauert an bis zur nationalen Revolution, die die Fähigkeit der osmanischen Türken zu nationalem Leben erweist; jedoch die Schwierigkeiten sind zu groß, und das osmanische Kaisertum (imperatorluq; es ist nie vom Sultanat und Kalifat die Rede) wird schwer erschüttert. Da verspricht Neu-Turan den Weg zur Rettung. Zu seinem Erstaunen trifft Aassim auch seinen Onkel Hamdi, der sich über die Rede höchst abfällig äußert und — er ist ja Minister — Oghuz sofort verhaften läßt und in der Ministersitzung am Tage darauf mit dem Kriegsminister über seine Beseitigung sich verständigt. Zur selben Sitzung erscheint Kaja, alias Semije, und erhält eine Privataudienz bei Hamdi (der Sekretär Aassim hört hinter einem Wandschirm zu), in welcher der Pascha kurzerhand erklärt: „Du heiratest mich, oder ich bringe deinen Oghuz zu Tode." Im Interesse der Sache gibt Kaja nach und erhält den Freilassungsbefehl. Die Heirat wird sofort vollzogen. Bei dem einfachen Hochzeitsmahl mit wenigen Gästen ist Kaja verstimmt; es werden ihr alle möglichen Aufmerksamkeiten erwiesen, aber sie achtet sie nicht. Auch weiterhin ist sie höchst zurückhaltend, ist auch nicht zu bewegen, ihre altmodische Kleidung zu ändern. Bei den bald darauf stattfindenden Wahlen stehen sich Hamdi Pascha und Oghuz als Kandidaten gegenüber. Hamdi siegt und führt in Gegenwart Kajas politische Reden gegen Neu-Turan. Auch sonst quält er sie mit Taktlosigkeiten: er zwingt ihr eine griechische Dienerin auf und wundert sich, daß sie eine Türkin haben will. Kaja schwindet hin; der Arzt diagnostiziert auf ein Nervenleiden, der Pascha hat schweren Zank mit Oghuz. Es erscheinen Artikel in den Zeitungen, wegen deren der Pascha Kaja verdächtigt. Eine politische Umwälzung bringt die Neu-Turan-Partei zur Herrschaft, und Oghuz erhält das Ministerium des Unterrichts und des Innern. Hamdi geht mit Kaja auf Reisen.

Die Neu-Turan-Partei nutzt den Sieg aus, um einige ihrer Pläne zu verwirklichen. Es folgt ein Briefwechsel zwischen Aassim und seinem Onkel Hamdi. Es zeigt sich, daß Hamdi vollständig in den Bann Kajas geraten war. Der starke Rhythmus des politischen Lebens reißt Hamdi heraus (beachte die Schilderung der Regierung und ihres Kampfes mit der Opposition, wobei die Gruppen scharf hervortreten). Eine große Rede Oghuz' für die Dezentralisation reißt alle fort: Ausdehnung der Befugnisse der Walis, Ernennung lokaler Behörden, Bildung von Milizen werden bewilligt. Der Begleiter des Paschas, Hurschid Salim, schwört Oghuz Rache. Kann auch Oghuz mit seiner Partei nicht alles Gewünschte erreichen, so hält er sich doch. Hamdi ist zu Hause launisch: bald gereizt unfreundlich, bald bis zur Selbstentwürdigung unterwürfig. Die Spannung wächst durch politische Häkeleien. Die ernste Arbeit der Neu-Turaner geht ihren Weg: sie macht aus Brussa ein gewaltiges Industriezentrum, aus der Provinz Adena ein zweites Ägypten. Nach vierjährigen Parteikämpfen findet eine Art Versöhnung statt: Hamdi und seine Partei stimmen für die Frauenbildungsvorlagen: Kaja ist befriedigt. Da geschieht ein Ungeheueres. Oghuz wird durch einen Mörderschuß schwer verwundet. Damit ist Hamdis und Kajas Geschick besiegelt. Hamdi hat nur einen Gedanken: Kaja darf die Tat nicht erfahren, damit sie nicht an Oghuz' Lager eile. Der Mörder gibt an, Oghuz getötet zu haben, weil er gegen die Schari'at den Frauen die Schleierlosigkeit erlaubte. Hamdi spielt Kaja gegenüber geschickt die Komödie des bekehrten Parteimannes, Kaja ist getäuscht. Sie verzeiht Hamdi und Aassim die frühere Feindschaft gegen ihre Ziele. Aassim wird an das Sterbebett des Oghuz gerufen. Es folgt nun eines der gelungensten Stücke des Werkes, zu dem sicherlich eine bestimmte Person Modell gestanden hat: Der Bericht Oghuz' über seine äußere und innere Entwicklung. Das ist ein Stück Türkenleben im besten Sinne des Wortes, das zugleich ins allgemein Menschliche erhoben ist, ein Leben voll Liebe und innerer Größe in dem armseligen Heim im Tartaren-Viertel zu Brussa; es erreicht seinen Höhepunkt, als der lernbegierige, für die türkische Sache begeisterte Jüngling nach Stambul kommt oder vielmehr auf die Farm Dejirmendere in der Nähe der Hauptstadt, wo seine alleinstehende Base Semije, alias Kaja, wohnt; sie hatte seine Mutter und ihn eingeladen, ihre Wohnung in dem vom Vater hinterlassenen Erbe zu teilen. Sie übt dort ein großes Kulturwerk, indem sie die Großen zu nützlicher Gemeinwohlarbeit anleitet, der Jugend eine praktische Erziehung gibt. Die beiden starken jungen Menschenkinder träumen zusammen den Traum des Neuen Turan: Oghuz nimmt vollständig an ihrer praktischen Arbeit teil; zugleich treiben sie gemeinsam ernste Studien in ihrer gut ausgestatteten Bibliothek; ein Piano fehlt nicht. Die Darstellung dieser Beziehungen ist von großer Schönheit: die reine, zarte Neigung, die sich zu tiefer Leidenschaft entwickelt, wird mit feinem Gefühl geschildert. Der Gewaltstreich Hamdis, den wir aus dem Anfang des Buches kennen, die

Gefangensetzung Oghuz', greift rauh in das Idyll ein. Als Oghuz zurückkehrt, findet er die Geliebte nicht mehr: seine Mutter weiß nur, daß sie eines Tages ausgegangen und nicht zurückgekehrt sei. Oghuz steht vor einem vollkommenen Rätsel; er weiß nur, daß Hamdi Pascha sich wie ein Schatten zwischen beide gestellt hatte (hier ist eine scheinbare Unstimmigkeit: wie sollte Oghuz nicht die Verheiratung erfahren haben? Doch ist es denkbar, daß die eigenartigen Verhältnisse Stambuls die Auffindung einer Verschleppten so gut wie unmöglich machen; dazu kommt, daß das Geräuschemachen nicht in der Art dieser Personen ist). Nur eine Vermutung hat Oghuz, daß Kaja ihm mit Gewalt fortgenommen ist, und er beschwört Aassim, ihm die volle Wahrheit zu sagen. Aassim bringt es nicht über sich, und er schwört, daß er in dieser Sache nicht unterrichtet sei. Oghuz sinkt zurück: Das Geheimnis ist ihm nicht gelöst, das ist sein Ende. Zurückgekehrt findet Aassim Hamdi in seltsamer Stimmung: er hat etwas Häßliches in den Zügen, als er erzählt, Kaja habe gerade für Oghuz geschwärmt. Die beiden Männer durchwachen den Rest der Nacht; gegen Morgen sinkt der Pascha in Schlaf. In aller Frühe hat Kaja die ihr bisher vorenthaltenen Zeitungen an sich reißen können. Sie tritt in das Zimmer des Paschas. Es folgt eine Szene, die stärker wirken würde, wenn die Schmähworte nicht so stark aufgetragen wären, daß sie den Ausdruck des tiefen Empfindens stören. Schwächlich und elend ist das Gewimmer Hamdis, der nun sich bereit erklärt, Kaja wie auch immer in das neue Turan zu folgen. Der Schmerz, daß Hamdi sie gehindert, dem sterbenden Geliebten, dem sie innerlich treu geblieben, noch einmal die Hand zu drücken, kommt in erschütternder Rede zum Ausdruck. Kaja stürzt in die kalte Schneenacht hinaus, doch nur um zu spät zu kommen, denn schon hatte Oghuz' Mutter ihm die Augen zugedrückt. Das ist die Geschichte der Mutter des Neuen Turan.

Wohl mancher hat mit mir angenommen, daß in der stimmungsvollen Erzählung viel Persönliches enthalten sei. Nach dem Berichte einer Dame, die die Verfasserin gut kennt, ist nichts davon. Wohl hat Halide Hanum viel Schweres durchgemacht, aber ihre Erlebnisse haben mit dem Schicksal Kajas, das in Neu-Turan geschildert ist, nichts gemein. Die literarischen Kreise Stambuls sehen in dem Buche nicht einen Schlüsselroman. Man hat die Helden in den bekannten Kreisen gesucht; ohne Erfolg. Von geschult literarischer türkischer Seite stammt folgendes Urteil über „Jeni Turan":

„In der Sprache, die von Ungewöhnlichkeiten nicht frei ist, erkennen wir, die wir systematisch die Literatur verfolgen, die Frau; der Stil hat etwas Nervöses; wir erkennen aber an, daß die Sprache natürlich strömend und leicht verständlich ist; sie kommt von Herzen und geht zu Herzen; kurz: Halide Hanum hat Stil, was man von vielen der modernen Erzähler, z. B. Halid Zija, nicht sagen kann; bei ihm ist alles ausgeklügelt, deshalb wirkt er nicht; seine Lesung ermüdet, während Halide in ihrer Ursprünglichkeit uns fortreißt: man nimmt

ihr Buch und legt es nicht fort, ehe man es zu Ende gelesen; sachlich ist manches verzeichnet: Kaja macht seltsame Dinge; ihr Verhalten bei der plötzlichen Werbung des Paschas ist befremdend; ist aber diese Figur objektiv unrichtig, so ist sie es nicht subjektiv; politisch erscheint uns das Buch wertlos; die idealen Ziele, die darin aufgestellt sind, sind für uns zum Teil unannehmbar; wir wollen nicht Derwischmusik mit ihren primitiven Ausdrucksmitteln, mit denen die erhabenen Tonschöpfungen eines Beethoven, eines Schumann nicht wiedergegeben werden können; wir wollen nicht Seltsamkeiten in der Kleidung, die aus der Rumpelkammer hervorgeholt sind und unserem Empfinden nicht entsprechen."

Auch uns erscheint in dem Charakter der Heldin manches unwahrscheinlich, psychologisch unrichtig. Wer kennt aber die Psyche der Türkin? Müssen wir nicht annehmen, daß die hochbegabte Dichterin, die so viele feine Beobachtungen macht, auch eine gründliche Seelenkennerin ist? Ich finde in meinen Aufzeichnungen eine Notiz nach Angabe einer deutschen Dame, die die Frauenwelt Stambuls gründlich kennt und auch von Halide Hanum eine klare Vorstellung hat, die so lautet: „Halide soll fast gar nicht lesen, lebt nur ein äußerst intensives Innenleben; ist in ihrem Denken völlig Europäerin, kennt aber die Frauenwelt Stambuls gut." In jedem Falle ist Halide Hanum besser unterrichtet und vor allem gerechter, als Salahuddin Kassim, der Verfasser des Schmähbuches „Die Degeneration der türkischen Frau", das geschrieben zu haben er selbst sicherlich jetzt bedauert, wo die türkische Frau sich in zahlreichen Fällen als ihren europäischen Schwestern gleichstehend an sittlichen und geistigen Qualitäten, kurz, als „gute Europäerin" erwiesen hat. Doch das gehört in ein besonderes Kapitel. Hier will ich nur sagen, daß der Europäer, der nicht Gelegenheit hatte, mit türkischen Frauen erster Ordnung persönlich in Beziehung zu treten, einigen Anhalt hat in den Bildern der hervorragenden türkischen Frauen, denen man jetzt nicht selten in Zeitungen und Büchern begegnet. Es überwiegt da der ernste Kopf mit entschlossenen, meist etwas leidenden Zügen weit über den „Fratz". Heute gibt es eine Anzahl türkischer Frauen und Mädchen, die sich einer verhältnismäßigen Selbständigkeit erfreuen, die bis zu einem gewissen Grade ihr Leben gestalten können und zu gestalten entschlossen sind. Freilich, dem einseitigen Scheidungsrecht des Mannes sind sie vorläufig noch unterworfen, und es ist die Frage, ob es gelingen wird, in das für die Türken geltende religiöse Eherecht eine Neuordnung der Ehescheidungsbestimmungen einzuführen. Das Ziel ist, auch das Personenrecht zu „kodifizieren", d. h. es so auszuarbeiten, daß feste Normen für alle Angehörigen des Osmanischen Reiches gelten. Bei der Elastizität der Schari'a ist dieses Ziel nicht unerreichbar; es kommt nur auf den guten Willen und einiges Geschick an. Wenn man bedenkt, in welchem Gegensatze die Tatsache, daß heute türkische Mädchen in Genf als Studentinnen der Universität eingeschrieben sind und vollständig an dem Arbeitsleben teilnehmen, zu der anderen Tatsache steht, daß noch bis vor ganz kurzem ein

aus Anatolien zugereister und in einer Madresse in die Lehren des „Heiligen Gesetzes" eingeweihter Bauernjunge eine nicht streng verschleiert gehende Türkin auf offener Straße gröblichst beschimpfen konnte, und daß selbst Regierungsbehörden der beschränkten Auffassung des Gesetzes (von dieser beschränkten Auffassung findet sich in den Grundurkunden der Religion keine Spur; sie ist die Ausgeburt einer späteren sozialen Entwicklung) Konzessionen machen mußten durch Einschärfung des Schleiergebotes, so ermißt man erst vollständig den Fortschritt, der gemacht ist, und gewinnt Vertrauen zu einer die gesamte Materie neugestaltenden Rechtsbildung. Solange das Fortschickungsrecht des Mannes in Kraft ist, lebt die türkische Frau unter beständigem Druck. Es wird von den Türken, die ihr Land am besten kennen, beklagt, daß die moderne türkische Männerwelt gerade an diesem absoluten Fortschickungsrechte festhält und es gar zu häufig anwendet. Das ist noch ein Rest der alten Weltanschauung, und es wird noch einiger Zeit bedürfen, um hier einen Wandel zu schaffen. Kaja-Semije steht noch in der alten Zeit und daraus erklärt sich vielleicht manches in ihrem Gebaren. Sie ist ein freier, starker Geist, sie weiß aber auch, daß sie, wenn sie offen für Oghuz eintritt, alle gegen sich haben wird und daß sie dabei Oghuz gegen mächtige Feinde nicht retten kann. Warum Oghuz und Semije sich nicht heiraten? Man empfindet es nur: diese Menschen können nur so miteinander leben, in dieser Spannung; sie fürchten, bei der üblichen Ausgestaltung der Beziehungen werde alles in der grauen Alltäglichkeit versinken. Es wäre interessant, von Halide Hanum selbst einige Worte zur Psychologie ihrer Heldin zu hören. Aber Dichter lassen sich über solche Dinge nicht ausfragen — nicht selten steht ihnen selbst wohl nicht mehr vor der Seele, was sie bei Schaffung des Werkes empfanden: es steht ihnen nun als ein Selbständiges, außer ihnen Liegendes gegenüber; sie müßten sich selbst erst wieder einleben und könnten sich bei dem Versuche einer Interpretation irren.

Nach der Biographie und nach Äußerungen von Eingeweihten nehme ich an, daß von Halide Hanum eine weitere politische Arbeit nicht zu erwarten ist. Sie scheint entschlossen zu sein, diesen politischen Roman ihren einzigen sein zu lassen. Aber bei ihrem starken Empfinden, bei der Geschmeidigkeit ihres Geistes, nicht zum wenigsten auch aus der Umwelt heraus, in der sie lebt, und deren Interessenkreis starke politische Motive enthält, die sich hier freilich mit der allgemeinen Entwicklung der Gesellschaft so eng berühren, daß man eine Scheidelinie nicht ziehen kann, darf man mit Überraschungen rechnen. Dem Künstler ist der Weg nicht vorzuschreiben. Nur Wünsche dürfen ihm ausgesprochen werden. In diesem Falle solche zu äußern, ist zunächst Sache der Volksgenossen, die das erste Interesse haben, von einem Mitgliede ihrer Gruppe so viele und reiche Früchte zu ernten, wie möglich. Wenn auch wir uns an solchen Wünschen und Bitten beteiligen, so geschieht es aus dem herzlichen Anteile heraus, den wir an der Höherführung der Osmanischen Nation nehmen. In diesem Sinne

wage ich hier in aller Ehrerbietung die Hoffnung auszusprechen, daß die Dichterin die schöne und reiche Kraft, die sie besitzt, voll und ganz derjenigen immer tieferen Erfassung des wirklichen Lebens zuwendet, durch welche alle eigene Betätigung gesteigert wird. Den Entwicklungmöglichkeiten, die vor der Osmanischen Nation liegen, in Dingen der geistigen und sittlichen Fürsorge nachzugehen und durch poetische Verarbeitung ihnen Freunde, Mitdenker und Weiterdenker zu gewinnen, erscheint doch als ein höheres Ziel denn die Ausmalung von Konflikten, die auf dem Gebiete des politischen Lebens liegen.

Scheich Prof. Abd-El Aziz Schauisch*): Ägypten und der Krieg.

(Übersetzt von Dr. Herbert E. Hirschberg.)

Wenn ich die ägyptische Frage hier behandle, so geschieht es nicht nur wegen der Leiden, die Ägypten unter der britischen Herrschaft zu erdulden gehabt hat, sondern auch, weil es sich um eine Frage von höchstem allgemeinen Interesse handelt. Es liegt auf der Hand, daß die Bedeutung Ägyptens, das schon von jeher nach seiner geographischen Lage eine große Rolle in der Geschichte der Welt gespielt hat, in politischer Hinsicht durch den Bau des Suez-Kanals erheblich gestiegen ist.

Ich brauche hier nicht die unermeßlichen Vorteile auseinanderzusetzen, die England seit Beginn dieses Krieges aus der Okkupation Ägyptens gezogen hat: Es war der Suez-Kanal, der England erlaubte, von fern und nah seine zerstreute Streitmacht zusammenzubringen. Es war der Kanal, der England die Möglichkeit gab, den Bedürfnissen des Krieges zu entsprechen und seinen brennenden Forderungen gerecht zu werden. Männer, Geld, Munition, Vorräte usw. werden beständig durch Ägypten transportiert, um die verschiedenen Schlachtfelder zu versorgen.

Die englische Okkupation Ägyptens hat dagegen unsere Machtentfaltung hintenangehalten und uns verhindert, die uns gebührende Stellung in Afrika einzunehmen. Wir sind dadurch des leichten Zuganges zu den französischen, englischen und italienischen Kolonien in Nordafrika beraubt worden. Die Quelle unserer Kraft und Macht trennte sich so sehr von diesem Kontinent, daß unsere dortigen Interessen eine leichte Beute für unsern Feind wurden.

*) Scheich Schauisch ist einer der bekanntesten Gelehrten der islamischen Welt und zugleich einer der eifrigsten Vorkämpfer für die Befreiung seines Geburtslandes Ägypten von der englischen Herrschaft. Die hier in der Übersetzung wiedergegebene Rede ist von dem Scheich Tigal in der Nachrichtenstelle für den Orient gehalten worden.

Die offenkundige, ruhige und friedfertige Haltung, die Ägypten seit Ausbruch des Krieges eingenommen hat, hat darum bei denjenigen, die keine Gelegenheit zu genauer Beobachtung der Verhältnisse hatten, naturgemäß zu falschen Urteilen geführt. Die Ägypter haben in der Akaba-Frage (1906) bewiesen, daß sie niemals aufrichtig zu den Engländern gehalten haben, und daß sie mit Herz und Seele am Kalifat hängen. Als sie von den englischen Behörden befragt wurden, ob sie gegen die Türken fechten würden, falls diese fortführen, die Länder zu beanspruchen, die die Engländer als die „ägyptischen Rechte" betrachteten, haben sie sich geweigert, irgendetwas gegen die Armee ihres Kalifen zu unternehmen. Dieser feste Entschluß hat Lord Cromer in Raserei versetzt und ihn veranlaßt, an eine Bestrafung des „undankbaren" Ägyptens zu denken. Auch in dem letzten Kriege in Tripolis taten die Ägypter für die Türken, was in ihren Kräften stand, trotz des feindseligen Verhaltens der Engländer. Ebenso war es im Balkankrieg. Es existieren in der Geschichte so viele Beispiele, daß es der Welt nicht erst besonders bewiesen zu werden braucht, daß die Ägypter immer, wenn nur möglich, mit der Regierung ihres Kalifats sympathisierten und zusammengingen.

Wie haben sich nun die Ägypter in dem gegenwärtigen Kriege verhalten?

Kurz bevor die osmanische Regierung den Krieg gegen die Entente-Mächte erklärte, wurde den wenigen Ägyptern, die im Besitze einfacher Waffen waren, befohlen, diese der Lokalbehörde zur Erneuerung ihrer Erlaubnisscheine abzuliefern. Die Ägypter, die keinen Verdacht schöpften, gaben ihre Waffen gegen das Versprechen, sie mit neuen Lizenzen zurückzuerhalten, ab. Aber bisher ist keine Waffe zurückgegeben worden. Ja, noch mehr: kurz nach der Kriegserklärung gingen Polizisten zusammen mit einigen anderen Beamten durch alle Häuser und konfiszierten alle Waffen, die sie finden konnten. Ebenso wurden alle Läden, in denen mit Waffen gehandelt wurde, durch die Behörde geschlossen.

Auch unter den ägyptischen Offizieren waren einige, die bei den Engländern Verdacht erregten. Sie wurden entwaffnet und nach dem Sudan abgeschoben.

Was jedoch können die Ägypter ohne Waffen unternehmen? Sie können nichts weiter tun, als sich weigern, den Engländern auch nur die kleinste Unterstützung gegen das Kalifat und seine Verbündeten zu leisten, und das haben sie getan. England führte Truppen von fern und nah heran, Moslems, Hindus, Christen, Parsen, Juden, aller Nationalitäten. Darauf versuchten sie, auch Ägypter nach den Schlachtfeldern zu führen. Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der einzige Fall, der angeführt werden könnte, ist gerade ein deutliches Zeichen der aufrichtigen Gesinnung der Ägypter gegenüber ihrem Kalifat. Nach der türkischen Zeitung „Tanin" war es den englischen Behörden gelungen, 150 Ägypter durch Vortäuschung falscher Tatsachen zu gewinnen. Als diese Leute in Alexandrien entdeckten, daß sie nach den Dardanellen eingeschifft werden sollten, leisteten sie Widerstand. Jedoch die Engländer kümmerten sich nicht

darum; sie schlugen die Leute und schifften sie dann ein nach einem Ziel, dessen Namen wir bis heute noch erfahren sollen.

Der Begriff „Ägypten“ wird oft mißverstanden. Der Mangel an Verständnis für die genaue Bedeutung des Wortes auf seiten derer, die die ägyptische Frage studieren, war oft die Ursache für deren falsche Vorstellungen über die Fähigkeit der Ägypter zu einer eigenen Regierung. So behaupten z. B. englische Diplomaten und Politiker wie Lord Cromer und Leute seines Typs, daß Ägypten sich niemals selbst regieren könne, allein auf Grund des falschen und höchst irrigen Arguments, daß Ägypten so viele Tausende von Jahren durch andere Nationen regiert worden sei und sich niemals einer eigenen Regierung erfreut habe.

Derartige falsche Urteile, die von Engländern gefällt und verbreitet worden sind, sind durch Leute, die die Geschichte Ägyptens nicht richtig kennen, unglücklicherweise weitergetragen und aufrechterhalten worden.

Um den Mangel an Wahrheit in diesen Behauptungen nachzuweisen, müssen wir die Lage Ägyptens während der ununterbrochenen islamischen Periode betrachten. Ägypten hatte, wie man in der Geschichte nachlesen kann, eine Selbstverwaltung, von der Araber-Eroberung bis zum Ende der Regierung des ersten Kalifen. So war es der Fall unter der Herrschaft der Omaiden und Abbassiden. Dann erlangte es eine vollständige Selbstverwaltung und absolute Unabhängigkeit für viele Jahrhunderte, als es durch die Touloner Dynastie, die zweiten Abbassiden-Familien und durch die Ekkshieds, dann als es durch die Fatimieds und Saladine-Dynastien, sowie als es durch die Süd- und kaukasischen Mamelucken regiert wurde.

Auch als die Osmanen Ägypten eroberten, gewährten sie eine Selbstverwaltung, so weit die inneren Angelegenheiten in Betracht kamen. Aus den oben erwähnten Tatsachen sehen wir klar, daß von der islamischen Eroberung bis zur Okkupation durch England, d. h. während eines Zeitraumes von 1276 Jahren, Ägypten sich einer völligen, bezw. teilweisen Selbstverwaltung zu erfreuen hatte. Wir können rechnen, daß Ägypten während eines Zeitraumes von 647 Jahren eine vollkommene Unabhängigkeit besaß und nicht, wie es von diesen selbstsüchtigen und gewinnsüchtigen Kolonisatoren Englands behauptet wird, fremden Ländern unterworfen war. Und wenn sie behaupten, daß Ägypten während dieser langen Zeit jedenfalls fremde Herrscher gehabt hat, so können wir dagegen einwenden, daß die Existenz fremder Könige in einem Lande noch nicht bedeutet, daß das Land nicht unabhängig durch sie regiert wird. Als lebende Beispiele können wir sehen, daß Bulgarien, Rumänien und Griechenland mit ihren fremden Königen so unabhängig wie andere Länder sind. Schon der Koran hat eine politische Brüderschaft zwischen allen Moslems begründet und mit den verdammenswerten nationalen Differenzen aufgeräumt. Um dieses Prinzip noch klarer und wirkungsvoller zu machen und nachdrücklicher zu betonen, hat unser

Prophet gelehrt, daß alle Moslems auf ihre Herrscher hören und ihnen gehorchen sollen, auch wenn sie reine Neger seien. Infolgedessen können Herrscher in irgend einem moslemitischen Lande als Fremde nicht angesehen werden, solange sie Moslems sind.

Aber es gibt noch eine andere falsche Auffassung, die von diesen selbstsüchtigen Kolonisatoren aufrechterhalten wird und auf ihr mangelndes Verständnis, die Natur der wichtigsten, die gegenwärtige Gemeinschaft bildenden Elemente zu erkennen, zurückzuführen ist. Es ist allgemein bekannt, daß nach der Eroberung durch die Araber verschiedene Volksstämme ausgewandert sind und sich hier niedergelassen haben. Dieser Vorgang hat sich zu verschiedenen Malen später wiederholt. Desgleichen hat auch eine große Anzahl von Türken begonnen, sich hier niederzulassen, besonders nach der osmanischen Eroberung Ägyptens. Deshalb ist die Mehrzahl der heutigen Ägypter nicht identisch mit den Ägyptern vor 6000 Jahren. Die reinen Ägypter, die heute durch die (christlichen) Kopten repräsentiert werden, stellen nur eine kleine Minderheit dar, und zwar eine halbe Million innerhalb einer Bevölkerung von ungefähr zwölf Millionen. Doch auch in dieser Minorität finden wir einige kultivierte und fähige Leute, die in dem Anspruch auf Freiheit und Unabhängigkeit mit ihren moslemischen Vaterlandsbrüdern einig sind. Es sind unter ihnen eine Anzahl von Persönlichkeiten zu finden, die von Zeit zu Zeit die Neigung gezeigt haben, zusammen mit den Moslems an der Erfüllung ihrer edlen Bestrebungen tätig zu sein. Aber unglücklicherweise hat die Mehrzahl dieser Gemeinschaft seit dem Ägyptisch-Abbassidischen Kriege im Jahre 1876 begonnen, es mit den Engländern zu halten. Die englischen Missionäre gaben ihnen zu verstehen, daß sie bestimmte Privilegien fordern sollen und daß England der Vorkämpfer ihrer Sache und der Schützer der Minorität sei. Und um die Sympathie der Engländer zu gewinnen, wurden die meisten Kopten protestantisch und Mitglieder der englischen Kirche.

Es existiert weiter noch ein anderes fremdes Element, das oft fälschlicherweise als eingeborenes bezeichnet wird. Den größten Teil dieses Elementes bilden die christlichen Syrer. Naturgemäß haben sich diese Syrer schon vor langer Zeit zum Teil mit den Engländern, zum Teil mit den Franzosen verbündet und müssen als Feinde Ägyptens und seines Kalifats angesehen werden. Nach dem osmanischen Gesetz müssen alle Osmanen, zu welcher Nation oder Sekte sie auch gehören, gleich behandelt werden. So wurden auch diese Syrer unverdienterweise in Ägypten als Mitbürger behandelt und als Ägypter angesehen.

Alle, die sich mit der ägyptischen Frage beschäftigen, kennen die Tatsache, daß die Syrer in Ägypten und im Sudan in jeder Beziehung Instrumente der Engländer waren und sind. Sie waren stets bereit, den Engländern in ihren politischen Intrigen gegen die nationalen Interessen zu helfen. Sie schreckten niemals davor zurück, ihre Feder und ihr Gewissen gegen den niedrigsten Preis,

wie etwa gegen eine Stellung in der Regierung oder eine materielle Unterstützung ihrer Zeitungen zu verkaufen, und ihre verruchten Taten haben bei so vielen Europäern eine falsche Meinung erzeugt.

Ebenso werden die Kopten seit ihrer Verbindung mit England als Englandfreunde betrachtet und den Syrern als der zweite Faktor zur Unterstützung der offiziellen englischen Regierung zugezählt. Beide fördern beständig den englischen Einfluß, indem sie gegen alles Türkische oder Islamische kämpfen und das nationale Interesse opfern, nur, um England einen festen Halt in dem unglücklichen Ägypten zu ermöglichen.

Dies ist die Klasseneinteilung der gegenwärtigen Bevölkerung Ägyptens, und wenn wir der Nation gerecht werden wollen, dürfen wir nicht das Verhalten dieser unbedeutenden Minderheit zugrunde legen, sondern müssen als Basis für unsere Betrachtung die Haltung der großen Majorität, d. h. der Bevölkerung moslemischer Abstammung, ins Auge fassen.

Um diese im Hinblick auf die gegenwärtigen Ereignisse zu verstehen, ist es zweckmäßig, die zahlreichen Ereignisse zu betrachten, die sich seit Ausbruch des Krieges in Ägypten zugetragen haben.

Hüssein Rushdi Pascha, der gegenwärtige Premierminister Ägyptens, hat in einem Interview, das jüngst im „Ahram" erschienen ist, offen ausgesprochen, daß die Gemeinschaft der Mohammedaner in Ägypten die Loslösung des Landes von der Türkei nicht billigte und es aufs tiefste bedauerte, daß Ägypten ein englisches Protektorat geworden ist. Hüssein Rushdi Pascha zitierte in seinem Interview die Worte des Märtyrers Abdul Latif Saleh, der am 3. Oktober 1915 wegen seines Mordversuches an dem Aukaff*)-Minister von Ägypten gehängt worden war, und der während seines Prozesses gesagt hatte: „Wenn mein Unternehmen auch gescheitert ist, seid versichert, daß alle Minister, die es mit England halten, einer nach dem andern getötet werden."

Als unwiderleglichen Beweis meiner Meinung über die Haltung der moslemitischen Gemeinde in Ägypten möchte ich einen Teil eines längeren Artikels zitieren, der in der englischen Zeitschrift „The Moslem World" im September v. Js. aus der Feder ihres ägyptischen Korrespondenten erschienen war. In ihm steht zu lesen: „Die Erklärung des Kriegsrechtes in Ägypten war begleitet von der Errichtung eines strengen Zensursystems. Wahrscheinlich ist diese Zensur in Ägypten noch mehr notwendig gewesen, als in England oder Deutschland. Die Veröffentlichung aufregender Gerüchte und aufrührerischer Artikel würde das ganze Land in Unordnung und Unruhe gebracht haben. Das Preßgesetz hat die Gesinnungen der Ägypter unter Kontrolle gehalten. Zu bedauern ist nur, daß das Gesetz viele verhindert, ihren wahren Gefühlen Aus-

*) Aukaff ist ein Ministerium in Ägypten.

druck zu verleihen. Die einzige Macht, die den durchschnittlichen Moslem von der Äußerung seiner Gefühle zurückhält, ist das Presse- und Zensurgesetz."

Was die Fetwa betrifft, die in Ägypten durch den Scheich ul Azhar und seine Anhänger verkündet worden ist, so finden wir, soweit man aus dem urteilen kann, was man zwischen den Zeilen liest, daß sie nur den Rat für die Ägypter in sich schließt, sich ruhig zu verhalten und die Zukunft abzuwarten. Anders kann naturgemäß nicht gehandelt werden. Die Ägypter haben keine Waffen zu ihrer Verfügung, und wenn sie irgendeinen Aufstand versuchten, würde das nur eine Hinmetzelung bedeuten. In dieser Fetwa finden wir deshalb keine Spur irgendeines Rates, die Ägypter sollten für die Engländer Partei ergreifen — selbst das Wort „englisch" ist nicht darin erwähnt —, sie enthält aber auch keinerlei Rat, der ihre Beziehungen zur Türkei betrifft. Naturgemäß können die Scheichs, die in der Hand der Engländer sind, nicht anders handeln.

Doch haben sich die Ägypter trotz dieser Ratschläge ruhig verhalten? Nein! Sie haben so viel wertvolle und zahlreiche Opfer bereits gebracht, wie z. B. Mohammed Halil mit seinem Anschlag auf den ägyptischen Sultan der Engländer und Abd ul Latif Saleh, der versuchte, den Aukaff-Minister in Ägypten zu töten, sowie zahlreiche andere, die angeklagt wurden, einen Anschlag auf das Leben des falschen Sultans durch Werfen von Bomben versucht zu haben. Ich kann die Versicherung abgeben, daß die Ägypter bereit sind, noch viel solcher wertvollen und kostbaren Leben für die Sache ihres Kalifats und die Befreiung ihres geliebten Landes hinzugeben. Die Zeit ist für durchgreifende Taten im gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht reif. Wenn die siegreichen osmanischen Armeen den Suezkanal überschreiten werden, dann werden die Ägypter eine unerschöpfliche Machtquelle für das osmanische Reich und seine Verbündeten darstellen.

Die Ägypter sind ein tapferes Volk, die den Tod nicht fürchten. In andern Ländern suchen politische Aufrührer meist ihr Heil in der Flucht und finden oft mit Hilfe von Mitgliedern ihrer geheimen Partei einen Weg, der Gefahr zu entrinnen, eine Hoffnung, die geeignet ist, selbst verzagten Männern Mut einzuflößen. Aber in Ägypten hat unsere tapfere und gebildete Jugend, die weiß, daß das Schafott ihre unentrinnbare Bestimmung ist, genügend starke Impulse, um ihr Leben ohne Zaudern für das Vaterland zu opfern. Sie können sich nicht in dergleichen Hoffnungen und schönen Träumen wiegen. Es ist ihre innere Überzeugung und die aufrichtige Treue zu ihrer Sache, die sie veranlaßt, sich selbst zu verleugnen und jede Gefahr und jedes Opfer, solange ihre nationalen, religiösen Interessen in Frage kommen, als klein und geringfügig anzusehen.

Die Ägypter hassen die Engländer aus der Tiefe ihres Herzens. Es ist unvorstellbar, daß sie nach alledem, was sie von diesen Eindringlingen erduldet haben, diese jemals lieben könnten. Die Ägypter erwarten mit Sehnsucht die

Zeit, zu der sie frei und imstande sein werden, ihr Land zu reformieren und die Wunden zu heilen, die Englands Hand geschlagen hat.

Die Ägypter hassen die Engländer nicht, weil sie Christen sind. Sie hassen sie als Usurpatoren. Sie hassen die Engländer, weil sie Ägypten arm gemacht und fremden, meist englischen Kapitalisten gestattet haben, auf Kosten der Nation reich zu werden. Sie hassen sie wegen ihres beständigen Kampfes gegen Fortschritt und Erziehung in ihrem Lande. Ist es nicht eine ewige Schande für England, daß nach 34 Jahren der Okkupation der Schulzwang in Ägypten noch nicht eingeführt worden ist? Mohammed Ali Pascha errichtete während seiner Herrschaft über Ägypten mehr als 70 Schulen, und zwar nicht nur Schulen für die erste Erziehung, sondern auch Hochschulen für Medizin, Heilkunde, Technik, Rechtswissenschaft, Landwirtschaft, Industrie und schöne Künste. Die Zahl der verschiedenen Schüler, die in diesen Schulen unterwiesen wurden, betrug etwa 9000, ohne Einschluß der literarischen, wissenschaftlichen und militärischen Missionen, die er alljährlich nach Europa entsandte. Diese Zahl von ungefähr 10 000 im ganzen mag vielleicht im ersten Augenblick nicht als groß erscheinen. Aber sie ist groß, wenn man die damaligen Verhältnisse in Betracht zieht. Wir müssen sie schon deshalb als groß betrachten, weil die Erziehung, die damals ermöglicht wurde, absolut unentgeltlich war. Ja noch mehr; den Studenten auf den Hochschulen wurden monatliche Beiträge zur Unterstützung gewährt, und dies zu einer Zeit, als das ganze Budget der ägyptischen Regierung 60 Millionen Mark nicht überstieg, zu einer Zeit, zu der das Volk keine Neigung zum Lernen hatte, sondern gegen jede Unterweisung eingenommen war. Sie erscheint desto größer, wenn man es mit den gegenwärtigen Verhältnissen unseres Landes vergleicht. Jetzt besteht, wie schon erwähnt, überhaupt keine freie Erziehung, trotz eines jährlichen Budgets von 360 Millionen Mark.

Dies alles wäre nicht so beklagenswert, aber unglücklicherweise ist das jetzige Erziehungssystem so teuer, daß es dem Unbemittelten nicht zugänglich wird. Sodann ist es so armselig und ungenügend, daß es nicht nur den lernbegierigen Studenten, sondern auch den einfachen Mann nicht zu befriedigen imstande ist, und dies zu einer Zeit, zu der alle Ägypter mit ernstem Eifer begierig sind, ihren Geist zu fördern, ihre Fähigkeit zu entwickeln! Es ist kaum möglich, ein Bild von der Enttäuschung der Eltern zu geben, wenn die wenigen Schulen ihren Söhnen verschlossen bleiben. Die armen Opfer! Was sollen sie tun? Was wird aus ihrer Zukunft, ihren Hoffnungen? Wohin sollen sie gehen, um die sehnsüchtig begehrte Erziehung zu erhalten? Denn naturgemäß sind nicht alle imstande, ins Ausland zu gehen.

Die Ägypter hassen die Engländer ferner, weil sie sie praktisch in einen Zustand der Sklaverei versetzt haben, dadurch, daß sie ihnen keinerlei Selbstverwaltung irgendwelcher Art zugestehen. Sie beraubten Ägypten der Möglichkeit,

im literarischen und politischen Leben irgendwelche Freiheit zu genießen. Der englische Repräsentant in Ägypten ist stets ein despotischer Herrscher, der noch dazu, um jedwede Verantwortlichkeit zu umgehen, stets im Namen des Khediven und durch die Hand der eingeborenen Behörden handelt.

Touristen gehen auf ein oder zwei Tage nach Ägypten und nehmen sich dann heraus, die Welt mit Büchern und Literatur zu versehen über das englische Regime in Ägypten. Sie besehen einige Straßen in Kairo oder Alexandrien, sowie einige großartige Hotels und denken dann, sie hätten etwas von Ägypten gesehen. Ist einer von ihnen in die Gassen und engen Straßen der Hauptstadt eingedrungen und hat dort den Schmutz, die Verwahrlosung, die Häßlichkeit, die allenthalben zu sehen sind, entdeckt? Die Luft in den Eingeborenen-Vierteln, die den größeren Teil der Stadt ausmachen, ist fast verpestet und vergiftet durch den Mangel an Sauberkeit und die ununterbrochene Vernachlässigung seitens der englischen Behörden in Ägypten. Dagegen wird das Geld von diesen stets freigebig für einige Stadtviertel ausgegeben, die hergerichtet werden, um fremde Kapitalisten und Touristen anzuziehen.

Die Ägypter hassen die Engländer wegen des bejammernswerten sanitären Zustandes ihres Landes. Die Rate der Todesfälle wächst beständig, und zahlreiche Krankheiten, besonders Erblindung, sind die Früchte des englischen Regimes. Alles das, dessen die Engländer sich rühmen, kann nicht entfernt mit dem verglichen werden, was die Araber für Ägypten getan haben.

Nach der Wiedereroberung von Ägypten werden wir sehen, welchen Mißbrauch man mit dem ägyptischen Gelde getrieben hat, wir werden der ganzen Welt zeigen, wie die englischen Behörden das Geld des Landes verschwendet haben, indem sie es in fremde Spekulationen steckten und Minenwerte von fremden Märkten kauften.

Die Ägypter hassen die Engländer, weil sie ihre industriellen Unternehmungen ruiniert und aus ihrem Lande nur ein Baumwollfeld gemacht haben, das die Fabriken von Manchester und Liverpool füttern und die Kassen der Engländer auf Kosten Ägyptens mit Geld füllen soll.

Wir hassen England wegen seiner Maßnahmen, mit denen es unser Land selbst für die gewöhnlichsten täglichen Bedürfnisse von andern Ländern abhängig gemacht hat.

Dies sind einige Belege für die zahlreichen Motive, die den Haß in den Ägyptern geschürt haben und sie mit Sehnsucht auf die kommende Zeit blicken lassen, die sie von der fremden Herrschaft und Unterdrückung befreien soll. Dies ist die Zeit, zu der die Ägypter bereit sein werden, jede Nation zu dulden, die ihnen in ihrer Sache hilft und sie in der Wiedererlangung ihres kostbaren Gutes, der Freiheit, unterstützt; jede Nation, die sie in den Stand setzt, wieder aufzubauen, was sie verloren haben, und die ihnen erlaubt, eine nützliche Volksgemein-

schaft für sich selbst und für alle die zu werden, die ihr Wohlergehen, ihren Fortschritt und ihr Glück wünschen.

Ich kann die Versicherung abgeben, und zwar auf Grund zahlreicher Berichte, die hie und da hierher gelangen, daß unsere Stammes- und Glaubensbrüder in Ägypten und im Sudan, deren Zahl fünfzehn Millionen beträgt, nur auf den Augenblick warten, in dem die osmanische Armee den Suezkanal überschreitet. Allerdings dürfen wir nicht glauben, daß das bloße Überschreiten des Suezkanals das ägyptische Problem lösen würde. Die englische Flotte in den ägyptischen Gewässern und die Armee, die Port Sudan herbeischaffen wird, werden noch manche Schlacht den Ägyptern zu schlagen geben. Aber ihr Haß gegen die Engländer im besonderen und gegen die Entente im allgemeinen wird die französische, englische und italienische Herrschaft in Afrika zum Abschluß bringen, und dagegen die Suzeränität des Kalifats und den moralischen Einfluß seiner Verbündeten in diesen weiten, bevölkerten und reichen Ländern aufbauen.

Dr. P. Martell: Über den Koran.

Die Welt des Islams, zu der sich ein Siebentel der Menschheit bekennt, hat durch den Lauf der Jahrhunderte eine so starke religiöse Kraft bekundet, daß sich bis zur Stunde trotz mannigfacher Bedrängnis die Lehre Mohammeds neben den christlichen Religionen siegreich zu behaupten wußte. Was die Bibel für die christliche Religion bedeutet, das der Koran für den Islam. Der Koran, der inhaltlich bei weitem nicht an den Umfang der Heiligen Schrift heranreicht, hat dennoch für die islamische Welt eine über die religiösen Grenzen hinausgehende Bedeutung, denn er bildet nicht nur die Grundlage der religiösen Sittenlehre, sondern er ist auch Rechtsbuch, das für einzelne Vergehen oder Verbrechen bestimmte Strafmaße festgesetzt hat. Der Koran, arabisch kur'an, zu übersetzen als Vortrag, umfaßt also die islamische Theologie, Ethik und Rechtswissenschaft. Inhaltlich haben wir im Koran ein Sammelwerk vor uns, das im wesentlichen die göttlichen Offenbarungen des großen Religionsstifters Mohammed enthält. Der Koran weist im ganzen 6206 Säße auf, die sich auf 114 Suren oder Kapitel verteilen. Der Umfang der einzelnen Sure ist sehr verschieden und bewegt sich zwischen 3 und 286 Säßen. Die einzelnen Säße treten sehr oft in Spruchform auf, deren Deutung nicht immer einfach ist. Wenn sich auch an zahlreichen Schriftstellen der poetische Gehalt des Korans bis zur Grenze des Unübertrefflichen erhebt, wenn jene wunderbaren Schilderungen des Paradieses in dieser Vollendung auch ohne Gleichen sind, wenn die Darstellung der marterreichen, grauenvollen Hölle neben Mohammed keinen zweiten

gleichen Meister fand, so bietet anderseits der Koran der literarischen Kritik doch genügend Angriffspunkte. Die zahllosen Wiederholungen erschweren das Studium des Korans ungemein und veranlassen manchen Leser, vorzeitig das Buch als langweilig aus der Hand zu legen. Sicher zu unrecht, denn die grundlegenden Religionsbücher pflegen sich nie durch einen flüssigen Stil auszuzeichnen, und ein Buch, wie der Koran, ein Juwel der Weltliteratur, verdient auch dann literarische Achtung und Würdigung, wenn man die seichten geistigen Wege der Moderne vermißt. Wer für die Welt des Islams Verständnis gewinnen will, muß dieses auf dem Koran aufbauen. Es ist richtig, daß die nach einem Stichwort gewählten Überschriften jeder Sure oft Unverständliches, vielleicht sogar Unschönes für uns bedeuten, denn Überschriften, wie „Die Kuh", „Das zähe Blut", „Das Eisen" sind nicht dazu angetan, sympathisch zu wirken. Aber abgesehen von diesen Äußerlichkeiten fesselt uns doch die tiefe Lebensweisheit, die in breiten Wogen wie ein rauschendes Meer dahinströmt und in uns ein lautes Echo weckt.

Anfangs wurden die einzelnen Offenbarungen Mohammeds nicht niedergeschrieben, so daß manche hiervon verloren gegangen sein mag; später bediente sich dann Mohammed eines Schreibers und zwar seines Sklaven Said, eines Medinensers, der nach dem Tode seines Herrn auf Veranlassung des Kalifen Abu Bekr alle Offenbarungen Mohammeds sammelte, hierbei aber leider nicht chronologisch vorging, so daß die ältesten und poetisch schönsten Suren nicht den Anfang des Korans, sondern sein Ende bilden. Auch in der übrigen Zusammenstellung der Suren macht sich ein wirres Durcheinander geltend, das manchmal störend wirkt. Daß die islamische Welt heute den Koran ihr eigen nennt, das hat sie viel dem reichen Kaufmann Abu Bekr zu verdanken, der als einer der ersten Anhänger der neuen Lehre Mohammeds und als erster Kalif die Sammlung der Aussprüche des Propheten veranlaßte. Das auf diese Weise entstandene Buch vertraute Abu Bekr der Obhut von Mohammeds Witwe Haffa, der Tochter Omars, an. Es zeigte sich jedoch bald, daß durch die verschiedenen Abschriften mannigfache Fehler entstanden waren, die beseitigt werden mußten, welche Arbeit Othman veranlaßte, der ebenfalls ein früher Bekenner Mohammeds war. Allerdings scheint der feurige, junge Othman, der spätere dritte Kalif, anfangs sich mehr äußerlich zur Lehre Mohammeds bekannt zu haben, um so sicherer die Hand von Mohammeds schöner Tochter Rukeijes zu gewinnen. Othman ließ durch Said und drei weitere Mekkaner den Text des Korans noch einmal kritisch sichten, und wurde der so gewonnene neue Text in den Hauptorten des Kalifats verbreitet und bekannt gemacht, so daß dieser Text auch die Grundlage des heutigen Korans bildet. Bei den Suren lassen sich drei verschiedene Gruppen unterscheiden, und zwar kennzeichnen sich die frühesten mekkanischen Suren als jene hochpoetischen, tief seelischen Prophezeiungen, die wohl das Erhebenste und Schönste des Korans darstellen, ihnen gegenüber stehen die im

nüchternen Prosastil gefaßten Suren medinensischer Herkunft, von überwiegend gesetzgeberischer Natur. Dazwischen sind die späteren mekkanischen Suren einzureihen, die als hochpoetische Schilderungen von Paradies und Hölle so fesseln, und die neben erbaulichen Erzählungen auch die flammenden Kampfreden gegen den Unglauben enthalten. Wenngleich der Koran für die alltäglichsten Handlungen Vorschriften aufweist, so hat sich doch neben dem Koran seit altersher ein diesen ergänzendes Religionsbuch entwickelt, nämlich die Sunna oder Tradition. Für die religiöse Welt des Islams ist die Sunna neben dem Koran das zweitwichtigste Religionsbuch. In der Sunna finden wir auch die im Koran nicht erwähnte, für die mohammedanische Welt zur Vorschrift erhobene Beschneidung, die ersichtlich dem semitischen Kult entnommen ist.

Die Lehre des Islams ist eine sehr einfache, und gerade diese Einfachheit sicherte der neuen Religion einen Erfolg, der Mohammed zu den größten Religionsstiftern erhob. Nach der Lehre des Islams gibt es nur einen Gott, das ist Allah, und Mohammed ist sein Gesandter. In der Sendung liegt das wesentliche Merkmal der Unterscheidung, welche das Christentum von dem Islam trennt. Der Islam fordert von seinen Anhängern ziemlich weitgehende religiöse Pflichten. Selbstverständlich hat der Gläubige stets und immer das Bekenntnis zu leisten, daß Allah der alleinige und wahrhaftige Gott ist. Eine starke Prägung zeigt der Gebetkult. Fünf Tageszeiten sind festgesetzt, an denen nach vorausgegangener Waschung Gebete zu leisten sind. Formeln, Koransprüche und bestimmte Körperverneigungen sind als Gebet-Zeremonie streng zu beobachten, wobei der Betende stets die Richtung nach Mekka einzunehmen hat. Auch der Muslim kennt eine Festzeit, ähnlich wie unser Weihnachtsfest. Es ist der Festmonat Ramadan, der neunte Monat, in welchem am 27. Tage Mohammeds Berufung vollzogen wurde. In diesem Monat finden sich die Verwandten zur Festfeier oft aus weiten Entfernungen zusammen; die Fastenvorschriften, von der Morgendämmerung bis zum Sonnenuntergang das Fasten vorschreibend, werden streng innegehalten. Allerdings können sich die Muslims in der Nacht dafür an Speise und Trank schadlos halten. Kranke und auf dem Marsche befindliche Reisende und Soldaten sind von dem Fasten befreit, müssen allerdings die versäumten Tage nachholen. Der zwölfte Monat ist der Wallfahrtsmonat; nach den Vorschriften des Islams muß jeder Mohammedaner in seinem Leben wenigstens einmal eine Wallfahrt nach dem heiligen Mekka machen. Diese Vorschrift hat sich aber nicht ganz durchringen können, denn in der islamischen Welt hat die Anschauung Geltung erhalten, daß die Beteiligung von Einzelnen aus jeder Gemeinde an der jährlichen Pilgerfahrt genügt, und so gibt es tatsächlich viele Mohammedaner, die in ihrem Leben nie nach Mekka kommen.

Die berühmte Wallfahrt nach Mekka gilt dem Allerheiligsten der islamischen Welt, der Kaaba, die man als einen mit Stoff verkleideten, etwa vierzig Fuß langen, dreißig Fuß breiten und vierzig Fuß hohen Steinwürfel zu betrachten

hat, der in frühester Zeit vor Mohammed als Standort der Götzenbilder diente, heute vermutlich aber in der Hauptsache leer ist. Lediglich in der Ostecke der Kaaba befindet sich etwa fünf Fuß über der Erde der berühmte schwarze Stein eingemauert, der ein Oval von etwa sieben Zoll Durchmesser darstellt. Wie die Legende berichtet, hat dieser in der Religionsgeschichte so berühmte und merkwürdige Stein seine schwarze Farbe von den Freudentränen Adams angenommen, nachdem dieser die aus dem Paradiese vertriebene Eva dort wiedergefunden hatte. Noch heute wird das Grab Evas in Dschidda, dem Hafenplatze Mekkas gezeigt. Der schwarze Stein wird von den Mekkapilgern nach dem Glaubenszeremoniell geküßt. Auf den weiteren Kult, der mit der Kaaba verknüpft ist, können wir hier nicht eingehen. Nach den Vorschriften des Korans hat jeder Angriff auf das islamische Gebiet die Erklärung des Dschihads oder „Heiligen Krieges" zur Folge, an dem jeder Muslim, jung und alt, teilnehmen muß. Der Prophet hat denen herrlichen Gotteslohn verheißen, die als Glaubenskämpfer in einem solchen „Heiligen Kriege" fallen. Als äußeres Zeichen der Verkündung des „Heiligen Krieges" wird die grüne Fahne des Propheten entfaltet. Grün ist die Lieblingsfarbe der islamischen Welt, wobei wohl die grünende Oase in der totenstarren Sandwüste das Beispiel gebende Symbol war. Grüne Turbane tragen die Nachkommen Mohammeds, grün sind die Kleider der Seligen im Paradiese, grün die Paradehandschuhe des türkischen Soldaten, so kündet sich in allem grün als die Lieblingsfarbe des Islams.

Endlich ist noch dem Gläubigen das Almosen zur strengen religiösen Pflicht gemacht. Nach dem Koran soll jeder alljährlich den vierzigsten Teil seines Besitzes als Armensteuer geben, was in bar oder Naturalien geschehen kann. Der Koran enthält weiter gewisse Speiseverbote, schreibt Enthaltsamkeit vom Wein vor und macht insbesondere die Gastfreundschaft gegenüber dem Wanderer zu einer religiösen Ehrenpflicht. In der Tat findet sich denn auch im ganzen Orient die Gastfreundschaft als eine der edelsten Sitten hoch in Ehren gehalten.

Die Bedeutung des Korans liegt nicht nur in seiner überragenden Stellung als Religionsbuch, sondern auch darin, daß Mohammed mit dem Koran gleichzeitig zum ersten Mal eine klassische arabische Schriftsprache schuf, ähnlich wie Luther in seiner Bibelübersetzung für die deutsche Sprache, und daß durch diese neue arabische Schriftsprache der religiös erwachenden muslimischen Welt ein scharfes, siegreiches Kampfmittel in die Hand gegeben wurde. Goethe hat über den Koran sein Urteil in den Worten zusammengefaßt: „So wird dieses Buch für ewige Zeiten höchst wirksam bleiben." Ein Buch, aus dem Millionen täglich ihr Glaubensbekenntnis schöpfen, kann nicht mit dem Maßstab des Alltäglichen gemessen werden; eine mehr als tausendjährige Kultur blickt auf dieses Buch herab und, geadelt durch eine unendliche Zeit, wird der Koran für ewig ein kostbares Juwel der Weltliteratur bleiben.

Dr. N. Hansen: Die Krise in der französischen Militäraviatik.

Die Mißstände in der französischen Militäraviatik sind bereits seit vielen Wochen Gegenstand ernster Erörterungen in der Öffentlichkeit Frankreichs gewesen. Insbesondere waren es der bekannte Senator Humbert, sowie die Journalisten Clémenceau und Judet, die in zahlreichen Leitartikeln ihrer Organe immer wieder forderten, daß das französische Volk endlich einmal die Wahrheit über die Zustände in dem Untersekretariat für das Militärflugzeugwesen erfahre. Sie haben dabei immer wieder den Ehrgeiz und das Selbstbewußtsein der Franzosen aufgerüttelt, indem sie in den verschiedensten Wendungen stets die Frage aufwarfen: Wo ist die einstige Vorrangstellung der französischen Militäraviatiker geblieben, und warum haben uns die „boches" überholt?

Bis Mitte Januar hatten sich bereits drei Interpellationen von Mitgliedern der französischen Kammer mit diesen kritischen Verhältnissen befaßt. Die Interpellationen der drei Abgeordneten Paul Laffont, Girod und L. d'Aubigny sollten bereits am Freitag, dem 14. Januar in der Kammer zur Sprache kommen. Jedoch wurde auf Wunsch Briands der Termin auf die folgende Woche verschoben, wobei dem Regierungswunsche zugestimmt wurde, die heiklen Punkte nur vor der Budgetkommission und vor der Armeekommission zu erörtern. Gleichzeitig wurde vom Regierungstische die Zusage gemacht, daß eine genaue Enquete die ganzen Verhältnisse in dem Unterstaatssekretariat von René Besnard untersuchen sollte.

Worin eigentlich die Mißstände im französischen Militärflugzeugwesen bestehen, konnte man bisher nach den Ausführungen der französischen Zeitungen und auf Grund der parlamentarischen Berichte nur recht unklar erkennen. Die Presse war gezwungen, über organisatorische Einzelheiten, über die Ergebnisse von Nachforschungen, über krasse zu Tage tretende Fehler und Mißstände in der Militäraviatik unter dem Drucke der Zensur zu schweigen. Wenn auch unter den vielen Angriffen auf den inzwischen zurückgetretenen Unterstaatssekretär René Besnard manche persönlichen Anfeindungen gewesen sein mögen, von denen namentlich Clémenceau mit seinen Auslassungen im „L'Homme Enchainé" nicht freizusprechen ist, so muß man doch sagen, daß die Krise auf Ursachen recht ernster Natur und sogar auf schwere Unterlassungssünden, die während des Krieges begangen worden sind, zurückzuführen ist. Der Senator Humbert meint zwar, daß die maßgebenden deutschen Militärkreise hinlänglich über die Schwächen der französischen Militär-

verwaltung unterrichtet sind, und daß es besser sei, eine offene Sprache zu führen. Aber er hat doch erkennen müssen, daß weder die französische Zensur, noch die Kammer im Interesse der öffentlichen Sicherheit geneigt sind, seinen Rat zu befolgen. Dennoch ist uns Deutschen mit Hilfe einer authentischen und hochinteressanten Denkschrift eines ersten französischen Sachverständigen für Militäraviatik ein Mittel an die Hand gegeben, die Dinge klarer zu erkennen. Der Verfasser dieser Denkschrift, die mir vorliegt, ist der dritte weiter oben erwähnte Interpellant L. d'Aubigny. Seine Ausführungen sind, da er Vorsitzender der Heereskommission für Luftschiffahrtsfragen ist, sehr gewichtig und in ihrer knappen Fassung gleichzeitig sehr interessant und überzeugend.

„Was bisher nicht getan wurde," so heißt die Überschrift des ersten Teils der Denkschrift. Aubigny zeigt darin, wie zu Anfang des letzten Frühjahrs die französischen Flugzeuge durch ihre Schnelligkeit den deutschen überlegen waren, und wie durch Fehler des Unterstaatssekretariats die deutschen Flugzeuge die französischen überholen konnten. Die Deutschen als scharfe und gewissenhafte Beobachter hätten sofort bei Beginn des Krieges ihre Schwächen und Mängel gegenüber den französischen Flugzeugen erkannt und inzwischen durch Erbauung schnellerer und besser armierter bewaffneter Flugzeuge die Lücken ausgefüllt. Jetzt gehe der Luftkampf um die Beherrschung des Luftmeeres, das müsse man in Frankreich klar vor Augen halten. Es sei unter allen Umständen erforderlich, daß Frankreich sich aufraffe, so schnell wie möglich gleich starke Luftkampfflugzeuge zu konstruieren, als sie die Deutschen in dem Fokkerflugzeug besäßen. Genau so scharf, wie die deutschen Ingenieure und Konstrukteure seit Beginn des Krieges auf alle Verbesserungen und Veränderungen in der französischen Aviatik geachtet hätten, und mit genau soviel Verständnis, wie sie für alle technischen Fortschritte der Franzosen bekundet hätten, müsse man künftig auch in Frankreich die deutsche Technik verfolgen und Untersuchungen an den neuerbeuteten Flugzeugen anstellen. Die scharfe Verfolgung der deutschen technischen Fortschritte sei leider aus übertriebener Selbstüberhebung und auch aus sonstigen schwer zu verurteilenden Gründen, die das Licht der Öffentlichkeit scheuten, versäumt worden. Die französische Militärflugzeugverwaltung müsse im Hinblick auf das wirksame Luftkampfmittel, das die Deutschen mit den schnellen Fokkerflugzeugen in der Hand hätten, und das dem französischen und dem englischen Heere schon erschrecklich viel Opfer an tüchtigen Fliegern gekostet hätte, mit seinem Glauben an die eigene Unfehlbarkeit brechen. Leider habe die Verwaltung bisher alles versäumt, um Flugzeuge von gleicher Schnelligkeit, mit gleich geringem Schußfeld infolge besonderer Konstruktion der Tragflächen, mit gleicher Leichtigkeit in der Handhabung und ähnlich wirkungsvoller und geradezu verheerender Armierung zu schaffen, als sie die deutschen Gegner jetzt mit Erfolg anwenden. Überhaupt habe man bisher nur außerordentlich wenig von der Organisation des deutschen Militärflugzeugwesens gelernt. Während die Deut-

schen ganz verschiedene Flugzeuge und Männer für Aufklärung, Abwehr und Benachrichtigung, sowie für Bombenwerfen verwendeten, wobei die drahtlose Telegraphie bereits eine sehr gewichtige Rolle spielt, müsse man in Frankreich jetzt erstaunt fragen: Wo bleibt denn unsere gute Aviatik vom Frühjahr 1915? Durch die Ablehnung neuer Flugzeugtypen und durch die Vernachlässigung wichtiger organisatorischer Grundsätze sei die französische Militäraviatik in eine beschämende Lage gebracht worden. Was man früher bei der Artillerieverwaltung in bedauerlicher Weise öfter habe konstatieren können, als dort neue, sich jetzt vorzüglich bewährende Geschütze und Revolverkanonen immer wieder abgelehnt wurden, wiederhole sich heute bei der Beschaffung und Ausrüstung erstklassiger Luftkampf- und Aufklärungs-Flugzeuge. Wenn die Dinge so kraß bei ihrem Namen genannt würden, so handle es sich nicht um eine Stellungnahme gegenüber den wirtschaftlichen Interessenkämpfen und den persönlichen Fehden, sondern um das Wohl des Vaterlandes, das energisch eine Abstellung der herrschenden Mißstände in der Verwaltung der französischen Militäraviatik fordere.

In einem zweiten Abschnitt mit der Überschrift „Tatsachen" geht d'Aubigny auf Vorgänge ein, von denen er grundsätzlich nur einige krasse Fälle nennt, obgleich er, wie er sagt, viele Hunderte weiterer Belege nachzuweisen bereit ist. „Warum soll man sich nicht entrüsten," so heißt es zu Anfang dieses Abschnittes, „wenn man hört, daß beispielsweise ein praktisch wirklich brauchbares Angebot, welches viele Millionen an Kosten für Betriebsstoffe hätte ersparen können, einfach ohne nähere Angabe von Gründen abgelehnt worden ist?" Geradezu unheilvoll sei es gewesen, wenn während des Krieges das Bauprogramm für Flugzeuge viermal abgeändert worden sei, so daß einer der größten französischen Flugzeugfabrikanten in L. dreiviertel seines Personals habe entlassen müssen und jetzt ernstlich daran denke, seine Fabrik überhaupt zu schließen. Die Organisation der Militäraviatik sei auch deshalb so bedenklich und tadelnswert, da es in ihr eine persönliche Verantwortung überhaupt nicht gäbe. Das habe sich immer wieder gerächt, wenn Konstrukteure neue Apparate oder sonstige Neuerungen angeboten hätten. Durch eine der zahllosen Kommissionen sei eine Entscheidung über viele wichtige Projekte immer wieder verschleppt worden. Hätten dann die Konstrukteure endlich ein Resultat hören wollen, so seien sie stets von Pontius zu Pilatus geschickt worden, bis schließlich keine Persönlichkeit in der Verwaltung mehr hätte raten können, wohin sich der Erfinder nochmals wenden könne.

„Das muß anders werden," so beginnt der dritte Abschnitt der Denkschrift. Es heißt dort an der charakteristischsten Stelle: Einer unserer besten Piloten sagte mir kürzlich: „Zu den Zeiten, als die „boches" noch weniger schnelle Apparate hatten, als wir, habe ich zehnmal einen vor das Rohr meines Geschützes bekommen und zehnmal hat sich ein heftiger Kampf entsponnen. Jetzt, wo sie schnellere und besser armierte Flugzeuge haben, als wir selbst, steigen

wir nie mehr zu Verfolgungsfahrten auf, ohne daß wir nicht vorher gewisser-maßen unser Testament gemacht und mit dem Leben abgeschlossen haben. Heute verteidigen wir uns nur noch, weil wir trotzdem nicht feige sind. Gebt uns schnellere Apparate und bessere Geschütze, und wir werden sehen, wer Sieger ist. Statt die Fabrikation der Flugzeuge zu beschränken, sollte man sie ausgestalten. Wir müssen Kampfflugzeuge mit guten Geschützen haben, das ist die größte Forderung des Tages. Der Kammer und dem Kriegsministerium muß zugerufen werden: „Habt Einsicht!" Je mehr Verständnis Senat und Kammer hierfür zeigen, desto eher überwinden wir die jetzige Krise, und desto eher werden wir das Gefühl der Unterlegenheit und Unruhe los."

Zurzeit ist diese Denkschrift von d'Aubigny entschieden die sachlichste Anklage, die gegen die Zerfahrenheit in der Verwaltung der französischen Militäraviatik erhoben worden ist. Die Krise ist so ernst, daß die Stellung von René Besnard als stark erschüttert gilt. Jedoch würde nach Auffassung von Ernest Judet der Sturz des jetzigen Unterstaatssekretärs auf die Verbesserung der Verhältnisse nur wenig Einfluß ausüben, da Besnard persönlich für die Mißstände kaum verantwortlich gemacht werden könne. Er würde lediglich der Sündenbock sein für die Wirkungen der vielen wirtschaftlichen Interessentenkämpfe und persönlichen Bestrebungen, mit denen man gänzlich aufräumen müßte. Erst dann würden die Franzosen wieder hoffen können, in der Aviatik einen Platz einzunehmen, wie ihn Sven Hedin trotz seiner ausgesprochenen Deutschfreundlichkeit zugunsten der Franzosen anerkannt hat. Jetzt sei die Lage so, wie sie Jaques Mortane in einem sehr beachtenswerten Artikel der „Revue de Paris" mit prophetischem Blick vorausgesehen hat. Das heißt, der französische Pilot, so begabt, erfinderisch, ehrgeizig und tapfer er auch persönlich sein möge, so sei er von seinem Flugzeuge abhängig. In dem Moment, wo er in der Geschwindigkeit und in der Bewaffnung mit dem Gegner nicht Schritt halte, sei er verloren. Dies sei inzwischen an den Schicksalen vieler tapferer französischer Flieger bewiesen worden. Übrigens seien sie nicht nur das Opfer dieser Umstände, sondern der fehlerhaften Organisation überhaupt geworden. Die drei wichtigsten Funktionen der Piloten in der Luft müßten nach Judets Auffassung auf einzelne Spezialisten verteilt werden. Die Aufklärung, die Verfolgung und die Beschießung, bzw. das Schleudern von Bomben seien Tätigkeiten, für welche die besten Leute zu wählen und ganz speziell ausgebildet werden müßten. Selbst so tüchtige Piloten wie Pégoud, Garros etc. hätten in den kritischsten Augenblicken nicht alle Funktionen gleichzeitig ausüben können und seien deshalb zum Teil das Opfer mangelnder Spezialisation geworden. Nach Durchführung dieser organisatorischen Verbesserungen, die sich bei den Deutschen so gut bewährt haben, müsse der dringende Wunsch der Aviatiker nach schnelleren und besser bewaffneten Apparaten in Erfüllung gehen. Die jetzige Unordnung in der französischen Militäraviatik, so meint Judet, sei geradezu unheilvoll und ruinös.

Ein Rückblick auf das bisher Ausgeführte lehrt, daß die Krise in der französischen Militäraviatik auf sehr schwerwiegende politische und organisatorische Gründe zurückzuführen ist. Nur schweren Herzens geben die sonst so selbstbewußten Franzosen ihre Schwächen zu, die jedenfalls noch größer sind, als es hier auf Grund des erlangbaren Materials nachgewiesen werden konnte. Daß die „boches“ auch diesmal mit ihrer Technik und Organisation für die Neuregelung der französischen Militäraviatik als Muster dienen sollen, ist wiederum ein Zeichen, daß man in Frankreich nicht allzu gering von uns denkt. Nur zu gerne möchte man einmal einen Fokkerapparat erbeuten und restlos alle technischen Geheimnisse diesem Beutestück ablauschen.

In welchem Maße auch sonst die deutschen Vorbilder herangezogen werden, das schildert ein Bericht des „Eclair“ vom 13. Januar, der über die deutsche Militäraviatik spricht, und der manche interessante Einzelheiten über die Verteilung der Flieger auf die einzelnen deutschen Armeekorps enthält. Am gleichen Tage bringt der „Petit Parisien“ einen ausführlichen Artikel über den deutschen Fokkerapparat, dessen technische Einrichtungen und Leistungsfähigkeit dort näher beschrieben werden. Ob die dort gemachten Angaben stimmen, und ob die Mitteilungen tatsächlich von deutschen in russische Gefangenschaft geratenen Fliegern stammen, wie die Zeitung glauben machen will, scheint nach der ganzen Art, wie über diese Dinge berichtet wird, mehr als zweifelhaft. Soviel ist jedenfalls sicher, daß die Franzosen zur Einsicht gekommen sind, daß sie sich erheblich anstrengen müssen, wenn sie den deutschen Vorsprung in organisatorischer und technischer Beziehung einholen wollen. Die ganze französische Krise lehrt uns Deutsche, daß auch wir alles tun müssen, um unseren Vorsprung zu behaupten, und daß wir keineswegs voll Stolz und Selbstüberhebung, wie es die Franzosen so gerne tun, auf unsere Gegner herabsehen sollen. Je länger die Franzosen daran zu arbeiten haben, unseren Vorsprung einzuholen, und je mehr Respekt sie vor unseren Fliegern haben, desto besser ist das für uns. Hoffentlich dauert die Enquête, die von Briand zugesagt wurde, ebenso lange, wie das Untersuchungsverfahren gegen den Mörder von Jaurès. Auf die Benutzung deutscher Vorbilder durch die stolzen und selbstbewußten Franzosen dagegen möchten wir soweit als möglich verzichten. Ja, wir haben allen Anlaß, dahin zu drängen, daß ihnen sämtliche Möglichkeiten, Informationen über die deutsche Militäraviatik zu bekommen, genommen werden.

Dr. Ernst Schultze:
Die weltpolitische Blindheit Nordamerikas.

Deutschland hat sich genötigt gesehen, gegen die fortgesetzten Waffenlieferungen aus den Vereinigten Staaten an den Dreiverband — den gewaltigsten Handel mit Kriegsgerät, den alle Weltgeschichte aufweist — Einspruch zu erheben, zunächst durch eine Mitteilung an die Zeitungen, dann durch eine förmliche Erklärung unseres Botschafters Grafen Bernstorff.

Durch diese Waffenlieferungen ist *ein schneidender Mißton in die Beziehungen zwischen Deutschland und die nordamerikanische Union* gebracht. Schon bald nach Ausbruch des Krieges wurde uns allerdings klar, daß die Haltung der Vereinigten Staaten weder unseren Hoffnungen, noch ihren eigenen Interessen entsprach. Mancherlei Ursachen haben dazu mitgewirkt: einmal der Zufall, daß an der Spitze der Union augenblicklich nicht ein so temperamentvoller und tatkräftiger Mann steht wie Roosevelt, der sich die beständigen Übergriffe Englands zur See bestimmt nicht hätte bieten lassen; zweitens der Umstand, daß die auswärtige Politik der Union seit einigen Jahren bedenklich verfahren ist, da sie durch das häufige Eingreifen in Mexiko und Mittelamerika, wobei sie nicht immer mit sehr reinen Fingern dastand, sehr viel böses Blut gemacht hat; gegen jede auswärtige Verwicklung ist man seither, zumal seit der derben Lehre, die in der Schlichtung des mexikanischen Abenteuers durch das über die Achsel angesehene Südamerika (die ABC-Staaten Argentinien, Brasilien und Chile) lag, äußerst vorsichtig geworden. Endlich aber und vor allem erwächst die Stellungnahme der Regierung und eines großen Teils der öffentlichen Meinung in Nordamerika zum nicht geringen Teil aus einer *geschichtlichen und politischen Blindheit*, die schon oft an ihr zu beobachten war, wenn sie auch bisher für Deutschland noch niemals so bedenkliche Wirkungen zeitigte.

In der Tat besitzen die heutigen Nordamerikaner von dem, was wir *politische Bildung* nennen, kein allzu großes Maß. Zwar ist ihnen durch die Weisheit der Gründer ihres Bundes eine Verfassung geschenkt worden, die so klug und vorsichtig ausgedacht ist, daß sie, die langlebigste Verfassung der Welt, heute noch, unter völlig veränderten Verhältnissen, für ein sehr viel größeres Gebiet und eine dreißigmal größere Bevölkerung gilt, als zu der Zeit, da sie entworfen ward. Auch ist es unzweifelhaft, daß die Nordamerikaner eine starke Fähigkeit besitzen, sich ohne behördliche Leitung und Überwachung im Handumdrehen zu jeder Arbeit zu organisieren, die für die Gesamtheit notwendig ist. Aus diesen beiden Quellen sind unzählige heilsame Wirkungen geflossen. Trotz-

dem ist die politische Bildung dieses Volkes gering — ganz besonders soweit die Beurteilung weltpolitischer Fragen in Betracht kommt.

Dafür ist in erster Linie die Eigenart der geographischen Lage und der geschichtlichen Entwicklung der Union verantwortlich zu machen. In Nordamerika ist sie unbedingt das führende, fast könnte man sagen, das allein in Betracht kommende Staatswesen. Weder Kanada noch das geographisch ja eigentlich zum nördlichen Kontinent gehörige Mexiko können dagegen ankämpfen. Politisch, wirtschaftlich und kulturell ist das Übergewicht der Vereinigten Staaten so gewaltig, daß die beiden Nachbarn es meist vorziehen, sich zu fügen. Dadurch aber geht den Amerikanern — wenn ich das Volk der Vereinigten Staaten der Kürze halber so bezeichnen darf, da es sich leider keinen eigenen Namen gegeben hat — der bedeutsame Vorteil verloren, der sich für die europäischen Völker aus dem Nebeneinanderleben mit anders gearteten Nationen ergibt. Alle die zahllosen geistigen und wirtschaftlich-technischen Anregungen, die wir Europäer trotz den Kriegen, die wir zuweilen gegeneinander führen, einander geben, fehlen den Nordamerikanern; oder sie erhalten sie größtenteils erst über den großen Teich.

Um so mehr haben sie sich in die Vorstellung hineingelebt, sie seien politisch, wirtschaftlich und geistig den Völkern der alten Welt, geschweige denn den Mittel- und Südamerikanern, bedeutend überlegen. Mit stiller Verachtung werden die, wie der Amerikaner gern glauben möchte, alternden Völker Europas angesehen, die offenbar einer bedenklichen Verarmung entgegengehen und sich so viel langsamer entwickeln als „Gottes eigenes Land"*), wo in einem Menschenalter aus einer Wildnis volkreiche Staaten emporwuchsen. Auch seien ja die europäischen Nationen so im Militarismus befangen, so unfähig, die Idee des ewigen Friedens und der allgemeinen Verbrüderung der Menschen zu fassen, der die Vereinigten Staaten dienten, daß alles Heil der Menschheit völlig bei letzteren liege. Glücklicherweise würden sie durch ihre mit Riesenschritten wachsende wirtschaftliche Macht und ihre vorwärtsstürmende Bevölkerungszahl spätestens in einem halben Jahrhundert den senilen Völkern Europas so überlegen sein, daß sie ihnen die Abschaffung des Militarismus diktieren und ihnen andere Wohltaten erweisen könnten. Heute zwar beträgt die Bevölkerung der Union auf einer Fläche, die annähernd ebenso groß ist, wie die Europas, erst 90 Millionen. Der echte Amerikaner rechnet indessen damit, daß am Ende des 20. Jahrhunderts diese Menge auf 1500 Millionen gewachsen sein werde — wobei er weder den scharfen Geburtenrückgang der eingeborenen weißen Bevölkerung in Betracht zieht, noch die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten

*) Emerson bezeichnete die Vereinigten Staaten als „Gottes letztes und größtes Geschenk für die Menschheit", und der Amerikaner spricht von seinem Lande gern als „God's own country".

über den Höhepunkt ihrer Entwicklung, soweit sie ohne Mühe und Reibung möglich war, offenbar hinaus sind.

Diese dünkelhafte Verachtung Europas hat ihr Gegenstück in dem Herabsehen auf alle anderen Völker. Den Neger verachtet man seiner Hautfarbe wegen in tiefster Seele, und nicht nur in den ehemaligen Sklavenstaaten wird er noch heute als halbes oder ganzes Vieh angesehen. Den Indianer konnte man seiner Tapferkeit und seines Stolzes halber nicht wohl verachten — weswegen man ihn vernichtete. Chinesen und Japaner, überhaupt alle Menschen gelber Hautfarbe, sind Menschen zweiter oder dritter Klasse, und da ihre Überlegenheit, wenigstens in friedlicher Arbeit, zum Teil nicht hinwegzuleugnen ist, schließt man sie aus und droht ihnen mit Kriegsschiffen und Kanonen. Den romanischen Amerikanern bringt man eine ebenso abgrundtiefe Verachtung entgegen, — während man sie andererseits dem bösen Europa gegenüber herausstreicht und in den Himmel hebt, weil sie die republikanische Staatsform angenommen haben, die jeder anderen himmelweit überlegen sein muß, da sie ja in „Gottes eigenem Lande" herrscht. Nimmt sich daher eine der amerikanischen Schwesterrepubliken heraus, ihre Schulden an Europäer nicht zu zahlen, so ist alles in Ordnung. Versucht sie aber dasselbe gegenüber Nordamerika, so droht Bruder Jonathan mit dem großen Stock oder stellt den unartigen kleinen Bruder unter Vormundschaft. In der Tat besteht der Pan-Amerikanismus infolge des psychologisch überaus ungeschickten Vorgehens der Nordamerikaner einstweilen nur in ihrer Einbildung, während der romanische Amerikaner von der Union nichts wissen will.

Tiefere Kenntnisse über Mittel- und Südamerika sind im nördlichen Kontinent fast nirgends anzutreffen. Das gleiche gilt für die Beziehungen zu Europa — ausgenommen diejenigen Länder, in die sich der Strom der amerikanischen Touristen ergießt. Da die Kenntnis fremder Sprachen nicht zu den starken Seiten der Amerikaner gehört, so beschränken sie sich in der Regel auf England und einen kleinen Ausschnitt von Frankreich, während sie nach Deutschland viel seltener kommen. Was über Berlin im Osten oder Südosten hinaus liegt, ist ihnen nun gar ein unbekanntes Land. Es wird allen Ernstes versichert, daß der Staatssekretär des Äußeren, Mr. Bryan, noch vor drei Jahren, nach Übernahme seines Amtes, den Unterschied zwischen Bukarest und Budapest nicht gekannt habe.

Schwere Fehler lassen sich nicht eben selten in den geographischen oder geschichtlichen Vorstellungen auch solcher Amerikaner finden, bei denen man dies aus Rücksicht auf ihren Beruf weder annehmen noch dulden sollte. So sind selbst in den Propagandaschriften der Pan-American Union manche grobe Schnitzer enthalten. In einer wird behauptet, die Lamawolle werde meist als Alpakawolle verkauft — während der Unterschied zwischen Kamel- und Alpakawolle, wie

Dr. A. Wirth*) bemerkt, ungefähr so groß ist, wie zwischen Menschen- und Pferdehaaren. In einer anderen Schrift derselben von Mr. Barett geleiteten Propagandastelle in Washington heißt es, Callao sei einer der schlechtesten Häfen Südamerikas und bestehe nur aus einer Außenreede, zu welcher der Wind von der japanischen Küste her Zutritt habe. Bisher haben die Meteorologen von einer Windströmung von der japanischen nach der südamerikanischen Küste noch nichts gewußt, und die Geographen haben Callao für einen der besten Häfen gehalten, zumal da er durch eine vorgelagerte Insel, San Lorenzo, geschützt ist**).

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 19. zog die politische Bildung in Nordamerika manche Nahrung aus dem Zwange, sich über die den Einzelstaaten zu gebende Verfassung klar zu werden. Sowohl in öffentlichen Versammlungen und in der Presse, wie noch mehr in den gesetzgebenden Versammlungen wurde das Problem nach allen Seiten hin erörtert. Was in Philadelphia verhandelt wurde, bevor man der Union ihr staatsrechtliches Kleid gab, ließ die Blicke der Nation so tief in wichtige politische Fragen eindringen, daß die politische Bildung daraus reiche Nahrung schöpfen konnte. Das gleiche gilt von den verfassunggebenden Versammlungen mancher Einzelstaaten, namentlich von Massachusetts. Seitdem jedoch das gesamte Festlandsgebiet der Union in Einzelstaaten aufgeteilt ist — ein Vorgang, der im wesentlichen vor dem letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts zum Abschluß gelangte —, während neue Gebiete in der Regel nur als Territorien hinzukamen, denen man, weil sie erobert waren und weil sie keine englischsprechende Bevölkerung enthielten, nicht dieselben staatsbürgerlichen Rechte gewähren wollte wie den alten Einzelstaaten — seit dieser Zeit ist zugleich mit dem Zwange, sich über politische Grundfragen klar zu werden, auch eine wichtige Gelegenheit entschwunden, sich darüber unterrichten und anregen zu lassen. Man könnte zwar in jenen früheren Verhandlungen nachlesen — aber wer tut das? Eine kurze Zusammenfassung wäre von größtem Wert; meines Wissens wurde sie bisher nicht unternommen. Mitschuldig ist auch die Schulbildung, die sehr viel geringere Ergebnisse zeitigt, als bei uns. In Deutschland würden wir

*) „Tag" vom 30. August 1912.

**) Dr. A. Wirth macht ferner auf andere böse Fehler aufmerksam: „In einem Aufsatze wird beispielsweise der Warenversand von dem bolivischen Mollendo nach Cochabamba beschrieben nnd gesagt, daß dort das Lama als Frachttier dient. Tatsächlich gibt es dort seit vielen Jahren einen Fahrweg und seit drei Jahren eine Eisenbahn. Besonderen Reiz erhält die Unkenntnis des Bulletins dadurch, daß sämtliche bolivischen Bahnen von einer nicht ganz unbekannten Newyorker Firma, von Speyer, dem drittgrößten Bankhause der Vereinigten Staaten, finanziert worden sind. Aber selbst bevor die gedachte Bahn fertiggestellt wurde, gingen jene Waren weder auf dem Rücken von Lamas, noch auf dem berührten Fahrwege, sondern wurden auf einem Umwege über Antofagasta und Oruro geleitet."

weder beim Abiturientenexamen noch in der Höheren Töchterschule jemand entlassen, der so geringe Kenntnisse über die Geographie Amerikas oder Asiens besäße, wie zahlreiche Amerikaner über Amerika oder Europa. Auch ist, dadurch mit veranlaßt, der Interessenkreis der letzteren viel enger. In seiner Schrift über die Nervosität in Amerika meint G. M. Beard, der Nordamerikaner werde fortwährend von drei Fragen verfolgt: wie verdiene ich möglichst viel Geld? wer wird Präsident der Union? was geschieht mit dem Menschen nach dem Tode?

Diese Beobachtung ist treffsicher. Von den Weltproblemen hat der Amerikaner nur in soweit eine Vorstellung, und auch dann meist eine ziemlich ungenaue, als sein eigenes Land dabei in Frage kommt. Mittelamerika und Westindien, der Stille Ozean und Ostasien — das sind die Gebiete, für die er sich interessiert. Wenn aber weit hinten in Europa die Völker aufeinanderschlagen, so geht ihn das politisch, wie er meint, nichts an, während er für jede Sensationsnachricht vom Kriegsschauplatz um so dankbarer ist, je blutiger sie sich gebärdet. Daß in dem heutigen Kriege Staatssekretär Bryan die Waffenlieferungen Nordamerikas mit dem Saltomortale zu rechtfertigen sucht, ihr Verbot würde eine Neutralitätsverletzung darstellen, geht allerdings über die Verschrobenheit juristischer Folgerungen, wie sie wohl in jedem Lande möglich sein würden, nur wenig hinaus; auch ist das Denken, nach allem, was wir wissen, niemals Bryans starke Seite gewesen — siehe z. B. seine Stellung zur Währungsfrage. Weit erstaunlicher ist, daß selbst der Präsident der berühmtesten nordamerikanischen Universität, Elliot, sich zu Beginn des Krieges im Gegensatz zu den Ausführungen unserer deutschen Geisteskämpfer Dernburg und Kühnemann öffentlich dahin ausgesprochen hat, daß dieser Krieg auf Deutschland zurückfalle, und daß wir ihn sehr wohl hätten vermeiden können, indem wir uns gegen etwaige russische Angriffslust mit Westeuropa hätten verbünden können! Ich habe Karlchen Mießnicks Aufsätze zur Weltkriegsfrage noch nicht gelesen, fürchte jedoch, daß er sich viel törichter auch nicht hat aussprechen können.

Am ärgsten ist die weltpolitische Blindheit, so eigenartig dies klingt, in Nordamerika in den Kreisen der Politiker. Die Erscheinung erklärt sich dadurch, daß infolge der vielfach im politischen Leben dort herrschenden Korruption und aus Rücksicht auf die zahllosen Unfeinheiten, die es bringt, gerade die besten geistigen Elemente nicht in diesen Beruf zu gehen pflegen. Daher sind bedeutende Politiker in Nordamerika immer seltener geworden. Einsichtige Männer dort verschließen sich dieser Erkenntnis nicht. Anfang 1912 hat ein patriotisch denkender, vielgereister Amerikaner, der sich hinter dem Decknamen „Junius Junior" verbergen mußte, einen Aufsatz über die Monroedoktrin veröffentlicht, in welchem er bittere Kritik an dem Kongreß übt. Diese Körperschaft mache auf einen vielgereisten Amerikaner im Vergleich zu anderen Parlamenten einen beinahe mitleiderregenden Eindruck; ent-

halte er doch außerordentlich wenig Männer, die über den engen Kreis ihres Wahlbezirks hinaus Verständnis haben.

In der Tat beschäftigen sich die amerikanischen Politiker weit mehr als mit einer Vertiefung ihrer politischen Bildung mit der Herstellung einer ungeheuren Menge von Gesetzen, deren weitaus größte Zahl in Vergessenheit sinkt, unmittelbar nachdem sie das Licht der Welt erblickt haben. Die wahnwitzige Gesetzesüberproduktion in den Vereinigten Staaten ist ein deutliches Zeichen für das Absinken politischer Bildung. Auch in anderen Staaten schwillt allerdings die Zahl neu erlassener Gesetze bedrohlich an. Nirgends aber hat man es bisher so weit gebracht, wie in der Union, wo im Bundesparlament zu Washington und in den Parlamenten der 48 Einzelstaaten jedes Jahr zusammen mehr als 10 000 (zehntausend) Gesetze fabriziert werden. Nicht ein Gebiet des menschlichen Lebens gibt es, das davon nicht berührt würde. Nichts ist zu hoch, nichts zu niedrig, nichts zu heilig, nichts zu profan für den fieberhaften Eifer dieser Gesetzgeber. Hier wird den Frauen verboten, Oberlichtblusen zu tragen; dort wird den Gastwirten vorgeschrieben, vor jedem Schnaps- oder Bierlokal eine rote Laterne mit der warnenden Aufschrift „Danger“ („Gefahr!“) anzubringen. In dem einen Staate wird das Fluchen am Fernsprecher verboten, in anderen den Hotelbesitzern und Gastwirten vorgeschrieben, kein zerbrochenes Porzellan auf den Tisch zu bringen. Oder es wird den Hotels befohlen, daß sie nur Betttücher von einer ganz bestimmten Länge benutzen dürfen, daß sie jeden Gast täglich mit einem neuen Handtuch zu versehen haben, daß sie einmal jährlich ihre gesamte Leinenwäsche desinfizieren lassen müssen. Auch wird das Geben und Empfangen von Trinkgeldern unter gesetzliche Strafe gestellt, ganz abgesehen von den zahllosen Gesetzen gegen den Alkohol. Wieder ein anderes Parlament hat darüber verhandelt, ob man nicht die zehn Gebote in das Staatsgesetzbuch aufnehmen sollte. Das Parlament des Staates Michigan hat sich sogar mit der Lösung der Quadratur des Kreises geplagt*).

Daß sich eine so ungeheure Zahl von Gesetzen, noch dazu von teilweise unvernünftigen Gesetzen, nicht durchführen läßt, liegt auf der Hand. Die Absicht, aus der sie entsprungen sind, mag gut sein — in der Regel leidet sie doch an Unklarheit und ist unüberlegt. Die Gesetzmacherei in den Vereinigten Staaten mit allen ihren üblen Folgen wächst sich mehr und mehr zu einem Kulturübel aus. Vor allem wird dadurch eine Gesetzes-Mißachtung großgezogen, die dem Staatsleben um so gefährlicher werden muß, als die Neigung des Amerikaners, die Gesetze zu befolgen, an sich schon nicht sehr groß ist. Es spricht Bände, daß ein amerikanischer Universitätsprofessor diesen Zustand der Dinge

*) Siehe meinen Aufsatz „Gesetzmacherei in den Vereinigten Staaten“ (in der Zeitschrift „Gesetz und Recht“ vom 12. März 1915. S. 271 ff.).

rechtfertigt, indem er es als einen Vorzug des amerikanischen Gesetzes preist, daß „es wartet, bis es gerufen wird"*).

Es kommt hierin eine psychologische Eigenart des Amerikaners zur Geltung, die sein gesamtes persönliches und staatliches Leben durchzieht: sein *auf die Spitze getriebener Individualismus*. Während er glaubt, ein leidenschaftlicher und tatkräftiger Patriot zu sein, nimmt er doch in seinem Privatleben weder auf den Staat noch auf die Gesamtheit die gebührende Rücksicht. Mit vollem Recht behauptet H. G. Wells von dem Amerikaner, „es sei ihm die Auffassung fremd, nach der sein geschäftliches Tun und Treiben, seine Privattätigkeiten in letzter Linie doch nur wieder als Teilvorgänge eines umfassenden, kollektiven Prozesses anzusehen sind, auch auf andere Menschen und auf die Welt überhaupt Einfluß ausüben, und nicht nur, wie er meint, mit seiner Person anfangen und aufhören. Er sieht das Weltwesen durch eine atomisierende Brille; es stellt sich ihm dar als bunte Menge individueller Begebenheiten, ‚Geschichten', wie sich die amerikanischen Zeitungen ausdrücken. Geht man ein amerikanisches Blatt aufmerksam durch, so macht man die Beobachtung, daß es sich darin vom ersten bis zum letzten Satz um Individuen handelt, um individuelles Tun und Treiben, darum, was dieser und jener gesagt und erlebt hat. Und diese Individualitäten bleiben unverschmolzen und isoliert stehen. Nicht die geringste Verallgemeinerung oder Abstraktion, nicht die dünnste Luft der Reflexion mildert jene schroffen, emphatisch vorgetragenen, selbstgenügsamen Darstellungen rein persönlicher Begebenheiten**)."

Der Staat ist dem Amerikaner vor allem *eine angenehme Hilfe für das Dasein*. Er liebt ihn deshalb, weil es unter seinem Dach möglich ist, geschäftlich gut vorwärts zu kommen. Die wirtschaftliche Wohlfahrt des Landes wird von ihm bewundert und als großer persönlicher Vorteil empfunden, während die Möglichkeiten des Aufsteigens in den europäischen Ländern so viel geringer sind und die Steuerlast dort unverhältnismäßig schwerer drückt. Daß die *Vaterlandsliebe sich vor allem in Opfern* kundgeben muß,

---

*) „Wir tragen unsere Regierung mehr wie eine Toga als einen Rock. Wer glaubt, daß er durch ein Studium unserer Wahlmaschinerie und Gesetzgebung, oder durch ein Herzählen der Vollmachten und Funktionen von Beamten und Legislaturen ermitteln könne, wie wir regiert werden, ist ganz entschieden auf dem Holzwege. Diese Dinge, wie z. B. auch unsere Gesetze, kommen nur in Ausnahmefällen und auf verhältnismäßig seltene Ereignisse in Anwendung. Der gewöhnliche Mensch und die gewöhnliche Routine seines Lebens kommen selten damit in Berührung. Das Gesetz steht untätig beiseite, jeden Augenblick bereit, angegangen und angerufen zu werden, falls man seiner bei außergewöhnlicher Gelegenheit bedarf, aber es ‚gehet nicht umher wie ein brüllender Löwe, und suchet, welchen es verschlinge': es wartet, bis es gerufen wird." (Benjamin Ide Wheeler: Unterricht und Demokratie in Amerika. Straßburg: Karl J. Trübner, 1910. S. 6 f.)

** H. G. Wells: Die Zukunft in Amerika. Deutsch. Jena: Diederichs, o. J. S. 130.

kommt dem Amerikaner nicht zum Bewußtsein. Seine Vorfahren haben diese höhere Vaterlandsliebe mehrfach bewiesen. Nicht vergessen sei jedoch, daß auf den Schlachtfeldern, sowohl des Unabhängigkeitskrieges, wie namentlich des Bürgerkrieges, eine außerordentlich große Zahl von Deutschen geblutet hat, nicht um ein Land zu verteidigen, in dem sie geboren waren, sondern um der Sache der Menschlichkeit zu dienen.

Der Amerikaner ist jedenfalls auch heute bereit, sobald das Bestehen der Union in Frage gestellt würde, zu ihrem Schutz die Waffen zu ergreifen. Aber im Frieden wünscht er sich keine Beschränkungen im Interesse der Gesamtheit aufzuerlegen. Deshalb will er von dem Polizeiwesen Deutschlands nichts wissen, weil ihm die strenge Ordnung zuwider ist, die damit in Verbindung steht. Er duldet zwar, daß ihm selbst Gesetze gegeben werden, die weit über die Bevormundungssucht des eifrigsten Polizeigewaltigen in Deutschland hinausgehen. Aber er betrachtet es dann auch als sein gutes Recht, diese Gesetze einfach nicht zu befolgen. Und an die Unterlassung einer Tätigkeit, die ihm persönlich Nutzen bringt, während sie dem Gemeinwesen schädlich sein könnte, denkt er durchaus nicht. „Aus dem Patriotismus ist ein bloßer Wille zur nationalen Selbstbehauptung geworden, eine sentimentale Flaggenbegeisterung, ohne das Gefühl staatsbürgerlicher Verpflichtung. Gesetz, soziale Rechtspflege, der Stolz auf den Staat und seine Erhaltung, das hält man für Dinge, für die gesorgt war, bevor noch das eigentliche Spiel begann; man macht sich ohne weitere Gedanken an sein Geschäft. Im Geschäftlichen gilt allgemeine Gleichheit, keiner ist seines Bruders Hüter*)."

Deshalb halten denn auch heute viele Amerikaner es für ganz in der Ordnung, daß von ihrem Lande aus Waffen an eine Partei der Kriegführenden geliefert werden, obwohl gerade dadurch der Krieg um Monate verlängert wird. Sie sehen nicht oder wollen nicht sehen, daß es nicht nur lächerlich, sondern unwürdig ist, für den Krieg zu liefern und für den Frieden zu beten. Sie wünschen überhaupt in solchen Dingen nicht klar zu sehen. Eben dies ist eine schwere Gefahr für die amerikanische Zukunft: daß man trotz den bitter ernsten Problemen der inneren und der Weltpolitik nicht eifrig genug bemüht ist, sich volle Klarheit darüber zu verschaffen. Man hat sich nicht daran gewöhnt, die Dinge bis auf den Grund zu durchdenken. Präsident Wilson erzählt in einer seiner Reden, er habe einen Landsmann getroffen, der glaubte, das Referendum — um das der politische Kampf in Nordamerika seit Jahren geht — sei eine Art Tier, weil es einen lateinischen Namen habe; jedenfalls gäbe es manche Amerikaner, denen die Bedeutung dieses Wortes noch erklärt werden müsse**).

---

*) Wells, a. a. O. S. 68.

**) Woodrow Wilson: Die neue Freiheit. Deutsch. München: Georg Müller, 1914. S. 187.

Hätte er dieselben Leute nach Dingen der Weltpolitik gefragt, so würde er mindestens ebenso törichte Antworten erhalten haben. Die Kürze der amerikanischen Geschichte, die Traditionslosigkeit dieses Landes, der Mangel gleichstarker oder doch kulturell bedeutender Nachbarn, die Leichtigkeit der bisherigen politischen Erfolge — alles dies hat dazu beigetragen, bei einem großen Teil der Nordamerikaner eine weltpolitische Blindheit bestehen zu lassen, die für das eigene Volk nicht minder wie für andere Nationen voller Gefahren ist. Hoffen wir in unserem Interesse und in dem der Vereinigten Staaten, daß die von weitblickenden und edeldenkenden Männern dort eingeleitete Bewegung, die auf ein Verbot der Waffenlieferungen und auf bessere Kenntnis der europäischen Verhältnisse hinzielt, recht bald Erfolg hat.

Dr. Paul Ostwald:
Die englisch-russische Freundschaft im Lichte der Geschichte.

Wenn wir die Geschichte nach den Beziehungen zwischen England und Rußland fragen, so sehen wir diese Mächte ihre gegenseitige Stellung zueinander dreimal wechseln. Von den Anfangszeiten des europäischen Rußlands, von den Zeiten eines Peters des Großen bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war man in Petersburg wie in London sich durchaus wohlgesinnt. Sollte Rußland doch 1755 den Schutz Hannovers gegen Frankreich übernehmen, führte Rußland doch gemeinsam mit England den Vernichtungsschlag gegen Napoleon I. Um 1850 aber wurden dann diese Mächte die erbittertsten Feinde, und diese Feindschaft milderte sich erst nach dem russisch-japanischen Kriege (1906). Beide Staaten traten erst von diesem Zeitpunkt ab wieder einander näher, wurden Bundesgenossen im Kampfe gegen Deutschland. Auf die richtige Beurteilung dieses letzten Wechsels von der Feindschaft zur Freundschaft zwischen Rußland und England kommt es an, wenn wir für die Fragen der Gegenwart und Zukunft in dieser Hinsicht die Antwort finden wollen, und das kann nur auf dem Boden der geschichtlichen Ereignisse geschehen. Es wird sich also darum handeln, aus der Geschichte zu erfahren, ob die Verhältnisse sich nach 1906 so verschoben haben, daß die Gründe, die um 1850 zum Gegensatz der beiden Staaten führten, jetzt nicht mehr vorhanden sind, oder ob und in welchem Maße sie auch für die Zukunft sich werden wirksam erweisen können, ob sie nur durch andere Dinge für den Augenblick in den Hintergrund gedrängt sind.

Es lag in der Natur der Sache begründet, daß England und Rußland mit

ihren großen Expansionsgelüsten nach 1815 auf die Dauer nicht mehr Freunde bleiben konnten, daß beide Mächte mit ihren Interessen aufeinanderstoßen mußten. Es mußte eintreffen, was ein David Urquhart schon um 1830 seinen Landsleuten klarzumachen versuchte, daß nämlich die steigende Macht Rußlands die größte Gefahr für England bedeute. An drei Stellen sollten vornehmlich russische und englische Interessen zusammenstoßen: erstens am Mittelmeer, zweitens am Indischen Ozean, drittens in Ostasien.

Im Mittelmeer galt es für England, dem Drängen Rußlands nach den Dardanellen auf das entschiedenste entgegenzutreten. Es mußte hier seinen Levantehandel gegen das Zarenreich schützen, es durfte die notwendige Getreideeinfuhr aus Südrußland und den Donauländern nicht in andere Hände kommen lassen. So griff es denn 1856 in den Krimkrieg und 1878 in die Verhandlungen zu San Stefano ein, denn die Türkei sollte ein selbständiger, wenn auch schwacher Staat bleiben; es war eine Lebensfrage für England, daß die Dardanellen nicht in Rußlands Hand kamen. Doch, was so Jahrzehnte hindurch für England ein Grunddogma seiner Orientpolitik war, sollte nach 1882 allmählich fast ganz aufgegeben werden. Zweierlei bedingte diesen Umschwung. Einmal änderten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse. Australien und Kanada machten mit der Zeit England unabhängig von der Getreideeinfuhr aus den Gegenden des Schwarzen Meeres, und so verloren die Dardanellen im Besitze der schwachen Türkei einen Teil des Wertes für die englischen Politiker. Noch wichtiger aber und noch ausschlaggebender wurde für den Umschwung in der bisherigen Stellung zur Türkei die Besetzung Ägyptens 1882. Das war ein gegen die Türkei direkt feindlich gerichtetes Vorgehen. Und ferner erwachte nun der Wunsch, von Ägypten den ersehnten Zusammenhang mit Indien schaffen zu können. Das war aber nur möglich, wenn der Türkei noch weitere Landgebiete entrissen wurden. Nur über Arabien, Mesopotamien ging der Weg von Kairo nach Kalkutta. So hatte man denn nun in London kein Interesse mehr am Bestand der Türkei; im Gegenteil, jetzt wünschte man ihre Beseitigung und Aufteilung mit Rußland zusammen. Den Seeweg nach Indien hatte sich England durch Gibraltar, Malta, Cypern, Ägypten doch so zu sichern verstanden, daß ihm Rußland als Besitzer der Dardanellen nicht mehr gefährlich erschien. Der jetzige Krieg hat ja denn auch gezeigt, daß nach den Abmachungen des Vierverbandes England tatsächlich gegen die Überlieferung Konstantinopels in die russischen Hände nichts einzuwenden hatte.

Mit dieser Befriedigung des russischen Ehrgeizes, das Kreuz endlich wieder auf der Haggia Sophia aufpflanzen zu können, hoffte England aber, auch noch Vorteile an einer andern Stelle einheimsen zu können. Rußland sollte durch Konstantinopel abgelenkt werden von Persien und Indien. Die Beseitigung des Gegensatzes im Mittelmeer sollte also auch die Gegnerschaft am Indischen Ozean

aufheben. Seit 1830 ca. hatte Rußland nämlich im Kaukasusgebiet und in Turkestan ungeheure Fortschritte gemacht. Persien geriet immer mehr und mehr unter russischen Einfluß, Indien wurde stark bedroht. Durch die Aufrichtung kleiner Pufferstaaten gelang es England um 1880 endlich, dem Drängen Rußlands auf Indien zu etwas Einhalt zu gebieten. Schwieriger gestalteten sich die Dinge in Persien. Für Rußland war und ist es eine Lebensfrage, sich hier den bequem gebotenen Zugang zum Meer zu verschaffen und sich dieses Reich zu sichern. Das aber muß eben England auf alle Fälle zu verhindern suchen, wenn es seine kolonialen Pläne verwirklichen will, wenn Indien nicht von dieser Seite aus bedroht werden soll. Der Wert Persiens für England ist außerdem noch dadurch gestiegen, daß dort reiche Naphthaquellen vorhanden sind, die es England ermöglichen sollen, für seine Flotte im Indischen Ozean Ölstationen anzulegen. Nun ist zwar am 31. August 1907 zwischen beiden Staaten ein gegenseitiges Abkommen über Persien geschlossen worden, wonach Nordpersien den Russen, Südpersien den Engländern zugestanden wurde, aber die Reibereien, die auch nach dem 31. August 1907 nicht aufhörten, zeigen nur zu deutlich, daß der Vertrag nur einen Augenblickswert besitzt. Er ist geschlossen worden, um den gemeinsamen Kampf gegen Deutschland zu ermöglichen, er hat aber in keiner Weise die englisch-russischen Gegensätze beseitigt. England will eben sich nicht mit Südpersien, Rußland sich nicht mit Nordpersien begnügen. Jeder fordert das ganze für sich. Das geht deutlich daraus hervor, daß man weder in London noch in Peterburg sich um die Neutralitätszone und um die beiderseits zugesicherte Integrität Persiens gekümmert hat. England hat Naphthaquellen auch außerhalb seines ihm zugestandenen Einflußgebietes erworben, es hat mehr indische Truppen hingeworfen, als nötig waren, es hat Städte und Ortschaften besetzt, die es nach dem Vertrag nicht besetzen durfte. Rußland hat es nicht anders gemacht. Bahnkonzessionen wurden erworben, die vor der Neutralitätszone nicht halt machten, Truppen wurden in großer Masse nach Nordpersien geführt, Perser wurden zu russischen Untertanen gemacht, die Volksvertretung mit russischem Gelde erkauft u. a. Noch im Juni 1914, also kurz vor dem Weltkrieg, schrieb deshalb die „Petersburger Börsenzeitung", das offizielle Organ des Kriegsministers: „Sollte man sogar mit Grey zugeben, daß die Gründung einer Englisch-Persischen Naphthagesellschaft dem Geist des Abkommens vom Jahre 1907 nicht widerspricht, so rufen doch einzelne Punkte, welche die Einführung englischer Militärkräfte in die neutrale Zone zulassen, Sorgen in Rußland hervor." Und das englische Parlament verlangte zur selben Zeit wiederholt Anfragen in Petersburg wegen der Bahnkommissionen und der Truppen. Kurzum, der Vertrag von 1907 ist nicht mehr, als ein Fetzen Papier. England und Rußland können hier nie und nimmer Freunde werden.

In Ostasien hat England seine altbewährte Methode, andere für sich die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, gegen Rußland angewandt. Ruß-

land hatte hier seit 1860 seinen Einfluß auszudehnen versucht. Der General Murawiew zwang 1858—1860 China, das Land links und rechts vom Amur abzutreten und in die russische Besetzung der Insel Sachalin zu willigen. Wladiwostok entstand. Der Name dieses ersten brauchbaren Hafens Rußlands am Meere — Beherrsche den Osten — kennzeichnet mehr als alle Worte seine weitausschauenden Pläne. — Nachdem man dann im Innern Asiens: in der Mongolei, in Tibet, und auch in China, genügend seinen Einfluß verstärkt hatte, ging man von russischer Seite auch in seinen Wünschen an Küstengebiet am Stillen Ozean weiter. Der Friede zu Schimonoseki gab 1895 die günstige Gelegenheit. Rußland hetzte Europa auf gegen die Forderungen, die das siegreiche Japan an China stellte. Japan wurde zum Nachgeben gezwungen, und Rußland hatte sich freien Weg für die Entfaltung seiner Wünsche geschaffen. Es erwarb von China Rechte zur Anlage und zum Betriebe eines umfassenden Bahnnetzes in der Mandschurei, es pachtete 1897 Port Arthur. Rußland hatte seinen zweiten großen und seinen ersten eisfreien Hafen am Stillen Ozean. Das alles war England denn doch zuviel. Es mußte fürchten, von dem weiteren Vordringen des russischen Kolosses in China erdrückt zu werden. Geschickt benutzte es darum Japan, das sich auch bedroht fühlte, um einen für die ostasiatischen Absichten Rußlands vernichtenden Schlag zu führen. Am 30. Januar 1902 schloß es das Bündnis mit Japan und gewährte so diesem Staate die nötige Rückendeckung und das nötige Geld zum Kriege gegen Rußland. Durch Japan schienen nun überhaupt die Gegensätze zwischen England und Rußland aufgehoben, doch hatte England selbstverständlich nur solange den Vorteil davon, als Japan sich der Londoner Regierung gefügig erwies. Nun aber hat der Krieg mehr als deutlich uns gezeigt, daß Japan selbständige Politik treiben will, daß es dadurch mehr und mehr englandfeindlich wird. Rußland und Japan stehen sich infolgedessen jetzt näher als früher, und schon sind Verhandlungen im Gange, die auf ein Bündnis der einstigen Gegner hinzielen. Japan braucht einen Schutz und Anhalt gegen England, den soll Rußland ihm bringen. Dadurch wird aber auch Rußland in Ostasien zu einer englandfeindlichen Politik gezwungen werden.

So steht denn die Freundschaft zwischen Rußland und England in der Tat auf schwachen Füßen. Nur an den Dardanellen haben sich die Gegensätze ausgeglichen, in Persien und Indien aber bestehen sie in alter Weise fort, und in Ostasien droht zum mindesten ein neuer Gegensatz. Dazu kommt, daß Rußland nach dem unglücklichen Verlauf des Weltkrieges versuchen wird, gerade in Asien die Verluste wettzumachen; es wird nach einigen Jahren der Sammlung hier seine alten Pläne wieder aufnehmen. Ob dann die Feindschaft gegen Deutschland, ob dann der Deutschenhaß in Rußland auch dann noch stark genug sein werden, Rücksichten auf England zu nehmen, ist recht fraglich.

Berthold Weiß: Lokomotiven.

Der Weltkrieg ist in letzter Linie ein Krieg zwischen England und Preußen. Großbritannien, unter der Leitung Englands, führt den Vierverband, Deutschland, unter Leitung Preußens, den Vierbund. So bilden Preußen und England die Lokomotiven der beiden ungeheuren Panzerzüge. Engländer und Preußen leben fast in derselben geographischen Breite, sind groß, stark, vorwiegend blond und gehören der reformierten Kirche an; Wiclif hat die Bibel 150 Jahre vor Luther übersetzt. Sie entstammen beide der germanischen Rasse, doch fand bei den Engländern Vermischung mit Romanen und Kelten, bei den Preußen mit Slawen statt. Die hervorstechendste Eigenschaft des Engländers ist seine politische Begabung. Er konnte im vergangenen Jahre den siebenhundertjährigen Beginn seiner Verfassungsgeschichte feiern. Sein Staat ist der Bürger wegen da, und Königtum, Aristokratie und Kirche wurden als nützliche Bausteine bei seinem Aufbau verwendet. Die Deutschen sind im Grunde ein unpolitisches Volk. Dem Preußen ist der Staat eine Art von höherem Wesen; der Bürger ist hier des Staates wegen da. Der Engländer hat ferner Reinlichkeit und Körperkultur neu entdeckt und ist begeistert für jede Art von Sport; dazu kommt ein hoher Grad von äußerlicher Zivilisation. Der Deutsche hat dagegen ein ganz anderes Verhältnis zu Kunst und Wissenschaft. Der wichtigste Gegensatz aber liegt auf dem Gebiete der äußeren Politik. Zwar haben auch Preußen und Deutschland sich noch nicht ganz zur Höhe des Satzes erhoben: „Was du nicht willst, das deinem Land man tu', das füg' auch keinem andern Lande zu!" Aber derselbe Engländer, dessen Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit sonst von niemand übertroffen wird, lügt und betrügt, sobald es sich um das Wohl seines Vaterlandes handelt, und zögert nicht, die größten Schandtaten, wenn nicht zu begehen, so doch zu verteidigen.

Europa ist in zwei Lager geteilt. Europäer morden Europäer in diesem furchtbaren Kriege, der an die schrecklichen Bürgerkriege im alten Rom erinnert. Und da Englands Streben, die Hegemonie um jeden Preis zu erhalten, seinen Anlaß bildet, erinnert er auch an die Kämpfe der Stadtstaaten im alten Griechenland. Es drängt sich die Frage auf: Was wird die Zukunft Europa, der Menschheit, bringen? Auf dem Gebiete der Politik ist dem Führer der siegenden Gruppe ein langandauerndes Übergewicht gewiß. In ökonomischer Hinsicht wird Amerika, wie einst Mazedonien in politischer, die Vorherrschaft davontragen. Die Lokomotive des amerikanischen Kapitals wird all den reichbeladenen Güterzügen Europas unentbehrlich werden.

Und wie wird sich die kulturelle Weiterentwicklung der Menschheit gestal-

ten? Nach Comte wendet der menschliche Geist beim Philosophieren zuerst die theologische, dann die metaphysische und zuletzt die positive Methode an. Diese Aufeinanderfolge entspricht einem allgemeinen Gesetze in der Entwicklung des Einzelnen, wie in der des Volkes, des Kulturkreises und der Menschheit: der Weg führt hier überall von einem Übergewicht des Gefühls und der Phantasie zu einem Übergewichte des Verstandes. Und zwar einmal innerhalb von Religion und Kunst, Philosophie und Wissenschaft, dann indem das zentrale Interesse sich nacheinander Religion, Philosophie und Wissenschaft und ungefähr gleichzeitig phantastischer, idealistischer und realistischer Kunst zuwendet. Nach Vollendung des gesetzmäßigen Ablaufes kann ein neues Stadium vorwiegender Phantasie einsetzen, als eine Art Johannistrieb, veranlaßt durch die Öde des Rationalismus und häufig bedingt durch jüngere Einflüsse von außen. Finden sich Individuen, Volk, Kulturkreis, Menschheit bereits im Greisenalter, dann hat es mit diesem Stadium sein Bewenden; im anderen Falle beginnt mit ihm eine neue Periode.

Die Entwicklung unserer gegenwärtigen, der romanisch-germanischen Kulturperiode stimmt, jenem Gesetze entsprechend, mit der der griechisch-römischen Kulturperiode überein und ist bereits weit fortgeschritten. Die Religion zeigt nirgends mehr frische Triebe, die Philosophen beschäftigen sich nach dem treffenden Worte eines Philosophieprofessors seit langem nur mehr damit, Kadaver zu galvanisieren, und auf allen Gebieten der Kunst ist Erschöpfung, Erstarrung und Auflösung eingetreten. Die Architektur endigte mit dem Empire, diesem zweiten Aufguß auf die Antike; die Hauptprobleme der Plastik wurden bereits von den Hellenen gelöst, so daß selbst ein Genie wie Michelangelo als Nachzügler erscheint; die Malerei hat mit Expressionismus, Kubismus, Futurismus, die Musik mit Debussy, Schönberg und anderen den Bankerott normaler Weiterentwicklung erklärt, und die Poesie trägt schon lange in allen Ländern den Stempel des Epigonentums. So stellen Religion, Philosophie, Kunst heute zum zweiten Male abgestorbene oder absterbende Äste am Baume der menschlichen Kultur dar. Und weiteres Wachstum ist nur noch in der Wissenschaft und in der Technik zu erwarten, wozu für unsere Epoche als neues wichtiges Element die sozialen Probleme treten.

Bei der griechisch-römischen Kulturperiode erscheint, nachdem auch theoretische und angewandte Wissenschaft der Erstarrung anheimgefallen waren, ein neues Übergewicht der Phantasie, und damit der Religion, durch orientalische Einflüsse. Dieser neue Ansatz mußte innerhalb des antiken Kulturkreises verkümmern. Aber mit der Völkerwanderung treten die Germanen als unverbrauchter anthropologischer Faktor in die Geschichte ein, der den Beginn einer neuen Kulturperiode ermöglicht.

Heute hat die Menschheit einen ähnlichen Johannistrieb nicht mehr zu erhoffen, denn ein äußerer Anstoß von der Bedeutung des Christentums ist für

die Zukunft ausgeschlossen. Auch kann unserer Periode keine weitere mehr folgen, da frisches anthropologisches Material nicht mehr vorhanden ist. In dem Nebeneinander der griechischen Slawen, katholischen Slawen, Romanen, Germanen und protestantischen Germanen spiegelt sich das Nacheinander der Entwicklungsstufen des Christentums. Die Hauptgruppen bilden die griechischen Slawen, die katholischen Romanen und die protestantischen Germanen; die beiden andern stellen Übergänge dar. Die im byzantinischen Christentum erstarrten Slawen stehen auf der niedrigsten Stufe; von ihnen ist nicht zu erwarten, daß sie jemals kulturfördernd an die Spitze der Menschheit treten könnten. Und sollten durch den Vorspann der japanischen Lokomotive die ungeheuren chinesischen Wagenzüge in Bewegung gesetzt werden, so kann sich daraus vielleicht eine Bedrohung, sicher aber keine Erhöhung der europäischen Kultur ergeben.

Die größten Kulturträger am Abend unserer Periode hat der Protestantismus hervorgebracht: Luther, das letzte religöse Genie, die letzten großen Philosophen Deutschlands und Großbritanniens, den letzten großen Maler, Rembrandt, die letzten großen Dichter, Shakespeare und Goethe, die letzten großen Musiker, Brahms und Wagner. Was den Protestantismus dazu befähigt hat, ist, daß er einen vermittelnden Standpunkt zwischen Kirche und Schule einnimmt. Der Protestant schließt, um ein Wort Faraday's zu erweitern, die Türe zum Laboratorium, wenn er beten, und die zum Oratorium, wenn er arbeiten will. Der Blick in das stets geöffnete Betzimmer bringt der Arbeit des frommen Katholiken manche Hemmung, aber auch eine höhere Weihe; im Arbeitszimmer des Freigeistes fehlt die Hemmung, aber leicht auch die Weihe. Der Protestant gibt dem Gemüte, was des Gemütes, und dem Verstande, was des Verstandes ist; er läßt das Wunder nicht in seine Arbeitsstube und schützt die Kirche vor der alle Wunder leugnenden Wissenschaft. In Frankreich würden fanatisierte Lourdespilger im Vertrauen auf Gottes Beistand mit ihren Wanderstöcken Maschinengewehre angreifen; nüchterne Freidenker dagegen würden ohne Rücksicht auf überirdische Mächte um den guten Zustand ihrer Waffen besorgt sein. Die Protestanten aber vereinigen auch hier beide Gesichtspunkte und handeln noch heute nach Cromwells Worten: „Vertrauet auf Gott und haltet euer Pulver trocken."

Es spricht nichts gegen die Annahme, daß auch die Kulturfortschritte der Zukunft im wesentlichen den protestantischen Germanen und den von ihnen geführten Völkergruppen zu verdanken sein werden, jene Fortschritte, die wir noch in der Wissenschaft, in der Technik und in der Lösung der sozialen Probleme erwarten dürfen. Und wir wollen und können hoffen, daß Deutschland hier an der Spitze stehen wird, aus demselben Grunde, die ihm jetzt seine Überlegenheit verleiht. Auch unseren Feinden mangelt es nicht an begabten Führern und tapferen Soldaten. Das Wissen, die Organisationsfähigkeit und das Pflichtgefühl machen den Unterschied. Diese Vorzüge aber sind dem deutschen Schul-

meister zu verdanken. Auf einen Analphabeten in Deutschland kommen hundert in England, mehr als dreihundert in Frankreich und noch viel mehr Analphabeten der Pflicht. Unsere Schulmeister, mögen sie nun Luther oder Lessing, Kant oder Fichte heißen, oder unbekannt und namenlos einem Dutzend deutscher Schulkinder das Lesen und Schreiben beibringen, macht uns niemand nach. Und ihnen werden wir es zu verdanken haben, wenn die deutsche Lokomotive den Zug der Kulturmenschheit zur letzten Höhe führt.

Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege.

Unter diesem Titel hat der Geheime Oberregierungsrat Dr. J. Norrenberg im Teubnerschen Verlage eine Sammlung von Aufsätzen verschiedener Schulmänner oder dem Schulwesen nahestehender Gelehrten erscheinen lassen, die er in einem Untertitel als Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens bezeichnet. Wer diese Reihe gediegener, anregender Aufsätze liest, wird als einen während der ganzen Lektüre anhaltenden Eindruck stolze Freude empfinden, daß es in Deutschland möglich ist, während des Krieges noch ein solches Buch zu veröffentlichen, daß darin zwar überall die gewaltige, erhebende und erschütternde Bewegung, die der Ausbruch und der Fortgang des Krieges hervorgerufen haben, deutlich hervortritt, daß aber doch deutsche Seelenstärke und Gründlichkeit es den Verfassern ermöglicht, Fragen des deutschen höheren Schulwesens mit ernster Selbstprüfung, zugleich jedoch mit hoffnungsvollem Ausblick in die Zukunft zu behandeln. Die selbstsichere, von aller Überhebung ferne Ruhe, mit der hier Zukunftsfragen der höheren Schule behandelt werden, ist um so eindrucksvoller und für deutsches Wesen bezeichnender, als alle Verfasser von der Anerkennung der Tatsache ausgehen, daß sich die Zöglinge der höheren Schulen Deutschlands in der Stunde der Not und der Gefahr durchaus bewährt haben und daher gar kein Grund vorzuliegen scheint, an eine Umgestaltung des höheren Schulwesens in unserem Vaterlande zu denken. Der Grund für diese bei oberflächlicher Betrachtung überflüssige Zukunftssorge ist nicht, wie bei gar manchen pädagogischen Aufsätzen dieser Kriegszeit, das Verlangen, diese oder jene vor dem Kriege eifrig, aber erfolglos betriebene Schulreform jetzt in der Erregung der Kriegszeit vielleicht mit größerem Erfolge zur Geltung zu bringen; sondern es sind zwei berechtigte Ursachen, die diese Erörterungen veranlaßt haben: einmal sind es Beobachtungen, die erst der Krieg ermöglicht hat, andererseits ist es der Ausblick auf die Forderungen, die der Ausgang des Krieges, gleichviel, ob es ein uneingeschränkter Sieg oder ein Unterliegen Deutsch-

lands sein mag, für unser Vaterland und seine Söhne und Töchter herbeiführen wird. Was hat der Krieg von unserer Jugend verlangt und was wird die Zeit nach dem Kriege von ihr verlangen? — Das sind die Kernfragen, aus deren Beantwortung die Aufsätze erwachsen sind. Daß diese Fragen auch die rege Teilnahme der höchsten Unterrichtsbehörde Preußens erwecken, zeigt sich darin, daß ein vortragender Rat des Ministeriums der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten die vorliegende Sammlung veranstaltet hat. Wer nun aber etwa glaubt, daß uns hier ein Zukunftsprogramm des preußischen Unterrichtsministeriums gegeben wird, geht fehl. Sagt doch der Herausgeber in dem Vorwort selbst: „Die Verfasser der einzelnen Beiträge bringen in ihnen, ohne daß sie durch ein vorher festgelegtes Programm beeinflußt worden wären, lediglich ihre eigenen Ansichten zum Ausdruck. Wenn sie in Einzelheiten voneinander abweichen oder in Widerspruch zueinander stehen, so liegt darin nur die erneute Feststellung, daß die hier aufgeworfenen Fragen einer Weiterbildung unseres höheren Schulwesens auch noch nicht annähernd einer allseitig befriedigenden Lösung nahegebracht sind." Es ist reizvoll, einige dieser Widersprüche hervorzuheben; zuvor jedoch sei schon hier darauf hingewiesen, daß es wohl noch reizvoller ist, zu prüfen, ob sich nicht auch ohne ein vorher festgelegtes Programm Übereinstimmung der Mitarbeiter in gewissen Punkten feststellen läßt, und ob man nicht hieraus und aus dem Fehlen gewisser Reformideen, — die Auswahl der Verfasser doch wohl keine rein zufällige und wohl auch nicht durch äußere Rücksichten bestimmt gewesen (etwa durch die auf die Vollständigkeit der in der Öffentlichkeit verkündeten Reformvorschläge oder auf das Ansehen der Schriftsteller als Erzieher und Gelehrte) — doch Schlüsse auf die Anschauungen unserer obersten Unterrichtsbehörde ziehen kann, zumal da sich nicht weniger als vier vortragende Räte des Unterrichtsministeriums unter den Mitarbeitern befinden.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die in den Aufsätzen hervortretenden Gegensätze. Da tritt zunächst der Münchener Universitätsprofessor A. Fischer in seinem Aufsatze: „Gedanken über die Form der deutschen höheren Schulen" sehr entschieden für eine möglichst starke Berücksichtigung des künftigen Berufs der Schüler und daher für eine große Mannigfaltigkeit in der Gestaltung der höheren Schulen ein, damit jede Schulart neben der allgemeinen Bildung schon eine möglichst vollkommene Vorbereitung für das spätere Fach des Schülers gewähren kann, während sein Berliner Amtsgenosse F. Jak. Schmidt verlangt, daß „die höhere Schule schlechterdings für keine der akademischen Fachwissenschaften vorzubereiten habe, wenn sie das Hauptziel der Nationalerziehung nicht völlig aus den Augen verlieren wolle". Also hie Fachschule, hie allgemeine Bildungsschule! — Bei näherem Zusehen ist der Gegensatz nicht ganz so schroff, wie er sich in der Gegenüberstellung dieser Schlagwörter ausprägt. Auch A. Fischer will, daß die deutsche höhere Schule eine allgemeine Bildung vermittle, indem sie nicht nur ihre Zöglinge durch eine jahrelange Beschäftigung

mit der deutschen klassischen Kunst und mit allen andern Fächern, die ihnen das Wesen der deutschen Kultur erschließen, zu tiefgründigem Deutschtum erzieht, sondern ihnen auch durch Einblicke in mindestens eine fremde Kultur (griechische oder französische) dieses Deutschtum zu einem bewußten mache und ihnen durch eine mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung das Verständnis für die sie umgebende Kulturwelt erschließe. Aber zu diesen Fächern der allgemeinen Bildung, deren gründlicher und streng wissenschaftlicher Betrieb zugleich die Geisteskräfte schulen und Gemüt und Willen bilden soll, will er im Hinblick auf den späteren Beruf der Schüler einen „fachlichen Einschlag" treten lassen, der dann eine mannigfaltige Gestaltung mindestens der Oberstufe bewirkt und dem künftigen Gelehrten oder dem Vertreter gelehrter Berufe, dem Geistlichen, dem Richter und Rechtsanwalt, dem Arzt, auch einem Teile der Oberlehrer eine andere Vorbildung gibt, als dem künftigen Techniker oder dem Landwirte, dem Kaufmann. Die diesem fachlichen Einschlag dienenden Fächer sollen nur so betrieben werden, daß das für den Beruf erforderliche praktische Können auf möglichst kurzem Wege, mit möglichst wenig Kraftaufwand sicher erreicht werde. Zu diesem fachlichen Einschlag wird auch das Lateinische gerechnet, das nur „den Theologen, Juristen, Ärzten, Philologen zulieb da ist, wenn auch heute für sie alle keineswegs so unentbehrlich wie ehemals". — Trotz des fachlichen Einschlags wird die Schule Fischers durch die allgemeinen Bildungsfächer, deren Betrieb der Nationalerziehung dient, nicht allzu weit abstehen von der Schule Fr. Jakob Schmidts, da auch dieser, wenn auch ohne Rücksicht auf die künftige Berufstätigkeit, also auch ohne Rücksicht auf das spätere Universitätsstudium, die Schule zum selbständigen Träger der Nationalerziehung im Nationalstaat machen will. Auch er will die alten Sprachen nicht mehr deshalb getrieben sehen, weil das akademische Studium, insbesondere das der Philologen und Theologen Kenntnis der alten Sprachen erfordert. Auch sie müssen sich, wie es ja Fischer für das Griechische fordert, in den Dienst der Nationalerziehung stellen. Es ist ein geschickter Zug, wenn Schmidt als Beweis für seine Behauptung, die Vorbereitung für das Fachstudium, in Sonderheit für das altsprachliche, sei nicht Sache der Schule, die Denkschrift einer philosophischen Fakultät anführt, in der gesagt wird, daß „das besondere akademische Studium heut in weitem Umfang mit unzulänglicher Bildung begonnen werde". Dieses Versagen der Schule sei nicht Schuld der Lehrer noch der Schüler, sondern eben des Umstandes, daß die Universitätsprofessoren von der Schule etwas verlangen, was sie ihrem Wesen nach nicht leisten könne. Über die eigentliche Form der nationalen höheren Erziehungsschule hat Schmidt sich nicht geäußert; aber im Grunde dürfte zwischen seiner Schule und der Fischers, zumal da dieser den fachlichen Einschlag hauptsächlich auf der Oberstufe zur Geltung bringen will, kein allzu großer Abstand sein trotz des scheinbar klaffenden Gegensatzes zwischen Fachschule und Schule der allgemeinen Bildung. In einem stimmen sie sicher überein, darin nämlich,

daß sie beide in der höheren Schule dem Nationalen einen breiten Raum schaffen wollen und beide diesen Raum gewinnen wollen, indem sie die höhere Schule, besonders soweit sie jetzt die Form des humanistischen Gymnasiums trägt, von dem ausgedehnten Betriebe des Lateinischen befreien wollen; denn Fischer betrachtet das Lateinische als einen fachlichen Einschlag der eigentlichen Gelehrtenschule und will es daher in möglichst kurzer und fachlicher Form betrieben sehen, und Schmidt will diese Schulart gleichfalls von der Forderung befreien, sie solle durch ausgedehnten Betrieb des Lateinischen eine Vorschule für das Studium der alten Sprachen sein.

Hierbei treffen wir auf einen neuen zwischen den Aufsätzen unseres Buches hervortretenden Gegensatz; denn wird in den eben erwähnten Aufsätzen Verringerung der Latinität des höheren Schulwesens gefordert, so erklärt Reinhardt in der Einleitung: „Wenn wir auch künftig unsere Schüler mit den besten Geisteserzeugnissen anderer Völker vertraut machen, werden wir es in dem Sinne tun, mehr das Wesentliche darin, als das Äußerliche zu erfassen, in Gedankenarbeit mehr, als in äußerer Anpassung. Dabei wollen wir die Pflege der Sprache und Kultur der Völker des Altertums, insbesondere der Griechen, in den Schularten, in denen sie eine Stätte gefunden haben, nicht schmälern und kürzen." Soll das nun heißen, dem Lateinischen und Griechischen darf auch in der künftigen Gestalt des humanistischen Gymnasiums keine Stunde entzogen werden, oder bezieht sich diese Erklärung insbesondere auf das Griechische, und würde Reinhardt in bezug auf das Lateinische mit sich handeln lassen? In seiner Begründung des eben angeführten Satzes spricht er nur von den Griechen und schließt diesen Abschnitt mit den Worten: „Wir würden eine Quelle unserer Kraft verschütten, wenn wir die Stätte zerstören wollten, welche griechische Sprache, Kunst und Literatur bisher in unsern Schulen gehabt haben." Von den Römern ist nichts gesagt — man weiß nicht recht, ob deshalb, weil Reinhardt den lateinischen Unterricht weniger hoch einschätzt, oder weil er ihn von den pädagogischen Stürmern und Drängern weniger bedroht glaubt. Kein Zweifel aber ist, daß der Verfasser des Aufsatzes über die alten Sprachen, Oberlehrer Lisco (Schulpforta), den Unterricht in beiden alten Sprachen auch nach dem Kriege im vollen Umfange erhalten sehen will. Er steht auf dem Standpunkte, daß schon die Rücksicht auf das Griechische gebiete, „dem lateinischen Unterricht die denkbar größte Sicherheit und Vielseitigkeit in der Beherrschung der Sprache zum Ziel zu setzen". Er will daher weder etwas von dem Verzicht auf die Übersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische, noch von einer Gabelung der Gymnasialprima in eine sprachlich-geschichtliche und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung wissen. In bezug auf die erstere sagt er: „Solche Übungen an möglichst originalen Texten in eben dem Augenblick ablehnen, in dem die Beherrschung des Elementaren ihnen erst den vollen wissenschaftlichen

Wert verleiht, hieße die Mauern eines Hauses aufführen, ohne sie mit dem Dach zu krönen, hieße auch der vorangegangenen jahrelangen Bemühung einen sehr wesentlichen Teil ihres Sinnes und ihrer Berechtigung nehmen."

In bezug auf die Gabelung der Gymnasialprima hebt er als Hauptübelstand die durch Vertiefung anderer Lehrgegenstände gebotene Verkürzung des Lateinunterrichts hervor und sagt: „Weil die dafür notwendige Entlastung zu einer Verkürzung auch des lateinischen Unterrichts geführt hat, muß ich meinen ernsten, nicht ausschließlich philologischen Bedenken gegen diese Versuche Ausdruck geben, durch Gabelung der Prima, womöglich durch ihre Auflösung in eine Anzahl von Sondergruppen, den in ihren Beweggründen nicht einmal mit Sicherheit zu kontrollierenden Wünschen der Schüler entgegenzukommen." Man sieht, der Vertreter der alten Sprachen, der sich seiner durch ein Jahrhunderte altes Herkommen geschützten starken Verteidigungsstellung bewußt ist, zeigt sich zu keinerlei Zugeständnissen geneigt. Auch der Vertreter der neueren Fremdsprachen, Geh. Oberregierungsrat Engwer (Berlin), befindet sich in einer Verteidigungsstellung, in der ihn weniger die in die Zukunft blickenden Schulreformer älterer Zeit, als die zurzeit hochangeschwollene Flut der Entrüstung gegen England und Frankreich, gegen alles englische und französische Wesen bedrängen. Auch er sucht die Stellung des Unterrichts in den neueren Fremdsprachen zu wahren, und kann er sich dabei nicht wie sein altsprachlicher Kampfgenosse mit dem Schild der ehrwürdigen Überlieferung schützen, so kann er sich auf den realen Nutzen der Kenntnis des Französischen und Englischen um so fester stützen und sagen: „Deutschlands wirtschaftliche Überlegenheit und seine überlegene allgemeine Bildung beruhen zum Teil auf seiner Kenntnis fremder Sprachen und der dadurch bedingten Kenntnis fremder Kulturen. Diese Kenntnisse uns zu erhalten, wird uns nach dem Kriege mehr als je nötig sein. Die feste Grundlage dafür kann nur durch langjährige und sorgfältige Arbeit auf der Schule geschaffen werden." Diesen, ihren Besitzstand verteidigenden Vertretern der Fremdsprachen gegenüber treten die der anderen Lehrfächer fast alle als Angreifer und nach Vermehrung ihres Besitzstandes strebende Eroberer entgegen. Zwar richten sie meistens nicht geradezu Angriffe gegen den Unterricht in den fremden Sprachen, doch klagen sie fast alle über die Enge, in der sich ihre Fächer gerade am humanistischen Gymnasium befinden. Da ist zunächst der deutsche Unterricht, für den der Frankfurter Professor Sprengel einen größeren Spielraum zu erringen sucht. Er sagt: „Einmal ist der Gedanke unabweislich, daß der deutsche Unterricht, wenn er seiner neuen, höheren und weiteren Aufgabe gerecht werden soll, einer ganz erheblichen Verstärkung im Lehrplan, also auch einer angemessenen Erhöhung seiner Stundenzahl bedarf. Es wäre ganz unerträglich, wenn er fürderhin mit den Stunden vorlieb nehmen sollte, die ihm die bevorzugten Fächer übrig lassen; er ist vielmehr als führendes Gebiet unserer nationalen Erziehung seinen eigenen Bedürfnissen entsprechend auszugestalten." Es ist dem Verfasser

kein Zweifel, daß der Unterricht im Lateinischen wie in den neuen Sprachen ihm Platz räumen muß. Indem er noch besonders betont, daß dem humanistischen Gymnasium das Griechische auch in Form einer neuen deutsch-humanistischen Bildungsanstalt unverkürzt erhalten bleiben wird, stellt er sich auf den oben geschilderten Standpunkt A. Fischers und F. Jak. Schmidts, die die Latinität der höheren Schulen zurückdämmen wollen. Nebenbei sei bemerkt, daß der deutsche Unterricht andere Ziele erhalten und nicht bloß Sprach- und auf einige Hauptwerke begründeter Literaturunterricht sein soll, sondern daß er durch vertiefte Beschäftigung mit der Entwicklung der deutschen Sprache und mit der Literatur als der Geschichte deutscher Geistesentwicklung, mit deutscher Kunst und Philosophie unsere vaterländischen Werte, die rein geistigen in Wissenschaft, Kunst, Sitte, Religion, die in unserer Sprache, in unserer Art des Denkens liegen, und die sozialen Werte zur vollen Geltung bringen soll. Solche Forderungen des Deutschunterrichts unterstützt auch der Frankfurter Gymnasialdirektor Friedrich Neubauer, der einen Aufsatz über Geschichte und Staatsbürgerkunde beigesteuert hat. Er erhebt „die Forderung, daß der deutsche Unterricht in den Stand gesetzt werde, neben der nationalen Poesie, vor allem der Befreiungskriege, Prosaschriften von nationalem Gehalt zu lesen und zu studieren und zugleich die Persönlichkeit ihrer Verfasser unseren Schülern mit der Wärme und Herzlichkeit vorzuführen, „die allein in die Seele dringt", und fügt hinzu: „aber wieviel Zeit steht zur Verfügung?". Indem er die Bedeutung des Geschichtsunterrichts für die nationale und für die staatsbürgerliche Erziehung klarlegt, kommt er nach kurzer Beleuchtung und Würdigung der Änderungen im Geschichtsunterricht durch den neuesten Ministerialerlaß zu dem Ergebnis, „daß die Gebrechen des Geschichtsunterrichts nicht durch Verschiebung der Lehraufgaben innerhalb der bisherigen Grenzen zu heilen sind, sondern nur durch eine Vermehrung der Stundenzahl"; „mindestens in einer der drei oberen und ebenso in einer der Mittelklassen, etwa in Untersekunda, muß sie um eine Stunde vermehrt werden". Auch nach ihm muß der altsprachliche Unterricht dieses Opfer bringen. Er sagt nicht ohne Bitterkeit: „Nicht allein Julius Cäsar, auch Ovid, dem der Schüler allenfalls einige hübsche, anschauliche Bilder verdankt, bleibt im unangefochtenen Besitz seiner überlieferten Stellung im Lehrplan der Obertertia und der Untersekunda; die Geschichte des deutschen Volkes muß zusehen, wie sie sich behilft." Daß er einer Einschränkung des altsprachlichen Unterrichts das Wort redet, zeigt auch seine Äußerung über den Wert dieses Lehrfaches für die staatsbürgerliche Erziehung: „Von manchem Altphilologen wird auch heute noch die These verfochten, daß der beste Weg zur staatsbürgerlichen Erziehung eine gründliche Einführung in den antiken Staat sei. Man sieht leicht, daß hier der Wunsch, es möchte der klassische Unterricht vor jeder Einbuße bewahrt bleiben, der Vater des Gedankens ist; mag lieber die Kenntnis des modernen Staats und seiner Geschichte dürftig bleiben." — „Wenn es wahr ist, daß Staatsgefühl nur er-

wächst aus Volksgefühl, so kann die Kenntnis der antiken Staatsgemeinde die gründliche Einführung in das Werden unserer heutigen politischen Einrichtungen nicht ersetzen." Der Vertreter des erdkundlichen Unterrichts, Professor Felix Lampe (Berlin-Grunewald), nimmt davon Abstand zu sagen, wie viel Stunden mehr der erdkundliche Unterricht braucht, damit er in einem den Kriegslehren entsprechenden Sinne betrieben werden kann. Jedoch sagt er am Schluß seines Aufsatzes: „Zweierlei springt aus den Gedankenreihen, die hier entwickelt sind, als verbesserungswürdig in die Augen: der Raum, der bisher dem erdkundlichen Unterricht zugebilligt war, ist zu enge, als daß er die erforderlichen Bildungswerte zur Geltung bringen könnte, zu eng besonders in den Oberklassen, und die Anleitung der Lehrkräfte, erfreulich hinsichtlich der wissenschaftlichen Vorbildung, bedarf für die unterrichtliche und erziehliche Auskaufung des Lehrfaches dringend einer noch gründlicheren Ergänzung als in manchem andern Lehrfach." Der Lehrer der Erdkunde lernt aus dem Gegenwartskrieg die zwingende Notwendigkeit, „die Völker aus ihrer Umwelt, ihren Lebensverhältnissen verstehen zu lehren". Dazu reichen die wenigen Wiederholungsstunden in dem jetzigen Lehrplan der Oberstufe des Gymnasiums nicht annähernd aus. Auch der Vorkämpfer der Biologie und Hygiene, der neuzeitlichen Stellvertreter des naturbeschreibenden Unterrichts, Professor von Haustein (Berlin-Dahlem), klopft kräftig an die Pforten des humanistischen Gymnasiums. Er grenzt zunächst das Gebiet der Lebenserscheinungen als ein Sondergebiet ab, weil diese „zurzeit weder durch physikalisch-chemische Formulierung restlos darzustellen, noch durch philosophisch-spekulative Herleitung dem Verständnis zu erschließen sind, vielmehr eigener Beobachtungsmittel und Forschungswege bedürfen". Die Wichtigkeit dieses Unterrichtsfaches, das nun der alten Systematik und dem bloßen Buchwissen den Rücken kehren und seine Hauptaufgabe in dem aus eigener Naturbeobachtung gewonnenen lebendigen Kennen der wichtigsten, insbesondere der einheimischen Tiere und Pflanzen und in der Erschließung des Verständnisses für ihr Werden, Wachsen und Vergehen sehen will, steigert er noch, indem er die Gesundheitslehre ihr als einen notwendigen und wichtigen Bestandteil hinzufügt. „Sollen die Hauptsätze der Hygiene Gemeingut des Volkes werden, so müssen sie von Beginn des Schulunterrichts an den Schülern verständlich gemacht, sie müssen in den Lehrplan jeder Klasse zielbewußt hineingearbeitet werden." Für diesen wichtigen Unterricht fordert er nun auch eine stärkere Berücksichtigung im Gymnasium, das mit dem anthropologischen Unterricht in Obertertia die naturwissenschaftlichen Belehrungen seiner Schüler schließt. Er sagt darum: „So sicher es ist, daß noch auf lange Jahre und Jahrzehnte hinaus ein großer Teil der Männer, die später in führender und leitender Stellung sich befinden, seine Vorbildung auf dem humanistischen Gymnasium erhalten wird, um so notwendiger ist es, daß auch diese Anstalt der Biologie in ihrem Lehrplan Zugeständnisse macht."

Die technischen Fächer Zeichnen und Turnen sind gleichfalls nicht ohne Wünsche. Zwar hält sich der Vertreter des ersteren, Geheimer Oberregierungsrat Pallat, in bescheidenen Grenzen mit seinen Forderungen: doch soll immerhin der Zeichenunterricht künftig nicht erst in der Quinta beginnen, „damit nicht länger die Vorschüler und Sextaner der höheren Knabenschulen hinter den Volksschülern, den Mittelschülern und den Schülerinnen sämtlicher Mädchenschulen darin zurückstehen, daß für sie der Zeichenunterricht erst mit dem elften Lebensjahre beginnt". Denn „um den Kindern die Frische der Auffassung, die sie in die Schule mitbringen, zu erhalten, gibt es kein besseres Mittel, als das Zeichnen". Nachdem er betont hat, daß, „wie der Sprachunterricht, auch der Zeichenunterricht die besondere Aufgabe hat, das Gefühl für geschmackvolle Ausdrucksweise zu entwickeln und das Verständnis für künstlerische Schöpfungen anzubahnen," sagt er in bezug auf die oberen Klassen: „An den Gymnasien freilich, für die es am nötigsten wäre, ist es kaum möglich, diese Aufgabe zu erfüllen; denn gerade in dem Alter, in dem die Jugend sich für ästhetische Fragen zu erwärmen beginnt, hört der verbindliche Zeichenunterricht auf. Nicht minder bedauerlich ist, daß ebenfalls an den Gymnasien jede Möglichkeit fehlt, die große Masse der Schüler, die nicht an dem wahlfreien Unterricht teilnimmt, mit dem gebundenen Zeichnen und seinen Anwendungen in der Architektur, in der Technik, im Geländeaufnehmen bekannt zu machen. Daß wir diese Lücke bald ausfüllen müssen, wird jeder, der im Felde Gelände hat aufnehmen, Schützengräben oder Unterstände hat bauen müssen, bestätigen." Also auch das Zeichnen verlangt, gestützt auf die Lehren des Krieges, Eingang in die Oberstufe des Gymnasiums. Der Vertreter des Turnens, Oberrealschuldirektor Edmund Neuendorff (Mühlheim a. R.), verlangt zwar keine Vermehrung der drei vorhandenen Turnstunden, aber er sagt: „Für die Schüler aller Klassen soll im Winter und Sommer wöchentlich ein Spielnachmittag von drei bis fünf Stunden Dauer stattfinden. An seine Stelle tritt für die Klassen von Obertertia aufwärts alle vierzehn Tage ein ganzer Spieltag. Die Teilnahme an Spieltagen und Spielnachmittagen ist für alle diejenigen Schüler verbindlich, die nicht zur selben Zeit Leibesübungen irgendwelcher Art in Schulvereinen betreiben. So schwerwiegend die Forderung auf Schaffung ganzer Freitage ist, so wichtig ist sie auch. Nur diese ganzen Freitage ermöglichen größere Veranstaltungen (Wanderungen, Ruderfahrten), die den Heranwachsenden erst in das rechte Verhältnis zur Natur bringen. Nur sie geben den Leibesübungen treibenden Schulvereinen die Möglichkeit freier Entfaltung." Das klingt ziemlich harmlos, bedeutet aber bei etwa sechs alle vierzehn Tage einmal ausfallenden Lehrstunden eine Verminderung des wissenschaftlichen Unterrichts um drei Stunden in der Woche. Wer soll den Verlust tragen? Dafür können nur die mit den meisten Wochenstunden ausgerüsteten Lehrfächer, also am Gymnasium wieder die alten Sprachen, in Frage kommen. Die Forderung, die hier im Interesse der Leibesübungen gestellt wird, ist sicher die stärkste

aller bisher behandelten. Aber da sie sich auf die wichtige Frage der Wehrhaftmachung unserer männlichen Jugend stützt, so wird sie am allerwenigsten sich als eine Unmöglichkeit mit einem geringschätzigen Achselzucken abtun lassen. Als Neutrale, abseits von diesem Kampf um ein Mehr oder Minder von Wochenstunden, stehen die Vertreter des mathematischen, physikalischen und chemischen Unterrichts (Oberstudienrat Kerschensteiner (München), Realgymnasialdirektor P. Zühlke (Landeshut, Schlesien), und Professor Hermann Hahn, Berlin). Sie suchen nur innerhalb des ihren Lehrfächern zugewiesenen Raumes durch zeitgemäße Auswahl des Lehrstoffes und Umgestaltung der Unterrichtsmethoden den großen Erfahrungen des Weltkrieges Rechnung zu tragen. Zu diesen Neutralen sind auch die Vertreter des evangelischen (Oberrealschuldirektor Richert, Posen) und des katholischen Religionsunterrichts (Universitätsprofessor Rauschen in Bonn) zu zählen. Es sei nur nebenbei erwähnt, daß beide einer versöhnlichen Toleranz das Wort reden und die Pflege des nationalen Elements auch im Religionsunterricht empfehlen.

Das sind die hauptsächlichsten Gegensätze, die uns bei dem Lesen der erwähnten Aufsätze entgegentreten; wir können sie etwa dahin zusammenfassen: Soll das Lateinische aus grundsätzlichen Erwägungen, wie bei Fischer und Schmidt, oder mit Rücksicht auf die Forderungen anderer Lehrfächer aus seiner starken Stellung am Gymnasium und Realgymnasium, und ähnlich das Englische an den Oberrealschulen aus seiner jetzigen Stellung besonders in der Mittelstufe weichen, obschon die Verdrängung des letzteren mit seinen durchschnittlich vier Wochenstunden nicht annähernd so viel Platz freimachen würde, wie die des ersteren? Getreu seiner oben angeführten Äußerung im Vorwort, vermeidet es der Herausgeber, zur Lösung dieser Widersprüche Stellung zu nehmen. Auch wenn er es täte, würde seine Meinung als die eines einzelnen noch keinen irgendwie sicheren Anhalt dafür bieten, in welchem Sinne die preußische Unterrichtsverwaltung die höhere Schule nach dem Weltkriege zu gestalten beabsichtigt. Immerhin läßt sich, wie schon gesagt, aus dem, was in den Aufsätzen nicht gesagt wird, und aus dem, was von allen gemeinsam gesagt wird, ein gewisser Schluß darauf ziehen, in welchem Sinne die preußische Unterrichtsverwaltung im großen und ganzen die Lösung der schwebenden Schulfragen zu finden streben wird. Denn das wird man wohl annehmen können, daß die zur Mitarbeit aufgeforderten Männer, deren Streben und Richtung auch vorher bekannt war, Strömungen vertreten, die bei den maßgebenden Beratungen über etwaige Neuerungen im höheren Schulwesen als beachtenswert angesehen werden. Da können wir denn erstens feststellen, daß kein Prophet der reinen Einheitsschule seine Zukunftspläne entwickelt hat. Ferner ist auch keiner zu Worte gekommen, der mit kühnem Schnitt allen fremdsprachlichen Unterricht von der höheren Schule trennen will (auf einen solchen Vorschlag wird im Vorwort als auf eine kühne Schützengraben-Attacke angespielt), ja auch keiner, der die humanistische Grundlage unserer höheren

Schule, insbesondere des Gymnasiums, antasten will; denn das Griechische wird durchweg als das unverletzliche Rückgrat des Gymnasiums festgehalten. Also kann man wohl annehmen, daß an den geschichtlich gewordenen Formen der höheren Schulen, ihrer Vielgestaltigkeit und ihrem humanistischen Charakter auch selbst bei starker Verminderung ihrer Latinität nicht gerüttelt werden soll.

Als einige Hauptpunkte, in denen die Aufsätze übereinstimmen, können ferner etwa folgende bezeichnet werden: 1. eine sorgfältige Pflege der körperlichen Entwicklung, 2. eine stärkere Ausprägung des nationalen Charakters unserer höheren Schulbildung, 3. eine noch stärkere Betonung des Charakters der höheren Schulen als Erziehungsschulen, 4. eine immer strengere und vielseitigere Durchführung des Grundsatzes der Arbeitsschule und der Arbeitsgemeinschaft zwischen Lehrer und Schüler. Besonders sei noch darauf hingewiesen, daß diese Änderungen im Unterrichtsbetrieb nach einmütigem Urteil der hier zu Worte kommenden Schulmänner hohe und zum Teil neue Forderungen an den Oberlehrer und seine Vorbildung auf der Universität stellen. Er soll nicht nur in die Erziehungskunst theoretisch durch besondere Professoren der Pädagogik eingeführt werden, auch seine gesamte Fachausbildung soll trotz aller wissenschaftlichen Gründlichkeit mehr auf die Bedürfnisse des Unterrichts selbst eingestellt werden. Er soll womöglich auch Turner und Zeichner sein und sich neben seiner wissenschaftlichen Fortbildung (vergl. Direktor Erythropel (Düsseldorf): Vor- und Weiterbildung der Oberlehrer.) auch rege an den sozialen Aufgaben und Arbeiten beteiligen, wie es besonders Professor Lohr (Wiesbaden) in seinem mit wohltuender Wärme geschriebenen Aufsatze zeigt (Die Bedeutung und Stellung der Oberlehrer im staatlichen Organismus). Es ist also viel, was bei dem Ausblick auf die höhere Schule nach dem Weltkrieg von dem Oberlehrer verlangt wird. Jeder wird nicht alles leisten können, aber es kann jedem ein Ideal vorschweben, und an die Stelle des bisherigen kann ein neues treten, ein Wechsel, von dem Schmidt in seinem schon oben erwähnten Aufsatz Universität und Schule sagt: es muß jeder, der den Lehrerberuf ergreift, schon auf der Universität mit dem Gedanken erfüllt werden, „er habe im Schuldienste nicht eine Art zweitklassiges Fachgelehrtentum zu vertreten, sondern ein erstklassiges Erziehertum". „Der Gymnasiallehrerstand muß endlich werden, was er zu werden bestimmt ist: der Träger der geistigen Nationalerziehung." Wenn dieser Geist in den Lehrerkollegien der höheren Schulen lebt, dann wird jedes in seiner Gesamtheit auch jenen hohen und vielseitigen Ansprüchen gerecht werden können, die für den einzelnen Lehrer unerfüllbar erscheinen.

Mit diesem Überblick über die Hauptbestrebungen, die in Norrenbergs Sammlung zum Ausdruck kommen, ist der Reichtum des vielseitigen Buches nicht annähernd erschöpft. Einmal enthalten die oben angeführten Aufsätze selbst in der Behandlung ihrer besonderen Fragen und Lehrfächer, in der Begründung der oben kurz angedeuteten Forderungen viel Wertvolles und Anregendes, was

hier bei einem Gesamtüberblick unberücksichtigt bleiben mußte. Ferner ist eine Anzahl von sehr gehaltvollen und bedeutsamen Aufsätzen ganz unerwähnt geblieben. Da fehlt es nicht an einem Ausblick in die Zukunft der höheren Mädchenschulen, den der Geheime Regierungs- und Schulrat Hans Vorbein (Berlin) in seinem Aufsatze zu geben sucht, der zwar weder die Vertreterinnen des weiblichen Dienstjahres mit seiner völligen Ablehnung dieser Idee, noch die Anhänger und Anhängerinnen der jetzigen Lehrerinnenbildung in dem vierstufigen Oberlyzeum mit seiner Verbannung der Pädagogik aus den drei wissenschaftlichen Klassen dieser Anstalt und deren Umwandlung in eine Art Oberrealschul-Studienanstalt befriedigen wird, aber jedem Freunde der Weiterführung weiblicher Bildung beherzigenswerte Anregungen bietet. Da handelt ein Aufsatz des Gymnasial-Direktors Lorentz (Spandau) vom Trugbilde der allgemeinen Bildung, ein solcher des Oberregierungsrats Lambeck (Berlin) von der Philosophie an höheren Schulen, und einer des Geheimen Oberregierungsrats Pallat von der Handfertigkeit. Die Bedeutung der Knabenalumnate bespricht der Geheime Regierungs- und Provinzialschulrat Vorbein, die Jugendbewegung Professor Wähmer (Wesel), das Buch im Dienste des Unterrichts Professor A. Fischer (München), die Berechtigungsfragen Oberlehrer Kuckhoff (Essen), der sehr dringend vor der Sucht der Behörden und einzelner Berufe warnt, die Anforderungen an den Nachweis der Schulbidung noch weiter zu steigern und z. B. in bezug auf die Zulassung zur Beamtenlaufbahn sagt: „Die Anstellung sollte ganz allein von der Eignung und erforderlichenfalls von einer vor der Behörde selbst abzulegenden Prüfung abhängig gemacht werden.“ Zum Schluß dieser gedrängten Übersicht, die ebenso wie die obigen Ausführungen nur eine Ahnung von dem reichen Inhalt des überaus wertvollen Buches gibt, sei der für Eltern und Lehrer gleich beherzigenswerte, aber auch für beide einen Blick in eine schöne Zukunft eröffnende Aufsatz des Herausgebers, des Geheimen Oberregierungsrats Norrenberg, über das Vertrauen zur höheren Schule erwähnt, an dessen Schluß es heißt: „Vertrauen gegen Vertrauen. Das ist der Leitgedanke, der nicht nur durch den Extemporaleerlaß, sondern auch durch die anderen Verordnungen der Unterrichtsverwaltung in den letzten Jahren hindurchgeht.“ — „Dieser erfrischende, freundschaftliche Verkehr zwischen den lehrenden Mitgliedern der Schule und ihrer Verwaltung, der einem ungezwungenen, anregenden Meinungsaustausch größeren Spielraum gewährt, anstelle des früher bestehenden Vorgesetztenverhältnisses — als „Übergang vom Präsidial- zum Kollegialsystem“, hat man diesen Wandel bezeichnet, „fortschreitende Demokratisierung des höheren Schulwesens“ würde Paulsen ihn genannt haben — soll auch für den Verkehr zwischen Lehrern und Schülern und sinngemäß auch für denjenigen zwischen Schule und Elternhaus vorbildlich sein.“

Breslau, den 5. Februar 1916. F. Unruh.

Volkswirt Nuese:
Der Stand unserer Volksernährung.

Den folgenden, von beherrschender Sachkunde, reichen Erfahrungen und warmer Vaterlandsliebe zeugenden Ausführungen des verdienten Verfassers geben wir um so lieber Raum, als sie zu bemerkenswerten **Vorschlägen** kommen, die hoffentlich nicht nur Erwägung, sondern auch Ausführung finden. Wir brauchen endlich starke und ganze Arbeit auf dem Gebiete der Volksernährung.

Die Schriftleitung.

I. Die Brotfrage.

Das tägliche Brot ist eins unserer wichtigsten Nahrungsmittel. Es versinnbildlicht gewissermaßen unsere Abhängigkeit von laufender Nahrungsaufnahme. Daher trat auch die durch den Krieg hinsichtlich unserer Ernährung geschaffene Lage am ersten beim Brotgetreide zutage und wies uns mit Nachdruck darauf hin, was es heißt, sich nach der Decke strecken zu müssen, denn diese Decke war um jene rund zwei Millionen Tonnen Brotgetreide zu kurz, die wir aus dem Auslande zu beziehen pflegten. In den ersten Monaten nach Ausbruch des Weltbrandes lebten wir noch ziemlich sorglos dahin, dachten nicht an eine lange Dauer des Krieges und der damit verbundenen Absperrung vom Weltmarkt und erkannten erst die Gefahr, als die Aufnahme der Getreidebestände uns zeigte, daß wir bei Fortsetzung des üblichen Verzehrs einige Monate vor Einbringung der neuen Ernte ohne das gewohnte tägliche Brot sein würden. Nun sahen wir, wie sehr uns ein wirtschaftlicher Mobilmachungsplan fehlte, die für die Landesverteidigung verantwortlichen Behörden legten sich ins Mittel, das vorhandene Getreide wurde beschlagnahmt und uns die segensreiche Brotkarte beschert, die seither, so darf man sagen, als Siegesfahne über unserer gesamten Volksernährung schwebt. Die gleichzeitig verfügten Höchstpreise für Brotgetreide, die etwa ein Viertel bis ein Drittel über die der Friedenszeit hinausgingen, haben sich ein volles Jahr hindurch als dem Erzeuger wie dem Verbraucher gerecht werdend bewährt, uns vor jeder Preistreiberei auf diesem Gebiete bewahrt und erst in allerletzter Zeit eine kleine Hinaufsetzung erfahren, gegen die nicht das geringste einzuwenden ist. Was noch erstrebt werden müßte, wären einheitlichere Preise für Mehl und Brot, denn es ist durch nichts zu rechtfertigen, daß nach den Angaben des statistischen Amtes z. B. Weizenmehl in Posen 21 Pfg., in Berlin 27, in Frankfurt a. M. 32, Roggenmehl in Allenstein 18 Pfg., in Berlin 24, in Essen und Kiel 26, Weißbrot in Danzig 25 Pfg., in Berlin 30, in Altona und Paderborn gar 50, Roggenbrot in Görlitz und Magdeburg 15 Pfg.,

in Altona 25, in Emden 30 Pfg. das Pfund kostet. Richtpreis-Festsetzungen für das ganze Reich sollten diese zum Teil geradezu unsinnigen Preisunterschiede beseitigen.

Unsere Brotgetreideversorgungsfrage wurde wesentlich beeinflußt durch das Abschneiden der ausländischen Zufuhr von Futtermitteln, von denen im Frieden in Form von Gerste, Mais, Ölkuchen und dergleichen etwa fünf Millionen Tonnen über unsere Grenzen kamen. Das Ausbleiben dieser gewaltigen Mengen machte sich schnell und stark fühlbar, sobald die Lagervorräte knapp zu werden begannen, und führte selbsttätig wachsende Angriffe auf unser Brotgetreide durch Darreichung an das Vieh herbei, wogegen durch Verfütterungsverbote eingeschritten werden mußte. Aber der so vom Brotgetreide genommene Druck suchte nach einem Auswege, und da mußte die Kartoffel, die das eigentliche Rückgrat unserer Volksernährung, namentlich in den breiten Schichten, darstellt, in umfassender Weise herhalten. Das führt uns zum zweiten Teil unserer Betrachtungen, und wir gehen über auf:

II. Die Kartoffelfrage.

Als die Aufnahme des Brotgetreides angeordnet wurde, also Januar 1915, war von verschiedenen Seiten, u. a. auch vom Verfasser, ganz dringend die Ausdehnung auf die Kartoffel verlangt worden, doch erfolgte sie aus unbegreiflichen Gründen erst einige Monate später und dann der Eile wegen in derart überstürzter Weise, daß sich ein ganz falsches Bild ergab, das zu dem verhängnisvollen Trugschluß drohenden Kartoffelmangels verleitete und etwa sieben Millionen Schweinen das Leben kostete. Damit gingen zuerst ungeheure Kartoffelpreise Hand in Hand, die später, als sich der Irrtum und damit ein großer Kartoffelüberschuß offenbarte, durch Preisstürze abgelöst wurden. Diese Vorgänge hätten zu rechtzeitigen Vorkehrungen für die Aufnahme und Verteilung der nächsten Ernte führen sollen, doch fanden erst zu deren Beginn Beratungen der maßgebenden Behörden statt, als schon eine große Unruhe sich der Bevölkerung bemächtigt und eine böse Preistreiberei eingesetzt hatte, so daß für Kartoffeln sechs bis acht Mark den Zentner verlangt wurden und dennoch keine genügenden Mengen zu haben waren. Am 27. September 1915 erschienen aus der Feder des Verfassers dringende Vorstellungen, die von vielen Seiten unterstützt wurden, sofortiges Eingreifen verlangten und folgende Verordnungen vorschlugen: 1. Aufhebung der freien Verfügung über die Kartoffelernte, Ungültigkeitserklärung aller Vorverkäufe und Bestandaufnahme. 2. Beschlagnahme der für die menschliche Ernährung erforderlichen Mengen unter Belassung im Besitze der Erzeuger, Verteilung über das ganze Reich durch Vermittlung der Gemeinden unter Leitung der Reichskartoffelstelle. 3. Festsetzung angemessener Höchstpreise für Erzeuger, Groß- und Kleinhandel. Es wird jetzt allgemein

bedauert, daß diese Vorschläge nicht gleich befolgt wurden, sondern daß wir erst durch eine schier endlose Reihe von Verfügungen allmählich nahe an das Ziel gelangten, das durch jenen einmaligen starken Schritt mit einem Schlage voll zu erreichen gewesen wäre.

Am 28. August 1915 sagte der Vertreter des Kanzlers im Reichstage: „Wir haben Lebensmittel genug, die Schwierigkeiten liegen in der Preisbildung." Daraus wäre zu folgern gewesen, daß man Einfluß auf die Preisbildung hätte suchen müssen, und zwar dort, wo die Lebensmittel und damit auch die Preise entstehen, also beim Erzeuger. Daß hier der einzig wirksame Hebel anzusetzen war, zeigte die glänzende Lösung der Brotgetreidefrage. Trotzdem ist jener Satz im volkswirtschaftlichen Sinne unzutreffend insofern, als der Kernpunkt nicht in der Preisbildung, sondern in der Verteilung der Güter liegt, denn aus letzterer ergeben sich die Vorgänge der Preisbildung nach den Grundsätzen von Angebot und Nachfrage. Hat man die Verteilung in der Hand, so kann man die Preisbildung nach Belieben und Bedarf regeln. Das hat man denn auch später erkannt, denn in der Reichstagssitzung vom 12. Januar 1916 sagte derselbe hohe Reichsbeamte: „Die Schwierigkeiten bestehen vor allem darin, für eine gerechte Verteilung zu sorgen." Leider aber fehlt es bei Kartoffeln, im Gegensatz zum Brotgetreide, immer noch an der richtigen Verteilung, und darin ist der Grund zu suchen, weshalb die Preisbildung noch nicht zur Ruhe gekommen ist, Preisüberschreitungen vorkommen und die Hoffnung auf höhere Preise zur Zurückhaltung von Vorräten anreizt. Die Klagen über mangelhafte Zufuhr von Kartoffeln wollen nicht verstummen. Die Zeitung der Altonaer Stadtverwaltung schreibt: „Des Pudels Kern ist, daß von den Landwirten keine Kartoffeln zu kriegen sind." Im Reichshaushalts-Ausschuß wurde dringend betont, es müßten Kartoffeln für die Bevölkerung herangeschafft werden, bis jetzt habe der einheitliche Plan gefehlt, die Möglichkeit der Beschlagnahme genüge nicht, die Unsicherheit auf dem Kartoffelmarkte müsse beseitigt werden, die sich überstürzenden Verordnungen hätten sich vielfach widersprochen und zu Schwierigkeiten geführt. Zeitungsstimmen sagen: „Die Klagen über Kartoffelnot wollen nicht enden, aus allen Gauen ertönen sie gleichmäßig, aus Sachsen sowohl wie aus Bayern und aus dem Westen." „Lebhaft wird besprochen, daß ganze Züge bester Speisekartoffeln nach der Schweiz rollen, während es im eigenen Lande an vielen Orten keine Kartoffeln gibt." — Die Christlichen Gewerkschaften wandten sich telegraphisch an den Reichskanzler und baten um Zufuhr von Kartoffeln nach dem Westen. Am 26. Januar hat der preußische Landtags-Ausschuß folgende Ersuchen an den Reichskanzler gerichtet: 1. Sofort eine Erhebung über die im Lande vorhandenen Kartoffelbestände vorzunehmen. 2. Die allgemeine Beschlagnahme der zur Volksernährung erforderlichen Kartoffeln anzuordnen. (Wie man sieht, stellt der Ausschuß Ende Januar dieselben Forderungen, die Verfasser schon Ende September erhoben hatte.) Der Verband der Kartoffelinter-

essenten schreibt: Die Kartoffel müsse jetzt überall aushelfen, trotzdem werde man ausreichen, wenn die Verteilung der Ernte richtig vorgenommen würde; der Verband habe sich alle Mühe gegeben, der Regierung mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, leider seien aber die sachverständigen Stimmen nicht gehört worden. Ein Telegramm aus Danzig sagt, daß infolge der Höchstpreis-Festsetzung die Landwirte die Zufuhr von Kartoffeln eingestellt hätten, so daß auf dem Wochenmarkt keine Kartoffeln zu haben waren. (Ein Beweis dafür, daß die Kartoffelfrage nicht durch Preisfestsetzung, sondern durch Verteilung zu lösen ist.) Die chronische Kartoffelknappheit wurde grell beleuchtet durch mehrfache dringende Telegramme an den Reichskanzler von seiten rheinischer Städte. Bekanntmachungen vieler Landräte stellen fest, daß Kartoffeln zurückgehalten würden, und drohen mit Zwangsmaßregeln und Strafen. Der Kreisausschuß Hohensalza schreibt in einem Erlaß, daß trotz wiederholter Aufforderungen die Kartoffeln nicht herausgegeben würden, und stellt strenge Maßnahmen in Aussicht. In einer Kundgebung des Deutschen Städtetages vom 25. Januar wird betont, daß nur das Reich die Kartoffelversorgung übersehen und beherrschen könne. Eine rheinische Zeitung berichtet: „Es macht sich tatsächlich noch immer eine Zurückhaltung von Kartoffeln, auch schon bei den Erzeugern bemerkbar." Die „Vossische Zeitung" schreibt am 1. Februar unter der Überschrift „Hand auf die Kartoffeln!", es habe durchaus den Anschein, daß Händler größere Vorräte in der Hoffnung zurückhalten, daß zum Frühjahr noch einmal eine Erhöhung der Preise erfolge, und es gewinne immer mehr an Wahrscheinlichkeit, daß auch der erheblichste Teil der früheren Zurückhaltung von diesen Händlern geübt worden sei, und schließt mit dem Satze: „Es ist in der Frage der Kartoffelversorgung jetzt schon lange genug gezögert worden. Nunmehr tut Eile und schonungsloses Vorgehen gegen jedermann not, ob Landwirt oder Händler, der jetzt noch Vorräte zurückhält."

Das Bild, das uns aus diesen Stimmen entgegenleuchtet, ist nicht erfreulich; überall Jagd nach Kartoffeln und Unruhe in der Bevölkerung als Folge ungenügender Verteilung trotz einer Riesenernte von rund 54 Millionen Tonnen, wenn die Schätzung richtig ist. Die Ursachen des starken Begehrs sind mannigfacher Art. Zunächst werden jetzt weit mehr Kartoffeln als früher verfüttert, da es uns an ausländischen Futtermitteln fehlt, die Preise dafür sehr hoch sind und die Viehzüchter das natürliche Bestreben haben, reichlich für den eigenen Stallverbrauch gedeckt zu sein. Ferner wandern bedeutende Mengen von Kartoffeln in die Trocknereien und Stärkefabriken, zumal diese höhere Preise anlegen können; das trifft auch für die Brennereien zu, denn infolge der Petroleumnot wird sehr viel Sprit zu Heeres- und Beleuchtungszwecken verbraucht. Die Kartoffel soll eben heute viele Löcher stopfen und ist gewissermaßen das Mädchen für alles. Der menschliche Verzehr in Kartoffeln ist gleichfalls gewaltig gestiegen, denn sie muß manche Lebensmittel ersetzen, die ungenügend vorhanden

sind. Allein der Zusatz zum Brote reißt Tag für Tag große Lücken in unsere Bestände. Trotzdem glauben wir, daß ausreichende Mengen von Kartoffeln für Mensch und Tier bis zur neuen Ernte vorhanden sind, aber wir sind nicht genau über die wirklichen Vorräte unterrichtet.

Es geht aus unsern seitherigen Feststellungen, aus den Äußerungen der leitenden Männer, den Ansichten vieler Verbände und Verwaltungen, der maßgebenden Presse und aller sachverständigen Kreise unzweifelhaft hervor, daß die alleinige Ursache unserer Kartoffelnot in der ungenügenden Verteilung über das Reichsgebiet zu suchen ist. Diese Erkenntnis führt von selbst zu den Wegen, die eingeschlagen werden müssen, um die Verteilung herbeizuführen. Diese sind:

1. Bestandsaufnahme. Sie ist notwendig, unaufschiebbar notwendig, damit wir wissen, mit welchen Vorräten wir zu rechnen haben, denn nichts ist bei einem so wichtigen und ausschlaggebenden Nahrungsmittel verhängnisvoller als Ungewißheit. Man scheint das auch an den verantwortlichen Stellen zu empfinden, denn am 12. Januar 1916 wurde halbamtlich gemeldet: „Bei den Beratungen zwischen Regierungsvertretern und den Vorsitzenden der Landwirtschaftskammern hat es sich als notwendig herausgestellt, Bestandsaufnahmen von Kartoffeln vorzunehmen, um von deren Ergebnis alle weiteren Maßnahmen abhängig zu machen. Es ist nicht geplant, eine allgemeine Bestandsaufnahme für das Reich anzuordnen"; aber zum Leidwesen weiter Kreise geht aus obiger Bekanntgabe hervor, daß wiederum nur eine Teilmaßnahme ergriffen werden soll, während das öffentliche Wohl dringend eine allgemeine Bestandsaufnahme gebietet. Nur sie kann die Bevölkerung beruhigen und uns eine Grundlage für gerechte Verteilung bieten. Wir wissen dann mit Sicherheit, was wir haben. Wir stellen fest, wo Kartoffeln im Überfluß sind, und wo es an ihnen fehlt. Es ist leider nicht zu bezweifeln, daß Zurückhaltung von Kartoffeln durch Erzeuger und Händler geübt worden ist. Eine Bestandsaufnahme wird solche Zurückhaltung fernerhin unmöglich machen, denn wenn uns bekannt ist, wo und in welchen Mengen die Kartoffeln sitzen, so kann die Reichskartoffelstelle jederzeit über den Überschuß verfügen. Wir werden ferner übersehen können, welche Mengen von Kartoffeln wir nach Deckung des menschlichen Bedarfs für die Viehhaltung und zur technischen Verarbeitung übrig haben, und somit auch, welche Viehkopfzahl wir mit Sicherheit durchzuhalten imstande sind. —

2. Beschlagnahme. Der Herr Staatssekretär des Innern hat in der Reichstagssitzung vom 11. Januar ausgeführt, die allgemeine Beschlagnahme einer Ernte von 54 Millionen Tonnen Kartoffeln, wovon 50 (?) Millionen Tonnen auf die menschliche Ernährung kommen, sei nicht möglich. Er dachte dabei offenbar an eine Beschlagnahme durch Besitzergreifung nach Art der Getreidevorräte, was aber durchaus nicht nötig ist, denn es genügt vollkommen zur Erreichung des Zweckes einer guten Verteilung, Beschlag auf die Kartoffeln zu legen, sie aber im Besitze der Erzeuger oder Händler zu belassen, bis sie gebraucht werden.

Von sehr vielen Seiten ist betont worden, daß nur einschneidende und durchgreifende Schritte uns zu einer wirklichen und endlichen Lösung der Kartoffelfrage zu bringen imstande sind, nachdem die seitherigen Mittel zur Herbeiführung einer reibungslosen Verteilung trotz einer Flut von Verfügungen versagt haben. Es muß weniger verordnet, aber mehr organisiert werden, diese Ansicht ist auch in den Reichstagsbesprechungen durchgeklungen, und dazu ist die allgemeine Beschlagnahme der wichtigste und unbedingt gebotene Schritt. Er wird uns sofort gesunde Verhältnisse und eine gesicherte Grundlage schaffen. Man hat damit in der kartoffelreichen deutschen Statthalterschaft Warschau, wo im vorigen Herbst alle Kartoffeln beschlagnahmt wurden, einen vollen Erfolg erzielt und allen Auswüchsen sowie jeder Kartoffelnot gesteuert. Unser jüngster Versuch einer Neuregelung der Kartoffelversorgung durch Preiserhöhung reiht sich den früheren zaghaften Schritten an, die sich als ungenügend erwiesen haben, eine wirkliche Beseitigung der Mißstände ist von ihr nicht zu erwarten. Die Maßregel begegnet daher auch, abgesehen von einigen landwirtschaftlichen Kreisen, fast allgemeiner Mißbilligung, und es ist von ihr gesagt worden, eine glückliche Hand habe die Neuregelung keineswegs gezeigt. Sie trägt schon den Stempel der Unzulänglichkeit dadurch, daß ihre Geltungsdauer nur bis zum 15. März vorgesehen ist und sie offenbar lediglich den Zweck verfolgt, der zunehmenden Zurückhaltung von Kartoffeln durch eine Liebesgabe zu steuern. Ist ein solches Mittel schon vom Standpunkte des Staatsgedankens nicht ganz unbedenklich, so bedeutet es geradezu eine Ermunterung für diejenigen Erzeuger und Händler, die zur Zurückhaltung neigen, denn diese werden annehmen, durchaus folgerichtig, daß weitere Preiserhöhungen ihnen winken, sollten wieder neue Knappheiten eintreten oder die gegenwärtige nicht behoben werden, wie es fast den Anschein hat. Die Erinnerung an die unerhörten Zuschläge des vorigen Jahres ist durchaus geeignet, solche Gedankengänge zu unterstützen und die Begehrlichkeit anzuregen. Es kommt hinzu, daß die Erzeuger nur noch an die Reichskartoffelstelle werden verkaufen wollen, die ja allein berechtigt sein soll, die höheren Preise anzulegen, somit die Gefahr besteht, daß die Maßregel der Kartoffelknappheit Vorschub leistet, statt sie zu beheben, indem sie den freien Verkehr hemmt. Der Handel wird schwerlich in der nächsten Zeit Kartoffeln vom Erzeuger erlangen können, denn er kann den erhöhten Preis nicht bewilligen und der Bauer wird nicht auf ihn verzichten wollen. Schließlich wird der Handel wenig geneigt sein, seine recht erheblichen Vorräte zu dem alten Preise herauszugeben. Aus Höchstpreisen werden fast stets Mindestpreise, und keiner will zurückstehen, wenn der andere einen höheren Preis erzielt. Futterkartoffeln und unverlesene Früchte werden zu den Höchstpreisen für Speisekartoffeln verkauft.

Alle diese Erwägungen führen mit zwingender Notwendigkeit zur Forderung allgemeiner Beschlagnahme. Jedes Bedenken dagegen ist leicht zu zerstreuen. Wir haben schon gesagt, daß man nicht dazu übergehen darf, die Kartoffeln

aufzukaufen und aufzustapeln. Sie müssen vielmehr im Gewahrsam der Besitzer, Erzeuger oder Händler verbleiben, die für ordnungsgemäße Lagerung, Behandlung und Verwendung verantwortlich sind. Zur Überwachung der Bestände ist die Errichtung von Kriegswirtschaftsämtern in den Gemeinden erforderlich, — was an dieser Stelle schon früher angeregt worden ist, — die geeignet sein würden, unserer gesamten Nahrungsmittelversorgung innerhalb kurzer Zeit ein festeres und gesicherteres Gefüge zu geben. Schon jetzt sind in vielen Gemeinden zu derartigen Ämtern die Ansätze vorhanden, die nur ausgebaut zu werden brauchen. Nach Durchführung der Bestandsaufnahme durch die genannten Ämter wird die Reichskartoffelstelle in der Lage sein, die Vorräte zu überblicken, und so eine zuverlässige Grundlage für alle weiteren Schritte in der Hand haben. Dies leitet uns über zum eigentlichen Zwecke der beiden vorhergehenden Maßnahmen, das ist:

3. Verteilung der Kartoffeln. Die Bestandsaufnahme durch die Kriegswirtschaftsämter in den Gemeinden bietet keine erheblichen Schwierigkeiten. In jeder Gemeinde finden sich mit Leichtigkeit sachkundige, zuverlässige und opferwillige Männer, die durch Prüfung an Ort und Stelle feststellen, ob die an jeden Gemeinde-Eingesessenen zu versendenden Aufnahmevordrucke richtig ausgefüllt sind, oder die deren Ausfüllung übernehmen. Jedes Amt stellt sodann zusammen, welche Mengen von Kartoffeln im Gemeindebezirk vorhanden sind, sorgt zunächst dafür, daß jeder tunlichst seinen Bedarf für Mensch und Tier eindeckt, um im Verlauf zu ermitteln, ob in der Gemeinde Überfluß oder Mangel an Kartoffeln herrscht. Der Bedarf auf den Kopf der Bevölkerung und für den Viehstand ergibt sich leicht an Hand des üblichen Verbrauchs. Die Ergebnisse der Bestandsaufnahme und die Anmeldung von Überschuß oder Mangel in jeder Gemeinde setzen die Reichskartoffelstelle sofort in den Stand, den nötigen Ausgleich vorzunehmen, indem aus den Gemeinden mit Überfluß die verfügbaren Mengen nach den ungenügend versehenen Bezirken geleitet werden. Es dürfte sich empfehlen, daß die Hauptstelle eine Untergliederung und Arbeitsteilung durch Einrichtung von Landeskartoffelstellen herbeiführte, die unter sich den Überschuß und Bedarf ausgleichen und nur das Mehr oder Minder nach Berlin aufgeben. Das tunliche Eindecken der einzelnen Wirtschaften und Haushaltungen hat den großen Vorteil, daß jedes Gefühl der Beunruhigung verschwindet und außerdem die Kartoffeln besser behandelt werden; kleine Mengen lassen sich leichter überwachen, zweckmäßiger lagern und gründlicher von allen kranken und beschädigten Früchten befreien, wodurch wir eine erhebliche Menge der sonst durch Fäulnis verlorenen und durch Keimung, Atmung usw. beeinträchtigten Kartoffeln retten*).

*) „Soeben wird bekannt, daß eine neue Bundesratsverordnung die Kommunalverbände verpflichtet, am 25. Februar 1916 festzustellen, welche Mengen von Kartoffeln innerhalb des Kommunal-

Auf die in Grundzügen geschilderte Weise gelangen wir schnell und sicher dahin, daß jede Gemeinde im Deutschen Reiche mit Kartoffeln versorgt ist und daß endlich die Klagen über Kartoffelnot und Zurückhaltung verschwinden. Wer die bei ihm beschlagnahmten Kartoffeln eigenmächtig und unbefugt über das ihm zustehende Maß angreift, wer zurückhält, die abgerufenen Mengen böswillig verweigert oder seine Bestände verschleiert, der muß durch harte Strafen an seine Pflichten gegen das Gemeinwohl erinnert werden. Bei der angegebenen Art der Verteilung braucht keine Ausschaltung des berechtigten Handels stattzufinden, was durchaus unerwünscht wäre; vielmehr wird diesem die Versorgung der Haushaltungen, die sich nicht für längere Zeit eindecken können oder wollen, nach wie vor obliegen. Alle laufenden Lieferungsverträge zwischen Erzeugern, Händlern und Verbrauchern sind natürlich aufzuheben oder von der Reichskartoffelstelle zu übernehmen. Nach Durchführung der besprochenen Maßnahmen hat die Reichskartoffelstelle alle Fäden der Versorgung in der Hand, ohne zu eigentlicher Beschlagnahme durch Einlagerung schreiten zu müssen, die natürlich unmöglich wäre. Sie besitzt in den Kriegswirtschaftsämtern die erforderlichen Werkzeuge zur Durchführung ihrer Anordnungen und zu sachgemäßer Beratung. Die vorbildliche Regelung unserer Brotversorgung durch einen starken und durchgreifenden Schritt zeigt uns, daß nur ein gleiches Vorgehen auf dem ebenso wichtigen Gebiete der Kartoffelversorgung die endliche Lösung der Kartoffelfrage zum Wohle aller Beteiligten, auch der Erzeuger, verbürgt. Für die Richtigkeit, Durchführbarkeit und den Erfolg der gemachten Vorschläge spricht die Tatsache, daß gerade die größeren Gemeinden, die in bezug auf Nahrungsmittelversorgung die meisten Erfahrungen besitzen und am schlimmsten unter der Kartoffelnot gelitten haben, eine solche starke Regelung auf ganz fester und gesicherter Grundlage herbeisehnen.

4. Kartoffelhöchstpreise. Der im Herbst vorigen Jahres von allen Seiten erhobenen Forderung nach endlicher und gleichzeitiger Festsetzung

---

verbandes im Gewahrsam der Gemeinden, Händler, Verbraucher und Vereinigungen von solchen vorhanden sind. Die Ermittlung der bei den Erzeugern befindlichen Vorräte kann der Reichskanzler anordnen. Danach sollen also nicht gleichzeitig und allgemein auch die Bestände bei den Erzeugern, also der bei weitem größten Menge, aufgenommen werden, so daß wir leider wieder eine jener verhängnisvollen halben Maßregeln vor uns hätten, denen sachkundige Kreise unser Kartoffelunglück zuschreiben. Wir hätten von neuem eine Verkennung des volks- und kriegswirtschaftlichen Grundsatzes zu beklagen, daß eine reibungslose Versorgung und Verteilung nur durch Erfassung beim Erzeuger zu erreichen ist. Hoffen wir, daß die Unterlassung unverzüglich durch Ausdehnung der Bestandsaufnahme auch auf die Erzeugervorräte nachgeholt wird. Noch ist es Zeit dazu." Am 14. Januar sagte der Reichstagsabgeordnete Marx (Zentrum) im Reichstage: „Die Regierung ist oft viel zu spät und dann noch zaghaft vorgegangen, besonders in der Kartoffelfrage", und eine Reihe anderer Redner äußerte sich in ähnlicher Weise. Die Verspätung ist nicht wieder einzuholen, aber mit der Zaghaftigkeit muß endgültig gebrochen werden, denn nur starke Maßregeln können noch helfen. Sie sind nicht nur die wirksamsten, sondern auf die Dauer auch die mildesten, weil ein starker Eingriff leichter ertragen wird als viele anfeinanderfolgende kleine.

von Höchstpreisen für Kartoffeln beim Erzeuger, Groß- und Kleinhandel neben allgemeiner Beschlagnahme wurde Erfüllung nicht zuteil. Man glaubte mit Höchstpreisen für den Kleinhandel auskommen zu können, faßte also mit einer halben Maßregel am hinteren Ende an, um bald einsehen zu müssen, daß dadurch die Verwirrung und Unruhe nur erhöht wurde, weil nun, was vorauszusehen war, Erzeuger und Großhandel so hohe Preise verlangten, daß der Kleinhandel nicht bestehen konnte. Die Folge war allgemeine Stockung der Versorgung. Dann kam der Höchstpreis für den Erzeuger, aber der Großhandelspreis blieb wieder unberücksichtigt, und das alte Spiel begann, bis man auch diese Lücke stopfte. Schließlich war noch die Aufhebung der Vorverkäufe, die am 27. September gefordert wurde, vergessen worden, was man nach einiger Zeit nachholte. Die von der Verordnungsstelle erhoffte bessere Beschickung des Kartoffelmarktes und eine reibungslose Verteilung über das Land konnte durch diese lange Kette von Eingriffen nicht erzielt werden, weil eben die Voraussetzung fehlte, nämlich die allgemeine Erfassung der Bestände an der Ursprungsstelle, wie wir in den Abschnitten über Bestandserhebung und Beschlagnahme gezeigt haben; die zaghaften Verordnungen, die zunächst die Möglichkeit boten, auf ganz kleine, dann immer mehr gesteigerte Mengen von Kartoffeln die Hand zu legen, erwiesen sich als durchaus ungenügend und wirkungslos, und aus diesem Zustande sind wir bis heute nicht herausgekommen, auch wird daran die jüngst verfügte Preiserhöhung für den Erzeuger nichts ändern, solange nicht die immer übereinstimmender und stürmischer verlangte allgemeine Beschlagnahme verordnet wird.

III. Die Fleischfrage.

Handelt es sich beim Brotgetreide um ein Lebensmittel, in dem uns mangels Ausfalls der fremden Zufuhr nicht die übliche Friedensmenge zur Verfügung steht, bei der Kartoffel um ein solches, in dem wir aus eigener Kraft Überschuß haben, um damit anderswo Lücken auszufüllen, so liegt die Sache beim Fleische so, daß wir darin gerade mit unserer eigenen Erzeugung auskommen können. Fast 90 v. H. unseres Bedarfs an Fleisch haben wir selbst hervorgebracht und waren daher nur ganz geringfügig auf fremde Einfuhr angewiesen. Kein anderes Land der Welt wird mit so gutem und reichlichem Fleische versorgt, wie dies bei uns seitens unserer Landwirtschaft geschah. Allerdings fehlen uns jetzt im Kriege zum Teil die ausländischen Futtermittel, von denen wir im Abschnitt über die Brotfrage sprachen, und obschon wir seit Herstellung der Verbindung mit unseren Freunden im Südosten nicht mehr ganz abgeschnitten sind, so war doch ein Rückgang in unserer Fleischerzeugung unausbleiblich. Doch ist dies von unerheblicher Bedeutung, denn wenn wir in Friedenszeiten eine Fleischfrage gehabt haben, so bestand sie darin, daß wir uns fragen mußten, ob wir nicht zu viel Fleisch aßen; langsam waren wir zum stärksten Fleischesser der Welt geworden,

so daß die Ärzte ihre warnende Stimme erhoben und zur Mäßigung mahnten. Selbst einen erheblichen Rückgang in unserer Fleischerzeugung angenommen, kommt auf den Kopf eines jeden von uns heute immer noch mehr Fleisch, als unsere Väter und Mütter um 1870 zu verzehren pflegten. Die Fleischfrage jetzt im Kriege ist also lediglich eine Frage der Anpassung und Verteilung. Wir haben Fleischspender genug, das ist das durchaus befriedigende Ergebnis der Viehzählung vom 1. Oktober 1915.

Gleichwohl sind auf keinem Gebiete unserer Volksernährung so unerfreuliche Zustände hervorgetreten, wie auf dem der Fleischversorgung. Als im Frühjahr 1915 infolge der bekannten Schweineschlacht ein gewisser Fleischmangel eintrat, begannen die Preise schnell und sprungweise zu steigen, begünstigt durch die eigentümlichen Verhältnisse des Viehhandels, die spekulative Vorgänge in hohem Maße erleichtern und Preistreiberei begünstigen. Schlachtvieh ist keine Ware mit gegebenen Marktpreisen, sondern der Schätzung unterworfen und wird meist an den Erzeugungsstellen durch Händler aufgekauft, die dem Angebot gegenüber vielfach geschlossen auftreten und daher zu einer großen Macht gelangt sind, die sich auch unter Umständen in Gebietsabgrenzungen und Preisverabredungen äußert, ja schon dazu geführt hat, daß einzelne Bedarfsbezirke durch Absprache künstlich knapp an Zufuhr gehalten wurden, um die Preise beeinflussen zu können oder andere Vorteile zu erringen. Somit war vorauszusehen, daß es in Kriegszeiten zu Auswüchsen kommen würde, wie es ja auch tatsächlich geschehen, meist durch das Eindringen ungeeigneter Personen verschuldet.

Lange Zeit haben wir der Entwicklung der Dinge auf dem Fleischmarkte ohne jeden Eingriff zugesehen. Erst als im Spätherbst 1915 die Preise für Schweinefleisch eine derartig unnatürliche Höhe erreicht hatten, daß der Genuß für weite Schichten des Volkes zur Unmöglichkeit zu werden drohte und sich eine schwere Beunruhigung der Bevölkerung bemächtigte, erfolgte die Festsetzung der Höchstpreise für Schweinefleisch beim Ladenschlächter. Wieder wurde ohne Rücksicht auf den volkswirtschaftlich allgemein gültigen und im Kriege zwingenden Grundsatz, daß jede Einwirkung auf Versorgung und Verteilung nur dann Erfolg haben kann, wenn sie an der Erzeugungsstelle einsetzt, und trotz der in der Kartoffelfrage gemachten Erfahrungen, das letzte Glied der Preiskette statt des ersten erfaßt. Die bekannten, von erfahrenen Leuten vorausgesagten Schwierigkeiten, daß der Erzeuger vom Großhandel und dieser wieder vom Ladenschlächter annähernd die festgesetzten Höchstpreise verlangte und so der Fleischumsatz nahezu unmöglich gemacht wurde, traten sofort auf und erforderten eine ganze Reihe weiterer Schritte, die aber dennoch nicht zu durchgreifender Gesundung führten, weil wir ungeachtet dringendster Vorstellungen aus allen Kreisen, auch denen der Landwirtschaft, immer noch keine Höchstpreise ab Stall haben*).

*) Diese sind nun endlich während des Druckes herausgekommen.

Am 24. November, einige Wochen nach Festsetzung der Schweinefleisch-Höchstpreise gab in einer Sitzung der Reichsprüfungsstelle der Vorsitzende Dr. Kautz der Hoffnung Ausdruck, daß eine wesentliche Steigerung der Rindvieh- und Rindfleischpreise nicht eintreten werde, doch wurde in derselben Sitzung die Einführung von Höchstpreisen für Rindfleisch als zweckmäßig bezeichnet. Die Hoffnung hat getrogen, denn schon Mitte Januar war der Preis für den Zentner ausgeschlachtetes Ochsenfleisch, der Ende November Mk. 107,70 betrug, auf Mk. 132,50 gestiegen. Sie mußte trügen unter dem ehernen Zwange des volkswirtschaftlichen Gesetzes, daß der Druck, der in Zeiten der Knappheit von einem Nahrungsmittel, also hier dem Schweinefleische, genommen wird, sich sofort auf das nächstliegende andere überträgt, hier dem Rindfleische. Es ist genau so, wie in einem überheizten Dampfkessel: der gespannte Dampf sucht sich eine schwache Stelle aus, um durchzubrechen. Neben dem Rindfleische wurden auch die Preise der andern ungeschützten Fleischsorten vom gleichen Drange nach oben ergriffen; so stiegen Mastkälber von Mk. 115,70 Ende November auf Mk. 157,50 Mitte Januar, Hammel von Mk. 129,70 auf Mk. 147,50 usw. Die in jener Sitzung als zweckmäßig bezeichnete Festsetzung von Höchstpreisen für Rindfleisch war unterblieben, die Gründe wurden nicht bekannt gegeben. Schon vorher, Anfang November, war die Fleisch- und Butterkarte halbamtlich als „in Sicht" gemeldet worden. Der Handel warf sich natürlich, und von seinem Standpunkte aus völlig berechtigt, auf die Sorten ohne Höchstpreise, und da Erzeuger und Handel uns nach Belieben knapp oder reichlich versorgen können, so war es ferner natürlich, wenn auch verwerflich, daß man durch Zurückhaltung im Auftriebe die Preise zu steigern versuchte, mit welchem Erfolge zeigen die obigen Vergleiche. Die stürmische Nachfrage verschlimmerte die Lage für den Verbraucher, der außerdem noch einen Wettbewerber unersättlicher Art in einem Zwischenerzeuger, den Konservenfabriken, erhielt, die alles erreichbare frische Fleisch aufkauften und dafür oft unvernünftige Preise zahlten, zumal weder sie noch die Erzeuger an den Schweinefleisch-Höchstpreis gebunden waren. So rächte sich überall, wie bei der Kartoffel, so auch beim Fleische das Anfassen am falschen Ende und die Lückenhaftigkeit der Verordnungen, worüber auch im Reichshaushalts-Ausschuß geklagt wurde. Hätte man auskömmliche Höchstpreise für den Erzeuger festgesetzt und dann für Groß- und Kleinhandel angemessene Zuschläge bestimmt, so wären alle die geschilderten Auswüchse unmöglich gewesen. Die Konservenfabriken wußten alle Lücken für ihre Zwecke auszunutzen, so z. B. auch die Preisstaffelung, die für schwere Schweine behufs Anregung der Fetterzeugung höhere Preise vorsah; sie kauften den Züchtern auch die mageren Schweine zu den höchsten Preisen ab und verschlimmerten so die Knappheit an frischem Fleisch und gleichzeitig in doppelter Weise die von Fett. Die fleischlosen Tage übten zum Teil ähnliche Wirkungen aus, denn die Metzger verarbeiteten an diesen Tagen, die sie zur Untätigkeit im Ladengeschäft verdammten, ungeheure Mengen frischen Fleisches

zu Würsten, die bekanntlich arge Fettschlucker sind, und zu Dauerware, noch angereizt durch das Fehlen von Höchstpreisen dafür. So kamen die Vorteile, die dem Verbraucher zugedacht waren, den Konserven-, Wurst- und Dauerware-Herstellern zugute, und jener wird später noch dazu die Unwirtschaftlichkeit bezahlen müssen, die in der Verteuerung des Konservenfleisches durch Arbeitslöhne, Blechverbrauch zum Ausdruck kommt. Eine einfache Verordnung, daß Schweine unter hundert Kilo Lebendgewicht nicht geschlachtet werden dürfen, hätte den Zweck besser erfüllt, als die Staffelung. Wie sich die Dinge auf dem Fleischmarkt entwickelt hatten, erläutert die Tatsache, daß Großschlächter den Ladenfleischern erklärten, sie dächten nicht daran, Schweine unter Mk. 1,50 zu verkaufen, die Konservenfabriken zahlten ihnen gern Mk. 1,60. Die oft beklagte Lückenhaftigkeit der Höchstpreisfestsetzungen hat beim Fleische schlimme Früchte gezeitigt. Später sind dann die Preise für Dauerware, Wurst usw. viel zu hoch angesetzt worden und reizen zur Übererzeugung in diesen Sachen, so immer mehr den Markt von frischem Fleische entblößend. All das trug dazu bei, das für den täglichen Umsatz bestimmte frische Fleisch in die Blechdosen, Därme und Räucherkammern zu treiben, zumal selbst die Höchstpreise für Schweinefleisch nicht einmal uneingeschränkt galten, sondern nur für Gemeinden mit öffentlichen Schlachthäusern, und das ist die Minderzahl. Auf einer Reise durch Schleswig-Holstein sah Verfasser alle Bauerntennen voll von Schweinefleisch im Rauche hängen. Schon jetzt ist eine Übererzeugung in Fleischkonserven und Würsten unzweifelhaft festzustellen, und da die Waren bei dem überstürzten Arbeiten und Mangel an Sachkunde vielfach mit wenig Gewissenhaftigkeit hergestellt sind, so wird man ein gutes Auge auf die Konservenvorräte haben müssen, um Verluste zu verhüten, abgesehen von denjenigen durch ohnehin unvermeidliche Einbuße an Nährwerten. Sobald die Fleischkonservenmassen, die durch ungeeignete Leute ohne Beherrschung des Faches und ohne Rücksicht auf den Bedarf angehäuft werden, auf den Markt kommen, weil das festgelegte Geld Befreiung sucht oder man auch vielleicht der Haltbarkeit und der späteren Absatzfähigkeit nicht ganz sicher ist, dürfte mancher das planlose Vorgehen bitter bereuen. Jedenfalls ist die angeordnete staatliche Überwachung der Konserven-Erzeugung freudig zu begrüßen und zu hoffen, daß sie sich auch auf die Aufnahme und Prüfung der Bestände erstreckt, damit wir richtiger Verwertung der aufgespeicherten Nahrungsmittel sicher sind. Eine schädliche Wirkung der Konservenherstellung in solchem Umfange bestand noch darin, daß sie alle verfügbaren Kräfte an sich zog und die Löhne der Fleischergesellen bis auf Tausende von Mark monatlich hinauftrieb, die natürlich von den Verbrauchern zu zahlen sind.

Wir haben in den vorhergegangenen Betrachtungen gesehen, wie der Fleischmarkt durch Ansetzen der Eingriffe an der unrichtigen Stelle, nämlich beim Übergange in den Verbrauch statt am Ursprung der Erzeugung, durch lückenhafte Höchstpreisfestsetzung für Schweine und Schweinefleisch-Erzeugnisse und durch Unter-

lassung der Erfassung der Preise für die übrigen Fleischsorten in einen an Auflösung grenzenden Zustand geraten war. Die einseitige Festsetzung von Höchstpreisen für frisches Schweinefleisch beim Ladenschlächter verursachte ein immer mehr zunehmendes Verschwinden dieser Fleischart aus dem freien Verkehr sowohl, als auch die Verlegung des Schwergewichtes der Fleischerzeugung und -Versorgung auf das Rind, da hier das Fehlen von Höchstpreisen dem Erzeuger wie dem Händler ungleich größere Gewinnmöglichkeiten bot, als es beim Schweine der Fall war. So verminderten sich einerseits die Schweine, die, ohne Schlachtreife erlangt zu haben, in die Konservenfabriken wanderten, und andererseits das Rindvieh, weil die immer höher steigenden Preise zu starken Schlachtungen anreizten, noch genährt durch die Knappheit und Teuerung in Futtermitteln. Besonders beklagenswert erscheint es dem beobachtenden Volkswirt, daß so viele junge Tiere und trächtige Kühe dieser ungesunden Entwicklung ungehemmt zum Opfer fielen, wodurch nicht nur unsere Nachzucht, sondern auch die Gewinnung von Milch, Butter und Käse leidet. Auch das Schlachten großer Mengen geringer, in Fleisch und Fett unreifer Tiere ist zu bedauern, aber nur zu begreiflich, denn die Konservenfabriken wirken anreizend und verführend, da sie jede Ware verarbeiten und durch Überbieten im Preise den Erzeuger von der vollen Durchmästung abhalten. Der Verkauf des ungemästeten Tieres bietet dem Züchter bei hohem Preisstande mehr Vorteil, als der des gemästeten, denn er spart Zeit, Futter, Arbeit, Zinsen und hat sicheres Geld statt unsicherer Mästung. Überhaupt ist es ein Irrtum, als feststehend anzunehmen, daß recht hohe Preise stets fördernd auf die Erzeugung wirken, jedenfalls trifft dies in bezug auf Schlachtvieh nicht zu. Haben die Preise einen unnatürlich hohen Stand erreicht, wie es heute fraglos bei Rindvieh der Fall ist, so ist der Züchter oft geneigt, den verlockenden hohen Erlös einzuheimsen, statt Mühe und Gefahr der Weitermästung zu laufen, besonders wenn er jeden Tag gewärtigen kann, daß ihm Höchstpreise das Geschäft verderben, und außerdem steigende Futtermittelpreise und Knappheit ihn beunruhigen. Ferner liegt in den durch Unterlassung eines Eingriffs übermäßig gesteigerten Preisen für Schlachtvieh ein starker Anreiz zur Verfütterung von Brotgetreide, die ja leider in letzter Zeit mehrfach nachgewiesen und bestraft worden ist. Diese beiden Seiten der Fleischpreisfrage sind offenbar seither nicht genügend gewürdigt worden, verdienen aber gewiß ernste Beachtung. Wie erheblich die Verminderung unseres Rindviehbestandes sein muß, ergibt sich daraus, daß im Oktober und November 1915 allein in Berliner Schlachthäusern rund 53 000 Rinder und Färsen gegen nur rund 36 000 in der gleichen Zeit des Jahres 1914 und nur rund 16 500 im Zweimonats-Durchschnitt des Jahres 1913 geschlachtet wurden. Die ungünstige Wirkung allein auf Milch- und Buttererzeugung liegt auf der Hand. Selbst unser künftiger Ernteertrag wird durch den Ausfall an Dung beeinflußt.

Nun hat uns die letzte Zeit Entschließungen gebracht, die in der Einwirkung

auf den Viehhandel beruhen und dessen zwangsweisen Zusammenschluß unter behördlicher Überwachung vorsehen. Der Maßregel haftet wiederum das Bedenkliche an, daß sie nicht am Ursprung der Erzeugung ansetzt, also beim Mäster, sondern beim Zwischenglied des Handels, denn solange dem Zwangsverbande der Händler kein ebensolcher der Erzeuger gegenübersteht, darf man sich kaum eine durchgreifende Wirkung auf die Versorgung versprechen, vielleicht abgesehen davon, daß einige besonders schlimm hervorgetretene Auswüchse des Viehhandels beseitigt werden. Gegen die letzteren richtet sich auch eine Verfügung der Preußischen Staatsregierung, die namentlich den preistreibenden „wilden" Handel aufs Korn nimmt, der allerdings schädlich genug und zu lange schon ungestört sich breit machen durfte. Wird doch seit Monaten darüber geklagt, daß die aufgetriebenen Tiere während der Marktzeit oft vier- bis fünfmal den Besitzer wechselten, jedesmal natürlich mit einem erheblichen Mehrpreise auf Kosten des Verbrauchers und unter allgemeiner Beunruhigung der Marktlage und der Preisbildung; diese Leute kauften vielfach den Auftrieb schon vorweg, so daß der Zweck des Marktes vereitelt und die Neigung zu hohen Preisen gesteigert wurde.

Zusammenfassung.

Lassen wir unsere Gedanken rückblickend über das Gesagte schweifen, so ergibt sich folgendes gedrängte Bild:

I. Die Brotfrage wurde glänzend gelöst, weil ein entschlossener Wille und planmäßige Schritte rechtzeitig am Ursprung der Erzeugung einsetzten, durch angemessene Höchstpreise den Erzeuger sowohl als den Verbraucher schützten und alle Auswüchse des Handels verhinderten, indem sie sie gar nicht erst aufkommen ließen. Wo sich eine Lücke zeigte, wie beim Mehl, für das wir zunächst keine Höchstpreise hatten, wurde sie rasch geschlossen. Unsere Brotversorgung ist musterhaft, der Landwirt ist zufrieden, der berechtigte Handel findet im Schatten der Reichsgetreidestelle seine Rechnung, oft sogar recht reichlich, und wir alle gelangen ruhig, schmerzlos und ohne Aufregung in den Besitz des täglichen Brotes. Jede Gemeinde hat ihr Brotkartenamt, unzählige ehrenamtliche Kräfte sind opferwillig tätig, und der ganze Aufbau klappt ausgezeichnet. Zu erstreben wäre lediglich noch ein Ausgleich zwischen den zu sehr abweichenden Brot- und Mehlpreisen in den einzelnen Reichsgebieten. —

II. Die Kartoffelfrage steht immer noch im Zeichen der Unruhe, die sie seit der ersten Kriegsernte im Herbst 1914 angenommen hat, weil ihr nicht das Glück eines kräftigen Zugriffes zuteil wurde. Den richtigen Weg zeigt uns die Lösung der Brotfrage, die vorstehenden Darlegungen beschreiben ihn näher. Wir brauchen sofortige allgemeine Bestandserhebung, Beschlagnahme

unter Belassung beim Besitzer, Verteilung durch die Reichskartoffelstelle unter Mitwirkung von Kartoffelämtern (Kriegswirtschaftsämtern) in den Gemeinden, und dann wird die Versorgung innerhalb weniger Wochen genau so glatt geregelt sein, wie das heute beim Brote der Fall ist. —

III. Die Fleischfrage hat sich zur schwierigsten ausgewachsen, da man sich zunächst gar nicht um sie kümmerte und sie so zum Schmerzenskinde werden ließ. Ihr gegenüber gibt es nur einen Weg. Erfassung der Viehbestände im Stalle durch Listen, die in den Kriegswirtschaftsämtern der Gemeinden zu führen sind, Überwachung und Regelung der Heimschlachtungen und des Marktauftriebes, indem nur schlachtreife Tiere freigegeben, das Schlachten geringer und tragender Tiere unter Verhängung schwerer Strafen verhindert und die Zufuhr aus den Erzeugungs- nach den Verbrauchs-Gebieten geregelt wird. Als Mittelpunkt solcher Aufgliederung (Organisation) ist eine Reichsstelle für Fleisch und Fett zu errichten, in der alle Fäden zusammenlaufen und die auch Sammelstelle für alle Nahrungsmittel tierischen Ursprungs sein muß, die wir aus dem Auslande beschaffen können. Dann haben wir die Grundlage für die Verteilung im Großen und zugleich für die Fleischkarte. Nur durch diese ist die Versorgung des Einzelnen zu erreichen; sie wird sofort die gleiche beruhigende und verteilende Wirkung ausüben, die uns die Brotkarte so segensreich gebracht hat, aber die wir selbst heute noch nicht haben würden, wenn wir uns nur von Bedenken hätten leiten lassen. Die Fleischkarte darf nicht auf eine bestimmte Menge oder Sorte Fleisch lauten, sie soll lediglich einschränkend und ausgleichend wirken, unsere Fleischquellen stärken und strecken und namentlich verhindern, daß ein Teil der Einwohner sich auf Kosten der andern übermäßig mit Fleisch und Fett versorgt. Je nach den verfügbaren Mengen kann in jeder Gemeinde wöchentlich bekannt gegeben werden, welche Höchstgewichte an Fleisch und Fett auf jede Karte entfallen. Das die Ausgabe der Fleischkarten besorgende Kriegswirtschaftsamt der betreffenden Gemeinde wird in kürzester Zeit einen Überblick über den tatsächlichen und notwendigen Bedarf an Fleisch und Fett gewinnen und danach im Einvernehmen mit der Reichsstelle die Versorgung regeln und etwaigen Überschuß abgeben, es auch jederzeit in der Hand haben, den Verbrauch den jeweilig verfügbaren Mengen anzupassen. Zweckmäßig dürfte jedem Verbraucher zunächst ein kleines Gewicht zuzuteilen sein, damit man bestimmt auskommt, um dann nach Maßgabe des Verfügbaren die Mundteile zu erhöhen, sobald es geht. Ist Überschuß an frischem Fleisch vorhanden, so kann er zu Dauerware verarbeitet werden. Im übrigen wird die Erfahrung sehr bald zeigen, wie man die Handhabung am besten vornimmt, die Hauptsache ist, daß der Anfang gemacht wird. Führt die Fleischkarte dazu, und das ist wohl zu erwarten, daß bei uns der Einzelne weniger Fleisch genießt (recht vielen kann es gesundheitlich nur nützlich sein), so liegt das sehr im Vorteil der Gesamtheit, zu-

mal die übermäßige Gewinnung von Fleisch wirtschaftlich eine Vergeudung von Lebensmitteln bedeutet. Als vorteilhaft wird es sich sicherlich erweisen, die Versorgung mit Butter und Margarine, vielleicht auch mit Milch in Verbindung mit der Fleischkarte vorzunehmen, auch kann in allen Fällen eine Anlehnung an die Brotkarte stattfinden. Die Butterkarte, von der man erst gar nichts wissen wollte, hat sich in vielen Gemeinden durchaus bewährt, krankt aber an dem Übelstande, daß sie nicht allgemein eingeführt ist, auch dürfte sie nicht auf eine bestimmte Menge lauten. Weiß jeder, der mit seiner Fleisch-, Fett- oder Butterkarte kommt, daß er bestimmt sein Teil erhält, wenn auch wenig, und daß jeder Andere nicht mehr bekommt, als er selbst, auch wenn er früher am Platze ist, so werden die unerquicklichen Ansammlungen vor den Butter- und Fleischläden, weil zwecklos, ganz von selbst aufhören. Allgemeine Einführung für das ganze Reich ist aber Grundbedingung.

Überhaupt können alle vorgeschlagenen Maßregeln nur dann durchschlagend wirksam sein, wenn sie unser ganzes Vaterland umfassen. Wie die Sachen heute stehen, wissen wir kaum noch, daß das Deutsche Reich ein einheitliches Wirtschaftsgebiet darstellt. Abschließung einzelner Landesteile, gegenseitiger Wettbewerb in der Beschaffung so allgemein wichtiger Lebensmittel wie Kartoffeln, Fleisch und Fett, örtliche Ausfuhrverbote sind Dinge, die sich schlecht mit dem Reichsgedanken vertragen. Wie Preußen, Bayern, Sachsen und Angehörige aller anderen Bundesstaaten, wie Nord- und Süddeutsche brüderlich Schulter an Schulter die Grenzen schützen, so sollten wir Daheimgebliebenen alles gemeinsam tragen in den Schützengräben des Wirtschaftskampfes, hier sollte es ebenso wenig Unterschiede geben wie dort. Was an Lebensmitteln vorhanden ist, muß gleichmäßig über das ganze Reichsgebiet verteilt werden, das sollte der große Leitsatz sein, dem wir uns alle gern und freiwillig unterwerfen. Zweifellos ist das auch Wunsch und Wille der großen Mehrheit des deutschen Volkes. Derselbe Leitsatz müßte auch für die Preisfrage gelten. Die großen Preisunterschiede in den einzelnen Verkaufsgebieten üben die ungünstigste Wirkung auf das Empfinden des Volkes sowohl, als auch auf eine stetige und geregelte Versorgung aus; die Ware strebt dorthin, wo höhere Preise sind, und so entsteht an einem Orte Überfluß, am andern Mangel. Das darf nicht sein. Allgemeine Richt- und Staffelpreise über das ganze Reich für die einzelnen Versorgungsgebiete sind durchaus notwendig neben der geregelten Verteilung. Einige Preisvergleiche mögen zeigen, wie ungeheuer groß die Schwankungen sind und wie ungünstig sie wirken müssen. So kostete Ende Januar Rindfleisch in Berlin Mk. 2,20, in Altona Mk. 1,90, in München Mk. 1,45, Rindslende ausgeschnitten in Berlin Mk. 3,—, in einer Mittelstadt Schlesiens Mk. 1,50, Kalbskeule in Berlin Mk. 2,60, in Holstein Mk. 1,40, Hammelkeule in Berlin Mk. 2,20, in einer Stadt 75 Kilometer von Berlin Mk. 1,40, in Regensburg Mk. 1,35. In einem

Fleischerladen der Wilhelmsstraße zu Berlin sah vor einigen Tagen der Verfasser Rindslende ausgeschnitten mit Mk. 3,80, Kalbsschnitzel mit Mk. 3,40 verzeichnet. Butter kostet in Wiesbaden Mk. 2,70, in Bad Tölz Mk. 1,50, während auf einer Reise durch Bayern der Verfasser auf dem Markte zu Nürnberg große Mengen herrlichster Butter zu Mk. 2,— das Pfund antraf, auf die durchaus kein Andrang stattfand. Reis kostete nach Angaben des statistischen Landesamtes in Berlin Mk. 1,10, in Frankfurt a. O. Mk. 0,45, Erbsen in Bromberg Mk. 0,80, in Kiel Mk. 0,50 usw. Man wird zugeben müssen, daß dies durchaus unbegreifliche und ungesunde Zustände sind.

Ein Wort ist noch zu sagen über die Tätigkeit, die den vorgeschlagenen

Kriegswirtschaftsämtern

in den Gemeinden obliegen würde. Den Ansatzkern zu derartigen Ämtern besitzt jede Gemeinde schon in der Brotkartenstelle, meist sogar mit Erweiterung zu einer Lebensmittel-Beschaffungsstelle. In diese bewährte Hand kann sofort die Kartoffel-, Fleisch-, Fett- und Butterverteilung gelegt und ihr der nötige Ausbau zur Bewältigung der vermehrten Aufgaben anvertraut werden. Es dürfte keinen Monat dauern, bis die Versorgung mit jenen wichtigen Lebensmitteln ebenso geregelt wäre und so glatt vonstatten ginge, wie es beim Brote der Fall ist*). Diese Ämter werden insbesondere segensreiche Tätigkeit zu entwickeln berufen sein: bei den Kartoffeln, abgesehen von Verteilung und Preisaufsicht, durch Fürsorge für die Vorräte, Einwirkung auf richtige Lagerung und Verwendung, auf die nötige Aussonderung kranker Knollen, auf rechtzeitige Vornahme der Entkeimung, auf die Scheidung von Saat-, Speise- und Futterkartoffeln usw.; beim Vieh durch Überwachung der Bestände und der Nachzucht, der Milch-, Käse- und Buttererzeugung und deren Förderung, durch richtige Verteilung und Verwendung der Futtermittel, durch Verhinderung der Verfütterung von Brotgetreide, Regelung der Herstellung von Dauerware usw. Sie werden ferner unserer Volkswirtschaft im allgemeinen und unserer Volksernährung im besonderen wertvolle Dienste leisten durch Beobachtung und Zügelung der Preisbildung, Abwehr wucherischer Übergriffe und der vielfach zutage tretenden Auswüchse, wie Verfälschungen von Nahrungsmitteln, Gewichtsunterschreitungen, Verwässerung von Butter und Milch, durch Einfluß auf die Ausnutzung von Ödländereien usw. Schnell werden sich üble Gewohnheiten, z. B. der Beilagen-Unfug beim Fleische, der Verkauf wertloser Liebesgaben usw. in der Wurzel ausrotten lassen.

---

*) Im besetzten Polen hat die Gemeinde Lodz ein Kriegskartoffelamt errichtet, das in kurzer Zeit geregelte Versorgung und Unterdrückung jeder Preistreiberei herbeiführte.

Die seitherigen Leistungen unserer Gemeinden verdienen das höchste Lob. Sie haben, oft unter den schwierigsten Verhältnissen und mit großen Opfern, geradezu Hervorragendes auf dem Gebiete unserer Kriegswirtschaft getan. Geben wir ihnen nicht nur dehnbare Befugnisse, sondern klare, starke, allgemeine gesetzliche Zustände, die auch dort gelten, wo die Gemeindegrenze aufhört, und nicht durch Eigenmächtigkeiten Einzelner gestört werden können, geben wir ihnen feste Grundlinien ohne schwankende, dem mehr oder minder guten Willen Spielraum lassende Bestimmungen, geben wir ihnen vor allen Dingen in den Kriegswirtschaftsämtern das Rüstzeug zur Durchführung der nötigen Eingriffe in die Hand, und wir werden sehen, daß die Selbstverwaltung Wunder wirken wird. Wo ein entschlossener Wille klar umrissene Grundzüge schafft, lassen sich alle auftretenden Schwierigkeiten, die man unmöglich stets vorher bedenken kann, leicht beheben. Unverzüglich werden sich die wohltätigen Folgen einer so aufgebauten Tätigkeit geltend machen und in der Bevölkerung ein wohltuendes Gefühl des Geborgenseins verbreiten, das in dem seitherigen Hasten und Tasten nicht recht aufkommen konnte; sie werden uns das Durch- und Aushalten erleichtern und verbürgen. Und noch eins: sie werden ihre Wirkung auch draußen in den Kampflinien nicht verfehlen. Es ist nicht nur nötig, sondern für uns alle Herzensbedürfnis, den Helden draußen die Zuversicht zu geben, daß für ihre Angehörigen daheim nach bester Möglichkeit gesorgt wird. Im übrigen werden uns diese Kriegswirtschaftsämter ebenso unentbehrlich sein, sobald die Friedensglocken durch das Land klingen. Dann kommen die ruhmbedeckten Krieger zu Millionen zu uns zurück und werden vor die schwere Notwendigkeit gestellt, wieder für sich selbst und die ihrigen zu sorgen. Was soll da werden, wenn wir nicht rechtzeitig vorbauen, wenn wir nicht die Wege ebnen? Es ist eine ernste Pflicht, die hier an uns herantritt, eine Pflicht, der wir uns nicht früh genug widmen können. Es ist schon die höchste Zeit. Nur rechtzeitige und umfassende Vorkehrungen werden uns vor schlimmen Zuständen auf dem Arbeitsmarkte, im Wohnwesen, in der Frage der Ablösung der Frauenarbeit usw. bewahren; die Kriegswirtschaftsämter sind berufen, zur Lösung auch dieser Fragen erheblich beizutragen, wenn wir beizeiten die nötige Grundlage schaffen.

Sobald wir uns entschlossen haben, die Verteilung der Lebensmittel und die Regelung der Preise mit Hilfe der Kriegswirtschaftsämter an der richtigen Stelle anzufassen, also beim Erzeuger, wird unsere gesamte Volksversorgung einfachere Formen annehmen; dann können wir ohne weiteres, wenigstens in bezug auf die wichtigsten Nahrungsmittel Kartoffeln und Fleisch, die seitherigen verwickelten Verordnungen aufheben. Wie einfach gestaltet sich z. B. bei der Kartoffel die Sache durch die allgemeine Beschlagnahme und Festsetzung der drei Höchstpreise für Erzeuger, Groß- und Kleinhandel. Ohnehin weiß aus der gegenwärtig bestehenden Flut von Verordnungen niemand mehr durchzufinden, viele davon sind aufgehoben und abgeändert worden, nur beim Brotgetreide, dessen

Behandlung obigen Voraussetzungen von vornherein entsprach, kamen wir mit wenigen und dauernd bewährten Bestimmungen aus. Wäre es überall so, dann gäbe es keine Zurückhaltung, weil zwecklos, und keinen Deckmantel für Unlauterkeiten mehr. Für Kartoffeln wäre ein kurzes Verordnungs-Merkblatt mit den geltenden Höchstpreisen zu empfehlen, zweckmäßig zugleich mit Unterweisungen für richtige Behandlung und Verwendung der Kartoffeln und Mahnung zu sparsamem Verbrauch. Beim Fleische müssen wir Preise haben für die verschiedenen Sorten und für Dauerware aller Art, und zwar in denselben Abstufungen, wie sie vor dem Kriege üblich waren, dann ist allen Übelständen die Spitze abgebrochen. Überhaupt werden wir der Preistreiberei und dem Lebensmittelwucher dadurch die Unterlage entziehen, daß wir an der Erzeugungsstelle ansetzen und dem berechtigten Handel das Gebiet umgrenzen; lediglich so vermögen wir den unlauteren „wilden" Eindringlingen in den Handel die Jagdgründe zu versperren, die auf dem Wege der Ware vom Erzeuger zum Verbraucher liegen und nur dann Ausbeute versprechen, wenn feste Umhegungen nach oben und unten fehlen. Angebot und Nachfrage, die früher die Wächter waren und durch den Krieg ihre Wirkungskraft einbüßten, müssen wir durch klare und lückenlose Preisbestimmungen ersetzen.

Schon vor dem Kriege war auf die Notwendigkeit der Schaffung eines unabhängigen und verantwortlichen Mittelpunktes für unsere wirtschaftliche Bereitschaft, namentlich im Ernährungs- und Versorgungswesen, hingewiesen worden; seit Kriegsausbruch ist die Erörterung nicht mehr zur Ruhe gekommen und verdichtet sich immer mehr zu klaren Forderungen, die von unsern großen Verbänden vertreten werden, und denen sich auch der Reichstag angeschlossen hat. Wir brauchen einen wirtschaftlichen Generalstab oder

Reichswirtschaftsstab

(letztere Bezeichnung dürfte den Vorzug verdienen, weil sie klar den Begriff ausdrückt, während man bei Generalstab zu sehr an das rein Militärische zu denken geneigt ist), das Gebiet ist zu gewaltig geworden, als daß die ungeheuren Aufgaben noch durch das ohnehin schon stark überlastete Reichsamt des Innern gewissermaßen nebenbei bewältigt werden könnten. Wie brennend die Frage ist, wird am besten durch die eigenen Worte des jetzigen Staatssekretärs beleuchtet, der kurz vor Eröffnung des Reichstages es für unmöglich erklärte, einer wichtigen Anregung zu entsprechen, weil alle Kräfte des Reichsamtes mit der Vorbereitung auf die Reichstagstagung beschäftigt und während dieser zu sehr in Anspruch genommen seien. Die Sache liegt etwa so, als wenn jemand verlangte, das Kriegsministerium solle die Arbeiten und Aufgaben des Großen Generalstabes im Nebenamt erfüllen. Ein Anfang ist mit der Berufung des bekannten wirtschaftlichen Beirates aus Reichstagsabgeordneten gemacht, hoffentlich führt er zum Auf- und Ausbau des Reichswirtschaftsstabes. Natürlich muß auch der

Große Generalstab dabei beteiligt sein, dessen Eisenbahnabteilung schon jetzt vielfach ausschlaggebend in unsere wirtschaftlichen Verhältnisse eingreift. Viele wichtige Teilfragen sind überhaupt im Rahmen der jetzigen wirtschaftlichen Verwaltungsstelle des Reiches nicht mehr zu übersehen und zu lösen, das zeigt der Umstand, daß wir seit Kriegsbeginn all die langen Monate hindurch ungeheure Mengen von Luxuswaren des Gebrauchs und Verzehrs, wie Blumen, kostbare Pelze, Pariser Kleider, Hüte und Korsette, Samt und Seide, Austern, Kaviar, Trüffeln, Liköre, Südweine, ja selbst Perlen, Korallen, Elfenbein und Edelsteine aus dem Auslande haben hereinkommen lassen, gänzlich entbehrliche, ja schädliche Einfuhr, die unsere wirtschaftliche Kraft und den Stand unserer Währung schwächt und unsere Gegner stärkt. Auch der Ausgleich in Aus- und Einfuhr zwischen uns und den neutralen Staaten gehört dahin.

Ferner sei auf eine Frage von ganz besonderer Wichtigkeit hingewiesen, nämlich die in einer früheren Veröffentlichung vertretene und inzwischen vom preußischen Ministerium zum Teil erfüllte Forderung, Lebens- und Futtermittel in tunlichsten Mengen aus dem Auslande einzuführen, sie der Bevölkerung zu Inlandspreisen zur Verfügung zu stellen und den Ausfall aus der Staatskasse zu decken. Eine derart hochbedeutsame Aufgabe, die eine Reihe der verschiedensten Staatsverwaltungszweige berührt und durch den Geldpunkt in das Schatzwesen des Reiches und der Einzelstaaten eingreift, läßt sich natürlich nur durch einen starken und selbständigen wirtschaftlichen Mittelpunkt, eben den Reichswirtschaftsstab, der gewissermaßen als Generalstab der wirtschaftlichen Landesverteidigung des ganzen Reiches zu denken ist, in Angriff nehmen und durchführen. Sonst wird es immer Stückwerk bleiben. Was heute in Preußen durch Hergabe billiger Futtermittel geschieht und unlängst bei den Kartoffeln durch höhere Preisbewilligung an den Erzeuger unter Tragung durch die Staatskasse beschlossen wurde, sind Teilmaßnahmen, die nur berechtigt und wirkungsvoll erscheinen, wenn sie in allen Bundesstaaten gleichmäßig durchgeführt werden. Es kann sich sehr wohl als notwendig erweisen, solche Schritte auch auf andere wichtige Nahrungsmittel für das ganze Reich auszudehnen, und dann ist ein allgemeiner Reichswirtschaftsstab überhaupt nicht mehr zu entbehren. Man denke auch an die Gestaltung der künftigen Handelsbündnisse mit unsern Freunden und der Handelsverträge mit den neutralen Staaten. Und schließlich noch ein ausschlaggebender Punkt: England bereitet sich vor, nach dem Waffenkriege den Wirtschaftskrieg gegen uns ohne Gnade fortzusetzen, und sucht schon jetzt das Gewebe zur Erdrosselung unseres fremden Handels zu knüpfen. Wie wollen wir uns dagegen mit Aussicht auf Erfolg zur Wehr setzen, ohne die Waffe eines wirtschaftlichen Generalstabes? Es ist wahrlich Zeit, diese Waffe sofort mit aller Wucht auszugestalten. Wir müssen auch schon jetzt an die möglichst ruhige Befriedigung des nach dem Kriege sicher stürmisch auftretenden Begehrs nach Rohstoffen und an die Abwehr einer drohenden Überschwemmung mit Fertigerzeugnissen denken. Die Zu-

sammenfassung unserer wirtschaftlichen Schutz-, Verteidigungs- und Kampfmittel in einer verantwortlichen Reichsbehörde, wie wir sie für die militärischen Kräfte im Großen Generalstabe besitzen, ist unerläßlich. Es kommen Lebensfragen für die Gesamtheit des deutschen Volkes in Betracht, die sich unmöglich im Nebenamte erledigen lassen. —

Wir haben Lebensmittel genug!

Das ist die tröstliche Gewißheit, die wir mit aller Sicherheit hegen können und die die vorstehenden Ausführungen bekräftigen. Nicht Mangel an Vorräten ist es, der unsere Lebensführung erschwert, sondern die unzulängliche Verteilung und die aus ihr entspringenden Mißstände in Versorgung und Preisbildung. Der Schwerpunkt liegt in der Verteilung, die Preisbildung stellt nur eine Begleiterscheinung dar, deshalb müssen alle Maßnahmen auf Erreichung tunlichst reibungsloser und allgemeiner Verteilung gerichtet sein. Wer wird sich bei dem ungeheuren Umfange des Gebietes mit seinen vielfach verschlungenen Beziehungen, bei der Neuheit und Verantwortungsschwere der zu lösenden Aufgaben im Verein mit der langen Dauer und der unerhörten Schärfe des Krieges darüber wundern, daß nicht alles immer so glatt gegangen ist, wie es vielen wünschenswert erschien? Sehen wir doch, wie viel schlechter unsere Feinde daran sind, trotzdem ihnen die ganze Welt offensteht. Es wäre ungerecht, wollten wir den guten Willen, sowie die Größe und den Umfang der geleisteten Arbeit nicht anerkennen, wenn man auch nicht umhin kann, einen gewissen Mangel an Planmäßigkeit zu bedauern, der wesentlich einer zu weitgehenden Zurückhaltung gegenüber sachkundiger und unparteiischer Beratung zuzuschreiben sein dürfte. Im Reichstage sind harte Worte gefallen, und man hat manches scharf getadelt. Ein Mitglied des Zentrums sagte: „Die Beleuchtung der Fehler muß ihrer künftigen Verminderung und Verhütung dienen" und „Wer Schäden des öffentlichen Wohles erkennt und dazu schweigt, versündigt sich an der Gesamtheit." Wenn die vorliegende Arbeit nicht in allen Punkten loben konnte, so glaubt sie das Zugeständnis für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, sachlich und an Hand von Erfahrungen und Beobachtungen Für und Wider geprüft zu haben und daraus die Berechtigung herzuleiten, Anregungen zur Beseitigung von Schäden und zur Erreichung größerer Vollkommenheit in der Versorgung unseres Volkes zu geben, soweit es in so engem Rahmen der gewaltige Stoff gestattet. Entsprungen ist jeder Gedanke und jedes Wort aus dem Wahlspruche des Verfassers:

„Des Volkes Wohl ist oberstes Gesetz,
Des Volkswohls Diener sein die höchste Ehre!"

Unser Vaterland als Eigenwirtschaftsstaat.
Die Notwendigkeit kriegswirtschaftsmäßigen Denkens.

Den Abschluß bilde eine kurze Betrachtung allgemeiner Art zu dem Zwecke, die Erkenntnis der Notwendigkeit kriegswirtschaftsmäßigen Denkens, d. h. der Einstellung auf das eine große Ziel der Landesverteidigung und des Durchhaltens bis zum endlichen Siege zu fördern, an das sich weite Kreise unseres Volkes noch immer nicht gewöhnen können, trotzdem achtzehn lange Kriegsmonate unsere Lehrer waren.

Wir leben durch Absperrung vom größten Teil unserer früheren ausländischen Mitversorgungsgebiete annähernd im Zustande des geschlossenen Handelsstaates, wie man meist zu sagen pflegt, oder, wie ich es wohl richtiger und klarer ausdrücken möchte, des Eigenwirtschaftsstaates, mit anderen Worten, wir sind in der Hervorbringung dessen, was wir verzehren und gebrauchen, in der Hauptsache auf uns selbst angewiesen. Plato hat diesen Zustand, sofern Einwohnerzahl und Hervorbringung im richtigen Verhältnis zueinander stehen, als den erwünschtesten für ein Staatswesen bezeichnet, und tatsächlich liegt in ihm die Gewähr großer Stärke, sowohl hinsichtlich der inneren Geschlossenheit, als auch gegenüber äußeren Feinden. Das römische Reich ist daran zugrunde gegangen, daß es das feste Gehege des Eigenwirtschaftsstaates verließ, so seine geschlossene innere Kraft verlor und daher beim Ansturm äußerer Gegner der Auflösung anheimfallen mußte. Das britische Weltreich steht heute am Vorabend der gleichen Gefahr. Seine Kernbevölkerung ist längst aus dem Rahmen des Eigenwirtschaftsstaates herausgewachsen, indem sie auf eigenem geschlossenem Gebiete aus eigener Kraft nur noch ein Drittel dessen erzeugt, was zur Erhaltung der Bewohner nötig ist.

Wie dankbar müssen wir dem weitblickenden Staatsmanne, unserem herrlichen Bismarck sein, der uns und unsern Kindern nicht nur das prächtige Haus des Deutschen Reiches erbaute und es stark und fest fügte gegen alle Stürme von außen, sondern auch dafür sorgte, daß es den sicheren Boden des Eigenwirtschaftsstaates nicht unter den Füßen verlor. Er hat seine mächtige Hand über unsere Landwirtschaft gehalten, ihre Daseinsmöglichkeiten durch den Schutzzoll gesichert und damit dem deutschen Volke den Gürtel geschenkt, an dem unser Schwert stark und mächtig hängt. Machen wir uns einmal klar, was das heißt: Sieht der Landmann seine Arbeit nicht so gelohnt, daß er von ihr sorgenlos leben kann, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als entweder seiner Väter Scholle für geringes Geld an diejenigen abzugeben, die aus Geldansammlung, Handel und Gewerbe große Einkünfte beziehen, und selbst in deren Dienste als Knecht und Landarbeiter zu treten oder sich als gewerblicher Arbeiter zu verdingen. So war die Entwicklung in England, das in Verblendung seinen blühenden Bauernstand dadurch vernichtete, daß es aus überseeischen Gebieten Getreide frei ins Land ließ, gegen dessen auf billigen Gestehungskosten beruhende Preise der heimische

Erzeuger unmöglich ankommen konnte und daher erliegen mußte. Zu spät erkannte man das Unheil, heute sind die grünenden Getreidefelder zu Brachland für Schafherden oder zu Jagdgründen für Geburts- und Geldbarone geworden, während die altangesessene Landbevölkerung einem Elende preisgegeben ist, von dem sich wenige unter uns einen Begriff machen. Wenn man aber auf der anderen Seite glaubt, von den billigen Getreidepreisen hätte die Arbeiterbevölkerung Nutzen gezogen, so ist das ein Irrtum, denn andere notwendige Waren wurden umsomehr durch Finanzzölle getroffen, so daß die Lebenshaltung und allgemeine Lage der breiten Massen in England durch die freie Einfuhr von Brotgetreide keineswegs verbessert wurde. Dagegen gedieh bei uns auf der Grundlage einer gesicherten Landwirtschaft das Wirtschaftsleben in seiner Gesamtheit. Mit Recht sagt ein altes Wort: „Hat der Bauer Geld, dann hat's die ganze Welt." Zieht der Landmann aus seiner Arbeit auskömmlichen Gewinn, so kann er Maschinen und Geräte kaufen, auch mehr Geld für alle seine sonstigen Bedürfnisse ausgeben und trägt dadurch zur Belebung des Gewerbfleißes und zur Steigerung der Löhne bei. Das Geld, das sonst für Lebensmittel ins Ausland gehen würde, bleibt im Lande und befruchtet alle Beziehungen. —

Getragen von der Gesamtheit des deutschen Volkes, hat ein starker und weiser Führer unserer Landwirtschaft eine gesicherte Grundlage gegeben und damit unserem Staatswesen den Segen der Eigenwirtschaft erhalten. Die Landwirtschaft hat sich erkenntlich erwiesen, indem sie mit allen Kräften die Erträgnisse unseres Bodens gesteigert und stets einen Teil ihres Verdienstes für Verbesserungen ausgegeben hat, getreulich unterstützt von der deutschen Agrarwissenschaft. Diese ständige Aufwärtsbewegung war möglich, weil auf der einen Seite die Sicherheit auskömmlichen Arbeitsnutzens durch die Zölle gegeben und auf der anderen Seite eine leistungsfähige Abnehmerschicht vorhanden war, da gleichzeitig mit der Landwirtschaft und zum Teil durch sie der Gewerbfleiß aufblühte. So entwickelte sich ein höchst gesundes Gegenseitigkeitsverhältnis: die Gesamtheit gab der Landwirtschaft gedeihliche Lebensbedingungen, machte sie dadurch zu einer hervorragenden Abnehmerin gewerblicher und veredelter Erzeugnisse und stärkte auf diese Weise wiederum den Aufschwung von Handwerk, Gewerbe und Handel, gleichzeitig unsere Mitbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkte vorbereitend und stützend. Unser heimischer Markt für die Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes ist immer noch der bedeutendere und ausschlaggebende, somit ruht auch hier die nationale Arbeit auf den Wurzeln unserer eigenen Kraft. Wir sehen: ohne gesunde Landwirtschaft keine genügende Erzeugung und keine gute Abnehmerin für gewerbliche Waren, aber auch ohne eine zahlungsfähige Schicht von Gewerbetreibenden keine Blüte der Landwirtschaft. Der eine ist auf den anderen angewiesen, der eine stützt den andern und so wieder jeder die Gesamtheit, auf der unser Staatswesen und seine gewaltige Stärke, die sich jetzt im Kriege so herrlich bewährt, beruht.

Dieser gesunden und kraftstrotzenden Grundverfassung unseres Wirtschaftslebens konnte der Krieg trotz ungenügender Vorbereitung auf ihn wohl Schwierigkeiten bieten, aber keine Erschütterung oder gar Auflösung bereiten, und daran müssen alle Gewalttaten und Ränke des Aushungerungsplanes scheitern. Wir waren über den Rahmen des Eigenwirtschaftsstaates zwar in gewissem Maße hinausgewachsen, weil wir an der Weltwirtschaft starken Anteil hatten, aber zu einer Abhängigkeit von ausländischer Zufuhr in dem Sinne, daß wir ohne sie unsere Bevölkerung nicht mehr ernähren könnten, war es nicht gekommen; wenn eine wichtige Lehre aus diesem Kampfe um unser Dasein gezogen werden muß, dann ist es die, daß es zu einem solchen Zustande ebensowenig jemals kommen darf, als wir je darauf verzichten werden, unsere gute Wehr und Waffen so blank und scharf zu erhalten, daß wir einem Überfalle von außen gewachsen sind.

So traf uns der Krieg wirtschaftlich nicht wehrlos, sondern stark und widerstandsfähig. Er stellte uns auf unsere eigene Kraft und verlieh uns die Zuversicht, die in dem Bewußtsein liegt, sich selbst genug zu sein. Hierin drückt sich der Segen des Eigenwirtschaftsstaates aus, in dessen Zustand uns der Krieg versetzt hat. Wir sind nahezu abgeschlossen vom Auslande, daran ändert auch die Verbindung mit unsern Freunden nichts, denn an deren äußeren Grenzen setzt wieder die Absperrung ein, und so bilden wir gewissermaßen mit ihnen zusammen ein Eigenwirtschaftsgebiet, dem hoffentlich der Friede dauernde Wirtschaftsbande bringt.

Unser Wirtschaftsleben wird jetzt im Kriege durch einen Kreislauf versinnbildlicht, in dessen einem Brennpunkte die Landwirtschaft als Erzeugerin der Nahrungsmittel steht, im andern diejenige Bevölkerungsschicht, die wir gemeinhin, wenn auch fälschlich, als Verbraucher (Konsumenten) bezeichnen. Wie die Landwirtschaft auch gleichzeitig Verbraucherin ist, so ist die ihr gegenüberstehende gewerbliche Bevölkerung nicht nur Abnehmerin, sondern auch Erzeugerin. Vom Landwirt führen die Nahrungsmittel zum Verbraucher, geben ihm die Unterlage zur Ausübung seiner gewerblichen Arbeit und damit zur Erzeugung derjenigen Güter, deren die Landwirtschaft teils zu verfeinertem Lebensgenusse und zur Ausübung ihres Berufes, teils für Kleidung, Wohnung usw. bedarf. Der Erlös wiederum fließt zurück zur Landwirtschaft, ihr die Mittel gebend, die zur Hervorbringung der Lebensmittel und zur Bestreitung aller Ausgaben nötig sind, damit den Kreislauf schließend. Auf diese Weise wandern zwei gegenseitig sich befruchtende Ströme hin und her im Kreislaufe des Eigenwirtschaftsstaates, der seinerseits über alle das Zelt spannt, unter dem die Arbeit gedeiht. Der Zollschutz, den wir der Landwirtschaft bewilligen, ist keineswegs einseitig zu deren Vorteil, sondern kommt der Gesamtheit zugute, weil eine leistungsfähige Landwirtschaft eine leistungsfähige Gegenschicht schafft. Zwischen den beiden großen Gruppen unseres Wirtschaftslebens steht als Bindeglied der Handel, der zwar nicht erzeugend, aber doch fördernd wirkt, weil er den Austausch vom Erzeuger

zum Verbraucher erleichtert und daher der Gesamtheit gute Dienste leistet. Da indessen durch den Krieg Angebot und Nachfrage, die regelnden Kräfte des Handels, in Unordnung geraten sind, so müssen ihm zur Vermeidung von Ausschreitungen bestimmte Schranken gesetzt werden, ohne jedoch seine Tätigkeit, die wir namentlich im Kleinhandel nicht entbehren können, zu unterbinden.

Obiges Bild zeigt uns die Abhängigkeit des einen vom andern als Glieder des Eigenwirtschaftsstaates. Keiner darf für sich eine Vorzugsstellung beanspruchen oder behaupten, daß seine Arbeit die wertvollere sei. Jeder schafft und wirkt zunächst für sich, dann aber auch wechselseitig der eine für den andern, denn keiner kann ohne den andern bestehen. Von dem, was die Landwirtschaft leistet, indem sie unsere Lebensmittel erzeugt, kommt zunächst der Ertrag ihr selbst zugute, da sie davon lebt und durch den Gewinn aus dem Überschuß ihre Daseins- und Arbeitsbedingungen verbessert. Gleichzeitig ernährt sie aus der Mehrerzeugung die gewerbliche Schicht und erhält von dieser als Gegenleistung deren Erzeugnisse und zugleich Betriebsmittel, während die Kaufkraft der Landwirtschaft das Gewerbe stärkt. Der Kreislauf ist ein vollkommener und beruht auf dem Zwange der ehernen Gesetze wechselseitiger Abhängigkeit im Wirtschaftsleben. Jeder für sich und jeder für den andern, das ist die ewige Unterlage unseres irdischen Lebens, auf ihr baut sich das sittliche Gesetz gegenseitigen Duldens und Verstehens auf, das wir uns gewöhnt haben, im Kriege mit dem Worte Burgfrieden zu bezeichnen, und uns hoffentlich mit in den Frieden hinüberretten.

Was diese Erwägungen mit Naturnotwendigkeit dartun, ist folgendes: Unsere landläufige Gegenüberstellung von Erzeuger und Verbraucher ist falsch. Beide Hauptschichten unserer Bevölkerung, die ländliche und die gewerbliche, sind Erzeuger und Verbraucher zugleich, gegenseitig sich nützend und gegenseitig sich stützend. Die eine ist ohne die andere nichts. Daher ist es auch unrichtig zu sagen, wir könnten der Landwirtschaft nicht dankbar genug sein, daß sie uns auch im Kriege unter erschwerten Verhältnissen die Lebensmittel zu unserer Ernährung liefere, denn das ist nicht nur ihre Pflicht, sondern auch ihr Nutzen. Ebenso gut müßten wir dann sagen, wir könnten der Industrie nicht dankbar genug sein, daß sie der Landwirtschaft den künstlichen Dünger und die Ackergeräte und namentlich der Gesamtheit die Waffen liefere, die uns alle vor dem Einbruch der Feinde und der Vernichtung schützen, nicht zu gedenken der wichtigen Ersatzstoffe auf fast allen Gebieten. Unrichtig ist es ferner, vom Schutze der Erzeugung zu sprechen und darunter einseitig die Landwirtschaft zu verstehen. Wer so spricht, denkt weder volkswirtschaftlich, noch viel weniger kriegswirtschaftlich. Jeder, der in unserem Wirtschaftskreislauf steht, ist auch Erzeuger, jeder hat gleichmäßigen Anspruch auf die Fürsorge des uns alle umschließenden Staates, den wir uns in freiwilliger Unterordnung selbst geschaffen haben als Schutzwall gegen innere Zersetzung sowohl, wie gegen äußere Feinde. Und alle wieder stehen wir durch die allgemeine Wehrpflicht in Einigkeit und Treue zusammen und geben

aus uns selbst unserem Staate das Werkzeug der Macht, deren er zum Schutze der Gesamtheit bedarf.

Also hat als großer Grundsatz des Volks- und Staatsgedankens zu gelten: Gleichmäßige Fürsorge für die schaffenden Stände, Landwirtschaft wie gewerbliche Schicht. Geben wir dem Landwirte auskömmliche Preise für seine Hervorbringung, aber denken wir auch zugleich daran, daß die andere Seite ein Anrecht darauf hat, die Erzeugnisse des gemeinsamen Bodens zu Preisen zu erhalten, die ihr einen ausreichenden Lebensunterhalt gestatten. Die Gewinne der Landwirtschaft dürfen sich nicht so gestalten, daß sie gewissermaßen Prämien darstellen für Leistungen, die nicht nur der sogenannten Verbraucherschicht, sondern auch ihr selbst zugute kommen und außerdem eine Pflicht gegenüber der Gesamtheit bedeuten. Ist es aber unter den Einwirkungen des Krieges nicht zu umgehen, daß zwischen den der Landwirtschaft zu gewährenden Preisen und denen, die die breiten Massen zur Erzielung genügender Ernährung anlegen können, ein Mißverhältnis entsteht, so ist es die Aufgabe des Staates, vermittelnd einzugreifen und den Unterschied aus gemeinsamen Mitteln zu decken. In diesem Zusammenhange muß auf die Unrichtigkeit der landläufigen Annahme hingewiesen werden, daß recht hohe Preise unter allen Umständen die Erzeugung fördern. Das ist nur mit Einschränkung und bis zu einer gewissen Grenze der Fall. Wird diese Grenze überschritten, werden die Preise zu hoch, so verleiten sie einesteils zum Raubbau und züchten andererseits die Begehrlichkeit, die sich in Zurückhaltung und Neigung zu Überforderung äußert. Diese Erscheinungen pflegen dann zu einer gewissen Übersättigung zu führen, die der Steigerung der Erzeugung abträglich ist, weil man ohne erhebliche Mühe große Gewinne einheimst und nicht mehr nötig zu haben glaubt, sich anzustrengen, wie es bei Leuten, die ihr Schäfchen im Trocknen haben, oft sich geltend macht. Somit können zu hohe Preise eine Beschränkung der Erzeugung bewirken, eine Gefahr, der im Kriege besondere Beachtung zu schenken sein dürfte.

Alle Staatsbürger dienen mit der Waffe in der Hand dem Vaterlande, alle haben Anspruch auf gleichmäßige Berücksichtigung und Fürsorge, dies ist wiederum zum Wohle des Staates im Gegenseitigkeitsverhältnis geboten, denn auf der Volkskraft beruht sein Bestand und er muß sie daher als kostbarsten Schatz hüten und pflegen.

Eine besondere Verpflichtung legt die Abgeschlossenheit unseres Wirtschaftskreislaufes von ausländischer Zufuhr jedem von uns als heilige Pflicht auf.

Nichts von dem, was wir haben, darf diesem Kreislaufe verloren gehen, nichts darf ungenutzt verkommen, keiner aber darf auch von dem, was uns zur Verfügung steht, mehr für sich in Anspruch nehmen, wie er gebraucht und wie es auch der andere hat. Wir haben genug zum Durchhalten, es ist nur nötig, alles auszunutzen, nichts zu vergeuden und das Vorhandene gleichmäßig auf alle zu verteilen. Sind wir, Bürger wie Staatsleiter, von der Erkenntnis dieser Notwendigkeiten durchdrungen, dann ist die Forderung kriegswirtschaftsmäßigen Denkens erfüllt.

Im Februar des Kriegsjahres 1916.

Dr. Arthur Friedrich: Oberschlesische Industrie-Kapitäne.

Was schon lange aller Welt bekannt war, hat der Weltkrieg wieder nachdrücklichst erwiesen: die Wertigkeit deutscher Arbeit. Der Weltkrieg ist ja auch eine Anerkennung deutscher Arbeit und deutschen Fleißes. Denn aus Neid und Mißgunst gegen Deutschland ist dieser Krieg hervorgegangen. Zweifelsohne hatte England das größte Interesse an ihm. Seine Politik seit hundert Jahren war nur die gewesen: selbst die Weltherrschaft behaupten, alle Völker gegen Rußland — seinen gefährlichsten Feind, besonders in puncto Indien — zu verwenden und zu verhindern suchen, daß ein Staat in Europa zu mächtig würde. Im Trüben zu fischen, die Völker Europas gegeneinander zu hetzen, damit keiner eine beherrschende Stellung einnehme, das war und konnte nur das Ziel Englands sein! — Sicher ist der Vergleich zwischen England und Deutschland mit den zwei Rennpferden richtig: Der eine Jockey (England), anstatt sein Pferd anzuspornen, da sein Gaul erlahmt, schlägt den Mitbewerber (Deutschland) mit der Peitsche ins Gesicht! — Wäre Preußen-Deutschland auf dem Status vor 1864 verblieben, so hätte es diesen Weltkrieg nicht gegeben!

Dieser Weltkrieg ist in der Hauptsache wirtschaftlicher Natur. Keinen Vorgang in der Geschichte der Völker gibt es, wie die deutsche Industrie sich dem Kriege angepaßt hat. Die große Zeit fand ein würdiges Geschlecht. Doch nicht nur die Arbeit der Gegenwart darf betrachtet werden: wir ernten jetzt, was in vielen Jahrzehnten gesät wurde! — Eine riesige Ehrentafel ist es, die die Namen derer umschließt, die auf wirtschaftlichem Gebiete in den letzten Jahrzehnten die Führer waren. —

Deutschlands Industrie-Kapitäne in Vergangenheit und Gegenwart haben am Siege Deutschlands in diesem Weltkrieg ebenso Anteil, wie Deutschlands Heer und seine Führer. —

Auch die oberschlesische Montan-Industrie hat eine lange Reihe hochverdienter Führer aufzuweisen. Hiervon seien im folgenden nur die Namen Bernhardi, Kollmann und Fürst Donnersmarck aufgeführt.

Von den Genannten hat nur einer das Ruder noch in der Hand: Fürst Donnersmarck. Generaldirektor Bernhardi lebt im Ruhestande, Generaldirektor Kollmann ist vor einigen Jahren gestorben. Die enge Verknüpfung der oberschlesischen Magnaten mit der dortigen Montanindustrie ist bekannt. In den letzten Jahrzehnten wurden mehr und mehr die Montanunternehmungen der Magnaten in Aktiengesellschaften übergeführt. So waren die Vorbesitzer von heutigen Aktiengesellschaften:

Gesellschaft			Vorbesitzer
Schlesische A.-G. für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb, Lipine	gegründet	1853	Fürst Henckel v. Donnersmarck
Donnersmarckhütte A.-G.	„	1872	
Eisen- und Stahlwerk Bethlen-Falva A.-G. (in Bismarckhütte aufgegangen)	„	1898	
Minerva A.-G. (seit 1871 Oberschles. Eisenbahnbedarfs A.-G.)	„	1855	Graf Renard
Ver. Königs- u. Laurahütte A.-G.	„	1871	Graf Hugo Henckel v. Donnersmarck
Oberschles. A.-G. f. Kohlenbergbau, Orzesche	„	1872	Graf Tiele-Winckler.
Kattowitzer A.-G.	„	1889	
Preußengrube A.-G.	„	1906	
Hohenlohe-Werke A.-G.	„	1905	Fürst Hohenlohe
Gräfl. Schaffgotsche Werke G. m. b. H.	„	1906	Gräfin Schaffgotsch

So bestehen heute an Montanwerken unter eigener Regie der Magnaten nur noch folgende:

1. Graf von Ballestrem,
2. Graf Guido Henckel, Fürst von Donnersmarck,
3. Hugo, Lazy, Arthur Henckel von Donnersmarck,
4. Herzog von Pleß.

Das Geschlecht von Henckel-Donnersmarck stammt aus Ungarn. Vor mehr als 300 Jahren wurde es in Oberschlesien ansässig. Der Oberlehnsherr von Schlesien, Kaiser Ferdinand II. von Österreich, verpfändete in Geldnot 1623 an den kaiserlichen Rat Graf Lazarus I. Henckel von Donnersmarck die Herrschaften Beuthen und Oderberg. Da die Pfandsumme nicht bezahlt werden konnte, gelangte der Sohn — Lazarus II. — 1632 in den erblichen Besitz der Herrschaften.

Lazarus II. hinterließ bei seinem 1664 erfolgten Tode drei Söhne. Von

diesen erhielt Elias die Herrschaft Oderberg, die beiden anderen, Gabriel und Georg, je zur Hälfte die Herrschaft Beuthen. Gabriel starb ohne männliche Nachkommen und verzichtete noch bei Lebzeiten auf seinen Anteil, so daß unter Georg die ganze Herrschaft Beuthen wieder vereinigt war. Georgs Söhne, Leo Ferdinand und Karl Maximilian, teilten 1670 wieder die Herrschaft Beuthen und wurden die Begründer der heut noch bestehenden „Beuthen-Siemianowitzer" und „Tarnowitz-Neudecker" Linie der Grafen Henckel.

Im Anfang der Henckelschen Besitzzeit war der Bergbau in der Herrschaft Beuthen infolge des Dreißigjährigen Krieges völlig zum Erliegen gekommen. Erst nach Beendigung des Krieges wurde er von neuem belebt. 1848 übernahm das heutige Oberhaupt der Tarnowitz-Neudecker Linie der Henckel-Donnersmarck, Graf Guido Henckel, seine Herrschaft. Der Grundbesitz beträgt rund 24 000 ha in Oberschlesien. Außerdem besitzt er noch große Herrschaften in Polen und Galizien. Das Vermögen des Grafen Guido, der 1901 in den Fürstenstand erhoben wurde, wird auf mehrere Hundert Millionen geschätzt. Er ist nach Krupp der reichste Mann Deutschlands.

Einen herrlichen Wohnsitz hat er sich bei Neudeck geschaffen, ein kleines Versailles in dem prunkvollen Schloßbau, das seine Gartenterrassen, seine von kundigster Hand geschaffenen und gepflegten Gewächshäuser, die Gänge eines geräumigen Parks, die Fasanengehege und die Rasseviehställe einer Musterwirtschaft im Angesicht der russischen Grenzpfähle entfaltet — als sei es darauf abgesehen, hart an der Grenze der abendländischen Kulturwelt ein Denkmal des Reichtums aufzurichten, den ihr fernster Vorposten dem Erdenschoße abgewinnt, zugleich ein Denkmal des weltbürgerlichen Sinnes des bedeutendsten Sprossen des Adelsgeschlechtes, das an der Entwicklung der oberschlesischen Montanindustrie im letzten halben Jahrhundert einen führenden Anteil hat.

Von dem mächtigen Montanbesitz des Fürsten Donnersmarck wurden, wie eingangs erwähnt, drei Aktiengesellschaften gebildet. Er ist an den genannten Aktiengesellschaften stark mit Aktienbesitz beteiligt und nimmt an der Leitung dieser Werke fördernden Anteil. Seit der Gründung der Schlesischen Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb (1853) ist er Vorsitzender ihres Aufsichtsrates. Gelegentlich des fünfzigjährigen Jubiläums dieser Gesellschaft — 1903 — wurde er für seine Tätigkeit auf kulturellem Gebiete durch Verleihung des Wilhelm-Ordens ausgezeichnet.

Außerdem hat Fürst Donnersmarck sehr bedeutenden Montanbesitz in eigener Regie. Es sind dies die Steinkohlenbergwerke „Konsolidierte Deutschland", „Donnersmarckgrube" und „Schlesien", die zusammen weit über zwei Millionen Tonnen Kohle fördern. Ferner betreibt er eine Zinkhütte, die Guidottohütte, die rund 9000 Tonnen Rohzink liefert. Die ihm gehörigen Eisenerzgruben sind verpachtet.

Doch nicht nur in Oberschlesien hat Fürst Donnersmarck Montanwerke. Es war ein sehr kluger Gedanke, als er 1898 das Eisenwerk Kraft bei Stettin errichtete. Die Tatsache, daß früher von England aus in das östliche Deutschland große Mengen Eisen eingeführt wurden, gab die Veranlassung zu dem Plane, daß ein Hochofenwerk an der Meeresküste diese Lieferung übernehmen und die englische Einfuhr verdrängen könnte. Die Lage ermöglicht die billige Zufuhr von Rohmaterialien. Das Seeschiff bringt englische Kohlen und vorzügliche Eisenerze von Schweden, Spanien, Algier usw. Das Werk Kraft gedeiht gut und ist der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie ein unbequemer Konkurrent. In neuerer Zeit hat Fürst Donnersmarck im Gebiet der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie selbst Fuß gefaßt, indem er die „Rheinische Bergbau- und Hüttenwesen A.-G." mit seinem Eisenwerk Kraft-Wieck bei Stettin fusioniert hat. Besonders umfangreich ist auch die Beteiligung des Fürsten an vielen Unternehmungen des In- und Auslandes, insbesondere in der Kali- und Petroleumindustrie. Es ist daher verständlich, daß die Technische Hochschule in Charlottenburg den Fürsten für seine zum Teil bahnbrechende Tätigkeit auf industriellem Gebiete zum Ehren-Doktor-Ingenieur ernannt hat.

In Berlin, wo der Fürst am Pariser Platze sein künstlerisch eingerichtetes Heim besitzt, das den Mittelpunkt einer erlesenen Geselligkeit bildet, ist er an Berliner Terrainunternehmungen im westlichen Teile lebhaft interessiert. Daß der Fürst im öffentlichen Leben überall eine führende Rolle spielt, ist bekannt; so in den Kreistagen der Kreise Tarnowitz, Beuthen, Zabrze und Lublinitz, als Mitglied des Herrenhauses und des Staatsrats.

Der Fürst war ein Vertrauter von Bismarck. Auf Bismarcks Vorschlag wurde er 1871 zu den Friedensunterhandlungen zugezogen. Sein Verhältnis zum Fürsten Bismarck hat Professor Ludwig Stein im Septemberheft 1915 von „Nord und Süd" eingehend gewürdigt. Fürst Donnersmarck hat nicht nur seinen Namen unter das Frankfurter Friedensprotokoll mitsetzen dürfen, er war auch längere Zeit als Präfekt von Lothringen in ersprießlicher Weise tätig gewesen, worüber man den Aufsatz des Herausgebers dieser Zeitschrift nachlesen sollte.

Mit freudigem Stolz kann Guido Henckel, Fürst von Donnersmarck, dem die Bürde von 85 Jahren den Mut zu immer neuem Schaffen nicht verkümmern ließ, auf seine Lebensarbeit schauen: sie bildet ein Ruhmesblatt in der deutschen Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Die Worte dieses fürstlichen Kaufmanns, der aus altem Geschlecht für das neue Zeitalter so tiefes Verständnis zeigte, sollten überall zur Richtschnur werden: „Je mehr die Götterwelt in das Getriebe des alltäglichen Lebens herniedersteigt, je mehr Dampf und Elektrizität Traumwelt und ideale Gedanken verdrängen, desto mehr gelangen wir zur Erkenntnis, daß das Individuum im modernen Staat nur die Existenzberechtigung hat, welche es sich durch Arbeit und Leistung zu erwerben und zu erhalten weiß."

Dem im 86. Lebensjahre stehenden Fürsten, der in ungeschmälerter Rüstigkeit seiner Verwaltung vorsteht, und der mit bewundernswerter Frische seine geselligen Beziehungen pflegt, steht als Generaldirektor eine jüngere Kraft von 38 Jahren zur Seite, die den gewaltigen Aufgaben völlig gewachsen ist. Dr. jur. Hollscher,. Sohn des bekannten Theologieprofessors in Leipzig und Neffe von Exz. Gottlieb Planck, Schöpfers des Bürgerlichen Gesetzbuches, hat die Intentionen seines Meisters voll erfaßt und leitet alle Unternehmungen des Fürsten in großzügiger Weise und in durchaus vaterländischem Sinne. Mit dem Silberblick des Genies hat sich der Fürst seinen Mitarbeiter erkoren, dessen junge Schultern die große Bürde um so eher zu tragen vermögen, als ihm alle jene Eigenschaften eignen, die zu einem Industriekapitän großen Stils gehören.

Bernhardi war Generaldirektor der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben von 1872 bis 1904.

1904 konnte diese Gesellschaft auf ein 200jähriges Bestehen zurückblicken. Es war im Jahre 1704, als der Kaufherr Georg von Giesche aus Breslau vom Kaiser Leopold das Privilegium erhielt, in ganz Schlesien für sich allein Galmei zu graben. Dies war der Anfang der späteren Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben, die seit Jahrzehnten zu den großartigsten industriellen Unternehmungen Deutschlands zählt.

Die glänzendsten Zweige der oberschlesischen Montanindustrie sind es, welche Giesches Erben betreiben: Kohlen- und Zinkproduktion. Ein großes Verdienst an dem gewaltigen Aufschwung, den die Bergwerksgesellschaft von Giesches Erben in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufweist, hat der Generaldirektor Bernhardi, ein Mann von außergewöhnlichen Fähigkeiten. In seine Zeit fallen die wichtigsten Erwerbungen und Anlagen, unter seiner Leitung hat sich die Zahl der Arbeiter von rund 5000 auf 15 000 gehoben.

Als Bernhardi 1904 das Ruder anderen Händen übergab, betrug die Produktion der Gesellschaft außer bedeutenden Mengen von Schwefelsäure und Blei rund 25 000 Tonnen Rohzink und $2^3/_4$ Millionen Tonnen Kohle. Die Gesellschaft ist der zweitgrößte Kohlenproduzent in Oberschlesien (der größte ist der Fiskus), und gehört zu den bedeutendsten oberschlesischen Zinkproduzenten (die drei größten sind: Giesches Erben, Schlesische A.-G. für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb und Hohenlohewerke). Giesches Erben und der Fiskus sind die einzigen Bleiproduzenten Oberschlesiens.

Anläßlich des 200jährigen Bestehens der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben (1904) gab Generaldirektor Bernhardi, einer der ersten Kenner Oberschlesiens, im Verein mit dem Breslauer Stadtarchivar Dr. Wendt, eine dreibändige Jubiläumsschrift heraus. Diese stellt ein hervorragendes Dokument für Wirtschafts- und Kulturgeschichte dar. Höchst charakteristisch für Bern-

hardi und bedeutungsvoll, weil es der hochverdiente Leiter der gewaltigen Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben ist, sind seine Auslassungen über das Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeiter. Bernhardi schreibt:

„Der Verfasser dieses hat stets auf dem Standpunkte gestanden, daß es Heuchelei ist, wenn Großindustrielle, wie es in der neueren Zeit üblich ist, die Herstellung von Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen als einen Hauptzweig ihrer Tätigkeit bezeichnen. Die Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben war von der Zeit ihres Gründers bis zum heutigen Tage eine Erwerbsgesellschaft, und die Besitzer hätten sich stets sehr gewundert, wenn die Werksleiter die sogenannten humanitären Bestrebungen in den Vordergrund geschoben und die erwerbliche Seite vernachlässigt hätten. Wenn die Gesellschaft trotzdem sehr viel zur Beförderung des Wohls ihrer Arbeiter und auch zur kulturellen Entwickelung der gesamten hiesigen Bevölkerung getan hat, so liegt das viel weniger auf dem Gebiet der sogenannten Arbeiter-Wohlfahrtsbestrebungen, als in ihrer Stellung als Arbeitgeberin. Es ist in neuerer Zeit Sitte geworden, den Nutzen zu unterschätzen, den Arbeitgeber wie die großen oberschlesischen Montan-Industriellen für die Bevölkerung ihres Bezirks und für den ganzen Staat gerade dadurch schaffen, daß sie die Arbeitsgelegenheit vermehren, aber es gibt nicht leicht eine Gegend, in der dieser Nutzen deutlicher ersichtlich ist, wie gerade Oberschlesien. Ohne die Entwicklung der Montan-Industrie würde sich der hiesige Industriebezirk und seine Bevölkerung kaum wesentlich von den Nachbarkreisen, im In- und Auslande, unterscheiden, wie ja auch vor hundert Jahren ein solcher Unterschied nur höchstens nach der Richtung vorhanden war, daß der alte Kreis Beuthen wegen seiner Unfruchtbarkeit und Abgelegenheit mit der ärmste und in der Kultur am meisten zurückgebliebene Kreis von ganz Schlesien war. Daß jetzt mehr als 600000 Einwohner hier ein auskömmliches Brot finden, daß der Kulturzustand dieser ganzen Bevölkerung ein unvergleichlich höherer ist, als er vor der Entwicklung der Montanindustrie war und in den industrielosen Nachbarkreisen noch ist, das ist eben der Hauptsegen, den diese Industrie verbreitet, auch abgesehen von allen sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen, und zu diesem Segen hat die Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben ihren vollen Teil beigetragen. Man könnte ja nun leicht sagen: „Das ist kein besonderes Verdienst der Gesellschaft; wenn sie und ihre Gründer nicht gewesen wären, so wären eben Andere gekommen! Andere hätten auch den Galmei gefunden und dessen Verkauf in die Ferne in die Wege geleitet. Andere hätten dann auch den Gruben- und Hüttenbetrieb eröffnet und den Tausenden von Arbeitern Beschäftigung gegeben."

Wer so denkt, der unterschätzt doch die Einzelwirkungen der industriellen Unternehmer und ihren Einfluß auf die Entwicklung der Industrie.

Es kann zugegeben werden, daß die Verdienste der Erben und Nachfolger des Georg von Giesche um die Entwicklung der oberschlesischen Industrie im Laufe des 18. Jahrhunderts nicht sehr bedeutend gewesen sind. Immerhin hielten sie trotz

Krieg und Kriegeszeiten die Förderung und den Absatz des Galmeis ins weite Ausland aufrecht. Schon die Bewirkung der Massentransporte nach Schweden und anderen Staaten, sowie die kaufmännische Regulierung des ganzen Geschäftes war für die damaligen Zeiten keine Kleinigkeit, und beständig flossen die für die heutige Zeit freilich nicht bedeutenden, aber für die damaligen Verhältnisse doch recht ansehnlichen Arbeitslöhne über das arme Land. Fast durch 50 Jahre waren Georg von Giesche und seine nächsten Erben fast die einzigen Montan-Industriellen in Oberschlesien. Es kam dann die Zeit, wo unter der Regierung Friedrichs des Großen und seiner Nachfolger zuerst der Bleierz-Bergbau und dann die Eisen- und Kohlen-Industrie in Oberschlesien sich allmählich entwickelte, und wo die Zinkindustrie von Georg von Giesches Erben gegen diese allgemeine Entwicklung der oberschlesischen Montan-Industrie stark zurücktrat. Auch bei der Entwicklung der oberschlesischen Zinkhütten-Industrie in den ersten 50 Jahren hat die Gesellschaft nicht diejenige Rolle gespielt, die sie als die älteste oberschlesische Zinkproduzentin wohl zu spielen berufen gewesen wäre. Dennoch stammt aus dieser Zeit die auf der Wilhelmine-Hütte gemachte Erfindung der schmalen Muffeln, die dann alsbald in ganz Oberschlesien die unzweckmäßigen vorher im Gebrauch befindlichen Halbzylindermuffeln ersetzten. Seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts änderte sich dies Verhältnis. Giesches Erben waren die ersten in Oberschlesien, die den Siemens-Zink-Ofen einführten, sie waren auch die ersten und sind wohl bis heute die einzigen geblieben, die eine vollkommene Abführung und Auffangung der entweichenden zinkischen Gase einführten. Sie waren auch ferner die ersten, die die bei der Abröstung der Blende entweichenden schwefligen Gase auffingen und in Schwefelsäure verwandelten; sie sind also die ersten Gründer der jetzt so bedeutenden oberschlesischen Schwefelsäureindustrie. Dennoch liegt in der Neuzeit ihr Hauptverdienst um die industrielle Entwicklung Oberschlesiens nicht auf diesem Gebiet, sondern auf dem Gebiet des Steinkohlenbergbaues, in der Inbetriebsetzung und Entwicklung der Giesche- und Cleophasgrube.

Wenn die Herren Repräsentanten vom Jahre 1850 bis zum Jahre 1885 nicht so zähe und opferwillig gewesen wären, immer wieder von neuem Hunderttausende in den Bergbau der Schoppinitzer-Steinkohlengruben zu stecken, so gäbe es wahrscheinlich noch heute keine Gieschegrube, die jetzt 4000 Arbeitern ein reichliches Brot gewährt, und wenn dieselben Repräsentanten sich nicht dazu entschlossen hätten, aus den Ersparnissen der Gesellschaft die Cleophasgrube zu kaufen und in Betrieb zu setzen, so wäre auch der Bergbau dieser Grube wahrscheinlich noch nicht entstanden, oder er wäre auch vielleicht an den großen Schwierigkeiten und Kosten gescheitert, die das Abteufen von großen Maschinenschächten durch 70 m Schwimmsand veranlaßte.

Auch den Kauf und die Aufrechterhaltung des Betriebes der Heinitzgrube kann sich, von dieser Seite aus gesehen, die Gesellschaft als Verdienst anrechnen.

Die Vorbesitzer und Vorvorbesitzer hatten eben diese Grube verkauft, weil ihre Mittel nicht ausreichten, um die auf der Grube vorliegenden Schwierigkeiten zu überwinden, oder wenigstens, weil sie sich vor den weiteren Aufwendungen fürchteten, die zur dauernden Aufrechterhaltung des Betriebes erforderlich waren. Giesches Erben übernahmen das Risiko, teuften die Schächte der Grube weiter ab, stellten neue Maschinen auf und erhielten die Grube im Betriebe, allerdings zu ihrem Vorteile, aber doch nicht zum geringeren Vorteile der 1500 Arbeiter, die auf der Grube beschäftigt werden, und derjenigen zahlreichen Personen, die von diesen 1500 Arbeitern leben.

Die Gesellschaft hat das Recht, sich alle diese Unternehmungen als kulturell wichtige und nützliche Handlungen anzurechnen, und ihr Generaldirktor ist der Ansicht, daß solche Handlungen, wenn es sich um die Beförderung der Wohlfahrt der oberschlesischen Arbeiter handelt, unendlich mehr ins Gewicht fallen, als die gesamten sogenannten Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen, die in Oberschlesien und anderer Stelle mit mehr oder weniger Geschrei ins Werk gesetzt werden.

Aber auch in bezug auf diese letzteren ist die Gesellschaft hinter keiner oberschlesischen Industrieverwaltung zurückgeblieben, wenn auch gern zugegeben wird, daß bei allen diesen Einrichtungen die Gesellschaft nicht nur das Wohl der Arbeiter, sondern auch das Gedeihen ihrer industriellen Werke, welches Gedeihen mit dem Wohlbefinden ihrer Arbeiter eng verbunden ist, im Auge gehabt hat, und namentlich das Repräsentantenkollegium war stets gern bereit, in die zum Teil recht hohen Aufwendungen zu willigen, die zur Beförderung der Wohlfahrt der Arbeiter als nötig und nützlich ihm vorgeschlagen wurden."

Nach längeren Auslassungen über die Arbeiterwohnungen, den Konsumverein, die Kranken-, Invaliditäts- und Pensionskassen der Gesellschaft fährt Bernhardi fort:

„Die Hauptleistung jedes Arbeitgebers für seine Arbeiter besteht aber immer in den gezahlten Löhnen, und es gibt Industrieverwaltungen, die, wenn sie sich der großen von ihnen gegründeten Arbeiterwohlfahrt rühmen wollen, auch die angeblich so reichlich von ihnen gezahlten Arbeitslöhne mit ins Feld führen. Verfasser dieses ist der Ansicht, daß die Vertreter des Georg von Giesche und seiner Erben von 1704 bis 1904 niemals damit einverstanden gewesen wären, wenn ihre oberschlesischen Beamten die Arbeitslöhne aus reinem Wohltätigkeitssinn und nicht aus Gründen erhöht hätten, die mit dem Stande des Arbeitsmarktes zusammenhingen. Ein industrielles Unternehmen, welches, wie das von Giesches Erben, aus den Schätzen der Erde mit sehr vielen Arbeitern und Arbeitslöhnen Handelswerte erzeugt, würde sehr bald zugrunde gehen, wenn es bei Feststellung seiner Hauptausgaben, das sind eben die Arbeitslöhne, nicht sehr haushälterisch zu Werke ginge und die Arbeit mit Preisen bezahlte, die über ihren Marktpreis hinausgingen. Wenn trotzdem Giesches Erben auch die oberschlesischen Arbeitslöhne günstig beeinflußt haben, so haben sie das nicht getan, weil sie eine beson-

dere Neigung hatten, hohe Löhne zu zahlen, sondern lediglich dadurch, daß sie mit den von ihnen gegründeten Werken reichliche Arbeitsgelegenheit schufen. Dadurch haben sie, allerdings wohl gegen ihre Absicht, zur Steigerung der Arbeitslöhne mehr beigetragen, als wenn sie vielleicht in willkürlicher Weise ihre Löhne hier und da über den allgemeinen Stand hinaus gesteigert hätten."

Wie erwähnt, übergab Generaldirektor Bernhardi das Ruder, das er über 30 Jahre geführt hatte, 1904 anderen Händen. Bei seinem Scheiden wurde er zum Geheimen Bergrat ernannt. Ihm ist in erster Linie die heutige Bedeutung und Größe der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben zu danken. Sein Name ist in der Geschichte der oberschlesischen Montanindustrie unauslöschlich eingetragen. —

Kollmann war Generaldirektor der Bismarckhütte von 1872—1908.

1872 wurde die Aktiengesellschaft Bismarckhütte ins Leben gerufen. Nur 1,8 Millionen betrug das Aktienkapital. Mit der Leitung wurde der Hüttenmeister der Hegenscheidtschen Baildonhütte, Kollmann, betraut. Mit 26 Jahren war Kollmann, ein Sohn der roten Erde, 1865 nach Oberschlesien gekommen.

Unter Kollmanns Leitung entwickelte sich die Bismarckhütte durch fortwährende Betriebsverbesserungen und -Erweiterungen, unter hervorragender Fürsorge für die Arbeiter und Beamten, zu einem der ersten Werke der oberschlesischen Montanindustrie.

Der Gegenstand des Unternehmens ist die Herstellung von Eisen und Stahl. Das Fabrikationsprogramm wurde im Laufe der Zeit immer vielseitiger gestaltet. Insbesondere legte sich die Gesellschaft auf die Herstellung von Stahl und dessen Verarbeitung und erzielte hierin vorzügliche Resultate. Die Bismarckhütte bildete sich zum Qualitätswerk aus: ihre Stahlfabrikate wurden hochberühmt. So liefert sie auch viel Material für die Heeresverwaltung, und im reichsten Maße ist dies beim jetzigen Weltkrieg der Fall.

Erwähnt sei, daß Stahlblech sogar so dünn wie Papier hergestellt wird. Ein Eichkranz aus solchem Stahlblech wurde einst Bismarck überreicht. Die Gesellschaft vermochte hohe Gewinne abzuwerfen. Ihre Erträge überstiegen diejenigen aller übrigen oberschlesischen Eisenwerke. Sie stand lange Zeit in der Reihe der höchstrentierenden deutschen Montanunternehmungen. Infolge der sehr günstigen finanziellen Resultate konnten die Verbesserungen und Erweiterungen des Werkes fast stets aus eigenen Mitteln der Gesellschaft bestritten werden, und das Aktienkapital erfuhr nur langsam und verhältnismäßig geringe Erhöhungen.

1908 übergab Generaldirektor Kollmann, dem Alter seinen Tribut entrichtend, das Ruder, das er 36 Jahre geführt hatte, anderen Händen. Im genannten Jahre beschäftigte die Bismarckhütte 5000 Arbeiter. Der Umsatz belief sich auf 25 Millionen Mark. Seinem Lebenswerk hatte Kollmann, mit Bismarcks Bewilligung, den Namen Bismarckhütte gegeben. Auch die Gemeinde, welche sich nach Gründung des Werkes daselbst rasch entwickelte, erhielt den gleichen Namen.

Wo einst zwei kleine Dörfer, ohne Weg und Steg, mit zusammen 2000 Einwohnern sich befanden, da breitete sich beim Fortgang Kollmanns ein blühendes Gemeinwesen, Bismarckhütte, mit über 20000 Bewohnern aus. Als glühender Verehrer Bismarcks, konnte sich Kollmann auch an dem Gedanken erfreuen, eines der schönsten Bismarckdenkmäler geschaffen zu haben: Diese schaffende Eisenwerkstätte im lodernden Feuerschein: die Bismarckhütte: eine stetig flammende Bismarcksäule!

Mit stolzer Befriedigung konnte Kollmann auf sein Lebenswerk, — mit dem sein Name unauslöschlich verbunden sein wird, — schauen. Einige Jahre nach seinem Rücktritt ist Kollmann in Berlin gestorben.

Nicht anders als mit dem Wunsche können diese Zeilen schließen, daß der deutschen Industrie nie Führer wie Donnersmarck, Bernhardi und Kollmann fehlen mögen!

R. Hübner:

Lebensglaube.

Wir Menschen sind von Wundern rings umgeben,
das höchste ist das große Rätsel Leben!
Wir grübeln drüber nach mit allen Sinnen,
es zu erforschen, scheint nutzlos' Beginnen.

Sein Wesen will uns ew'ge Spannkraft scheinen,
mit der sich Erdenstoffe innig einen;
was so gestaltet, sich bewegt, empfindet,
zu immer neuen Formen sich verbindet.

Das Leben will sich nähren, muß sich wehren,
es will sich fortgebären und vermehren;
zuletzt im Menschen will's sich selbst erklären,
sein Dasein hoch veredeln und verklären.

Wir wissen nicht, woher das Leben kam,
wohin es zielt, wie's seinen Anfang nahm.
Doch lebt in uns ein unaufhörlich Sehnen,
ein Suchend-Hoffen und ein Finden-Wähnen.

Es ist ein Trachten: ringsum die Natur
veredelnd umzubilden durch Kultur.
Das, was wir Seele nennen oder Geist,
auf diese hohe Absicht uns hinweist.

Was ist's, das also in uns wirkt und schafft:
ist's eines Gottes wundersame Kraft?
Die Gottheit ist es, deren ewig' Weben
wir in uns spüren: unser heilig' Leben!

Marie von Bunsen:
Das Hoffräulein Donna Inez.

Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.

V.

Don Manuel, Marqués von Guevara.

Die Kreuzgänge des Palastes schmückten herrliche gewirkte flandrische Teppiche. Dem unermeßlichen Reichtum der königlichen Vorräte hatte der Mayordomo Mayor zur Aufstellung am heutigen Tage Reihenfolgen der französischen Geschichte und Literatur entnehmen lassen. Eine Huldigung für die Königin; der arme, stumpfe Don Carlos würde schwerlich auf dieselben achten, sie würden seinen bekannten Franzosenhaß nicht erregen.

Es nahte sich die Palmsonntagsprozession. Zuerst kam das hochgetragene, schwere, von Rubinen und Topasen geschmückte goldene Kreuz, dann der Patriarch von Indien, dann folgten die Bischöfe und Priester. Die Farben der seidenen Gewänder schwankten zwischen pflaumfarbenem Purpur, tiefem Rosenrot und himbeerfarbenem Rosa, gaben einen satten Akkord. Es folgten König und Königin in schwarzen, kostbar mit schwarzem und weißem Schmelz bestickten Atlasgewändern, sie wurden eigens zu diesem Fest angefertigt. Der Rock der Königin, ihre lang herabhängenden Ärmel waren mit Brillanten besät, dem ernsten Charakter des Tages Rechnung tragend, verschleierte diese eine leichte Gaze. Die Schleppe trug die Camarera Mayor, dann folgten zu zweien die Palastdamen und Hoffräulein, an diesem einen Tage bedeckten weiße, mit Spitzen umsäumte Schleier ihr gelocktes Haar.

Ruhig schritt der feierlich-prächtige Zug dahin, die Palaststürme hatten sich anscheinend gelegt. Vor einigen Tagen hatte die Königin ihren französischen Kammerfrauen mitgeteilt, sie dürften die Palmsonntagsprozession beschließen und die weißen Gazeschleier tragen. Das Frauenquartier durchlief die Kunde wie ein Feuerbrand im Sommer. Bei der Camarera Mayor versammelten sich die herbeigerufenen drei Großwürdenträger des Palastes, der Oberhofmeister, der Mayordomo Mayor und der Oberstallmeister. Im Namen der Eltern der durch diese Verordnung schwer gedemütigten zehn Hoffräulein — Träger der ersten Namen des Reichs — wurde Protest eingelegt, zu Protokoll gegeben.

Die vier Französinnen falteten die bereits gekauften Schleier grollend zusammen; Maria Luisa sprach zwei Tage lang kein Wort zu ihrer spanischen Umgebung.

Jetzt schritten die Hoffräulein ruhig und lächelnd dahin, sie gingen zu zweien, und zur Seite fast einer jeden schritt der Verehrer. An der langherbeigesehnten Palmsonntagsprozession durften diese, den warmen Duft der Haut verspürend, der Geliebten leise zuflüstern, waren nicht, wie sonst, auf die Zeichensprache angewiesen. Als letztes Paar gingen Camila und Inez, neben ihnen Don Manuel von Guevara. Don Manuel hatte scharfgeschnittene Züge, einen herrischen Blick, aber einen überaus einschmeichelnden Klang der Stimme. Inez hegte Besorgnis, daß sie ihn schlecht verstehen würde, die hyperverfeinerten Spitzfindigkeiten, die Metaphoren und abstrakten Vergleiche der Hofsprache hatten ihr anfänglich rechte Schwierigkeiten bereitet. Aber in den letzten Wochen hatte sie gut aufgepaßt. Waren ihre Antworten auch einfach gehalten, verstand sie doch alles und lauschte entzückt. „Sennora," sagte er, „nicht kann die Sonne verhindern, daß die Heliotropblüte sich dem Lichte zuwendet, der Nordstern muß die Blicke des Magneten erdulden, der Magnet, daß der Stahl ihn verfolgt. Sennora, Euer Glanz übertrifft den der Sonne, Euere Gleichgültigkeit die Kälte des Nordsterns, mein Eifer den Schwung der stählernen Klinge."

In diesem Ton konnte die Sechzehnjährige ihm leider unmöglich aus dem Stegreif antworten, aber mit dem reizendsten Lächeln ihrer kleinen runden Lippen pries sie seinen Sitz zu Pferde, erzählte ihm, wie allgemein man seine Geschicklichkeit, vor allem den Todesstoß bewundert hätte. So erschien sie ihm sympathisch und vernünftig; daß sie ungewöhnlich schön sei, hatte er ja bemerkt. Über Nacht war Inez aufgeblüht, sie verkörperte den betäubenden Duft einer sich öffnenden tropischen Blume.

Don Manuel drang auf sie ein; jetzt nahten sich die drei langersehnten Tage aller liebenden Gemüter, Mittwoch, Gründonnerstag und Karfreitag. Wann und wie würden sie sich sehen? Er vermied es, vor diesen jugendlichen Ohren von den „Ehebruchstagen" zu sprechen, aber auch Inez wußte, daß trotz aller Überwachung Damen im Gedränge dieser Tage ihre Liebhaber trafen, ja sie wußte, daß in der Nähe der Kirchen verschwiegene Quartiere gemietet und ausgenutzt wurden. Aber den Ehrenfräulein wären diese Kirchenbegegnungen verdacht worden; sie genossen Freiheiten, die keiner verheirateten oder unverheirateten Dame in ganz Spanien zuteil wurden, folglich, so hieß es, könnten sie sich ihre Karwochengalanterien auf spätere Zeiten versparen. Don Manuel warf ihr ausdrucksvolle Blicke zu. Warum hätte er sie nicht früher gekannt, während sie bei der Herzogin Terranova war. Er hätte ihr ein schönes Ständchen gebracht, wie solches neulich der jungen Prinzessin Pignatelli zuteil geworden sei. Da kam ihm ein Gedanke — schon brauste der Orgelklang durch die Kirchentür — er lächelte verführerisch. „Würde Euere Sennoria Eurem Sklaven gestatten,

am Karfreitag, Euerer Sennoria zu Ehren, sich zu geißeln?" Vor Aufregung errötete Donna Inez, jetzt waren sie an der Tür angelangt, er mußte zurücktreten, bat um Erlaubnis, ihr morgen einen Pagen zu schicken.

Während sie in der Tribüne kniete, flüsterte Inez ihren Nachbarn die Kunde; ehe das Hochamt vorüber war, wußten es alle Damen. Inez betete; lange und innig dankte sie der Mutter Gottes für das ihr zuteil gewordene Glück, sehnte sich nach den Eltern, vor allem nach der Schwester, die nichts vom schönen Leben erfahren würde, die im nächsten Jahr nach Las Huelgas käme. Sie sehnte sich nach ihren Brüdern; der älteste, in Peru, hatte sie nur als Kind gekannt, der jüngere, in Salamanca, behandelte sie als solches. Wenn er sie doch in all ihrem Glanz sähe, er würde sich über die huldigenden Blicke des Don Manuel, dieses glänzenden Kavaliers, wundern, würde sich wundern, wie gnädig sie diese empfing.

Der Fastenprediger, ein Mönch mit tiefliegenden, lodernden Augen, mit leidenschaftlichen Gesten, ermahnte zur Buße. Er schilderte die Schrecknisse der Verdammnis. Seine Worte zündeten; in steigender Erregung weinten alle Frauen; die Männer, auch die leichtfertigsten Hofherren, schlugen sich die Brust, stießen laute Bußseufzer aus . . .

Als Donna Inez die Treppen zu ihrem Quartier bestieg, erwartete sie ein Page; freudig erkannte sie ihn, er war ihrem Bruder beigegeben. Er kniete nieder und meldete die Ankunft des Don Esteban in Madrid, derselbe würde Ihrer Sennoria demnächst seine Aufwartung machen. Es war herzerfrischend, mit einem aus Fuentevero zu plaudern. Mit ihren Kammerfrauen hatte sie sich doch recht ausgesprochen, das Lieblingsgespräch beim An- und Auskleiden war Fuentevero, wie es dort gewesen sei, wie es jetzt dort zugehen möge. Der Menin war mit seinem Herrn zu den Vakanzen dort gewesen und konnte viel erzählen. Zwischendurch blieb er stecken und sah sie mit verschmitzten Augen an. Auf den Kopf sagte sie ihm zu, er wisse ein Geheimnis; er lächelte und schwieg.

Dann kam Don Esteban, wieder sah sie die schlanke Jünglingsgestalt im ehrbaren, schwarzen Scholarengewand. Sie fielen sich in die Arme und küßten sich, dann bat er mit gesetzten Worten, sich tief verbeugend, die Duenna und die Kammerfrau um die Erlaubnis, seiner Schwester und ihm eine Unterredung unter vier Augen zu gestatten, dies entspräche dem Wunsch seiner Eltern.

Die Frauen zogen sich zurück.

Inez klammerte sich mit kalten, blassen Fingern an die Lehne des Stuhles; Esteban sah ernst aus, was war nur geschehn!

„Ja, Inez, es ist eine dumme Sache." Aber dann begann er zu lachen. „Denke dir nur, unsere gute Mencia hat einen Staatsstreich ausgeführt, den „saccado del vicario" in optima forma!

Vor drei Tagen kam der Stadtpfarrer zu den Eltern. (Ich war eben in einer etwas peinlichen Unterredung mit ihnen begriffen.) Er bat um die Ge-

genwart der Mencia. Sie kam, etwas plusterig rot. Darauf frug er, ob sie auf jene ihm mitgeteilte Absicht, den Don Blas, Sohn des Don Alfonso von Taregona, zu heiraten, bestände. Sie sagte ja. Wir saßen offenmündig da, er nahm sie bei der Hand, führte sie in das Pfarrhaus, wo Don Blas auf sie wartete, stellte den Beiden wiederum die Frage. Sie sagten: Gewiß, von Herzen gern, und er vermählte sie, stante pede.

Vater bekam fast Zustände, Mutter rief weinend um Hilfe, ich allein habe den Humor der Sache gewürdigt. Die Stimmung im Schloß kannst du dir denken. Zu machen ist nichts. Trotz ihrer Jugend, trotz der Fastenzeit hält die Ehe ebenso gut, als hätte der Papst sie in Sankt Peter geschlossen. Vater kann sie nicht einmal enterben."

Inez öffnete die Lippen, konnte noch nicht reden. Mencia hatte einen der Taregonas geheiratet, einen der Taregonas aus Portola, dem Nachbarstädtchen. (Eher war es ein Dorf zu nennen; ein richtiges Adelsnest, fast ein jedes der weißgestrichenen Häuschen schmückte ein Wappen. Dort hockten die Zaunkönige in ihren abgetragenen Mänteln, die tüchtigsten der Söhne dienten im Heer, die übrigen — denn bei diesen Leuten gab es noch, wie in den heroischen Zeiten, ungezählte Kinder — nahmen in großen Häusern Stellung.)

„Ja, ja, Inez; ein Page und eine Duenna in Fuentevera sind mit dem neuen Schwager verwandt! — Don Blas ist der fünfte Sohn . . ."

„Wie sieht er aus?"

„Ein verdammt hübscher Kerl. Mencia hat ihn am Aschermittwoch, während der Messe, zuerst gesehn. Ausnahmsweise hatte man ihr erlaubt, mit ihren Duennas die Stadtkirche zu besuchen. Seither schlich Don Blas um Schloß und Garten."

„Ein „saccado del vicario" in unserer Familie!" stieß Inez fast tonlos hervor.

„Nun ja, schließlich ist so etwas bei den La Cuevas, bei den Medina de las Torres auch schon vorgekommen."

„Ist Mencia wenigstens glücklich?"

„Auf jeden Fall fuhren die Beiden strahlend in einer kleinen Kutsche nach Tortoles, dort räumte man ihnen im heimatlichen Haus ein Zimmerchen ein! . . . Ja, sie war in Las Huelgas bereits angemeldet."

Als Base der Äbtissin, als deren einzige Blutsverwandte, hatte sie Aussichten, dereinst ihre Nachfolgerin zu werden. Äbtissin von Las Huelgas! Herrin von vierzehn Städten, fünfzig Ortschaften, Superiorin von siebzehn Klöstern, Patronin von zwölf Komturenpfründen, Gebieterin über Leben und Tod!

Morgen würde ganz Madrid darüber sprechen.

Beiden erschien diese kommende Geißel-Huldigung wie eine Fügung des Himmels, um die Demütigung der Familie durch die eine Schwester durch die Ehrung der anderen wettzumachen. Esteban wohnte bei der Mutter seines besten

Freundes in der Calle Mayor, würde von dort aus Don Manuels Aufzug gut übersehen, würde in Fuentevero den gebeugten Eltern darüber berichten.

Die Geschwister hatten viel miteinander zu reden, die Rollen waren vertauscht. Wenn er sonst nach Hause kam zu den Vakanzen, hatte nur er Wichtiges erlebt, jetzt verschob sich das Interesse. Doch wollte sie auch viel über Salamanca hören, über seine Lehrer, seine Freunde. Unter diesen hatte Estebans Intimus Aniel von sich reden lassen.

„Ja, du weißt doch, daß sein Vater vor Jahren hier in Madrid niedergestoßen wurde — er hatte einen Nachbarn beleidigt. — Die Familie wartete ab. Im Frühling ist mein Freund vierzehn Jahr geworden, nun mußte er handeln. Eines Abends ging der Mörder seines Vaters aus — und kam nicht wieder! — In Salamanca sind wir alle s e h r stolz auf Aniel.

Ja, mit dem Examen haperte es wieder. Vater ist infolgedessen recht unliebenswürdig, auch wegen der Catarina. Was will Vater nur immer, warum soll ich mich so abarbeiten? Im Notfall komme ich eben in der Heiligen Inquisition unter, außerdem könnte ich, wenn es so weit ist, diensttuender Kammerherr werden."

„Natürlich, Herzens-Esteban. Quäl' dich nicht unnötigerweise." Und sie beschwor ihn schwesterlich, seine Gesundheit durch übertriebenes Studieren nicht zugrunde zu richten.

* *
*

Auf den geschmückten Balkonen drängten sich im größten Staat die Damen, es nahte sich die Karfreitags-Prozession. Der König, die Kardinäle, die Botschafter, die Granden, was in Madrid zählte, zog vorbei. In der Hand hielten sie Kerzen, von ihrer Dienerschaft wurden sie gefolgt. Mit Flor verhüllte Banner wehten, Trommeln wirbelten mit gedämpftem Klang, die Trompeter bliesen traurige Weisen, die königlichen Garden ließen ihre Hellebarden, ihre Lanzen am Boden schleppen. Dann kamen die „Pasos", die Passionsgruppen mit bemalten lebensgroßen, in gestickte Samt- und Atlasgewänder mit Halskrausen und Reifröcken prächtig gekleideten Gestalten. Das lange, aufgelöste Haar der männlichen und weiblichen Figuren war echt, fromme Frauen hatten ihre Tressen abgeschnitten, den Heiligen geweiht. Aus den schmerzerfüllten Augen flossen gläserne Tränen; als ob sie noch lebten, zogen die Gestalten vorbei und ergriffen die Gemüter. Jedes Kirchspiel besaß sein eigenes „Paso", das von Gemeindemitgliedern getragen wurde. Seit dem Donnerstag erklang keine Glocke, war kein Pferd, kein Wagen, keine Sänfte zu sehen, die Herren hatten ihre Degen abgelegt, gingen ohne Diener.

Es war der Trauerzug um den toten Heiland.

So an jedem Karfreitag; diesmal folgte ein glänzendes gesellschaftliches

Nachspiel, die Geißelung zu Ehren des neuen Hoffräuleins, der Tochter des Herzogs von Casarubios.

In den Zimmern der Guarda Mayor Donna Laura war ein großer Damenkreis versammelt. Donna Inez, die Beneidete, sah unruhig nach dem langen, fliederfarbenen Band in ihrer Hand. Es war gleich neun Uhr, schon wurden an den jenseits vom Platz liegenden Häusern hier und da die Wachsfackeln an die Balkone befestigt, traten schon hier und da die Damen hervor.

Leise schwirrten die Stimmen; das „saccado del vicario“ im Zunigaschen Hause wurde natürlich hier nicht erwähnt, um so eifriger besprach man den gestrigen Auftritt und seine Folgen. Zur Gründonnerstagsfußwaschung armer Frauen seitens der Königin war großes Gedränge, nach altem Herkommen durfte jeder aus der Straße herein. Der Mayordomo befahl, niemanden mehr vorzulassen, da führte der erste Stallmeister, Don Pedro, Graf von Bannos, trotz des Verbotes mehrere „Freundinnen“ herein. Der Guardadamas, Don Oliviero, stellte ihn zur Rede, darauf zog Don Pedro den Degen und verwundete den Alten . . . in Gegenwart der Gemahlin des Königs! Er war gleich auf zwei Jahre verbannt worden, seine unselige Gemahlin würde all die Zeit in witwenhafter Einöde vertrauern, graugekleidet, im grauen Zimmer, auf das strengste bewacht. Sie ließ dem Hoffräulein Carlotta Alvarez Alba, der Flamme des Don Pedro, sagen, sie solle sich nur ja nicht mit dem Heiraten beeilen, sie habe es ja unendlich besser. Donna Carlotta fand das rührend freundlich, bisher war die Gräfin Bannos wenig gut auf sie zu sprechen gewesen. „Es ist eine Pflicht, sie fleißig zu besuchen, wir dürfen sie nicht vergessen,“ sagte sie jeder Kommenden.

Man hatte sich über vieles auszusprechen. Graf Königsmarcks Wunde heilte gut, neulich hatte die Königin den Herzog von Medina Celi sehr kühl gegrüßt, seine Bemerkungen über die „Französin“ seien infolgedessen nicht wiederzugeben scharf. An der afrikanischen Küste war der Gouverneur von Oran mit dreihundert Mann in einen Hinterhalt gelockt worden, nur einer war entkommen. Die Spanier hatten ein portugiesisches Fort auf einer Insel an der südamerikanischen Küste zerstört, deswegen große Aufregung in Lissabon, Truppen wurden angesammelt.

Donna Laura Alagon wollte sich über die am Morgen erfolgte Geburt eines Enkels nicht trösten, erzählte das Ereignis jeder hereintretenden Dame . . . „So ein unschuldiges Geschöpf, und wird nun zeitlebens blutüberströmte Ermordete und Hingerichtete von ihren Gräbern aufstehen sehen!“ Man meinte, es sei doch möglich, den Kirchhöfen auszuweichen . . . „Aber nicht den Heimlichverscharrten!“ . . . Dafür sei es doch ein Vorzug, Pestkranke durch seinen Atem zu heilen, sich in der schlimmsten Epidemie nicht anzustecken . . . Aber Donna Maria seufzte und erinnerte an den letzten König Philipp. „Der war auch so ein Karfreitagskind, und aus Entsetzen vor all den blutigen Erscheinungen, die

er sah, ging er immer mit hochgehobenem Kopf, die Augen ins Weite gerichtet. Trotzdem hatte er Grauenvolles erblickt. Oft merkte man es seinem verstörten Ausdrucke an."

In der Ferne erschienen jetzt die ersten Lichter, alles eilte an die Fenster. An der Brüstung des schmalen Balkons stand Inez verlegen, aber in trefflicher Haltung. Die Lichtscheine nahten; siebzig Lakaien trugen jene kostspieligen Wachsfackeln, die zu allen feierlichen Gelegenheiten gehörten, in der Mitte gingen dreißig Kavaliere, die flottesten Herren der Gesellschaft, und ebensoviele folgten dem Büßer mit all ihren Pagen und Lakaien.

Immer näher kam der Schimmerglanz, jetzt konnte man Don Manuel, den weißgekleideten Büßer, deutlich erkennen. Von den Hüften hing der weiße Faltenrock aus unendlich feinem Leinen, von dem ungeheuer hohen, spitzzulaufenden Hut fiel ein mit Sehlöchern versehenes weißes Tuch über Gesicht und Brust, die dünne Unterjacke war hinten aufgeschnitten, ließ die Schultern frei. Schuhe und Handschuhe waren weiß, aber lange lila Bänder flatterten herunter.

Auf die nackten, aufgerissenen, blutüberströmten Schultern fiel regelmäßig, mit jedem langsamen Schritt die Geißel. Don Manuels Blut floß auf die Straße herunter. Ganz gleichmäßig fielen die Schläge; in diesem kunstvollen Schwung der Geißel wurde man von einem Lehrer unterwiesen; der Arm mußte in möglichster Ruhe bleiben, nur das Handgelenk wurde bewegt.

Nicht weit vom Schloß stand eine Gruppe reichgeschmückter Schauspielerinnen, sie hatten ihre Karossen verlassen und sich hier aufgestellt. Don Manuel ging dicht an der einen vorbei; ihm verdankte sie den Schmuckbehang, die goldbestickten Gewänder. Die Geißel fiel so geschickt, daß ein Blutstropfen auf sie fiel. Mit einer tiefen Verbeugung, mit feingesetzten Worten bedankte sie sich für diese Ehre. Die Damen im Schloß versuchten den Auftritt zu übersehen, murmelten jedoch über die Verderbtheit der Zeiten. „Früher wäre das doch unmöglich gewesen, früher wurde eine solche Huldigung einzig und allein einer wirklichen Dame zuteil."

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Rundschau der Kriegsliteratur IX.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Aus der Feder des ehemaligen ungarischen Reichstags-Abgeordneten Maurus Révai ist im Verlage von Puttkammer u. Mühlbrecht in Berlin ein Buch erschienen, das weiteste Beachtung verdient. Die Schrift bildet das 12. Heft der von H. Mühlbrecht herausgegebenen Sammlung „Zeitspiegel" und betitelt sich: „Das Endziel des Weltkrieges. Englands Ausschaltung aus Europa." Es mag gleich hier ausgesprochen werden, daß wir keineswegs mit den Ausführungen des Verfassers in allen Punkten übereinstimmen; denn manche Vorschläge erscheinen uns unausführbar, zum mindesten aber als bedeutend verfrüht, um nicht „utopistisch" zu sagen, da der Verfasser sich bemüht, auf Seite 118 ff. die Behauptung zu beweisen: „Es gibt keine Utopie."

Nichtsdestoweniger sind die Betrachtungen Révais äußerst interessant und lesenswert, und wir wollen sie daher etwas ausführlicher behandeln.

Im ersten Teile seiner Schrift weist der Verfasser nach, daß „England der Urheber des Weltkrieges" ist, und daß diese Tatsache in Betracht gezogen werden muß, wenn man das Endziel dieses Krieges erwägen will, dessen erste Forderung die sei, „die Wiederholung eines so grauenvollen Weltkrieges für die Zukunft vollständig unmöglich zu machen".

Révai führt dann weiter aus, daß England diesen Krieg „zur Verteidigung seiner großen wirtschaftlichen Interessen, zur Verwirklichung seiner politischen Endziele und zur Erhaltung seiner Machtposition für nötig hielt, daß es diesen Krieg Jahre hindurch sorgfältig vorbereitet und damit nur dem Geiste seiner Jahrhunderte alten nationalen Überlieferungen gemäß gehandelt hat."

Die von der englischen Regierung angegebenen Kriegsgründe, die unter dem Zwang des von der deutschen Regierung veröffentlichten Tatsachenmaterials teilweise bereits aufgegeben sind, sind nur leere Vorwände gewesen, um den wahren Grund: Zerstörung unserer Kolonial- und Seemacht, des deutschen Handels und der deutschen Industrie, zu bemänteln. Aufrechterhaltung der englischen Seetyrannis ist das wahre Kriegsziel Englands.

Zu diesem Zwecke hat England stets noch einen Dummen gefunden, der bereit war, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Mit vollem Recht stellt der Verfasser fest: „Die Weltgeschichte zeigt, daß die Völker niemals lernen . . . Die Dummheit der Väter macht die Kinder nicht klüger, jede Generation wiederholt die Fehler der Vorfahren und begeht ihre eigenen Dummheiten."

Alsdann verfolgt Révai das poli-

tische „System" Englands, das ja zur Genüge bekannt ist, und das seinen Ausdruck fand in der Einkreisung Deutschlands, die nicht eine „Originalidee" Eduards VII. ist, sondern „nur eine Neuauflage alles dessen, was England schon bei der Vorbereitung der Kriege vergangener Jahrhunderte konsequent durchgeführt hatte".

Das vom Verfasser entworfene Bild der englischen Volkspsyche erscheint uns indessen zu starke Schattierungen aufzuweisen, mögen diese auch in zahlreichen Fällen richtig sein. —

Der weit interessanteste Teil dieser Schrift ist der zweite Teil, in dem Révai die „europäische Monroe-Doktrin" aufstellt, daß „England . . . aufhören müsse, ein Kontinentalstaat zu sein". „Ein neues politisches System muß an die Stelle des alten treten, und seine Form sei die Anwendung der amerikanischen Monroe-Doktrin auf Europa." Nur dieses System ist imstande, die wirkliche Unabhängigkeit der Völker zu sichern, die Verwendung farbiger Truppen auf europäischen Kriegsschauplätzen zu verhindern, einer Aushungerung des europäischen Kontinents durch Englands Willkür vorzubeugen und die Freiheit der Meere zu sichern.

Alsdann führt der Verfasser aus, wie er sich die Verwirklichung der europäischen Monroe-Doktrin denkt. Es mag zugegeben werden, daß die gemachten Vorschläge sich auf dem Papier ganz gut ausmachen, daß der eine oder der andere von ihnen auch auf den ersten Blick als ganz plausibel erscheint. Bei näherer Überlegung findet man jedoch, daß Révai leider einen von ihm selbst aufgestellten Satz bei seinen Plänen vergißt: „Die Weltgeschichte zeigt, daß die Völker niemals lernen."

Auch fernerhin wird es Staaten in Europa geben, die mit England ein Bündnis schließen, und auch die Kriege werden auf dem vom Verfasser vorgeschlagenen Wege eines Ausschlusses Englands aus der Zahl der europäischen Staaten nicht seltener werden. Die Welt befindet sich noch nicht in jenem Idealzustand, in dem manche Idealisten sie zu wähnen glauben, und sie wird — man kann dies wohl getrost hinzufügen — wohl niemals in diesen Zustand gelangen. Solange es Menschen gibt, wird die Realität herrschen, trotz der Versuche der Idealisten, ihre Grundsätze bei der Menschheit durchzudrücken.

Der dritte Teil des Révaischen Buches behandelt schließlich einige „mitteleuropäische" Fragen, auf die wir an dieser Stelle nicht näher eingehen können. —

Wenn Révai in seiner oben besprochenen Schrift einem Bunde ganz Europas mit Ausschluß Englands das Wort redet, ein Vorschlag, an dessen Durchführung in der Praxis man berechtigte Bedenken und Zweifel geltend machen darf, so tritt sein Landsmann Dr. Eduard Pályi in seiner bei Duncker u. Humblot (Leipzig) erschienenen Abhandlung: „Das mitteleuropäische Weltreichsbündnis, gesehen von einem Nicht-Deutschen" für das näher liegende und weit leichter realisierbare Problem eines engen Zusammenschlusses der europäischen Mittelmächte ein.

Fünf „Weltherrschaftstendenzen" sind es, wie der Verfasser ausführt, die sich gegen Deutschland verschworen haben: „Die Idee des napoleonischen Weltreiches, bzw. das nach 1870 in Form der Revancheidee zurückgebliebene Residuum jenes einstigen Strebens nach Weltherrschaft," das englische Streben nach Weltherrschaft, das gleiche Streben Rußlands, das amerikanische Streben nach ökonomischer Weltherrschaft und schließlich das Weltherrschaftsstreben der japanisch-gelben Rasse.

Gegen diese Weltherrschaftstendenzen fordert Pályi die Entfaltung eines neuen Weltreiches unter der Füh-

rung Deutschlands und Österreich-Ungarns, das die jetzigen Verbündeten in sich faßt, vor allem den ganzen Islam. Die Erwartungen, die der Verfasser von diesem Weltreiche hegt, sind allerdings ebenso „utopisch", wie diejenigen seines Landsmannes Révai. Denn die Autorität dieses Weltreiches wird weder den Krieg abschaffen, noch das Weiterrüsten überflüssig machen. Und so sehr auch Freiheit und Gemeinsinn die leitenden Prinzipien sein mögen, so dürfte es doch recht zweifelhaft sein, ob es diesem neuen Weltreiche gelingen wird, „die Politik auf eine moralische Grundlage" zu stellen, solange die Welt noch von Menschen und nicht nur von Engeln bewohnt ist. Ebenso unausführbar erscheinen, für die nächste Zukunft wenigstens, die wirtschaftlichen Neuerungen, die der Verfasser dem neuen Weltreiche zugedacht hat, wie z. B. Fortfall aller Zollschranken und die Schaffung eines Weltgeldes.

So wünschenswert ein engerer Zusammenschluß der jetzt gegen die gemeinsamen Feinde kämpfenden Verbündeten ist, so muß man sich doch hüten, bei diesen Wünschen den realen Boden zu verlassen, auf den nun einmal die Welt aufgebaut ist. —

Im Anschluß hieran sei eine Veröffentlichung der „Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung" genannt, die die Ansprachen einer Anzahl hervorragender Redner — ich nenne hier nur Oberbürgermeister Wermuth, Friedrich Naumann, die Abgeordneten Stresemann, Schiffer und Professor Julius Wolf — enthält, die auf der ersten öffentlichen Versammlung dieser Vereinigung am 10. Dezember 1915 gehalten wurden, bzw. gehalten werden sollten, letzteres, weil es einem Teil der angekündigten Redner wegen Überfüllung unmöglich war, in den Saal zu gelangen. Dies ist der beste Beweis für das lebhafte Interesse, das das Publikum den von der Vereinigung angekündigten Themen entgegenbrachte. —

Von der an dieser Stelle schon des öfteren genannten, von Robert Strache herausgegebenen Sammlung „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen" liegen zwei neue Hefte vor.

Im 8./9. Heft behandelt Theodor von Sosnosky das Thema: „Der Traum vom Dreibund", indem er ein kurzes, aber scharf umrissenes Bild der Intrigenwirtschaft gibt, wie sie in Italien seit langen Jahren gegen den Dreibund, namentlich aber gegen Österreich-Ungarn im Schwunge war. (Man vergleiche hierzu die interessanten Ausführungen des Grafen von Voltolini im Märzheft von „Nord und Süd".) Als Quellen benutzte der Verfasser in der Hauptsache Reden und Schriften italienischer Staatsmänner, die klarer und deutlicher als irgendwelche anderen Dokumente die traditionelle unaufrichtige Politik Italiens bloßlegen. Nicht nur für die Beurteilung der Vergangenheit, auch für die Zukunft sind diese historischen Nachweise von höchster Bedeutung und besonders denjenigen Kreisen zur Prüfung und Beachtung empfohlen, die einem Ausgleiche mit Italien das Wort redeten.

Im 10. Heft veröffentlicht Hans Schrott-Fiechtl das schon oft behandelte Thema: „Der deutsche Bruder und Österreich." Der Verfasser äußert sich zunächst über die Gegensätze zwischen Österreichern und Norddeutschen, die sich auf den verschiedensten Gebieten bekunden. Sinnenfreude, Freude an Form und Inhalt, kultivierter Geschmack sind nach den Ausführungen des Verfassers die bestechenden Eigenschaften des Österreichers. Klares, scharfes Erfassen der Dinge, ein unübertrefflicher Sinn für Sachlichkeit und Unbestechlichkeit sind jene des Norddeutschen. Aber damit ist noch nicht alles gesagt; vieles liegt dazwischen an Fein-

heiten und Übergängen, was den Charakter der beiden ausmacht oder sie voneinander trennt. Schrott-Fiechtl ist ein gerechter Kritiker. Er weist ebenso auf die Vorzüge wie auf die Mängel hin und unterläßt nicht zu betonen, daß die einen wie die anderen begründet sind. Der Verfasser findet aber auch warmherzige Worte für die Vermischung der besten Eigenschaften der beiden Zentralmächte, damit der Sieg, den Deutschland und Österreich-Ungarn auf den Schlachtfeldern erringen, auch im friedlichen Wettbewerb gegenüber den anderen Völkern sich Bahn breche.

*

Unter dem Titel „Vermögensgrenze. Zwischen Sozialismus und Kapitalismus" veröffentlicht ein deutscher Richter, der es für ratsam gehalten hat, seinen Namen nicht zu nennen, im Verlage von Dr. S. Laufer einen Vorschlag zu einer neuen unmittelbaren Reichssteuer, zu deren Zielen es gehören soll, „im Verhältnis zwischen höchstem Überfluß und schuldloser Not ein Gebot der Staatssittlichkeit zu erfüllen, die Macht der Rüstungsindustrie und des sonstigen wirtschaftlichen Magnatentums auf das Reich zu übertragen, dadurch zugleich für den inneren wie für den dauerhaften äußeren Frieden einige Bausteine heranzubringen".

Gewiß edle, menschenfreundliche Ziele, die sich der Verfasser gesteckt hat, und zweifellos dürfte man sich dieser neuen Steuer im Staatsinteresse freuen, wenn nicht in der Praxis fast alles anders aussähe, wie in der Theorie. Schon die Ziehung der „Privatvermögensgrenze", die in dieser Broschüre vorgeschlagen wird, dürfte bei ihrer Durchführung auf Schwierigkeiten stoßen, die der Verfasser, als er seine an und für sich trefflichen Gedanken zu Papier brachte, höchst wahrscheinlich nicht in Rechnung ziehen konnte.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Das ist nun schon etwa dreißig Jahre her; wenn ich aber an das Martyrium unseres einstigen naturwissenschaftlichen Unterrichts zurückdenke, sträuben sich mir heute noch die Haare. Die vielen Hundert lateinischen Namen, die wir uns einprägen mußten, waren noch nicht das schlimmste. Heute weiß ich: viel schlimmer war, daß wir mit diesen Bezeichnungen ebensowenig wie mit den deutschen Namen lebendige Begriffe verbanden. Im botanischen Unterricht vollzog sich die Pflanzenbeschreibung nach dem üblichen Schema: Wurzel, Stengel, Blätter, Blüte, Frucht usw. Davon abzuweichen schien als eine Sünde wider den heiligen Geist der Pädagogik zu gelten. Für den zoologischen Unterricht ist bezeichnend, daß wir z. B. die Knochen des Lämmergeiers als Typus des Vogelskeletts der Reihe nach wissen mußten — eine Quälerei, die unserm Naturgeschichtslehrer den Spitznamen „Lämmergeier" eintrug. So trieben wir Naturerkenntnis nur an toten Sachen; daß die Natur eine Welt lebendiger Dinge ist, blieb unserm Geist verschlossen. Tot wie die dürre Pflanze im Herbarium, wie das alles Lebens entkleidete Vogelskelett, blieb uns der naturwissenschaftliche Lehrstoff.

Hätte damals uns jemand den „Brehm" oder wenigstens einen geeigneten Auszug aus diesem Standwerk in die Hände gegeben, wir würden aufgeschrieen haben vor Jubel. Hier sprudelt und springt lebendigstes Leben, nach dem unsere jugendlichen Sinne in Staub und Dumpfheit der Schulstube dürsteten, wie aus frischem, klarem Bronnen. Aus ihm haben Tausende junger Gemüter neue Freude an der lebendigen Natur getrunken. An der tiefen und reinen Freude, die A. E. Brehms

Werk mir einst gespendet hat, an den reichen Anregungen, dem seelischen Gewinn, die aus der lebendigen Darstellung, aus der eigenartigen Verknüpfung von Tier und Leben mir einst zuströmten, vermag ich die starke Wirkung zu ermessen, die es bei seinem ersten Erscheinen ausgeübt haben muß. Mitten in eine Zeit trockenster, pedantischster Systematik, der eine möglichst sorgfältige Beschreibung des äußeren und inneren Tierkörpers alles, der aber das Leben und Treiben der Tiere nichts war, sprang es unerwartet hinein, wie ein frisch-fröhlicher, lachender Jüngling unter eine Versammlung würdiger, bezopfter Gelehrter. Wie viel später noch in unsere Schulstuben, drang damals auch in die Hörsäle der Hochschulen kaum ein Laut des Lebens, und die Meister der Tierkunde ließen sich in der Ausübung ihrer Zergliederungskunst und in der Durcharbeitung der Systemkunde nur widerwillig stören durch die Beobachtungen des Lebens der Tiere in freier Wildbahn.

Zur Abfassung eines solchen Werkes, das berufen sein sollte, der Tierbeschreibung ganz neue Wege zu weisen, war kaum ein deutscher Gelehrter besser geeignet als Alfred Edmund Brehm. Die Liebe zur Natur, das Interesse am Leben der Tiere, ihrem Lieben, Hassen und Fürchten, ihrem Handeln in den verschiedensten Lagen des Lebens ist ihm als Erbteil vom Vater überkommen, der ein s. Z. berühmter Ornithologe war und eine Reihe gern gelesener Werke über die Naturgeschichte und das Leben der Vögel verfaßt hat. Durch Lehre und Vorbild dieses Vaters von Jugend auf zur Beobachtung des Tierreiches angehalten, vermochte er auf zahlreichen großen Reisen, die ihn nach dem Norden wie nach dem Süden der drei alten Erdteile führten, umfangreiches, wertvolles Material zu sammeln, das er als Direktor des Leipziger Zoologischen Gartens und später des von ihm begründeten Aquariums in Berlin noch bedeutend vermehren konnte. Aus diesen Beobachtungen, verschmolzen mit den Erfahrungen von andern Reisenden und von Jägern, ist das eigenartige, große und auf dem Gebiet der Tierbeschreibung neue Wege weisende Werk entstanden, das wir alle unter dem schlichten, treffenden Titel: „Tierleben" kennen und das wir, je öfter wir es zur Hand genommen, um so mehr lieb gewonnen haben, weil es uns so manche Stunde reiner Naturfreude und stillen Versenkens in die Lebensfülle der Tierwelt geschenkt hat.

Je länger, je mehr mischte sich aber in dieses persönliche Verhältnis zu Brehms Werk, dem sich kaum ein Naturfreund, der sich mit ihm beschäftigte, wird haben entziehen können, die Kritik. Wir empfanden, bald dunkler, bald bewußter, daß unser Brehm ins Greisenalter kam und mit der ewig jungen, weil ewig aus sich selbst sich erneuenden Wissenschaft allmählich die Fühlung verlor. Ein jedes geistige Werk hat wie jeder, auch der bedeutendste Mensch, seine Zeit, und wenn es ihre Grenzen überschritten hat, verliert es allmählich seine Bedeutung für die lebendige Gegenwart und behält nur historischen Wert. Dieser Erkenntnis vermochte sich auch die Verlagsanstalt des Bibliographischen Instituts in Leipzig, die A. E. Brehms Werk in Pflege hat, nicht zu verschließen. Sie erkannte aber auch, daß mit einer bloßen Galvanisierung, mit Einfügung des Neuentdeckten und Ausscheidung des Veralteten nichts getan war. Das „Tierleben" mußte im Jungborn der Wissenschaft seine Greisenhaftigkeit verlieren und neue Jugend gewinnen, wenn es seine alte Bedeutung im Geistesleben der Menschheit behalten sollte. Auf ihre Veranlassung übernahmen die hervorragendsten Vertreter der deutschen zoologischen Wissenschaft unter Führung des Direktors am

Senckenbergschen Naturhistorischen Museum in Frankfurt a. M., Professors Otto zur Strassen die Neubearbeitung der vierten Auflage. Mit Ausnahme des ersten und letzten Bandes liegt diese nun vor und gestattet bereits heute ein abschließendes Urteil, an dem die beiden fehlenden Bände im wesentlichen nichts mehr ändern werden.

Immer sicherer ist in den letzten beiden Jahrzehnten der Entwicklungsgedanke durch die historischen und morphologischen Studien unserer Zoologen fundiert worden, immer beherrschenderen Einfluß hat er in unserer Naturerkenntnis gewonnen. Es war darum durchaus notwendig, ihn schon in der Gesamtanlage des Werkes zum Ausdruck zu bringen. Der alte Brehm begann sein Werk entsprechend dem Stande der Naturerkenntnis seiner Zeit und der damals anerkannten Systematik mit der höchstentwickelten Ordnung der Säugetiere und setzte es fort bis zu den niedrigst organisierten Wirbellosen. Der von Otto zur Strassen entworfene und in der vierten Auflage durchgeführte Gesamtplan führt, der stammesgeschichtlichen Entwicklung entsprechend, die Bandfolge von den Wirbellosen zu den Säugetieren und berücksichtigt auch innerhalb der einzelnen Abteilungen die Abstammungsreihe, so weit sie wissenschaftlich mit Sicherheit festgestellt ist. Aber auch im Text ist auf die Abstammung der einzelnen Tiergattungen Bezug genommen. Vielen Ordnungen und Familien der Säugetiere ist ein Abschnitt über vorgeschichtliche Vertreter angehängt, und auch sonst ist im Text häufig auf die Abstammung der einzelnen Gattungen und Tiere hingewiesen.

Nachdem die Abstammungslehre zum gesicherten Besitz der Wissenschaft geworden ist, haben unsere Zoologen sich mehr und mehr biologischen Forschungen hingegeben. Durch die Schule, die in einer völligen Neugestaltung des naturwissenschaftlichen Unterrichts auf biologischer Grundlage Erlösung fand aus Namenwust und Schematismus, ist das lebhafteste Interesse für eine biologische Betrachtung der Lebewelt auch in Laienkreisen geweckt worden. Der Leser von Brehms Tierleben will heute nicht nur unterrichtet werden über die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Tierformen und ihrer Lebensweise, wie der alte Brehm sie in so klassischer Weise geschildert hat, sondern auch über die wunderbare Harmonie, die zwischen den einzelnen Organen und ihrer Betätigung besteht. Darum wurde in den Einleitungen zu den Klassen und Ordnungen mehr als früher auf den anatomischen Bau der Tierkörper und auf die Lebensbetätigung der einzelnen Teile eingegangen. Auch ist für eine reichere Unterstützung dieser Darlegungen durch ausgezeichnete Abbildungen gesorgt worden.

Bedeutsame Fortschritte hat die zoologische Wissenschaft auch auf dem Gebiete der Tierpsychologie zu verzeichnen. Sie hat sich seit den Zeiten des alten Brehm freizumachen gewußt von der Vermenschlichung der Tierseele, hat aufgehört, von den Gefühlen, von ihrem Verstand, ihrer Intelligenz zu reden, und gelernt, die Tierpsyche in ihrer eigenartigen Struktur zu erfassen und die Handlungen der Tiere aus ihrem Instinkt zu begreifen. Stärker als bisher sind in der Darstellung die Grenzen des Intellekts der Tiere aufgezeigt, doch ist immer auch ihrer wirklichen Begabung Rechnung getragen, und nirgends sind sie zu automatisch arbeitenden Maschinen herabgedrückt worden. Diese wissenschaftlich gut fundierte neue Einstellung der Tierpsyche in das geistige Gesamtbild der Schöpfung besitzt unzweifelhaft für einen klar und nüchtern denkenden Leser größere Reize als die frühere Überschätzung, die alle Abstände zwischen Tier und Mensch unberücksichtigt ließ. Mit Recht betont der Her-

ausgeber in seinem Vorwort: „Die wunderbare Zweckmäßigkeit und Feinheit der tierischen Instinkte und die oft überraschende Art, wie scheinbar intelligente Handlungen sich einfach erklären lassen, werden für heutige Leser des „Brehm" vermutlich fesselnder sein, als die frühere Vermenschlichung."

Das hervorstechendste Merkmal der neuen Auflage des „Tierlebens" ist nicht eine bloße Anpassung an die neu gewonnenen Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, es ist vielmehr durchweg eine größere wissenschaftliche Vertiefung. Dies kommt z. B. bei den Säugetier-Bänden besonders zum Ausdruck in den Abschnitten über Hunde und Pferde, die vollständig umgearbeitet und sowohl, was die Abstammungszusammenhänge und die Rassenschilderung, als auch die Psychologie anbetrifft, ganz neu gestaltet werden mußten. Alle Bände weisen auch nach der Seite der Systematik hin bedeutende Erweiterungen auf, und wenn selbstverständlich auch nicht alle Unterarten und Tiere Erwähnung finden konnten, so sind doch wenigstens alle Arten durch Beschreibung eines Vertreters charakterisiert. Es sollte, das war das Bestreben, nicht mehr vorkommen, daß Besucher unserer Zoologischen Gärten oder Museen ein nicht gerade ganz ungewöhnliches Tier im „Brehm" vergebens suchen.

Große Mühe und Sorgfalt, sowie bedeutende Mittel sind aufgewandt worden, um in der Illustrierung des Werkes, die von jeher ein Ruhm des „Tierlebens" gewesen ist, allen modernen Anforderungen gerecht zu werden. Auch wer mit seinem „Brehm" aufs beste vertraut ist, wird ihn in dem neuen Gewande der vierten Auflage kaum wiedererkennen. Nur wenige der alten Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung sind geblieben; besonders die letzteren sind größtenteils durch neue Vierfarbendrucke ersetzt, die nach Originalen unserer hervorragendsten Tiermaler hergestellt worden sind. Sie vor allem bilden nicht nur eine wertvolle Unterstützung der textlichen Darstellung, sondern auch einen bedeutenden Schmuck, in dem sich feinste Naturbeobachtung mit großem künstlerischen Können vereinigt. Als neues Illustrationsmittel sind der neuen Auflage zum ersten Male Abbildungen nach photographischen Aufnahmen eingefügt worden. Wir finden besonders in den die Vögel und die Säugetiere behandelnden Bänden unter ihnen Naturdokumente von hohem Werte. Zum Grundsatz wurde die photographische Illustration bei den Rassen der Haustiere gemacht.

Es ist dem Herausgeber, seinen Mitarbeitern und der Verlagshandlung, die keine Mühe und keine Kosten gescheut hat, gelungen, in dieser neuen Auflage von „Brehms Tierleben" ein Werk zu schaffen, würdig deutscher Wissenschaft, deutschen Fleißes und deutscher Kunst, dem in der gesamten Weltliteratur kein ähnliches von gleicher Gediegenheit und Bedeutung an die Seite zu stellen ist. Wir Deutsche dürfen stolz sein, es unser zu nennen!

Musikalische Rundschau.

Von Dr. Arthur Neisser.

Wenn wir uns fragen, warum es grade das Musikleben ist, das bei uns in Deutschland nicht „trotz", sondern vielleicht grade wegen des Weltkrieges eine so reiche Pflege findet, so kann die Antwort darauf nicht lediglich in dem Hinweis auf die alte Musikkultur der Deutschen, auch nicht in dem Umstande liegen, daß sich unsere Innerlichkeit und der deutsche Idealismus grade in der Tonkunst am reinsten und unmittelbarsten offenbaren. Vielmehr liegt wohl auch die, stark auf ästhetische

Wertung alles Erlebens gerichtete Einstellung des deutschen Kunstverstandes als tiefste Ursache unseres unersättlichen Musikhungers zugrunde. Es sind grade in letzter Zeit einige wertvolle Bücher erschienen, die beweisen, wie ungemein viel verzweigt das ästhetische Talent der deutschen Musikschriftsteller ist. Vor mir lagen da drei Werke: Hugo Goldschmidts „Musikästhetik des 18. Jahrhunderts" (Verlag von Rascher u. Co., Zürich u. Leipzig 1915), die „Musikästhetik" von Eugen Schmitz (Verlag von Breitkopf u. Härtel, Leipzig) und „Die moderne Oper" von Edgar Istel (Aus der Sammlung „Natur und Geisteswelt" im Verlage von B. G. Teubner-Leipzig). Nur einer von den drei Verfassern, nämlich Dr. Hugo Goldschmidt, ist im eigentlich geschichtlichen Sinne ästhetischer Hermeneut; er schürft mit der Gründlichkeit, die von jeher das stolze Wahrzeichen unserer Forschung auf allen Gebieten gewesen ist, die ästhetische Literatur Deutschlands, Italiens und Frankreichs aus und bekrönt seine Untersuchungen mit dem in solcher Zusammenfassung zum ersten Male unternommenen Wagnis, aus der zeitgenössischen dramaturgischen Literatur erst den rechten Maßstab für das Schaffen Glucks, des Reformators der Oper zu gewinnen. Ist es Zufall oder Absicht, daß also auch selbst dieser nicht produktive Gelehrte Hugo Goldschmidt, wie von geheimer Kraft getrieben, es nicht bei der geschichtlichen Wertung der ästhetischen Theoretiker des 18. Jahrhunderts bewenden läßt, sondern sich auch stets dem blühenden Schaffen selbst zuwendet? Daß also auch ein Forscher heutzutage auf diese Weise sein dickleibiges, hervorragend gründliches Buch den Musikern und gebildeten Laien zugänglich machen will? . . Daraus erklärt es sich, daß dieses Buch kein „Wälzer" im üblen Sinne, sondern ein warmblütiges Buch-Kunstwerk geworden ist. Schwieriger liegt die Frage bei der Musikästhetik von Eugen Schmitz. Der treffliche, aus der ausgezeichneten Münchner Schule Sandbergers und namentlich Theodor Kroyers hervorgegangene Gelehrte ist nämlich seines Zeichens Dozent, Kritiker und schaffender Künstler zugleich: er hat den Mut zur Vielseitigkeit, der noch vor nicht langer Zeit bei unseren Gelehrten oft mit Dilettantismus für gleichbedeutend erachtet wurde! Und hat „trotzdem" hier kein trockenes Lehrbuch der Ästhetik, keine hirnzermarternde Sammlung von mathematisch-philosophischen Gleichungen geschaffen; sondern sein Werk geht mit prächtiger Frische und mit schöner geistiger Beobachterfreudigkeit von den Grundlagen der Musikästhetik ganz allmählich auf Form, Inhalt und Stil der Tonkunst ein. So geschieht es, daß wir diese Schmitz'sche Ästhetik mit echtem „Lustgefühl" lesen und nicht bloß durchblättern. Es mag dies wohl teilweise an der Schule liegen, an der Seminar-Inspiration durch Theodor Lipps, der Schmitz entstammt ist. Auch den Schreiber dieser Rundschau erfüllt es bei dieser Gelegenheit mit Genugtuung, daß er noch zu den Schülern von Lipps gehören durfte, ehe dieser gemütvolle deutsche Mann von den Furien unheilbarer Krankheit langsam zerfleischt ward . . . Es mag also wohl das Produktive sein, das einzig und allein imstande ist, einem Schriftsteller auch bei der Verarbeitung an sich spröder theoretischer Stoffe die Feder zu beflügeln! . . In einer schweren Lage sind da wohl besonders diejenigen Musikschriftsteller, die es trotz vorübergehender Erfolge als Schaffende noch nicht zu einer durchgreifenden Anerkennung haben bringen können: sie schießen dann, durchaus nicht immer aus böser Absicht, sondern viel eher aus einer ungestillten Sehnsucht nach Erfüllung ihrer eigenen Ideale heraus, leicht bei der Beurteilung fremden Schaffens übers Ziel hinaus und entschuldigen dieses ihr Verfahren, dessen

sie sich stark bewußt sind, nur mangelhaft durch Subjektivität; in Wahrheit heißt dann eben oft dieses ach so bequeme Fremdwort auf gut deutsch — „Befangenheit!“ Edgar Istel ist in seinem Büchlein „Die moderne Oper“ von dieser Befangenheit Richard Strauß gegenüber nicht immer frei gewesen. Wie könnte er sonst zu einem gradezu vernichtenden Urteile der „Salome“ gelangen und dem Münchner Meister auch sonst Sensationsmache und all' die bösen Charaktereigenschaften vorwerfen, wie sie die fanatischen Gegner des unstreitig bedeutendsten lebenden Komponisten deutscher Zunge dem, wegen seines Glückes im stillen beneideten Manne immer von neuem vorwerfen? Ich muß hier betonen, daß ich nicht zu den „Straußianern“ und überhaupt nicht zu jenen „i-a-nern“ gehöre, die auf irgend einen Gott schwören. Aber ich finde es immer ganz köstlich, wenn die ausgesprochenen Gegner Straußens mit naiver Deutlichkeit diejenigen, die noch ein gutes Haar an Strauß lassen, sofort als „Anhänger“ (und nebenher als „Idioten“) festlegen und stempeln! . . Grade ein Schriftsteller von den ungemein gründlichen Kenntnissen und von der beispiellosen Belesenheit eines Istel sollte sich doch hüten, einer so überragenden Erscheinung wie Richard Strauß gegenüber, nicht so maßlos befangen gegenüberzustehen! Auch berührt es grade in einem Buche, das unter dem Eindruck des alle Parteigegensätze angeblich für immer auslöschenden Weltkrieges entstanden ist, sehr peinlich, Erscheinungen wie Goldmark, Rubinstein und Ignaz Brüll lediglich unter dem Gesichtswinkel ihres — Judentums betrachtet zu sehen! Will Istel damit seine blinde Anhängerschaft an Richard Wagner noch deutlicher dokumentieren als durch die fast auf jeder dritten Seite eingestreuten Belegstellen aus Wagner'schen Briefen, die er immer wieder, fast mottoartig wie Bibelworte in seine Darstellung einflicht? . . Daß das Büchlein im übrigen, besonders was die gradezu mustergiltigen Analysen der Libretti anbetrifft (Bizet und Verdi sind hier besonders zu erwähnen!), von neuem zeigt, daß Istel zu den hervorragendsten Musikschriftstellern unserer Tage zählt, versteht sich bei diesem Autor von selbst.

Grade der Fall Richard Strauß spielt ja mehr und mehr eine bedeutsame Rolle bei dem Verhältnis unserer schriftstellernden Kollegen untereinander! Es ist hier nicht der Ort, den recht unerquicklichen Kritikerstreit Adolf Weißmann—Leopold Schmidt eingehend zu untersuchen. Nur muß betont werden, ein wie trübes Streiflicht dieser Fall auf die geringe innere Kollegialität grade auch unter den deutschen Kunstkritikern wirft. Über den Einzelfall aber weit hinaus hat dieser Kritikerstreit wieder einmal das Verhältnis von Schaffenden und Kritikern überhaupt recht eigenartig beleuchtet und bewiesen, daß man es dem Kritiker bei uns übel zu nehmen wagt, wenn er sich als Schaffender betätigt! Das ist ein schwerwiegender Irrtum, der grade in unseren Tagen der allgemeinen großen Abrechnung endlich einmal scharf abgelehnt werden muß! Der Kritiker darf nicht nur, nein, er muß sich in regster Fühlung mit den Schaffenden und dem Schaffen halten, aber nicht bloß, (wie dies in Deutschland das Vorurteil zu sein scheint), als trockener (möglichst trockener!) Pädagog, nein, grade auch als Virtuose oder Dirigent!

Dadurch fühlt er gleichsam wie Antäus sich neue Kräfte regen, in dieser unmittelbaren Berührung mit dem fruchtbaren Erdreich der Tonkunst, und er gelangt auch dadurch immer wieder mit Künstler und Publikum in jenen inneren menschlich nahen und künstlerischen Kontakt, ohne den ein wirklich fruchtbares Schaffen grade auch für

den lebendigen Schriftsteller auf die Dauer nicht möglich ist. Schwerer wiegt freilich die Frage, in wie weit sich der Kritiker durch ein solches gemeinsames Arbeiten unbewußt auf die Seite der Künstler stellt, mit denen er heute zusammen auf dem Podium steht, um sie dann morgen „beurteilen" zu müssen! Aber muß denn Kritik durchaus ein Metzgerhandwerk sein? Sollen wir darin nicht als weitblickende deutsche Kulturmenschen trotz des Krieges von den feindlichen Nachbarn im Westen lernen, ein wenig mehr Brüderlichkeit in unserem Verhältnis zu den Künstlern zu entwickeln? Freilich, ohne darin so weit zu gehen, wie unsere Feinde! . . . Der Fall der neuen Oper von Eugen d'Albert, der einaktigen Dichtung „Die toten Augen", deren Uraufführung ich in Dresden beiwohnte, hat mir da freilich starke Bedenken eingeflößt. Es ist allerdings ein wenig auffallend gewesen, wie stark die Urteile auseinander gegangen sind. Das ist stets der Fall? Doch wohl nicht so ganz, verehrter Leser! Grade ein gewisser Teil der maßgebenden Berliner Kritik, darunter auch L. Schmidt und Max Marschalk, also die Vertreter der beiden gelesensten Zeitungen, haben d'Alberts Oper schlechthin als ein Meisterwerk bezeichnet, während es von anderen nicht minder maßgebenden Beurteilern als höchst süßliches und effektsüchtiges Machwerk bezeichnet worden ist! Schon allein die äußere Tatsache, daß Herr d'Albert vor der Generalprobe das Vorspiel, das zur psychologischen Erklärung der Ewers'schen Dichtung durchaus notwendig ist, hat streichen lassen, beweist, daß er die Längen fürchtete! Aber auch so ist die Oper von ermüdender Langatmigkeit, weil sie völlig der Gegensätze entbehrt und weil weder ihre musikalische Erfindung, noch ihre innere Erlebniskraft stark genug ist, um über die Mängel an wirklicher Originalität hinwegsehen zu lassen. Es handelt sich bei diesem neuen Werke d'Alberts leider um die völlig verunglückte Musikwerdung einer durchaus hochsinnigen Dichtung; es wird darin eine Vereinigung von christlichem und antikem Mythos erstrebt, die in der Leidensgeschichte der durch den Heiland von ihrer Blindheit erlösten und grade dadurch von neuem mit Blindheit geschlagenen Griechin Myrtocle ganz wundervoll zum Ausdruck gelangt; Eugen d'Albert aber vermeinte, das Rezept seines Tiefland-Verismo auch auf diese zartgeäderte Dichtung anwenden zu müssen. Der Erfolg beim „großen" Publikum und leider auch bei einem Teile der „großen" Kritik hat ihm scheinbar Recht gegeben und wird ihn wohl nun weiterhin über die Grenzen seiner unstreitbar sehr großen Begabung täuschen. So wie d'Albert heute auch als Pianist oftmals bereits völlig unter dem Bannwahne seiner eigenen Weltberühmtheit steht und uns nur noch minutenlang in jene transzendentale Welt emporgeleitet, wo sich das Genie des Nachschaffenden mit der Gottähnlichkeit der Meister berührt, deren Werke er interpretiert, so wandelt dieser Künstler auch als Schaffender, wenigstens in seinem letzten Werke, ganz auf jenen Pfaden der äußerlichen Theaterei, die wohl den Lorbeer des Premierenabends, nie und nimmer aber den beseligenden Rausch der Schöpferwonnen verheißen! . . . Fast rührend mutet im Vergleich zu solcher billigen Erfolgspekulation die treulich dem Texte nachgehende Art an, mit der Karl von Kaskel die preisgekrönte Dichtung Ralph Benatzkis „Die Schmiedin von Kent" zu einer Oper verarbeitet hat, die — gleichfalls am Dresdner Hoftheater — ihre Uraufführung erlebt, besser gesagt erlitten hat! Kaskel ist eben „nicht berühmt"; also folgert man, daß sein Werk nicht der unverblümten Anerkennung wert sei. Muß man nun freilich auch zu-

geben, daß diese Partitur die glühende Dramatik der Dichtung nicht völlig erfüllt, so spricht doch aus dieser meisterlich gearbeiteten Partitur ein reifes Können und vor allem eine ehrliche Künstlerschaft, die an entscheidenden Stellen dem unbefangenen Hörer auch zu Herzen geht! Aber was hilft das alles? Das Publikum ist eben eine „Bestie" — Frank Wedekind hat es einmal treffend so genannt! — dem nur die blutigsten Fleischbissen munden und das sich an innerlicher Kunst nicht erbauen mag. Vor allem schwört es nach wie vor auf die „Namen" der Verfasser! So erklärt sich wohl teilweise auch der große Erfolg der neuen Weingartner'schen Oper „Dame Kobold" im Darmstädter Hoftheater; doch enthält die auf ein Calderon'sches Gedicht komponierte Oper, die sich mehr dem Mozart-Stil nähert, ihn aber im modernen Sinne verfeinert, in der Tat große Werte, die besonders in der an Mozart befruchteten eminenten rhythmischen und instrumentalen Frische des Ganzen beruhen ... Der Geist des Rococo ist eben in den deutschen Literaten und Musikern bis heute noch immer rege; er gibt der Fantasie unserer Künstler Flügel und entführt sie in ein Traumland, wo die Genien des 18. Jahrhunderts in Musik und Literatur das höfische Zeitalter mit Lust und Grazie erfüllten und wo die Amoretten Mozartscher Liebenswürdigkeit sich mit dem Geiste Göthes zu einem holden Reigen vereinten, dessen Rhythmus unsterblich in unserer Seele pocht; dies ungefähr mag der Grundgedanke gewesen sein, aus dem das vom Regisseur Dr R. Bruck am Berliner Kgl. Schauspielhause trefflich geleitete Spiel „Rococo" erwuchs, und auch die Idee des Rahmenspiels, mit dem Rudolf Presber Göthes Singspiel „Die Fischerin" und Mozarts, von Oskar Bie, dem frommsten aller Mozartanbeter, prächtig verarbeitete Jugendoper „Die Gärtnerin aus Liebe" umrahmt hat. Ein einziger solcher Abend hat uns reichlich entschädigt für die Enttäuschung an wirklich Neuem, das uns die anderen Opernbühnen der Reichshauptstadt nach wie vor beharrlich vorenthalten ... Desto reicher blüht das Musikleben im Konzertsaal, das wie in seligsten Friedenszeiten von Höhepunkt zu Höhepunkt eilt und auch jetzt im Vorfrühling noch nicht abflaut!

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Se. Exzellenz Graf Julius Andrássy,
gewesener ungarischer Minister des Innern.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

40. Jahrgang. Band 157. Heft 500. Mai 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein: Bulgarische Stimmen und Stimmungen.

Mein Vertrauen zu Bulgarien und seiner Zukunft ist nicht von gestern. Mehr als fünfundzwanzig Jahre hatte ich in Zürich und Bern Gelegenheit, die bulgarischen Studenten an der Arbeit zu sehen, und zwar nicht bloß in meinen Vorlesungen, sondern in den von mir geleiteten philosophischen Seminarien. Während meiner schweizerischen Lehrzeit stand mir ein vergleichendes Studentenmaterial zur Verfügung, wie es sich nur an schweizerischen Hochschulen darzubieten vermochte. In Bern allein studierten Ende der neunziger Jahre mehr als tausend slawische Studenten, nahezu die Mehrheit aller Studierenden der Universität. Neben den Russen, welche die überwiegende Mehrzahl darstellten, fanden sich stets ein halbes Hundert Bulgaren, Serben, Griechen, Japaner in Bern ein. Für die Philosophie hatten, mit Ausnahme der Japaner, alle „Exoten" lebhaftes Interesse, so daß die philosophischen Hörsäle in Bern den Zudrang von Studierenden kaum zu bewältigen vermochten. Aber auch an meinem philosophischen Seminar befanden sich die östlichen Studierenden in der Überzahl. Dabei hatte ich reichliche Gelegenheit, die einzelnen Nationalitäten in ihrem Lerneifer nicht nur, sondern auch in ihrer Auffassungsfähigkeit vergleichend zu beobachten. Damals faßte ich schon zu den Bulgaren eine ausgesprochene Vorliebe. Sie waren nicht nur fleißig und gewissenhaft, sondern in der Regel auch von rascher Auffassung und von Gründlichkeit der Schulung. Sie kamen meist aus Leipzig und Jena nach Bern, um dort unter meiner Leitung ihre Studien abzuschließen. Die Auslese war eine vortreffliche, so daß ich die Bulgaren damals schon, auch in ihrer intellektuellen Gewissenhaftigkeit, als „Preußen des Balkans" empfand. Viele meiner Schüler wirken jetzt in Bulgarien an Gymnasien und an der Hochschule in Sofia. An Dankbarkeit und Anhänglichkeit wurden die Bulgaren von keiner slawischen Nationalität oder Volkheit überboten.

Wenn ich also in „Nord und Süd" seit Jahr und Tag für Bulgarien warm eintrat, und zwar in jener kritischsten Zeit, da alles gegen Bulgarien belferte, so war dies ein Niederschlag meiner an der Hand der persönlichen Erfahrung gereiften und gefesteten Überzeugung, daß die Bulgaren ein kernfester, seelisch wie körperlich gesunder, charakterlich zuverlässiger Volksstamm sind, dem man Vertrauen entgegenbringen kann. Im Dezemberheft 1913 von „Nord und

Süd" schrieb ich S. 365: „Das herbe Schicksal hat Bulgarien zwar gebeugt, aber nicht niedergebrochen. Mit hohem Ernst und mit nationaler Würde arbeitet das Land unverdrossen an seinem kulturlichen Wiederaufbau." Deß zum Zeugen veröffentlichte ich zwei Rundschreiben des Justizministeriums und des Ministeriums für Volksaufklärung in Bulgarien. Damals wurde Bulgarien in seiner Verlassenheit und Vereinsamung geschmäht, weil die Anbeter des Erfolges sich nur an die Ferse des Glückhaften zu heften pflegen. Mein Glaube an Bulgariens Zukunft war und blieb aber unbeirrbar. Deshalb schrieb ich im Moment der tiefsten Demütigung Bulgariens: „Diese politische Selbstbejahung Bulgariens hat etwas Erlösendes und Befreiendes. Weder der Einzelne, noch ein Volksstamm soll sich vom Schicksal unterkriegen lassen. Die Bulgaren haben, ungeachtet aller schweren Schicksalsschläge, die Flinte nicht ins Korn geworfen und den Lebensmut nicht sinken lassen. Das ist echter und ehrlicher Optimismus. Solange es noch ein Ziel gibt, das des Lebens wert ist, muß man auf dem Posten ausharren, den es zu verfechten gilt."

Wenn heute alle unsere Waffenbrüder den tapferen Bulgaren zujubeln, so gilt dies wieder der Anbetung des Erfolges. Mir galt Bulgarien als geborene Vormacht des Balkans zu einer Zeit, da die Bulgaren selbst vielfach zweifelten und die anderen an ihnen irre wurden. Als ich daher nach meiner Rückkehr aus Konstantinopel einige Zeit in Sofia verweilte, da durfte ich ernten, was ich gesät hatte. Mein unentwegter Glaube an die Zukunft Bulgariens hatte sich bewährt. Das Erscheinen des Kaisers in Nisch bildete die Krönung des bulgarischen Werkes. Unter dem erlösenden und befreienden Eindruck dieser denkwürdigen Stunde habe ich die bulgarischen Staatsmänner verschiedener Richtungen beglückwünschen können. Den Echoklang dieser großen geschichtlichen Ereignisse findet man als Grundton in jenen Unterredungen wieder, die ich hier folgen lasse. Ich beginne mit dem Ministerpräsidenten Radoslawow, den man in seiner Heimat den Bismarck Bulgariens nennt.

„Welchen Eindruck", fragte ich, „hat der Kaiserbesuch in Nisch hinterlassen?"

„Nach der Begegnung in Nisch", antwortete das Haupt der bulgarischen Regierung, „war alles weggespült, was der Vergangenheit angehört. Nicht bloß in Bulgarien, sondern auch in Serbien und Mazedonien herrscht seit dem Kaiserbesuch, der die bulgarische Armee in helle Begeisterung versetzt hat, eine völlig veränderte Stimmung. Die letzten Russophilen sind seit der Begegnung in Nisch gründlich bekehrt. Wir haben uns überzeugt, daß man gewillt ist, uns zu belassen, was wir erobert haben. Alles Schwanken ist vorüber, jede Agitation im Lande gegen die Zentralmächte ist verstummt, die Blutsbrüderschaft hat endgültig das Siegel auf das Bündnis gedrückt. Für den Monarchen und die Regierung war die Befestigung des Bündnisses in Nisch zwar nicht notwendig, aber die Überreichung des Marschallstabes und die Kaiserworte haben es so volkstüm-

lich gemacht, daß die Begegnung in Nisch einen Markstein in der bulgarischen Geschichte bedeutet. Aus diesem Grund wollen wir sie in Marmor verewigen."

„Was kann", fragte ich weiter, „Bulgarien tun, um das Zünglein der Wage in Griechenland zu Gunsten des Vierbundes zu neigen?"

„Griechenlands peinliche Lage", war die Antwort, „zwischen Scylla und Charybdis findet in Bulgarien restloses Verständnis. Bulgarien wird alles dazu beitragen, um Griechenlands tragische Lage zu erleichtern. Die mutige Haltung des Königs Konstantin findet in Bulgarien sympathisches Verständnis und rückhaltlose Bewunderung. Was für Griechenland von Bulgarien geschehen kann, wird nicht unterbleiben."

„In Rumänien ist ein bedeutungsvoller Wandel offenkundig. Wollen Euere Exzellenz sich über die Beziehungen zu Rumänien aussprechen?"

„Die endgültige Entscheidung des bulgarischen Ministerrates lautet dahin, daß Bulgarien Rumänien gegenüber bis zuletzt korrekt und freundlich bleibt."

Radoslawow bedauert, daß es in Rumänien Staatsmänner gibt, die gegen Bulgarien mißtrauisch sind. „Seit Kriegsbeginn", bemerkte Radoslawow, „ist zwischen den beiden Regierungen keinerlei Verstimmung aufgetaucht."

„Ist Bulgarien für das Durchhalten wirtschaftlich gerüstet und entschlossen, sein Letztes für einen endgültigen Sieg einzusetzen?

„Unsere Bevölkerung trägt die Kriegsschäden mit Würde. Die Bäuerinnen, Kinder und Greise bestellen die Felder. Längs der Bahn müssen Sie auf der Reise von Konstantinopel hierher beobachtet haben, wie fleißig der bulgarische Boden beackert ist. Die Regierung hat beschlossen, für die Soldatenfamilien während der Kriegszeit ausreichende Überschüsse zu leisten. Die Saaten in Bulgarien stehen ausgezeichnet. Unsere Landwirtschaft versorgt Bulgarien und vermittels der Überschüsse die befreundete Gruppe reichlich. Wir stehen der Aushungerungspolitik der Entente kühl gegenüber. Der geographische Block von der Nordsee bis Mesopotamien produziert mehr, als er konsumiert, folglich ist die Ermüdungsstrategie und diejenige der Aushungerung ein unhaltbarer Bluff. Was wir erübrigen können, wandert zu unseren Freunden, und umgekehrt. Folglich gilt für Bulgarien wie für die übrigen Verbündeten das Losungswort: Durchhalten!"

„Können Exzellenz ein weltpolitisches Programm in einer Nußschale wiedergeben?"

„Wenn dieser mörderische Weltkrieg für Europa einen Sinn haben soll, so muß für die Hekatomben geflossenen Blutes Ersatz geboten werden. Unsere Kinder und Enkel müssen vom Friedensschluß reale Sicherheiten für die künftige Ruhe und das Gleichgewicht bekommen. Die Staatsmänner können das Blutvergießen vor dem Forum der Weltgeschichte nur dann verantworten, wenn unsere Gruppe auf viele Jahrzehnte hinaus davor

geschützt wird, daß wir nicht zum zweiten Male solcher Einkreisungs- und Hungerblockade ausgesetzt werden."

Ein anderes bemerkenswertes Gespräch hatte ich mit Dr. Momtschilow, dem Vizepräsidenten der Kammer, der in Genf studiert hat und Arzt von Beruf ist, aber sich ganz der Politik gewidmet hat. „Zwei historische Gruppen", so begann Momtschilow, „beherrschen seit einem Menschenalter mit wechselndem Glück das Land: die Russenfreunde oder Konservativen und die Russengegner oder Liberalen. Das Programm der Liberalen, das Stambulow vor 21 Jahren in einer kleinen Schrift niedergelegt und das Radoslawow jetzt verwirklicht hat, besagt in knapper Zuspitzung: Die Russen müssen im Interesse ihrer Selbsterhaltung unbedingt die Dardanellen haben, der Weg dorthin aber führt nur über die Leiche der bulgarischen Nation."

„Womit rechtfertigen die Russenfreunde den politischen Selbstmord, den sie ihrer Nation zugemutet haben?"

„Sie glaubten an die Allmacht und Unbezwinglichkeit des russischen Reiches. Abgesehen von unterirdischen Kanälen, die von Petersburg nach Sofia führten, waren auch ehrliche und unbestechliche Russenfreunde der Meinung, Rußland werde die Türkei und Österreich-Ungarn zertrümmern. In diesem Falle sei es vorzuziehen, eine russische Provinz mit Schattenfreiheit zu bleiben, als von Rußland zermalmt zu werden. Radoslawow hingegen und seine Getreuen vertraten den Standpunkt: Lieber mit Ehren untergehen, als eine russische Satrapie werden; die nationale Unabhängigkeit, die man gegen die Türken erfochten hat, dürfe nicht auf die russische Karte gesetzt werden, da die Russen der nationalen Unabhängigkeit Bulgariens unvergleichlich gefährlicher seien, als die Türken, da Rußland seiner inneren Struktur nach andere Religionen, Nationalitäten und Kulturen neben der eigenen nicht dulden kann."

„Wie kommt es, daß Sie bei Ihrer französischen Erziehung nicht bloß antirussisch sind, sondern auch antifranzösisch?"

„Was ich der französischen Bildung danke," antwortete Momtschilow, „ist nur das äußere Gewand der Sprache, dem inneren Geist des französischen Volkstums aber fühle ich mich ebenso fremd gegenüber, wie ich mich dem deutschen verwandt fühle. Die französische Dichtung steht der modernen russischen, geschweige denn der klassischen deutschen, die ich leider nur in Übersetzungen lesen kann, in jeder Richtung nach. Die Philosophie besonders, die mir mehr sagt, als alles Schöngeistige, kann ich nur aus tiefen deutschen Quellen schöpfen. Aber auch der französische Nationalcharakter stößt mich ab. Die Franzosen können oder wollen nicht arbeiten, sondern nur genießen, während bei den Deutschen die Arbeit selbst der Genuß ist. Wenn ich von Deutschen spreche, meine ich stillschweigend auch die Österreicher, zumal, da nach unserem Sprachgebrauch das Wort „Nemez" die Österreicher mit einschließt. Ich sehe im Germanentum den Sieg der Arbeit über die Lässigkeit, denn die Disziplin ist nur eine Errungen-

schaft ausdauernder Arbeit. Kraft, Geduld und Beharrlichkeit bewundern wir an jener vorbildlichen deutschen Organisation, die wir Bulgaren uns unbedingt aneignen müssen. Wir wollen nicht bloß die Preußen des Ostens heißen, sondern auch sein. Bulgarien wird erst ganz groß werden, wenn es den Deutschen nicht bloß den Leutnant, sondern auch den Assessor nachmacht. Wie unsere Armee, so muß auch unsere innere Verwaltung nach preußischem Muster eingerichtet werden. Die Landwirtschaft, die unsere Lebensader ist, die Post, die Eisenbahn, kurz die ganze innere Verwaltung kann nur nach dem Vorbild deutscher Organisation und mit Hilfe deutscher Kräfte auf die erstrebenswerte Höhe gebracht werden. Wir müssen uns dem deutschen Wesen, der deutschen Lebensauffassung, der deutschen Gefühls- und Denkweise innerlich angleichen, um unser Land einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen. Eure Universitäten und Polytechniken müssen unsere Vorbilder sein, dann erst werden wir die Pioniere Eurer Kultur auf dem Balkan sein können. Weder mit französischem Scheinwesen, noch mit englischer Brutalität, noch mit russischer Passivität ist dem Bulgaren gedient. Die Reise unseres Königs und unseres Ministerpräsidenten zu unseren Verbündeten in Mitteleuropa wird sicher dazu beitragen, meinem über alles geliebten Lande, für das allein ich lebe und sterbe, das zu bescheren, was wir zu unserer Höherbildung aus Eurem Kulturbesitz noch brauchen."

Die Stimmungen in Bulgarien, die ich anläßlich meines Aufenthaltes in Sofia kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sahen eine Kundgebung der Russophilen voraus. Auch Radoslawow ist ein „reuiger Sünder" offenbar lieber als „zehn Gerechte". Die stürmische Ovation, welche die Sobranje dem Hort und Hüter der alten russenfeindlichen Überlieferung, Radoslawow, nach der Rede des jungliberalen D a s k a l o w entgegengebracht hat, mag ihm ein Zeugnis dafür sein, daß er das ganze bulgarische Volk hinter sich hat. Die Bemerkung des redegewandten Daskalow, daß Österreich-Ungarn auf das alte Ziel des Weges nach Saloniki verzichtet und in eine größere Ausdehnung der Grenzen Bulgariens gewilligt habe, entfesselte einen wahren Sturm der Begeisterung, so daß die Kammer auch dem österreichisch-ungarischen Verbündeten rückhaltloses Zutrauen votierte.

Aber den Geplänkeln in der Sobranje dürfen wir keine allzu große Bedeutung beimessen. Bulgarische Staatsmänner von der Artung des alten N a t s c h e w i t s c h, der in Gemeinschaft mit dem Generalleutnant S a w o w, dem bekannten Heerführer aus dem Balkankrieg, für eine freundschaftliche Verständigung mit der Türkei eingetreten ist, haben mich rechtzeitig darauf hingewiesen, daß die Ungeduld der Oppositionellen sich in der nächsten Sobranje-Sitzung in irgendeiner Form Luft machen werde. Nach alter parlamentarischer Gepflogenheit harrt in Bulgarien die Opposition nicht gern allzu lange an der Schwelle der politischen Macht. Sie strebe vielmehr je länger desto ausgesprochener nach Teilnahme an der Regierung. Es werde sicherlich nicht an Äußerungen

fehlen, die sich zu einem willigen Einfügen in das Radoslawowsche Regierungsprogramm ausdeuten ließen, aber man müsse beizeiten auf der Hut sein, die Homogeneität des Radoslawowschen Kabinetts irgendwie zu beeinträchtigen; denn nur diese Einmütigkeit der Regierung habe Bulgarien den Erfolg beschieden. Vor dem Übereifer von Jungbekehrten müsse man sich in Acht nehmen. Ein einfaches Beugen vor vollzogenen Tatsachen sei noch keine zulängliche Gewähr, daß man es mit der neuen Konstellation innerhalb ernst nehme. Worten allein dürfe man nicht trauen. Man solle daher der Opposition freundschaftliches Entgegenkommen zeigen und ihnen goldene Brücken zu Radoslawow bauen; aber man müsse sich vorerst abwartend verhalten. Noch sei der Krieg nicht beendet. Große Aufgaben stehen bevor. Eine Vertiefung des Bündnisses mit den Zentralmächten auf der einen und der Türkei auf der anderen Seite sei unerläßlich. Auch wirtschaftliche Probleme, die der Weltkrieg nicht eigentlich heraufbeschworen, wohl aber in ihrer einschneidenden Bedeutung herausgestellt hat, müssen einheitlich gelöst werden. Bei diesem Anlaß werde ja die Sobranje Gelegenheit haben, ihre Willensmeinung kundzugeben, da alle wirtschaftlichen Fragen, die das Budget angehen, der Begutachtung der Sobranje unterliegen, während politische Bündnisse und ihre Formulierung Sache der Regierung und des Königs seien. Die Stimmung leitender politischer Kreise in Bulgarien läßt sich dahin zusammenfassen, daß man vor Ablauf des Krieges und vor Festsetzung der Friedensbedingungen die Einmütigkeit und Geschlossenheit des Kabinetts Radoslawow nicht beeinträchtigen dürfe.

Der Nestor unter den bulgarischen Politikern, Natschewitsch, hob noch einen Gesichtspunkt hervor, der mit besonderem Nachdruck betont zu werden verdient. „Ich bin," sagt Natschewitsch, „überzeugter Monarchist. Mein Leben gehört Bulgarien und seinem Könige. Als ich mit dem ehemaligen Generalissimus Sawow zusammenarbeitete, um mit der Türkei ein freundnachbarliches Abkommen zu treffen, so geschah es im Interesse des bulgarischen Volkes ebenso wie im dynastischen." Von Sawow ist das Wort bekannt, mit welchem er das Ansinnen des Zar Nikolaus, ein russisches Kommando zu übernehmen, zurückgewiesen hat: „Mein Degen gehört Bulgarien, wie meine Seele." „Mein Leben," so sagte mir Natschewitsch, „gehört dem monarchischen Gedanken. Was ein Staat in erster Linie braucht, ist Beharrlichkeit, Festigkeit und Überlieferung. Die stolzen Waffentaten unserer bulgarischen Armee hat uns die Erfüllung unserer jahrhundertelangen mazedonischen Träume gebracht. Aber auch das monarchische Prinzip ist aus unseren Waffentaten siegreich hervorgegangen. Wenn ich mein lebelang für einen Anschluß an die Zentralmächte auf der einen und zuletzt für ein Bündnis mit der Türkei eingetreten bin, so leitete mich dabei der Grundgedanke, daß die vier verbündeten Monarchien eine Gewähr für die Zukunft bilden, weil nach meiner Überzeugung nur monarchisch geleitete Staaten Kontinuität und Tradition gewährleisten. Radoslawows

Politik hat uns nicht nur die Segnungen für die Vergangenheit beschieden, sondern auch Erfüllungen für die Zukunft verheißen. Radoslawow aber hat die Politik des Königs mit zäher Beharrlichkeit durchgeführt und ihm allein muß auch die Verantwortung bis zum Schlußpunkt überantwortet bleiben."

Fasse ich die Stimmungen in Bulgarien, wie sie mir in wiederholten Rücksprachen entgegengetreten sind, zusammen, so kann ich meinen Eindruck nur so formulieren: Die alten Gegensätze sind nicht ausgeglichen, aber sie sind vertagt. Der kluge Zar Ferdinand hat nie festere Wurzeln im Volke besessen, als im gegenwärtigen Augenblick, da er wie ein Triumphator nach den glänzenden Empfängen im Deutschen Reiche und in Österreich-Ungarn nach Sofia heimkehrte. Die warmherzigsten Freunde seiner Dynastie sind und bleiben nur von dem einen Wunsche beseelt, daß sein persönliches Vertrauensverhältnis zu Radoslawow unerschütterlich bleibe und daß die gegenwärtige Regierung Großbulgarien einem ehrenvollen und dauerhaften Frieden in voller Einmütigkeit mit den drei übrigen Verbündeten entgegenführen möchte. Ein leiser Unterton von Sehnsucht schwingt in der bulgarischen Volksseele mit. Man gönnt Griechenland die volle Lebensmöglichkeit und wünscht Rumänien als Freund zu behalten. Keinem ernsten Politiker fällt es bei, großmannssüchtigen Phantomen auf Kosten der beiden Nachbarn nachzujagen. Man freut sich vielmehr des Besitzstandes und wünscht nach Friedensschluß angenehme Nachbarschaft mit jenen beiden Monarchien aufrechtzuerhalten, die den geographischen Block Europas abzurunden vermögen.

Dr. Natschewitsch, der an deutschen Universitäten studiert hat und die deutsche Sprache in Wort und Schrift völlig beherrscht, richtet im Anschluß an jene Unterredung, die ich anläßlich meines Aufenthaltes in Sofia mit ihm gehabt hatte, einen Brief politischen Inhaltes an mich, der die augenblickliche Stimmung der übermäßigen Annexionen abgeneigten Kreise in Bulgarien beleuchtet. Natschewitsch gilt als das politische Orakel des Landes. In ernsten und entscheidungsschweren Stunden erinnern sich Regierung und Dynastie des erprobten und bewährten Patrioten, der wiederholt Minister und Gesandter war und im Jahre 1913 in Gemeinschaft mit dem damaligen Generalissimus Sawow die Unterhandlungen in Konstantinopel geführt hat. Seit mehr als einem Menschenalter kämpft Natschewitsch für eine Verständigung mit den Zentralmächten, weil er in der deutschen Kultur den Inbegriff des für sein Land Erstrebenswerten sieht. Gleichzeitig galt er von jeher als Türkenfreund, dem die großzügige deutsche Orientpolitik unter dem Gesichtswinkel des gemeinsamen geographischen Blocks schon zu einer Zeit geläufig war, als andere Politiker kaum noch die Umrißlinien dieses weltpolitischen Programms aus dem Nebel uferloser Pläne herauszufinden vermochten.

In dem Briefe Natschewitsch' spiegelt sich die Besorgnis des bulgarischen Patrioten deutlich wieder. Ähnlich wie der Ministerpräsident Radoslawow, zu dessen Getreuen Natschewitsch gehört, betont er die Notwendigkeit der

Mäßigung bulgarischer Ansprüche, namentlich gegenüber den beiden neutralen Nachbarn, mit denen Bulgarien ebenso wie Deutschland in dauernden guten Beziehungen bleiben wollen.

„Der Bulgare", so führt Natschewitsch u. a. aus, „ist ein eminent praktischer Mann, der keinen Hirngespinsten nachzujagen liebt. Er beklagte die unerträgliche Lage der mazedonischen Brüder, und er war deshalb bereit, für ihre Befreiung in den Krieg zu ziehen. Eroberungssucht oder gar Großmachtswahn liegen dem Bulgaren fern. Man hat bei uns tiefes Mitleid für die Mazedonier. Deshalb nahm man sie gern in die bulgarische Gesellschaft auf und öffnete ihnen die Schulen, die Armee, die Ämter, ja man gab ihnen sogleich alle politischen Rechte. Die mazedonischen Einwanderer hatten nur einen Traum: Mazedonien um jeden Preis restlos frei zu sehen. Unser Volk teilte diesen Wunsch. Dabei war von einer nationalen Selbstsucht nicht die Rede. Die Bulgaren selbst waren eher ruhebedürftig, und sie hätten die Einwanderer am liebsten in einem autonomen Mazedonien vereinigt gesehen. Inzwischen hat die Geschichte anders entschieden, und wir haben die Folgen der neuen Konstellation für Bulgarien zu tragen.

Aus tiefer Besorgnis vor möglichen Übertreibungen und Verzerrungen drängt es mich, eine Reihe von Gesichtspunkten dem deutschen Leserkreise vorzuführen: Vor zwei Jahren ist Bulgarien durch die Mitschuld von Rußland und Frankreich von seinen Nachbarn erdrückt und zerstückelt worden. Dank der Hilfe von Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei konnte Bulgarien den Preis seiner damaligen Blutopfer zurückerhalten, d. h. seine Stammesgenossen in Mazedonien und Thrazien befreien. Bulgarien könnte das glücklichste Land werden, weil es, wie kaum ein anderes Volk, nahezu alle seine Stammesgenossen unter einem Dach vereint hat. Freilich leben noch 1—200 000 Bulgaren zerstreut und mit anderen Völkern vermengt außerhalb der jetzt eroberten Gebiete. Aber auch daran trägt nur das ehemalige russophile Ministerium die Schuld, das seine Weisheit aus der vergifteten russischen Garküche bezog. Dieser Fehler muß wettgemacht werden. Es fragt sich nur, welche Wege zu diesem Behufe einzuschlagen sind. Dabei ist eine Reihe von Erwägungen anzustellen.

1. Bulgarien hat über eine Million Untertanen fremder Nationalität: Türken, Griechen, Wallachen, Israeliten, Serben usw. Das Prinzip der bulgarischen Nationalität als Staatsfahne aufhissen, hieße den Türken grundsätzlich das Recht einräumen, die von ihren Stammesgenossen bewohnten Distrikte zu beanspruchen, oder zum mindesten den Stammesfremden unter uns das Recht zu geben, nach Konstantinopel, Athen, Bukarest usw. zu schielen. Treibt man vollends dieses Prinzip auf die Spitze, dann riskiert man das Vertrauen aller Nachbarn zu verlieren, ja, sie geradezu herauszufordern, sich gegen Bulgarien zu verbünden. Das würde aber ein Damokles-Schwert bedeuten, dem wir entrinnen müssen, wenn wir nicht die Schatten der Katastrophe von 1913 herauf-

beschwören wollen. Die Einverleibung von Ländern, die jetzt die außerhalb der bulgarischen Grenze lebenden 1—200 000 Bulgaren beherbergen, würde das fremde Element im Lande nur noch vergrößern, was ein großer politischer Fehler wäre. Es liegt nicht im Interesse unseres Volkes, allzu viele fremde Elemente in Verwaltung zu nehmen und deren Freiheiten in Schranken zu halten. Ein Staatsmann großen Stiles darf die möglichen Schwierigkeiten und voraussichtlichen Folgen dieses Zustandes niemals außer Acht lassen. Deshalb scheint mir folgende Lösung beherzigenswert: Man solle allen Bulgaren im Laufe von fünf bis sechs Jahren unsere Grenzen offen halten und sie in unseren Staatsverband aufnehmen, wofern sie sich in anderen Ländern fremd oder angefeindet fühlen. Bulgarien ist dünn bevölkert; kaum 42 Menschen auf den Quadratkilometer gegen 80 in der Schweiz oder gar 240 in Belgien. Die Aufnahme also der Bulgaren aus anderen Ländern hat für uns einen größeren wirtschaftlichen Wert, als eine Kriegführung für ihre Einverleibung.

2. Das bulgarische Volk muß sich mit dem zufrieden geben, was ihm jetzt dank seiner glänzenden Waffenerfolge zugefallen ist. Vor dem Kriege hatte unser Land 96 000 Quadratkilometer, heute bekommt es noch etwa 75 000 hinzu, zusammen also etwa rund 1 700 000 Quadratkilometer. Das ist nahezu die Hälfte des Territoriums des preußischen Staates. Mehr als die Hälfte von Großbritannien oder Italien, fünfmal mehr als Holland oder Belgien. Die Bevölkerung wird von viereinhalb Millionen auf sechseinhalb Millionen Seelen anwachsen. Da wir uns zudem jährlich um eineinhalb Prozent vermehren, bekommt unser Land jedes Jahrzehnt einen Menschenzuwachs von etwa eine Million. Das kann uns der glücklichste Krieg nicht bescheren. Es liegt daher im wohlverstandenen eigenen Interesse Bulgariens, seine Nationalpolitik folgendermaßen zu formulieren: Bulgarien erklärt sich mit seinen jetzigen Grenzen zufrieden. Es erhebt keine Ansprüche auf Erweiterung dieser Grenzen, und es ist entschlossen, mit seinen beiden Nachbarn, die neutral geblieben sind, nach wie vor auf freundschaftlichem Fuße zu leben.

Die von mir vorgeschlagene gemäßigte Nationalpolitik Bulgariens birgt für uns folgende Vorteile in sich:

1. Die Gefahr einer Koalition unserer zwei Nachbarn gegen uns wird durch unsere Mäßigung aus der Welt geschafft. Es ist im Gegenteil anzunehmen, daß Rumänien und Griechenland unsere Freundschaft, ja unser Bündnis suchen werden, sobald sie durch die Tatsachen belehrt werden, daß wir ihre territorialen Sphären nicht zu beeinträchtigen gesonnen sind.

2. Durch ein solches Programm würde die Ruhe auf der Balkanhalbinsel endlich einkehren, weil ein Gleichgewicht hergestellt ist. Wir werden uns nach jahrhundertelangem Ringen wieder produktiver Arbeit und segensreichem Fortschritt zuwenden können.

3. Auch in der Politik zeigt sich in der Beschränkung der Meister. Halten

wir uns von jedem politischen Größenwahn fern, dann ist unsere wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung um so sicherer gewährleistet."

In Sofia nennt man den alten Ratschewitsch das gute Gewissen des Landes. Man schätzt an ihm nicht bloß die Klugheit, sondern die Weisheit. Die zur Mäßigung mahnenden Worte Ratschewitschs werden daher in Sofia sicherlich nicht ungehört verhallen, zumal sie sich in ihrem Kerne mit den Grundgedanken der letzten Rede Radoslawows nahe berühren. Allen Heißspornen in Bulgarien möchte ich das Mahnwort entgegenhalten: Mag auch der Hunger der beste Koch sein, so ist sicherlich der politische Heißhunger der schlechteste!

Die deutsche Sprache in Ungarn. Briefwechsel zwischen Maurus Révai und Geheimrat Professor Dr. Rudolf Eucken-Jena.

Brief des Professors Rudolf Eucken an Maurus Révai.

Jena, Botzstr. 5, Februar 4., 1916.

Hochgeehrter Herr Direktor!

Sie waren so freundlich, mir Ihr neues Buch „Das Endziel des Weltkrieges"*) zu senden, und ich möchte, nachdem ich es gelesen habe, Ihnen meinen verbindlichsten Dank dafür aussprechen. Das Buch enthält eine Fülle anregender Gedanken, und die Idee einer neuen Stellung Englands, die Sie entwickeln, ist in hohem Grade beachtenswert. Was Sie über Deutschland sagen, wird die aufrichtigste Zustimmung und Anerkennung bei uns finden. Auch was Sie über Deutschland und das Ungartum sagen, darf in allem Wesentlichen auf Zustimmung rechnen; nur in dem Punkt möchte ich abweichen, daß, wenn das gehoffte und dringend erwünschte enge freundschaftliche Verhältnis zwischen Ungarn und Deutschland zustande kommt, auch die deutsche Sprache und die deutsche Kunst in Budapest mehr Verbreitung finden müssen, als Sie jenen zuweisen. Denn es bleibt doch ein Widerspruch, wenn wir uns einem Lande so befreundet fühlen, wie wir es mit Ungarn tun, unsere eigene Sprache dort von einer öffentlichen Betätigung möglichst ausgeschlossen zu sehen. Ich glaube, es läge im Interesse beider Länder, wenn uns in diesem Punkte mehr Entgegen-

*) Siehe die Besprechung der feinsinnigen Studie von Révai im Aprilheft von „Nord und Süd", S. 118.

kommen gezeigt würde; eine Germanisierung Ungarns ist davon nicht im Mindesten zu befürchten, und wird von keinem Deutschen erstrebt. Aber dies ist nur ein einzelner Punkt der Abweichung; seien Sie, hochgeehrter Herr Direktor, überzeugt, daß Ihr Buch mir in hohem Grade anziehend und anregend war. —

So verbleibe ich mit aufrichtigem Dank in vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener
R. Eucken.

Brief Maurus Révais an Professor Rudolf Eucken.

Budapest, 19. Febr. 1916.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Ihr sehr geschätztes Schreiben vom 4. Februar ist mir zufolge der gegenwärtigen mißlichen Verkehrsverhältnisse verspätet zugekommen; aus diesem Grunde kann ich Ihnen erst heute meinen aufrichtigsten Dank dafür aussprechen, daß Sie sich die Mühe genommen haben, das Ihnen zugesandte Werk einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. —

Die besonders wohlwollende Anerkennung habe ich jedoch kaum verdient, da ja gerade Ihr wertes Schreiben mir den Beweis liefert, daß es mir leider nicht gelungen ist, das gehörig zu begründen, was ich bezüglich des Verhältnisses zwischen Deutschland und dem Ungartum so gerne in einwandfreier Weise dargelegt hätte. —

Nur diesem Umstande kann ich es zuschreiben, wenn ein so erleuchteter Geist, wie der Ihrige, geehrter Herr Geheimrat, unter den heutigen Verhältnissen und in der Situation, in der wir Ungarn uns dem Deutschtum gegenüber befinden, nach den Darlegungen, die von verschiedener Seite in der Presse und in der Publizistik mitgeteilt worden sind, und nach der Auffassung, die auch ich in meinem Buche diesbezüglich propagieren wollte, — noch immer auf dem Standpunkt steht, daß es im Interesse des gegenseitigen freundlichen Bundesverhältnisses sei, der deutschen Sprache und der deutschen Kunst in Ungarn mehr Verbreitung zu sichern, als ihnen derzeit gesichert ist. —

Wir Ungarn haben im Laufe der Jahrhunderte viel von den Deutschen gelernt, und ist unsere Kultur von deutschen Kulturelementen durchtränkt, doch zu keiner Zeit haben wir von den Deutschen so Vieles und Wertvolles zu lernen Gelegenheit gehabt, als in den letzten Monaten gemeinsamer weltgestaltender Arbeit, gemeinsamen Ringens gegen eine Welt von Feinden, gegen den größten Angriff, den je Menschen ausgedacht haben. —

Das Wertvollste, was wir in der gegenseitigen Verfechtung unserer Lebensinteressen, in der praktischen Durchführung des Schutz- und Trutzbündnisses an

unseren deutschen Kampfbrüdern beobachtet und bewundert haben, ist das stolze, deutsche Selbstbewußtsein, der grenzenlose, spezifisch deutsche Patriotismus, der diesem Selbstbewußtsein entspringt, und der kein höheres Ziel kennt, als deutsche Eigenart gegen jeden fremden Einfluß zu sichern und zu schützen. —

Wenn nun wir, — eine kleine Nation, — uns unserer Vorzüge wohl bewußt, bisher kaum den Mut gehabt haben, unser nationales Leben derart auszugestalten, wie es uns eben infolge der geläuterten Charaktereigenschaften unseres Volkes zukommen würde, und wenn wir nun an Ihnen, unserem großen Vorbilde sehen, daß nur das starke Anklammern an den eigenen Stamm, die bedingungslose Hingabe an das Wesen der eigenen Nation, an deren Sprache, an deren Volkstum, an deren Sitten und Gebräuche einer Nation die Kraft gibt, die sie unabweisbar notwendig hat, um in den Stürmen des Daseins ihre Existenz behaupten zu können — dann dürfen wir doch wohl in erster Reihe von unseren deutschen Brüdern eine Würdigung unserer Bestrebungen mit Recht erwarten. —

Von Ihren Denkern und Dichtern, von Ihren Staatsmännern und Staatsphilosophen hören wir es fort und fort, daß ein Volk seine Weltmission nur dann erfüllen kann, wenn es ganz auf seine Eigenart gestellt ist. Unser einziges Mittel, dieser ganz richtigen nationalen Lebensbedingung zu entsprechen, ist der Kultus unserer Sprache. Daß diesem Kultus kaum gehuldigt werden kann, wenn fremde Sprachen in zu intensivem Maße in Bevölkerungsschichten getragen werden, bei denen das Erlernen einer fremden Sprache keinen eigentlichen kulturellen Wert und Nutzen hat, liegt auf der Hand. —

Es würde zu weit führen, hier im Rahmen dieses Briefes das ganze Um und Auf des Verhältnisses der deutschen Sprache zum ungarischen Unterrichtswesen und zum ungarischen öffentlichen Leben zum Gegenstande einer Diskussion zu machen. Wenn Herr Geheimrat Gelegenheit gehabt hätten, längere Zeit in Ungarn zu verweilen, würden Sie ganz sicher die persönliche Erfahrung gemacht haben, daß in Ungarn wohl jeder gebildete Mensch deutsch spricht, die meisten auch noch sonst irgendeine fremde Kultursprache beherrschen. Sie würden die Erfahrung gemacht haben, daß die deutsche Sprache von einer öffentlichen Betätigung durchaus nicht ausgeschlossen ist, daß die deutsche Literatur, sowohl die wissenschaftliche, als auch die belletristische, in Ungarn eine besonders große Verbreitung findet, daß unsererseits vor, während und nach dem Kriege auf ein inniges Zusammenarbeiten mit deutschen Kulturelementen und Kulturinstituten stets großes Gewicht gelegt wird. In jeder ungarischen Mittelschule wird die deutsche Sprache von der ersten bzw. dritten bis zur achten Klasse obligatorisch unterrichtet. In jeder Mittelschule ist die deutsche Sprache Prüfungsgegenstand. Wer nicht einen gewissen Grad von deutscher Sprachkenntnis aufweisen kann, kann das Studium an der Universität nicht fortsetzen. Auf allen unseren Universitäten haben wir mehrere Lehrstühle für deutsche Sprache und Literatur. G i b t e s

noch eine Nation in Europa, welche einer ausländischen Sprache soviel Platz in ihrem Erziehungswesen einräumt? Dies alles geschieht, und wird in Zukunft in noch höherem Maße geschehen, weil es unser eigenes Interesse erfordert, daß unsere Bildung, unser Kulturleben in innigem Kontakt mit dem Ihrigen stehe. Dies alles hat sich naturgemäß entwickelt, und zwar aus der geographischen und kulturellen Situation heraus, in der wir uns befinden. —

Wir wollen von Ihnen lernen, wir wollen an der Entwicklung Ihres Geisteslebens teilnehmen, wir wollen mit Ihnen wissenschaftliche Verbindungen anknüpfen und unser Wissen bereichern, wir wollen uns auch über die übrige Welt aus deutschen Quellen orientieren, weil diese Quellen alles Wichtige und Bedeutsame stets gründlich aufarbeiten, wir wollen uns wirtschaftlich annähern, weil wir dadurch gemeinsame große Interessen pflegen können. Um dies alles wollen zu können, müssen wir bis zu einem gewissen Grade die deutsche Sprache und die deutsche Literatur als ein Element unserer Kultur auffassen. Was über dieses Maß hinausgeht, ist schon als ein Streben nach Germanisierung zu betrachten. Und daß eine Germanisierung auch nur eines Teiles unserer Bevölkerung nicht wünschenswert ist, geben Sie ja, sehr geehrter Herr Geheimrat, selbst zu. —

Ich will mich nicht darüber auslassen, daß Germanisierungsbestrebungen in Ungarn stets mit absolutistischen Bestrebungen identisch waren, und daß unsere meisten staatsrechtlichen Konflikte, unsere ständigen Unabhängigkeitsbestrebungen sich stets aus den Kämpfen entwickelt haben, welche wir den Germanisierungsbestrebungen entgegensetzen mußten, da diese stets diejenigen Mittel waren, mit denen man die Suprematie der Ungarn im eigenen Lande brechen, die Entfremdung der Nationalitäten vom Einfluß der ungarischen Kultur bewirken wollte. —

Die Geschichte einerseits, das deutsche Beispiel anderseits lehrt uns, daß nur ein absolut ungarisches Staatengebilde mit ungarischer Sprache, ungarischer Literatur, ungarischer Kultur und ungarischem Wesen Aussicht hat zu einer derartigen Weiterentwicklung, welche dieses Staatengebilde zum wirklich wertvollen Mitgliede des mitteleuropäischen Staatenbundes machen und somit seine eigene Sicherheit bewirken kann. Der Ungar will sein eigenes nationales Leben durch seine schöne, melodiöse Sprache ausleben. In diesem Bestreben geht er auf, in diesem Bestreben ist er Mensch, in diesem Bestreben ist er Held. —

Es waren dieselben Menschen, die vor Königgrätz und Solferino gestanden haben. Dort konnten sie nichts ausrichten, denn es war eine unterdrückte Masse, die unter dem Drucke Bach'scher Germanisationsbestrebungen gestanden hat. Derselbe Menschenschlag, die Söhne der Soldaten von Königgrätz und Solferino haben das wundervolle Verteidigungswerk auf den Höhen der Karpathen und auf dem Plateau von Doberdo zustande gebracht, weil sie jetzt sich Ungarn fühlen konnten, als solche unter Vorantragung ihrer nationalen Fahnen und

der Absingung ihrer nationalen Lieder in den Krieg gezogen sind, um ihr ungarisches Wesen, ihr ungarisches Land zu verteidigen. Nur dieses ganz ungarische Volk ist ein wertvoller Bundesgenosse des deutschen Volkes, und nur in dieser seiner echt ungarischen Art. —

Auch wir wollen unseren Platz an der Sonne. Und unser Platz an der Sonne ist die freie Entfaltung unserer nationalen Kräfte. Diese Entfaltung bringt Werte hervor, welche unserer und unserer kulturell hochstehenden Bundesgenossen würdig sind. Werte, welche die Menschheit mit Schätzen bereichern, die sie entbehren müßte, wenn das freie Ungartum sich nicht in nationaler Richtung entfalten könnte. —

Ich bin überzeugt davon, daß die Annäherung und der Anschluß unserer Nationen nach dem Kriege in diesen Fragen eine Neuorientierung zu Wege bringen wird, und daß unsere deutschen Bundesgenossen die Ersten sein werden, die unsere diesbezüglichen Bestrebungen würdigen und werten werden, denn das ist der Weg, auf dem wir gemeinsam nach Mittel-Europa gelangen können. —

Hoffentlich entschuldigen Sie, sehr geehrter Herr Geheimrat, daß ich Ihr wertes Schreiben mit einer etwas lang gewordenen Epistel zu beantworten mir die Freiheit nehme, aber wir legen in Ungarn großes Gewicht darauf, daß geistig hochstehende Männer unsere nationalen Bestrebungen verstehen und würdigen, und legen besonderes Gewicht darauf, daß Sie, sehr geehrter Herr Geheimrat, der in Ungarn so viele Verehrer hat, den Freunden unserer Nation zugezählt werden können. —

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener
Maurus Révai.

Brief des Professors Rudolf Eucken an Maurus Révai.

Jena, 22. 2. 16.

Hochgeehrter Herr!

Haben Sie verbindlichen Dank für Ihren eingehenden und liebenswürdigen Brief! Ich weiß es sehr zu schätzen, daß wir uns über jene wichtige Frage verständigen, die für das Verhältnis von Ungarn und Deutschland von großer Bedeutung ist. Lassen Sie mich in Kürze aussprechen, wie wir Deutschen wohl fast alle zur Sache stehen:

1. Wir verwerfen aufs entschiedenste alle Germanisationstendenz in Ungarn. Ungarn muß ein madjarischer Staat sein und bleiben, das Madjarische muß die Staatssprache sein, keiner andern Nation kann als Nation ein poli-

tisches Sonderrecht zugestanden werden. Wie die anderen Nationen, so haben sich auch die in Ungarn wohnenden Deutschen dem ungarischen Staatsgedanken unbedingt zu unterwerfen. Die politische Kraft Ungarns beruht wesentlich auf seiner Einheit, in keiner Weise darf diese gefährdet werden. —

2. Aber diese Einheit schließt keineswegs aus, daß die in Ungarn wohnenden zwei Millionen Deutschen ihre Sprache und ihre Kultur, also auch ihre Schulen behalten dürfen, in der Weise, wie das in Siebenbürgen geschieht. Ich habe manche Siebenbürger als Hörer und Schüler gehabt, sie hielten als Deutsche ihre deutsche Kultur fest, aber sie fühlten sich politisch als gute und treue Ungarn. Nie ist zwischen uns ein Wort gewechselt, das man nicht auch in Pest in rein ungarischen Kreisen hätte äußern dürfen. Es ist also ganz wohl möglich, als Deutscher sich als einen treuen ungarischen Staatsbürger zu fühlen, und dies ist es, was wir Deutsche wohl allgemein wünschen, daß es den in Ungarn von altersher wohnenden Deutschen möglich sei, ihre Sprache und Kultur (daß die Deutschen ihre Sprache behalten, ist doch keine Germanisierung) festzuhalten und sich zugleich politisch ganz und gar als Ungarn zu fühlen, auch die madjarische Staatssprache voll und ganz zu beherrschen, überhaupt sich politisch ganz und gar als Ungarn zu betrachten. Wir Reichsdeutsche wünschen dringend ein starkes Ungarn, dazu ist eine straffe Einheit unerläßlich, und diese kann nur in madjarischer Hand liegen, alle Germanisationstendenz ist geradezu verwerflich. Aber, soviel ich sehe, will eine solche jetzt niemand und besteht nicht die mindeste Gefahr dafür. Was wir zugleich aber dringend wünschen und hoffen, ist, daß den ungarischen Bürgern deutscher Zunge ihre kulturelle Entwicklung gemäß ihrer Sprache belassen werde. Ich glaube, die Standpunkte werden ganz wohl zu vereinigen sein, es wäre wichtig, daß das geschähe, weil es allen etwaigen Verstimmungen glücklich vorbeugen würde. Was wir wünschen, ist nichts anderes, als was in den Deákschen Gesetzen den nichtmadjarischen Nationalitäten zugestanden wurde; es kann keine Unfreundlichkeit gegen Ungarn sein, wenn wir die Ausführung dessen wünschen, was Ihr eigner großer Staatsmann entwarf. Um nur einen Punkt anzuführen: in ganz Ungarn gibt es außer Siebenbürgen nicht ein einziges Gymnasium mit deutscher Unterrichtssprache, während etwa zwei Millionen Deutschredende in Ungarn wohnen. Wir Reichsdeutschen wissen wohl, daß wir uns in diese Dinge *in keiner Weise* einmischen dürfen, und es denkt auch niemand daran, aber daß unsere Wünsche nach einer größeren Anerkennung der deutschen Sprache für die Deutschungarn auch im Unterricht gehen, das wird man uns gewiß nicht verdenken. Ich glaube, es liegt im eigenen Interesse Ungarns, Politisches und Kulturelles schärfer zu scheiden, im Politischen auf völliger Unterordnung unter den Staatsgedanken unbedingt zu bestehen, im Kulturellen aber den in Ungarn befindlichen Nationalitäten freieren Spielraum zu lassen. —

Nochmals verbindlichen Dank! Ich glaube, daß die weit überwiegende

Mehrzahl der Reichsdeutschen so wie ich denkt, daß ich in den obigen Darlegungen die allgemeine Meinung unseres Volkes vertrete. Daß unser Volk von größter Hochschätzung für die Madjaren erfüllt ist, daß es in ihnen ein aufsteigendes Volk sieht, das eine große Zukunft vor sich hat, daß es stolz ist auf die Bundesgenossenschaft mit diesem tapferen und edlen Volke, das sich auch in diesem Kriege so ausgezeichnet bewährt, das brauche ich kaum ausdrücklich zu versichern. Wir fühlen uns keinem Volke näher, als den Madjaren, und wir wollen durchaus als gleichberechtigt miteinander verkehren. —

In ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebener
R. Eucken.

Brief Maurus Révais an Professor Rudolf Eucken.

Budapest, den 29. Februar 1916.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Hocherfreut über Ihren Brief vom 22. Febr. kann ich wohl als wertvolles Resultat dieses für mich so ehrenvollen Briefwechsels feststellen, daß die Ansichten und Wünsche, die Sie in diesem Briefe äußern, sich beinahe gänzlich mit den Auffassungen decken, die man hierzulande über diese Fragen hat. —

Während ich in meinem letzten Briefe mich hauptsächlich mit der Rolle der deutschen Sprache in den Kreisen des Ungartums und speziell im ungarischen Unterrichtswesen beschäftigte, sehe ich aus Ihrem jetzigen Briefe, daß Sie hauptsächlich an die Pflege der deutschen Sprache in der deutschsprachigen Bevölkerung Ungarns gedacht haben. —

Was Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, hierüber sagen, entspricht vollkommen unseren politischen Ansichten, und wäre es eine ganz bedeutende Verstärkung der ungarischen Staatsidee, wenn die in Ungarn wohnenden Deutschen, neben der Pflege ihrer angestammten Kultur in ihrer deutschen Muttersprache, auch die ungarische Sprache voll und ganz beherrschen würden. Hiedurch würde nicht nur das Ungartum in seinen politischen Zielen und Aufgaben gefördert werden — sondern auch das Deutschtum in Ungarn würde sich als solches stärken, da das Zusammenhalten dieser beiden Faktoren die beste Wehr bildet gegen die zersetzenden feindlichen Kräfte, die von auswärtiger Seite aus ebenso gegen das Ungartum anstürmen, als sie das Deutschtum in seinem Lebensnerv angreifen. —

Die Deutschen im engeren Ungarn waren sich auch stets dieses Umstandes bewußt, und haben sich eben deshalb auch nie als Nationalität betrachtet und

meines Wissens nicht gewünscht, daß die Dispositionen des von Ihnen zitierten Deákschen Nationalitätengesetzes auf sie angewendet werden, umsoweniger, als ihnen die Pflege ihrer eigenen Sprache und Kultur nach jeder Hinsicht gesichert war und ist. —

Diesem Umstande, sowie auch der geographischen Verteilung des deutschen Elements in Ungarn ist es zuzuschreiben, wenn keine speziellen deutschen Gymnasien errichtet worden sind. —

Ich übersende Ihnen eine Karte von Ungarn, die die Verbreitung der Deutschen in Ungarn veranschaulicht. Aus derselben ist ersichtlich, daß die Deutschen trotz ihrer beträchtlichen Zahl bloß Sprachinseln bilden, die über das ganze Land verbreitet, jedoch überall von anderen Sprachgebieten umgeben sind, daß sie bloß in einem Komitate (in Siebenbürgen) eine Majorität bilden, und beinahe überall — besonders an den Peripherien — einer slawischen oder rumänischen Majorität gegenüberstehen. —

Sie haben darin vollkommen Recht, hochverehrter Herr Geheimrat, daß die Vereinigung der Standpunkte allen Verstimmungen vorbeugen würde. Nichts leichter als das. Was Sie in Ihrem Schreiben als allgemeine Meinung des deutschen Volkes vertreten, ist ganz dasselbe, worüber wir mit unseren braven Deutschen ganz einig sind. Aber meiner Ansicht nach ist der Grund zu Verstimmungen nicht hier, sondern in dem bedauerlichen Umstande zu suchen, daß man in Deutschland über Ungarn überhaupt entweder gar nicht, oder ganz tendenziös falsch informiert ist, wie ich dies bereits in meinem Buche angedeutet habe. —

Hier muß Abhilfe geschaffen werden. Das deutsche Volk muß sich über seinen Bundesgenossen mindestens mit derselben Gründlichkeit informieren, mit der es sich über andere Nationen informiert hat. Man hat sich in Deutschland für ganz fremde Länder in Asien und Afrika, für deren Sitten und Gebräuche, für deren wirtschaftliche Verhältnisse, deren Politik, deren Ziele und Aspirationen mehr interessiert, als für das benachbarte Ungarland, dessen staatsrechtliche Lage oft selbst hervorragenden deutschen Politikern ganz fremd ist. —

Nur so ist es zu erklären, daß, während ich diese Zeilen schreibe, die jüngste Nummer (vom 25. Februar) eines der hervorragendsten deutschen Tagesblätter, die mir soeben zugeht, mitfolgende Notiz enthält, die selbst Budapest, die Hauptstadt Ungarns, ohne weiteres aus Ungarn wegeskamotiert und Österreich einverleibt. Wenn das dieser politisch so bedeutenden Zeitung nach neunzehn Monaten gemeinsamer Kriegführung passieren kann — wie soll ich mich da über das junge Mädchen wundern, das mir vor einigen Jahren den glatten Beweis erbrachte, wie sehr man in Deutschland über Ungarn nicht unterrichtet ist. —

Es war in einem Nordsee-Bad. Ich saß mit meiner Frau an der Table

d'hote. Uns gegenüber ein Düsseldorfer Ehepaar. Ein hochgebildeter deutscher Fabrikant mit seiner ebenso gebildeten Frau. Wir unterhielten uns in deutscher Sprache. Die Dame stellte uns ihre Kinder vor. Als sie dann, auf uns weisend, dem 12—14jährigen Mädchen sagte: „die Herrschaften sind aus Ungarn" — frug dieses wohlerzogene, geistig aufgeweckte Kind gegen uns gewendet: „Sind dort Schwarze?" — Die Vorstellung, die sich das Mädchen über Ungarn machte, die ganz phantastische Unwissenheit hierüber, war stärker als die Macht der eigenen Überzeugung, da sie doch Leuten gegenüber saß, die blond und blauäugig, eher zu blond als schwarz waren. —

Das muß nach dem Krieg anders werden. Wir wollen vor unseren deutschen Bundesgenossen nicht als Schwarze gelten. Wir wollen vor ihnen so weiß erscheinen, als nur irgend möglich. Und wenn wir auch nicht wünschen können, daß sie sich in dem Maße mit uns beschäftigen, wie wir mit ihnen, die wir doch stets mit ihren Kulturwerten im allerlebhaftesten und ständigen Kontakt zu stehen bemüht sind — das können wir wohl verlangen, daß sie sich über uns so weit informieren, als dies behufs Erreichung gemeinsamer politischer Ziele und behufs ersprießlicher wirtschaftlicher Annäherung notwendig ist. Vielleicht trifft auch uns ein Teil der Schuld dafür, daß wir nicht auch für Mittel gesorgt haben, die uns in ein wahres Licht gestellt hätten, daß wir die Publikationen nicht bekämpft haben, die uns überhaupt, besonders aber in unseren Beziehungen zu unseren Deutschen in falschem Lichte gezeigt haben, — jedenfalls werden wir in Zukunft auch unsererseits trachten, diesen Übelständen abzuhelfen. —

Bis dies möglich sein wird, bis diese Fragen dem deutschen Volke in geeigneten Publikationen näher gebracht werden können, müssen wir so wertvolle Dokumente hochschätzen, wie es einzelne brillante Kapitel in Friedrich Naumanns „Mitteleuropa" und die Ausführungen sind, die Sie, Herr Geheimrat, in Ihrem Briefe niederzulegen die Güte hatten. Das sind wahrhaftig erfrischende Oasen in dem Wulst von falschen Auffassungen und unorientierten Darlegungen, denen wir tagtäglich in der Presse begegnen. Diese Äußerungen erscheinen mir aus Ihrem Munde so gewichtig, dieselben sind in so hohem Maße geeignet, das harmonische Zusammenwirken der Deutschen und Ungarn zu fördern, daß ich mich veranlaßt sehe, Sie um die Erlaubnis zu bitten, Ihren an mich gerichteten Brief in einer Budapester Zeitung veröffentlichen zu dürfen. Meine Landsleute sollen aus dieser wohlmeinenden, gerechten und zweckdienlichen Anschauung die Überzeugung gewinnen, daß es doch einzelne hervorragende Gelehrte draußen im Deutschen Reiche gibt, die unsere Sache warm verfechten. —

Ihre diesbezügliche gefl. zustimmende Antwort erbittend, zeichne ich, hochverehrter Herr Geheimrat,

hochachtungsvoll Ihr ergebener
Maurus Révai.

Brief des Professors Rudolf Eucken an Maurus Révai.

Jena, 7. III. 16.

Hochgeehrter Herr!

Es war mir eine große Freude, Ihren gehaltreichen und liebenswürdigen Brief zu empfangen, und gerne erkläre ich mich damit einverstanden, daß mein früherer Brief in einer Budapester Zeitung veröffentlicht wird. Alles, was geschehen kann, um eine volle Verständigung zwischen Ungarn und Deutschland, ein Zusammengehen nicht nur der Waffen, sondern auch der Gemüter zu erreichen, das muß geschehen, und das sollte möglichst bald geschehen. Gewiß haben Sie darin Recht, daß in Deutschland Ungarn noch viel zu wenig bekannt ist, wenn auch der Fall, den Sie anführen, ein ausnahmsweise krasser sein dürfte. Im allgemeinen war in Deutschland stets eine große Hochachtung vor Ungarn, vor dem tapferen und edlen Ungarn, aber freilich war viel zu wenig genauere Kenntnis, und es muß nach dieser Seite ein energisches Streben eingesetzt werden. Es sollten wenigstens an den größeren deutschen Universitäten Lehrstühle für ungarische Geschichte, Literatur und Sprache errichtet werden, auch müßte in den größeren Städten Gelegenheit geboten werden, die ungarische Sprache zu erlernen. An Übersetzungen aus dem Ungarischen fehlt es bei uns nicht, die Reclam'sche Sammlung z. B., welche für weiteste Kreise bestimmt ist, enthält auch eine Anzahl ungarischer Werke. Aber was fehlt, ist eine genauere Kenntnis dessen, was jetzt an Kulturarbeit in Ungarn geleistet wird, welche Probleme dort vornehmlich das geistige Leben bewegen, was z. B. dort auf den Gebieten der Kunst, der Erziehung usw. geschieht. Hier könnte vielleicht manches durch Einrichtung einer Korrespondenz geschehen, welche den deutschen Blättern fortlaufend Berichte über das innere Leben und Streben Ungarns zukommen ließe. Viel kann ohne Zweifel auch durch gesteigerte Anknüpfung persönlicher Beziehungen geschehen; in dieser Hinsicht ist es erfreulich, daß schon jetzt in unseren Blättern zu zahlreichem Besuche Ungarns aufgefordert wird. So wollen wir hoffen, daß vereintes Bemühen die Sache ein Stück weiterführe, es erscheint mir für eine glückliche Zukunft Europas von größter Bedeutung, daß Deutschland und Ungarn — natürlich unter voller Wahrung der politischen und nationalen Selbständigkeit beider — sich innerlich zusammenfinden und gemeinsam an die großen Aufgaben gehen, welche die Gegenwart uns stellt. Seien Sie überzeugt, daß ich, der ich schon als Student durch freundschaftlichen Verkehr Ungarn kennen und schätzen lernte, mit besonderer Freude an der Aufgabe einer gegenseitigen inneren Annäherung mitarbeiten werde.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

R. Eucken.

Ernst vom Heydt: Warum haßt uns Frankreich?

Man kann eine fremde Sprache nicht gründlich erlernen, man kann nicht in das intime Wesen einer fremden Sprache eindringen, ohne in dem fremden Lande selbst und dauernd gelebt zu haben; es ist dementsprechend unmöglich, ein fremdes Volk zu beurteilen, sich Rechenschaft zu geben von seinen Ideen, seinen Aspirationen — kurz seine Seele kennen zu lernen —, ohne längere Zeit mit ihm und unter ihm gelebt zu haben. — Es ist dies speziell wahr für das französische Volk, das, seiner romanischen Abstammung wegen, mit dem germanischen Gefühlswesen himmelweite Unterschiede aufweist; auch hierbei gibt es natürlich Abstufungen, denn der Rheinländer und nach ihm der Süddeutsche stehen in ihrer Lebensauffassung dem Franzosen näher, wie der Märker oder der Ostpreuße.

Hieraus folgt, daß bei dem Einzelnen und auch in den Auslassungen der Presse so häufig ein irriges Urteil über Frankreich, die Franzosen und französische Zustände laut wird.

Bis in die letzte Zeit vor dem 70er Kriege war der Deutsche in Frankreich ein gern gesehener Gast — man nannte ihn die tête carrée — seiner Vierschrötigkeit oder auch seines angeborenen Eigensinns wegen; aber er war im ganzen für den Franzosen eine sympathische Figur; die Bismarck'sche Politik ließ den Deutschen und speziell den Preußen in der politischen Welt des Kaiserreichs schnell in einem anderen Lichte erscheinen, und mancher erkannte mit jedem glücklichen Kriege Preußens mehr die drohende Gefahr. Das Erstaunen in Frankreich über die Wehrkraft Preußens, dem sich unerwarteterweise die süddeutschen Staaten angegliedert hatten, war kolossal — die alten französischen Generale, die meist in Afrika ihre Grade errungen hatten, betrachteten den Krieg gegen das kleine Preußen als eine Promenade nach den Rheinufern, und wenn die Pariser „Populace", meist auf Ordre, bei Ausbruch des Krieges „à Berlin, à Berlin" schrie, so war jeder Franzose in der Tiefe seines Herzens überzeugt, daß für das glorreiche französische Heer der ganze Krieg nur eine „promenade militaire" sein würde. Unser rapider Siegeslauf, der nach wenigen Monaten dem Kaiserreich den Garaus machte und die nachfolgende Republik zu einem Frieden zwang, der den Verlust von zwei Provinzen nach sich zog, ließ die Franzosen ursprünglich perplex, und erst nach und nach kam ihnen der Gedanke, daß sie in Zukunft in Europa mit einem neuen Machtfaktor zu rechnen haben würden, und daß ihrer Ausnahmestellung auf dem Festlande, welche ihrer Eitelkeit schmeichelte, für lange Zeit ein Ende bereitet worden sei.

In diesem Gefühl der verletzten Eitelkeit, an welches sie durch den Übergang von Elsaß-Lothringen in deutschen Besitz immer von neuem erinnert wurden, ist bei den Franzosen der Ursprung ihres Hasses gegen Deutschland zu suchen; die Bitterkeit, welche die Zahlung einer für damalige Verhältnisse bedeutenden Kriegsentschädigung im Herzen der Bevölkerung vorübergehend zurückgelassen hatte, würde auf die Dauer überwunden worden sein, aber die Einverleibung der beiden Provinzen war und blieb für jeden Franzosen eine offene Wunde, die im Laufe der Jahre mehr oder weniger schmerzte, die aber nie zu einer gründlichen Heilung gelangte.

Der große Bismarck hat es — wie so manches Andere — am besten verstanden, die Franzosen zu behandeln und ihre Augen und Sinne von der „trouée des Vosges" — dem Loch in den Vogesen — abzulenken, indem er einem der größten Staatsmänner Frankreichs, dem Elsässer Jules Ferry, freie Hand für die französische Politik im fernen Orient gab, und es ist nur dem innerpolitischen Haß und dem Coterieneid der Franzosen zuzuschreiben, daß Ferry urplötzlich gestürzt wurde, ohne sein Werk vollendet zu haben; erst nach seinem Tode ist diesem großen Patrioten auch von seinen Landsleuten die verdiente Anerkennung gezollt worden.

Jahrelang haben die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich unter Stimmungen und Verstimmungen hin- und hergeschwankt — öfter sah es so aus, als ob ernstere Verwicklungen nicht zu vermeiden sein würden, und bei Gelegenheit des Besuchs der Kaiserin Friedrich in Paris — welche französische Künstler zur Beschickung einer Ausstellung in Berlin aufmuntern wollte, — anläßlich der Schnaebele-Affäre etc. zogen sich die Gewitterwolken drohend zusammen. Aber im letzten Augenblicke glätteten sich die Wellen unter dem Einfluß rechtzeitig angebrachter Beruhigungen, wobei nicht im geringsten die wirklich demokratisch denkenden jeweiligen Präsidenten der französischen Republik ausgleichend eingriffen. Wer weiß, ob der große Brand entstanden wäre, wenn statt des maßlos ehrgeizigen Präsidenten Poincaré, dem der von der klerikalen Partei offerierte Titel eines Prokonsuls schlaflose Nächte bereitete, der biedere, wahrhaft demokratisch denkende Fallières noch 1914 auf dem Präsidentenstuhl gesessen hätte!

Dabei wirkten die regelmäßig wiederkehrenden Weltausstellungen in Paris in den Jahren 1878, 1889 und 1900 abkühlend auf die erregten französischen Gemüter, denn derjenige würde als schlechter Patriot gegolten haben, der den Erfolg dieser Weltkirmessen — ohne welche Frankreich nicht leben zu können glaubte — in Frage gestellt haben würde. Die letzte Ausstellung von 1900 war nur ein relativer Erfolg und wurde nur durch die Beteiligung der deutschen Industrie und des deutschen Publikums vor dem Fiasko gerettet. John Bull, der Retter von heute, schmollte und grollte, denn die enthusiastischen Kund-

gebungen auf den Pariser Boulevards gelegentlich der Anwesenheit „Ohm Krügers" klangen dem Engländer noch lange unangenehm in den Ohren. — Faschoda war eine natürliche Folge dieser Geistesverfassung, und es ist zu bewundern, daß trotz dieser — kriegerische Verwicklungen nicht ausschließenden — Differenzen zwischen Frankreich und England, die Politik Delcassés schon in diesem Momente ihre ersten Fühler ausstreckte, welche zehn Jahre später zur höchsten Blüte der entente cordiale sich entwickelt haben. In dirigierenden Kreisen bei uns schenkte man von jenseits der Vogesen ausgesprochenen Wünschen nach einer Besserung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern nur halbes Vertrauen; es ist ja auch nicht zu leugnen, daß der häufige Wechsel des leitenden Regierungspersonals in Paris eine continuierliche Auslandspolitik sehr erschwerte, und es war immer zu befürchten, daß der Nachfolger kurzerhand mit der Politik seines Vorgängers aufräumte.

Jedenfalls stellte sich ein befriedigendes Verhältnis zwischen den beiden Ländern in den Jahren 1900 bis 1904 her und Optimisten sahen sich schon vor der Eröffnung einer Friedensära, wie sie seit fünfunddreißig Jahren nicht geblüht hatte. Inzwischen war der körperlich kleine, aber geistig unbestreitbar hochintelligente Delcassé nicht untätig gewesen, und das Bekanntwerden des englisch-französischen Marokko-Abkommens machte manchem Politiker den Kopf heiß; auf Anfrage unsererseits gab der Minister bereitwillig die Erklärung ab, daß die Handelsinteressen sämtlicher Nationen, und daher auch die unsrigen, in keiner Weise geschädigt werden würden, und daß das vielgenannte Prinzip der „offenen Tür" aufrecht erhalten würde. Aber es war für jeden, der das schlaue Männchen kannte, fraglos, daß in dem neuesten Pakt, der Frankreich an England band, zwischen den Zeilen ganz andere Sachen zu lesen sein würden, als die, welche der Minister des Äußeren im Kabinett Rouvier der überraschten Diplomatie lächelnd mitteilte; er konnte es nicht verbergen, daß diese Abmachung die Krönung eines Lebenswerkes bedeutete, an dem er ununterbrochen seit Jahren gearbeitet hatte.

Das Einsetzen der deutschen Marokko-Politik störte die hochfliegenden Pläne Delcassés, und er mußte den Vernunftgründen Rouviers, der jede Möglichkeit einer kriegerischen Verwicklung weit von sich wies, seinen Ministersitz opfern. Aber von da ab begann eine geschickte Bearbeitung der gesamten französischen Presse, welche zehn Jahre lang ununterbrochen das Deutsche Reich als den Störenfried und besonders als den Störer französischer Aspirationen hinzustellen, es sich zur Aufgabe machte. Der Verlauf der Algeciras-Konferenz, in der der italienische Vertreter Visconti Venosta eine zweifelhafte Rolle spielte, goß neues Öl auf die Lampe der französischen Zukunftshoffnungen; von da ab galt es in gewissen französischen Kreisen als abgemacht, daß dank des Eingreifens Englands die vollständige Isolierung und Einkreisung Deutschlands nur eine Frage der Zeit sein könne.

Die „entente cordiale" war anfangs keineswegs das Dogma der gesamten

französischen Nation, und weite Kreise, speziell bonapartistisch gefärbter Richtung, sahen mit klaren Augen immer noch in England den Erbfeind Frankreichs. Aber Delcassé wußte so geschickt zu manövrieren, daß selbst die Kreise sich überzeugen ließen, daß, wie es die Presse ihnen stets wiederholte, angesichts der jedem Franzosen vor Augen liegenden aggressiven und antifranzösischen Politik Deutschlands, die einzige Rettung in einem engen Anschluß an England zu suchen sei. Die Casablanca-Affäre, welche achtundvierzig Stunden lang die ganze Welt in Atem hielt, und schließlich die Erscheinung des „Panther" vor Agadir waren nach französischer Auffassung nur zwei neue Fakten in einer Reihe von Nadelstichen, welche, wie gesagt, nur zu deutlich die Absicht Deutschland kundgeben sollten, die Franzosen zu demütigen und die Absichten ihrer Auslandspolitik zu durchkreuzen. Der alte Barde Déroulède veröffentlichte einen seiner schärfsten Proteste gegen deutsche Anmaßung und beschwor die Mitglieder der Auslandskommission in der französischen Kammer, unter keinen Umständen das Congo-Abkommen zu zeichnen, solange nicht wenigstens die „Berlin", — welche den „Panther" ersetzt hatte — vor Agadir verschwunden sei; es sei dies, wie Déroulède versicherte, ein Dolch im Herzen jedes Franzosen, den der Deutsche nur mit dem Vergnügen darin lasse, um ihn zu peinigen und ihn seine starke Hand fühlen zu lassen. — Jeder, der französische Verhältnisse kennt, wird erkennen, wie leicht den Haßschürern es gemacht wurde, immer wieder von neuem die „Teutonen" als Friedensstörer hinzustellen, deren Hauptbeschäftigung von morgens bis abends darin bestehe, dem sich nur nach Frieden sehnenden Franzosen das Leben zu verekeln und ihn zu verzweifelten Handlungen zu drängen.

Mit der „Thronbesteigung" Poincarés wurde den lärmenden Patrioten die Sache noch leichter gemacht; in richtiger Beurteilung der Person dieses eitelsten aller Franzosen, setzte in seiner Umgebung die Propaganda für einen immer engeren Anschluß an Rußland und immer verbindlichere Abmachungen mit England ein; die im Dienste dieser beiden Mächte stehende Presse sekundierte die Diplomatie in hervorragender Weise und leistete ungeahntes in der Verhetzung Deutschlands. —

Die Sarajewoer Mordaffäre zündete wie ein Blitz in der schon mit Brandstoffen angefüllten Luft, aber brachte auch manchen Franzosen zu der Erkenntnis, daß ein Spielen mit dem Feuer leicht unerwartete Rückschläge und nicht wieder gutzumachende Katastrophen herbeiführen könnte; der ruhig denkende Bürger sträubte sich mit Energie gegen die Idee eines Krieges, der ihm seine Söhne rauben und ihn vor das Problem eines neuen Duells mit dem Gegner von vor fünfundvierzig Jahren stellen würde; das dreijährige Dienstgesetz, welches Rußland durch Intervention Poincarés mit großen Schwierigkeiten in den französischen Kammern durchgedrückt hatte, hatte seinen vollen Effekt noch nicht erreicht; die Kasernen, welche die Massen neuer Soldaten aufnehmen sollten, waren nur teilweise fertiggestellt, und in vielen Familien bangte man schon im Frieden um Gesundheit

und Leben mangelhaft untergebrachter Söhne. Man wollte vielleicht das Risiko eines neuen Ringens laufen, aber nur, wenn man alle Atouts in der Hand hätte — Rußlands und Englands vollständig sicher sei und auch die Armee die volle Stärke erreicht haben würde, welche ihr das neue Militärgesetz geben sollte!

In solcher Geistesverfassung befand sich das französische Volk, als das an Serbien gestellte österreichische Ultimatum in Paris bekannt wurde. — Man begegnete unruhigen Gesichtern. Personen, die zu Deutschland oder Österreich-Ungarn Beziehungen unterhielten, wurden ängstlich befragt, ob man drüben an einen Krieg glaube oder einen solchen sogar beabsichtige. — Den Versicherungen, daß die Zentralmächte sicherlich keine kriegerischen Verwicklungen heraufbeschwören würden, wurde mit einem mißtrauischen Lächeln begegnet. — Der Telegrammwechsel zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Zaren ließ in letzter Stunde alle vorübergehend aufatmen. Der plötzliche Abbruch der Reise des Präsidenten Poincaré beängstigte aber die Gemüter von neuem. Als dann die russische Halsstarrigkeit den Zentralmächten den Kampf aufzwang, blieb für Frankreich nichts übrig, als dem Verbündeten, dem es zwanzig Milliarden geliehen hatte, und dem es sich seit zwanzig Jahren zu einem bestimmten Zweck — der Wiedereroberung Elsaß-Lothringens — verschrieben hatte, Heeresfolge zu leisten. Auf die Anfrage des deutschen Botschafters, welche Haltung die Republik bei einem Konflikt zwischen Deutschland und Rußland einnehmen würde, gab der Ministerpräsident die diplomatische, aber nicht mißzuverstehende Antwort: „Wir werden tun, was unsere Interessen erfordern." Aber jetzt setzte die neueste Hetze in den Zeitungen prompt ein mit der Behauptung, Deutschland habe der französischen Republik den Krieg aufgezwungen. Alle Vorkommnisse der letzten Jahre wurden aus der Rumpelkammer hervorgesucht, um dem Publikum zu beweisen, daß Deutschland allein der angreifende Teil sei, daß es die Vernichtung Frankreichs plane etc. — Und das französische Volk in seiner maßlosen Erregung, zu einem Kriege gezwungen zu werden, in einem Augenblick, wo es ihm nicht paßte, entschlug sich jeden Urteils über die wirklichen Ursachen dieses Krieges, den Rußland in dem ihm konvenierenden Moment ganz allein und ohne Rücksicht auf die Wünsche und Absichten seiner Verbündeten entfacht hatte, allerdings im Rückgrate gestärkt durch geheime Abmachungen mit dem Präsidenten Poincaré und die formellen Versicherungen Englands, daß es dem Ringen nicht als unbeteiligter Zuschauer zusehen würde. —

War es anfangs verletzte Eitelkeit, welche lange Jahre nach dem siebziger Kriege uns den Franzosen verhaßt machte, so ist es seit dem Beginn des großen Weltbrandes die von der gesamten Presse in der geschicktesten Weise täglich und stündlich wiederholte Anklage und Behauptung, daß Deutschland und im besonderen der Deutsche Kaiser ganz allein die Katastrophe gewollt haben, welche den Haß des französischen Volkes gegen uns bis zum Paroxismus gesteigert hat. — Daran zu denken, diesen Haß, dem mangelnde Erfolge auf den Schlachtfeldern

täglich neue Nahrung geben, in absehbarer Zeit zu mindern, ihn vielleicht nach anderer Richtung abzulenken, ermüßigt sich für jeden, der das französische Temperament kennt; hier kann nur die Zeit heilen — vielleicht erlebt die kommende Generation, was manchem von uns als Traum vorgeschwebt hat — eine definitive Verständigung zwischen den beiden ersten Kulturvölkern — eine entente cordiale zwischen Deutschland und Frankreich! —

Franz Karl Graf Marenzi,
Die Küsten der Adria. Historische Skizze.

Die Kulturentwicklung und Staatenbildung beginnt in Italien — von der dunklen Pelasger-Zeit an der Adria abgesehen — vorwiegend auf dessen tyrrhenischer Seite. — Die aus nördlicher Richtung kommenden primären Einwanderungen schneiden die Streichrichtung der tyrrhenischen Küste und machen an dieser Halt. Auch der Umstand, daß die Apenninenkette im peninsularen Teile Italiens näher an der Adriatischen Küste streicht und größere Besiedelungsflächen nur an der westlichen Abdachung bietet, erklärt dies; endlich ist die Mittelmeerküste dem phönizischen Handel zugänglicher, als die Adriaküste. — Rom liegt einerseits in der Brennweite des Handelszentrums Karthago, anderseits in jener Korinths. Hiemit ist für das alte Rom die überwiegende Bedeutung des tyrrhenischen und des jonischen Meeres gegeben. Die jonischen Kolonien im heutigen Apulien unterhalten lebhaften Verkehr mit der Balkanhalbinsel. Die Straße von Otranto, deren beide Ufer von illyrisch-hellenischen Völkern bewohnt sind, verbindet die römische mit der griechischen Welt; in ihr konzentriert sich die kommerzielle und strategische Bedeutung der italienischen Ostküste.

Im dritten Jahrhundert v. Chr. verursachen Seeräubereien der Illyrier Kriege mit den Römern, welche Sieger blieben. Im Jahre 275 v. Chr. waren die Epiroten unter Pyrrhus den Römern in Italien unterlegen. — Im zweiten Jahrhundert v. Chr. unterwirft Rom die Mazedonier, seine Herrschaft über die Adria wird noch fester begründet, an der illyrischen Küste*) werden auf griechische Kolonien römische gepfropft. — Apollonia wird durch seine Schulen berühmt, Dyrrhachium (früher Epidamnus) wird der Ausgangspunkt der Straße (Egnatia), welche nach Thessalonica und Byzantium führt. Auf der italienischen Seite

*) Das heutige Albanien hieß Illyris graeca und bildete einen Bestandteil des mazedonischen Reiches.

ist Brundusium, mit Rom über Capua durch die Via Appia verbunden, der Hauptstapelplatz für den Verkehr mit dem Orient. — Charakteristisch für die Ausbreitung der römischen Macht ist ihre gleichzeitige Kraftäußerung nach beiden Richtungen: gegen Afrika und gegen die Balkanhalbinsel. Die der Niederwerfung Mazedoniens auf dem Fuße folgende Zerstörung Korinths fällt mit der Zerstörung Karthagos fast überein. — Mit der Beseitigung der von diesen Nachbarn ausgehenden Gefahren fällt die Adria um so leichter in den Bannkreis Roms. — Illyricum oder Illyria romana, d. i. das heutige Dalmatien, Herzegowina, Bosnien, Kroatien, insbesondere dessen Küste, und Liburnien (Istrien) wird von lateinischen Stämmen kolonisiert. — Große militärische und handelspolitische Bedeutung gewinnt der äußerste Norden der Adria. — Aquileja wird die Zentralstellung für die Verteidigung der karnischen und julischen Alpen; von hier führt eine Straße nach Salzburg, eine über Cilli nach Wien, eine nach Sirmium, der illyrischen Grenzfeste; hier ist der Markt istrianischer und dalmatinischer Produkte. — Nebst dem äußersten Norden bleibt der äußerste Süden der Adria — ihr Eingang — besonders wichtig. — In Sullas Kriegen gegen Mithridates, im Kriege zwischen Cäsar und Pompejus, in jenem des Octavianus mit seinen Widersachern greifen große militärische Operationen vom Süden Italiens auf die Balkanhalbinsel hinüber. — Unter Kaiser Augustus werden Illyricum und Mazedonien als senatorische Provinzen, d. h. ohne Kriegsheer verwaltet. Unter den nachfolgenden Kaisern wächst die Bedeutung der Adria; Dalmatien blüht empor. — Bemerkenswert ist, daß bei der ersten Scheidung in eine westliche und eine östliche Hälfte Illyrien beim weströmischen Reiche bleibt und Dalmatien eine Diözese der Präfektur von Italien bildet; dies zeigt am deutlichsten die politische Unifizierung der gesamten Küstengebiete der Adria, welche sozusagen als ein italisches Binnenmeer betrachtet wird. — Erst nach Theodosius gelangt Dalmatien zum oströmischen Reiche. — Von der Völkerwanderung an gewinnt der Osten Italiens an Wichtigkeit; nicht Italien beherrscht nunmehr die Ostküste der Adria, sondern die Völker des Ostens beherrschen Italien. — Der Brennpunkt der Ereignisse liegt um diese Zeit in Ravenna. — Dieses war stark befestigt und auch zur Zeit des Verfalles des römischen Reiches sehr bevölkert; sein Handel war nicht bedeutend*). Hier konzentrieren sich die Kämpfe mit den Ostgoten, hier ist die Hauptstadt des neuen Reiches, welches von der Donau bis zum Mittelmeere reicht, — die Adria wird ein ostgotischer See, nur die jetzige albanesische Küste von Dyrrhachium abwärts bleibt den

*) Das Mündungsgebiet des Po war jedenfalls schon in ältester Zeit stark besiedelt. Dionys von Halikarnaß erzählt von der Stadt Spina, welche die Pelasger in dieser Gegend gegründet. Auch Ravenna halten viele für pelasgischen Ursprungs. Strabo nennt die Thessaler als seine Gründer, Ravenna war ähnlich wie Venedig in's Meer gebaut und von Kanälen durchschnitten. — Unter Augustus war es Flottenstation für das adriatische und jonische Meer. — Honorius machte es zur Hauptstadt Italiens. —

Byzantinern. — Es folgen die Kämpfe der letzteren unter Belisar mit den Goten, deren Schauplatz hauptsächlich das adriatische Küstengebiet südlich der Po-Mündung ist. — Die Goten benutzen den Po als Nachschubslinie für Getreide aus Ligurien. — Die Operationsbasis der Byzantiner ist Dalmatien mit dem Kraftzentrum Salona. — Zur See zeigen sich die Byzantiner allenthalben überlegen, zu Lande entscheidet der Sieg des Narses über Totila bei Gualto Tadino den Kampf. Italien unterliegt gegen die Balkanhalbinsel. — Doch nicht den Völkern der letzteren ist die Herrschaft über Italien beschieden. — Neue germanische Stämme dringen hier ein, die Griechen werden auf den Besitz weniger Punkte an der adriatischen Westküste beschränkt — darunter des südlichen Apuliens, wodurch die Einfahrt in die Adria in ihren Händen bleibt. — Inzwischen rücken slawische Stämme (Wenden und Anten) an die Adria vor, im sechsten und siebenten Jahrhundert n. Chr. wird das alte Illyricum von den Slawen ganz okkupiert, Kroaten und Serben dringen in Dalmatien ein. — So teilen sich durch Jahrhunderte Lateiner, Germanen, Griechen und Slawen in die Herrschaft über die Adria, bis Ende des elften Jahrhundertes, als im Süden das sizilische Normannenreich entstand, als neues Element die Ungarn durch die Eroberung Kroatiens auftreten.

Venedig verbündet sich mit dem Ungarnkönige Koloman, um die Normannen von der Adria fernzuhalten, doch dieser zieht bald die Waffenbrüderschaft mit den Normannen vor. — Er erobert die Städte Dalmatiens; 1204 zwingt die Republik Venedig mit Hilfe der Kreuzfahrer Zara wieder zum Gehorsam, der Küstenstrich bis an die Kerka, die Inseln und Ragusa geraten nach und nach in die Hände der Venetianer. — Den Bestrebungen der letzteren leistet das Aussterben der Arpáden großen Vorschub. — Der Anjovine Karl Robert sucht im Interesse seiner auf Neapel abzielenden Erbschaftspläne die Freundschaft der Republik und läßt sich von dieser mißbrauchen. — Erst Ludwig der Große führt Krieg gegen die Lagunenstadt und bringt 1358 wieder ganz Dalmatien an die ungarische Krone. — Nach zwanzig Jahren entbrennt der Krieg von neuem, der Sieger bleibt abermals Ludwig, und im Jahre 1381 erklärt sich Venedig bei Verzichtleistung auf Dalmatien an Ungarn tributpflichtig. — Nach dem Ableben Ludwigs des Großen erhebt der jüngere Zweig des Hauses Anjou sein Haupt (Karl von Durazzo), dann befehden sich Ladislaus von Neapel und die mit Sigismund von Luxemburg haltenden Oligarchen, in welche Fehde sich wieder Venedig mengt. — Sigismund ist durch die Angelegenheiten seines Kaiserreiches in andere Gebiete abgelenkt und in der Kriegführung gegen Venedig gelähmt, so daß Dalmatien für Ungarn vollkommen verloren geht (1433).

Ein interessantes Völkergemenge entsteht in Istrien. — Unter sechshundertjähriger römischer Herrschaft (von 27 v. Chr. unter Augustus bis zur Auflösung des römischen Reiches) wird es latinisiert. Goten, Byzantiner, vorübergehend auch Longobarden folgten im Besitze nach, zur Zeit Karls des Großen

dringen heidnische Slawen in Istrien ein. Unter König Berengar gehört es zu Italien. — Später teilen sich Venedig, die Patriarchen von Aquileja und die deutschen Kaiser in seinen Besitz*). — Triest gehört seit Ende des vierzehnten, Görz seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zu Österreich.

Fiume (seit 1779 zu Ungarn gehörend) ist seit 1366 zuerst im Wege der Grafen von Duino unter der Herrschaft des Hauses Habsburg, nachdem es — ursprünglich römisch, später fränkisch — als Lehen den Bischöfen von Pola, später den Patriarchen von Aquileja gehört hatte. —

Eine neue Macht, welche von der Adriaküste angelockt wird, erscheint auf der Bildfläche: die osmanische. — 1463 erobern die Türken Bosnien, und nachdem der Halbmond schon vor Aquileja erschienen, sind auch beide Ufer der Straße von Otranto vorübergehend in türkischem Besitze (1480—1481). — Doch die Wogen der Adria stehen unter dem mächtigen Schutze des heiligen Markus!

Venedig. — Dieses hat der Adria eine neue Geschichte verliehen. — Der Beginn der venezianischen Geschichte**) zeigt dieses Gemeinwesen noch unter der Vormundschaft der Kaiser von Byzanz, von welcher es sich nur gradatim befreite. — Von der Sonne des Ostens beschienen wächst dieser Juwel aus dem Meer empor. — Seit Ende des siebenten Jahrhunderts hat die Lagunenstadt einen Dogen. — Der Freistaat balanciert geschickt zwischen der Macht der deutschen und der griechischen Kaiser; um die Macht letzterer zu unterbinden, untersagt zuerst Karl der Große den Venezianern das Bündnis mit Byzanz. — Ende des zehnten Jahrhunderts macht Venedig Ansprüche auf Dalmatien geltend. Dieses inselreiche Küstengebiet ist in seiner Flankenstellung zur Schiffahrtslinie Venedigs nach der Levante und bei der von hier stets drohenden Piraterie für Venedig von höchstem Wert. Doch dieses macht hier nur partielle Eroberungen, die benachbarten Slawen erhalten Dalmatien zinspflichtig, und auch die Byzantiner als eigentliche Besitzer lassen nicht locker. — Die Vereinigung Dalmatiens mit dem kroatischen Königreiche (1059) ist ein neues Hemmnis

---

*) Wir finden in Istrien nebst Italienern, Slovenen und Kroaten noch Abstämmlinge von Serben, Albanesen, Montenegrinern, griechischen Malvasioten, Kandioten, Cyprioten, welche von Venedig angesiedelt wurden, Tschitschen, Rumänen ꝛc.

**) Das gallische Venetien kommt um 200 v. Chr. unter römische Herrschaft, später gehört es zum Reiche des Odoaker, zu jenem der Ostgoten, zum Machtbereiche der Byzantiner, zu jenem der Langobarden, dann teilweise zum Reiche der Franken. Die Stadt Venedig beherrscht anfangs nur das Küstengebiet zwischen Aquileja und Ravenna. Mit dieser Stadt und mit Padua kämpft Venedig um die Herrschaft über die Po-Mündungen. — Venetien (ohne Venedig) gehört 888 bis 952 den nationalen italienischen Königen, dann zur Mark Verona des deutschen Reiches, die Visconti's dehnen als Herzöge von Mailand eine Zeitlang ihre Macht bis zu den Lagunen Venedigs aus. — Letzteres vergrößert jedoch immer mehr sein Territorium auf der terra ferma, bis es im 15. Jahrhundert seine Grenzpfähle am Comer-See setzt. — Wieder auf das linke Mincio (Etsch)-Ufer beschränkt, bleibt dieses eigentliche Venetien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bei der Republik Venedig.

für Venedig. — Nach der Auflösung dieser nur kurz währenden Verbindung wirft sich Venedig als Beschützer Dalmatiens vor den Normannen*) auf. Diese stehen mit den Byzantinern schon in Apulien im Kampfe, und der griechische Kaiser sucht Unterstützung bei Venedig. — Letzteres hofft auf Dalmatien als Preis seiner Intervention. Doch nun stößt es auf Ungarn als Rivalen und Widersacher. Im Jahre 1102 läßt sich König Koloman von Ungarn zum Könige von Kroatien und Dalmatien krönen, während die Dogen von Venedig für sich den Titel eines Herzogs von Kroatien und Dalmatien beanspruchen. — Nach hundertjährigem Kampfe bleibt der Norden Dalmatiens in der Machtsphäre Venedigs, der Süden in jener Ungarns. Doch letzteres zieht sich — wie oben erwähnt — bald ganz von der Adriaküste zurück, und so kann Venedig seine adriatische Vorherrschaft fest begründen, sein Streben nach dem Schifffahrtsmonopole in diesem Meere wird deutlich. — Die Kreuzzüge, aus welchen es viele Vorteile zieht, stärken den Einfluß Venedigs. — Nach diesen und dem 125 Jahre dauernden Kriege mit Genua**) ist Venedig Herrin des Mittelmeeres und des Levantehandels. — Seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts sieht es besonders seine entfernteren Besitzungen durch die Türken bedroht. — Venedigs Stern aber ist noch durch andere Einflüsse im Sinken begriffen: Die Entdeckung der neuen Seewege nach Indien und jene Amerikas verursachen die Dekadenz des Mittelmeers, Portugiesen, Spanier, Holländer treten im Welthandel an Italiens Stelle***). — Das Mittelmeer selbst wird spanisch-türkisch. — Nur in der Adria behauptet Venedig noch seine Position, namentlich an den Pomündungen, in Istrien und Dalmatien. — An der Westküste der Adria, südlich der Pomündungen, ist der Seehandel unbedeutend. — Der venezianische Gesandte Matteo Zane in Urbino schildert im Jahre 1575 die Zustände wie folgt: „Der dem Papste tributpflichtige Staat Urbino hatte die Meeresküste von den Grenzen Anconas bis zu jenen von Rimini in Händen. Fano gehörte dem Kirchenstaate; Pesaro, Sinigaglia waren die wichtigsten befestigten Küstenstädte. Sie hatten aber keine Häfen. Der ganze Handel dieses Gebietes konzentriert sich in Ancona, welches dem Papst gehört. Da die Bewohner dieses Küstenstriches selbst keine Schiffahrt treiben, taten sie auch nichts, um den Venezianern bei Gefahren (Schiffbrüchen, dann gegen die Seeräuber) zu helfen. Längs der ganzen apulischen Küste von Otranto†) aufwärts befinden sich kleine Wachttürme, daher getrauen sich dort die Seeräuber nicht, sich der Küste zu nähern, —

*) Die Normannen herrschen längere Zeit auch in Ragusa.

**) 1379 Sieg der Genuesen bei Pola über den venezianischen Admiral Vettor Pisani. — Darauf folgende Belagerung Venedigs durch die Genuesen. —

***) Um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts erhält Venedig Pfeffer und Zimmt, Indigo Salpeter, Perlen, Musselin, Kupfer, Stahl durch holländische, von Amsterdam kommende Schiffe.

†) 1496 erhielt Venedig vom Könige von Neapel für geleistete Hilfe vorübergehend Brindisi, Otranto und Trani. —

dasselbe könnte wohl leicht der Papst an der Küste des Kirchenstaates machen, seinem Beispiele könnte der Herzog von Urbino folgen." —

An der Ostküste der Adria werden die Osmanen immer unbequemer und machen Venedig seinen Besitzstand streitig; 1537 versuchen erstere Korfu wegzunehmen. — Im Jonischen Meere — wo schon einmal bei Actium die Würfel zwischen Antonius und Augustus gefallen, bereitet sich die große Entscheidung vor. — Die türkische Seemacht unterliegt 1571 bei Lepanto der Koalition des Westens. — In der Levante zwar werden die Fortschritte der Osmanen durch diese Entscheidung kaum aufgehalten — doch Italien und die Adria bleiben von der Gefahr türkischer Unterjochung befreit. Venedig hat in Dalmatien seine Hauptstützpunkte Zara und Cattaro bewahren können, auch die Jonischen Inseln bleiben ihm. — Ende des sechzehnten Jahrhunderts befestigt Venedig mehrere dalmatinische Inseln, um sich gegen Spanien — mit welchem die Waffenbrüderschaft von Lepanto nicht lange gedauert — zu schützen. Der Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ist mit den Kämpfen zwischen den Venezianern und den von Österreich oft geduldeten seeräuberischen Uskoken ausgefüllt. Ende des siebzehnten Jahrhunderts, zur Zeit Morosinis und der heldenmütigen Kämpfe um Candia, leuchtet der Name Venedigs noch einmal glänzend auf. — Es macht auch in Dalmatien neue Eroberungen. — Die Friedensschlüsse von Karlowitz (1699) und Passarovitz (1718) sichern Venedig abermals seine wichtigen dalmatinischen Besitzungen und die Jonischen Inseln. 1797 im Frieden von Campo Formio erhält Österreich Venetien, Istrien und Dalmatien, Frankreich behält die erworbenen Jonischen Inseln. —

Mehrere Historiker wollen die von Venedig lange ausgeübte Herrschaft über die Adria teils auf Privilegien der Kaiser, teils auf solche der Päpste, sowie auf alte Gewohnheitsrechte zurückzuführen. Die Venetianer behaupteten nicht, daß die Adriaküste, sondern daß dieses Meer selbst ihnen gehöre. Völkerrechtlich wurden derartige Eigentumsansprüche an gewisse Meere — wenn es sich nicht um ganz geschlossene Binnenmeere handelt — stets bekämpft und juridisch die Freiheit der Schiffahrt verfochten. Die Venetianer nannten die Adria nur den „Golfo di Venezia", sie hielten als maritime Befehlshaber in der Adria einen „Capitano di golfo". — Paolo Sarpi, der bekannte venezianische Gelehrte, sagt es gerade heraus: „Il vero titolo, pel quale la Serenissima Republica ha il Dominio del Mare, è quell' istesso pel quale ella ha la sua libertà, sicchè al principio del suo nascimento per una stessa causa ella nacque libera — ed ebbe l'Imperio marittimo, e questa causa fu l'esser edificata e costrutta in mare, il quale allora non era sotto la potestà o dominio d'alcuno." Venedig vindizierte sich die Ausübung der obersten Schiffahrtspolizei auf dem ganzen Adriatischen Meere und hat gewiß auch das Verdienst, die Seeräuberei in Schranken gehalten zu haben. — Die Venezianer verhinderten aber jede andere Macht, Kriegsschiffe in der Adria zu halten. — Pisaner und

Genuesen werden ferngehalten. — Venedig protestiert 1460 gegen die Entsendung einiger sizilianischer Galeeren an die apulische Küste. — Die Herzöge von Calabrien werden ähnlich behandelt. — 1463 wollte der Papst in Ancona zwei Schiffe armieren, Venedig protestiert. — 1542 wollte sowohl der Kaiser als der König von Frankreich wegen der Einnahme von Marano Kriegsschiffe in die Adria senden, die venezianische Diplomatie weiß es zu verhindern. Die Handelsschiffahrt war schon früher durch verschiedene Konventionen mit den Kaisern, Königen von Neapel, Ungarn etc., zuletzt mit dem Papste Julius II. durch die Kapitulationen vom Jahre 1529 freigegeben worden. —

Venedig rüstete gewöhnlich sechs Eskadren aus. Die erste ging in das Schwarze Meer für den Handel mit Zentral-Asien, die zweite nach Konstantinopel, die dritte nach Syrien und Klein-Asien, die vierte nach Ägypten, die fünfte nach Spanien und Afrika, die sechste endlich — welche aus den größten Schiffen bestand — war für den europäischen Handel bestimmt und berührte auf ihrem Wege Manfredonia, Brindisi, Otranto. — In Friedenszeiten wurden auch die Kriegsschiffe in Handelsschiffe umgewandelt. — Seit dem zehnten Jahrhundert besorgte Venedig den Postverkehr mit dem Orient, venezianische Fregatten brachten die Post nach Cattaro — dort übernahmen sie montenegrinische, dann albanesische Kuriere. In fünf bis acht Tagen gelangte so die Post von Cattaro nach Konstantinopel. — Mit Oberitalien verkehrte Venedig seit Ausgang des Mittelalters durch den Po und ein ausgebreitetes Kanalnetz. —

Frühzeitig erkannte Venedig auch die Bedeutung Albaniens. — Das heutige Albanien war schon im Altertume ein der Kultur unzugängliches Land. Die Verbreitung derselben beschränkte sich auf die Küste. Als im sechsten und siebenten Jahrhundert n. Chr. Illyricum von den Slawen okkupiert und dessen Eingeborene gegen Illyris graeca getrieben wurden, wird durch deren Mischung mit den Epiroten und Hellenen der Grund zur Rasse der Skipetaren oder heutigen Albanesen gelegt. Sprachforscher finden einen Zusammenhang des Albanesischen mit dem Alt-Pelasgischen. Nach Rom herrscht Byzanz lange unbestritten über Albanien, bis die an der apulischen Küste seßhaften Normannen von der gegenüberliegenden Küste angelockt werden. — Doch die Venezianer wollen es nicht dulden, daß die Normannen so den Eingang in die Adria besetzen und treten gegen sie auf. Venedig erhält die ersten Besitzungen in Albanien als Preis für die Teilnahme am vierten Kreuzzuge, konnte sie aber nicht halten. — Nachdem in beiden Sizilien auf die Normannen die Schwaben gefolgt waren, erhielt Manfred, Fürst von Tarent und später König von Neapel und Sizilien, als Mitgift seiner Frau, Helene von Epirus, Avlona, Durazzo und andere Gebiete, sowie die Insel Korfu. Um diese Territorien folgen nun heftige Kämpfe. Karl von Anjou muß mit dem Schwerte in der Hand seine Ansprüche auf Albanien zur Geltung bringen. Schließlich reduziert sich der Besitz der Anjous auf Durazzo, von welcher Stadt der jüngere Zweig des Hauses Anjou seinen Namen hat. Einer von

dieser Linie, Ladislaus, nennt sich auch rex Albaniae. — Es folgen die Eroberungen der Serben, dann jene der Türken. Die Albanesen wenden sich schließlich an Venedig um Hilfe. — Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts haben die Venezianer die wichtigsten Küstenpunkte in Albanien, nebst Skutari in Händen. — Die heldenmütige Erhebung Castriotas (Skanderbegs) gegen die Osmanen (1444) wird von Venedig, welches gleichzeitig mit Mathias Corvinus von Ungarn gegen die Türken alliiert ist, mit Geld unterstützt. Venedig verfolgt aber seine eigensüchtigen Ziele, es benützt die Gelegenheit, um den montenegrinischen Woywoden Antivari zu entreißen, es läßt schließlich Skanderbeg im Stich. — Letzterer findet zuletzt nur Freundschaft beim Könige von Neapel, von welchem er sogar mehrere Lehen in Apulien (darunter Trani) erhält. Als Albanien in die Türkei einverleibt wird, wandern zahlreiche Albanesen nach Süditalien aus. Ende des sechzehnten Jahrhunderts bieten die Albanesen ihre Unterwerfung unter Venedig an, um das türkische Joch abzuschütteln — doch Venedig nimmt dieses Anerbieten nicht an. Seine Handelsbeziehungen mit Albanien bleiben auch noch im siebzehnten Jahrhundert lebhaft. — Venedigs Dekadenz wird auch hier fühlbar, — Ragusa gewinnt an Bedeutung. — Für Österreichs Orientpolitik von historischem Interesse sind die Projekte des Jahja, Grafen von Montenegro, welcher Wallenstein anträgt, eine große Erhebung der Christen auf diesem Teile der Balkanhalbinsel einzuleiten und Österreich bei seinem Marsche gegen Konstantinopel behilflich zu sein, Projekte, welche in Wien nicht ernst genommen wurden. — Und doch dringen schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts deutsche Reichstruppen durch Serbien und Bosnien bis gegen Albanien vor. — Frankreichs Angriffe am Rhein ermöglichen den Türken die Wiedereroberung Serbiens und Bosniens.

Österreich zieht spät das Adriatische Meer intensiv in den Kreis seiner großen Interessen. Zur Zeit der spanisch-österreichischen Universalmonarchie ist es indirekt an den Mittelmeerfragen beteiligt. Als Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Neapel und Sizilien als spanisches Erbe an Österreich kam, mußte sich wohl die Schwierigkeit zeigen, diese entlegenen Gebiete zu halten, ohne zur See und besonders in der Adria stark zu sein*). Doch Österreich ist an seinen Landgrenzen zu sehr beschäftigt, und der Weiser seiner Balkanpolitik pendelt unstät zwischen den Donaumündungen und der Adria. Karl VI. legt wohl den Grund zu einer Flotte auf dem Adriatischen Meere, er erkennt die Bedeutung des Seehandels, stiftet die levantinische Handelsgesellschaft, macht Triest und Fiume zu Freihäfen, doch Österreich hat eine zu geringe Küstenentwicklung. Der größere Teil der istrianischen Küste, Dalmatien gehört bis zum Friedensschlusse von Campo Formio den Venezianern. — Dieser Frieden erschließt Österreich ein

*) 1733 ziehen sich die Österreicher vor Karl von Bourbon, der in Neapel einzieht, nach Bari zurück, um Verstärkungen von der Seeseite zu erhalten.

großes Küstengebiet, während sich Frankreich mit den Jonischen Inseln bescheidet*). Erst die großen Erfolge Napoleons in den Jahren 1805 und 1809 schufen dessen Idee, Österreich von der Adria zu verdrängen und sich dort selbst festzusetzen. 1805 muß Österreich das ehemals venezianische Istrien und Dalmatien an das Königreich Italien abtreten. 1809 schafft Napoleon die französischen illyrischen Provinzen, der Wiener Kongreß gibt Österreich seine Küste wieder; daß dieses aber zur See noch sehr bescheiden war, beweist sein Zurückweisen des Angebotes der Jonischen Inseln, welches auf diesem Kongresse erfolgte. — Wir übergehen die Versuche anderer Mächte, wie England und Rußland, sich an und in der Adria Stützpunkte zu schaffen. — Im neunzehnten Jahrhundert, dessen weitere Geschichte ebenso wie jene des dem zwanzigsten Jahrhundert angehörenden abgelaufenen Zeitabschnittes als zu bekannt nicht wiederholt wird, sind nur Österreich-Ungarn und das neue Italien jene Mächte, welche sich mit großem Gewichte auf der Adria zur Geltung bringen.

Ein Rückblick auf die im Fluge rekapitulierten historischen Ereignisse zeigt uns, wie die Adria teils trennend, teils verbindend zwischen Italien und der Balkanhalbinsel wirkt. — Die Kultur der Küsten zeigt sich anfänglich mehr durch die Zuzüge zur See, als durch jene zu Lande befruchtet, ein Phänomen, welches sich auch bei den modernen Kolonisierungen und in allen Funktionen des Weltverkehrs wiederholt. Erst mit der Entwicklung der kontinentalen Staaten dringen die Kräfte aus dem Innern des Festlandes zum Meere. Das uns jetzt nächstliegende Beispiel ist die Balkanhalbinsel und Kleinasien. Diese Ländergebiete können erst jetzt durch das entstehende Verkehrsnetz mit Mitteleuropa in die Beziehung lebhaften Umsatzes treten, welcher alle territorialen Produktionsgebiete aufzusaugen bestimmt ist — nachdem schon lange vorher die Küstengebiete durch die seefahrenden Völker befruchtet waren. —

Besonders bei der Ostküste der Adria mußte des geographischen Elementes wegen die Anlage von Kommunikationen nach dem Innern auf große Schwierigkeiten stoßen, während die Verbindung zur See verhältnismäßig leicht und einfach war. Mit zunehmender Kultur muß aber die Befruchtung der Küste vom Lande aus immer mehr fortschreiten und die Oberhand gewinnen, so daß auf Kosten der verbindenden Rolle des Meeres die trennende die Oberhand gewinnt. Successive muß so auch die Ostküste der Adria vollkommen in die Macht- und Einflußsphäre der vom mitteleuropäischen Block und unmittelbar von unserer Monarchie zu befruchtenden illyrischen Völker gelangen.

---

*) Frankreich, welches zugleich Prevesa besetzte, behielt die Jonischen Inseln nur bis zum Jahre 1800, in welchem dieselben Republik wurden. 1807, im Frieden von Tilsit, wurden die Jonischen Inseln erneut Frankreich abgetreten; die Westküste der Adria kommt zur cisalpinischen Republik, dann zum Königreiche Italien, der südliche Teil bleibt beim Königreiche Neapel. —

Je länger die Ostküste der Adria kulturell von Rom und dann von Venedig abhing, desto mehr konnte sich die Idee des mare nostrum bei den italienischen Völkern entwickeln.

Für die Römer kam der Weg über die Adria vorwiegend in der Querrichtung in Betracht, für die Venezianer in der Längsrichtung als Durchzugsgebiet nach der Levante. Venedig mußte zur Flankensicherung dieser langen, stets von Piraten bedrohten Linie besonders die inselreiche Ostküste selbst in Besitz nehmen. — Nur vorübergehend sind nach dem Niederbruche des römischen Reiches die Adriaküsten unter einem Herrn: den Goten. — Doch wie Rom mit Illyriern, Epiroten und Mazedoniern kämpfen mußte, so muß bald wieder Italien Front gegen Ost machen, um sich gegen Byzanz zu wehren. — Je intensiver sich im Mittelalter und bei Beginn der neuen Zeit Italiens kulturelle Individualität entwickelt, je heterogenere Elemente sich an der Ostküste der Adria niederlassen, um so schärfer tritt der Gegensatz zwischen der Ost- und Westküste hervor. In Italien vollzieht sich zudem die Bildung einer homogenen Rasse, während die Länder östlich der Adria ethnographisch zersplittert bleiben. — Bis jetzt hat noch nie ein einziges Volk die ganze Ostküste der Adria besessen. — Dies hat die Gefahren für Italien in seinem Rücken teilweise reduziert, und dieses konnte sich um so stärker nach seiner natürlichen Front, dem Mittelmeere, entwickeln. — An dieser Front ist schon früh der Verkehr auf mehrere Zentren verteilt; Genua, Pisa, Gaeta, Neapel, Amalfi leben ihr eigenes Leben, während an der Adria das mit den Interessen Italiens oft nur lose verbundene Venedig tyrannisch alles an sich reißt. Der äußerste Norden der Adria wird infolge des tiefsten Einschneidens in den Kontinent wohl für absehbare Zeit handelspolitisch der wichtigste Teil dieses Meeres bleiben. —

Je stärker die Kulturentwicklung der zurückgebliebenen unter den Adrialändern sich gestalten wird, desto mehr werden die alten Schlagworte über „Beherrschung der Adria", welche ja ein freies Meer ist, verschwinden.

Der gegenwärtige Weltkrieg ist für die Monarchie vorwiegend ein Kampf um die Freiheit der Adria und um die Herrschaft an deren Ostküste. Die Adria ist der Weg zum Weltmeere, der Kampf um die großen Handelswege ist auch heute die treibende Kraft. Die Orientpolitik der Monarchie muß im großen und ganzen auf der Basis der Adria aufbauen. —

Der Weg nach Saloniki ist eine sehr wertvolle Ergänzung dieser Gravitation zum Meere. Daneben behält der Donauweg zum Schwarzen Meere seine alte Bedeutung. — Die Adriaküste aber ist unsere einzige Küste, an sie knüpft sich in besonderem Maße die Zukunft der Monarchie. —

Italien hat eine große Küstenentwicklung, die zu seinem Flächeninhalte in einem auffallenden Mißverhältnisse steht; daraus entsteht sein Landhunger, der nach allen Seiten um sich greifen will; besonders das alte weltbeherrschende

Rom war bei seiner zentralen Lage im Mittelmeerbecken zur Expansion nach allen Seiten und auch zum Hinübergreifen auf die Balkanhalbinsel bemüßigt. Das moderne Italien lebt mehr als andere Nationen seiner Vergangenheit, es zehrt von der alten Größe, es glaubt, aus alten, längst vergangenen Zeitperioden seine Lebensimpulse schöpfen zu müssen. In seiner Adriapolitik will es sich immer wieder mit den alten Zauberelixiren der Namen Rom und Venedig verjüngen. — Das moderne Italien wird aber gut tun, sich für immer mit der Westküste der Adria zu begnügen. — Die Adria bespült sozusagen die Rückseite Italiens. Dessen Front, dessen handelspolitische Fassade ist die ligurische und tyrrhenische Küste. Der Tonnenverkehr der italienischen Adriahäfen ist ja ein ganz unverhältnismäßig kleiner im Vergleich zum Verkehr der übrigen Küste.

Die Adria ist ein Teil des freien Meeres, und sie wird diese Rolle um so besser erfüllen, je mehr sich der östliche Küstenbesitz vom westlichen scheidet. — Zentraleuropa und die an dasselbe angeschmiegten Teile der Balkanhalbinsel müssen den Weg durch die Straße von Otranto in alle Meere und Länder gesichert wissen. Die Weltgeschichte kennt keine großen und mächtig gedeihenden, lange währenden Land-Imperien, welche nicht auch zur See zu herrschen gewußt, ebenso wie ein großes See-Imperium sich auch auf große territoriale Machtfaktoren stützen muß. — Die größte Macht kommt einem Imperium zu, welches die wirtschaftlichen Kräfte eines reichen und großen kompakten Landbesitzes selbst in die Welt ausstrahlt. Der Ausbau des großen kontinentalen Blocks, dessen Achse von Hamburg nach Bagdad reicht, ward jetzt zur Notwendigkeit, um ein Gegengewicht gegen die Seeherrschaft Englands zu bilden. Aber später werden nicht nur die Land-, sondern auch die Seewege diesem Block stärkeres Leben geben müssen; — möge dieses Leben von der Morgensonne der Macht und des Glanzes beschienen werden! —

Die Ostküste der Adria gehörte seinerzeit einem Land-Imperium, welches von Italien herüberstrahlte (Rom), später einem einseitigen See-Imperinm (Venedig), ihr neues Leben erhält sie ganz besonders von der hier zur dauernden Vorherrschaft berufenen österreichisch-ungarischen Monarchie, welche ihr Blut und Säfte aus dem Herzen Europas zuführt und so die Osmose des Handelsverkehrs an der Küste selbst bewirkt! —

Budapest, im März 1916.

Staatsanwalt a. D. Wetterhoff: Die Ostsee.

Mit siegender Kraft hat deutsche Tüchtigkeit und deutsche Kultur den deutschen Namen über alle Welt getragen. In weit entlegenen Ländern und fremden Erdteilen hat deutscher Fleiß neue Wege gebahnt und unbebauten weiten Gebieten ein erblühendes Leben geschenkt. Unserem zielbewußten Handel und unserer technischen Leistungsfähigkeit gebührt zweifelsohne ein großer Teil des Verdienstes, unsere jetzigen Bundesgenossen gewonnen und ihnen ihre Kriegsfähigkeit geschaffen zu haben. Wenn auch unsere Kolonien jetzt zum Teil in Feindeshand sind, haben wir uns durch die in denselben ausgeführte weitsichtige, zähe Arbeit einen unvergänglichen Ruhm errungen. Gebe es Gott, daß wir diese Arbeit auch nach einem siegreichen Kriege mit unvermindertem Erfolge weiterführen dürfen.

So lobenswert die in der Ferne gesteckten Ziele, so groß die dort erreichten Erfolge auch sind, muß unsere Aufmerksamkeit sich aber mit näher liegenden Fragen nicht desto weniger beschäftigen. Und näher als der Balkan, viel näher als unsere Kolonien liegt uns die Ostsee. Schlagen doch ihre Wellen gegen die längste Küste des deutschen Landes.

Seit Jahrhunderten, so weit zurück, wie die Geschichte des deutschen Handels geht, wurde die Ostsee von deutschen Schiffen gekreuzt. Deutsche Macht und deutscher Einfluß bauten sich starke Festen in einer Reihe von Städten an den nördlichen Küsten der Ostsee, in Schweden, in Finnland und in den Ostseeprovinzen. Die baltischen Hafenstädte Libau, Windau, Riga, Pernau und Reval sind, wenn auch in den Händen unserer Feinde, bis zum heutigen Tage deutsch geblieben. In den Hafenstädten Schwedens und Finnlands hat die deutsche Kaufmannschaft solchen Einfluß erreicht, daß Magistrate und Räte dieser Städte bis in die Neuheit hinein zur Hälfte aus deutschen Bürgern zusammengesetzt sein mußten. Damals lag fast der ganze Ostseehandel in den Händen der deutschen Hansastädte.

Aber auch auf kulturellen Gebieten zeigte sich die Bedeutung der Ostsee als vereinendes und bindendes Glied zwischen den an der Ostsee belegenen Ländern.

Das große Werk Luthers, das in unseren christlichen Glauben neues Leben goß, trug seine Früchte in den skandinavischen Ländern, in Finnland und in den Ostseeprovinzen ebenso wie in Norddeutschland. Es war wieder die Ostsee, die sie vereinte; es war die Brücke, die sie einander näher führte, als die langen und mühsamen Wege über Feld und Land, die sogar die deutschen Lande trennten und einander entfremdeten.

Später, als die süddeutsche Religionsauffassung das norddeutsche Ketzertum mit Waffengewalt vertilgen wollte, fühlten sich Dänen, Schweden und Finnen ihren norddeutschen Brüdern so nahestehend, daß sie deren Sache zu ihrer eigenen machten. Blut und Leben haben sie geopfert im Kampf um deutsche Interessen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege blieben große Gebiete der deutschen Länder an der Ostsee in schwedischem Besitz. Schweden war eben einheitlich und stand unter einer starken, zielbewußten Regierung, während Deutschland zersplittert und dadurch schwach war.

Seinen politischen Einfluß in den Ländern an der Ostsee hat Deutschland seitdem nicht wiedergewonnen. Ihre wirtschaftliche Bedeutung haben die Ostseeländer aber nie für Deutschland verloren. Wenn auch die Macht der Hansa zurückgegangen war, blieb doch immer die Ostsee der nächstliegende und natürlichste Weg für deutschen Absatz und deutschen Handel. Nach der Einigung Deutschlands und nach dem hierauf folgenden mächtigen Erblühen unseres wirtschaftlichen Lebens hat man allerdings Handelsbeziehungen zu weit entlegenen Ländern mit dem Ziele vor Augen, den deutschen Handel zu einem Welthandel zu entwickeln, gesucht. Ich glaube mich nicht sehr zu irren, wenn ich den Eindruck gewonnen habe, daß man die Bedeutung der nordischen Länder zu gering eingeschätzt hat. Als einmal vor etwa einem Jahre in einem politischen Kreise die Rede von den Ländern an der Ostsee war, erklärte ein nicht unbedeutender Politiker, daß Deutschland nicht in der Lage sei, sich mit solchen Zwergländern zu befassen.

Es ist ja richtig, daß diese großen Gebiete — mehr als doppelt so groß als das deutsche Reichsgebiet — sehr dünn bevölkert sind. Schweden hat fünfeinhalb Millionen Einwohner, Finnland dreieinhalb, Norwegen nicht einmal drei Millionen und Dänemark kaum zweieinhalb Millionen. Diese Länder aber enthalten nicht geringe Naturschätze, die eben durch die dünne Bevölkerung, durch Mangel an Kapital und dadurch, daß keins von den wirtschaftlich mächtigeren Ländern Europas es zu seiner Aufgabe gemacht hat, diese Naturschätze zu verwerten, noch unausgebeutet daliegen. Und wer müßte das größte Interesse an den nordischen Ländern haben? Die längste Küste Deutschlands ist die Ostseeküste. Der natürlichste Weg der nordischen Länder nach Europa geht durch die deutschen Häfen, durch Königsberg, durch Danzig, durch Stettin, Lübeck, Kiel und Hamburg. Der Handel mit Deutschland hat in den skandinavischen Ländern entschieden die erste Stelle eingenommen, — allen Neigungen zur Entente zum Trotz. Auch in der deutschen Handelsbilanz nehmen die Länder an der Ostsee eine recht bedeutende Stellung ein, was ja auch ganz natürlich ist, da es die einzigen Länder Europas sind, die durch die günstigeren Verbindungen der Seewege über ein Binnenmeer, woran Deutschland als einzige Handelsgroßmacht beteiligt ist, verbunden sind. Der deutsche Handel mit den nordischen Ländern Schweden, Dänemark, Norwegen, Finnland und den Ostseeprovinzen

betrug im Jahre 1913 rund 2750 Millionen, machte somit etwa dreizehn Prozent des deutschen Gesamthandels aus. Was dies bedeutet, sehen wir noch deutlicher, wenn wir gleichzeitig bemerken, daß der Handel mit jenen Ländern ebenso groß ist, wie der gesamte deutsche Handel mit Asien, Afrika und Australien, sechs Zehntel des Handels mit Nord- und Südamerika zusammen, fünfeinhalb mal so groß wie der deutsche Handel mit sämtlichen Balkanländern. Und das sind die Zwergländer!

Um noch auf dem Gebiete der Handelspolitik zu bleiben, möchte ich aber bezüglich der weiteren Entwicklungsfähigkeit unserer Handelsbeziehungen zu den nordischen Ländern noch hinzufügen, daß die Handelsbeziehungen, obwohl wirklich nur sehr wenig von deutscher Seite aus zu ihrer Förderung getan worden ist, trotzdem auch in den letzten Jahren bedeutend gewachsen sind. Die größte Entwicklungsfähigkeit hat Finnland gezeigt, und danach kommt Schweden. Im ganzen ist der deutsche Handel mit den nordischen Ländern in den letzten fünf Jahren vor dem Kriege um mehr als dreiundfünfzig Prozent gestiegen, während der deutsche Gesamthandel nur um etwas über siebenundvierzig Prozent gestiegen ist. Dabei hat Deutschland auf manchen Gebieten besondere Anstrengungen gemacht, um die Handelsbeziehungen zu fördern. Mit den nordischen Ländern ist dies nicht in wesentlichem Grade geschehen. Man kann also sagen, daß der trotzdem stattgefundene Aufschwung ein deutliches Zeichen dafür ist, daß auf diesem Gebiete viel zu tun übrig bleibt.

Besonders was die Einfuhr aus den nordischen Ländern betrifft, könnte von deutscher Seite aus viel getan werden. Von dem größten schwedischen Ausfuhrartikel, dem Eisenerz, wird ja der Hauptteil mit ungefähr drei Vierteln nach Deutschland ausgeführt. Die übrigen Waren aber, hauptsächlich die Erzeugnisse der Wald- und Milchwirtschaft, Holzwaren und Butter, werden überwiegend nach England exportiert. Es erscheint uns fast so, daß die Holzeinfuhr über die Ostsee sich günstiger ordnen ließe, namentlich für Nord- und Westdeutschland, als mit der Eisenbahn aus Rußland.

Unsere Ausfuhr nach den nordischen Ländern läßt sich aber auch sicher weiter entwickeln. Mit der steigenden Kultur wachsen auch die Lebensbedürfnisse. Unsere Aufgabe wird nun sein, zuzusehen, daß diese Bedürfnisse von Deutschland erfüllt werden und nicht England eine neue Aufgabe zu größerem Einfluß bieten.

Wir könnten ja mit diesen Erfolgen zufrieden sein und uns damit begnügen, die Entwicklung, die bisher so gut vor sich ging, sich weiter ohne besondere Bemühungen von unserer Seite, wie es bisher geschah, entfalten zu lassen. Die Zukunftsaussichten sind aber nicht so günstig, daß wir uns damit zufrieden geben könnten.

Das Lebensinteresse der Entente ist es, eine freie und ununterbrochene

Verbindungslinie ihrer politischen und wirtschaftlichen Machtgebiete zu erreichen. Diese Linie ginge von Westen nach Osten, — zwischen England und dem Orient. Das entgegengesetzte Interesse, das der Zentralmächte, ist, diese Linie abzubrechen und ihre Weltmacht durch die Trennung Englands vom Osten, von Rußland und Asien, zu gründen und zu sichern.

Die Bedeutung der skandinavischen Länder in der Weltpolitik dürfte dann so gekennzeichnet werden, daß sie im Kreuzungspunkte der beiden politischen Linien liegen: Auf der einen Seite die Verlängerung der zentraleuropäischen Expansionslinie, auf der anderen die russisch-englische, kommerzielle und politische Verbindungslinie.

Wenn es England nicht gelingen wird, zur Sicherung seiner Weltherrschaft die freie Verbindung mit Rußland und dem Orient auf dem Wege über das Mittelländische Meer herzustellen, bzw. aufrechtzuerhalten, müssen andere Wege gesucht werden. Je kleiner die Möglichkeiten für England werden, den Bosporus zu gewinnen, um so wichtiger wird ihm der andere Weg nach Rußland: Der Weg über die Ostsee und die nordischen Länder!

Um ihr Ziel, die völlige Trennung der westlichen und östlichen Machtfaktoren der Entente zu erreichen, kann es den Zentralmächten nicht genügen, ihre Verbindungslinie von der Nordsee zum Ägäischen Meere zu ziehen. Der Sieg auf dem Balkan wird nur ein halber Sieg sein, die Besetzung des Suezkanals, die Befreiung Ägyptens und Persiens würden nur von relativer Bedeutung sein, solange sich England und Rußland über Skandinavien die Hand reichen können.

Die großen wirtschaftlichen Vorteile, die die Neutralität den skandinavischen Ländern geboten hat, sowie die starken Sympathien für Deutschland, die in weiten Kreisen des schwedischen Volkes leben, und vor allen Dingen das in diesen Ländern herrschende starke Selbständigkeitsgefühl haben es bisher verhindert, daß diese Länder sich freiwillig in die Arme der Entente geworfen haben und sich der Aufgabe gewidmet hätten, das Bindeglied zwischen den Westmächten der Entente und Rußland zu bilden.

Wir dürfen jedoch unsere Augen der Gefahr nicht verschließen, die tatsächlich vorhanden ist. Die Entente arbeitet energisch und zielbewußt, um die skandinavischen Länder für sich zu gewinnen.

Wie die Gruppierung der europäischen Mächte sich nach dem Kriege gestalten wird, ist noch unklar. Wir müssen aber damit rechnen, daß, wenn wir wieder Frieden haben, gemeinsame Interessen die Ententemächte auch für weitere Zukunft zusammenbinden werden. Daß eine solche Tendenz wenigstens jetzt deutlich und klar vernehmbar ist, läßt sich nicht leugnen. Nicht nur solche Reden, wie z. B. neulich die Rede des englischen Staatssekretärs des Innern, worin derselbe erklärte, daß die Entente sich auf einen langen systematischen Handelskrieg gegen

die Zentralmächte vorbereiten müsse, sondern auch andere Unternehmungen der Entente weisen darauf hin. Besonders in bezug auf die nordischen Länder sind bereits in diesem Sinne getroffene Vorbereitungen zu vermerken. Von englischer Seite hat man Maßnahmen getroffen, um den englisch-russischen Transitohandel über Skandinavien zu regeln, und es liegt kein Grund vor zu der Vermutung, daß diese Maßnahmen nach dem Kriege eingestellt werden. In Paris ist ein Komitee gegründet worden, um die Handelsbeziehungen zwischen Frankreich und Schweden zu fördern. Französische Agenten unter der Leitung eines in den ententefreundlichen Kreisen Schwedens eine hervorragende Stellung einnehmenden Agitators treiben eine kräftige Propaganda. In der Wühlarbeit in den skandinavischen Ländern steht aber auch Rußland seinen Verbündeten nicht nach. Russische Minister und Politiker erklären in Reden und Besprechungen schwedischen Journalisten, daß Rußland Schweden gegenüber die freundschaftlichsten Gefühle hege, und erzählen von der großen Bedeutung, die der russische Markt für Schwedens Handel und Industrie haben wird, wenn Deutschland von demselben jetzt ausgeschlossen sein wird. Diese Bestrebungen werden noch von in den nordischen Ländern stationierten russischen Handelsagenten und Hetzern unterstützt.

Unter diesem Druck haben sich die skandinavischen Länder jedoch bisher recht korrekt verhalten, das müssen wir sehr anerkennen. Aber — können wir uns damit für die Zukunft begnügen? Können wir uns darauf verlassen, daß das Ködern und Hetzen gänzlich erfolglos bleiben wird? Wenn wir uns unseren skandinavischen Stammverwandten gegenüber auch künftighin ganz passiv verhalten werden, können wir auch nicht von ihnen verlangen, daß die großen materiellen Vorteile, die ihnen unter so verlockenden Versprechungen von unseren Feinden angeboten werden, sie nicht schließlich doch uns entfremden müssen. Und wenn sie nicht standhalten, wird die Einkreisungspolitik der Entente im Norden gelingen. Was dies für uns bedeutet, liegt auf der Hand! Im Norden, wo wir früher Freunde gehabt haben, wird ein neuer Druck entstehen, der schwerer für uns zu ertragen sein wird, als irgendeine Machenschaft unserer Feinde. Und die Ostsee, die unsere Tür nach dem Norden war, wird die Tür unserer Feinde werden!

Was wir von russischen Versprechungen halten, brauche ich nicht zu sagen. Für Schweden wird es aber eine verhängnisvolle Stunde sein, wenn es den russischen Locktönen einmal Glauben schenken sollte. Die russische Drohung gegen Nordschweden dürfte wohl dadurch nicht kleiner geworden sein, daß die russischen Bestrebungen, über den Bosporus den offenen Seeweg zu erhalten, gescheitert sind. Auch das Schicksal Finnlands und der Ostseeprovinzen, dieser einstmals schwedischen Länder, müßte eine Warnung genug sein.

Auch für uns haben aber diese Länder die größte Bedeutung, und zwar

nicht nur, weil das weitere Fortschreiten der russischen Zerstörungspolitik in den durch ihre Kultur und ihre Neigungen zu Mitteleuropa gehörenden Ländern eine weitere Ausdehnung des Russentums bedeuten würde, sondern auch aus anderen wichtigen Gründen. In den Ostseeprovinzen hat der Stamm unserer deutschen Brüder einen jahrhundertelangen, zähen Kampf um seine Nationalität geführt. Die Bevölkerung, besonders in Estland, hat während des Krieges ihre Sympathien für Deutschland kundgegeben. In Finnland ist das ganze Volk ausgesprochen auf unserer Seite und harrt noch des Tages, an welchem es das russische Joch wird abwerfen können. Somit bilden die Ostseeprovinzen und Finnland durch ihre Gesinnung heute einen Keil zwischen Rußland und Europa. Wie lange wird dieser Keil noch bestehen können? Was werden wir für seine Erhaltung tun können? Wenn wir überhaupt noch daran denken wollen, an der Bedeutung der Ostsee festzuhalten, dürfen wir diese Länder nicht außer acht lassen. Wirtschaftlich sind sie uns von größtem Wert. Unser Handel mit den baltischen Hafenstädten ist ein gewaltiger. Durch sie werden nicht nur die Provinzen selbst versorgt, durch sie geht der Weg für unseren Handel auch ins Innere Rußlands, auf den Rußland auch in Zukunft nicht verzichten wird. Unsere Ausfuhr nach Finnland ist ebenso groß, wie die nach der Türkei, und dies dürfen wir nicht vergessen, wenn wir unseren Handelsbeziehungen mit der Türkei so große Aufmerksamkeit schenken.

Was sich tun läßt, um die Ostseeländer näher an uns zu fesseln, läßt sich hier nicht erörtern. Die Bedeutung derselben für uns müssen wir nur klar sehen; auch dürfen wir nicht vergessen, wie viel Gemeinsames wir mit diesen Völkern haben, wie Vieles, das uns und ihnen gehört, und das wir zusammen zu schützen und zu pflegen haben, zur gegenseitigen Annäherung dienen kann. Wenn wir uns dies vor Augen halten, werden sich schon Wege eröffnen, die Völker der Ostsee um gemeinsame kulturelle und wirtschaftliche Ziele zu sammeln, zur Wehr gegen gemeinsame völkische Gefahren zu einigen, so daß jedes von ihnen sein freies, selbständiges Leben leben kann und sie trotzdem ineinander Schutz und Unterstützung finden. Unter den vielen großen Aufgaben, die in der Welt vor uns liegen, sei auch diese nicht vergessen.

Otto Jöhlinger,

Dozent am Orientalischen Seminar der Universität Berlin:

Aus der englischen Volkswirtschaft.

Untersucht man, wie der Krieg in England bis jetzt gewirkt hat, so wird man sich zunächst vor Augen halten müssen, daß England von jeher gewohnt ist, lange Kriege zu führen und auch durch vorübergehende Mißerfolge nicht allzusehr beeinträchtigt wird. Der Krieg zwischen England und Frankreich hat 126 Jahre gedauert, wenn man die kurzen Unterbrechungen nicht in Betracht zieht, in denen in Wirklichkeit ja sehr oft in den Kolonien weiter gekämpft wurde. Der Kampf zwischen Holland und England dauerte dreißig Jahre. In allen diesen Kriegen ist England, ebenso wie in dem Kampf gegen Spanien, schließlich Sieger geblieben, und nur ein einziges Mal, nämlich im Kampfe mit Nord-Amerika, mußte England den Kürzeren ziehen. Der Engländer kennt daher aus seiner Geschichte die lange Dauer der Kriege genau und rechnet immer damit, daß schließlich der Feind, wenn er auch nicht militärisch oder zur See besiegt werden kann, doch auf die Dauer wirtschaftlich gezwungen wird, nachzugeben. Daraus erklärt sich auch der auffallende Optimismus, der in England bezüglich des endgültigen Ausganges des Krieges herrscht. Diese Auffassung findet man namentlich in den Arbeiterkreisen, sowie bei den breiten Massen und im englischen Mittelstand. Überall hört man — wie neutrale zuverlässige Beobachter übereinstimmend festgestellt haben —, daß der Krieg mit Deutschland sehr populär ist, und daß man durchaus mit der Niederringung Deutschlands rechnet. Zahlreiche Engländer haben sogar offen zugegeben, daß dieser Krieg für Großbritannien notwendig war, um ein allzuschnelles Emporblühen Deutschlands zu verhindern, und namentlich im Volke herrscht die Ansicht, daß, wenn England jetzt nicht eingegriffen hätte, Deutschland niemals von ihm besiegt werden würde.

Grundverschieden von der Stimmung der englischen Durchschnittsbevölkerung im allgemeinen ist die Ansicht der sogenannten „City" zu beurteilen. Hierzu gehören in erster Linie die Kreise des Bankviertels, der Börse und die Finanzleute. Diese haben — das ist übereinstimmend von genauen Kennern bestätigt worden — eine außerordentlich pessimistische Anschauung, und sie stehen auch auf dem Standpunkt, daß der Durchführung des englischen Planes natürliche Grenzen in der Finanzkraft Englands gesetzt sind. Diese Finanzleute kennen genau die Grundlagen des Londoner Geldmarktes, der bisher überwiegend auf dem Vertrauen in die Zahlkraft Englands basierte, und dieses Vertrauen ist durch den Krieg auf das

Schwerste erschüttert worden. Mit einem ausgesprochenen Angstgefühl sehen diese Kreise ihre Hauptgeldquellen versiegen, und Redensarten, wie die von Lord Haldane, „daß England aus diesem Kriege als ein armes Land hervorgehen werde“, haben den Londoner Bankherren einen großen Schrecken eingejagt. In noch viel stärkerem Maße wurde das Gefühl der englischen Bankwelt erschüttert durch die Bemerkung von Bonar Law, „daß England den Staats-Bankerott riskieren müßte, um diesen Krieg zu gewinnen“. Das ist bisher in England noch nicht dagewesen. Es ist klar, daß die Kreise, die einen tieferen Einblick in die Leistungsfähigkeit Englands haben, nicht so vertrauensvoll gestimmt sind, wie die oberflächlichen englischen Beurteiler der Aussichten.

Wenn man sich über die Stimmung der Londoner Bank- und Börsenwelt gut informieren will, dann braucht man nur das ganz ausgezeichnete Fachblatt „Economist“ durchzulesen. Dort kommen die ernsten Gedanken, die der Engländer sich über die Finanzlage und die Aussichten des Krieges macht, uneingeschränkt zum Ausdruck. Namentlich im Briefkastenteil des „Economist“ findet man oft Mitteilungen, die weder im Handelsteil des „Economist“, noch überhaupt in irgend einer englischen Zeitung veröffentlicht werden. Unter der Überschrift „Letters to the Editor“ findet man regelmäßig Zuschriften englischer Bankkreise, die dort ihrem gepreßten Herzen Luft machen, und mehr als einmal ist an jener Stelle von Männern, die über die Verhältnisse nachgedacht haben, zugegeben worden, daß der englischen Kriegsführung auf die Dauer Grenzen gesetzt sind. Am deutlichsten kam dies u. a. in einem Brief im „Economist“ vom 30. Oktober 1915 zum Ausdruck, wo ein Mann, der sich „Acceptor“ nannte und anscheinend den Londoner Bankkreisen angehört, auf die empfindlichen Schwächen Englands in deutlicher Form hinwies. Dieser Verfasser ging in seiner Zuschrift davon aus, „daß England bisher als ein unüberwindlicher Turm an finanzieller Stärke bezüglich der Verbündeten betrachtet worden sei, und daß auch die Engländer angenommen hätten, mit Leichtigkeit ihren Gegnern in finanzieller Beziehung Widerstand leisten zu können. Der jetzige Krieg habe aber — so heißt es weiter — viele Erwartungen zerstört, und nach den bisher gemachten Erfahrungen sei es fraglich, ob das Vertrauen in die englische Finanzkraft gerechtfertigt sei.“

Bei dieser sehr interessanten Ausführung muß man aber berücksichtigen, daß die durchaus zutreffende Erkenntnis nicht Allgemeingut des englischen Volkes geworden ist, sondern sich nur auf wenige einsichtige Kreise beschränkt. Ins britische Volk ist die Ansicht nicht gedrungen, und der Kreis der Personen um den „Economist“ herum dürfte nicht allzu umfangreich sein. Ferner muß man bedenken, daß der „Economist“ pazifistische Tendenzen hat und daher zurzeit über keinen allzu großen Einfluß in der englischen Oeffentlichkeit verfügt. Er ist nur ein Spiegelbild einer besonderen Art von Engländern.

Unter den Schwierigkeiten, unter denen England zu leiden hat, steht zweifellos das Schiffahrts-Problem an allererster Stelle. Der Mangel an Frachtraum und die damit zusammenhängende Steigerung der Frachten wirken so empfindlich im englischen Erwersleben wie kein anderer Faktor. Die Frachtsätze sind auf einen Stand emporgeschnellt, wie er seit einem halben Jahrhundert nicht mehr dagewesen ist, und es ist ganz klar, daß hierdurch der Bezug ganz außerordentlich verteuert, der Export sehr erheblich erschwert wird. Die Ursachen der ungewöhnlichen Frachtsteigerung sind zunächst darin zu suchen, daß auf dem Weltmarkt die deutsche, österreichische und zum Teil auch die griechische Handelsflotte fehlen, die einen sehr erheblichen Teil des Frachtangebotes auf dem Weltmarkt bewältigt haben. Hinzu kommt, daß die übrigen Flotten nicht in vollem Umfang für private Transporte zur Verfügung stehen, sondern für militärische Zwecke benutzt werden. Nach englischen Pressemeldungen sind allein von der britischen Handelsflotte schon ursprünglich 10 Prozent für die Zwecke der Admiralität requiriert worden, d. h. die englische Handelsflotte bestand im Jahre 1915 anstatt aus 20 000 Dampfern nur noch aus 18 000; 2000 Dampfer dienten maritimen Zwecken; sie wurden für Kohlentransporte, Wachdienst in der Nordsee usw. benutzt. Im Laufe der Zeit wuchsen die Ansprüche der Admiralität immer mehr angesichts der wachsenden Truppentransporte, der Verpflegung der überseeischen Kontingente, der Kohlenbeschaffung usw. Wieviel Schiffe die britische Marineverwaltung jetzt mit Beschlag belegt hat, ist nicht bekannt gegeben. In der englischen Presse wurde kürzlich behauptet, daß von einem Gesamttonnengehalt der britischen Handelsflotte von 20 Millionen Brutto-Register-To. 5 Millionen Brutto-To. im Heeresdienst stehen, d. h. 25 Prozent der Flotte. Auch diese Zahl hat inzwischen eine Steigerung erfahren.

Nach den im Oktober des Jahres 1915 bekannt gegebenen englischen Angaben sind allein im September des Jahres 1915 56 Schiffe mit 164,227 To. als verloren angegeben worden gegen 43 mit 143,191 To. im September des Vorjahres und 12 mit 27,343 im Jahre 1913. Rechnet man diese Zahl zu den Vormonaten, so ergibt sich, daß bis Anfang Oktober 1915 in den 9 Monaten England 506 Schiffe mit 1 256 922 To. als Verlust amtlich zugegeben hat, gegen 191 Schiffe mit 461 423 in der gleichen Vorjahrszeit. In Wirklichkeit ist der Verlust naturgemäß erheblich größer und dadurch die Leistungsfähigkeit der englischen Flotte außerordentlich eingeschränkt. Nach deutschen Schätzungen waren bis Ende November 6 Prozent der englischen Handelsschifftonnage als verloren anzusehen.

Zu einem ähnlichen Resultat kommt auch eine Aufstellung der „Kölnischen Zeitung" von 20. Januar 1916, in der alle Namen der untergegangenen englischen Schiffe aufgeführt sind. Die Ergebnisse dieser Liste in Prozenten umgerechnet bieten folgendes Bild: Da 1913 die englische Handelsflotte aus 11 328

Schiffen über 100 Tonnen bestand, beträgt der Verlust bei dem Untergang von 637 Schiffen 5,6 Prozent des Bestandes. Der verfügbare Laderaum ist in noch größerem Maße betroffen. Er betrug 1913 — nach der letzten uns zur Verfügung stehenden Statistik — insgesamt 21045049 Tonnen; ein Verlust von 1470351 Tonnen macht also etwa 6,96 Prozent des ganzen Raumes aus. Recht interessant ist auch die Prozentberechnung bei der französischen Handelsflotte, die 1911 1377 Schiffe über 100 Tonnen mit 1273593 Tonnen umfaßte. Während der Verlust der 55 Schiffe etwa 4 Prozent des Bestandes ausmacht, beträgt der Prozentsatz des vernichteten Raumes nicht weniger als 11,7 Prozent, weil es sich meistens um große Transportschiffe gehandelt hat.

Wie schon erwähnt, hängt die Erhöhung der Frachten auch mit der Requirierung der Dampfer zusammen. So schreiben u. a. die „Times": „Die Neutralen haben nur Vorteile von den englischen Schwierigkeiten. Sie können jetzt ohne Rücksicht auf die Kosten Schiffe bauen. Die von der englischen Regierung bei der Requirierung geübten Grundsätze haben den größten Einfluß auf die Erhöhung der Frachtsätze. Diesen Methoden haben die neutralen Reeder das Anwachsen ihrer Macht zu verdanken. Ebenso wie für die Rekrutierung müßte auch für die Requirierung der Schiffe ein weitschauender Plan aufgestellt werden."

Um der Schwierigkeiten aus der Frachtsteigerung Herr zu werden, hat die englische Regierung eine Reihe sehr einschneidender Maßregeln vorgenommen. In erster Reihe gehört dazu das Gesetz vom 1. Dezember 1915. Hierdurch wird die englische Regierung ermächtigt, für die Verfrachtung von Kohlen und anderen Waren irgend ein in England eingetragenes Schiff zu beschlagnahmen und seit dem 1. Dezember 1915 kann kein britisches Schiff über 500 To. Ladefähigkeit von einem neutralen Hafen zum anderen Hafen Ladung bringen, falls es nicht eine besondere Licenz in London erhalten hat. Damit hat die englische Regierung sich das Recht gesichert, die gesamte englische Handelsflotte für englischen Handel zu beschlagnahmen, und den Handel der neutralen Länder zu unterbinden. Diese Maßregel hat mit Recht in englischen Schiffahrtskreisen einen starken Widerspruch hervorgerufen, und damit hängt es auch zusammen, daß die englische Regierung bis jetzt von der ihr eingeräumten Befugnis nur sehr wenig Gebrauch machte.

Man darf freilich bei dem Frachtproblem einen sehr wichtigen Faktor nicht übersehen, nämlich, daß England hierdurch nicht so sehr geschädigt wird wie Italien und Frankreich. Denn der weitaus größte Teil der nach England fahrenden oder von dort abgehenden Schiffe fährt unter englischer Flagge und gehört englischen Gesellschaften. Die Aktionäre sind zum größten Teil

Engländer, nur ein geringer Prozentsatz befindet sich außerhalb des Landes. Diese Schiffahrts-Gesellschaften verdienen jetzt ungeheure Beträge, und das Geld, das die Bevölkerung auf der einen Seite für hohe Brotpreise zahlt, fließt auf der anderen Seite den englischen Reedern und den in der Schiffahrt tätigen englischen Personen zu. Es handelt sich also zum Teil um eine Kapitalsverschiebung mit dem Erfolg, daß ein sehr beträchtlicher Teil des Geldes in England verbleibt. Dieses Kapital kommt der englischen Volkswirtschaft befruchtend zugute, sodaß am Endresultat die hohen Frachten, namentlich beim Export, für die englische Volkswirtschaft gar nicht immer so ungünstig sind, wie man im allgemeinen annimmt.

Eine wichtige Frage ist, was von den Riesen-Einnahmen den Reedern als Gewinn verbleibt. Die Schiffahrts-Gesellschaften nehmen jetzt oft das Zehnfache dessen ein, was sie in Friedenszeiten buchen können. Es ist aber sicher, daß der Gewinn der Gesellschaften nicht zehnmal so groß ist, wie sonst. Ein erheblicher Teil der englischen Handelsflotte ist ja, wie schon erwähnt, produktiven Arbeiten entzogen. Die von der Admiralität vergüteten Säte (ca. 11 sh. pro To. und Monat) sollen nach englischen Quellen nicht so hoch sein, daß daraus Gewinne erzielt werden. Hinzu kommt, daß die Unkosten der Reeder wesentlich größer sind, als sonst. Es müssen höhere Löhne an das Schiffspersonal gezahlt und größere Aufwendungen für Nahrungsmittel, Proviant und dergleichen gemacht werden. Ferner ist zu berücksichtigen, daß die Versicherungs-Gesellschaften jetzt ganz andere Prämiensätze erheben, als in Friedenszeiten. Denn die Riesenverluste, die die Versicherungs-Gesellschaften schon bis jetzt erlitten haben, bringen es mit sich, daß sie erheblich höhere Prämien berechnen als früher. Auch sind die Gewinne der Reedereien durch die Torpedierungen und sonstigen Schiffsunfälle stark reduziert worden. Man kann den Geldwert der seit Kriegsausbruch verloren gegangenen Schiffe bei den heutigen Dampferkosten für England auf rund 1 Milliarde Mark beziffern.

Bei dem jetzigen hohen Stand der Frachten muß man berücksichtigen, daß nicht alles, was der Engländer für Fracht bezahlt, in englische Taschen fließt. Zwar ist schon erwähnt worden, daß der weitaus größte Teil des Verkehrs von englischen Schiffen bestritten wird, aber ein wesentlich größerer Teil als in normalen Zeiten wird auch auf neutralen Dampfern verladen, und wieviel die neutralen Reeder jetzt verdienen, geht daraus hervor, daß eine Reihe von skandinavischen Schiffahrtslinien 150 Prozent und mehr Dividende ausschüttet.

Wieviel neutrale Schiffe jetzt immer noch nach England kommen, ersieht man aus folgender Aufstellung:

Die Zahlen für die Ankunft von Tonnage in Großbritannien in den Monaten Oktober, November, Dezember lauten folgendermaßen:

	1913:	1915:
Britische Schiffe	8 347 584 t	5 728 259 t
Ausländische Schiffe	4 286 934 t	2 667 269 t
Insgesamt	12 634 518 t	8 395 528 t

Die Ankunft britischer Tonnage ist also im Kriege um 31 v. H. gefallen, die ausländische Tonnage um 37 v. H., die Gesamt-Tonnage um 33 v. H., d. h. 67 Schiffe müssen jetzt dieselbe Arbeit leisten, wie früher 100 Schiffe. Von diesen 67 Schiffen gehören nur 46 Groß-Britannien, 21 dem Auslande. Der Anteil der neutralen Schiffahrt an dem Gesamtquantum ist immer noch ungefähr so groß wie in Friedenszeiten, d. h. er stellt sich auf ein Drittel der Transporte.

Der Kohlenmarkt hat in England eine vollständige Umwälzung erfahren, einerseits im Hinblick auf den Mangel an genügenden Arbeitern, andererseits im Zusammenhang mit dem Ausfuhrverbot, das für Kohlen erlassen worden ist. Um einem weiteren Steigen der Kohlenpreise vorzubeugen, hat die englische Regierung im allgemeinen den Export von Kohlen untersagt. Es wird nur dann eine Erlaubnis zur Ausfuhr von Kohlen erteilt, wenn ein zwingendes Bedürfnis nachgewiesen wird und feststeht, daß die Kohlen nicht direkt oder indirekt in feindliche Hände gelangen. Infolge des Verbotes haben sich in den englischen Grubenbezirken große Mengen von Kohle angehäuft, und da hierdurch die Gewinne der Kohlengrubenbesitzer beeinträchtigt wurden, ist versucht worden, eine Ermäßigung der Löhne durchzusetzen, ein Vorgehen, das gerade in der Zeit der Teuerung nicht unbedenklich ist. Nach Meldungen aus Südwales sind dort bereits die Löhne um fünf Prozent herabgesetzt worden. Infolge des Mangels an Schiffsraum mußten Feierschichten eingeführt werden, ja die Zechen mußten sogar an einigen Tagen völlig still liegen.

Unter den Verhältnissen des englischen Kohlenmarktes haben, wie bei Besprechung der Frachtverhältnisse schon erwähnt wurde, vor allem die Bundesgenossen zu leiden, und in Frankreich wie in Italien macht sich gegen den hohen Tribut, den diese Bundesgenossen in Form der Kohlenpreise zu entrichten haben, eine außerordentliche Mißstimmung bemerkbar. Aus Frankreich liegt folgende Meldung hierzu vor: Der Vorsitzende der Bergwerkskommission, Abgeordneter Roden, machte über den Tribut Frankreichs für englische Kohlenlieferungen folgende spezialisierte Aufstellung: An Kohle wird in Frankreich mehr als zwanzig Millionen Tonnen, fast vierundzwanzig Millionen eingeführt. Der mittlere Preis beträgt pro Tonne achtzig Franken. Er setzt sich folgendermaßen zusammen: Lieferungspreis in Cardiff oder Newcastle 32 Franken die Tonne; Fracht nach Marseille 75, Bordeaux 58, Saint Nazaire und Nantes 48, Rouen 32 Franken. Der Durchschnittspreis der Fracht ist demnach 40 Franken. Mit Einschluß der Liegegelder, Versicherung, Courtagekosten u. a. kommt die Tonne durchschnittlich auf 80 Franken zu stehen. Bei Zugrundelegung

von zweiundzwanzig Millionen Tonnen englischer Einfuhr belaufen sich demnach die jährlichen Zahlungen an England allein für Kohle auf 1760 Millionen Franken, bei Berücksichtigung des Wechselkurses sogar auf 1936 Millionen Franken.

Untersucht man alle die Momente, die von nachteiliger Wirkung sowohl auf die wirtschaftliche Entwicklung Englands, als auch auf die Stimmung der englischen Bevölkerung sein können, so wird man dabei neben der Lage am Frachtenmarkt in erster Reihe auf die Teuerung wichtiger Erzeugnisse kommen. Das Durchschnittsniveau sämtlicher Preise ist in England während des Krieges andauernd gestiegen, und es ist anzunehmen, daß die Preise auch weiter eine steigende Tendenz behalten, und daß das bisherige Niveau noch ganz erheblich überschritten wird. Ein Vergleich mit Deutschland ist nicht ohne weiteres zu ziehen, weil hier Qualitätsunterschiede in Betracht kommen; dies gilt namentlich für Nahrungsmittel. Absolut betrachtet stellen sich die Nahrungsmittelpreise, soweit Getreide, Mehl, Brot etc. in Betracht kommt, jetzt in England höher als in Deutschland. Dabei ist aber zunächst zu berücksichtigen, daß bei uns das Roggenbrot die Hauptnahrung darstellt, in England dagegen das Weizenbrot. Weizen ist selbst in Friedenszeiten stets teurer als Roggen, und daher ist auch sonst der Brotpreis in Deutschland durchschnittlich niedriger, als in England. Nimmt man den Preis für deutsches Weizenmehl, so muß man dabei berücksichtigen, daß in der jetzigen Kriegszeit das deutsche Mehl wesentlich schärfer ausgemahlen ist, lediglich aus heimischem Weizen besteht, ohne Zusatz fremder Qualität, und außerdem vermischt mit Roggenmehl ist. Das sind Momente, die man nicht außer acht lassen darf. Wenn England ähnliche Vorschriften für die Ernährung erlassen würde, wie Deutschland, also scharfe Ausmahlung, Vermischung mit billigeren Getreidearten etc., so würde auch dort der Mehlpreis niedriger sein. Wenn man also behauptet, daß in Deutschland das Brot billiger ist, als in England, so muß man unbedingt zunächst den Vorbehalt der Qualitätsunterschiede machen.

Sieht man hiervon ab, so ergibt sich nach englischen Statistiken, daß im Durchschnitt die Preise in England nicht so schnell gestiegen sind, wie in Deutschland. Es hängt das damit zusammen, daß die Rohstoffe einer Reihe von Industrien wie: Baumwolle, Wolle, Kautschuk, Hanf etc., in England wesentlich billiger sind als bei uns, und daß infolgedessen der Durchschnitt aller Preise in England ein niedrigeres Niveau ergibt als in Deutschland. Nichtsdestoweniger sind, an sich betrachtet, die englischen Preise außerordentlich hoch, und sie haben jetzt ein Niveau erreicht, wie seit langer Zeit nicht mehr. Die beste Übersicht hierfür geben die englischen Inderzahlen, welche die Zeitschrift „Economist" regelmäßig berechnet. Diese Zahlen verstehen sich freilich nur für den Großhandel, wobei bemerkt sei, daß im Kleinhandel noch wesentlich stärkere Erhöhungen eingetreten sind. Die wichtigsten Veränderungen der Preise

seit dem Anfang des Jahres 1914 sind aus nachstehender Aufstellung ersichtlich:

	Getreide u. Fleisch	Tee, Zucker, Butter usw.	Webstoffe	Mineralien	Verschiedenes: Holz, Gummi, Öl usw.	Zusammen:	Prozentual
Ende Januar 1914	562 1/2	356	626	502	571 1/2	2618	119,0
„ August 1914	641	369	626	474	588	2698	122,6
„ Dezbr. 1914	714	414 1/2	509	476	686 1/2	2800	127,3
„ März 1915	840	427	597	644	797	3305	150,2
„ Dezbr. 1915	897	446	731	711 1/2	848 1/2	3634	165,1
„ Februar 1916	983	520	805 1/2	801	897 1/2	4008	182,2

Als Gründe für das Anschwellen der Warenpreise führt der „Economist“ vor allem die ungeheure Verschwendung von Lebensmitteln durch die Heere und den Mangel an Frachtraum an. Das Blatt zitiert die Ausführungen aus einer Rede, die der Premierminister im November 1915 einer Abordnung der englischen Arbeiterschaft gehalten hat, wobei eine zahlenmäßige Feststellung der Verteuerung der Lebenshaltung gegeben wurde, die sich wie folgt verteilte:

Es haben sich erhöht seit Kriegsausbruch:

Lebensmittel um	40%
Mieten	2%
Heizung und Beleuchtung	25%
Kleidung	30%
Sonstiger Bedarf	15%

Der Minister hätte auch noch hinzufügen können, daß neben diesen erhöhten Abgaben für die Lebenshaltung auch noch die gesteigerten Steuern in England die Lebenshaltung erschweren. Fleisch ist in England so teuer geworden, daß man bereits ein Nachlassen des Verbrauchs festgestellt hat.

Die Teuerung macht sich für das Wirtschaftsleben Englands, wie bemerkt, sehr unangenehm fühlbar. Vor allem wirkt sie sehr ungünstig auf die Handelsbilanz ein; denn trotzdem die Einfuhrmengen oft gar nicht größer sind, als in Friedenszeiten, muß England einen wesentlich höheren Betrag, in Geldwert ausgedrückt, an das liefernde Ausland zahlen, wodurch die Verpflichtungen Englands wachsen. Selbst wenn man die Fracht, die ja bis zu einem gewissen Grade England wieder zuströmt, abzieht, ist das Durchschnittsniveau der überseeischen Preise — man denke nur an Getreide, Baumwolle, Wolle — auf dem Weltmarkte wesentlich höher, als in Friedenszeiten, und die Verschlechterung der Handelsbilanz hängt zu einem Teil mit den hohen Auslandspreisen zusammen. Man sieht dies deutlich bei Getreide, wo die Einfuhrmengen erheblich gegen frühere Jahre zurückbleiben, der Geldwert aber ganz beträchtlich höher ist, als je zuvor.

Nichtsdestoweniger wäre es falsch, die Einwirkung der Teuerung auf die Stimmung der englischen Bevölkerung zu überschätzen. Gewiß haben die hohen Preise unangenehme Folgen sowohl für die englische Nationalwirtschaft im allgemeinen, als auch für die Privatwirtschaft im besonderen. Das Budget des Arbeiters wird viel mehr belastet als sonst, und die hohen Preise machen oft eine Einschränkung des Verbrauches notwendig. Aber ein sehr großer Teil der englischen Arbeiter ist gut beschäftigt, und es werden wesentlich höhere Löhne erzielt als in Friedenszeiten. Die Zahl der Arbeiter hat infolge Einstellung in das Heer abgenommen, so daß die zurückgebliebenen Arbeiter hohe Löhne fordern und auch durchsetzen können. Genaue Ziffern über die Steigerung des Einkommens in England sind nicht bekannt geworden. Man gewinnt aber den Eindruck, als ob in vielen Fällen die Lohnerhöhungen ausreichen, um die Kosten der gesteigerten Lebenshaltung zum größten Teil zu decken. Solange die Lebenshaltung in England nur durchschnittlich um dreißig Prozent verteuert wird, ist es verfehlt, starke Wirkungen auf die Stimmung der Engländer zu erwarten.

Wie sich die englische Getreide-Statistik zu Beginn des Jahres 1916 im Vergleich mit früheren Jahren stellte, zeigt nachstehende Gegenüberstellung:

Weizen-Einfuhr vom 1. September bis 1. Januar, in Millionen Quarter

1915:	1914:	1913:	1912:
6,90	8,73	7,76	7,69

Nimmt man das ganze Jahr 1915, so ergibt sich, daß der Import von Weizen und Mehl seit Jahren nicht mehr so gering war, wie im letzten Jahre. Es betrug nämlich die Netto-Einfuhr von Weizen und Mehl in England:

1915:	23,8	Millionen Quarters
1914:	26,8	" "
1913:	27,8	" "
1912:	28,–	" "
1911:	25,4	" "
1910:	27,1	" "
1909:	25,8	" "

Daraus erhellt, daß die Einfuhr von Getreide ganz wesentlich niedriger gewesen ist, als im Durchschnitt der letzten Friedensjahre. Auch die Einfuhr von Mehl war kleiner. Sie stellte sich auf:

1915:	975,000	Millionen Quarters
1914:	1476,165	" "
1913:	1577,832	" "
1912:	1361,835	" "

Auch hier ist ein sehr erheblicher Rückgang eingetreten.

Im Gegensatz zur Einfuhr waren die Ablieferungen der britischen Landwirte verhältnismäßig recht reichlich; sie betrugen seit Beginn des Erntejahres bis 1. Januar:

1915:	2,83	Millionen Quarters
1914:	2,86	" "
1913:	2,25	" "
1912:	1,77	" "

Aber diese großen Ablieferungen waren nicht imstande, das Einfuhrdefizit auszugleichen. Die heimische Versorgung, d. h. Einfuhr und Ablieferungen von Getreide und Mehl zusammen, stellte sich auf:

1915:	10,71	Millionen Quarters
1914:	13,07	" "
1913:	11,60	" "
1912:	12,82	" "

Da der heimische Verbrauch unverändert groß war, teilweise sogar größer als in Friedenszeiten, so haben die Bestände von Weizen und Mehl an den englischen Hafenplätzen eine Abnahme erfahren; sie stellten sich Anfang Januar auf:

1915:	1,40	Millionen Quarters
1914:	2,53	" "
1913:	2,21	" "
1912:	2,25	" "

Wieviel von englischem Weizen noch nicht abgeliefert ist, läßt sich nicht sagen. Von englischer Seite aus wird eine sehr hohe Ziffer verbreitet, nämlich 5,16 Mill. Quarter gegen 3,63 Mill. Quarter in der gleichen Vorjahrszeit. Diese Ziffer dürfte aber übertrieben und nur darauf berechnet sein, einen gewissen Druck auf die Preise auszuüben, im Hinblick darauf, daß noch viel Reserven in England zur Verfügung stehen. Man wird gut tun, dieser Ziffer gegenüber Zurückhaltung zu bekunden; denn nach den Angaben, die man über die englische Ernte bis jetzt erhalten hat, kann man kaum damit rechnen, daß die noch nicht abgelieferte Menge so groß sein kann.

Die sogenannten „schwimmenden Mengen" von Weizen, die Anfang Januar per Schiff nach England unterwegs waren, stellten sich auf:

1,73	Millionen Quarter im Januar	1915
1,85	" " " "	1914
1,56	" " " "	1913
1,69	" " " "	1912

Verglichen mit dem großen Bedarf Englands reichen die bisherigen Zufuhrziffern nicht aus.

Stellt man Bedarf und Versorgung gegenüber, so zeigt sich, daß die Verhältnisse niemals so ungünstig waren, wie im Jahre 1915; denn es betrugen:

	Versorgung:	Bedarf:	
1915:	30 100 000	33 000 000	Quarter
1914:	33 483 000	33 000 000	"
1913:	33 029 000	33 000 000	"
1912:	33 269 000	32 750 000	"
1911:	31 753 000	32 750 000	"
1910:	33 202 000	32 500 000	"
1909:	31 182 000	32 250 000	"

Der Durchschnittspreis für englischen Weizen betrug Anfang Januar:

1916:	54 sh	9 d
1915:	44 "	4 "
1914:	31 "	1 "
1913:	30 "	5 "

Der ausländische Weizen ist noch viel stärker gestiegen. So kostete Anfang Januar Manitoba-Weizen in England:

1916:	66 sh	6 d
1915:	55 "	6 "
1914:	36 "	–
1913:	38 "	9 "

Der Preis von Mehl hat eine dementsprechende Erhöhung erfahren. Er betrug Anfang Januar:

1916:	48 sh	6 d
1915:	40 "	6 "
1914:	26 "	6 "
1913:	27 "	–

Die Tatsache, daß die Preise, die England jetzt anlegen muß, höher sind, als in normalen Zeiten, und daß dafür nur geringere Mengen erhältlich sind, kommt am schärfsten zum Ausdruck in der englischen Handelsbilanz. Die Vergrößerung der Passivität wird durch den anormalen Stand der Seefrachten weiter gesteigert. Ferner aber erfährt die Handelsbilanz dadurch noch eine Verschlechterung, daß die teuren Frachten auf den Export hemmend einwirken; sie steigern die Spesen, mit denen die Exporteure zu kalkulieren haben. Im Verein damit sind die Absatzmöglichkeiten auf dem Weltmarkt eingeschränkt, weil die Wirtschaftslage — infolge von Moratorien und ungünstigen Geldverhältnissen — sich in sehr vielen Ländern durchaus nicht günstig gestaltet, wodurch die Ausfuhr des Jahres 1915 gewaltig hinter normalen Zeiten zurückbleibt. Der eng-

lische Export hatte im Jahre 1913 einen Wert von 525 Millionen Pfund Sterling. Im Jahre 1914 sank er auf 430 und im Jahre 1915 auf 384 Millionen Pfund Sterling. Vorläufig wird man an eine Belebung der Ausfuhr Englands kaum denken können, da ein großer Teil der Industrien Englands, die sonst für den Export arbeiten, jetzt in erheblichem Umfang Kriegsmaterial herstellen oder, wie z. B. die Stahlwerke, für die englische Regierung beschäftigt sind. Dadurch wird ein großer Teil der Produktion, der sonst nach dem Auslande geht, im Inlande absorbiert. Hinzu kommt, daß zahlreiche Export-Industrien infolge der Arbeiter-Einberufungen ihren Betrieb einschränken mußten.

In normalen Zeiten steht einer Verringerung der Ausfuhr meist auch ein Rückgang der Einfuhr gegenüber. Das ist in England jetzt aber nicht der Fall. Die Einfuhr ist vielmehr erheblich größer als sonst, was zum Teil mit den umfangreichen Lieferungen für die Marine und den Heeresbedarf zusammenhängt. Dabei muß man bedenken, daß in Wirklichkeit die englische Einfuhr viel stärker ist, als in der Statistik zum Ausdruck kommt, weil die Mengen, die für Rechnung der Regierung gekauft sind, in der Statistik nicht erscheinen. Fachmännischer Berechnung zufolge sollen die Käufe der Regierung monatlich 200 Millionen Mark erfordern. Das Passivum ist demnach, wenn diese Ziffer richtig wäre, um jährlich 2,4 Milliarden Mark höher, als zahlenmäßig aus der Handelsbilanz hervorgeht. Im letzten Jahr betrug diese zahlenmäßige Passivität bereits $4^1/_2$ Milliarden Mark. Die wirkliche Mehrverpflichtung würde sich demnach auf über 6 Milliarden Mark belaufen!

Amtsrichter Gustav Schneider: Das Rätsel des Todes und das Problem des Lebens.

In Zeiten, wo die Sense des alten Schnitters Tod der Menschheit Garben in Massen dahinmäht, wo Tausende und Abertausende auf den Schlachtfeldern durch feindliche Geschosse fallen oder in den Lazaretten an den Folgen der Verwundungen und an Seuchen und Krankheiten sterben, da drängt es den denkenden Menschen mehr als sonst, dem Rätsel des Todes nachzusinnen und die Probleme zu lösen, die eng mit jenem Rätsel zusammenhängen. Wenn Platon und Aristoteles mit Recht darauf hingewiesen haben, daß mit dem Verwundern das Philosophieren begonnen hätte, und Schopenhauer darin Recht hat, daß sich die Verwunderung am meisten der Erscheinung des Todes gegenüber geltend mache,

so sollte man meinen, daß die Erörterung jenes Rätsels in der philosophischen Literatur den breitesten Raum einnehmen müsse. Man begegnet ihr aber in der neueren Philosophie im Verhältnis zu früheren Zeiten nicht sehr häufig. Die eine Hauptrichtung der zeitgenössischen Philosophie, die ihr Denken an Kant orientiert, hält die Frage durch dessen Scheidung zwischen Wissen und Glaube und seine praktische Begründung der Unsterblichkeit für erledigt; die andere, die positivistische, lehnt — getreu ihrem Grundsatz, nicht über die Erfahrung hinauszugehen — die Behandlung eines Problems ab, das sich auf das unerfahrbare Gebiet bezieht. Eine theoretische Begründung der Unsterblichkeit findet man daher — wenn man von der halbwissenschaftlichen Literatur des Okkultismus und Spiritismus absieht — nur bei einigen wenigen neueren Denkern. Sie ist freilich auch nicht ganz leicht zu liefern. Hat auch der Materialismus, der die organische Materie und Gehirnbewegungen als zureichende Ursache des Bewußtseins ansah, gänzlich versagt, so hat sich doch im Laufe der letzten Jahrzehnte immer deutlicher gezeigt, daß an der organischen Materie vorgehende Veränderungen eine notwendige Bedingung für die Entstehung des Bewußtseins sind. Dieses erlischt bei dem traumlosen Schlaf, der Narkose, der Ohnmacht; es nimmt zu und ab nach Maßgabe des körperlichen Organismus, wie man es auf den verschiedenen Altersstufen feststellen kann; es hängt ab von der Gesundheit und Krankheit des Leibes, insbesondere des Gehirns, was sich deutlich bei dem Rausch und dem Wahnsinne zeigt. Setzt man die Seele und das Bewußtsein einander gleich, wie es die Mehrzahl der heutigen Psychologen und Philosophen zu tun pflegt, so deutet die Analogie der erwähnten Zustände darauf hin, daß die Seele den Verfall des Leibes, der mit dem Tode eintritt, kaum überdauern könne. Reicht die Seele aber weiter als das Bewußtsein, so ist ihr das Bewußtsein überragender Teil für dieses unbewußt. Erst weitere metaphysische Untersuchungen können darüber entscheiden, ob jener überragende Teil absolut unbewußt, oder ob er nur für unser an Bewegungen der Großhirnhemisphären geknüpftes Bewußtsein, das wir auch Oberbewußtsein nennen, unbewußt, an und für sich selber aber bewußt zu denken ist. Auch in diesem letzten Falle könnten wir auf eine persönliche, individuelle Fortdauer nach dem Tode nur dann schließen, wenn jener überragende Teil der Seele die Fähigkeit hätte, von sich aus das Oberbewußtsein, an dem die Fähigkeit der Wiedererinnerung und weiter unsere Individualität und Persönlichkeit hängen, ohne Mitwirkung der organischen Materie hervorgehen zu lassen. Entsteht das Bewußtsein jedoch nur infolge eines Zusammenwirkens jenes überragenden Teiles der Seele und der organischen Materie, so kämen wir — einerlei, ob jener Teil absolut oder nur für unser Oberbewußtsein unbewußt ist —, zu dem Schluß, daß unser Ich bei dem Tode in ähnlicher Weise endgültig erlischt, wie es sonst bei dem traumlosen Schlaf und in der Ohnmacht zeitweilig schwindet. Es wäre dann ausgeschlossen, daß uns die quälenden Träume, von denen Hamlet spricht, nach

dem Tode verfolgen könnten. Dieser brächte uns vielmehr den Frieden des traumlosen Schlafes; er wäre auch nicht schmerzlicher, als ein solcher oder eine Ohnmacht. Wir fänden in ihm und durch ihn die wohlverdiente Ruhe nach der Arbeit und den Mühseligkeiten des Lebens. Würden wir dann auch auf die Befriedigung mancher Gemütsbedürfnisse, die wir an eine persönliche Fortdauer zu knüpfen pflegen, verzichten müssen, so würde doch gerade für diesen Standpunkt Goethes Wort gelten: daß „des Todes rührendes Bild" nicht als Schrecken vor dem Weisen steht. Wir könnten mit Epikur sagen: „Der Tod berührt uns nicht; denn solange wir sind, ist der Tod nicht; und wenn der Tod da ist, sind wir nicht mehr." Der Tod brächte dann die sofortige Erfüllung dessen, was schon gläubigere Zeiten unbewußt in den Worten „requiem aeternam dona eis" und „requiescat in pace" für die Abgeschiedenen erflehten.

Bei den theoretischen Begründungen des Unsterblichkeitsglaubens kann man drei Hauptgruppen unterscheiden:

Die erste Gruppe geht davon aus, daß wir noch ein zweites Bewußtsein besäßen, das häufig schon im Traum, besonders aber bei somnambulen Zuständen zur Erscheinung komme. Ihre Wortführer sind besonders du Prel und Hellenbach. Aber dieses zweite Bewußtsein ist im Vergleich zu dem Oberbewußtsein ein Unterbewußtsein; denn es ist an tiefer gelegene Hirnteile geknüpft als das erste. Die Verbindung zwischen beiden wird dadurch meist nicht ganz aufgehoben; nur bei schweren Nerven- und Seelen-Zerrüttungen spaltet sich die Persönlichkeit in ein „Doppel-Ich". Man darf daher das sinnlichere somnambule Unterbewußtsein, dem gerade die logische Schärfe und sittliche Zügelung fehlen, nicht zu einem übersinnlichen emporschrauben. Seine größere Gedächtniskraft und plastischere Sinnlichkeit erklärt sich, ebenso wie bei dem Traumbewußtsein, leicht dadurch, daß seine organische Unterlage die niederen Hirnteile bilden, wo die Sinnesnerven einmünden und wo mancher Gedächtnisvorrat aufgespeichert wird, der für das obere Bewußtsein nicht sehr wertvoll ist. Das Großhirn, das Willkürorgan, erscheint bei den Somnambulen in seiner zügelnden und kontrollierenden Tätigkeit herabgesetzt; dafür tritt eine Hyperästhesie der niederen Hirnteile zutage. (Das Traumbewußtsein, das wir alle aus dem Traume kennen, steht etwa in der Mitte zwischen dem Ober- und dem somnambulen Bewußtsein.) Noch weniger aber darf man das eingeschmuggelte zweite somnambule Bewußtsein zu einem transzendentalen übersinnlichen *Subjekt* aufbauschen, das als solches unsterblich wäre. Ist das Bewußtsein, wie Kant mit Recht sagt, eine *Form der Vorstellung*, so muß man sich nach ihm auch vor einer „Subreption des hypostasierten Bewußtseins" hüten. Ganz besonders gilt dies für ein Unterbewußtsein, dessen Ruhebedürftigkeit und Ermüdungsfähigkeit allein schon gegen seine Unvergänglichkeit sprechen.

Endlich wäre dieses Subjekt gar nicht mein Ich, an dessen Fortdauer mir

gelegen ist, sondern etwas, das mich dämonisch besitzt, und von dessen Vorhandensein ich nur in pathologischen Ausnahmezuständen etwas erfahre; es wäre eben „ein Anderer" im Vergleich zu meinem bewußten normalen Ich.

Die zweite Gruppe geht von erkenntnistheoretischen Erwägungen aus. Wir finden hier besonders die Vertreter der „immanenten" — nicht über den Kreis des Bewußtseins hinausgehenden — Philosophie (Schuppe, von Schubert-Soldern, Rehmke und andere). Diese weisen darauf hin, daß das Bewußtsein aller Erfahrung vorausgehe, die Voraussetzung und das Prius aller Erkenntnis sei. Das Bewußtsein erscheint danach als das Erkennende, als das ewige, unvergängliche Subjekt. Setzt man das Ich mit dem Selbstbewußtsein oder gar mit dem Bewußtsein gleich, so erscheint es von diesem Standpunkt aus naheliegend, auch dem Ich eine ewige Fortdauer zuzuerkennen. Ähnlich verhält es sich, wenn man das Ich der Form des Bewußtseins gleichsetzt und annimmt, weil die Bewußtseinsform sich selbst gleichbleibe, solange das Bewußtsein besteht, müsse die Form etwas Dauerndes sein, dem die wechselnden Inhalte des Bewußtseins dargeboten würden, oder das sie sich sogar aneigne. Hier muß man aber an folgendes erinnern: Die Form des Bewußtseins entsteht gleichzeitig mit dessen Inhalt; sie nimmt an den Unterbrechungen des Bewußtseinsverlaufes (im Schlaf usw.) genau so teil wie der Inhalt des Bewußtseins. Das Ich ist lediglich der abstrakte Ausdruck dafür, daß das Bewußtsein die Form unserer Vorstellungen ist. Es ist zwar logisches, aber kein reales Subjekt. Es ist ebensowenig Substanz, wie die Schwankungen, Spaltungen, Umwandlungen und Rückbildungen des Ichs zeigen. Es ist endlich gar nicht der Träger der Denktätigkeit, wie Descartes mit seinem „cogito, ergo sum" gemeint hat. Vielmehr hat Nietzsche Recht, wenn er sagt: „Ein Gedanke kommt, wenn er will, und nicht, wenn ich will, so daß es eine Fälschung des Tatbestandes ist, zu sagen, das Subjekt *ich* ist die Bedingung des Prädikates *denke*." Das Ich kann daher nur der Vertreter des wirklichen Trägers unseres Bewußtseins sein, des realen Subjektes, das Schopenhauer „das Erkennende, niemals Erkannte" genannt hat. Das Ich erscheint danach als ein Gedanke oder ein *begriffliches* Kombinationsergebnis in unserem Bewußtsein, dem als solchen keine Fortdauer über das Leben hinaus zuerkannt werden kann, da es nicht einmal im traumlosen Schlaf vorhanden ist.

Außerdem muß man aber gerade auch in erkenntnistheoretischer Hinsicht betonen: Ich kenne nur mein eigenes Bewußtsein; ob es noch andere Bewußtseinsverläufe außer dem meinigen gibt, weiß ich nicht sicher; denn ich kann in kein anderes Bewußtsein unmittelbar hineinsehen. Andernfalls würden alle Bewußtseins-Sphären unterschiedslos zusammenfließen. Das widerspricht aber der Erfahrung; Menschenkenntnis wäre dann auch eine nicht so schwierige Kunst. Gibt es einen Verkehr zwischen meinem und einem anderen Bewußtsein, so kann er nur mittelst einer Brücke geschehen, die im Unbewußten liegt. Da alles

darauf hinweist, daß die materielle Welt, insbesondere auch unsere Körper die Vermittler dieses Verkehrs bilden, so erscheint damit allein schon der Bestand der materiellen Welt neben der des Bewußtseins gesichert. Konnte die Wissenschaft ferner für die materielle Welt die Gesetze der Erhaltung des Stoffes, der Erhaltung der Energie und das Beharrungsgesetz formulieren, so ergibt sich daraus eine weit größere Beständigkeit der Materie, als sie dem Bewußtsein, das einmal vorhanden ist und dann wieder nicht, eigen ist. Mein Bewußtsein, das ich allein kenne, ist aber nicht nur täglich einige Stunden unterbrochen; es zeigt auch eine nicht zu leugnende Abhängigkeit von dem Leibe, insbesondere dem Gehirn. Ich darf daher auf es am allerwenigsten den Glauben an eine unvergängliche Fortdauer gründen. Mag es auch erkenntnistheoretisch den Ausgangspunkt für alle Erkenntnis bilden, so braucht doch nicht, wie schon Aristoteles betont hat, dasjenige, was für uns das Frühere ist, auch der Natur nach früher zu sein.

Genetisch, der Natur nach, sind vielmehr mein Leib und an ihm vorgehende materielle Prozesse das Prius meines Bewußtseins. Wäre es anders, so würde mein Leib stets, wenn ich allein bin und in traumlosen Schlaf falle, in das Nichts versinken, um beim Erwachen aus ihm — neu gestärkt und verändert! — wieder aufzutauchen. Nicht das im Bewußtsein befindliche Wahrnehmungsobjekt meines Leibes ist daher das Prius meines Bewußtseins, sondern das „Ding an sich" meines Leibes, d. h. dasjenige, was — unabhängig von meinem Bewußtsein existierend — das erkenntnistheoretisch transzendente Korrelat meines wahrgenommenen Leibes bildet.

Wenn hier zunächst nur von dem eigenen Sonderbewußtsein die Rede ist, so geschieht es aus einem doppelten Grunde: einmal, weil die Hoffnung auf eine persönliche Fortdauer nur auf das Individualbewußtsein und dessen Fortbestand gegründet werden könnte, dieses aber schon im Leben gerade das Gegenteil einer kontinuierlichen Dauer zeigt. Ferner aber um deswillen, weil die neuere Erkenntnistheorie dazu neigt, das Individualbewußtsein, das ich allein kenne, unvermerkt in ein allgemeines Bewußsein hinübergleiten zu lassen. Den Anstoß dazu hat schon Kant mit dem von ihm eingeführten Begriff des „Bewußtseins überhaupt" gegeben. Gewinne ich aber schon den Begriff „meines Bewußtseins" oder des „Bewußtseins" durch eine Abstraktion von meinen — intermittierenden — Bewußtseinszuständen, so ist der Begriff des „Bewußtseins überhaupt" die Abstraktion einer Abstraktion, also ein ganz entleerter und ausgehöhlter Begriff. Mag man von diesem abstrakten Gebilde auch in der Erkenntnistheorie einen noch so weitgehenden Gebrauch machen, so kann man ihm doch niemals die Bedeutung einer alle einzelnen Menschen umfassenden realen Wesensgemeinschaft verleihen, die als unvergänglich jedem einzelnen Ich die ewige Fortdauer verbürgte. Es ist dabei auch einerlei, ob man den Begriff des „Bewußtseins überhaupt" durch ähnliche Begriffe ersetzt, z. B. durch „gattungsmäßiges Bewußt-

sein" (Schuppe), „unpersönliches Bewußtsein" (Rickert), „Subjektsmoment der Seele" oder „Bewußtseins-Subjekt" (Rehmke), oder ob man kurz sagt: „das Bewußtsein". „Erkenntnistheoretischer Monismus" ist nur als Solipsismus möglich, da ich — was von Schubert-Soldern offen zugibt — nur mein eigenes Bewußtsein allein kenne. Von ihm aber weiß ich, daß es alles andere wie unvergänglich ist.

Ob es ein allumfassendes Gesamtbewußtsein gibt, kann nicht die Erkenntnislehre, sondern nur die Metaphysik einleuchtend machen. Ich komme damit zu der dritten Gruppe, die ein solches göttliches Allbewußtsein metaphysisch zu begründen versucht und weiter annimmt, daß wir nach dem Tode in dem höheren Bewußtsein gewissermaßen als Erinnerung fortlebten. Fechner ist der Wortführer dieses Kreises; ihm ist in vielem Paulsen gefolgt, der aber auch Schopenhauers Einfluß nicht verleugnen kann. (Beide schalten zwischen das göttliche und die menschlichen Bewußtseinsverläufe das Bewußtsein des Erdgeistes ein; diese Annahme und ihre Lehre, es gebe auch ein Bewußtsein anderer Gestirngeister, erscheint als zu phantastisch, als daß man bei ihr länger zu verweilen brauchte.)

Fechners Beweisführung zu Gunsten eines göttlichen allumfassenden Bewußtseins gründet sich aber auch auf die Ansicht, daß die „Schwelle" eines Bewußtseins um so tiefer liege, je höher die Individualitätsstufe sei, der es angehört. Bei Gott liegt sie nach Fechner am tiefsten, bei den niedrigsten Lebewesen am höchsten. Die Erfahrung zeigt aber im Gegenteil, daß die Bewußtseinsschwelle um so höher steigt, je mehr zusammengesetzt und je komplizierter ein Individuum ist und je höher es in der Stufenreihe der Organismen steht. Sie müßte daher auch bei Gott nicht am tiefsten, sondern vielmehr am höchsten liegen. — Bei den organischen Lebewesen bilden die Nervenbahnen die erforderlichen materiellen Grundlagen, um ein zusammenfassendes einheitliches Bewußtsein zu ermöglichen; solche Grundlagen fehlen aber dem Weltgeist, dessen Bewußtsein sich nach Fechner auf die Gesamtheit des materiellen Alls stützen soll.

Räumt man aber einmal ein solches allumfassendes göttliches Bewußtsein ein, in das die einzelnen Bewußtseinsverläufe mit ihrem Wechsel zwischen Wachen und Schlaf sämtlich einmünden; nimmt man auch daran keinen Anstoß, daß die zwischen ihnen bestehenden trennenden Schranken trotz der sie alle umfassenden Einheit nicht fallen; so scheint es doch schwerer verständlich, warum das übergreifende göttliche Bewußtsein nicht die Sonder-Bewußtseinsverläufe unmittelbar durchleuchtet, statt sich des beschwerlichen, mühsamen Umweges der materiellen Leitung zu bedienen, um einen Verkehr zwischen ihnen herzustellen.

Das Verhältnis des Körperlichen zum Geistigen bleibt nun aber auch bei

Fechner unklar. Dies ist um so bedeutsamer für die Unsterblichkeitsfrage, da Fechner annimmt, auch im Jenseits hätten wir eine leibliche Gestalt, wenn sie auch leichter als hier und nicht mit körperlichen Händen greifbar sei. Einerseits und grundsätzlich lehrt Fechner, Leib und Seele seien die zwar völlig getrennten und verschiedenartigen, aber stetig miteinander korrespondierenden Erscheinungsweisen eines und desselben Wirklichen. Das ergibt den psychophysischen Parallelismus, der freilich zu dem Ergebnis führen würde, daß alle Erfahrungen, die wir als fühlende und denkende Menschen machen, nutzlos und unverwertbar blieben, weil das Bewußtsein nicht auf die körperliche Welt einwirken könnte. Um diesem Bedenken zu begegnen, nimmt Fechner an, es bestehe zwischen Leib und Seele eine Beziehung gleichzeitiger Abhängigkeit wie zwischen den Winkeln und Seiten derselben Figur. (Dieses Bild ist nicht sehr glücklich. Es führt höchstens auf eine Abhängigkeit im Sinn einer mathematischen Funktion. Eine solche ist aber umkehrbar. Dagegen ist der Reiz stets die Bedingung der Empfindung, nicht umgekehrt; ebensowenig läßt sich das rückläufige Verhältnis zwischen Motiv und Willenshandlung umkehren.) Andererseits soll aber die ganze Verschiedenheit zwischen Leib und Seele doch nur auf einer solchen des Gesichtspunktes beruhen; so wie derjenige, der innerhalb eines Kreises stehe, nur die konkave Seite sehe, während der außerhalb Stehende die konvexe erblicke. (Ob der Betrachter dabei der inneren oder äußeren Seite oder sein Bewußtsein der ersten, sein Leib der anderen angehört, wird nicht erklärt.)

Da nach Fechner aber unser Bewußtsein oder die Seele das einzige ist, was wir seinem Wesen nach unmittelbar kennen; da nur es sich selbst erscheint, während der Körper Erscheinung für andere oder die äußerliche Wahrnehmung ist, so wäre es folgerichtig von ihm, wenn er die materielle Welt nur als subjektiven Schein erklären würde, um bei einem metaphysischen Bewußtseins-Spiritualismus zu landen. Diese Folgerung hat aber erst Paulsen gezogen. (Auch Wundt, Laßwitz, Heymans und viele andere vertreten eine ähnliche Auffassung.)

Man wundert sich aber dann, weshalb das auffassende Subjekt, das doch ebenso einheitlich ist wie das aufgefaßte Wesen, dessen Äußerung als zwiespältige Erscheinung ansieht; man wundert sich, daß nur der Schein der Zweiheit, nicht auch der einer Drei- und Vierheit, entsteht.

Außerdem ist zweifellos die Gesetzmäßigkeit der materiellen Welt, namentlich die der anorganischen Natur, eine ganz andere, nämlich eine mechanische, wie die des Bewußtseins, wo Assoziationsgesetze gelten. Hier findet eine Bewertung nach logischen, ästhetischen und ethischen Normen statt; dort gelten das Gesetz der Erhaltung der Energie und das Beharrungsgesetz, die man beide auf das Bewußtsein nicht anwenden kann. Die materielle Welt bewahrt daher ihre Eigenart gegenüber der Sphäre des Bewußtseins. Obwohl jene von uns nur

erschlossen ist, läßt sie sich noch weniger aus dem Bewußtsein ableiten, wie umgekehrt dieses aus der Materie. Denn ich kann schließlich durch Schlußfolgerungen feststellen, daß mein Leib dauernd vorhanden gewesen sein muß, während mein Bewußtsein — im traumlosen Schlaf — erloschen war; für das Gegenteil aber fehlen uns alle, auch indirekte Erfahrungen. Zeigen uns das Experiment und die Schlußfolgerung auch die Bedingtheit und die Abhängigkeit des Bewußtseins von der körperlichen Grundlage, so genügt doch andererseits die materielle Welt allein nicht, um den bewußten Geist zu erklären. Abgesehen von der schon betonten Eigenart des Bewußtseins, die sich aus der Materie nicht begreiflich machen läßt, widerstreben insbesondere die im Bewußtsein vorgefundenen apriorischen Denkformen, die sogenannten Kategorien, einer Ableitung aus der materiellen Welt. Macht man aber mit der Apriorität dieser Formen Ernst, so erweist es sich, daß sie nicht nur aller Erfahrung, *sondern auch dem Bewußtsein* vorausgehen. Sie weisen daher auf etwas *Vorbewußtes*, und zwar auf vorbewußten *Geist*, hin. Faßt man die materielle Welt *dynamisch* auf, so gewinnt man einen Standpunkt, von dem aus man den vorbewußten Geist als Wurzel sowohl der materiellen wie auch der Bewußtseinssphäre ansehen kann. Dann wird die zwischen beiden erfahrungsmäßig bestehende Wechselwirkung erklärlich*); dann wird es verständlich, wieso aus dem vorbewußten Geist zunächst die unbewußte Natur entspringen konnte, auf der sich, als seiner unmittelbaren Grundlage, das Bewußtsein entfaltete, um allmählich immer höher zu steigen; dann bildet die natura naturata nur einen Durchgangspunkt vom vorbewußten zum bewußten Geist; dann liegt jener und dem Bewußtsein eine metaphysische Sphäre gleichmäßig zugrunde.

Die naturwissenschaftlichen Bedenken, die gegen das Hervorgehen der Natur aus einem absoluten Bewußtsein bestehen, hat Fechner durch die Annahme eines „kosm-organischen" Zustandes nicht zerstreuen können**). Ferner bildet seine Annahme, daß das göttliche Allbewußtsein den Bewußtseinsinhalt aller Einzelwesen, also auch ihre sämtlichen Leiden, mitperzipieren und mitfühlen soll, eine harte Zumutung selbst für den, der die Welt nicht von einem einseitig pessimistischen Standpunkt aus betrachtet.

Endlich ist Fechner — ähnlich auch Paulsen — gezwungen, um den psychophysischen Parallelismus auch nur einigermaßen durchzuführen, die Unterbrechungen des Bewußtseins und dessen Lücken durch eine weitgehende Annahme von „unbewußten" Vorstellungen auszufüllen. Nur den Atomen, die Fechner „nicht ganz stofflos" denkt, soll nichts Psychisches bei den Individuen korrespondieren.

*) Daß die materielle Welt unmittelbar auf das Bewußtsein und umgekehrt wirke, ist damit nicht gesagt; man muß den Begriff der Seele weiter fassen als den des Bewußtseins, um die Wechselwirkung zu erklären.

**) Vergl. E. von Hartmann, Das Problem des Lebens, 1906, Seite 181 u. 182.

Dabei faßt er aber, ebenso wie Paulsen, Wundt und James, die „unbewußten“ Vorstellungen nur als unterbewußte oder als relativ unbewußte auf, d. h. als solche, die zwar für unser Oberbewußtsein unbewußt, aber für sich selbst bewußt zu denken sind. Sie sind an niedere Hirnteile, an andere Organe unseres Leibes und dessen Zellen geknüpft. Wenn gegen die Annahme der relativ unbewußten Vorstellungen auch kein Bedenken besteht, so darf man ihnen doch nicht — wie Fechner und die ihm verwandten Denker tun — ein so weites Reich zuweisen und ihnen Leistungen aufbürden, die nicht einmal unser menschliches Oberbewußtsein zu vollbringen vermag. Ist dieses nicht intelligent genug, um den Aufbau der höheren psychischen Gebilde aus den niederen, die Formierung der räumlichen Wahrnehmungsobjekte aus den an sich unräumlichen Empfindungen oder gar die Bildung, den Aufbau, die Ausbesserung und zweckmäßige Leitung unseres Organismus, sowie seine Anpassung an veränderte Umstände besorgen und vollziehen zu können, so reicht die weit geringere Intelligenz der relativ unbewußten Vorstellungen und der Unterbewußtseine noch weniger hierzu aus, zumal diese eine einheitslose Vielheit bilden. Nur der vorbewußte Geist, wenn man diesen nicht nur als un-, sondern als über bewußt denkt, ist hierzu imstande. Nur er macht es verständlich, daß sich jene großartige Entwicklung im Laufe der Zeiten vollzog, die von niedersten Anfängen schließlich zu dem Gehirn des Kulturmenschen und den geistigen Großtaten unserer hervorragenden Denker, Dichter, Künstler, Forscher, Feldherren und Erfinder emporführte.

Ist die neuere Entwicklungs- und Abstammungslehre aber dem Unsterblichkeitsglauben schon insofern verhängnisvoll geworden, als gerade sie zu der Annahme eines vorbewußten Weltgeistes hindrängte, so wurde sie es noch besonders dadurch, daß sie die Grenzen zwischen Mensch und Tier verwischte und flüssig werden ließ. Auf welcher Stufe der Entwicklung soll die Möglichkeit der persönlichen Fortdauer eingetreten sein? Diese Frage ist fast noch schwerer zu beantworten wie die andere: in welchem Zeitpunkt des individuellen Lebens die Fähigkeit der persönlichen Fortdauer beginnt. Nach Fechner müßte die Fähigkeit der Erinnerung entscheidend sein. Ob er dann kleinen Kindern diese Fähigkeit beilegen darf, bleibt mehr als zweifelhaft. Jedenfalls dürfte man sie dann aber den intelligenteren Tieren, wie ausgewachsenen Pferden, Elefanten und Hunden, nicht vorenthalten; denn deren Erinnerungsvermögen steht weit über dem eines menschlichen Säuglings. Und wie soll man sich die Erinnerung und das Fortleben der verstorbenen Irrsinnigen und Blödsinnigen nach Fechner denken; wie fügt sich bei ihren Lebzeiten ihr gestörter Geist dem göttlichen Allbewußtsein ein?

Fechner hat sich, und ähnlich Paulsen, bei der Begründung des Unsterblichkeitsglaubens stark von Gemütsbedürfnissen und dem Wunsche, sie zu befriedigen, leiten lassen.

Fast noch mehr gilt dies von seinem Zeitgenossen Hermann Lotze. Denn bei ihm steht die Annahme des Unsterblichkeitsglaubens noch in schärferem Widerspruch zu grundlegenden Teilen seines Lehrgebäudes. Lotze weist mit Recht darauf hin, daß eine Wirkung der Dinge auf einander nur möglich ist, wenn sie nicht selbständige und aus eigener Machtvollkommenheit bestehende Realitäten, sondern nur dann, wenn sie bloße Modi, Aktionen und Zustände eines einzigen, sie alle umfassenden, in ihnen wirkenden Wesens, der Allsubstanz, sind. Auch die Einzelseelen bilden nur solche unselbständige Modifikationen der absoluten Substanz. Daß man ihnen aber dann substantielles Sein und unvergängliche Dauer zuschreiben soll, führt zu einem Widerspruch, den Lotze wohl gefühlt, aber nicht aufgelöst hat.

Die Annahme einer Substanz, eines unvergänglichen, unentstandenen und ursachelos allem zugrunde liegenden Wesens bildet für unser auf die Kategorie der Kausalität zugeschnittenes Denken ohnehin eine Schwierigkeit, die man durch die Auffassung, daß auch die Einzelseelen Substanzen seien, nicht vervielfältigen darf. Diese Schwierigkeit wird freilich dadurch beseitigt, daß man die Kategorie der Kausalität — ebenso wie Raum und Zeit — nur für das Wirken und die Tätigkeit, nicht aber für das Wesen des Weltgeistes Gültigkeit haben läßt. Unsere Geistesorganisation drängt uns eben dazu, zu der Tätigkeit auch ein tätiges Subjekt, zu dem Aktus auch ein Agens und einen Träger hinzuzudenken.

Um jenen Widerspruch nicht allzu klaffend werden zu lassen, lehrt Lotze, die Unsterblichkeit der Seele könne nicht bewiesen, sondern müsse geglaubt werden. Schließlich will er sie aber doch nur denen zuerkennen, die einen für das Ganze unverlierbaren Wert darstellen und für den Sinn des Daseins maßgebend sind. Mit dieser aristokratischen Ansicht greift er auf Lehren zurück, die schon bei den alten Ägyptern und teilweise auch bei den Griechen (im Glauben der Mysterien und bei den Stoikern) herrschend waren und später noch in Goethes Auffassung von den „Entelechien" nachklangen. Die sieghafte Gewalt des jungen Christentums hatte aber gerade darauf beruht, daß sie die persönliche Unsterblichkeit grundsätzlich allen Völkern, allen Ständen und Geschlechtern zuerkannt hatte. Es hatte freilich erst der Autorität des Paulus bedurft, um manche vorher herrschende, mehr exklusive Lehrmeinungen zurückzudrängen. Einzelne Stellen der Evangelien deuten noch darauf hin, daß man ursprünglich nur den „Gerechten" die Fähigkeit der „Auferstehung" beigelegt hatte; andere betonen, daß den Armen — entweder ihnen allein oder ihnen doch vorzugsweise — das Reich Gottes verheißen sei (vgl. Luk. 14,14; 20, 35 u. 6, 20, 24; Mc. 10, 23, 25; Mt. 19, 24; 11, 5). Es ist jedenfalls der Gedanke des Ausgleiches, der in den drei synoptischen Evangelien zu starkem Ausdrucke kommt. Er hat in dem christlichen Unsterblichkeitsglauben, der sich unter dem Einfluß griechisch-

philosophischer Ideen aus dem persisch-jüdischen Auferstehungsglauben allmählich entwickelte, trotz der Paulinischen Tendenzen stets die größte Rolle gespielt. Da Kant seine praktische Begründung der Unsterblichkeit ebenfalls auf den Gedanken des Ausgleichs stützt, mag auf sie noch ein kurzer Blick fallen.

Kant geht davon aus, die Tugend, die hier auf Erden keinen genügenden Lohn erhält, müsse in einem besseren, höheren Dasein, wo ein ins Unendliche gehender Fortschritt möglich sei, der Glückseligkeit würdig und teilhaftig werden. Nach Kant gibt es aber im Jenseits und in der intelligibelen Welt keine Zeit; man fragt sich daher, wie dann noch ein Fortschritt und ein Geschehen möglich sei. Ferner bedeutet nach ihm die Glückseligkeit Befriedigung der sinnlichen Neigungen. Wie sollen aber diese nach dem Tode, wo die Sinnlichkeit abfällt, befriedigt werden? Endlich hat auch schon Schopenhauer darauf hingewiesen, Kants Tugend, die erst gegen die Glückseligkeit so stolz tue, halte hinterher doch die Hand hin, um ihr Trinkgeld zu empfangen. Ich führe hier auch einen Ausspruch Wundts an: „Nicht darum wird die Unvergänglichkeit des Geistes von den Verteidigern der persönlichen Fortdauer nach dem Tode proklamiert, weil für uns nur in der Form des persönlichen Wirkens ein geistiges Geschehen denkbar ist, sondern allein deshalb, weil man meint, daß nur auf diesem Wege das unbegrenzte subjektive Glücksbedürfnis Befriedigung finde." Das höher entwickelte sittliche Bewußtsein weiß, daß die gute Tat ihren Lohn in sich hat; es sträubt sich daher gegen solche Belohnungen. Es handelt sittlich aus Liebe zum Guten, aus Pflicht oder aus der Einsicht in die Zwecknotwendigkeit der moralischen Handlung. Dazu kommt noch ein weiteres: Man braucht die sittliche Erziehung und Selbstzucht nicht zu unterschätzen und kann doch zugeben, daß viele Menschen teils aus ererbtem Hang zum Schlechten, teils infolge widriger sozialer Umstände sittlich verkommen. Mag auch der Reichtum seine großen Gefahren für die Sittlichkeit haben; die nackte Armut ist ihr noch viel gefährlicher. Wenn die soziologische Wissenschaft gerade diesen Punkt heute sehr scharf betont, so müssen wir der Wissenschaft im allgemeinen dafür dankbar sein, daß sie so manchen Schreckgespenstern ein Ende bereitet, namentlich dem, daß arme, schwache Menschen für die Verfehlungen eines kurzen Lebens in Ewigkeit Martern und Qualen erdulden müßten.

Dafür tauchen vor der Wissenschaft freilich andere Probleme auf. Diese erfahren aber durch die Geistesarbeit unserer großen Denker allmählich ihre Lösung. Eines der größten Rätsel besteht darin, daß der Lebensdauer eines jeden Einzelwesens eine gewisse Grenze gesetzt ist; wenn sie auch verschiebbar erscheint, so kann doch kein Lebewesen dem Tode entrinnen. Es muß einmal sterben, einerlei, ob es während seines Lebens öfters krank oder ob es stets gesund war. Dieses Problem bildet das eigentliche Rätsel des Todes und daher auch den Hauptgegenstand der folgenden Untersuchung. Es hängt eng mit einem anderen zusammen, auf das schon Schopenhauer hingewiesen hat: daß die anorganische

Materie, die die niedrigste Stufe der Natur bildet, eine so beharrliche Fortdauer zeigt, daß viele in ihr das allein Unvergängliche sehen, während die vollkommeneren Lebewesen, die so „unaussprechlich künstlichen Organismen mit ihren unendlich komplizierten und unbegreiflich kunstvollen Organisationen" stets von neuem entstehen und nach einer Spanne Zeit wieder in das Nichts versinken*). Offenbar sind die beiden Probleme mit einem anderen eng verknüpft: mit dem Problem des Lebens. Deshalb mußte sich die Naturwissenschaft, insbesondere die moderne Biologie, auch mit diesen Problemen befassen. Insoweit sie die Erscheinungen des Lebens glaubte rein mechanistisch erklären zu können, sah sie auch in dem Tode kein Problem. Um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts gewann aber in der neueren Biologie eine Strömung immer mehr an Boden, die den Bruch mit der bis dahin herrschenden mechanistischen Richtung bedeutete. Sie wies auf so eigenartige Erscheinungen hin, wie sie in den Wunderleistungen des Instinktes, den Reflexbewegungen (z. B. der Anpassung der Augenlinse an die Entfernung), in den Ergebnissen der Naturheilkraft und der Regeneration (dem Ersatz verloren gegangener Teile durch Neubildung), in der organischen Bildungstätigkeit, besonders der im Embryonalleben stattfindenden, und in der Vererbung zum Ausdruck kommen. Sie betonte weiter, die aufsteigende Entwicklung des Lebens auf der Erde, die von dem Anorganischen über die Protoplasmazelle bis zu dem Kunstwerk des Auges und schließlich zu dem Wunderbau des Gehirnes des höheren Menschen hinführt, könne nimmermehr rein mechanistisch erklärt werden; die mechanistische Erklärungsweise müsse vielmehr ergänzt werden durch eine teleologische Betrachtung, indem man zweckmäßig und zielstrebig geleitete Kräfte außer den mechanischen annehme. Wenn diese Richtung sich auch als Neovitalismus bezeichnete, so wollte sie doch nicht eine „Lebenskraft" im Sinne der alten Biologie anerkennen; diesem Gespenst ist seit Lotze endgültig das Tor des Tempels der Wissenschaft verschlossen. Der Neovitalismus hat aber häufig einen anderen Fehler nicht ganz vermieden: daß er die zielstrebig geleiteten Kräfte als bewußt zweckmäßig wirkende ansah, wodurch die Betrachtungsweise allzu anthropomorph, allzu sehr vermenschlicht wurde.

Glücklich hat diese Klippe der Denker vermieden, der schon bei seinem ersten Auftreten im Jahre 1869 im Wesentlichen dieselbe Stellung einnahm, die ein Menschengeschlecht später von dem Neovitalismus verteidigt wurde: Eduard v. Hartmann. Sein letztes Werk, das kurz vor seinem Tode noch bei seinen Lebzeiten im Jahre 1906 erschien, behandelt unter dem Titel „Das Problem des Lebens" nochmals die wichtigsten biologischen Erscheinungen und versucht darin, auf Grund eines erdrückenden Tatsachenmaterials zu beweisen, daß die rein mechanistische Betrachtungsweise in der Biologie weder die Lebenserscheinungen noch

*) Sch., „Die Welt als Wille u. Vorst." Bd. II., Reklam-Ausg. S. 556 u. 557.

das Rätsel des Todes erklären könne*). Die Ausführungen über den Tod finden sich daselbst in Kapitel VIII. (Sie gehen zurück auf einen Aufsatz Hartmanns, den das Türmerjahrbuch 1904 unter dem Titel „Der Tod" brachte.) Sie dürfen heute, wo das Vaterland so ungeheure Opfer von dem Leben der Einzelnen fordert, mehr Beachtung beanspruchen denn je, besonders wenn man die Worte bedenkt, in denen sie ausklingen.

Das Ergebnis, zu dem Hartmann bei der biologischen Betrachtung des Todes kommt, hat schon Schopenhauer kurz angedeutet: der Tod sei für die Gattung das, was der Schlaf für das Individuum ist (a. a. O. S. 559). Dieser Gedanke erhält aber erst durch Hartmann seine klare und deutliche Ausgestaltung.

Der Tod ist nicht bloß die Aufhebung des individuellen Lebens, sondern die der Lebensfähigkeit. Darin liegt nichts Wunderbares, daß das Leben des Einzelwesens durch die Ungunst äußerer Umstände vernichtet wird. Wohl aber bildet es ein Rätsel, warum alles Leben durch den von selbst eintretenden Tod in sich erlischt, wenn es eine Zeitlang gedauert hat. Dadurch wird jener erst in der Vorstellung der meisten Menschen zu dem Gespenst, das hinter allem Leben lauert. Den von selbst eintretenden Tod nennt man auch den Alterstod. Er ist den einzelligen Lebewesen fremd, die sich durch Teilung in zwei oder viele neue Zellen spalten. Es bleibt dabei nichts von dem Mutterindividuum übrig, was einer Leiche ähnelte; Tod und Fortpflanzung hängen hier so eng zusammen, daß der Tod der Mutterzelle die Geburt der Tochterzellen bedeutet.

Es erschien naheliegend, auf Grund dieser Erscheinung Tod und Fortpflanzung in eine engere Beziehung zueinander zu setzen. Es muß ein gewisser teleologischer Zusammenhang zwischen beiden Gliedern bestehen; da durch die Fortpflanzung der Tod teleologisch erst möglich geworden ist, und keine Art sich erhalten könnte, bei deren Individuen der Tod früher einträte, bis die Erhaltung der Art durch hinreichende Fortpflanzung gesichert wäre. Bei den mehrzelligen Organismen, die einen „Zellenstaat" darstellen, bleibt aber der Zusammenhang zwischen Tod und Fortpflanzung unverständlich; er wird um so unverständlicher, einen je kleineren Teil des Muttertieres die auszustoßenden Fortpflanzungszellen bilden, weil die durch die Abstoßung dieser Zellen geminderte Lebensfähigkeit der Eltern durch Nahrungszufuhr wieder ausgeglichen werden kann.

Gegenüber der Weismann'schen Ansicht, daß die einzelligen Organismen unsterblich seien, betont Hartmann, daß durch die Entstehung der Tochterzelle jedenfalls die Individualität des Mutterindividuums aufgehoben wird,

*) Eine gedrängtere Darstellung enthält der nach dem Tode Hartmanns herausgegebene „Grundriß der Naturphilosophie" zugleich mit der Philosophie der anorganischen Natur.

somit dessen „Tod" eintritt. Bei den vielzelligen Wesen wollen viele Biologen die Unsterblichkeit — oder wie man richtiger sagt, die Nichtsterblichkeit — wenigstens dem Keimplasma retten, das im Gegensatz zu dem Körperplasma ewig jung bleibt, so daß hier der Tod als eine Folge der Sonderung in Körper- und Keimplasma erscheint. Es entsteht aber nun die Frage: warum altert das Körperplasma, das doch von dem nicht alternden Keimplasma abstammt? Die Berufung auf die Abnützung reicht nicht aus; denn sie trifft immer nur ersetzbare Teile, aber nicht das Ganze eines noch lebenskräftigen Organismus. Der teleologische Grund für die Auseinandertretung des Plasmas in Körper- und Keimplasma ist die Arbeitsteilung der Zellen, die sich verschiedenen Aufgaben anpassen. Es müssen sich dabei manche Zellen so umbilden (als Knochen, Nägel usw.), daß bei ihnen der Stoffwechsel sehr erschwert ist. Aber dies braucht nicht ein solches Maß zu erreichen, daß dadurch das Leben verkürzt wird. Jeder Zellenverband ist vielmehr mit den nötigen Vorrichtungen versehen, um das erforderliche Maß von Stoffwechsel unter den gewöhnlichen Umständen zu sichern.

Der Zellteilungs-Tod, bei dem keine Leiche übrig bleibt, ist eine ursprüngliche Eigenschaft alles Lebendigen, der *Alterstod dagegen eine stammesgeschichtliche Erwerbung*. Schon bei gewissen Einzelligen, die auf etwas höherer Stufe stehen, bleibt ein Überschuß des Individuums über das Fortpflanzungsplasma übrig. Dieser Überschuß, der zunächst ein bloßes Exkret des Geburtsaktes darstellt, muß von jeher den Keim des Todes in sich getragen haben. Wurde er anfangs sofort bei der Geburt als Leiche abgestoßen, so erlangt er bei den Vielzelligen für sein Absterben noch eine Galgenfrist, die sich allmählich verlängert. Auch bei diesen sterben aber viele niederen Lebewesen noch am Fortpflanzungsakte oder bald nach ihm.

Da die heutige Biologie geneigt ist, stammesgeschichtliche Erwerbungen als zweckmäßige anzusehen, selbst dann, wenn sie die Zwecke, denen sie dienen, noch nicht erschlossen hat, so lag es nahe, daß man den Alterstod durch direkte Anpassung im Einzelleben und durch Vererbung (Neulamarckismus) oder durch indirekte Anpassung infolge der Auslese im Kampf ums Dasein (Darwinismus) zu erklären versuchte. Eine direkte Anpassung des Einzelwesens würde aber hier darin bestehen, daß die Selbsterhaltung in die *Selbstvernichtung* umschlagen müßte. Durch indirekte Anpassung kann der Alterstod nicht gezüchtet werden, weil die von der Altersschwäche unberührten Einzelwesen und Arten den mit Altersschwäche behafteten im Kampf ums Dasein zweifellos überlegen wären. Die beiden mechanistisch durchgedachten Richtungen der heutigen Biologie können daher die biologische Zweckmäßigkeit des Alterstodes, die sie voraussetzen, nicht erklären. Die Biologie erscheint unfähig, das Problem des Alterstodes zu lösen. Sie muß der *Psychologie* die Lösung überlassen.

Wenn es auch für die äußeren Naturvorgänge offenbar gleichgültig ist, ob

ein uraltes, aber nicht gealtertes oder ein junges Lebewesen dieselben Verrichtungen vollzieht, so bedeutet dies doch einen großen Unterschied für den seelischen Zustand. Das alte Bewußtsein hat schon zu oft den Kreis seiner Erfahrung durchlaufen; ihm ist alles schon bekannt; das Bekannte erweckt geringeres Interesse. Deshalb findet ja die Jugend das Leben so reizvoll, weil ihr alles neu ist und sie die Enttäuschungen des Lebens noch nicht in dem Maße durchmachen mußte wie das ältere Bewußtsein. Dieses findet die Welt allmählich interesseloser und langweiliger; es wird immer abgestumpfter, so daß sich gleichsam mechanisch immer wieder die längst gewohnten Verrichtungen abwickeln. So wird der Ersatz eines erfahrungsreichen, gelangweilten, enttäuschten Bewußtseins durch ein frisches, illusionsfähiges ein wichtiger Naturzweck. Die Natur arbeitet nicht nur mit Stoffwechsel im Einzelorganismus, sondern auch mit Bewußtseinswechsel im Organismenreiche. Die Bewußtseinsmauserung ist um so nötiger, je höher die Entwicklungsstufe ist, der das Lebewesen angehört; sie muß aber auf den niederen Stufen schon vorbereitungsweise durchgeführt werden, um sie auf den höheren zu ermöglichen. Um jenen Zweck für jeden Fall sicher zu stellen, muß zu den äußeren Todesursachen noch eine innere hinzukommen. So sehr man im Einzelfall bedauern mag, daß ein reiches Wissen und Können durch Altersschwäche und Tod ihres Trägers den Mitlebenden geraubt wird, so sehr muß man sich mit jener typischen und allgemeingültigen Einrichtung der Natur aussöhnen, wenn man bedenkt, daß auch der genialste Kopf unter uns raschlebigen Kulturvölkern hinter den Ansprüchen der neuen Zeit zurückbleibt, weil er zu fest in den Eindrücken seiner Jugend wurzelt.

So ist der Alterstod nur teleologisch zu begründen, weil die Welt immer neuer Geschlechter bedarf, die sich in die veränderten Zeitumstände mit frischem, unbefangenem Bewußtsein einzuleben vermögen, um ihrerseits die Entwicklung um eine Stufe weiter zu fördern. Man kann ihn als eine direkte Anpassung ansehen, wenn man nicht das beschränkte Einzelleben, sondern die letzten Zwecke des Gesamtlebens im Auge hat. Während die mechanistische Weltanschauung nie erklären kann, weshalb die nach rein anorganischen Gesetzen wirkenden physikochemischen Kräfte bald das Leben, bald den Tod hervorbringen, erklärt sich dies einfach, wenn man überenergetische, zielstrebig gerichtete Kräfte als Äußerungen eines teleologischen Lebensprinzips annimmt, durch die die als Kraftzentren gedachten Atome gezwungen werden, sich den höheren Zwecken des Lebensprinzips unterzuordnen, ohne daß dadurch freilich die Gesetze der anorganischen Natur außer Kraft gesetzt würden. (Der Gegensatz zwischen Anorganischem und Organischem wird hier nicht in chemischem, sondern in biologischem Sinne verstanden.)

Das Lebensprinzip, das Hartmann in seinen naturphilosophischen und metaphysischen Schriften genauer als eine absolut logische, sich selbst finalkausal bestimmende un- und überbewußte Tätigkeit des Weltwesens kennzeichnet, muß

die Gesetze der anorganischen Natur — ebenfalls wieder aus teleologischen Gründen — so beachten, wie ein Schachspieler an die Spielregeln gebunden ist, obwohl sein Geist über den Figuren steht. Die Einzelseele bildet einen Ast oder einen Ausläufer jener in viele Teiltätigkeiten gegliederten, aber trotzdem ihre Einheit bewahrenden metaphysischen Tätigkeit, die sowohl der Natur (natura naturata), als auch jedem einzelnen Bewußtsein zugrunde liegt. Während des Lebens hat die Seele für ihre Tätigkeit als Angriffsobjekt und Ziel ausschließlich das Stück der Materie, das sich in einer ihr günstigen Anordnung befindet, und das man gewöhnlich den Leib nennt. Bei dem Tode hört sie auf, sich auf diese räumliche Gruppe zu beziehen; sie sinkt dann in den Mutterschoß der all-einen Substanz zurück, die der Träger der metaphysischen Tätigkeit und das in Allem Tätige ist. Metaphysisch bezeichnen wir die Substanz oder den Weltgrund auch als das Weltwesen; in der religiösen Sprache aber nennen wir jene Gott oder Gottheit. Geht die Einzelseele mit dem Tode also ganz zu Gott ein, so erreicht sie damit sofort das, was jeder höhere Unsterblichkeitsglaube von jeher als letztes Ziel seiner Sehnsucht erstrebte. Von diesem Standpunkt aus löst sich damit gleichzeitig sowohl das Problem des Lebens, als auch das Rätsel des Todes. Denn das Lebensprinzip — das, was neuere Biologen auch als Dominanten, Vitalagentien oder Entelechien bezeichnen — braucht danach zur Herbeiführung des Todes ja gar nicht mehr etwas zu tun, sondern nur noch etwas zu unterlassen: die Beziehung auf die anorganischen Kräfte oder Gesetze. Damit überläßt es deren Spiel ausschließlich ihrer eigenen mechanischen Gesetzmäßigkeit. Es tritt dadurch eine solche Veränderung der Plasmastruktur ein, insbesondere eine Erstarrung der submikroskopischen Plasmaschäume, daß die Lebensfähigkeit aufhört. Stellt das Lebensprinzip sofort und plötzlich seine Tätigkeit ein, so erfolgt der Tod rasch; vermindert es diese allmählich, so erfolgt er langsam. Dem Keimplasma und den Fortpflanzungszellen wendet es gewöhnlich seine lebenerhaltende Tätigkeit in ungeschwächtem Maße zu, während es sie dem Körperplasma mehr und mehr entzieht. So kann bei einem schon merklich alternden Organismus das Keimplasma durch das Lebensprinzip noch jung erhalten werden, solange es für weitere Fortpflanzung der Art durch diesen Organismus zweckmäßig ist.

Das Rätsel des Todes weist, wie kaum ein anderes biologisches Problem, darauf hin, daß der Endzweck aller äußeren organischen Vorgänge nicht in ihnen selbst liegt, sondern in der unter ihrer Mitwirkung von der metaphysischen Tätigkeit erzeugten Welt des Bewußtseins. Zeigt uns dies, daß das Naturleben nur Staffel und Durchgangsstufe zum geistigen Leben ist, so mahnt uns zugleich „die Tatsache des Alterstodes an die andere Einsicht, daß jedes Einzelwesen nicht für sich und um seinetwillen da ist, sondern nur da ist, um sich zum Opfer zu bringen auf dem Altar der Gesamtnatur, deren Sinn wieder im Geistesleben

der Gesamtheit liegt". Das gilt nicht nur für den Tod der Individuen, sondern auch für den der Arten, Völker und Rassen. Auch bei diesen läuft der von selbst eintretende Tod neben dem gewaltsamen einher. So sterben viele Naturvölker aus, nicht, weil sie von Kulturvölkern bekämpft und ausgerottet werden, sondern weil das Lebensprinzip ihr Aussterben für die Entwicklung des Ganzen zurzeit nützlicher findet und sich deshalb aus ihnen zurückzieht. Hierbei tritt die logische Seite des Lebensprinzips deutlich hervor. Dieses erscheint gerade hier als die die Geschicke der Völker lenkende Macht, als das, was Hegel die absolute Idee genannt hat. Bei den Lebenserscheinungen der organischen Natur zeigt sich neben der logischen und teleologischen Seite der metaphysischen Tätigkeit stärker deren dynamische Seite, die erst der logischen Idee die Wirkungsmacht verleiht und es verstehen läßt, wieso sie die Kräfte und Gesetze der anorganischen Natur in ihren Dienst zwingen kann.

Der von selbst eintretende Tod zeigt uns die Grenzen der Zweckmäßigkeit des Selbsterhaltungstriebes des Einzelwesens. Mag auch dessen Bewußtsein nur ausnahmsweise etwas von diesen Grenzen ahnen, nämlich da, wo es sich für die Zwecke der Brut, des Stockes, der Herde, namentlich aber des Stammes und des Staates, mit Bewußtsein opfert; mag es auch gewöhnlich den Mittelzweck der Selbsterhaltung als letzten Selbstzweck betrachten: die hinter dem Bewußtsein vor sich gehende Zurückziehung des Lebensprinzips und die Herabsetzung seiner erhaltenden Tätigkeit sorgen dafür, daß die überindividuellen Zwecke trotz des beschränkten Horizontes des Einzelbewußtseins erreicht werden. —

Ergibt sich aus den Hartmann'schen Ausführungen, die ich hier gekürzt wiedergegeben habe, daß jeder Tod ein Opfer ist, das auf dem Altar der Gesamtheit dargebracht wird zum Zweck der Steigerung des Geisteslebens und der Entwicklung der Kultur, so werden wir uns auch mit den ungeheuren Menschenopfern versöhnen müssen, die der Krieg fordert, in dem wir heute stehen und in dem wir im besonderen die deutsche Kultur vor der Vernichtung verteidigen. Der Krieg läßt sich aber auch allgemein nur dadurch philosophisch rechtfertigen, daß man das Moralprinzip der Kulturentwicklung als das höhere Ziel gegenüber der Klugheitsmoral des wohlverstandenen eigenen Interesses und gegenüber dem Prinzip des Gesamtwohles (Utilitarismus) anerkennt. Der Krieg ist, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, nicht kulturvernichtend, sondern kultursteigernd; er hemmt nicht die Entwicklung, sondern fördert sie*). Freilich können wir uns angesichts der Vernichtung so vieler Einzelleben nur damit trösten, daß es etwas gibt, das weiter reicht als das kurze Leben der Individuen. In letzter Linie ist

*) Näher habe ich dies ausgeführt in einem Aufsatz „Die Philosophie des Krieges und des Völkerrechts" in den „Preußischen Jahrbüchern", 1915 Aprilheft, Seite 62 u. 63.

das ewig Unvergängliche das Weltwesen oder die Gottheit. Zwischen sie und die kurzlebigen Individuen aber schalten sich als Zwischenglieder die verhältnismäßig beständigen und langlebigen Völker und Staaten ein. Daher richten wir — wie auch Wundt betont — im Gefühl unserer eigenen Vergänglichkeit auf unser Volk den Blick. Mögen wir Einzelnen auch mehr oder weniger schnell vergehen: unser deutsches Volk, dem das Lebensprinzip — oder wie wir jetzt besser sagen: dem Gott — im Mittelalter die erste und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine zweite Jugend verliehen hat, es wird noch in den fernsten Zeiten blühen und bestehen.

Prof. Dr. Adolf Mayer: Zur Psychologie des Spiels.

Eine politische Betrachtung.

Durch lange Zeiten hat man über das Wesen des Spieles philosophiert, bis man auf das Lustgefühl stieß, das in der Tätigkeit selber steckt — auf eine anscheinend ganz zur Hand liegende Tatsache, die aber durch die Betrachtungsweise der klassischen Nationalökonomie: Arbeit und Genuß als negative und positive Posten auf dem Konto der Gütererzeugung und mittelbar menschlichen Glückseligkeit, längere Zeit verdunkelt wurde. An der wirtschaftlichen Arbeit klebt in unserer Vorstellung ja allerdings der saure Schweiß, und so muß sie durch irgendeine Süßigkeit verzuckert werden. Aber jene Arbeit ist doch keineswegs identisch mit der Tätigkeit überhaupt; sie ist vielmehr nur eine bestimmte Form dieser letzteren, eine Form, die durch das gerade geltende Wirtschaftssystem geprägt wird, und der also sehr wohl die Schlacken dieser mehr oder weniger unvollkommenen Systeme anhaften können, ja müssen.

Tätigkeit an sich ist den Menschen sowie schon den ihm nahestehenden tierischen Geschöpfen geradeso notwendig wie Essen und Trinken. Ja im Essen und Trinken selber können bekanntlich die Elemente einer Tätigkeit als Momente des Lustgefühls mit Sicherheit nachgewiesen werden*). Die Tätigkeit ist also nicht bloß notwendig, sondern auch angenehm; sonst würde sie ja auch in allen den Fällen, wo ihre Zweckmäßigkeit nicht im engen Gesichtskreise des Beteiligten lag, einfach unterblieben sein.

*) Adolf Mayer: Los vom Materialismus 1906, Kap. 3, S. 23.

Das Spiel nun ist nichts anderes als eine Organisation dieser Tätigkeit, unabhängig von unseren wirtschaftlichen Unvollkommenheiten. Es ist die wirtschaftlich uninteressierte Beschäftigung des animalischen Tätigkeitstriebes und daher schon den Tieren bekannt*), und auch vom Menschen häufig ohne jede materielle Prämie geübt. Auch dient, wo man um solche spielt, die Prämie mehr, um den Ernst des Spieles bei leichtfertigen Spielgenossen zu erzwingen, oder der Spielgewinn dient, wie beim reinen Glücksspiel, die Bewegung der Seele hervorzurufen, um welche Tätigkeit es in solchem Falle eben zu tun ist.

Spiel erzeugt keine wirtschaftlichen Werte, kein verhandelbares Produkt; denn die Fälle der gemieteten Sportmenschen und geldverdienenden Billardprofessoren reihen sich als niederste Glieder der Reihe der ausübenden Spezialistenkünstler an, die freilich ihre wirtschaftliche Existenz auf das Spiel begründen. Aber das Spiel als Ganzes bleibt, da die Schauenden für die Kosten aufzukommen haben, wirtschaftlich unergiebig und befriedigt nur den Tätigkeitstrieb der Mitspielenden und die Schaulust der Umstehenden, deren Schauen und Teilnahme eben eine Tätigkeit ist.

Das wirtschaftlich unproduktive Spiel hat aber das vor der Arbeit voraus, daß die Tätigkeit, eben weil sie nichts außer ihm selbst liegendes im Auge hat, frei gewählt wird, also ausgerechnet den natürlichen Tätigkeitsinstinkten entspricht, und in dieser Hinsicht dem Ideale sich nähert und dem Künstlerischen nahe verwandt ist. Darum nennt sich auch der junge Doktor der humanistischen vierten Fakultät zugleich einen magister liberalium artium, weil der Kunst wie dem Spiele eine Freiheit innewohnt, die die drei anderen, mit dem bürgerlichen Leben in direkter Beziehung stehenden, nach Brote gehenden Fakultäten sich versagen müssen.

Die vorausgehende Feststellung über das Wesen des Spiels, die frühere Erklärungsweisen (Spiel = kindliche Vorübungen für den Ernstfall des Lebens, und andere) ersetzt hat oder bald zu ersetzen berufen ist, hat einige Wichtigkeit; denn gewisse praktische Folgerungen ergeben sich unmittelbar aus derselben, vor allem die, daß Spiel und Sport umso willkommener sein werden, je weniger die reine wirtschaftliche Ordnung der Dinge dem Tätigkeitstriebe der Menschen entspricht oder, mit anderen Worten, je weniger diese von der Sorte Arbeit befriedigt sind, die sie durch diese Ordnung zugewiesen erhalten. Das wird aber — von anderen, mehr zufälligen Mißgriffen abgesehen — namentlich infolge einer bis zum Äußersten durchgeführten Arbeitsteilung am meisten der Fall sein.

Der Segen der Arbeitsteilung ist ja rein wirtschaftlich und keineswegs ethischer Art. Der Arbeiter in der Fabrik, der immer denselben Feilenstrich

*) Vergl. die interessante Studie: Weiß, Die Spiele der Tiere.

verrichtet, ist nur insofern besser gestellt wie Robinson Crusoe, als er in der Zeiteinheit mit der gleichen Anstrengung mehr Werte schafft, und daher auch mehr Komfort in Anspruch nehmen darf wie jener. Dagegen wird die subjektive Befriedigung durch den Arbeitsprozeß unendlich geringer sein, also daß er mürrisch am Feierabend nach irgendeiner ergänzenden Tätigkeit ausschaut, die ihm (da er sie in der Fabrik nicht finden konnte) am konzentriertesten in irgendeinem Spiele geboten wird, dem Italiener im Mora oder Boggiaspiel, dem Belgier in der Poule oder im Hahnenkampf, anderen im Kartenspiel oder im Kino. Es ist gewiß kein Zufall, daß England, das am weitesten in den Einseitigkeiten unserer wirtschaftlichen Kulturentwicklung fortgeschritten ist, zugleich das Land des Sports geworden ist, dem es mit einer Leidenschaft huldigt, die anderen Nationen geradezu rätselhaft erscheint. Die englischen Eltern fragen nicht ein Zehntel soviel nach den Schulzeugnissen ihrer Kinder wie nach deren Auszeichnungen im Tennisspiel, und selbst die Tommys in den Schützengräben Frankreichs lassen sich die Berichte über Fußballmatschs nachsenden und studieren sie mit größerem Eifer wie die Kriegsberichte. Das ist entschieden eine pathologische soziale Erscheinung, die nach einer psychologischen Begründung schreit; und als einzige Erklärung dieses Interesses an Dingen, deren Wert doch nur in der Einbildung besteht, muß hier dienen, daß die wirkliche Welt, die den Patienten umgibt, eben keinen Wert für ihn hat, genauer, daß er nur „schuftet" um den Tagelohn, diesen aber sobald wie möglich in andere Werte umsetzt, nicht bloß in Nahrung und andere absolut notwendige Lebensbedingungen, sondern noch einmal in Tätigkeit, aber eine, die ihm mehr zusagt als jene durch die nun einmal bestehende wirtschaftliche Organisation ihm aufgenötigte, die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit.

Daraus folgt natürlich zugleich, daß, wenn man weniger weit in den Konsequenzen der Arbeitsteilung gegangen wäre, wenn man sich nicht immer bloß von der Aussicht auf Profite hätte leiten lassen, sondern von Erwägungen mehr ethischer Art über die subjektive Befriedigung der Tätigen durch den Arbeitsprozeß, man vielleicht diese äußerste Konsequenz vermieden haben würde, die ja doch wieder, wenn man die Bilanz der Gesamtkosten von Arbeit und Vergnügen zieht, eigentlich höchst unprofitabel ist. Um den Profit war es ja aber doch bei der Organisation der Arbeitsteilung zu tun. — Denn Spiel und Sport kosten ja immer Zeit oder Geld, das man hätte ersparen können durch eine harmonischere Organisation der Arbeit, durch eine solche, worin die Arbeit selber Vergnügen macht.

In dieser Hinsicht ist besonders interessant, daß ja das englische Milizsystem der Truppenwerbung auch als eine Form der äußerst zugespitzten Arbeitsteilung aufgefaßt werden kann. Der englische Soldat ist Soldat und nichts anderes. Natürlich versteht er sein Handwerk vortrefflich. Daß solche Soldaten, die die größere Zeit ihres Lebens müßig gehen, oder in Spielen, die

ihrem Naturell entsprechen, vergeuden, teuer sind, schreckt England nicht, das in seiner zugespitzten Wirtschaftlichkeit von dem Erfahrungssatze ausgeht, daß die teuerste Ware immer die billigste ist.

Demgegenüber steht nun das altpreußische, später von ganz Deutschland angenommene und auch von den anderen Kontinentalstaaten mit mehr oder weniger Glück kopierte System des „Volkes in Waffen". Hier ist der Bürger im Nebenamte Soldat. Er ist körperlich nicht ganz so abgehärtet, nicht ganz so körpergewandt und muskelstark wie der englische. Dennoch scheint das deutsche System über das englische den Sieg davontragen zu sollen, auch abgesehen von dem größeren Patriotismus der Deutschen für ihre gute Sache. Denn das deutsche Heer ist gerade durch die Vielfachheit seiner bürgerlichen Berufe, die unter den Soldaten vertreten sind, findiger, leistungsfähiger für unvermutete Zwischenfälle, launiger, humoristischer, und man kann mithin sagen, daß auch dies ein Beispiel ist, und zwar ein politisch hochwichtiges, für die Nachteile einer bis in seine bornierten Konsequenzen durchgeführten Arbeitsteilung*). Und ebenso wie der deutsche Soldat hat auch der deutsche Bürger entschiedene Vorteile von dem bei ihm in Geltung stehenden System. Denn wer möchte noch nach unserer Erfahrung von einem vollen Jahrhundert daran zweifeln, daß der Mann, der gedient hat, durch seine Abhärtung, durch Disziplin, Zucht zur Ordnung und zur Reinlichkeit, dem „Reichskrüppel" und auch dem völlig Gesunden, der auf irgendeine Weise dem unbequemen Netze der allgemeinen Dienstpflicht entrann, in vieler Beziehung überlegen ist, wie man denn auch, und nicht bloß für die dienenden Stellungen, dem Gedienten den Vorzug gibt. Auch ist die Dienstzeit, die durch eine wenig nachdenkliche Statistik und noch mehr nach den Erfahrungen, die auf einer nur sehr oberflächlichen Nachahmung des deutschen Systems in anderen Ländern beruhen, als ein Verlust für die nationale bürgerliche Arbeitskraft bezeichnet wird, gerade umgekehrt schließlich ein Gewinn für diese, weil auf diese Weise Kräfte geübt werden, die sonst brach liegen, Fähigkeiten zur Entwicklung kommen, die sonst verkümmern, und die auch irgendwie für die Erwerbstätigkeit von Nutzen sind. Dem jungen Bureaubeamten sind die regelmäßig wiederkehrenden militärischen Übungen, so störend sie zunächst erscheinen, geradezu wie eine Erholungsreise und Sommerfrische, und als solche ebensoviel wert wie der teure und unproduktive englische Sport, der dazu, da er ganz der Willkür unterliegt, leicht übertrieben wird von denen, die die Mittel dazu haben, für die anderen aber häufig wieder ganz in Wegfall kommt.

So kann man vielleicht, ohne sich einer Entstellung schuldig zu machen, geradezu sagen, daß England, wenn es in diesem großen Kriege unterliegt, unterliegen würde durch seine aufs äußerste zugespitzte, im übrigen aber ziemlich gedankenlose Wirtschaftlichkeit. Bringt doch dieselbe Konsequenz Charaktere von mehr als zweifel-

*) Vergl. die Broschüre des Verfassers: Die Organisation der Arbeit. Magdeburg 1907.

hafter Ehrbarkeit in die obersten Stellungen, auch dies, wie leicht ersichtlich, in Befolgung desselben Prinzips. Denn da zum diplomatischen Geschäft Verschlagenheit gehört, hat die englische Clique, die sich der Politik des Landes unter dem Scheine eines parlamentarischen oder gar demokratischen Regiments bemächtigt hat, diese Eigenschaft der gewissenlosen Verschlagenheit nach und nach in sich großgezüchtet, so daß sie ethisch orientierte Politiker wie Burke und Gladstone ausmerzte und endlich einen Typus wie Edward Grey hervorbringen konnte, der schließlich selbst vor dem Meuchelmord zu politischen Zwecken (der Fall Casement hat es aller Welt aufgedeckt) nicht mehr zurückschreckt. So ergibt sich die erstaunliche Erscheinung, daß in demselben Lande, wo Geradheit des Charakters von je als erste Bürgertugend galt, in der hohen Politik Mittel Verwendung finden, wie man sie seit der italienischen Renaissance nur in Staaten von tiefstehender Sittlichkeit noch für möglich hielt. Die große Masse unseres über solche Erfahrungen entsetzten Volkes schilt jetzt auf den englischen Charakter in Bausch und Bogen und will das Wort „Gentleman" aus dem englischen Diktionär streichen, wie ich glaube, mit einiger Übertreibung. Es handelt sich dabei um eine Differenzierung von Gut und Böse, als Folge von einer in englischer Gedankenlosigkeit zu weit getriebenen Arbeitsteilung, die ja auch ein Differenzierungsprozeß ist. Aber nichtsdestoweniger, England wird vielleicht schließlich daran zugrunde gehen.

Die Ursache liegt freilich noch etwas tiefer, im Empirismus, der mit Faulheit zum Denken identisch ist.

R. Hübner:

Lebenswille.

Zwei Seelen wohnen, ach, in uns're Brust!
Die eine sucht in voller Sinneslust
das nackte Leben freudig zu umfassen;
die andre bebt zurück und will es lassen.
Und während so der Körper gierig trinkt,
dem Geiste nur der schöne Becher blinkt.

Gefühl ist alles, Denken nur ein Wahn;
die Leidenschaft beherrscht des Daseins Bahn!
Verstand ist allen Sinnen überlegen,
das Denken leitet auf zu hohen Wegen!
Was soll der Mensch: mehr fühlen oder denken?
genießen oder still in sich versenken?

Das Leben quillt aus niederm Sein empor;
erst Pflanze, Tier, tritt es als Mensch hervor
und sucht sich immer freier zu entfalten,
getrieben von den inneren Gewalten.
Was ist's, das in ihm mächtig wirkt und schafft?
Das ist der Lebensgottheit heil'ge Kraft!

Wo drängt das Leben hin?: Es strebt und will
und hält vor keiner Schranke lange still.
Es will sich nähren und sich fortgebären
und sucht, sein Dasein zu erklären und verklären.
Es bildet sich Organe, Sinne aus,
erbaut aus Stoff und Kraft sein Wunderhaus.

Es kämpft den Daseinskampf und paßt sich an
und wächst trotz aller Daseinsnot heran;
es zwingt Natur, sich seinem Zweck zu beugen,
und schafft zuletzt Kultur als Menschenzeugen.
Wo zielt das Leben hin: drängt es zur Macht?
hat's um zu kämpfen nur den Sieg vollbracht?

Das Leben in Natur führt ringsum Krieg
und kennt den Frieden nicht als Preis im Sieg.
Des Menschen Arbeit läßt Kultur erstehen,
auf daß die Bürger sicher vorwärts gehen.
Im Frieden sammeln sich die Menschen Gut
und schöpfen aus Besitz Freiheit und Mut.

Wir scheiden Körper — Geist, Gemüt — Verstand;
vernünftig gehen beide Hand in Hand,
wenn sie gesund-harmonisch fühlend denken
und so den Lebenswillen richtig lenken.
Vernunft will Frieden, und sie ratet nur
zu kämpfen wider feindliche Natur.

So glaubt es nicht, was der Verstand erdacht,
daß uns belebt ein höchster Drang zur Macht.
Der Gottheit Stimme in der Seele kündet,
daß alle Menschheit künftig sich verbindet
und friedlich aufwärts ziehen will, vereint
der Sonne zu, die segnend niederscheint.

Dr. Felix Freudenthal: Der Familienrat.

Zu den Rechtsnormen des Bürgerlichen Gesetzbuches, die sich in Preußen nicht besonders lebensfähig erwiesen und den auf sie gesetzten Hoffnungen wenig entsprochen haben, gehören in erster Reihe die Vorschriften über den Familienrat. Ein Kind fremdländischen, nämlich französischen Bodens, hat dieses Institut, außer etwa am Rhein, in den übrigen Provinzen Preußens nie recht Anklang gefunden, wobei praktische Übelstände, nämlich die dem Mündel zur Last fallenden, mitunter recht erheblichen Kosten, die unvermeidliche Kundbarmachung der Vermögensangelegenheiten, mangelnder Familiensinn und konträre eigene Interessen eine nicht unerhebliche Rolle spielten. Für gewöhnliche bürgerliche Verhältnisse viel zu breit und kompliziert angelegt, ist der Familienrat vorzugsweise da am Platze, wo bedeutende Geschäfte oder umfangreiche gewerbliche Anlagen zum Mündelgut gehören, insbesondere, wenn sie als ererbter Besitz im gemeinschaftlichen Eigentum des Mündels und großjähriger Geschwister oder sonstiger Personen stehen und verbleiben. Nur in solchen Fällen wird, ähnlich wie bei dem mehrgliedrigen Direktorium einer Erwerbs- und Handelsgesellschaft, die Sachkunde und Erfahrung, vielleicht verbunden mit verwandtschaftlichen Interessen und eigenem Vorteil, einer größeren Anzahl zusammenwirkender Persönlichkeiten die gedeihliche Leitung der Vormundschaft erhoffen lassen. Wenden wir uns nun den besonderen Vorschriften des Gesetzgebers über unser Thema zu, so finden wir als erste Grundregel, daß ein Familienrat nicht etwa von Amts wegen oder nach Ermessen des Vormundschaftsgerichts berufen werden kann, und daß niemand verpflichtet ist, das Amt eines Familienratsmitgliedes zu übernehmen. Die Einsetzung soll seitens des Vormundschaftsgerichts vielmehr nur erfolgen, wenn der Vater oder die e h e l i c h e Mutter des Mündels (uneheliche Erzeuger, abgesehen von den Fällen der Legitimation, haben mangels der elterlichen Gewalt dazu keine Befugnis), sie anordnet, wobei die Willensmeinung des Vaters der der Mutter der Regel nach vorgeht. Ob die Mutter etwa geschieden oder Witwe ist, spielt dabei weiter keine Rolle. Die Institution selbst wird erst wirksam, wenn der Minderjährige unter keinerlei elterlicher Gewalt mehr steht, demnach bleibt die Anordnung des Vaters solange wirkungslos, als die Gewalt noch der Mutter zusteht, ebenso umgekehrt. Beide Elternteile können jeder für sich das Recht nur ausüben, wenn ihnen zur Zeit ihres A b l e b e n s diese Gewalt unbenommen ist; sie verlieren also die Befugnis, sobald sie in den die Person oder das Vermögen betreffenden Angelegenheiten nicht zur Vertretung ihres Kindes berechtigt sind. Die Anordnung selbst darf immer nur durch letztwillige Ver-

fügung (Testament oder Bestimmung im Erbvertrag) getroffen werden, und selbst dann, wenn formell alles richtig geschieht, unterbleibt die Einsetzung, falls die erforderliche Zahl geeigneter Personen nicht vorhanden ist. Der Familienrat, dem stets die Rechte und Pflichten des Vormundschaftsgerichts zustehen, setzt sich nämlich aus dem zuständigen Vormundschaftsrichter als Vorsitzenden und Geschäftsleiter und aus mindestens zwei, höchstens sechs Mitgliedern zusammen, die alle oder teilweise auch dem weiblichen Geschlecht angehören können. Gegen eine Verfügung, durch welche die Einsetzung eines Familienrats abgelehnt oder letzterer sogar aufgehoben wird, steht dem Ehegatten, sowie Verwandten und Verschwägerten des Mündels die Beschwerde an das Landgericht zu.

Wer ist nun geeignet, in das Kollegium aufgenommen zu werden? Diese Frage läßt sich im Grunde nur negativ beantworten, indem wir dabei weiter unterscheiden zwischen unfähigen (Geschäftsunfähigen, sowie wegen Geistesschwäche, Verschwendung oder Trunksucht Entmündigten), deren Zulassung unter allen Umständen nichtig ist, und nur untauglichen Personen, die, trotzdem bestellt, die Gültigkeit an sich nicht weiter beeinflussen. Untauglich für das Amt ist der Vormund (nicht der Gegenvormund), ferner wer durch Anordnung eines Elternteils — die Ehefrau bedarf nicht etwa der Zustimmung ihres Gatten — von der Mitgliedschaft ausgeschlossen ist, sodann Minderjährige, unter vorläufige Vormundschaft gestellte, ferner in Konkurs befindliche und solche Personen, die zur Besorgung ihrer Vermögensangelegenheiten einen Pfleger erhalten haben, und schließlich, wer der bürgerlichen Ehrenrechte für verlustig erklärt ist. Damit ist der Kreis der ungeeigneten Menschenkinder noch keineswegs erschöpft, denn eine weitere Bestimmung schreibt ganz allgemein vor, zum Mitgliede soll nicht bestellt werden, wer mit dem Mündel weder verwandt noch verschwägert ist, es sei denn, daß er von dem Vater oder der ehelichen Mutter des minderjährigen Mündels benannt oder von dem Familienrat ausgewählt oder von dem Vorsitzenden für den Fall, daß die Bestallung von Ersatzmitgliedern erforderlich, in Aussicht genommen ist.

Die ganze schwerfällige Maschinerie funktioniert indessen erst, wenn entweder auf Grund elterlicher Berufung oder richterlicher Auswahl die Einsetzung seitens des Vormundschaftsgerichts wirklich erfolgt. Abgesehen nämlich von der allgemeinen Anordnung und dem besonderen Berufungsrecht der Eltern soll das Kollegium gebildet werden, falls dem Mündel besonders Nahestehende, nämlich Verwandte oder Verschwägerte oder der Vormund oder der Gegenvormund, den bezüglichen Antrag stellen und das Gericht selbst die Einsetzung im Interesse des Mündels für angemessen erachtet. Ist es nun glücklich so weit, daß dieser Einsetzung weiter keine Bedenken entgegenstehen (durch die Prüfung aller in Betracht zu ziehenden Umstände, durch Personen-Recherchen, Korrespondenzen, Anrufen der Beschwerdegerichte usw. wird mitunter viel kostbare

Zeit verloren), so muß der bedauernswerte Vormundschaftsrichter, falls eine formell und materiell wirksame Berufung zur Mitgliedschaft nicht vorliegt oder die Berufenen die Übernahme kaltlächelnd ohne weitere Begründung ablehnen, die zur Beschlußfähigkeit erforderlichen Personen selbst auswählen. Vorher soll er ja nicht vergessen, auch den Gemeindewaisenrat und Verwandte und Verschwägerte des Mündels zu hören. Schließlich steht dann die Bestimmung der Zahl weiterer Mitglieder und ihre Auswahl dem Familienrate selbst zu, wobei es natürlich an unliebsamen Erörterungen und aufregenden Diskussionen selten fehlen wird, kann doch selbst gegen Beschlüsse des endlich zustande gekommenen Familienrats jedes einzelne Mitglied die Beschwerde erheben. Für den Vormundschaftsrichter selbst bedeutet die Institution allerdings eine Verminderung seiner persönlichen Verantwortlichkeit, weil die Mitglieder die allgemeine Haftbarkeit mit ihm teilen und, wenn sie ihn durch Mehrheitsbeschluß in irgendeiner Angelegenheit überstimmen, hierfür allein zivilrechtlich einzustehen haben. Vormund und Gegenvormund, in deren Bestallungen die Einsetzung des Familienrats ausdrücklich aufzunehmen, unterstehen, soweit das Gesetz nicht ihre selbständige, bzw. gemeinsame Wirksamkeit vorschreibt, den Weisungen und Genehmigungen des Familienrats, zu dessen Beschlußfähigkeit die Anwesenheit des Vorsitzenden und mindestens zweier Mitglieder erforderlich ist. Beschlüsse werden nach der Mehrheit der Stimmen der Anwesenden gefaßt; also mit oder ohne Schuld Abwesende können sich auch nicht schriftlich oder etwa telephonisch an der Abstimmung oder Entscheidung beteiligen, unbeschadet des Rechts, ihre Ansichten in größerer oder geringerer Ausführlichkeit mitteilen zu dürfen. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden, der allein auch darüber sich schlüssig zu machen hat, ob etwa ein Mitglied, dessen Interessen in „erheblichem" Gegensatze zu den Interessen des Mündels stehen, in einer Angelegenheit von der Teilnahme an der Entscheidung auszuschließen ist. Ihm liegt es ferner ob, den Familienrat einzuberufen und die hierfür passende Zeit und den geeigneten Ort, der, je nach Lage des Falls, nicht immer gerade der Sitz des Gerichts zu sein braucht, zu bestimmen. Er muß die Einberufung vornehmen, wenn zwei Mitglieder, der Vormund oder der Gegenvormund sie beantragen oder, was eigentlich selbstredend, das Interesse des Mündels sie notwendig macht. Die Einladung kann mündlich (Fernsprecher nicht ausgeschlossen) oder schriftlich, in sehr eiligen Fällen telegraphisch erfolgen. Eine bestimmte Förmlichkeit ist also nicht vorgeschrieben. Auf die Beendigung der Mitgliedschaft und die Aufhebung des Familienrats, die insbesondere beim Fehlen geeigneter Persönlichkeiten eintritt, oder für bestimmte Fälle seitens der Eltern angeordnet werden kann, wollen wir hier nicht weiter eingehen, auch nur kurz erwähnen, daß für Volljährige, die infolge geistiger Erkrankung, Verschwendung oder Trunksucht entmündigt wurden, unter gewissen Modifikationen die Anordnung und Einsetzung eines Familienrats ebenfalls zulässig ist.

Wir können zum Schluß nur wiederholen, daß das ideal gedachte und auf patriarchalischer Grundlage aufgebaute Institut sich weder bei den Gerichten, noch beim Publikum sonderlicher Beliebtheit erfreut, und daß nur wenige es schmerzlich empfinden dürften, wenn bei einer späteren Revision des Gesetzbuchs die ganze Einrichtung still und friedlich beseitigt würde.

Siegfried Krohne:

Deutsche Frauen.

1. Die Mutter.

Ich habe dich in meinem Leib getragen,
Ich habe dich geboren und genährt,
Ich zog dich auf zum Mann und zum Entsagen,
Nun zeig, daß meine Liebe sich bewährt.

Du warst die letzte Lust der alten Tage,
Wo alles mir nach hartem Kampf entschwand,
Was ich gelehrt, ich tu es: ich entsage,
So tu auch du, gelob mir's in die Hand.

Ich segne dich mit meinem letzten Kusse
Zum Großen, das ich stolz in dir genährt,
Und stirbst du mir nach göttlichem Beschlusse,
So weiß ich, daß die Liebe sich bewährt.

2. Einzige Stunde.

So nimm mich hin denn eine süße Stunde,
Preis das Geschick für diese kleine Zeit,
In diese Spanne drängt sich Freud und Leid,
Die ich dir geben wollt' in langem Bunde.

So fühlen wir: Kehrst du mir auch zurück,
Uns hat die höchste Seligkeit geschlossen,
Nie wird ein reicheres von uns genossen
Als dieses vollste, schönste Todes-Glück. —

Nun bin ich ganz, Geliebter, dir verbunden,
So zieh' hinaus und kämpfe für dein Weib;
Ich segne dich, ich lieb' den toten Leib,
Die Liebe hat das Leben überwunden.

Heinz Welten:
Auf der Midnatsun.
(Eine Fahrt im nördlichen Eismeer.)

„Wie weit sind Sie bis Norden gekommen? Haben Sie die Mitternachtssonne gesehen?", das sind die beiden Fragen, die man wieder und immer wieder auf einer Nordlandreise zu hören bekommt, wenn man neue Bekanntschaften anknüpft oder alte Bekannte aus der Heimat hier oben wiedertrifft. Zum Überdruß können sie werden, die stereotypen Fragen. Denn wenn auch für die erste fast jeder eine stolze Antwort bereit hält, der eine von Tromsö und Hammerfest, der andere von Spitzbergen erzählt und die Breitengrade nur mehr vom 70. Grade aufwärts gewertet werden, — denn was darunter liegt, das ist ja „Süden" —, wenn man daher die erste Frage oft gern beantwortet, auf die zweite weiß man meist nichts zu sagen. „Die Mitternachtssonne? Nein. Die sahen wir nicht." So unumwunden und schlechtweg gibt es keiner zu. „Ich sah noch nach 11 Uhr abends die Sonne." „Ich sah um Mitternacht noch einen rötlichen Schein am Himmel." „Die Sonne selbst war hinter den Wolken; aber hell war es um Mitternacht, genau so hell wie am Tage. Das habe ich ganz deutlich gesehen." Nur die Skeptiker brummen: „Wie soll man denn hier um Mitternacht die Sonne sehen, da sie auch am Tage meist hinter den Wolken bleibt?" Eine kleine Berlinerin nimmt die tragische Frage humoristisch: „Mitternachtssonne? Ach nein. Was Sie sagen. Gibt es denn überhaupt so etwas?"

So geht es in allen Tonarten durcheinander; doch das Fazit bleibt immer das gleiche. Sie läßt sich nicht schauen, die Mitternachtssonne. Wenigstens in diesem Jahre blieb sie fast immer hinter den Wolken. Und wer hier hinauffährt in „das Land der Mitternachtssonne", nur um sie zu sehen, der tut besser, daheim zu bleiben und ein Los in irgend einer Wohltätigkeitslotterie zu nehmen. Denn die Wahrscheinlichkeit, dort den Hauptgewinn zu ziehen, ist ungleich größer. Ich war acht Wochen jenseits des 70. Breitengrades und traf allerlei Menschen; doch keiner hatte sie gesehen. Ich traf auch zwei junge deutsche Geographen, die schon seit einem Jahre hier oben herumstreiften, und auch sie hatten nichts gesehen, weder die Mitternachtssonne im Sommer, noch das Nordlicht im Winter. Und als ich das gehört hatte, war ich mit meinem Reisepech versöhnt.

Dann aber habe ich sie doch noch gesehen und sehr oft und genau studiert, die Mitternachtssonne. Sie hatte sich einen dänischen Namen zugelegt, nannte sich „Midnatsun" und war nicht mehr ein launisches Gestirn am nächtlichen Himmel, sondern das entzückendste schöne Schiffchen, das noch je die nordischen Meere befuhr. In Kirkenes hatte ich zuerst ihre Bekanntschaft gemacht; da lag der

weiße, schmucke Dampfer vor Anker und nahm Proviant ein und putzte sich und machte eine gar umständliche Toilette. Denn sieben Tage sollte die Fahrt währen, von Kirkenes an der russisch-norwegischen Grenze durch das Eismeer hindurch bis Hammerfest und von dort nach Süden, hinunter bis Bergen, wo die Bergenske Dampskibsselskab ihren Wohnsitz hat.

Als wir von Kirkenes abfuhren, blaute der Himmel lustig herunter auf eine spiegelglatte See. Kleine Cumuluswölkchen zogen am Horizont dahin und spiegelten sich im Wasser. Gar freundlich schaute der kleine Flecken in der Provinz Südvaranger, die mit ihrem bescheidenen Blumenflor, den Ebereschen, Schlüsselblumen und Vergißmeinnicht der anspruchslosen Bevölkerung am Eismeer ein wahres Eden dünkt. Nur die überaus zahlreichen und blutgierigen Mücken stören hier, da sie trotz Mückenschleier und Zigarren buchstäblich bis aufs Blut den Wanderer peinigen und jeder längeren Fußtour den Genuß rauben. Wären sie nicht, man könnte den Aufenthalt in Südvaranger im Sommer schön finden und nur ungern von der anspruchslosen, freundlichen Provinz scheiden. Doch dank der Mücken wurde der Abschied von Kirkenes leicht, und ich war froh, als wir klar machten und ins offene Meer hinausdampften.

Die Midnatsun ist kein Hotel ersten Ranges, kein schwimmender Palast, wie die großen Hapag- und Lloyddampfer, die nie bis hierher kommen, aber sie ist ein prächtiges, sauberes und ungemein gemütliches Schiff. Der Salon ist nur klein, aber ein gutes Klavier hat doch in ihm Platz. Der Rauchsalon, alias „Räucherkammer", besitzt mehrere treffliche Klubsessel. Der Speisesaal liegt nicht unten im Schiffsraum, sondern oben an Deck, so daß er stets hell und luftig ist und — was die Hauptsache ist — die 40 oder 50 Kabinen sind durchweg Querkabinen, d. h. sie liegen nicht in der Längsrichtung des Schiffes, so daß der Kopf des Liegenden bei heftigem Seegang bald oben bald unten ist, sondern sie liegen quer zur Schiffsrichtung, und nur ein leises Hin- und Herschaukeln macht den Sturm wahrnehmbar, d. h., wenn die Wellen nicht seitlich kommen und das Schiff schlingert. Und da auch die Betten in der Kabine nicht übereinander standen, so daß niemand nötig hatte, allabendlich dem „Unterbett" seine Kletterkünste zu produzieren, so erschien mir die Midnatsun wie ein kleines Paradies und es wollte mich dünken, als ob mein Lebensschifflein, das mich schon seit etlichen Jahrzehnten kreuz und quer durch die Welt trägt, ein gut Teil weniger komfortabel eingerichtet wäre.

Gegen zwei Uhr mittags waren wir von Kirkenes abgefahren, wir, d. h. der Kapitän, die Besatzung und die kleine Schiffsgesellschaft, die aus einer jungen, in Kirkenes ansässigen Kapitänsfrau bestand, welche nach Dronthjem fahren wollte, um ihre Eltern zu besuchen, aus einem Zwischendeckpassagier, der sich gleich in seine Koje verkroch und gar nicht sichtbar ward, und mir, der ich in Kirkenes nichts zu suchen gehabt hatte und jetzt nach Dronthjem fuhr, wo mich auch niemand

erwartete. Ich fuhr nur, um zu fahren, ohne Zweck und Ziel, just so, wie viele Menschen nur leben, um zu leben. Ich hatte meine Uhr zu Haus gelassen und ging ängstlich jedem Kalender aus dem Wege, der mich an die Zeit hätte erinnern können. Losgelöst von Ort und Zeit, frei von der Zweckbestimmung, die im alltäglichen Leben jeder Minute ihren Stempel aufdrückt, trieb ich als ein Atom im Weltenall, und just dies war das schönste, das allerschönste auf meiner Fahrt.

Gewaltige Felsen zogen an uns vorüber, Walfische wurden gesichtet, und Möwen flogen krächzend im Kielwasser. Mitunter warf das Schiff Anker, Menschen wurden eingebootet, Bekanntschaften geschlossen und später gelöst, wenn die Menschen wieder von Bord gingen. Und nichts blieb von ihnen zurück, als eine kleine, schwache Erinnerung, die bald von neuen Eindrücken vertilgt wurde. So trieb ich auf meinem Schiffchen im Eismeere, und eine Ruhe, eine unendliche Ruhe begann mich auszufüllen. Ich hätte die Fahrt ohne Ende wünschen mögen.

Es waren aber noch drei Passagiere an Bord außer uns schon genannten, Fräulein Birgitt und Fräulein Emmik und Herr Erikson, genannt Durak. Fräulein Birgitt und Fräulein Emmik waren zwei sehr wohlerzogene junge Damen, die oft und mit Ausdauer das Klavier bearbeiteten. Dann übernahm Fräulein Birgitt die oberen Oktaven und Fräulein Emmik die Begleitung, und ihr Repertoire war unerschöpflich. Sie spielten nicht vierhändig, sondern vierfäustig, weil das lauter war und mehr Spaß machte. Denn Fräulein Birgitt war vier und Fräulein Emmik war drei Jahre alt, und sie waren die entzückendsten, blauäugigen Flachsköpfe, die ich je gesehen habe. Sie waren die Kinder der Kapitänsfrau, sprachen finnisch, lappisch, russisch und norwegisch, alles bunt durcheinander, wie die Kinder in Varangers stets tun, und sie beteten sicher allabendlich zum lieben Gott, daß er die Migräne der Mama noch recht, recht lange dauern lassen möge. Denn weil die Mama Migräne hatte und mit einer Kompresse auf dem Kopf in der Kabine lag — darum konnten Fräulein Emmik und Fräulein Birgitt den ganzen Tag anfangen, was sie wollten, d. h. Klavier spielen. Mir waren diese Konzerte sehr angenehm, denn da der Musiksalon auf dem Hinterdeck lag und ich meist vorn an der Schiffsspitze saß, um auf das Meer hinauszuschauen, hörte ich nicht viel davon. Herr Erikson aber, den man am Hinterdeck festgemacht hatte, freute sich über die Konzerte und sang immer mit. Denn Herr Erikson war sehr musikalisch; er war sehr vornehm und gehörte zur uralten Familie der Grönlandhunde. Seine Vorfahren waren schon vor Jahrtausenden dem Menschen treue Gefährten gewesen in den Wüsten von Schnee und Eis, in denen nur die zäheste Lebensenergie sich noch zu behaupten weiß. Herr Erikson gehörte dem Zwischendeckspassagier, den man nie zu Gesicht bekam, einem Fischer, der sich sofort schlafen gelegt hatte und durchschlief, bis er in Hammerfest geweckt wurde, da hier noch einige Fischer an Bord kamen, mit denen er bald gut Freund wurde.

Herrn Erikson aber hatte er zuvor an einen jener Eisenköpfe festgebunden, die aus der Holzdiele des Unterdecks herausragen und die beim Anlegen notwendig werden, damit um sie das Seil geschlungen werden kann, welches das Schiff an das Festland heranzieht.

An solch einem Eisenkopf lag der schöne eisgraue Hund tagsüber, schlief oder leckte sich die Pfoten. Nur wenn die beiden Klavierkünstlerinnen ankamen, erwachte er und wurde lebendig. Er begrüßte sie mit freudigem Bellen, ließ sich behaglich von ihnen das Fell kraulen und setzte sich in Positur, sobald sie an das Klavier liefen, an dessen Tasten just ihre Nasenspitzen heranreichten. Dann hämmerten vier kleine Kinderfäuste lustig drauf los, und Herr Erikson verdrehte die Augen und sang tapfer mit. Denn er war sehr musikalisch. Ich aber flüchtete noch weiter auf das Vorderdeck bis zur äußersten Spitze. Dorthin rückte ich meinen kleinen Klappsessel und starrte in die See hinaus, Stunde auf Stunde, bis die Glocke des Steward zu den Mahlzeiten rief, die allein die eintönige Fahrt unterbrachen. Denn Naturschönheiten, die man gesehen haben „muß", sind hier nicht zu sehen. Nur die Ruhe wirkte machtvoll, die gewaltige, alles bezwingende Ruhe der Unendlichkeit.

Wie die Wellen an dem Schiff hochbäumten und als weißer Gischt auseinanderstoben, wenn der Kiel sie mühelos durchschnitt, der sich taktmäßig hob und senkte! Still lag das Meer, eine glatte Fläche, in der die Sonne sich spiegelte. „Das bleibt nicht so", sagte der zweite Offizier, der neben mir stand. „Sehen Sie die weißen Kämme auf den heranziehenden Wellen? Wenn die Wellen ihre Nachtmützen aufsetzen, läßt eine kräftige Brise nicht lange mehr auf sich warten." Nach einer Stunde waren wir mitten im Sturme drin. Schnell wurde alles festgebunden, was nicht niet- und nagelfest war. Die Mannschaft hüllte sich in Ölzeug und setzte die Südwester auf, und Herr Erikson wanderte hinunter zu seinem Herrn ins Zwischendeck, wo es ihm gar nicht sonderlich behagte. Die Kinder, denen die Schaukelei anfangs viel Spaß machte, wurden vom Steward hinunter zu ihrer Mutter gebracht, deren Migräne durch die kleine Gesellschaft entschieden sehr günstig beeinflußt wurde. Und auch mir wurde anempfohlen, lieber meine Kabine aufzusuchen und mich hinzulegen. Denn der Aufenthalt auf Deck, über das bereits die ersten Wellen spritzten, verlor zusehends an Reiz, zumal in solchen Zeiten jeder, der nicht selbst Hand mit anlegen kann, sich und den anderen recht überflüssig vorkommt.

Doch auch in der Kabine war der Aufenthalt nichts weniger als angenehm. Ich wurde auf dem Bett, auf dem ich mich ausgestreckt hatte, hin und hergeworfen, von rechts nach links, von links nach rechts. Ich versuchte zu lesen. Aber wer kann lesen, wenn man mit der einen Hand das Buch, mit der anderen sich selbst festhalten soll? Auch kam fortgesetzt etwas anderes aus dem Gepäcknetze herunter, das ich dort kunstgerecht verstaut hatte, bald ein kleiner Koffer, bald mein Krim-

stecher, mein Hut oder meine Kamera. Noch immer hob und senkte sich das Schiff. Wie rasend drehten sich die Schraubenflügel in der Luft, wenn die Spitze tief hinabtauchte und die Schraube aus dem Wasser hochkam. Jetzt änderte das Schiff seine Bewegungsrichtung; es begann heftig zu schlingern, und die Annehmlichkeit der Querkabine wurde illusorisch. Das Schiff kippte schwer auf die Seite, richtete sich wieder auf und fiel dann auf der anderen Seite tief hinüber. Und getreulich machte mein Körper, der langgestreckt auf dem Bett lag, all diese Bewegungen mit. Bald lagen die Beine tief unten, bald schien ich auf dem Kopf zu stehen. Derlei gymnastische Übungen mögen auf dem Festlande ihren Reiz haben, doch hier auf der See verfehlen sie gänzlich ihren Zweck, und je länger sie währten, um so widersinniger erschienen sie mir. Doch noch immer ging das Schiff bald tief nach rechts hinüber, bald tief nach links, und ich folgte seinen Bewegungen mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, ich wurde weiß, grün und gelb, und irgend etwas in mir begann zu würgen, zu stoßen und nach oben zu drängen, als ob meine Eingeweide zu groß geworden wären für den Leib und mit Gewalt sich einen Ausweg schaffen müßten. Ein Zustand bemächtigte sich meiner, der so unangenehm, so überaus unangenehm war, daß er auch in der Erinnerung nichts von seinen Schrecken eingebüßt hat und die Feder vergebens nach Bildern sucht, die ihm gerecht werden könnten.

Jetzt begann nebenan in der Kabine ein herzzerbrechendes Gestöhn und Geheul. Fünfzig Kabinen besaß das Schiff, und nur eine einzige außer der meinen war belegt, nur die, welche die Kapitänsfrau mit den beiden Kindern beherbergte. Weshalb müssen just diese Drei in der Kabine nebenan liegen? Der Himmel nur weiß es und der Steuermann, der die Kabinen zu verteilen hat. Das Brüllen und Schreien der Kinder, das Ächzen, Stöhnen und Würgen der Mutter, all das hörte ich deutlich durch die dünne Wand, und selbst dies konnte meine Stimmung nicht verbessern, trotzdem ich nun wußte, daß auch dort die Seekrankheit ihren Einzug gehalten hatte. Denn wenn man selbst an ihr leidet, dann fühlt man sich so elend, daß man selbst für die reinste aller Freuden, für die Schadenfreude nicht mehr empfänglich ist. Ich befand mich in einer so elenden psychischen und physischen Verfassung, daß ich es mit Freuden begrüßt hätte, wenn das Schiff gegen irgendein unterirdisches Riff oder gegen einen Eisberg angerannt wäre. Mochte es immerhin mit Mann und Maus untergehen, wenn nur diese entsetzliche Schaukelei ein Ende nähme. Bald aber mußte es so weit sein. Denn lange, das fühlte ich, konnte das Schiff diesem furchtbaren Unwetter nicht mehr trotzen. Jede Minute konnte die letzte sein. Doch wenn auch. Wenn nur dieses Schaukeln vorbei wäre! Kein Preis dünkte mich zu hoch, den ich nicht gutwillig dafür gezahlt hätte.

Wieder holte das Schiff gewaltig rechts über. Da sprang das Bullauge, das schlecht verschlossen gewesen, auf und ein Wasserstrom ergoß sich in meine Kabine.

Trotz meines elenden Zustandes mußte ich vom Bett aufstehen, wiewohl sich in mir und um mich herum alles drehte. Ich versuchte die Luke wieder zu schließen und die schweren Riegel vorzuschieben, eine Arbeit, die mir erst nach langen Mühen gelang. Inzwischen hatte sich bereits ein kleiner See auf dem Fußboden gebildet, und ich klingelte nach der Stewardeß, damit sie mit Besen und Eimer den angerichteten Schaden wieder beseitigen konnte. Ich selbst aber wankte aus der Kabine heraus und, mich krampfhaft am Geländer festhaltend, nach oben. Denn tausendmal lieber wollte ich dem schlimmsten Sturm auf Deck begegnen und, wenn es sein sollte, mutig und mannhaft dem Tod ins Auge blicken, als noch länger dort unten liegen in dieser entsetzlichen Kabine.

Oben auf Deck ging der erste Offizier, der die Wache hatte, langsam auf und ab. Er trat auf mich zu und war mir behilflich, die letzten Stufen der Treppe zu nehmen. „Ein wenig windig heute. Nicht? Aber es legt sich schon." Ein wenig windig! Du lieber Himmel. Ein wenig windig! Dieser entsetzliche Sturm! Aber er lachte gutmütig auf: „Sturm nennen Sie diesen kleinen Wind, den das Schiff kaum spürt? Da sollten Sie einmal im Herbst oder Winter hier oben fahren; da könnten Sie etwas erleben. Da könnten Sie einen Sturm kennen lernen." Der Offizier mußte sich selbst am Geländer festhalten, um nicht von diesem „kleinen Wind" umgeblasen zu werden. Aber er schüttelte sich ordentlich vor Lachen. Der Kellner ging mit der Klingel vorbei und kündete an, daß der Lunch serviert sei. „Kommen Sie mit. Es ist Essenszeit. Ich habe mächtigen Hunger. Und auch Ihnen wird ein warmer Bissen gut tun. Sie sehen ja kreidebleich aus." Doch schaudernd wehrte ich ab. „Nein, ich danke. Ich habe durchaus keinen Appetit. Vielleicht komme ich später nach." Schon der Gedanke an Essen und der Speisegeruch, der von der Küche herüberwehte, brachte mein Inneres, das sich langsam beruhigte, wieder in Bewegung.

„Na, schön. Dann lassen Sie es. Aber einen Whisky könnten Sie trinken. Der bringt Sie wieder auf den Damm. Übrigens," er wies mit dem Finger nach vorn, „sehen Sie da vorn die Häuser? Das ist Hammerfest. Bald steuern wir in die Bucht ein, und dann hat die liebe Not ein Ende." Eine prächtige Botschaft. Angestrengt schaue ich nach vorn, doch sehe ich nur ein wild bewegtes Meer, sehe Wellen heranrollen und sich überschlagen, eine immer größer als die andere. Grau in grau liegt der Horizont vor mir. Doch hinten, ganz weit hinten, da ragt etwas spitzes, dünnes aus der grauen Wand. Ist es der Kirchturm, ist es die Meridiansäule von Hammerfest? Wie mit magischer Gewalt saugen sich die Augen fest an diesem spitzen, dünnen Etwas, von dem eine seltsame Beruhigung auszugehen scheint. Dort, dort liegt das Land und dorthin fahren auch wir. Wieder und immer wieder sage ich mir die Worte. Dort liegt das Land; schon kann man es sehen.

Im Speisesaal sind nur drei Gedecke aufgelegt. Rund um den Tisch zieht

sich ein Geländer von glänzendem Metall, das breite Bänder quer über die Tafel spannt. In diesen Bändern wird alles befestigt, Gläser, Teller und Menagen, so daß nichts herunterfallen kann. Denn noch immer rollt das Schiff gewaltig. Ich stürze nur schnell ein Glas Whisky hinunter und gehe dann wieder hinaus. Jetzt ist das lange dünne Etwas da draußen in der grauen Wand schon beträchtlich näher gekommen. Man erkennt einen hohen Haufen, das aus Steinen aufgeschichtete Schifferzeichen auf dem Sadlen, einer kleinen Anhöhe, an deren Fuße Hammerfest liegt. Jetzt wird auch die Stadt selbst sichtbar. Noch eine Viertelstunde währt es, in der der Wind mehr und mehr abflaut, und dann biegen wir in die Bucht ein. Zehn Minuten später fallen, nach dreißigstündiger Fahrt, vor Hammerfest die Anker.

Ein schwerer Nebel liegt über der Stadt, die sich die „nördlichste der Welt" nennt. Sie war mir lieb und wert geworden bei früheren Fahrten, die mich hinauf an Norwegens Nordküste geführt hatten. Und sie grüßt mich auch jetzt wieder als eine gute alte Freundin, grüßt mich mit ihrem schmucken evangelischen Kirchlein im neuen Stadtteil, mit der russischen Kirche in der Altstadt, mit der berühmten Meridiansäule, die auf keiner Ansichtskarte fehlt, und mit dem schweren Lebertrandunst, der ständig über der Stadt liegt. Auch das „Grand Hotel" sehe ich nahe dem Strande liegen, das kleine bescheidene Holzhäuschen, von dessen Existenz seine stolzen Namensvettern in Paris und London sich schwerlich etwas träumen lassen. Es ist nicht schwer, das eleganteste und schönste Hotel in einer Stadt zu sein, die nur zwei Gasthäuser aufzuweisen hat, von denen das andere noch dazu lediglich dem Verkehr der sehr anspruchslosen Matrosen dient. Sogar eine „Dépendance" hat es sich zugelegt, das — Grand Hotel von Hammerfest.

Wir lagen wohl vier bis fünf Stunden hier vor Anker, nahmen Kohlen ein und erhielten einige zwanzig Passagiere, die infolge des nebligen Wetters auf den zweifelhaften Genuß eines Nordkapbesuches verzichtet hatten und den Rückweg antreten wollten. Jetzt wurde es voll an Bord. Fräulein Birgitt und Fräulein Emmik mußten ihre Klavierstunden aufgeben, da ein musikfreudiger Herr aus Hannover mit dem Rechte des Stärkeren das Piano in Besitz nahm und nur während der Mahlzeiten den Platz räumte. Im Speisesaal wurden an Stelle der einen bereits vier Tafeln gedeckt; ich erhielt rechts und links zwei kroatische Touristen, die sich gegenseitig Herr Rat und Herr Professor titulierten. Der Herr Rat erzählte andauernd von der Seekrankheit, die ihn auf der Hinfahrt gepackt hatte, und beschrieb sie genau mit allen Details, so daß der Küchenchef an unserer Tafel große Ersparnisse machte. Denn er bekam fast alle Platten unberührt zurück. Eine Schilderung der Seekrankheit mag ja im allgemeinen recht interessant sein, doch eignet sie sich nur in den seltensten Fällen als Tischgespräch, zumal wenn die anderen Tischgäste erst vor kurzer Zeit selbst ihre nähere Bekanntschaft gemacht haben. Nur mein Nachbar zur Rechten, der kroatische

Professor, schien von derlei Anwandlungen frei zu sein. Er tat der Küche alle Ehre an und schob, wenn die Gabel nicht ausreichte, die Speisen mit dem Messer in den Mund nach, und er bediente sich dieser Waffe vornehmlich im Kampfe mit dem gebratenen Lachs und den anderen Seefischen, die einen Hauptbestandteil der Menus auf den nordischen Dampfern bilden. Wenn der Herr Professor sein mit Fischstücken beladenes Messer in den Mund schob, dann erbleichte jedesmal sein Gegenüber, ein alter Londoner Kaufmann, der schließlich aufstand und dringend um einen anderen Platz bat, da er die kroatischen Selbstmordversuche nicht länger mit ansehen konnte.

Das aber nahm ihm der Professor sehr übel, und wenn er später bei Promenaden auf Deck dem Engländer begegnete, drehte er stets den Kopf ostentativ nach der anderen Seite, auch wenn just dort, wo der Engländer stand, das herrlichste Panorama sich entfaltete. Denn jetzt wurde die Landschaft schön, sehr schön. Skjaervö tauchte zur Rechten auf mit seinem prächtigen Gletscher, und dann kam der schönste aller Fjords, die Perle der nordischen Meere, das aller-, allerschönste, was der Mensch hier sehen kann, der Lyngenfjord, der einer Alpenlandschaft gleicht, die mitten in das Eismeer versetzt wurde, der Fjord, der Gletscher besitzt, so prächtig und schön, wie ich sie nie in den Alpen sah. Und wem die Nordlandreise nur Seekrankheit, Nebel und Regen bescherte, wer wochenlang hier oben vergeblich auf die Mitternachtssonne harrte, dem bleibt doch die Fahrt durch den Lyngenfjord, die reichlich für alles Reisepech entschädigt. Denn wer den einmal gesehen hat, der kann nie mehr untergehen in der Tretmühle des täglichen Lebens. Dem glüht tief im innersten Herzen eine Erinnerung an riesige Felsen, die steil aus dem Meere emporragen, an blendende Firnen und silberglänzende Gletscherbänder, die sich hinabwälzen zum Strande, so daß sich der Gletscher dem Meer vermählt im eisigen Kusse. Wer durch den Lyngenfjord fuhr mit offenen Augen und mit offener Seele, der kann wohl noch traurig, sehr traurig werden im Leben, doch er kann nie mehr ganz verzweifeln an einer Welt, die solche Wunder ihr eigen nennt.

Allein der kroatische Professor, der sich bei Tisch noch immer als Degenschlucker produzierte, sah nichts von all den Herrlichkeiten, da der Engländer stets dort stand und wie gebannt den Blick auf die märchenhaft schöne Landschaft richtete, so daß der Kroate stets auf die andere Seite schauen mußte. Auch sonst war die Gemütlichkeit an Bord gestört worden durch die in Hammerfest eingebooteten Touristen. Die beiden kleinen Klavierkünstlerinnen, denen man ihr liebstes Spielzeug genommen hatte, schlichen trübselig und gelangweilt umher, und Herr Erikson ließ im Zwischendeck die Ohren hängen. Das viele Volk, das jetzt im Zwischendeck sich breit machte, paßte ihm gar nicht, auch wenn manch einer darunter mit einem Stück Hering um seine Freundschaft warb. Nur ein kleines Berliner Fräulein, das mit den Eltern reiste und so schnippische Antworten

gab, besonders, wenn man es nach der Mitternachtssonne frug, nur sie brachte einen munteren Ton in das ernste, ungemütliche Bild. Sie fand alles so furchtbar interessant, die Delphine, die hin und wieder aus dem Wasser aufsprangen und dann wieder hinabschossen, die Wale, die weit draußen vorüberzogen, die Wildenten, die Möwen und das ganze Treiben an Bord.

Doch auch das kleine Fräulein verlor sein sonniges, lustiges Lachen, das man über das ganze Deck hören konnte, als ein unheimliches Gerücht sich verbreitete, immer mehr und mehr, bis schließlich alle davon wußten: wir hatten eine Leiche an Bord. Im Zwischendeck lag ein stiller Mann, der Fischer, der in Kirkenes mit seinem Hunde an Bord gekommen war, zugleich mit uns, der so lange geschlafen hatte und erst in Hammerfest aufgewacht war. Noch vor wenigen Stunden hatte er über die beiden Neapolitaner gescherzt, die auch in Hammerfest eingebootet worden waren und einen Affen, ein Bauer mit kleinen grünen Vögeln, die „wahrsagen" konnten, einen Dudelsack und eine Ziehharmonika mitgebracht hatten. Die ganze Schiffsgesellschaft hatte interessiert auf die beiden Italiener geschaut, die vom äußersten Süden Europas hier hinauf gekommen waren, um mit ihren bescheidenen Künsten ihr Brot zu verdienen. Doch während der eine Italiener den Dudelsack bearbeitete und der Affe seine Sprünge zeigte, während der andere Italiener mit dem Sammelteller herumging, auf dem besonders die Örestücke der Zwischendeckler sich häuften, da hatte sich der Fischer, dem es mit einem Male so eigenartig zumute geworden war, zurückgezogen und war in seine Schlafkoje geklettert. Als seine Kameraden nach ihm zu sehen kamen, war schon alles vorbei. So war er unter den Klängen des Dudelsacks still eingeschlafen, indes um ihn herum die Menschen lachten und scherzten und die Schiffsschraube dröhnte, die das Schiff vorwärts trieb, gen Süden.

Eine Leiche an Bord! Ein bedrückender, schwerer Gedanke, der sich lähmend auf die Gesellschaft legt, die sich kaum mehr flüsternd zu unterhalten wagt. Und doch ist der Tote, den sie hinunter in den untersten Schiffsraum gebracht haben, um ihn in Tromsö an Land zu schaffen, wohl auch im Leben immer ein ernster, stiller Mann gewesen, so, wie sie alle hier oben sind, die den Tod täglich vor Augen haben. Und gewiß war er auch ein sehr bescheidener Mensch, und er hätte sich sehr darüber gekränkt, wenn er gewußt hätte, daß er im Tode so vielen Menschen Ungemach bereiten würde.

Eine Leiche an Bord! Wie umgewandelt waren sie alle, diese Menschen, die das Schicksal hier auf einige Schiffsplanken im Eismeere zusammengetrieben hatte. Der Kroate vergaß ganz, auf die andere Seite zu schauen, wenn er dem Engländer begegnete; der musikliebende Herr aus Hannover klappte mit Nachdruck das Klavier zu und scheuchte mit barschen Worten die beiden Kinder hinaus, die schon sehnlichst auf den Moment gewartet hatten, da sie von ihrem Spielzeug wieder Besitz ergreifen könnten. Nur das kleine Berliner Fräulein, das neben

mir stehend durch ein Trieder den Ulfsfjord betrachtete, den wir just passierten, nur sie blieb sich gleich und flüsterte mir heimlich zu, daß „im Grunde genommen" so eine Leiche an Bord doch furchtbar interessant sei.

Langgezogene Klagetöne kamen aus dem Innern des Schiffes. Dort unten saß neben seinem toten Herrn jetzt der Hund, den man nicht hatte von ihm trennen können, vielleicht auch hatte nicht trennen wollen. Fast unbeweglich saß er da im Dunkeln. Nur von Zeit zu Zeit stieß er sein dumpfes Geheul aus und leckte der Leiche das Gesicht und die Hände. Wunderlich ist das Herz des Menschen. Keiner von uns hatte ihn jemals lebend gesehen, den, der da unten lag, kalt und starr. Und doch waren die Herzen voll Trauer, und Wehmut stand in den Augen um einen Toten, den niemand gekannt hatte. Wunderlich sind die Menschen.

Jetzt tauchte Tromsö auf, das so malerisch daliegt in den Bergen, an dessen vorderen Abhängen seine kleinen Häuschen in die Höhe klettern, Tromsö, die Stadt der Winde, Tromsö, die Heimat aller Stürme, und doch die lieblichste Stadt im ganzen Norden! Langsam machte das Schiff am Kai fest, an dem schon einige in Felle gehüllte Lappen standen, um ihre bescheidenen Waren, Renntiergeweihe, primitive Schnitzereien und Puppen in Lappentracht den Fremden anzubieten. Doch die Kauflust der Passagiere war nur gering. Still wurde der Tote an Land getragen. Dann folgte die kleine Kapitänsfrau mit den beiden Kindern, die jubelnd von den Großeltern in Empfang genommen wurden. Fast alle Passagiere gingen an Land, um sich die Stadt ein wenig anzusehen, so gut oder schlecht man das in den paar Stunden tun konnte, die das Schiff hier lag, um Waren einzunehmen und auszuladen. Als einer der letzten verließ auch ich das Schiff, das mir lieb und teuer, wie eine zweite Heimat geworden war, verließ es, um meine Schritte ins Tromsdal zu lenken. Doch lange, lange noch verfolgte mich das wehe, dumpfe Geheul des schönen Hundes, der um seinen toten Herrn klagte und als einziger Leidtragender hinter dem kleinen Leichenzuge herging.

Roderich Ley:

Tod und Soldat.

Fragte den Tod:
„Alles erreichender,
Alles vergleichender,
Lüstern mich stündlich umschleichender
Tod!
Wann und wo
Hat mir zu sterben dein Wille beschieden?
Heimatgeborgen nach glücklichem Frieden,
Schlachtenumdonnert auf blutigem Grunde,
Oder im Herzen die brennende Wunde
Siechend auf fauligem Stroh?"

*

Sagte der Tod:
„Ungerecht klagender,
Kleinmütig zagender,
Gnädig Verborgenes fragender
Mensch!
Ob dir heut'
Oder dir morgen zu sterben beschieden,
Heimatgeborgen nach glücklichem Frieden,
Schlachtenumdonnert auf blutigem Grunde . . .
Kenne den Ort nicht und weiß nicht die Stunde,
Die mir ein Höh'rer gebeut!"

*

Freundlicher Tod!
Habe, ein bangender,
Wissen verlangender,
Töricht am Leben noch hangender
Mensch,
Stets geglaubt,
Daß deine tückische Willkür zerstöre,
Was mir zu sicherem Eigen gehöre,
Habe mich frevelnd zu fordern vermessen,
Was ich geliehen, doch niemals besessen,
Habe vergessen,
Fromm als Geschenk nur mit betendem Munde
Dankbar zu würdigen jegliche Stunde,
Die mir zu leben erlaubt!

Drei Kreuze.

Und als die große Stunde kam,
Und ich — vielleicht für immer —
Von meiner Mutter Abschied nahm,
Im Auge feuchten Schimmer,
Hat zitternd ihre bleiche Hand
Ein altes, schmales Kettenband
Mir zum Geleit gegeben.
Ein gold'nes Kreuzlein hing daran.
Das sollt' als sich'rer Talisman
Betreu'n mein junges Leben.
Heil'ges, goldenes Kreuz!

*

Ich trug's bei Tag, ich trug's bei Nacht,
Ich trug's in Gram und Grauen.
Ich trug's in Kampf und Sturm und Schlacht
Mit festem Gottvertrauen.
Ich trug's, ob rechts und links der Tod
Die Brüder jung und frisch und rot
Wie welke Blumen pflückte.
Ich trug's, des Sieg's mir froh bewußt,
Bis mir zum Lohn die tapf're Brust
Das Kreuz von Eisen schmückte.
Stolzes, eisernes Kreuz!

*

Mein Glück war kurz! — Ein Schnitter rief
Zur Mahd auf blut'gem Grunde.
Nun brennt und wühlt im Herzen tief
Auch mir die Todeswunde.
Ein nie besiegter Feind entwand
Auf immer meiner starren Hand
Die trutz'gen Reiterzügel.
Und meiner wartet, fromm und stolz,
Ein schlichtes Kreuz aus dorn'gem Holz
Auf frisch gewölbtem Hügel!
Hehres, hölzernes Kreuz!

Marie von Bunsen:
Das Hoffräulein Donna Inez.

Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.

Jetzt erreichte der erste Fackelträger den Palast. Jetzt stand Don Manuel unter dem Balkon, blickte nach oben zu der etwas vorgebeugt mit ihrem fliederfarbenen Band wehenden Donna Inez. Mit wunderbarer Regelmäßigkeit fielen die Geißelhiebe auf die zerfetzten, blutenden Schultern, das Blut sprühte, floß herab. Don Manuel lächelte und grüßte, beglückt errötend wehte Inez mit dem fliederfarbenen Band. Dann verzog sich in der Dunkelheit der leuchtende Schein.

Im Guevara'schen Palast wurden die Wunden von der alten Aja gewaschen, dann setzte Don Manuel sich mit seinen Freunden und Begleitern zu einem Festmahl nieder. Trotz des Karfreitags! — Diese verdienstvolle Tat gewährte vollen Dispens. Alle beglückwünschten ihn, lobten sein Geschick, seine Ruhe, seine mustergültige Haltung.

Oben in den Schloßzimmern war der Damenkreis noch längere Zeit freudig erregt. Eine hyperkritische alte Palastdame behauptete zwar, die gestrige Gründonnerstagsprozession, bei der über zweitausend vermummte Männer sich geißelten, habe ihr einen erbaulicheren Eindruck gemacht. Hierüber weinte Donna Inez, und die übrigen Damen erklärten einstimmig, daß die vornehme Intimität dieser Veranstaltung, mit ihrer edlen Vereinigung von Religion und Damenhuldigung, unvergleichlich packender sei.

* * *

War Donna Inez zur Sonnabendfahrt nach Atocha befohlen, konnte sie darauf rechnen, daß Don Manuel, wie die anderen „Liebhaber des Palastes", neben ihrem Wagenschlag ging. Mochte es regnen, mochte der Straßenkot sein schwarzes Atlasgewand bedecken, mochten die Duennas, die Guardadamas jedes gesprochene Wort verhindern; mit der Fingersprache drückte er seine Bewunderung aus, dankte Inez ihm für die ihr durch seine Pagen übersandten Geschenke, für die Speisen und Näschereien. Oft hielt seine Karosse vor dem Schloß, dann winkte sie hinter den Fensterladensparren, und er huldigte ihr, sprach von ihrer Augengewalt.

Vollauf wurde er durch dieses Verhältnis befriedigt, denn dieser eine erotische

Akkord hatte ihm noch gefehlt. Ohne Beschäftigung noch Beruf, witzig, kenntnislos, wenn auch keineswegs dumm, widmete er sich dem Stierfechten, dem Reiten und den Frauen. Seinem Vater war es gelungen, als armer Edelmann einen Vize-Königsposten zu erhalten, er kehrte mit Schätzen beladen zurück, welche Schätze seine zwei Söhne ihren Damen und Dirnen weitergaben. Schon mit vierzehn Jahren hatte Don Manuel seine „Amancebada", sein Verhältnis Pepilla, behielt sie, als er mit sechzehn heiratete. Mit Donna Benita, seiner Gemahlin, lebte er in bester Ehe. Sie war früher so ungewöhnlich hübsch, daß Don Manuel behauptete, sein Glück wäre vollkommen, fände er eine so schöne Amancebada. Pepilla zeichnete sich selbst unter den wortgewandten Madrider Kolleginnen durch ihren Witz, ihre frech sprühende Lebenslust aus, aber sie war beinah häßlich.

Pepilla hatte im Laufe der Jahre Nachfolgerinnen gehabt, außerdem liebte Don Manuel eine Dame, Donna Anna, die Gattin des alten Herzogs von Segorbe, des Befehlshabers der deutschen Schloßwache, früheren Gouverneurs des verstorbenen kleinen Don Baltasar. Acht Jahre bereits hatte diese Leidenschaft gedauert. An vielen, vielen mondlosen Nächten hatte Don Manuel sich auf sein Pferd geschwungen, hinter ihm auf der Kruppe sein treuer Knappe, denn sonst hätten sie sich in den unbeleuchteten Straßen aus den Augen verloren. Er und „sie" hatten das Stelldichein vereinbart, jedesmal verursachte die Briefbesorgung aufregende Not. Nicht um eine ganze Welt hätte Don Manuel die Stunde verfehlt, und doch kam es oft nur zu einem gewinkten Gruß durch die Fensterladenstäbe. Einige Male jedoch hatte sich die Gartentür geöffnet, war er in ihr Zimmer gedrungen.

Es ging um sein Leben. Erfuhr es der Gatte, ein Bruder, ein Schwager — irgendein gedungener Valencianer hätte ihm bald genug hinter einer Straßenecke aufgelauert. Aber mit Ausnahme des Knappen ahnte kein Mann das Verhältnis, nie und nimmer ließe ein Hidalgo auch im nächsten Freundeskreise eine Andeutung über Liebeserfolge fallen. Daß die Kavaliere anderer Länder, wenigstens in der Praxis, nicht so streng waren, erfüllte die Spanier mit kalter Verachtung. Donna Anna sprach stundenlang mit ihren Freundinnen über den Geliebten und über das Glück ihrer Liebe; ihr Geheimnis war bei ihnen sicher.

So hatte es acht Jahre gedauert, so konnte es noch lange währen. Don Manuel spielte das reizvolle Spiel der Erotik auf verschiedenen Instrumenten. Seine Schwärmerei für das junge Hoffräulein bot ihm eine neue Klangfarbe, gab ihm eine unbekannte Gefühlsschattierung. Sich mit den anderen „Palastliebhabern" zu messen, war die Hochschule der Lebensart, der gesellschaftlichen Grazie.

Viel einfacher und tiefer empfand die arme kleine Inez!

* * *

Ein Gerücht durchzog das Schloß, die Madrider Gesellschaft. Seit der Zeit des unvergeßlichen Philipps des Zweiten wurde immer gleich nach Ostern die Übersiedlung nach Aranjuez vorgenommen, nun war sie wegen einiger dort vorgekommener Pockenerkrankungen aufgeschoben worden. So hieß es: in Wirklichkeit, weil das Geld fehlte. Nur mit einem ungeheuren Troß setzte sich der Hof in Bewegung, zu jeder Reise mußten die Pferde und Maultiere gemietet werden, die Mittel waren nicht aufzutreiben. Schon seit Monaten ging es — weiß Gott — dürftig zu. Die Duennas, Kavaliere, Pagen, der Schwarm von Dienern und Dienerinnen hatten sowohl am Hof, wie in den Hausständen des Adels kärgliche Zeiten. Im Schloß wurden die Rationen hin und wieder einfach unterdrückt, auch die Hofdamen ließen sich ihre Speisen aus der Stadt bringen, auf Kredit; auch bei ihnen war bares Geld knapp. Die Portionen, welche sich die Duennas, Kavaliere und Bediensteten der Privatpersonen aus den Garküchen (an jeder Straßenecke brodelten knoblauchduftende Kessel auf Dreifüßen) holen ließen, wurden bedenklich klein.

Die wirtschaftlichen Mißstände, die Erhöhungen der Maut und der Steuern, der Sturz des Geldwertes, die Ein- und Ausfuhrverbote erregten das sonst so leicht zu regierende, unendlich loyale Volk. Wohl wurde stets auch in den untersten Kreisen leidenschaftlich diskutiert, erbittert über äußere und innere Politik verhandelt, doch verblieb es sonst bei dieser dialektischen Übung. Jetzt hingegen versammelten sich die Maurer, drohten, die Häuser der Reichen zu plündern, die Schuhmacher drangen bis in das Schloß ein, um sich gegen einen ihnen aufgedrungenen Tarif zu wehren. Zwar hatte es gute Ernte gegeben, zwar hatten die Galeonen in den letzten Jahren Gold im Werte von dreißig Millionen gebracht. Es war eine selbstverschuldete Not, das Ergebnis der hochmütigen Arbeitsunlust der breiten Schichten, der törichten Gewohnheiten der Großen.

Nie frug ein Edelmann oder eine Edelfrau nach dem Preis einer Ware, nie ließen sie sich auf ein mit großer Geste hingeschobenes Geldstück herausgeben. In ihren Häusern gab es keine Rechnungsführung, keine planmäßige Verwaltung, sie überließen ihre Güter unkontrollierten Intendanten, kümmerten sich um keine Verzinsung ihres Kapitals. Das wäre eine „ninéria“, das hätte für unvornehm, für einen Mangel an Seelengröße gegolten.

Den Fetischen der „Seelengröße“ und des „Ehrgefühls“ wurde Gesundes, Wertvolles hingeopfert. Bei bescheidensten Ansprüchen in Speise und Trank gingen sie krasser Verarmung entgegen. Die Vizekönigs- und Gouverneurposten dauerten höchstens fünf Jahre, was mußte in der kurzen Spanne Zeit eingeheimst werden! Bei der Rückkehr wurden sie vor Gericht gestellt, ihr Verfahren immer vortrefflich befunden. Wohl wurden in den Konzilien gelegentlich neue Finanzpläne ausgeheckt, es war vergeblich, zu viele wollten im Trüben fischen, alles war zu hoffnungslos verfahren. Um für den Augenblick Luft zu schaffen, ver-

kaufte man den Gouverneurposten von Indien für fünfzehntausend Dukaten, zwei Schatzmeisterstellen für achttausend, legte unrechtmäßigen Beschlag auf einige Zölle der Stadt Madrid, und verlieh für zwanzigtausend Dukaten den Marquéstitel dem Don Ventura Dionis. (Sein Oheim war Vorsteher der Amsterdamer Synagoge.) So konnten die Pockenfälle in Aranjuez erlöschen, und die Reise ging vor sich.

* * *

Die Karossen, sechsspännig, mit den vier Ellen langen Zügeln, bildeten einen unabsehbaren, dahinsausenden Zug. Der König, die Herren und Diener waren außer Sicht, jetzt kam die Königin mit über hundert und fünfzig Frauen. Donna Maria Luisa war mit Smaragden überladen, trug einen Hut mit langen schwarzen und grünen Federn. Es blies ein scharfer Wind, die junge Königin saß fröstelnd neben der Camarera Mayor. Alle Damen hatten sich in ihre prachtvollen Samtmäntel gehüllt, dies gestattete die Etikette nicht der Königin, ihre bloßen Schultern mußten der Kälte trotzen. Sie wechselte kaum ein Wort mit der Herzogin von Albuquerque, ließ sich von ihren französischen Kammerfrauen in ihrer eigenen Sprache trösten, spielte mit ihren Papageien, streichelte ihren Lieblingszwergspaniel, wärmte sich an ihm, nannte ihn ihre einzige Wonne.

In einem der folgenden Wagen saß Donna Laura Alagon mit Inez, Camila und Doloritas. Sie trugen die für solche Gelegenheiten vorgeschriebene Tracht, Mäntelschärpen aus grünem oder rotem Samt, ein Ende wurde unter dem einen Arm geschlungen, das andere Ende über die andere Schulter geworfen. Das wirkte eigenartig und gut. Die Fräulein waren überaus zufrieden; augenblicklich war eine Pause, waren die Herren zurückgeblieben, aber immer wieder sprengten die Anbeter vor. Obwohl sie sozusagen heimlich mitritten, ihre Mützen tief in das Gesicht trugen, wurden sie mit Herzklopfen von ihren Damen erkannt. Sie winkten, übermittelten auf ihren Fingern die feinziseliertesten Grüße.

Donna Laura lächelte etwas grimmig: „Ihr jungen Dinger habt es ja gut. Mir sind die ermüdenden Reisen nach Aranjuez und dem Escurial, mir sind die dort zuzubringenden Wochen in der ländlichen Langeweile die ödesten Episoden in dem unerquicklichsten aller Berufe." — „Donna Laura, warum bleiben Sie im Dienst?" — „Das könnt ihr noch nicht verstehn. Erst nachdem man alles bis zum Überdruß gekostet hat, wird man gewahr, daß man nicht mehr zurück kann. Nachdem die ersten jungen Jahre verflossen sind, ist man niemals glücklich, niemals zufrieden, die Menschen erscheinen einem durchsichtig in ihrer kläglichen Eitelkeit, ihrer jämmerlichen Streberei. Aber man bleibt, man kann nicht mehr außerhalb des innersten Kreises leben, die von aller Welt heißersehnte „allerhöchste Nähe" entbehren. Mitleidslos zergliedert man nicht nur diese

Scheinwelt, sondern auch die eigenen Beweggründe, man verachtet sich und die andern — und stirbt im Dienst. Ja, ja, Don Pedro Calderon de la Barca spricht ganz richtig von den Enttäuschungen, den „desenganos de palacios“."

Die Ehrenfräulein sahen sich nachdenklich an und verstanden kein Wort.

* * *

Ein grünes Helldunkel, ein Laubschatten, schier märchenhaft in diesem von der Sonne ausgezogenen Land. Die Wipfel gewaltiger Ulmen und Linden wollen sich hoch oben berühren, sie bilden unendlich lange Alleen, mit Rondellen, marmornen Brunnen und plätscherndem Wasser, mit hohen, fast bis zu den Wipfeln reichenden, silbern erzitternden Strahlen. Nachtigallen und Amseln schmettern und flöten.

Die Königin war wieder heiter, vom farbenprächtigen Schwarm ihrer Damen umgeben, betrachtete sie neugierig die Statuen. Den grünen Schatten belebten Tritonen, alle Götter und Göttinnen des Olymps, sie wurden von gelegentlichen Sonnenstrahlen gestreift, wurden vom fließenden, perlenden Wasser benetzt. Man stand an dem Kühle spendenden, rauschenden Tajo, sah den am andern Ufer grasenden Pferden zu. Die Königin konnte sich nicht über deren dicke Unförmigkeit beruhigen. Es waren eben alles Reitpferde des Königs, hatte dieser einmal ein Pferd bestiegen, so durfte kein anderer Sterblicher sich jemals auf dessen Rücken schwingen. Einige der Pferde hatten noch Philipp dem Vierten gehört, auf anderen hatte Karl der Zweite seine wenig erfolgreichen Reitversuche angestellt, um immer noch ruhigere Tiere zu verlangen und zu erhalten. Etwas weiter trieb sich, ungeschlachten, fremd aussehend, die Kamelherde, eine Berühmtheit von Aranjuez, umher.

Die Königin wanderte neugierig weiter, ließ sich von früheren Zeiten erzählen. Hier auf diesem Naturtheater spielte die engelhaft schöne Donna Maria, spätere Königin von Ungarn, am Geburtstag ihres Bruders, des vierten Philipp. Der Italiener Fontana hatte die Szenerie erschaffen, Graf Villamediana dichtete das Stück „Gloria de Niquea". Zuerst kam der Tanz der Hofdamen, dann das Drama, zu dessen Schluß teilte sich ein künstlicher Berg, man erblickte die neunzehnjährige Königin Elisabeth als Göttin der Schönheit, auf einem Thron, auf den Stufen lagerten sich die Infantas und Damen, alle in prächtigsten Gewändern. Dann erhob sich die Königin, schritt die Stufen herunter und tanzte mit den Prinzessinnen und ihren Hoffräulein ein Ballett. Die Königin Maria Luisa seufzte . . . .

„Dies," so erzählte die belesenste der Hofdamen, Donna Laura, „war der Lieblingssitz Philipps des Zweiten, hier" — nach einer kleinen Pause — aber

es war ja hundert Jahre her — „überhörte er um ein Haar ein Liebesgespräch zwischen der Fürstin Eboli und seinem „unentbehrlichen, treuergebenen" Sekretär, Don Antonio Perez . . . . Im letzten Augenblick gelang es dem Kammerherrn durch eine fingierte Ohnmacht die Aufmerksamkeit des Herrschers abzulenken. Erst später erfuhr er, weshalb die Fürstin sich ihm wohl hingab, aber so leidenschaftslos in seinen Armen blieb — darauf handelte er entsprechend."

Dann zeigte man das von hohen Hecken eingefaßte Rondell am Tajo, in dem Don Carlos glückliche Stunden mit seiner Stiefmutter, der schönen „Königin des Friedens und der Güte", und deren Damen verlebte, und diese von duftenden Syringen umgebene Lichtung hieß nach der Ungarischen Königin Maria, der vierten Gemahlin Philipps des Zweiten. „Sie liebte ihren Gemahl so zärtlich, daß sie bei seiner Erkrankung Tag und Nacht betete, ihr junges Leben statt jenes des großen Königs zu nehmen." Schließlich wies das Ehrenfräulein Donna Carlotta Alvarez von Alba auf eine Marmorbank. Auf dieser sitzend, hatte Philipp der Zweite ihrem berühmten Ahnherrn vor dessen Mission nach dem rebellischen Flandern die Abschiedsaudienz erteilt.

Nachher ruhten sie alle in dem durchdufteten Blumengarten; Karl der Fünfte hatte ihn von vlämischen Gärtnern anlegen lassen, bestimmte, daß er allezeit von Vlämen unterhalten werden sollte. Die Königin spielte die Harfe; trotzdem sie das Klavicembalo, ein so schweres Instrument, beherrschte, hatte sie noch das Harfenspiel hinzugelernt! Staunend betrachteten die Spanierinnen solchen Fleiß: wie konnte man so rastlos sein.

Vor ihnen sonnten sich hohe rosa und purpurne Malven, um die blaßlila Lavendelbüsche, um tiefvioletten Rittersporn, um Balsaminen und Wicken flatterten Schmetterlinge, gelbe und weiße schwebende Punkte. Ebenso jung und bunt als die Schmetterlinge und die Blüten tanzten vor den Blumenbeeten die kleinen Meninas, Catalina Monteleon und Maraquita Hijar, in feierlicher Fröhlichkeit eine Pavana. Die langen Brokatröcke fegten bei den Verbeugungen über die maurischen Fliesen des Wegs; an die großen Orangenkübel lehnten sich die Knaben, die Meninos, in ihrer hellgrauen Atlastracht. Die Königin spielte die Harfe, und als die Pavana beendet war, sang sie ein Liedchen. Es stimmte Donna Inez traurig, sie wünschte sich ihren Don Manuel herbei.

Eine Botschaft wurde der Königin gebracht; der König bäte sie, in seinem Zimmer mit ihm „Stäbchen" zu spielen. Sie stand auf, ließ sich ihre Gefühle nicht merken; drei bis vier Stunden lang dauerte dieser ihr täglicher Dienst.

Als die Ehrenfräulein mit ihrem Anhang von Duennas und Guardadamas auf ihr Quartier gingen, warteten zwei Kavaliere, bogen die Knie. Der eine reichte Donna Inez in einem silbernen Korb Süßigkeiten, Früchte und Wohlgerüche in kostbar geschliffenen Fläschchen, der andere bot der Donna Arabela

Los Balbases eine ähnliche Gabe. Die Kavaliere hatten im Auftrage ihrer Herren die Huldigungen zu übermitteln, ihre Herren würden zu dem kommenden Kirchenfest herüberreiten, um sich am Anblick ihrer Lebenssterne zu erholen.

Donna Camilas Verehrer war nicht auf dergleichen verfallen. Dafür erhielt sie mindestens alle acht Tage ein von ihm verfertigtes Gedicht. Es waren ja sehr schöne Verse, eines hatte sich Donna Laura, welche sich darauf verstand, abgeschrieben. Camila ordnete die Blätter in einer goldtauschierten Kassette und tröstete sich, so gut es ging, mit diesem Anblick.

Am Namenstag des heiligen Bernardin wurde im nahen Kloster ein Hochaltar geweiht. Einer der Mayordomos hatte ihn als Dank für die Errettung seines Sohnes aus Mörderhand gestiftet. Nachmittags sollten im Klosterhof so schöne Autos, wie sonst nur zum Fronleichnamsfest, aufgeführt werden. In den Kreuzgängen saß der Hof, auch einige aus Madrid gekommene Besucher, darunter „Embevicidos", das bedeutete: in die Hofdamen Vernarrte. Als seien sie Granden, hatten sie ihr Haupt bedeckt, und sie seufzten zu den Angebeteten herüber. Vor einem der prächtigen Epitaphien stand auch Don Manuel, hielt Donna Inez in seinem Bann.

Die beiden achteten wenig auf die Autos, den anderen gefielen sie außerordentlich. Das erste hatte ein Klosterbruder aus Portugal gebracht. Die Versammlung der Sant Jago-Ritter: unser Herr und Heiland bittet um Aufnahme in den hohen Orden. Einige bewundern ihn und befürworten seine Wahl, die anderen halten diese hingegen für ausgeschlossen. Sein Vater ist Zimmermann, seine Mutter eine Näherin gewesen, seien die sittlichen Eigenschaften des Betreffenden auch noch so erfreulich, das würde dem Ansehen des Ordens schaden. Demütig wartet unser Heiland auf die Entscheidung, bedauernd mußte man ihm die Ablehnung verkünden. Darauf beschließen einige Portugiesen, als Ausweg, den Christusorden zu stiften.

Es wurden Erfrischungen gereicht; diese Mönche besaßen Lebensart, auch war es ein sehr reiches Kloster, und die Brüder hatten vor kurzem, als Ergebnis jahrelangen Bemühens, eine große Erbschaft angetreten.

Dann folgte das Stück vom Papst Pius dem Fünften. Der Heilige Vater sitzt auf dem Thron, von allen Kardinälen umgeben. Ein Rechtsanwalt beschuldigt die Spanier, brandmarkt ihre Laster und Vergehen, während ein anderer sie geschickt zu verteidigen sucht. Der Ankläger ergeht sich über die himmelschreiende Unzüchtigkeit des Fandango, hier solle der apostolische Gerichtshof einschreiten. Darauf meint der Verteidiger, dann müßten die Richter den Tanz erst kennen lernen, zieht eine Fiedel unter dem Mantel hervor und spielt die feurigste Weise. Sie fährt durch alle Glieder; der jüngste Kardinal schürzt sein purpurnes Gewand und beginnt mit beseligten Augen zu tanzen, ein Zweiter

folgt, ein Dritter, die übrigen; ja, der Heilige Vater selber kann nicht länger stillsitzen und schwingt sich mit den anderen im verwegensten Reigen. — — —

In heiterster Stimmung fuhr man von dannen. Die guten Mönche hatten sich wirklich unendlich viel Mühe gegeben.

VI.

Toledo.

Der im Toledo Alkazar weilenden Königin Mutter, Marianna von Österreich, wurde von Aranjuez aus ein Besuch abgestattet. Gleich nach der Volljährigkeit Karls des Zweiten war der von ihr mögl...t ferngehaltene Don Juan, der Bastardbruder, am Hof erschienen. Er bezichtigte die Königin Mutter der Günstlingswirtschaft; erst sei der Pater Neidhart, dann der Emporkömmling Valenzuela, ihr Geliebter, allmächtig gewesen. Don Juan gewann das hohe Spiel, die Mutter wurde nach Toledo verbannt. Nun war Don Juan tot, Mutter und Sohn hatten sich ausgesöhnt, der junge König war schluchzend vor Reue und Rührung ihr in die Arme gesunken. Die Königin Marianna lebte zeitweilig in Madrid, stand sich mit der Schwiegertochter anscheinend gut. Immerhin lag auf diesem Besuch der hohen Herrschaften die gespannte, unruhige Höflichkeit von Verwandten, die sich einmal entzweiten.

Im großen Saal wurde Donna Inez von der Herzogin Albuquerque vorgestellt, durfte die königliche Hand knieend küssen. Zurücktretend betrachtete sie neugierig die hohe Frau, die gutgewachsene Gestalt, das lange, müde Gesicht. Sie wurde sehr verschieden beurteilt, galt einigen für gutmütig, liebenswürdig und zuverlässig, anderen für eine Ränkeschmiedin. Da stand sie, im grauen Witwengewand, am Altan des alt-ehrwürdigen Alkazar, hinter ihr entrollte sich die großzügige Herbheit der toledanischen Landschaft.

Während des Nachtmahls erblaßte Donna Inez, wankte auf ihren hohen Sockelschuhen und wurde auf ihr Zimmer getragen. Dort besuchte sie Donna Barbara; sie hatte das junge Ehrenfräulein in ihr Herz geschlossen, sagte ihr jetzt ins Gesicht, so gehe es nicht weiter, sie verzehre sich ja vor Liebe zu Don Manuel. Donna Inez weinte und beichtete mit zitternder Stimme: „Einige Tage nach dem Auto im Kloster ritt er aus Madrid herüber, trotz des Verbots kam er über die Schloßbrücke, stand unter meinem Zimmer, sagte mir viel Schönes in der Zeichensprache. Der Mond schien hell, ich konnte alles verstehen und habe sein Lächeln gesehen. Eine Woche ist seither vergangen, Donna Barbara, ja, ich kann nicht ohne ihn leben, ja, ich vergehe vor Liebe."

Donna Barbara fand sie beängstigend, ihre großen Augen hatten einen leidenschaftlichen Glanz, ihre feinen Finger bewegten sich, ruhelos, krampfhaft. Es war eine Fügung, jetzt in Toledo zu sein: in Toledo, der uralten Stadt,

waren uralte Geheimnisse verborgen. Sie besprach sich mit Don Oliviero; der alte Guardadamas vergötterte Donna Inez von fern, glaubte zwar nicht an „uralte Geheimnisse" der Damen, war jedoch zu allem bereit.

Donna Inez ließ um Erlaubnis bitten, in guter Begleitung, einem Gelübde entsprechend, einige Heiligtümer zu besuchen. So wurde sie vom Nachmittags- und Abenddienst entbunden, verließ in einem großen schwarzen Mantel, der nur das eine Auge teilweise freiließ, verhüllt, mit Donna Barbara und Don Oliviero das auf steiler Höhe aufragende Schloß.

Drohend erhob sich diese einstige Festung der Gotenkönige, der Mauren, des Cid über der Stadt. Steile Gassen führten herab, es kamen dunkle, feierliche Straßen; in der „Stadt der alten Geschlechter" standen dicht gedrängt die von diesen bewohnten strenghohen Häuser. Sie hatten auf maurische Art geschichtete Ziegeln, merkwürdige, uralte Portale aus schwerfälligen, flachen steinernen Stützen, mit romanischen Kapitellen und Reliefs. Die Fenster waren mit eisernen Stäben vergittert oder mit orientalischem Holzgitterwerk verschlossen. „Innen," so erzählte Donna Barbara, „gibt es gewölbte Räume mit prächtigem spanisch-maurischem Mudéjarschmuck; die Häuser sind aus der Maurenzeit, ja, viele gehen auf die Goten zurück."

Donna Inez war zu befangen, um auf all dies Neue zu achten. Zaghaft hielt sie sich an die beiden Beschützer, es war das erstemal, daß ihr Fuß eine Straße betrat. Wenn nun im Menschengewühl sie von den andern getrennt würde; es war nicht auszudenken! Jeder dieser schwarzbemäntelten Kavaliere war ein Verführer, ein Entehrer, von ihnen würde jedes schutzlose weibliche Wesen als begehrenswerte Beute betrachtet. Soviel wußte sie doch vom Leben. Erst vor einigen Wochen hatte bei einem Damenempfang der Camarera Mayor die hochachtbare Marquésa Alcanigas es offen gesagt — — wenn ein Mann sich zufällig allein mit ihr befände, ohne „alles", ohne das „Letzte" zu verlangen, sie würde diese Kränkung niemals vergeben. Das junge Mädchen schützten nur die zwei alten Begleiter vor nicht eingebildeten, sondern tatsächlichen Gefahren; sie hüllte sich fest in die dunklen Schleier und Tücher und schlug die Augen kaum auf.

Ein schmaler Durchgang; oberhalb der düstergrauen Mauern war nur ein kleiner Streifen tiefblauer Luft zu sehen, der tiefe Schatten war gelegentlich durch leuchtende Reflexe erhellt, einzelne goldgelbe Lichtstreifen glitten schräg herüber.

Vor einer massiv beschlagenen eichenen Tür hielten die drei schwarzen Gestalten. Don Oliviero klopfte mit dem schweren eisernen Klopfer, eine braungraue Sklavin öffnete, ihr folgten die zwei Frauen, während der Alte unten verblieb.

Donna Barbara wurde ängstlich: „Euere Sennoria müssen mir und der

Frau dieses Hauses vertrauen, sich nicht bangen." Sie traten ein, erstaunt sah Inez sich um. Bis hoch herauf waren die Wände mit den herrlichsten blaugrünen Kacheln bekleidet, sie leuchteten wie tiefblaues Meer, wie blasse Smaragden. Kunstvoll gedämpft verschlangen sich die Fliesenmuster auf dem Fußboden, über den Häupten spannte sich eine Decke mit sonderbar bemalten und eingelegten Balken, die dunkelhölzernen Türen waren eingelegt oder geschnitzt, und in einer Nische leuchteten Mosaiken unter den Zellenstalaktiten.

Noch nie hatte Inez Ähnliches gesehen.

Dann trat mit vielen Verbeugungen eine schmächtige ältere Frau herein. Oder war es eine Dame? Inez wurde sich nicht darüber klar. Sie trug die übliche Reifrocktracht, aber ein bunter, durchsichtiger Seidenschleier umschlang ihren Kopf, und ihr Haar war ungewöhnlich schwarz, ihre Haut ungewöhnlich dunkel. Donna Barbara sprach lange auf sie ein, so leise, daß Inez kein Wort verstand. Darauf frug die Fremde, sie hatte einen sonderbaren Akzent: „Haben Euere Gnaden Angst, werden Euere Gnaden den Mut haben, zu den „alten Göttern" zu beten, dem Jehovah und Allah den innersten Wunsch des Herzens zu bekennen?"

Inez weinte und zitterte. „Das darf ich doch nicht, Donna Barbara, ich käme ja in die Hölle, auch würde die Heilige Inquisition mich holen."

Die Fremde schwieg, ließ das junge Mädchen sich beruhigen und sagte dann: „Es handelt sich um die Liebe Euerer Gnaden. Euere Gnaden glauben, nicht ohne „ihn" leben zu können."

Da bat Inez: „Gute, ehrenwerte Sennora, unterweisen Sie mich genau." . . . . . .

Schweigend verließen die drei Gestalten das Haus. Donna Barbara befürchtete, das verwöhnte, des Gehens so ungewohnte Fräulein werde nimmermehr all das Geplante zu Fuß erledigen können, und wagte doch nicht, sich mit Sänftenträgern einzulassen. Aber wie in einer Exaltation schritt Inez leicht dahin. Jetzt kamen sie in die ehemalige Juderia; fast jedes der verschlossenen, ernsten Häuser hatte für die Zeiten der Verfolgung heimlich verschlungene Gänge, hatte unterirdische Gewölbe für unermeßliche Schätze an Gold, an Juwelen und Kostbarkeiten aller Art. Hier war das ehemalige Haus des Samuel Levy, des Schatzmeisters Pedros des Grausamen gewesen, und dies stattliche Gebäude war die von ihm errichtete Synagoge. Jetzt dem Tode der Maria gewidmet; aber durch jene Frau wußte Inez, daß der alte Gott hier noch wohne.

Blasses Licht strömte von den marmornen, orientalisch durchbrochenen Fenstern, unter der dunkeln, geschnitzten Decke zogen sich arabische Friese und hebräische Lobesworte auf Don Pedro, den gnädigen König. (Er hatte den Erbauer, seinen Schatzmeister, später hinrichten lassen.) Die ehemalige Gesetzeswand war

reich mit Goldmosaik, Holzschnitzerei und Worten aus der Schrift geschmückt. Die Fremde hatte ihr von diesen Psalmworten gesagt: „sie sind noch heute lebendig, sie und der Nachhall der an dieser Stelle verlesenen Gottesworte werden die Gebete Euerer Gnaden unterstützen."

Kein Mensch war zugegen, die beiden Alten wachten unruhig und scheu an der Tür. Allein ging Donna Inez, den erhaltenen Anweisungen gemäß, auf die Altarstufen zu. Während sie sich dem Heiligtum näherte, machte sie innerlich einen Vorbehalt: Donna Benita solle nicht leiden. Dann kniete sie ruhig nieder, streckte ekstatisch die Arme auseinander, warf den Kopf zurück und betete rasch, aber vernehmbar, neunmal hintereinander: „Jehovah, Donna Benita, Marquésa von Guevara, soll sterben!"

Vergeistert, aber mit sicheren, leisen Schritten kehrte sie zurück. Donna Barbara und Don Oliviero waren blasser, erregter als sie. Keiner sprach ein Wort. Dann gingen sie zur Moschita, der kleinen Moschee, jetzt El Christo de la Cruz genannt. Die Mauern waren mit Blendarkaden gegliedert, Türen und Fenster hatten Hufeisenform, und gleich am Eingang, ziemlich versteckt, waren verschlungene arabische Schriftzüge erkennbar. Dies war die wundertätige Stelle. Wieder kniete Inez mit Ergriffenheit nieder, rief zum Allah, wiederholte neunmal die furchtbare Bitte.

Gleich in der Nähe, an der gewaltigen Puerta del Sol standen Sänftenträger und wurden jetzt, da die todbringende Gefahr vorüber war, gemietet. Donna Barbara wollte noch jenseits vom Fluß zum alten Castillo de Servando. Eine aus Toledo gebürtige Schwägerin hatte ihr von den merkwürdigen, nur wenigen bekannten Kräften einer kleinen San Ildefonso-Statue erzählt.

Sie kamen an den uralten Mauern des Gotenkönigs Wamba, an der Stätte seiner Burg vorbei, überschritten auf der maurisch-gotischen Alkantarabrücke die Düsterheit der Tajoschlucht. Mühsam erklommen ihre Sänftenträger die Felsenhöhe, am Gestein und Gestrüpp erhob sich sonnenverbrannt eine Feste, der Cid hatte sie errichtet. Durch einen maurischen Bogen betraten sie die Kapelle, seitwärts vom üppig vergoldeten Barockaltar stand die unscheinbare, buntbemalte San Ildefonso-Statuette.

Donna Inez hatte sich indessen ihre Taktik überlegt; sie kniete andächtig nieder, murmelte leise, so daß nur der Heilige es hören konnte: „Großer und guter San Ildefonso; er hat beim Stierkampf besser als irgend ein Anderer den Stier getötet. Darauf ist er mein „galan de palacio" geworden. Er hat die leuchtendsten Augen, die berückendste Stimme. Er macht mich wahnsinnig vor Liebe. So halte ich es nicht länger aus; nachts kann ich nicht schlafen und denke nur an ihn.

Darum ging es nicht anders, ich wußte nicht aus und ein, so habe ich die „alten Götter" angerufen. Ich werde es aber nie wieder tun.

Versteht, bitte, meine Lage. Ich wünsche nicht geradezu den Tod der Donna Benita, aber seht, sie ist zwanzig Jahre seine Gattin gewesen, das ist genügendes Glück. Soviel verlange ich gar nicht, nur einige Jahre der Seligkeit, dann will ich ins Kloster gehen und vielleicht Heilige werden. Nicht wahr, Ihr seht dies alles ein und werdet mir im Himmel die Vergebung erlangen. Auch die kirchliche. Ich habe mir vorgenommen, eine Woche lang zu fasten, aber auf keinen Fall sage ich es in der Beichte. Nein, das kann ich nicht. Ihr, lieber Heiliger Ildefonso, seid so einflußreich, Ihr sollt tatsächlich mehr als all die Heiligen der großen Kathedrale vermögen."

Sie hielt ihm einen kostbaren indischen Rosenkranz aus Opalen und Rubinen entgegen. „Hier, gefällt er Euch, ich will ihn Euch schenken! Dann nehmt Ihr aber auch die ganze Verantwortung auf Euch, ich weiß nichts mehr davon. Und als Zeichen, daß Ihr mich verstanden habt, gebt mir ein frohes, geduldiges Herz. Jene Frau hat mir vorausgesagt, daß das Glück kommen werde, nur müsse ich ruhig drauf warten."

Sie erhob sich befriedigt von den Knieen. Sie glaubte alles richtig und geschickt vorgebracht zu haben.

Der Sakristan wurde geholt, setzte eine Bescheinigung auf und befestigte in ihrer Gegenwart den Rosenkranz an die Statue des Heiligen Ildefonso von San Servando.

Er hat das Vertrauen auch nicht getäuscht: in dieser Nacht schlief Inez mit friedlichem Lächeln ein, schlief endlich wieder traumlos bis zum Morgen. Mit dankerfülltem Herzen konnte sie wieder frisch und ruhig ihr Leben genießen.

Toledo war ja auch so interessant. In der Kathedrale wurde eine glanzvolle Hochmesse zu Ehren der Majestäten gefeiert. Die Musikliebenden unter den Herren und Damen waren sehr gespannt; jeder große Dom verkörperte eine eigene musikalische Richtung, und die Schule der größten und reichsten Kathedrale des Reiches war weit und breit berühmt. Besonderen Wert legte man hier auf spitzfindig verzwickte Fugen, auf kontrapunktische Scherze, auf überraschende Verwickelungen der Themen. Dem hohen Besuch zu Ehren wurde ein Glanzstück des Chormeisters gegeben. Es war ein Loblied auf den Heiligen Johannes, in welchem jede Zeile eine der Singsilben — do, re, mi, fa, sol — aufwies, diese wurde auf den entsprechenden Ton gesungen und hierauf baute sich die Melodie. Dieser Triumph der Kunst begeisterte alle schönen Seelen. Inez konnte nicht recht mitkommen, vom übrigen Teil der Feier war sie jedoch hingerissen.

Ihr Blick fiel auf den gewaltigen Hochaltar mit seiner Überfülle der Gestalten, mit seinen Königsgräbern. Das Gewand des celebrierenden Erzbischofs war mit dem schwersten Gold bestickt, war starr mit aufgenähten Saphiren und Perlen. Unendlich reich waren die Schnitzereien des Mittelchors, von der Belage-

rung Granadas erzählten die Reliefs, auf den Erztüren prangte der Löwe Aragons, mit den Türmen von Kastilien. Überall waren Denkmäler und Statuen, hinter den herrlichen schmiedeeisernen Gittern der Kapellen kamen immer neue zum Vorschein.

Die gewaltigen Pfeiler strebten empor; farbenschimmerndes Licht flutete von den Fenstern, verschmolz sich brennend und jubelnd mit dem Silberdunst der Dämmerung, leuchtete über geheimnisvolle Tiefen. Es brandete und dröhnte die Orgel, als müßte das Herz zerspringen, wie selige Engel sangen die Kastraten und Knaben. All die vornehmen Damen knieten dort unten in Paradiesentrückung, mit bebender Brust.

Dann gab es urgemütliche Plauderstündchen aller versammelten Hoffräulein, da tauschten die vom beneideten „großen Hof" ihre Erfahrungen mit den Damen der Königin Mutter aus. Es wurden die Herrschaften, ihre Eigentümlichkeiten und Schwächen eingehend erörtert.

Überaus gelungen war das Fest des Kardinals Portocarrero. Als Erzbischof von Toledo war er, mit seinem Einkommen von dreißigtausend Dukaten, der reichste Untertan der Krone. Ein idealer Gastgeber, erst Anfang der Vierziger, groß, mit prachtvollen Gesten, vollendeter Haltung. Vielleicht etwas hochmütig, aber so zuvorkommend, daß man die Herablassung als natürliche, fast sympathische Eigenart empfand. Seine Prachtliebe gefiel; wenn er vom erzbischöflichen Palast nach der Kathedrale schritt, folgte ihm sein kaum übersehbarer Hofstaat, Pagen trugen einen goldbrokatenen Schirm über seinem Haupt.

Das Festmahl entsprach der gespannten Erwartung, zum Nachtisch wurden verzuckerte Bäumchen in goldenen Kübeln hereingetragen, in den Zweigen hingen verzuckerte Früchte und Vögel. Dies bereitete dem König eine große Freude.

Nachher wurde im Prunksaal die Oper „Pyramus und Thisbe" gegeben. Seine Eminenz unterhielt italienische Sänger, hatte für das beste in Spanien aufzutreibende Ballett gesorgt.

* * *

Don Oliviero ging wie im Traum umher. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er Toledo, „Spaniens Herz". Zeitlebens hatte er gern in alten Chroniken gelesen, kannte die Geschichte seines Landes, war er doch in seiner Jugend Sekretär des Grafen von Ossuna gewesen, hatte sich an dessen historischen Arbeiten beteiligt.

Während all dieser Tage lebte er in der Vergangenheit, seine Blicke hingen an den Bauten der Gotenkönige, er folgte den Spuren des Cid, fand überall Erinnerungen an den lange Jahrhunderte erfüllenden Kampf gegen die Mauren.

Hier in Toledo hatte König Alfons der Achte alle Christenritter zum Feldzug aufgefordert, von hier aus zogen sie aus und erstritten den Sieg in der nie zu vergessenden Schlacht Navas von Tolosa. Er berauschte sich am Klang des Wortes, die matten Greisenaugen glänzten, sie sahen den Alvar Nunez von Lara, wie er mit dem Banner von Kastilien über die Kette sprengte. In der Kathedrale weilte er lange in der Kapelle, in welcher vor dem heiligen Krieg gegen Granada der Erzbischof die Fahnen weihte, und im Schatzhaus betastete er ergriffen das silberne Kreuz, das der Erzbischof von Toledo, der große Kardinal Mendoza, bei der Übergabe der Alhambra auf den Velaturm pflanzte. Mit dankbarer, hingebender liebender Verehrung nahm er ein der Isabella gehörendes Gebetbuch in seine Hand.

Diese andere Kapelle der Kathedrale erinnerte an den Helden Padilla, an den vergeblichen, verzweifelten Kampf der Communeros für die uralten Freiheiten ihres Landes. Oben auf dem Alkazar, den jetzt dieser heruntergekommene elende Hof bewohnte, verteidigte Maria Padilla, die ebenbürtige Gattin, sich nach seinem Tod.

Es schwoll sein Herz, gedachte er aller vergangenen Glorien des Reiches. Im harten, eckigen Lehnstuhl versank die kümmerliche Gestalt, seine Augen wurden rot und mit seinen welken, blassen Lippen verwünschte er den König, den Minister Medina Celi, die verrottete Regierung, das entmannte Geschlecht.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Juristische Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Justizhoheit und Schiedsgerichte.

In jedem geordneten Staatswesen gipfelt der Inbegriff allen Geschehens darin, daß einem jeden unbedingt sein Recht wird. Darüber zu wachen, daß dies unter allen Umständen geschieht, mit andern Worten also die Ausübung der Justizhoheit, ist die vornehmste Aufgabe des Staates. Er entledigt sich ihrer, indem er Richter bestellt, die er mit dem Mantel der Unverletzlichkeit bekleidet, damit sie furchtlos und unparteiisch Recht sprechen können. Hinter ihnen steht die ganze Autorität des Staates, die sie in erster und vornehmster Weise zu verkörpern berufen sind. Zugleich aber tritt die Staatsregierung in Tätigkeit bei der dienstlichen Beaufsichtigung des Gerichtspersonals, bei Ausübung der Disziplinargewalt, der Organisation der Gerichts- und sonstigen Justizbehörden, bei Anstellung der Beamten, sowie bei dem Vollzuge der gerichtlichen Tätigkeit. Der Unabhängigkeit der Gerichte von dem Einfluß der Staatsgewalt ist also bei der Justizverwaltung eine Grenze gezogen.

Nun wird seit langem behauptet, es bestände gegen die beamteten, d. h. gegen die gelehrten Richter, ein steigendes Mißtrauen in weiten Schichten des Volkes. Man wirft ihnen, da sonst bei aller Mühe nichts gegen sie zu sagen ist, — denn anerkannterweise ist die deutsche Rechtspflege die objektivste der Welt — „Weltfremdheit" vor, ein billiger, nichtssagender Gemeinplatz, ein Schlagwort, das zu definieren nicht eben leicht ist.

Zunächst muß einmal klipp und klar ausgesprochen werden: unzufrieden mit dem Richter ist allemal die unterliegende Partei, und da in jedem Rechtsstreit der eine als zweiter Sieger durchs Ziel gehen muß, so ist die Zahl der Mißvergnügten nicht eben klein, die glauben, daß sie vor einem anderen besser informierten, d. h. „sachverständigen" Richter obgesiegt haben würden, daß ihrem vermeintlichen Rechte gerechtere Würdigung zuteil geworden wäre. Die Bestrebungen, die mehr oder weniger darauf hinauslaufen, an Stelle wissenschaftlicher Rechtsprechung eine Gefühlsjustiz zu setzen, Gesetzesrecht durch sogenanntes Volksrecht — auch ein ganz unbestimmter Begriff — zu ersetzen, finden einen günstigen Nährboden in den wirtschaftlichen Verbänden, wie sie im letzten Jahrzehnt zu Hunderten entstanden. In dem Bemühen, ihre Mitglieder von ihrer Daseinsberechtigung zu überzeugen, fördern diese Körperschaften die Bildung von Sondergerichten, von Schiedsgerichten, auf jede nur erdenkliche Weise. Dieses Ziel glauben sie nicht zuletzt auch dadurch erreichen zu können, daß sie die tatsächlich vorhandene Mißstimmung gegen die ordentlichen Gerichte zu vertiefen und das Vertrauen in die Rechtsprechung zu erschüttern suchen. So hart diese Behauptung klingen mag,

trifft sie leider zu. In Nr. 8/1914, Seite 198 der „Volkswirtschaftlichen Blätter", zugleich „Mitteilungen des deutschen Volkswirtschaftlichen Verbandes", dem die Geschäftsführer der erwähnten Verbände zum großen Teil als Mitglieder angehören, steht in einem an leitender Stelle abgedruckten Aufsatze „Der Handelsanwalt" wörtlich folgendes zu lesen:

„Die Unsicherheit im jetzigen Rechtsleben, begünstigt durch eine vielfach rein formalistische, den Erfordernissen und Tatsachen des täglichen Lebens weltfremde Rechtsprechung des Reichsgerichts, haben es mit sich gebracht, daß Vorfragen zu beantworten sind, an die man mit logischem Empfinden oftmals gar nicht zu denken geneigt ist . . . Der juristische Begriff des Betruges im Zivil- bzw. Strafrecht ist grundverschieden von der Auffassung des täglichen Lebens und im Volksbewußtsein."

Abgesehen davon, daß dieser Stilblüte das böseste Juristendeutsch unbedingt vorzuziehen ist, muß eins betont werden. Mag es immerhin einige Richter geben, die vor den Bäumen der Paragraphen den Wald des täglichen Lebens nicht sehen, von einer „rein formalistischen, den Erfordernissen und Tatsachen des täglichen Lebens weltfremden Rechtsprechung des Reichsgerichts" kann auch der ärgste Neider unter gar keinen Umständen sprechen. Nirgends fühlt man den Puls des Lebens annähernd in dem Maße, wie in den Erkenntnissen unserer höchsten Instanz, nirgends zeigt sich ein solches Eingehen auf alle Fragen des praktischen Lebens, ein solches, oft geradezu verblüffendes Verständnis dafür, wie in den Urteilen des Reichsgerichts, und gerade die Lektüre der Urteilsbegründungen läßt erkennen, daß alle gegen unsere Rechtsprechung erhobenen Vorwürfe haltlos und völlig aus der Luft gegriffen sind. Wenn aber gesagt wird, daß der juristische Begriff des Betruges mit der Auffassung des täglichen Lebens und mit dem Volksbewußtsein in absolutem Widerspruch stünde, so ist dies eine ungeheuerliche Behauptung, die, wenn sie wahr wäre, den völligen Bankerott unserer Rechtspflege bedeuten würde. Gemeint ist natürlich etwas ganz anderes, indem manche Kreise der Gewerbetreibenden sich kein Gewissen daraus machen, bei Abschluß von Verträgen die Gegenpartei nach Kräften zu übervorteilen, in der Voraussetzung, daß ihm bei nächster Gelegenheit ein gleiches widerfahren würde.

Es sind aber nicht nur diese Kreise, die die Justizhoheit des Staates durch Schaffung von Schiedsgerichten auszuschalten bestrebt sind, und sie beschränken sich auch nicht darauf, innerhalb der einzelnen Gewerbegruppen Schiedsgerichte zu bilden. Unmittelbar nach Ausbruch des Krieges schufen die Handelskammern, also die halbamtlichen Vertretungen von Handel und Industrie, vielfach in Verbindung mit Handwerks- und Landwirtschaftskammern, in den sogenannten Einigungsämtern eine segensreiche Einrichtung. Ihr Zweck ist es, zwischen streitenden Parteien zu vermitteln, die Gegner zu veranlassen, soziale Rücksicht auf die wirtschaftliche Lage des anderen zu nehmen, und darüber zu wachen, daß Treu und Glauben und die geltende Verkehrssitte, kurz, der geschäftliche Anstand, hochgehalten werde. Natürlich können diese Einigungsämter nur solange in Tätigkeit treten, als ein gütlicher Ausgleich zwischen den streitenden Parteien noch möglich ist. Über die Aufgabe des Schlichtens hinaus hat das Einigungsamt kein Feld. Jetzt hat sich die Schiedsgerichtsbewegung diese Einigungsämter zum Ziel ihrer Bestrebungen erkoren und macht Anstalten, sie zu ständigen Schiedsgerichten auszubauen. Bemerkenswerterweise ist es ein Handelskammersyndikus der Handelskammer Sorau, Dr. Fritz Schneider, der den Ge-

danken in der Augustnummer 1915 der „Deutschen Wirtschaftszeitung", Herausgeber Prof. Dr. Apt, Berlin, ausspinnt:

„Es muß die Möglichkeit gegeben sein, für örtlich und für fachlich getrennte Parteien ein Schiedsgericht zu schaffen, welchem beide Parteien Vertrauen entgegenbringen. Zu diesem Zweck ist entweder eine Liste zuverlässiger Fachleute aus allen Teilen des Reichs zu führen, welche als Schiedsrichter gewählt werden können, oder die beiderseitigen Lokal- bzw. Fachorganisationen sind zum Vorschlag oder zur Ernennung von Schiedsrichtern zu verpflichten. Die Schiedsrichter sind nach jeder Richtung mit größter Sorgfalt auszuwählen und insbesondere gut zu instruieren, damit Formfehler vermieden werden. (Von wem? D. Verf.) Die Zentralstelle wird gut tun, eine Geschäftsanweisung oder ein Merkblatt für Schiedsrichter aufzustellen. Schiedsgerichte sollen alles daran setzen, einen Vergleich zu erzielen, und das geschieht und gelingt ja auch meist. Muß jedoch streitig verhandelt und entschieden werden, so ist das Urteil mit Gründen zu versehen und durch die Zentralstelle bekannt zu geben. Daraus wird sich später ein Koder von Präjudizien entwickeln, von gleicher Bedeutung, wie die Bände der Reichsgerichtsentscheidungen. (?!) Größere Bedeutung noch werden solche Entscheidungen erlangen, die von einem zu bestellenden Oberschiedsgericht ergehen. Diesem als Berufungs- und Revisionsinstanz muß es selbst überlassen bleiben, in welchen Sachen es verhandeln will, damit Überlastung von vorne herein ausgeschlossen und die Auswahl wirklich nur hochbedeutsamer Sachen gesichert ist. Andererseits wird es vielleicht nötig sein, Bagatellsachen — etwa unter 200 Mk. — zur endgültigen Entscheidung an Einzelschiedsrichter – Friedensrichter – zu verweisen."

In diesem Organisationsplan sieht Dr. Schneider „die große rechtbildende und prozeßreformierende Macht", die „allen Beteiligten ein begeisterndes Ziel sein sollte". Dieser phantastische und undurchführbare Plan läßt erkennen, wie die Beteiligten auf jede nur mögliche Weise die Justizhoheit des Staates auszuschalten bestrebt sind.

Die Rechtspflege ist eins der Fundamente der Gesellschaft. Die Lebens- und Verkehrsverhältnisse haben sich im Lauf der Zeit derart gesteigert, daß ein förmliches und längeres Studium der Rechtswissenschaft unbedingt notwendig ist. Die Kreise, die nach „sachverständigen" Richtern schreien, vergessen vor allen Dingen, daß zur ordnungsmäßigen Ausübung seines Berufes ein jeder „sachkundig" sein muß. Jeder muß sein Handwerk erlernt haben. Das gilt nicht sowohl für die Gewerbetreibenden, für den Kaufmann, den Fabrikanten, den Handwerker, sondern auch für die gelehrten Berufe, den Arzt, den Lehrer, den Geistlichen, unbestritten auch für den Rechtsanwalt. Nur für den Richter soll es nicht gelten. Seine Tätigkeit wird so niedrig eingeschätzt, daß ein jeder vermeint, sie ohne jede „Sachkunde" mühelos ausüben zu können. Und doch gehört ganz sicher zum Rechtsprechen Gesetzeskunde, ebenso wie zum Ausüben des Berufes als Arzt das Beherrschen der medizinischen Wissenschaft unbedingtes Erfordernis ist. Wer heute nach aus gesetzesunkundigen Richtern bestehenden Schiedsgerichten ruft, gleicht dem Manne, der vom Arzt zum Kurpfuscher geht, oder der sich anstatt von einem Rechtsanwalt von einem Winkeladvokaten beraten läßt.

Es fragt sich weiter, in wessen Namen die Schiedsgerichte Recht sprechen sollen. Alle laut gewordenen Pläne, so auch der Plan des Verbandes für das Schiedsgerichtswesen der technischen Vereine, der im Vorjahre ins Leben

trat, operieren mit einer „Zentralstelle", die die Schiedsrichter auswählt, die eine Geschäftsanweisung oder ein Merkblatt — vermutlich als Ersatz für die Zivilprozeßordnung — für die „Richter" herausgibt. Es soll also dann wohl im Namen der Zentralstelle Recht gesprochen werden. Die Bestrebungen der Schiedsgerichtsanhänger gehen demnach noch weit über das hinaus, was von der Seite gefordert wird, die anstelle der Staatsgerichte Volksgerichte, anstelle der Landesherren das souveräne Volk setzen wollen. Diese erkennen wenigstens die Justizhoheit des Staates, des Volksganzen, noch an. Gewisse Kreise von Handel und Industrie aber wollen in ihrem Schiedsgerichtsgebäude einen Staat im Staate schaffen und die Justizhoheit des wirklichen Staates zertrümmern, indem sie die Rechtspflege nicht von staatlich bestellten gesetzeskundigen Männern, sondern von gesetzesunkundigen Laien ausüben lassen wollen. Nun ist es ja richtig, daß die Rechtswissenschaft mehr und mehr zu einer reinen Geisteswissenschaft geworden ist, und daß die Erfahrung, auf die sich das Denken stützen soll, über Gebühr in den Hintergrund getreten ist. Vorgefaßte Begriffe rauben dem Richter nicht selten die Unbefangenheit des Blickes für die Wirklichkeit. Wenn daher die Forderung einer systematischeren Schulung des Beobachtungsvermögens aufgestellt wird, so ist diese vollauf begründet. Etwa vorhandene Mängel aber berechtigen doch keineswegs zu dem Versuche, die staatliche Justizhoheit für alle Gewerbetreibenden einfach beiseite zu schieben und an deren Stelle eine höchst problematische Zentralstelle mit besoldeten Laienrichtern zu setzen. Von wem sollen diese übrigens ihre Besoldung erhalten? Doch wohl von eben dieser Zentralstelle als neutraler Körperschaft, die auch die Richter von Fall zu Fall bestellt. Damit aber wiederum würden diese Schiedsgerichte als Selbstverwaltungskörper der einzelnen Berufsgruppen ausschalten. Es müßte sich mit Notwendigkeit ein neuer Stand von Berufslaienrichtern heranbilden, denn die ständige Ausübung des Schiedsrichteramtes in zahllosen Fällen wird und muß die Schiedsrichter derart in Anspruch nehmen, daß ihnen für ihren eigentlichen Beruf keine Zeit mehr übrig bleibt. Notwendigerweise muß damit natürlich auch die Sachkunde verschwinden, und die Schiedsrichter sinken zu einfachen Angestellten der Zentralstelle herab, denen nicht nur die notwendige Vorbildung, sondern auch die richterliche Unabhängigkeit fehlt. Es entsteht ein Stand, dem in erhöhtem Maße alle Mängel anhaften müssen, die man heute dem gelehrten Richter andichtet, und dem obendrein die juristische Vorbildung völlig abgeht. In Gesetzesanwendung könnte jedenfalls die neue Rechtsprechung nicht bestehen.

Und eins kommt noch hinzu. Richter, die von einer Zentralstelle von Fall zu Fall bestellt und dafür besoldet werden, — aus welchem Fonds die Besoldung fließt, ist nicht gesagt — bieten nicht die Gewähr der absoluten Unabhängigkeit und damit der Unparteilichkeit. Es könnte leicht der Fall eintreten, daß sie sich in ihrer Rechtsprechung bei der Urteilsfindung von ihrer politischen und wirtschaftlichen Überzeugung beeinflussen lassen. Diese Erscheinung zeigt sich schon heute nicht selten bei den sogenannten Tarifschiedsgerichten, die über Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern abzuurteilen haben. Die Abstimmung ergibt hier sehr häufig, daß die Arbeitnehmerbeisitzer die Ansprüche des Arbeiters für berechtigt erklären, die Arbeitgeber aber ebenso regelmäßig geschlossen dagegen stimmen. Diese Tatsache muß zu denken geben.

So läßt eine kritische Prüfung der Schiedsgerichtsbewegung diese als eine

überaus ernste Gefahr für die Justizhoheit des Staates und damit für diesen selbst erscheinen. Leichtfertig wird an einer der Grundfesten der Gesellschaft gerüttelt, und zwar von Kreisen, die sich sonst gern als Säulen der Ordnung bezeichnen. Dabei ist noch zu beachten, daß der Gesetzgeber doch wahrlich bemüht ist, den berechtigten Wünschen der Gewerbetreibenden nach möglichst praktisch erfahrenen Richtern, soweit dies eine geordnete Rechtspflege zuläßt, entgegenzukommen. Wir haben eine Reihe Sondergerichte, Kaufmanns- und Gewerbegerichte, Kammern für Handelssachen, für gewerblichen Rechtsschutz u. a. Man mag diese erweitern und ergänzen, und man mag für eine gewisse praktische Ausbildung des Richternachwuchses Sorge tragen.

Die Bestrebungen der Schiedsgerichtsfanatiker gehen, diesen vielleicht selbst unbewußt, weit über das Maß dessen hinaus, was von den Anhängern einer Volksjustiz mit Mischgerichten oder reinen Laiengerichten zur Strafprozeßreform gefordert wird. Denn auch das gesamte Vollstreckungswesen müßte bei Durchführung des Schiedsgerichtsgedankens den staatlichen Behörden entzogen und in die Hände der Zentralstelle gelegt werden. Die Folgen sind in der Tat gar nicht auszudenken. Deshalb aber, und weil hier eine gewaltige Gefahr für unser ganzes Rechtsleben droht, ist jeder Äußerung dieser Bestrebungen von den beteiligten Kreisen, vor allem von unserem Juristenstand, ernsteste Beachtung zu zollen, und es muß ganz besonders hier heißen: Principiis obsta.

Rundschau der Kriegsliteratur X.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Die im Ullstein-Verlage erscheinende Samlung „Männer und Völker" hat wiederum eine wertvolle Neuerscheinung gebracht: Paul Herre: „Weltpolitik und Weltkatastrophe." Der bekannte Leipziger Universitätsprofessor gibt hier einen klaren Überblick über die Weltpolitik in den letzten fünfundzwanzig Jahren und schildert die Einkreisung Deutschlands und die zahlreichen Gewitterneigungen am politischen Himmel, die sich infolge der scheinbaren Annäherungsversuche Englands an Deutschland noch nicht zum Gewitter entluden, bis schließlich im Sommer 1914 die Entladung durch den Weltkrieg erfolgte.

Mit Interesse folgt man der Führung des Verfassers durch die einzelnen Phasen der Einkreisungspolitik, dem geschickten Machwerke Eduards VII. und seiner Helfershelfer, sieht man, wie das Londoner Kabinett rings um die Zentralmächte die feinen Fäden spann, die ihnen — wie Herre hervorhebt — schließlich etwas aus den Händen geglitten sind. „Die uns bekannt gewordenen Quellen lassen klar erkennen, daß .. die französische Diplomatie mit der russischen Kriegspartei im Hintergrunde das von England angebahnte Werk der Vollendung entgegenzuführen bestrebt war. Grey, Asquith und Churchill wurden nun die Geister nicht los, die sie gerufen hatten. In dem politisch-diplomatischen Zusammenspiel war Grey vielfach der Geschobene geworden, wo er der Schiebende zu sein glaubte."

Als das „vornehmste Ziel des gegenwärtigen Krieges" bezeichnet Herre am Schlusse seines Buches: „Die Herstellung eines größeren Zentraleuropas germanischen Kulturcharakters, das mit wesentlicher Kräftesteigerung die notwendige kontinentale Sicherung schafft." Neben dieses kontinentale Ziel tritt aber noch ein nicht weniger wichtiges, das maritime Ziel, für das wir in diesem Kriege kämpfen, nämlich das Ziel, „den Gleichgewichtsgedanken auf den Meeren

zur unbestrittenen Geltung zu bringen."

In der vom Verlage von S. Fischer in Berlin herausgegebenen „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte" sind einige neue Bände erschienen.

Im 16. Band dieser Sammlung schildert Hans Vorst unter dem Titel „Im Kriege durch Frankreich und England" seine Eindrücke über eine Reise, die er kürzlich im Auftrage des „Berliner Tageblatts" unternommen hatte. Als Angehöriger eines neutralen Staates hatte der Verfasser Gelegenheit, Leben und Treiben, und insbesondere die Stimmung in den Ländern unserer westlichen Gegner eingehend und unparteiisch zu studieren. Bemerkenswert sind die Schlußbemerkungen, die Vorst seinen Beobachtungen folgen läßt. Er sagt hier, daß sich „die menschliche Hybris", wie er es nennt, die eigene Kraft zur überschätzen und die des Gegners zu unterschätzen, in der Gegenwart aufs deutlichste zeigt, „wenn man sieht, daß im feindlichen Ausland bei der Beurteilung der Gesamtlage alle Momente, die die eigene Zuversicht zu stärken geeignet sind, wie gewisse allgemeine politische Faktoren, die Verteilung der gesamten Machtverhältnisse an Größe, Bevölkerungsziffer und ökonomischer Kraft der kämpfenden Mächtegruppen, die geographische Lage usw., zweifellos weit überschätzt werden." Besonders in Frankreich, von dem doch die siegreichen deutschen Heere schon 20 Monate lang einen großen Landstrich besetzt halten, geben sich weite und einflußreiche Kreise noch immer der Hoffnung hin, Deutschland und seine Bundesgenossen niederringen zu können. Dies bezeichnet der Verfasser als „einen ganz erstaunlichen Grad der Verblendung". Derartige Illusionen unserer Gegner, die durch eine geschickte, aber ebenso skrupellose Presse verstärkt und immer wieder von neuem erweckt werden, derartige Illusionen üben, so phantastisch sie auch sein mögen, doch in der Gegenwart ihre deutliche Wirkung aus, „denn an Verständigung und an Frieden ist natürlich erst zu denken, wenn diese Selbstüberschätzung aufgehört hat, ihre maßgebende Politik zu beeinflussen". Mit Genugtuung stellt der Verfasser dieser chauvinistischen Stimmung bei unseren Gegnern gegenüber fest, „daß sich das deutsche Volk in diesem Kriege im allgemeinen eine weit besonnenere und maßvollere Haltung bewahrt hat". Diese Haltung müsse man trotz der Forderungen einiger weniger Heißsporne beibehalten, da das Gegenteil dem Feinde nur neues Propagandamaterial gegen uns in die Hand spiele. Nach dem Kriege müßten die ökonomischen und sonstigen Beziehungen mit dem Ausland wieder angeknüpft werden, und deshalb hält es der Verfasser für „einen Akt hoher und weitblickender politischer Klugheit, schon jetzt in mancher Beziehung darauf Rücksicht zu nehmen, und zwar beispielsweise nicht nur im Hinblick auf die Volksstimmung der Neutralen, sondern sogar in gewissem Grade auch auf die der jetzt noch mit uns im Kriege befindlichen Länder. Wir müssen nach Möglichkeit alles vermeiden, was geeignet wäre, unseren Feinden ein gutes Propagandamittel zu liefern." Hierin müssen wir Deutsche weit vorsichtiger sein als unsere Gegner.

Unter dem Titel „Österreich und der Mensch" versucht Robert Müller im 18. Band, ein Bild unseres Bundesgenossen an der Donau und in den Alpen zu entwerfen, da er es für eine Vorbedingung aller zukünftigen österreichischen Politik hält, Klarheit darüber zu verschaffen, wer der Österreicher sei, und was er für die Zukunft insbesondere des gesamtdeutschen Wesens zu sein habe. Der Verfasser sieht im Preußen und im Österreicher die beiden Pole des deutschen Charakters, zwischen ihnen ein gewisses Spannungsverhältnis, das er unbedingt aufrecht erhalten will, und von dem er sich

den Reichtum der germanischen Kultur verspricht.

Der nächste Band der Fischerschen Sammlung enthält zwei Aufsätze aus der Feder von Ernst Troeltsch, denen der Verfasser den zusammenfassenden Titel „Deutsche Zukunft" gegeben hat, indem er davon ausgeht, daß sich das Wesen der deutschen Zukunft von zwei Hauptgedanken aus entwickelt, nämlich dem der deutschen Freiheit und dem des moralischen Charakters der Staatsidee. Diese „deutsche Zukunft" wird sich von der westlich-demokratischen Idee unterscheiden müssen und mit einer Steigerung des Staatsbewußtseins zu rechnen haben.

In dem ersten Aufsatze entwickelt Troeltsch „die deutsche Idee von der Freiheit", die neben der freien Einordnung zugleich das Recht der geistigen Individualität und ihre gegenseitige Hochschätzung enthält. „Auf die Völkerwelt übertragen, heißt das ein System gegenseitiger Achtung und freier Entwickelung der Völkerindividualitäten nebeneinander, wobei dann freilich die Selbstbeschränkung auf das zur staatlichen Existenz Notwendige und die gegenseitige Gewährung der Entwickelungsfreiheit innerhalb dieser Grenzen mitgedacht ist." Diesem deutschen Freiheitsgedanken stehen der heute bereits fast gegenstandslos gewordene französische Freiheitsgedanke und die Völkeridee gegenüber, die sich aus der englischen Freiheit ergibt. Während ersterer die „Intoleranz des fanatischen Dogmas" hat, das er nötigenfalls mit Feuer und Schwert ausbreitet, wünscht die englische Freiheitsidee, „alle einzelnen Völker möglichst zu parlamentarischer Selbstregierung und freier Selbstbestimmung gebracht und begegnet den Gefahren der Reibungen und Gegensätze durch die Aufrichtung einer englischen Seeherrschaft über die Welt", da sie der — wenn auch natürlich irrigen — Ueberzeugung lebt, ohne diese gebe es nur ein Chaos in der Welt.

Der Verfasser spricht die Hoffnung aus, daß es gelingen möge, einen großen mitteleuropäischen Block zu bilden, und „daß dieser mit der deutschen Freiheitsidee gegebene Völkergedanke auch darüber hinauswirke und auch andere Staaten an sich ziehe. Dann wäre die Freiheit auch der Friede, wenigstens für absehbare Zeit".

Nicht weniger interessant ist auch der zweite Aufsatz „Privatmoral und Staatsmoral", in dem der Verfasser dieses schon seit Jahrhunderten lebhaft umstrittene Thema in klarer und überzeugender Weise behandelt. Der eng begrenzte Rahmen dieser Rundschau macht es uns leider unmöglich, auch auf diesen Aufsatz ausführlicher einzugehen.

Der 20. Band endlich bietet einige Augenblicksbilder zum Verständnis des widerspruchsvollen, werdenden Volkes der Vereinigten Staaten. In diesem „Das amerikanische Gesicht" betitelten Bändchen gibt Arthur Holitscher eine Reihe von Erlebnissen und Eindrücken, die er auf einer Reise durch die Neue Welt zwei Jahre vor Kriegsausbruch zu sammeln Gelegenheit hatte, und die als Wegweiser dienen sollen zum Verständnis des merkwürdigen und widerspruchsvollen Volkes jenseits des Ozeans, dessen Verhalten während des Krieges uns Deutsche so sehr befremdet, oft sogar mit Recht empört hat. —

Im Anschluß an diese Sammlung sei auch ein im selben Verlage im Druck erschienener Vortrag von Rudolf Borchardt: „Der Krieg und die deutsche Verantwortung" erwähnt, den der Verfasser am 21. Febr. 1916 in der „Deutschen Gesellschaft 1914" zu Berlin gehalten hat, und in dem er als Ziel des gegenwärtigen Ringens den „Wiedergewinn der deutschen Geistigkeit" bezeichnet. —

Aus der Feder des im Jahre 1912 verstorbenen österreichischen Volkswirts

Alexander von Peez, der sich auch als Historiker und Politiker einen Namen gemacht hat, ist im Manz-Verlag (Wien-Leipzig) eine politisch-geographische Studie im Neudruck erschienen, die sich „Europa aus der Vogelschau" betitelt. Diese Arbeit war zuerst 1889 in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" als Aufsatzzyklus erschienen; es ist mit Dank zu begrüßen, daß sich der Verlag bereit gefunden hat, diese interessante Schrift in zweiter Auflage mit ganz geringen zeitgemäßen Änderungen der Öffentlichkeit zu übergeben. Peez beleuchtet in dieser Arbeit die vielfältigen Strömungen, die in ihrer Gesamtheit das moderne Kulturleben Europas hervorgebracht haben, und mit Wärme wird der hervorragende Anteil des deutschen Volkstums an der wiederholten Erneuerung von Europas Lebenskraft hervorgehoben. Am Schluß beleuchtet der Verfasser die Gefahren, die Europa seitens Amerikas und Rußlands drohen.

Eine volkswirtschaftliche Studie über die „Volkswirtschaft und Finanzen im Weltkriege" veröffentlicht das Mitglied des ungarischen Reichstages und Direktor des Reichsverbandes ungarischer Finanzinstitute Dr. Elemér Hantos im Verlage von Otto Hapke (Göttingen-Berlin). Auf Grund einer genauen Sachkenntnis untersucht der Verfasser die Ursachen und Wirkungen, die der Weltkrieg auf die wirtschaftliche und finanzielle Lage in den kriegführenden Staaten ausgeübt hat und noch ausübt, der Weltkrieg, der ein wirtschaftlicher Krieg ist, „nicht nur, weil er um die Weltwirtschaft, um den Welthandel geführt wird, sondern auch deshalb, weil unsere Feinde mehr auf unsere wirtschaftliche, als auf unsere militärische Erschöpfung rechnen". Aus diesem Grunde heißt es für uns nicht nur an der Front, sondern auch hinter der Front kämpfen und siegen. Dies ist den Zentralmächten dank ihrer Organisation und der gesunden Lage ihrer Volkswirtschaft und Finanzen vollauf gelungen; denn die bisherigen Erfahrungen haben bewiesen, daß die Zentralmächte „trotz der durch den Krieg verursachten enormen Entziehung von Arbeiterkraft und Kapital" immer noch imstande sind, „die Sicherung der Verpflegung der ganzen Bevölkerung und des großen Heeres und auch des zukünftigen wirtschaftlichen Betriebes zu gewährleisten," vorausgesetzt, daß die Kraftfaktoren richtig und ökonomisch dort in Anwendung gebracht werden, wo es notwendig ist.

Von demselben Verfasser ist auch in der schon öfters erwähnten Sammlung: „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen" unter dem Titel: „Die finanzielle Kraftentfaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie" eine kleine Arbeit erschienen, die — unter Beschränkung auf die Donaumonarchie — im wesentlichen dasselbe Thema behandelt, wie die vorher genannte Schrift, und die — gestützt auf zahlreiche statistische Tabellen — den Sieg Österreich-Ungarns auch auf finanziellem Gebiete beweist. —

In der „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft", die von Professor Franz v. Mammen herausgegeben wird und bei der Wissenschaftlichen Verlagsanstalt „Globus" in Dresden erscheint, bespricht Dr. Paul Ostwald „Die kulturpolitische Mission Bulgariens". Der Verfasser kommt bei seinen Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß Bulgarien sowohl in wirtschaftlicher wie in geistiger Hinsicht einer Zukunft entgegengeht, an der mitzuarbeiten Deutschland und Österreich-Ungarn berufen sind. Bulgarien wird unzweifelhaft die kommenden Jahre benutzen, um die Schäden der letzten Kriegsjahre zu überwinden und nachzuholen, was es versäumt hat. „Der Fleiß der Bevölkerung, ihre Regsamkeit auf allen Gebieten der Volkswirtschaft und des

Geistes, die Fruchtbarkeit des Landes, das Vorhandensein notwendiger Grundbedingungen für eine industrielle Entfaltung, das alles sind Grundlagen, die eine günstige Zukunft dem Bulgarenland sichern . . . Je mehr Bulgarien hineinwächst in die moderne Kultur und moderne Weltwirtschaft, um so wertvoller wird das Band, das uns mit diesem Staate verbindet." —

Unter Mitwirkung einer Anzahl bekannter Universitätsprofessoren hat Heinrich Fränkel im Verlage von Georg Müller in München ein Sammelwerk „Deutschland im Urteil des Auslandes früher und — jetzt" herausgegeben, eine Sammlung der bemerkenswertesten Anerkennungen, die dem deutschen Geistesleben auf technischem, wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiete seitens der hervorragendsten Persönlichkeiten aller anderen Kulturvölker zuteil geworden sind, und die in krassem Widerspruch stehen zu den schamlosen Verleumdungen und gehässigen Urteilen, die jetzt seit Kriegsausbruch von vielen, selbst den gelehrtesten Kreisen des feindlichen und leider auch des neutralen Auslandes gegen unser Vaterland in die Welt gesetzt werden. —

Im Verlage von August Scherl in Berlin sind kürzlich vom schweizerischen Major Tanner „Frontberichte eines Neutralen" erschienen, deren erster Band „Polen und Karpathen", der zweite „Galizien und Bukowina" betitelt ist. Major Tanner war zunächst bei der österreichisch-ungarischen Armee, dann bei der deutschen Südarmee Zeuge des gewaltigen Ringens in den Karpathen, und immer klarer wurde ihm, daß weder Österreicher noch Deutsche besiegt werden könnten. Mit ganz besonderem Staunen bewundert er, der durch die Gebirge seiner Heimat den Gebirgskrieg zu beurteilen gelernt hat, die Leistungen der Truppen aus dem deutschen Flachlande in dem steilen Hochgebirge der Karpathen. „Die Energie der Leitung, das Anpassungsvermögen der Führer und Truppen lassen sich nicht mit den Superlativen der Sprache ausdrücken." Das Verhalten der Truppen in Angriff und Verteidigung, das Dulden und Leiden der Bevölkerung, die Leistungen der Armierungstruppen, des Trains, des Sanitätspersonals — kurz alles wird vom Verfasser unter die Lupe genommen, und immer wieder bricht seine Bewunderung durch. Über die deutschen Truppen im besonderen, mit denen er zusammen gewesen ist, sagt der Verfasser u. a.: „Man wächst förmlich mit im Verkehr mit solchen Soldaten!... Ihr Herz taut langsamer auf als das österreichische; ihr ganzer Betrieb ist kälter, härter. Ihr Wille ist eisern, und ihre Überzeugung, daß sie am Ende immer siegen, stählern." Je länger aber Tanner bei deutschen und österreichisch-ungarischen Verbänden den Krieg beobachtet, desto erbitterter wird er gegen die Russen, deren grausame, ganz zwecklose Massenopfer an Menschen er in den Karpathenstürmen zu beobachten Gelegenheit hatte, und deren wüste, sinnlose Zerstörungen er in Ostpreußen und Galizien mit eigenen Augen gesehen hat.

Die interessanten Berichte von der Front aus der Feder eines neutralen Augenzeugen werden sicherlich überall willkommene Aufnahme finden.

„Vier Monate mit Mackensen" schildert Erwin Berkhaus (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart). Der Verfasser beschreibt den „Auftakt zum galizischen Durchbruch", die große Schlacht selbst, den Kampf um Lemberg, um die Lubliner Bahn und um Brest-Litowsk.

*

Einen Protest gegen die französische Gewaltherrschaft in Nordafrika enthält eine kleine Schrift, die als Privatdruck erschienen ist, und als deren Verfasser zwei Scheichs namens Saleh Sche-

rif und Ismail Sefaihi zeichnen. Diese Veröffentlichung schildert nach einem kurzen geographischen und historischen Überblick über Tunesien und Algerien das Wesen des französischen Protektorats nach dem Vertrage von Kassar Said aus dem Jahre 1881 und die zahlreichen Beschwerden, die die allgemein unzufriedene Bevölkerung gegen die französische Herrschaft richtet. —

Mit einer noch ungeklärten Frage beschäftigt sich Professor Hermann Jacobsohn in seiner im Verlage von Pilardi u. Augustin in Kassel erschienenen Schrift „Rußlands Entwicklung und die Ukrainische Frage". Diese kleine Broschüre, die aus einem in Lüneburg und Marburg gehaltenen Vortrage entstanden ist, verfolgt in erster Linie den Zweck, die durch die Agitation einer Anzahl österreichischer Ruthenen bei vielen Deutschen erweckten Hoffnungen auf einen Aufstand der Kleinrussen in Rußland zu widerlegen, da diese Hoffnungen einer ernsten Prüfung nicht standzuhalten vermögen. „Die übertriebenen Erwartungen, denen man sich in der kleinrussischen Frage hingibt, sind schädlich wie alle Illusionen." Darum ist es dankenswert, daß der Verfasser in seiner kleinen Schrift versucht, diese leeren Illusionen zu zerstreuen.

*

Im 20. Heft der „Deutschen Kriegsschriften" (A. Marcus u. E. Weber's Verlag, Bonn) untersucht der bekannte Berliner Psychologe Dr. Magnus Hirschfeld unter dem Titel „Kriegspsychologisches", was am Kriege schuld ist. Er sieht die Missetäter nicht in Eigenschaften und Leidenschaften, welche der Mensch hatte, sondern welche den Menschen hatten: Unwissenheit, Leichtgläubigkeit, Unduldsamkeit und Furcht. Der Verfasser legt dann klar, wie aus der äußeren die innere Notwendigkeit eines Krieges erwächst, an ihm teilzunehmen. Er geht dem Dämonischen am Kriege nach, dem, was Millionen so unwiderstehlich in den Bann zieht; er glaubt es in einer Reihe von „Ekstasen" zu finden, durch welche die Gemüter entflammt werden. „Will der Mensch nicht nur den Feind, sondern, was schwerer ist, den Krieg überwinden, dann muß man auch wissen, was am Krieg den Menschen triebhaft lockt."

Des weiteren wird auseinandergesetzt, wie nach dem seelischen Pendelgesetz auf den Kriegsrausch die Ernüchterung, auf die Anspannung die Abspannung folgt. Je unreifer ein Volk ist, um so leichter läßt es sich täuschen und enttäuschen, je reifer es ist, um so mehr tritt an die Stelle anfänglichen Überschwangs Stetigkeit und Festigkeit. Wir Deutschen haben es in dieser Hinsicht allerdings wesentlich besser als unsere Gegner, da es für das Nervensystem keine belebendere Ladung mit Starkstrom gibt, als erfolgreiche Betätigung. —

Unter dem Titel „Einführung in das politische Denken" behandelt Dr. Adolf Grabowsky in der 152. Flugschrift des Dürerbundes (Verlag von Georg D. W. Callwey) in kurzer Form die Bedeutung der politischen Forschung und die Hauptleistungen dieser Forschung. Diese Schrift ist als ein knapper Führer durch die politische Literatur gedacht, der selbstverständlich mit seinen vierzehn Seiten keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Im ersten Teil seiner Arbeit erörtert Grabowsky die Stellung der politischen Forschung innerhalb der gesamten Wissenschaft und die Beziehungen dieser theoretischen Politik zur praktischen. Im zweiten Teil werden sodann die bedeutsamsten politischen Werke von Plato bis zur unmittelbarsten Gegenwart aufgeführt und in wenigen Worten besprochen.

*

In einer kleinen, für das deutsche Volk bestimmten Schrift „Unser Kaiser

und der Krieg", die in R. Herrosé's Verlag in Wittenberg erschienen ist, versucht Paul Völker das Bild unseres Kaisers tief in die Seele des Volkes einzuzeichnen. Das Buch ist für eine weite Verbreitung bestimmt; es enthält eine Anzahl kleiner Geschichten, patriotische Gedichte und Aussprüche unseres Kaisers aus der Zeit vor und während des Krieges. —

Interessante „Dokumente aus großer Zeit" enthält eine Sammlung, die Franz Mahlke unter dem Titel „Hoch in den Lüften" bei der „Concordia", Deutsche Verlags-Anstalt (Berlin) veröffentlicht hat, und die eine Auswahl von Fliegerberichten darstellt, die besser als alles andere die Großtaten unserer „fünften Waffe" schildern.

*

Nach Fertigstellung der obigen Rundschau ist uns noch ein Buch zugegangen, das wir hier wenigstens mit einigen Worten verzeichnen wollen. Es ist ja zur Genüge bekannt, daß es jenseits des Atlantischen Ozeans viele Leute gibt, die plötzlich seit Kriegsausbruch ihr „englisches Herz" entdeckt haben, und die mit wahrer Freude die Lügenberichte verschlingen und treuherzig glauben, die ihnen Reuter auftischt. Leider befinden sich unter diesen Leuten auch zahlreiche Gebildete und Gelehrte, die vor dem Kriege nicht müde wurden, deutsche Tüchtigkeit und deutsche Wissenschaft zu loben. Um so freudiger berührt es einen, wenn man einmal aus berufener amerikanischer Feder ein objektives, auf eigener Sachkenntnis beruhendes Urteil findet.

In seiner Schrift „The truth about the German nation", die im Verlage von R. Oldenbourg in München erschienen ist, gibt der unseren Lesern bereits aus einem Aufsatze im Februarheft von 1915 bekannte Professor an der Columbia-Universität George Stuart Fullerton einen kurzen Überblick über die politischen und sozialen Zustände in Deutschland und von dem Geist, der die deutsche Nation beseelt. Möge diese kleine Schrift das Ziel, das sich der Verfasser gesteckt, erreichen und dazu beitragen, die Amerikaner über die wahren Zustände bei uns aufzuklären, über die sie von Reuter und seinen Handlangern in den Vereinigten Staaten im Unklaren gehalten werden.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin von Pestalozza.

Eine feine Gabe beschert uns Helene Böhlau mit ihrem neuen Buch: „Der gewürzige Hund"*). Ästhetische Feinheiten entzücken in großer Fülle. Denn da ist eine edle, gepflegte, innige, durchaus persönliche Wortkunst; sie wirkt in das Band der schlichten, gegenständlichen Erzählung Sternenbilder voll eitel Poesie. Da ist ein wundervoller Aufbau des Ganzen: der Gekreuzigte, der Erlöser, der den Wallfahrern vorangetragen wird, leitet, ein Symbol, den Erlösungshymnus ein, der das ganze Buch ist, und der am höchsten und reinsten ausklingt in Myrtel, der Gattin, deren Liebe Selbstverneinung und sich selbst darbringendes Opfer ist; der im Gatten, dem Denker und Dichter, schmerzhaftes Ringen ist, und in dem für sein liebes Vaterland Todgeweihten die sich selbst befreiende Tat. Überall zaubert Stimmungen die Dichterin, deren man sich nicht wehren kann und mag, heiter scheinen sie zuerst und noch später hier und da, tragen aber doch fast immer den leisen Opferduft in sich, um am Ende blühende Opferflammen zu sein. — Wo aber Opfer ist, Opfer in vielfacher Gestalt, allerlei rotes, heiliges Lebensopfer, da ist

*) Verlag Ullstein & Co., Berlin.

sittliche Höhe. Diese menschliche Feinheit macht die Dichtergabe zu einer rechten Gabe für die Zeit. Die um ihre eigene und der anderen Erlösung bedachten, opfernden Menschen dieses Buches, so lebendig und einzig in das alte Weimar des Geheimrates Goethe und in Jenas Gassen und zu Füßen seiner Hügelhänge gestellt, erheben sich doch auch zum Typus und sind zeitlos. Diese Lebensbilder, so kraftvoll realistisch, sind doch auch ganz von Symbolik durchzogen. Hier ist eine Seherin, der sich im ganzen heißgeliebten Leben sein Geistiges als sein feinster Glanz offenbart, dem man sehnsüchtig zugewandt steht. Man geht, erfüllt von Schönem, bewegt von Tiefem, von dem Buch der Dichterin, die zu ihren großen Geschenken nun dieses neue fügte.

Ein Buch, dessen reiche und vornehme Ausstattung gleichsam die äußere Ehrfurchtsbezeugung ist vor seinem Inhalt, sind „Die Roesnerkinder"[1]) des Dr. Wolfgang Pauker, reg. Chorherren des Stiftes Klosterneuburg. Diese Blätter tragen die Schicksalslinien und die heimlichen Lebenserfahrungen einer Familie, die Alt-Wien angehörig ist, die ein Stück seines Kunst- und Kulturlebens trägt und spiegelt und mit wertvoller Menschlichkeit begnadet ist; diese Familien- und Zeitgeschichte hat den Herausgeber, dem der letzt Verstorbene der Roesnerkinder als silberhaariger Greis, als Spiritual des Stiftes Klosterneuburg persönlich bekannt war, als etwas besonders Reiches bewegt, und in Demut und Ehrfurcht vor dem Leben und in künstlerischer Weisheit hat er sie hier in ihrer Ursprünglichkeit und persönlichen Unmittelbarkeit, in Selbstbiographie und Briefen veröffentlicht, gewiß, daß sie so am lebendigsten wirken müßte. Und keinen wird sie in der Tat — dem Geist und dem Herzen nach — unbewegt entlassen. Die Erläuterungen des Herausgebers bereichern und verbinden zu einem Ganzen, das jetzt als Kulturdokument das Interesse gefangen nimmt, um dann als document humain innerlichst zu ergreifen. Die Bildnisse der Roesnerkinder und ihrer bedeutenden Zeitgenossen, die Darstellungen von Landschaften und Bauten Alt-Wiens tragen unbestreitbar dazu bei, uns in das milde Machtbereich dieser Blätter, in den Sonnenuntergang einer vergangenen Epoche und das ewige Sternenleuchten kämpfender, hoffender, duldender Menschenherzen, einzuschließen. Über ihnen kann einer Erquickung und Ruhe finden. Der letzte Teil des Werkes mit der zeitgenössischen Korrespondenz Carl Roesners ist von ganz gegenwärtigem Interesse. Was damals Carl Roesner in der Architektur, was Overbeck, Steinle, Veit, Kupelwieser, Führich in der Malerei wollten, darnach suchen auch wir jetzt — wenn auch nicht mehr in jener einzigen katholischen Betonung — nämlich im Kunstleben da wieder zu beginnen, wo vor drei-, vierhundert Jahren die Renaissance seine hoffnungsreiche Entwicklung abbrach, wo Kunst eine Inbrunst des Künstlers war und eine Andacht des Genießenden, wo Kunst Volkskunst war, in der sich beide fanden. (Ich verweise auf: Richard Benz „Blätter für deutsche Art und Kunst", Eugen Diederichs, Jena.)

Walter von Molo hat mit dem vierten Bande „Den Sternen zu"*) seinen Schillerroman vollendet. Auch hier zeigt sich der Dichter in seiner bedeutenden Kraft des Gestaltens. Dazu ist Schillers Ringen um seine Schöpfungen, sein sich Durchringen zu der ihm gemäßen künstlerischen Art, sein Glaube an sie, seine demütige

---

*) Wien: F. Tempsky, Leipzig: G. Freytag.

*) Schuster & Loeffler, Berlin.

Liebe zu ihr ergreifend dargestellt. Die Gestalt Lottes — opfernde Weibes- und Mutterliebe selbst — ist zu Typus und Symbol erhoben. In die Beziehungen Schillers zu Goethe ist der Dichter mit großem psychologischen Feinsinn eingedrungen, wie er überhaupt als ein mit dem Erlebnis des Kunstschaffens, das so verschieden über die Seelen einbricht und aus ihnen aufsteigt, Geweihter sich erweist. Der Schillerroman ist ein bereicherndes, schönes Werk. Wenn ich jetzt, im Gegensatz zu meiner Anschauung vor dem Kriege, meinen möchte: ist dies nun wirklich Schiller, ist es möglich, daß eine so bestimmte Wirklichkeit im Wesentlichen in der freien dichterischen Schöpfung getroffen werden kann?, so ist das ein Einwand gegen den Geschichtsroman schlechthin. Jedenfalls ist Walter von Molos Buch ein künstlerischer und menschlicher Gewinn.

Das gab eine Freude, als das Gedichtbändchen Elinor von Hopffgartens „Tränen und andere Dichtungen aus ernster Zeit"*), eine erste dichterische Gabe an uns, seine echte Art enthüllte! Alles Geschehen und Empfinden, das hier, entnommen dem Born dieser Zeit, in fließenden, edlen, schlichten oder klangreicheren Versen lebendig ist, trifft unsere Herzmitte, ist also echte Poesie. Es ist Volkskunst; denn wir sind eins mit der Dichterin; hat sie inbrünstig dem verschiedenen Zeitgeschehen seine großen verklärenden Züge abgesehen, so sind wir in Andacht vor diesen dargestellten Zügen. Es ist vorwiegend epische Poesie, die künstlerische Eigenart ist Objektivität oder Subjektivität, die das Allgemeine zum Inhalt hat, daher befähigt zu der Kunst für das Volk, das immer lieber das große Geschehen sprechen läßt, als sein kleines Herz.

*) Verlag G. Danner, Mühlhausen i. Thür.

Erdkundliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Der Weltkrieg hat Länder und Völker dem Interesse des deutschen Volkes näher gerückt, die bisher seiner Beachtung ferner lagen. Zu diesen gehört das Land, das in den Brennpunkt der ersten Kriegsereignisse gerissen wurde: Belgien. Es ist merkwürdig, daß über diesen, sowohl durch seine Geschichte, wie durch seine volklichen Verhältnisse eigenartigen Staat bis zum Ausbruch des Krieges so wenig deutsche Literatur vorhanden war. Da ist es dankenswert, daß der Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, in der Sammlung: „Aus Natur und Geisteswelt", aus der Feder von Dr. Paul Ostwald ein Bändchen: „Belgien" veröffentlicht, das uns sowohl über Land und Volk, als auch über seine Geschichte unterrichtet. Im letzten Teile werden wir auch über Verfassung, Verwaltung, Rechtspflege und Heerwesen, über wirtschaftliche und soziale, sowie über die kirchlichen Verhältnisse und das geistige Leben belehrt. — Wer eingehender über die Geschichte Belgiens unterrichtet sein will, dem bietet der gleiche Verlag von Professor Karl Hampe: „Belgiens Vergangenheit und Gegenwart". Diese Arbeit führt bis an die Schwelle der jüngsten Ereignisse und beleuchtet auf den letzten Seiten in interessanter Weise das Verhältnis Belgiens zu den Großmächten in der letzten Vergangenheit.

In einem anderen Bändchen der bekannten Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" behandelt Dr. Valerian Tornius: „Die Baltischen Provinzen." Über dieses uralte deutsche Kulturland, in dem deutsches Volkstum inmitten einer fremden, feindlichen Umgebung in voller Eigenart bewahrt wurde, herrscht auch in gebildeten Kreisen Deutschlands

noch viel Unkenntnis, und wäre nicht der Weltkrieg gekommen, der den Siegeszug unserer Heere mitten hinein in das Baltikum geführt und eine dieser Provinzen fast ganz in unsere Hand gebracht hätte, man würde kaum mehr als ein bißchen bedauernde Teilnahme für diesen abgesplitterten Teil deutschen Volkstums aufgebracht haben. Die neuerwachte warme Sympathie zu vertiefen und in breite Kreise zu tragen, ist das Bändchen von Dr. Tornius ausgezeichnet geeignet.

In der gleichen Sammlung unterrichtet uns über „Die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika" der Professor an der Kieler Universität Dr. E. Daenell. In acht knapp und klar geschriebenen Kapiteln zieht die ganze Geschichte Nordamerikas, nachdem wir über die wichtigsten geographischen Tatsachen unterrichtet worden sind, an uns vorüber, von der ersten Besiedelung an bis in die Gegenwart. Das Schlußkapitel streift die wichtigsten der großen politischen Fragen, die in der Union zu lösen sind.

Wer den Orient näher kennen lernen will, kann sich einem ernsten, gewissenhaften und durch eigene Reisen sehr informierten Führer anvertrauen. Im Verlage von Josef Singer in Straßburg hat der bekannte Kenner des nahen Orients Ewald Banse ein ausführliches Werk über den Orient veröffentlicht unter dem Titel: „Das Orientbuch. Der alte und der neue Orient." Das Werk ist mit 20 Lichtdrucktafeln, 154 Abbildungen im Text und 7 Karten ausgestattet. Den Schluß des Werkes bildet ein für die gegenwärtige Zeit besonders wichtiger Ausblick auf eine zukünftige Europäisierung des Orients. Wenn Banse in seiner Meinung, daß die Türkei nach zehn bis zwanzig Jahren vielleicht schon unter die Mächte aufgeteilt sein kann, durch die jüngsten Ereignisse des Weltkrieges auch widerlegt erscheint, so vermittelt doch sein Buch eine ernste, eingehende und zuverlässige Kenntnis des orientalischen Wesens auf Grund eigener Anschauung. Wer den gesamten nahen Orient kennen lernen oder einzelne seiner Teile bereisen will, wird gut tun, sich aus Ewald Banses Buch zu unterrichten.

Die Beobachtung, wie wenig man in Deutschland trotz vielen Redens über Zwecke und Ziele, Notwendigkeit und Folgen deutscher Orientpolitik über unsere Bundesgenossen am Bosporus weiß, hat einen guten Kenner des türkischen Landes und Volkes, Franz Karl Endres, veranlaßt, ein aus reicher Erfahrung und bedeutender Literaturkenntnis geschöpftes Werk unter dem Titel: „Die Türkei, Bilder und Skizzen von Land und Volk" zu schreiben, das von der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München, auf den Büchermarkt gebracht wird. Endres, ein kgl. bayer. Hauptmann im Generalstabe, hat als Generalstabsoffizier drei Jahre in der Türkei an der Reorganisation des osmanischen Heeres gearbeitet. Mit Recht weist er selbst im Vorwort darauf hin, daß diese Arbeit, die ihn mit den Menschen des Landes in innigste Berührung brachte, ihm ermöglicht habe, Land und Leute besser kennen zu lernen, als der gewöhnliche gesellschaftliche Verkehr, der in allen Kulturzentren des Erdballes der gleiche ist. Mit offenen Augen und Ohren hat der Verfasser in seiner Arbeit und unter den Menschen des fremden Landes gestanden, hat es verstanden, kritisch zu sichten, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden, und erweist sich befähigt, die gewonnenen Kenntnisse und gesammelten Erfahrungen zu einem wohl abgerundeten Ganzen zu verbinden. In lebendiger, Interesse weckender Weise versteht er ebenso Gesellschaft und Sitte in der Türkei zu

schildern, wie die neuere Geschichte des türkischen Staatswesens vom Berliner Kongreß an darzustellen, und was er über die völkischen Verhältnisse im türkischen Reiche, über die osmanische Volkswirtschaft und über türkische Kunst und Literatur zu sagen weiß, ist, wenn auch nicht immer neu, so doch stets interessant und geeignet, der rechten Erkenntnis über Wesen und Wert unserer Bundesgenossen die Wege zu bahnen. So erscheint dieses von warmer Liebe und wahrer Objektivität geschaffene Buch besser geeignet, Fäden zwischen uns und der Türkei zu knüpfen, als manches umfangreiche Werk aus der Feder von Fachgelehrten.

Ein eigenartiges Buch hat Alfons Paquet über eins der interessantesten und besonders werten Länder des Orients veröffentlicht. Aus Reiseerinnerungen geboren, ist sein Werkchen: „In Palästina" (Eugen Diederichs Verlag, Jena) mehr als eine Reiseschilderung. Es ist das Buch eines Dichters und Weltreisenden, der nicht bloß die Außenseite der Dinge sieht und schildert, sondern uns vor allem ihr inneres Leben zu offenbaren vermag. In der gegenwärtigen Zeit, wo der Krieg immer mehr dem Orient sich nähert und ein neues Problem, die Zukunft des Morgenlandes, in unseren Gesichtskreis tritt, ist gerade Paquets Buch durch seine künstlerische Art besonders geeignet, neue Fäden zu spinnen zwischen unseren Herzen und dem Heiligen Lande.

Mitten im Brennpunkt der gegenwärtigen politischen Ereignisse stehen das griechische Land und Volk. Zu ihnen führt uns Josef Ponten in einem eigenartigen Werke: Griechische Landschaften" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), das er selbst einen Versuch künstlerischen Erdbeschreibens nennt. Sein Werk ist weder eine rein geographische und geologische Schilderung Griechenlands, noch ist es ein rein archäologisches und geschichtliches Buch. Dem Leser wird auf künstlerische Weise ein Bild der Landschaft, so wie Ponten sie erschaut hat, vermittelt, und er erfährt dabei, auf welchem Boden er steht, wie die Landschaft geworden ist. Sie wird mit all ihrem inneren Gehalt an geologischer und historischer Vergangenheit nicht dichterisch, sondern bildnerisch vor unseren Augen gestaltet, und dadurch unterscheidet sich eben Pontens wohlgeglückter Versuch von den sachlichen Beobachtungen und Darstellungen der Fachgelehrten. Unterstützt wird Pontens Darstellung durch einen Bilderband, der außer 8 farbigen Tafeln, 119, zum größten Teil ganzseitige, Naturaufnahmen und Zeichnungen von Julie Ponten von Broich enthält. Das ganze Werk ist von der Verlagsbuchhandlung sehr vornehm ausgestattet, in zwei Halbpergamentbände gebunden. Den zahlreichen Besuchern Griechenlands wird dieses Werk ebenso als Erinnerungsgabe, wie jedem anderen zur Bereicherung seiner Kenntnisse willkommen sein.

Das Schicksal unserer deutschen Kolonien, besonders der einen, um die viel deutsches Blut geflossen ist, und die wir seit Monaten samt ihren tapferen Verteidigern in Feindeshand wissen, liegt jedem Deutschen schwer auf der Seele. Über dieses deutsche Südwest-Afrika, wie auch über die übrigen Landschaften des südafrikanischen Hochlandes unterrichtet uns Professor Dr. Siegfried Passarge in einer Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde: „Südafrika" (Quelle u. Meyer, Leipzig). Eine Reise durch das geschilderte Gebiet und langjährige Studien boten dem Verfasser ein reiches Material zu seiner dankenswerten Arbeit, die sich nicht in erster Linie an Fachleute, sondern an die gebildeten Kreise des deutschen Volkes richtet. Für sie wird die Darstellung nicht nur durch zahlreiche Karten und Profile, sondern auch durch 47 Ab-

bildungen nach photographischen Aufnahmen unterstützt, von denen einen nicht geringen Teil der Verfasser selbst beigesteuert hat. In großzügiger, klarer, auf der Höhe der Wissenschaft stehender Darstellung gibt der bekannte Kalahari-Forscher nicht nur ein geographisches Gesamtbild von Südafrika, sondern behandelt in seiner Monographie auch geologische, zoologische, anthropologische, botanische und wirtschaftliche Probleme. In geschickter Weise wurde die Schilderung der natürlichen Landschaften mit der Darstellung der politischen Einheiten verschmolzen, und so wurde der Vorteil gewonnen, daß sich der Leser über ein bestimmtes Gebiet leicht belehren kann. So ist ein vorzügliches Werk entstanden, das uns als sichere und zuverlässige Quelle bei unserer Orientierung über Südafrika dienen kann.

Im Verlage von George Westermann veröffentlicht Ewald Banse unter Mitwirkung von zahlreichen Gelehrten eine „Illustrierte Länderkunde", die mit einem farbigen Titelbild, 55 Abbildungen auf 16 Tafeln und einer Karte ausgestattet ist. Abweichend von den bisherigen länderkundlichen Darstellungen wird der Stoff nicht nach den bekannten fünf Erdteilen behandelt, sondern es werden neue Erdteile geschaffen, die der inneren Art, dem inneren Leben der einzelnen Länder gerecht werden. Die Darstellung ist nicht die trockene, belehrende unserer geographischen Schulbücher, sondern eine lebendige, farbige, künstlerisch eigenartige. Wer sein Weltbild vertiefen und erweitern möchte, wer wandern möchte von den grünen Waldgebirgen seiner Heimat in die blauen fernen fremder Welten, dem sei dieses Werk empfohlen.

Zwei Bändchen der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" geben uns aus der Feder von Dr. Adolf Heilborn eine klar geschriebene, kurzgefaßte „Allgemeine Völkerkunde". Nach einem Überblick über Wesen und Werden der Kultur unterrichtet uns das wertvolle Werkchen im ersten Bande über Feuer, Nahrung, Wohnung, Schmuck und Kleidung, im zweiten über Waffen und Werkzeuge, Industrie, Handel und Geld und die Verkehrsmittel der Naturvölker. Jedem Bändchen ist für Leser, die sich über die einzelnen Probleme genauer unterrichten wollen, ein Literaturnachweis angefügt.

Um den Entwicklungsgang der erdkundlichen Kenntnisse der Menschheit unserer Jugend vertraut zu machen, hat Professor Dr. Felix Lampe als 28. Band der von Professor Dr. Bastian Schmid herausgegebenen „Naturwissenschaftlichen Bibliothek" Bilder aus der Geschichte der Erdkunde unter dem Titel „Große Geographie" veröffentlicht (Verlag: B. G. Teubner, Leipzig). Das anregend und lebendig geschriebene Buch gruppiert die Einzeltatsachen aus der Geschichte der Geographie um bedeutende Persönlichkeiten und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß es die Wendepunkte in der menschlichen Erkenntnis vom Wesen der Erdkunde hervorhebt und verständlich macht. Wie alle Bände dieser Bibliothek, zeichnet auch dieser sich durch einfache, gediegene Ausstattung aus.

Kriegs-Frauenrundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

„Heimatdienst im ersten Kriegsjahre", das Jahrbuch des Bundes deutscher Frauenvereine, — die über 600 000 Mitglieder umfassende Organisation der interkonfessionellen bürgerlichen Frauenbewegung —, das vor uns liegt, soll nach den Worten der Herausgeberin, Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner, von der Arbeit und dem Kampf hinter der Front erzählen. „Es

soll ein Denkmal sein des heißen Bemühens deutscher Frauen, die schweren Schicksalsschläge, die der Krieg über ihr Vaterland gebracht hat, zu mildern, die Widerstandskraft ihres Volkes zu erhalten und zu festigen. Nur ein Glied in der großen Kette vaterländischen Tuns ist die Frauenleistung, die Mitarbeit an der Erhaltung gesunder, sozialer Zustände, um den Zurückgebliebenen die Kraft zu verleihen, ihr schweres Schicksal unerschüttert zu tragen. Mit diesem Denkmal soll kein Ruhmestempel errichtet werden, für die vielen Tausende, die ihre Pflicht erfüllten, sondern dieser und kommenden Generationen soll gezeigt werden, wie groß die staatsbürgerliche Mission auch der Frau ist, die nicht wie der Mann mit der Waffe kämpft, auch nicht die hohe Aufgabe der Krankenpflege ausübt, sondern den in den Strudel der Kriegsnot Gezogenen Rat und Hilfe zuteil werden läßt. Nur von der Sache sprechen wir, denn jedes Werk, das der Gemeinschaft zu dienen vermag, wird in dieser Zeit Gemeingut . . ." und sachlich behandelt das umfangreiche Werk die Arbeit der Frauen, die im Aufbau und der Ausführung des Heimatdienstes das Gewaltigste geleistet haben. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer, mit größter Gewissenhaftigkeit und rechtem Verständnis für den Wert und die Bedeutung statistischer Ausführungen hat die Herausgeberin das umfassende Material gesichtet und geordnet zu einem klaren Einblicke in das mächtige Arbeitsgebiet dieser Frauenvereine. Und so gut ist es ihr gelungen, eine übersichtliche Darstellung dieser Hilfsleistung zu geben, daß es fast undankbar erschiene, wenige kleine Irrtümer, die sich eingeschlichen haben, zu erwähnen. Sie sind eigentlich belanglos für das Ganze, und nur die besondere Aufmerksamkeit, die ich der wertvollen Arbeit widmete, machte sie mir augenfällig. Dann aber wurde das Interesse für die imponierenden Zahlen und den Aufwand von Schaffenskraft zur Organisierung und Betreuung dieses Arbeitsfeldes so rege, daß nur mit höchster Anerkennung die Berichte dieses Heimatdienstes entgegenzunehmen sind. Aus dem reichen Inhalt seien nur die bedeutsamsten Kapitel hervorgehoben, die eine sichere Übersicht des Geleisteten gewähren. Die Kriegsarbeit des Bundes der deutschen Frauenvereine umfaßt die Ernährungsfürsorge, die Wohnungs- und Bekleidungsfürsorge, den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit, die Fürsorge für Kriegswitwen und -Waisen, die Flüchtlingsfürsorge, die Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge, die Kinderfürsorge, die Kriegsfürsorge auf dem Lande, die kriegsgemäße Lebensweise der deutschen Frauen, die Kriegshilfstätigkeit einiger Berufs- und Fachverbände . . . Es ist staunenswert, was in allen diesen Gebieten zusammengetragen wurde an Energie, Fleiß, organisatorischer Befähigung und einer Hilfsbereitschaft, die nimmer rastete noch ruhte, reiche Frucht trug und segensreiche Wirkung hatte für die unter ganz neugearteten Daseinsbedingungen — wie sie der Krieg für weite Volkskreise schuf — Lebenden. An diese Berichte schließen sich die ziffernmäßigen Ausweise an über die Prosperität der Vereine und ihrer materiellen Aufgaben, die die ideellen tatkräftig fördern; ferner Mitteilungen über die Geschäftsordnung und Satzungen des Bundes der deutschen Frauenvereine, die Bundeskommissionen, das Frauenberufsamt und die Organe des Bundes, über die deutschen Frauenklubs und andere Verbände. Das Buch, im Verlage von B. G. Teubner (Leipzig) erschienen, ist geschmackvoll ausgestattet und enthält acht Abbildungen, die den Text illustrieren.

Wohl auf die Initiative der Frauenvereine ist die „Kriegsspende Deutscher Frauendank" zurückzuführen, da auf die erste Anregung 16 000 Frauenvereine

in allen Teilen des Reiches sich diesem Hilfswerk sofort angeschlossen haben. Die wahrhaft großzügige und praktische Idee, überall da helfend einzugreifen, wo die staatliche Hilfe versagt, hat in den weitesten Kreisen der deutschen Frauenwelt Anklang gefunden und ist in erfreulichster Entwicklung begriffen. In Berlin hat Frau Staatsminister von Trott zu Solms die Oberleitung des Ortsausschusses übernommen, wie solche in allen Städten gebildet wurden. So schreitet rüstig und unermüdlich die Kriegshilfsleistung der Frauen nach allen Richtungen fort, sicherer, durchdachter, stetig und einheitlicher geworden im Laufe der schweren Zeiten, die sie erforderten. In voller Erkenntnis der Lage entspricht man unbeirrt, mutig und energisch den hilfeheischenden Anforderungen. Sehr bemerkenswerte Ausführungen über die „Kriegsarbeit der Frau" gab Frau Elisa Ichenhäuser in einem Vortrag in der Philharmonie. Sie machte über die volkswirtschaftlichen Werte der Frauenarbeit interessante Angaben, die nach anfänglichen Unsicherheiten sich verhältnismäßig rasch zu einer nutzbringenden Anpassung entwickelte. Dies machte sich besonders in der Industrie bemerkbar und in der Verwendbarkeit ihrer Betätigung für den Heeresbedarf. Große Verdienste erwarben sich die Frauen in den landwirtschaftlichen Leistungen. Dort wirkten sie für die Volksernährung und ihre praktische Handhabung so erfolgreich, daß sie alle Aushungerungspläne zuschanden machten, mit denen unsere Feinde uns bedrohten. Die viereinhalb Millionen Frauen, die schon in Friedenszeiten in der Landwirtschaft tätig sind, haben den Acker bestellt, gesät und geerntet, so daß kein Ausfall eintrat an diesen wichtigsten Stellen der Landwirtschaft. Auch in fast allen übrigen Gebieten bewährten sie sich, wenn auch zunächst Hindernisse zu bewältigen waren, doch durchaus ausreichend, und selbst die ungelernten Frauen haben sich besser anzupassen gewußt, als zu erwarten war. Selbst in der Metallindustrie sind sie gut verwendbar, und bei Krupp werden sie mit Präzisionsteilarbeit beschäftigt. Auch in der chemischen, elektrischen und Lederindustrie fanden sie erfolgreiche Verwendung, und sogar der Buchdruck konnte sich der Setzerin nicht auf die Dauer verschließen. Achtzigtausend Anstellungen vermittelte der Zentralarbeitsnachweis in Berlin innerhalb eines Jahres an Frauen und Mädchen. Der körperliche Kraft erfordernden Arbeit zeigen sie sich auch gewachsen. Als Ein- und Auslader des Transportgewerbes, des Kohlenhandels, bei der Straßenreinigung, dem Straßenbau, als Kraftwagenführerin, Fahrstuhlführerin sehen wir die Frau. In dem Gewerbe des Bäckers und Barbiers dürfte sie sich fortan dauernd behaupten.

Die in Bakteriologie und Röntgenologie bewanderten Photographinnen wurden sehr begehrt, 168 fanden schon in Kriegslazaretten Verwendung. Der Bedarf an Apothekerinnen steigt ständig, auch in optischen Werkstätten und als wissenschaftliche Hilfsarbeiterinnen wurden Frauen eingestellt.

Im kaufmännischen Beruf sah es anfangs böse aus. Jetzt seit Einberufung des Landsturms sind tüchtige Stenotypistinnen und Buchhalterinnen sehr gesucht. Bei der Post und Eisenbahn haben die Frauen nicht nur die unteren Stellen, wie die der Fahrkartenknipserinnen, Briefträgerinnen, Straßenbahnschaffnerinnen übernommen, sondern sie besorgen auch vielfach den mittleren Beamtendienst, wie Fahrkartenausgabe, Güterabfertigung, Telegrammaufnahme, Sekretärsdienste usw.

Von größter Bedeutung erwiesen sich die Lehrerinnen. Kindergärtnerinnen und Hochschullehrerinnen wurden zum Schulunterricht herangezogen und Oberlehrerinnen sind an höheren Knabenschulen angestellt. Nur für die unge-

prüfte, meist aus dem Ausland geflohene Lehrerin, die nur über Sprachkenntnisse verfügt, findet sich schwer Arbeit. Die Lage der Musiklehrerinnen, die erst eine trostlose war, hat sich unerwartet günstig gestaltet. Die Stellenvermittlung hatte im Oktober sehr gute Resultate erzielt. Doch ist im allgemeinen die Zeit, für die in freier geistiger Arbeit ihren Erwerb Suchenden, eine sehr bedrückende, und oft traurige. Die Schriftstellerinnen befinden sich durch Eingehen der Frauenbeilagen der größeren Zeitungen und die Schwierigkeiten, Arbeiten, die sich nicht auf den Krieg beziehen, anzubringen, vielfach in sorgenvoller Lage. Hoffentlich bessern sich diese Zustände doch in absehbarer Zeit. Die akademisch gebildeten Frauen dagegen haben meist ihre Stellungen behalten, und die Ärztinnen, die sich gleich bei Kriegsausbruch der Heeresverwaltung zur Verfügung stellten, müssen oft in den Krankenhäusern und Lazaretten die fehlenden Ärzte ersetzen.

Berichtigung.

Der Oberbürgermeister von Düsseldorf ersucht uns im Anschluß an den Aufsatz des Herrn Dr. M. de Jonge im Februarheft von „Nord und Süd“ um Aufnahme folgender Berichtigung:

Herr Dr. M. de Jonge behandelt im Februarhefte Ihrer Zeitschrift unter der Überschrift „Hotelakademie?“ das Internationale Institut für das Hotelbildungswesen.

Sein Aufsatz beruht auf einer Unkenntnis vom Institut, dessen offizieller Name ihm nicht einmal bekannt ist.

Die Anstalt ist hochschulmäßig geleitet und nach dem Muster der Handelshochschulen eingerichtet. Sie ist entsprechend ihrer Bestimmung Lehr- und Forschungsinstitut.

Herrn de Jonges Behauptung, die Düsseldorfer „Hotelakademie“ hätte einen Vorgänger in der „Hotelakademie“ am Rotsee bei Luzern, in deren Lehrplan er eine Vorlesung „Kulinarische Wissenschaften“ fand, entstammt seiner Unkenntnis vom Düsseldorfer Institut. Die Anstalt am Rotsee ist eine in Privatbesitz befindliche Fachschule, die sich zufolge einem Inserat im Berner „Bund“ vom 29. März 1916 „Internationale Hotelschule“ nennt und sich in dieser Anzeige als „erstklassiges Institut zur Ausbildung im gesamten Hotelbetrieb“ bezeichnet. Sie verhält sich zum Institut für das Hotelbildungswesen in Düsseldorf wie ein Privathandelskurs zur Handelshochschule.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr 8308.) – Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J Benkö), Budapest V, Dorottya-uteza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift
Sr. Hoheit des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

40. Jahrgang. Band 157. Heft 501. Juni 1916.

Zum Geleit!

Unsere deutsch-bulgarische Sondernummer.

Von Professor Dr. Ludwig Stein.

Die Leser von „Nord und Süd“ wissen, daß wir seit Jahr und Tag für das tapfere und tüchtige Bulgarenvolk rückhaltlos eintraten. Im Maiheft unserer Zeitschrift, in unserer 500. Jubiläumsnummer, habe ich die „bulgarischen Stimmen und Stimmungen“ zu schildern versucht, wie sie mir im Februar dieses Jahres anläßlich meines Aufenthaltes in Sofia entgegengetreten sind. Als Einführung in die gegenwärtige deutsch-bulgarische Sondernummer von „Nord und Süd“, welche die Eindrücke der bulgarischen Sobranjeabordnung in Berlin (7. bis 9. Mai 1916) in ihren bedeutsamsten Offenbarungsformen festhalten möchte, sei mir gestattet, die Einleitungsworte meines Aufsatzes im Maiheft an dieser Stelle zu wiederholen, da dieses deutsch-bulgarische Sonderheft auch außerhalb des Leserkreises von „Nord und Süd“ Verbreitung finden dürfte. Die Deutsch-Bulgarische Gesellschaft, an deren Spitze Seine Hoheit der Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein steht, dessen Bildnis nebst eigenhändiger Unterschrift unser Sonderheft schmückt, hat nicht wenig dazu beigetragen, unsere bulgarischen Gäste in der Reichshauptstadt würdig zu feiern, indem sie den Auftakt zum Reigen der glänzenden Feste gegeben hat.

Die große Presse ist wegen Raummangels nicht in der Lage, die gehaltvollen Reden, die ein geschichtliches Interesse beanspruchen dürften, vollinhaltlich wiedergeben zu können. Und so lag denn der Gedanke nahe, durch Fühlungnahme mit der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft ein Sonderheft von „Nord und Süd“ zu veranstalten, wie dies den Überlieferungen unserer Zeitschrift gemäß ist. Unsere bulgarischen Freunde werden die wesentlichsten Kundgebungen dieser denkwürdigen Tage in geschlossenem Zusammenhange gesammelt finden und ihren Freunden daheim ein bleibendes Angebinde zur Rückerinnerung an die Tage von Berlin mitnehmen können. Die „Preußen des Ostens“ werden finden, daß die wirklichen Preußen des Nordens zwar ebenso zurückhaltend und gefühlskeusch wie sie selbst sind; aber wenn sich der Norddeutsche einmal aufschließt, dann ist

seine Wärme ebenso echt wie nachhaltig. Es gereicht mir zu besonderer Genugtuung, Zeuge dieser gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen gewesen zu sein, zumal ich schon vor dem ersten Balkankrieg in „Nord und Süd" für diese Annäherung unentwegt und unbeirrbar eingetreten bin.

Mein Vertrauen zu Bulgarien und seiner Zukunft ist, wie ich im Maiheft unserer Zeitschrift ausführte, nicht von gestern. Mehr als fünfundzwanzig Jahre hatte ich in Zürich und Bern Gelegenheit, die bulgarischen Studenten an der Arbeit zu sehen, und zwar nicht bloß in meinen Vorlesungen, sondern in den von mir geleiteten philosophischen Seminarien. Während meiner schweizerischen Lehrzeit stand mir ein vergleichendes Studentenmaterial zur Verfügung, wie es sich nur an schweizerischen Hochschulen darzubieten vermochte. In Bern allein studierten Ende der neunziger Jahre mehr als tausend slawische Studenten, nahezu die Mehrheit aller Studierenden der Universität. Neben den Russen, welche die überwiegende Mehrzahl darstellten, fanden sich stets ein halbes Hundert Bulgaren, Serben, Griechen, Japaner in Bern ein. Für die Philosophie hatten, mit Ausnahme der Japaner, alle „Exoten" lebhaftes Interesse, sodaß die philosophischen Hörsäle in Bern den Zudrang von Studierenden kaum zu bewältigen vermochten. Aber auch an meinem philosophischen Seminar befanden sich die östlichen Studierenden in der Überzahl. Dabei hatte ich reichliche Gelegenheit, die einzelnen Nationalitäten in ihrem Lerneifer nicht nur, sondern auch in ihrer Auffassungsfähigkeit vergleichend zu beobachten. Damals faßte ich schon zu den Bulgaren eine ausgesprochene Vorliebe. Sie waren nicht nur fleißig und gewissenhaft, sondern in der Regel auch von rascher Auffassung und von Gründlichkeit der Schulung. Sie kamen meist aus Leipzig und Jena nach Bern, um dort unter meiner Leitung ihre Studien abzuschließen. Die Auslese war eine vortreffliche, sodaß ich die Bulgaren damals schon, auch in ihrer intellektuellen Gewissenhaftigkeit, als „Preußen des Balkans" empfand. Viele meiner Schüler wirken jetzt in Bulgarien an Gymnasien und an der Hochschule in Sofia. An Dankbarkeit und Anhänglichkeit wurden die Bulgaren von keiner slawischen Nationalität oder Volkheit überboten.

Wenn ich also in „Nord und Süd" seit Jahr und Tag für Bulgarien warm eintrat, und zwar in jener kritischesten Zeit, da alles gegen Bulgarien losschlug, so war dies ein Niederschlag meiner an der Hand der persönlichen Erfahrung gereiften und gefestigten Überzeugung, daß die Bulgaren ein kernfester, seelisch wie körperlich gesunder, charakterlich zuverlässiger Volksstamm sind, dem man Vertrauen entgegenbringen kann. Im Dezemberheft 1913 von „Nord und Süd" schrieb ich S. 365: „Das herbe Schicksal hat Bulgarien zwar gebeugt, aber nicht niedergebrochen. Mit hohem Ernst und mit nationaler Würde arbeitet das Land unverdrossen an seinem kulturlichen Wiederaufbau." Deß zum Zeugen veröffentlichte ich zwei Rundschreiben des Justizministeriums und des Ministeriums für Volksaufklärung in Bulgarien. Damals wurde Bulgarien in seiner Verlassenheit

und Vereinsamung geschmäht, weil die Anbeter des Erfolges sich nur an die Ferse des Glückhaften zu heften pflegen. Mein Glaube an Bulgariens Zukunft war und blieb aber unbeirrbar. Deshalb schrieb ich im Moment der tiefsten Demütigung Bulgariens: „Diese politische Selbstbejahung Bulgariens hat etwas Erlösendes und Befreiendes. Weder der Einzelne, noch ein Volksstamm soll sich vom Schicksal unterkriegen lassen. Die Bulgaren haben, ungeachtet aller schweren Schicksalsschläge, die Flinte nicht ins Korn geworfen und den Lebensmut nicht sinken lassen. Das ist echter und ehrlicher Optimismus. Solange es noch ein Ziel gibt, das des Lebens wert ist, muß man auf dem Posten ausharren, den es zu verfechten gilt."

Wenn heute alle unsere Waffenbrüder den tapferen Bulgaren zujubeln, so gilt dies wieder der Anbetung des Erfolges. Mir galt Bulgarien als geborene Vormacht des Balkans zu einer Zeit, da die Bulgaren selbst vielfach zweifelten und die anderen an ihnen irre wurden. Als ich daher nach meiner Rückkehr aus Konstantinopel einige Zeit in Sofia verweilte, da durfte ich ernten, was ich gesät hatte. Mein Glaube an die Zukunft Bulgariens hatte sich bewährt. Das Erscheinen des Kaisers in Nisch bildete die Krönung des bulgarischen Werkes. Unter dem erlösenden und befreienden Eindruck dieser denkwürdigen Stunde habe ich die bulgarischen Staatsmänner verschiedener Richtungen beglückwünschen können. Den Echoklang dieser großen geschichtlichen Ereignisse findet man als Grundton in allen Unterredungen wieder, die ich mit führenden Bulgaren in Sofia, obenan mit Radoslawow, hatte.

Als die bulgarische Sobranjeabordnung in Berlin eintraf, war es gegeben, daß ich mich mit meinen bulgarischen Freunden sogleich in Verbindung setzte, um das Bleibende aus dem Gewirr des Alltags an dieser Stelle festzuhalten.

Die aus 15 Mitgliedern der Sobranje bestehende bulgarische Abordnung der Sobranje ist Sonntag, den 7. Mai, von der Bevölkerung der Reichshauptstadt lebhaft begrüßt, zu mehrtägigem Aufenthalt in Berlin eingetroffen. Auf dem Anhalter Bahnhof waren zum Empfange erschienen: In Vertretung des Reichskanzlers Gesandter v. Radowitz, der Präsident des Reichstages Kaempf, in Vertretung der Gemeinde Berlin Stadtverordnetenvorsteher Michelet und Stadtrat Doflein, der bulgarische Gesandte Rizow mit dem Legationsrat Dr. Nikyphorow und den übrigen Mitgliedern der Gesandtschaft, die bulgarischen Obersten Stanpiow und Burgarow, die Mitglieder der deutsch-bulgarischen Gesellschaft Graf Schweinitz und Prinz Ysenburg.

Um 5 Uhr 3 Minuten rollte der Zug in die Halle. Für die Abordnung war ein Salonwagen in dem Zuge eingestellt. Als die Herren, als erster der Vizepräsident der Sobranje Momtschilow, dem Wagen entstiegen, brachen die Anwesenden in stürmische Hurrarufe aus. Es folgte eine herzliche Begrüßung, denn viele der Teilnehmer hatten Freunde hier, die sie nach langer Pause wieder-

sahen. An der Spitze der Abordnung steht der erste Vizepräsident der Kammer, Dr. Iwan Momtschilow, ferner der ehemalige Vizepräsident der Kammer Wasil Koznitschki, General d. R. Iwan Pupow, der ehemalige Justizminister Christo Panadojow, der Schwiegersohn des Ministerpräsidenten Radoslawow und Gemeinderat von Sofia Dr. Christo Georgiew, der Schwager Radoslawows Advokat Dr. Kosta Prowadaliew, der Präsident des bulgarischen Ausschusses für Volksernährung Dr. Iwan Kostow, ferner die Mitglieder der Sobranje Kaufmann Mischa Abramow, Nikola Altimierski, Schriftsteller Peter Daskalow, Grundbesitzer Nikola Kaltschow, Großindustrieller Kosta Kaltschew, Major d. R. D. J. Kechlicharow, Rechtsanwalt Dimiter Kiortschew und der Schwager des früheren Ministerpräsidenten Stambulow Alexander Stanciew.

Nach der ersten zwangslosen Begrüßung trat Gesandter v. Radowitz vor und hielt an die bulgarischen Gäste folgende Ansprache:

„Im Namen und im Auftrage des Reichskanzlers und der königlichen Regierung heiße ich Sie in der Reichshauptstadt willkommen. Der Besuch, den Sie hier abstatten, entspringt aus den Gefühlen treuer Gesinnung und treuer Bundesbrüderschaft. Wir wünschen und hoffen, daß dieser Besuch schöne, segensreiche Früchte tragen wird. Sie werden sich überzeugen von der freundschaftlichen Gesinnung, die das deutsche Volk für das bulgarische Volk empfindet. Sie werden sehen, daß Sie überall mit offenen Armen herzlichst empfangen werden. Wir hoffen und wünschen, daß Sie den allerbesten Eindruck von unserem Lande und unserem Volke gewinnen, und daß das Bündnis, das uns vereint, unseren Völkern ein segensreiches werde."

Im Namen der Gäste erwiderte der Abgeordnete von Philippopel, Kosta Kaltschew:

„Wir sind glücklich, auf dem Boden des großen, uns befreundeten Deutschlands zu stehen und Ihnen den Gruß unseres Volkes an das wunderbare deutsche Volk zu überbringen. Wir sind gerührt von Ihrem herzlichen Empfang, der uns bisher überall in Deutschland bereitet wurde. Wir sind gerührt von dem herzlichen und liebenswürdigen Empfang in dieser schönen Hauptstadt des Reiches, die in sich die höchste Wissenschaft und alles Schöne sowohl wie alle Schaffenskraft konzentriert. Wir empfangen hier denselben herzlichen Empfang wie in Dresden. Was uns vereint, das ist nicht nur unsere Waffenbrüderschaft, das ist nicht nur das Bündnis unserer Regierungen, das ist eine treue Bruderschaft zwischen unseren Völkern (Stürmische Bravorufe), und unser Besuch hier in Berlin in unserer Eigenschaft als bulgarische Abgeordnete ist ein Beweis, wie wir diese Bruderschaft, dieses Bündnis zwischen Bulgarien und Deutschland schätzen. Ich schließe mit dem Rufe: Es lebe Deutschland, es lebe das große deutsche Volk!"

Die Mitglieder der Abordnung stimmten in die Hochrufe ein. Hierauf begaben sich die Gäste in Begleitung der zu ihrem Empfang erschienenen Persönlichkeiten in das Fürstenzimmer und von da nach kurzem Aufenthalte zu den für sie von der Militärbehörde bereitgestellten Automobilen.

Durch eine nach tausenden Köpfen zählende spalierbildende Menge, die die Bürgersteige von dem Bahnhofe und in den angrenzenden, reich mit Flaggen geschmückten Straßen dicht besetzt hielt, fuhren die Gäste, überall von dem Publikum mit stürmischen Hochrufen begrüßt, durch die Königgrätzer-Budapester Straße über den Berliner Platz und durch die Wilhelmstraße ins Hotel Kaiserhof.

Die Reihe der Festlichkeiten zu Ehren der bulgarischen Abgeordneten begann mit einem von der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft gegebenen Begrüßungsessen im Kaiserhof. Der Präsident der Gesellschaft, Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, und die übrigen Mitglieder des Vorstandes begrüßten die Gäste aufs herzlichste. Zu den fünfzehn Abgeordneten gesellte sich Dr. Rizow mit vier anderen Herren der Gesandtschaft. Von den deutschen Teilnehmern seien genannt: der Oberbefehlshaber in den Marken, Generaloberst v. Kessel, der Chef des Stellvertretenden Generalstabs, Generaloberst v. Moltke, Staatsminister Dr. Sydow, Unterstaatssekretär Dr. Zimmermann mit den Geheimräten v. Radowitz und Dr. v. Rosenberg, Oberbürgermeister Wermuth, Polizeipräsident von Jagow, der Präsident des Reichstags Dr. Kaempf und die Abgeordneten Bassermann, Erzberger, Friedberg, Graf Oppersdorff, Prinz Schönaich-Carolath, Dr. Stresemann, Graf Westarp, ferner Geheimer Kommerzienrat Arnhold, Dumont-Köln, Exzellenz Raschdau, Geheimrat Riesser, Landrat a. D. Rötger und andere, zirka 120 Teilnehmer. Die festliche Begrüßung seitens der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft erfüllte unsere bulgarischen Freunde mit begreiflichem Stolz. Die Ansprache des Herzogs entfesselte durch den warmherzigen Ton, in welchem der Bruder der Kaiserin sprach, einen Jubel der Begeisterung, der in der Antwort des bulgarischen Wortführers volltönend zum Ausdruck kam.

Ansprache Sr. Hoheit des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein

gehalten in der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft anläßlich der Begrüßung der bulgarischen Sobranjemitglieder.

Meine Herren!

Den Vertretern des siegreichen bulgarischen Volkes strecken sich heut tausend Hände aus Süd und Nord entgegen, und die Deutsch-Bulgarische Gesellschaft hat Sie gebeten, diesen ersten Abend in ihrer Mitte zu verbringen, um deutsche Art und Wesen in persönlicher Aussprache kennen zu lernen.

Mir ist es vergönnt gewesen, durch die Huld Ihres Königs Ihr schönes Land schon lange vor diesem denkwürdigen Kriege in Augenschein zu nehmen und das tüchtige strebsame bulgarische Volk, welches, ohne viel Worte zu machen, seinen Weg zur Höhe verfolgt, sowie die denkwürdigen Stätten seines Ruhmes, die alte Königsstadt Tirnowo, seine Schlachtfelder, Warna, die Rhodope und Sofia zu betrachten. Seit Jahrzehnten war es meine Hoffnung, daß große Ereignisse uns Schulter an Schulter finden würden, damit deutsche und bulgarische Tüchtigkeit sich gemeinsam bewähren könnten. Was damals bloß ein Traum schien, ist jetzt Wirklichkeit geworden. Ruhmgekrönt haben unsere Heere gemeinsam gerungen und die Feinde bis über das Meer getrieben: deutsches, österreichisch-ungarisches und bulgarisches Blut hat den historischen Boden des Balkans getränkt.

Sie, meine Herren, und Ihr großer König haben die Tüchtigkeit Ihres Volkes gefördert und die Armee auf diese Höhe gebracht. Die meisten von uns und vor allem unsere Staatsmänner hatten wohl gehofft, die Mission, welche unseren Völkern vorbehalten war, auf friedlichem Wege zu erreichen. Deutschland, uraltes Kulturland, doch jung als Deutsches Reich, das Königreich Bulgarien, der jüngsten eines, beide befinden sich durch die Tüchtigkeit ihrer Bevölkerung in steter Weiterentwicklung, dank der ihnen innewohnenden Kräfte.

Diese Entwicklung sollte gehindert werden, und was sich von selbst wahrscheinlich nie vollzogen hätte: der gemeinsam gegen die Völker ausgeübte Druck hat es vollbracht, er hat Bulgarien an die Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns gebracht, die Türkei als weiteren Bundesgenossen uns zugesellt. Die Rechnung unserer Feinde war falsch, sie glaubten durch Zwang uns zu trennen und haben uns nur um so fester zusammengeschweißt. Sie glaubten noch ein unmündiges Bulgarien vor sich zu haben und fanden ein starkes Volk, welches über seine eigenen Geschicke selbst gebieten wollte und das sich seiner Mission auf dem Balkan bewußt war.

Militärisch glaubten sie durch Menschenmassen uns zu erdrücken, durch Anhäufung von Seestreitkräften uns wirtschaftlich zu vernichten, aber sie mußten uns reiche Gebiete überlassen, sie vergaßen ganz, daß nicht die Zahl, sondern die Eigenschaften der Truppe entscheiden, der innere Zusammenhalt! Unsere Feinde haben vor allen Dingen den Geist des 20. Jahrhunderts nicht verstanden, daß man im großen wirtschaftlichen und politischen Konkurrenzkampf die Tüchtigen nicht mit Gewaltmitteln knebeln kann, sei es nun durch mächtigen finanziellen Aufwand, durch die Presse oder durch Beherrschung von maritimen Stationen. Bulgarien baute in diesem Kriege die Brücke, welche die Nordsee mit dem Schwarzen Meere verbindet, mit unseren Bundesgenossen der Türkei, und über diese feste Brücke donnern die Munitionstransporte, deren Widerhall am Bosporus und bei Kut el Amara die Welt vernimmt.

Doch, meine Herren, unsere Gesellschaft blickt vor allen Dingen in die Zukunft, wir wollen uns als Völker näher kennen lernen, wir wollen uns wirtschaftlich die Hände reichen. Wir hoffen in der Zukunft nicht nur ein tüchtiges, sondern auch ein reiches Bulgarien sich entwickeln zu sehen; die landwirtschaftlichen und mineralischen Bodenschätze, nachdem sie gefördert, sollen dem Welthandel erschlossen werden.

Mitteleuropa, der Orient, ist ein gewaltiges Absatzgebiet, aber wir glauben nicht daran, daß unsere Feinde uns auch später von der übrigen Welt und den Meeren abschließen können.

Möge Ihr Königlicher Führer, der es verstanden hat, die Dampfmaschine selber zu meistern, das Fahrzeug des bulgarischen Volkes und seines Handels über die Meere steuern, trotz der vorhandenen Klippen!

Möchten an der Freiheit der Meere alle Nationen gleichmäßig ihren Teil haben, nach ihrem Verdienst und ihrer Entwicklungsmöglichkeit! Dann werden die Wunden, welcher dieser Krieg Europa geschlagen hat, am schnellsten heilen!

Das bulgarische Volk und der Zar Ferdinand, Hurra!

Abgeordneter Koznitschki,

ehemaliger Vizepräsident der Sobranje:

Hoheit! Exzellenzen! Meine Herren!*)

Glück und Freude erfüllen unsere Herzen, seit wir in Euerer Mitte verweilen. Schwer kann ich Worte finden, um den mächtigen Gefühlen Ausdruck geben zu können, von welchen ich und meine Kollegen durchdrungen sind, von dem Momente

*) Diese Rede wurde in bulgarischer Sprache gehalten und von Prof. Miletitsch für „Nord und Süd“ übersetzt.

an, da wir den deutschen Boden betreten haben. Ich bitte Sie, unseren tiefsten Dank entgegenzunehmen und uns glauben zu wollen, daß auch wir von denselben warmen Sympathien erfüllt sind, welche uns Euererseits auf der ganzen Reise von der deutschen Grenze bis hierher so reichlich entgegengebracht worden sind.

Unser Volk sehnte sich seit langer Zeit danach, seine nationale Einigung verwirklicht zu sehen. Körperlich und geistig in voller Kraft, mußte unser Volk, welchem die Vorsehung eine wichtige Rolle in der Geschichte der Balkanhalbinsel zu spielen zugeteilt hat, bis jetzt seine ganze Energie darauf verwenden, die Befreiung seiner mazedonischen Brüder aus der fremden Sklaverei durchzusetzen. Endlich kam die Schicksalsstunde, als unser Volk einen Entschluß fassen mußte, durch welchen die Zukunft des gesamten Bulgarentums in neue, glücklichere Bahnen geleitet werden sollte. Der neue Weg, den Bulgarien einschlagen sollte, war nach der nationalen Katastrophe von 1913 für jeden, vaterländisch denkenden Bulgaren zweifellos bestimmt: nur in engem Bündnisse mit Deutschland und Österreich-Ungarn konnten wir unser nationales Ideal erreichen und uns ein blühendes, unabhängiges nationales Staatsleben sichern. Und unsere viel erprobten Söhne kämpften freudig Schulter an Schulter mit den ruhmreichen deutschen Soldaten — um die gemeinsame Sache, welche auch unsere geworden ist. Der für uns heilige Boden Mazedoniens wurde auch mit teuerem deutschen Blute begossen und dadurch wurde das neue Bündnis mit Deutschland und Österreich-Ungarn auf die Dauer mit heiligen Banden geknüpft. Unsere Schwester Mazedonien ist schon befreit und unsere mazedonischen Freischaren hatten die große Ehre, von Seiner Majestät dem deutschen Kaiser mit der Befreiung ihres engeren Vaterlandes begrüßt und beglückwünscht zu werden. Nach dem erfolgreichen Beginn unserer Waffenbrüderschaft, die so feierlich in Nisch gekrönt wurde, eröffnet sich für uns eine Epoche neuen, an glänzenden Erfolgen reichen Lebens. Wir sind stolz, daß wir Eure Freunde und Verbündeten sind, und unser heißester Wunsch ist, daß diese Freundschaft nach dem Kriege auch auf dem Gebiete der geistigen Kultur dauernd befestigt bleiben möge.

Deswegen begrüßen wir mit aufrichtiger Freude die Gründung der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft, deren Aufgabe — die geistigen und die wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Völker zu fördern — uns so nahe am Herzen liegt. Wir hoffen, daß die Gesellschaft unter der weisen Führung ihres erlauchten Präsidenten, Seiner Hoheit des Herzogs Ernst Günther wesentlich dazu beitragen wird, daß Deutsche und Bulgaren sich gegenseitig näher kennen lernen. Besonders sind wir der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft dankbar, daß sie bei dieser herrlichen Zusammenkunft uns die freudige Gelegenheit bereitet hat, um unserer Bewunderung für die gesamte deutsche Kultur hier Ausdruck geben zu können. Wir wissen wohl, daß die so glänzend sich entwickelnde materielle und geistige Größe Deutschlands hauptsächlich den tüchtigen nationalen Ureigenschaften des deutschen Volkes zu verdanken ist. Dieselben Eigenschaften sind auch für uns eine feste Bürgschaft,

daß auch Bulgarien im engen Bündnisse mit Deutschland einer glücklicheren Zukunft entgegengeht. In dieser Hoffnung erhebe ich mein Glas auf das Wohl des höchsten Herrn, Seiner Majestät des Kaiser Wilhelms II., welcher die deutschen nationalen Tugenden in seiner hohen Person so glänzend verkörpert.

Dr. Fritz Mittelmann: Die Deutsch-Bulgarische Gesellschaft.

Geleitwort aus der prächtig ausgestatteten Festschrift, die die Deutsch-Bulgarische Gesellschaft beim Begrüßungsessen im Kaiserhof ihren Gästen überreichte.

In der Geschichte dieses gewaltigsten aller Kriege, den jemals die Welt gesehen hat, wird auch noch in den spätesten Zeiten der Tag hervorleuchten, an dem es gelang, die Brücke zwischen Abendland und Morgenland zu schlagen und den Gedanken eines geschlossenen Wirtschaftsgebietes von der Deutschen See bis zum persischen Golf in die Wirklichkeit umzusetzen.

An diesem weltgeschichtlichen Ereignis ist in hervorragendem Maße das tapfere bulgarische Volk beteiligt, dem als Bindeglied zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn auf der einen und der Türkei mit ihrem gewaltigen vorderasiatischen Länderbesitz auf der anderen Seite in der gesamten politischen und wirtschaftlichen Entwicklung der Zukunft eine besondere Bedeutung zukommt. Aus einem Staat, für den schon seit langem lebhafte Sympathien in Deutschland bestanden, hat dieser Krieg einen treuverbündeten Nachbar und Bundesgenossen gemacht, zu dem die Beziehungen enger und freundschaftlicher zu gestalten auf beiden Seiten die Besten der Nation unablässig am Werke sind.

So erfüllt denn auch der Besuch der Bulgarischen Abgeordneten, die unter Führung so bewährter Männer wie Dr. Iwan Momtschilow, Kosta Kaltscheff, Koznitschky und Dr. Christo Georgiew hierher geeilt sind, um durch persönliche Fühlungnahme die Bande zwischen ihrem Lande und dem unsrigen noch enger zu gestalten, ganz Deutschland mit freudiger Genugtuung. In den Kreisen der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft aber, die die Pflege der Beziehungen zwischen beiden Ländern zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hat und für alle dahin abzielenden Bestrebungen Sammelstätte und Mittelpunkt sein will, wird dieser Besuch besonders freudig empfunden. Ist doch auf die Art Gelegenheit geboten, berufene Vertreter des bulgarischen Volkes auf Bestrebungen aufmerksam zu machen, die sich, wie die herzlichen Antworten

auf die den Herrschern beider Länder jüngst gesandten Huldigungstelegramme beweisen, auch des Vertrauens der allerhöchsten Stellen erfreuen dürfen.

Zu diesem Vertrauen trägt neben der Persönlichkeit des hohen Präsidenten der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft viel der Umstand bei, daß die Gesellschaft weder bestimmte Wirtschaftsgruppen noch Finanzkreise vertritt, sondern in vollster Unabhängigkeit als eine streng objektive Körperschaft Entschlüsse faßt und Maßnahmen trifft, von denen sie sich Vorteil und Heil für beide Nationen verspricht. Der Arbeitsbereich der ständig an Mitgliederzahl zunehmenden Gesellschaft erstreckt sich auf die Förderung aller geistigen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien; durch Bereitstellung der nötigen wissenschaftlichen Unterlagen, Entsendung von Sachverständigen, Ausarbeitung von Gutachten sowie weitgehendste Auskunfterteilung auf alle die beiden Länder angehenden Fragen sucht sie helfend und anregend zu wirken. Von den mancherlei in dieser Hinsicht bereits in Angriff genommenen Arbeiten sei an dieser Stelle als Beispiel nur die Tätigkeit des Ausschusses erwähnt, der sich mit dem Studium der bulgarischen Gesetze und ihrer Übertragung ins Deutsche beschäftigt. Und so wird sich Aufgabe an Aufgabe reihen, Arbeit an Arbeit, bis das verheißungsvoll begonnene Werk zum Segen der beiden Länder vollendet sein wird.

Wenn wir in den erschienenen Vertretern der Sobranje das mächtig emporstrebende bulgarische Volk begrüßen, dann richten wir dabei gleichzeitig unsere Blicke auf dessen erhabenen Monarchen, der über alle Tugenden verfügt, die einen Herrscher zieren können. Selten ist in der Weltgeschichte wahre Größe bewundernswürdiger bewiesen worden, als in jener Stunde des Unglücks von König Ferdinand, da er, verlassen von falschen Freunden, die Fahnen seiner ruhmreichen Armee zusammenrollen ließ für bessere Tage. Und glänzend ist die Verheißung seines Königs für das bulgarische Volk in Erfüllung gegangen. Aus blutigem Schlachtgefilde, auf dem Schulter an Schulter mit dem bulgarischen Heere auch Deutschlands Heldensöhne kämpften, hat sich herrlich und strahlend ein starkes Größer-Bulgarien erhoben, dessen Geschick auch weiterhin unsere heißesten Wünsche begleiten.

In aufrichter Freundschaft und mit verständnisvoller Anteilnahme verfolgt das deutsche Volk den weltgeschichtlichen Aufstieg der bulgarischen Nation. Die Fortsetzung der Bündnispolitik, die harte Kriegsnotwendigkeit geschaffen hat, auch in den Zeiten des Friedens ist der aufrichtigste Wunsch des deutschen Volkes.

Möge der Besuch der berufenen Vertreter der bulgarischen Nation, die von den gleichen Gefühlen der Freundschaft und des Vertrauens beseelt ist, dazu beitragen, diesem segensreichen Gedanken neue Schwungkraft zu verleihen.

Rede Sr. Exzellenz des Reichskanzlers Dr. von Bethmann Hollweg.

In dem herrlichen Rahmen des in voller Maienpracht erblühten schönsten Gartens Berlins empfing Montag, den 8. Mai, nachmittag, Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg die Abordnung der bulgarischen Sobranje.

Mit persönlicher Genehmigung des Reichskanzlers geben wir hier den Wortlaut seiner Rede wieder:

Meine Herren!

Das Deutsche Reich heißt Sie herzlich willkommen! Ich begrüße Sie als liebe Gäste hier auf einem Boden, der auch für Bulgarien historisch ist. Denn in diesem Hause wurde vor 38 Jahren der Friede geschlossen, durch den Bulgarien als Staat wiedererstand. Welchen Weg zur Höhe hat Ihr Vaterland seit jenen Tagen genommen! Das größere Bulgarien, damals noch ein unerfüllter Wunsch, eine Zukunftshoffnung aller bulgarischen Patrioten, heute ist es Wirklichkeit und Gegenwart. Und nicht als ein Geschenk fiel es Ihnen in den Schoß, sondern es wurde zu ewigem Besitz durch den Lebenswillen Ihres tapferen Volkes, durch die Heldentaten Ihres herrlichen Heeres erworben. Wenn Sie dieser mächtigen historischen Entwicklung hier an der Stelle des Berliner Kongresses gedenken, wenn Sie erwägen, was Bulgarien damals war, was Bulgarien heute ist, dann dürfen wahrlich Ihre Herzen höher schlagen vor Freude und vaterländischem Stolz.

Meine Herren! Auf dem Wege, der Sie durch Deutschland hierher geführt hat, werden Sie es empfunden haben, daß ein Gleichklang der Gefühle durch unsere beiden Völker geht. Wie könnte es anders sein nach den gemeinsamen Erlebnissen dieses ruhmreichen Jahres! Aber es klingt bei uns noch mehr in diesen Gefühlen. Wir gedenken unserer eigenen Vergangenheit. Wir wissen, was es heißt, wenn Übermacht ein aufstrebendes Volk zu erdrücken droht, und wenn es dann in einmütigem Aufschwung sich erhebt und befreien kann. Auch wir sind stets von Feinden umringt gewesen und mußten stets die Hand am Schwerte halten. Auch wir mußten uns aus Kleinem emporarbeiten durch den Fleiß unserer Hände, in entbehrungsreicher Arbeit. In allem dem ist eine merkwürdige Gleichheit der Geschicke unserer Völker. So finden Sie auch bei uns das tiefste Verständnis für das, was Sie geleistet haben mit Schwert und Pflug. In den nächsten Wochen wollen Sie nun deutsches Land und deutsche Arbeit kennen lernen. Sie werden, wie bei Ihnen in der Heimat, ein fleißiges, ernstes und entschlossenes Volk finden. Eines freundlichen und herzlichen Empfanges werden Sie überall sicher sein. Ich wünsche Ihnen, daß Ihnen Ihr Aufenthalt bei uns tiefe Ein-

blicke in unser heimisches Leben gestatten möge. Was Sie bei uns sehen und hören werden, wird Ihnen die Gewähr dafür bieten, daß unsere glorreichen Waffenbrüderschaft eine zukunftsreiche Gemeinsamkeit kultureller und wirtschaftlicher Interessen entspricht.

Die Beziehungen, die Deutschland und Bulgarien verknüpfen, und, wie ich denke, für immer verknüpfen werden, reichen weit in die Geschichte zurück. Im Jahre 864 schloß Ihr großer Herrscher, der Zar Boris, mit König Ludwig dem Deutschen zu Tulln an der Donau einen Bündnisvertrag. So erneuert sich im tausendjährigen Wechsel die Geschichte, denn ein Jahrtausend später trafen sich in Nisch der Kaiser des Deutschen Reiches mit dem Zaren des zu neuer Größe wiedererstandenen Königreichs Bulgarien zu feierlicher Bekräftigung des wiedergeschlossenen Bundes. In Erinnerung an diese historische Begegnung Seiner Majestät des Kaisers mit dem erhabenen Herrscher Ihres Landes gedenken wir mit Gefühlen der Dankbarkeit und Bewunderung der aufopfernden und hingebenden Arbeit an dem Wohle Bulgariens, der glänzenden staatsmännischen Eigenschaften, der weitblickenden genialen Persönlichkeit König Ferdinands, und ich bitte Sie mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät der Zar der Bulgaren: Er lebe hoch, hoch, hoch!

Hierauf erwiderte der Vizepräsident der Sobranje

Dr. Momtschilow:

„Euer Exzellenz! Es ist sehr schmeichelhaft für mich, daß mir die Ehre wird, dem Kanzler des großen Reiches alle unsere Dankbarkeit für den so herzlichen Empfang auszudrücken, den wir bei Ihnen gefunden haben. Seit vier Tagen, in denen wir Deutschlands Gäste sind, haben wir gesehen und begriffen, warum Sie so mächtig sind, warum Sie Sieger sind im Osten und im Westen, im Norden und im Süden. Die beträchtliche Kraft Ihres Landes, welche in dem Patriotismus Ihres Volkes, in den hohen moralischen Eigenschaften Ihrer Bürger und in Ihrer ungeheuren Industrie beruht, ist uns abermals ein Beweis, daß Bulgarien seinen Platz in der Weltkrisis richtig gewählt hat, und daß wir, an Ihrer Seite gehend, sicher sind, zur Verwirklichung unseres nationalen Traumes zu gelangen. Wir sind glücklich, uns hier zu befinden, wo vor 38 Jahren das junge Bulgarien geschaffen worden ist, und stolz, von Eurer Exzellenz zu hören, daß wir in dieser kurzen Zeit stark genug geworden sind, um unser Recht auf ein freies, unabhängiges Dasein durchzusetzen. Loyal und treu durch die Grundeigenschaften unseres Volkes, werden wir fortfahren, bis zum endgültigen Triumph der Verbündeten an Ihrer Seite zu kämpfen. Außer-

ordentlich stolz über den Besuch Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm in Nisch, legen wir Gewicht darauf, Ihnen zu sagen, daß dies ein geschichtliches Ereignis war, welches niemals vergessen werden wird, und welches erhebliche Folgen für die künftigen Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien haben wird, welche hoffentlich für immer durch eine beiden Ländern glückverheißende Freundschaft vereinigt sein werden. Die große und mächtige Gestalt Seiner Majestät des Deutschen Kaisers, dessen Name allein genügt, unsere Gegner zittern zu lassen, hat das Recht auf große Bewunderung unseres Landes erworben. Zum Ausdruck dieser Bewunderung bitte ich Sie, meine Herren, mit mir zu rufen: Seine Majestät der Deutsche Kaiser lebe hoch!"

Nach der Ansprache lud der Reichskanzler seine Gäste zu einem Rundgange durch die erinnerungsreichen Räume des Hauses ein, in dem Fürst Bismarck an der Spitze des Berliner Kongresses die Neugestaltung des Balkans vorbereitet hat. Die Abgeordneten der Sobranje waren sehr empfänglich dafür, daß in der sie begleitenden Gesellschaft sich auch der Enkel des Altreichskanzlers, Fürst Otto v. Bismarck befand.

Der parlamentarische Abend im Reichstag.

Abends 8 Uhr fand im Reichstagsgebäude der parlamentarische Abend statt, den der Reichstag zu Ehren der bulgarischen Sobranjemitglieder veranstaltete. Auch hier dasselbe glänzende gesellschaftliche Bild. Viel Uniformen gaben dem Ganzen ein farbiges Gepräge. Der Präsident des Reichstages, Dr. Kaempf, begrüßte die Gäste im Vestibül in liebenswürdigster Weise. Zahlreiche Reichstagsabgeordnete waren erschienen. Die staatlichen, städtischen und militärischen Behörden waren zum größten Teile durch dieselben Herren vertreten, die bereits den Nachmittag im Hause des Reichskanzlers verbracht hatten. Auch der Reichskanzler war der Einladung gefolgt, mit ihm die meisten Staatssekretäre und Minister. Als erster Redner ergriff Präsident Dr. Kaempf das Wort zu einer Ansprache. Exzellenz Dr. Kaempf hat uns den Text seiner Rede, die in den Blättern nur auszugsweise erschienen ist, vollinhaltlich zur Verfügung gestellt, ebenso die dann folgende Antwort des bulgarischen Abgeordneten Dr. Momtschilow.

Reichstagspräsident Dr. Kaempf:

Meine Herren Kollegen von der bulgarischen Sobranje!

Es gereicht uns zur Ehre und zu hoher Genugtuung, Sie im Hause des Deutschen Reichstages zu begrüßen und herzlichst willkommen zu heißen.

In dem gewaltigen Völkerringen, dessen Zeuge wir seit beinahe zwei Jahren sind, haben Seine Majestät der Zar von Bulgarien und die bulgarische Nation in

weitschauender politischer Einsicht mutig und entschlossen den Schritt getan, der sie an die Seite Deutschlands und seiner Verbündeten gestellt hat.

Nicht Erwägungen des Augenblicks, nicht die Verfolgung vorübergehender Ziele sind es, die Bulgarien veranlaßt haben, in dem Kampf an unserer und unserer Verbündeten Seite die Waffen zu ergreifen.

Das Denken und Trachten der bulgarischen Nation, ihr Drang nach freiheitlicher, geistiger und wirtschaftlicher Entwicklung berührt sich mit den Zielen des Deutschen Reiches, berührt sich mit dem innersten Wesen des deutschen Volkscharakters. Treue und Fleiß, Aufrichtigkeit und Arbeitsfreudigkeit und Arbeitskraft, das sind die Grundlagen, die uns zusammen geführt. Diese innerliche Übereinstimmung ist die festeste Grundlage unseres Bündnisses.

Die Heldentaten des bulgarischen Heeres haben bewiesen, wie die militärische Tüchtigkeit der verbündeten Armeen einen unüberwindlichen Wall allen unseren Feinden entgegenstellt.

Wenn wir wieder zur friedlichen Arbeit zurückkehren, dann wird die Gemeinsamkeit der geistigen und wirtschaftlichen Interessen, die unser Bündnis in sich trägt, die Früchte bringen, die uns Ersatz bieten sollen für die schweren Opfer, die dieser Krieg unseren Völkern auferlegt und die wir mutig tragen in dem Bewußtsein, daß auf ihnen sich aufbaut eine neue Welt der freien, geistigen und wirtschaftlichen Kultur.

Indem wir Sie daher herzlichst willkommen heißen, fassen wir unsere Wünsche für das glückliche Gedeihen der bulgarischen Nation in dem Ruf zusammen: Seine Majestät der Zar von Bulgarien und das bulgarische Volk lebe hoch!

Rede des Vizepräsidenten der bulgarischen Sobranje Dr. Momtschilow*).

Unermeßlich ist mein Bedauern, daß ich in diesem festlichsten Augenblicke meines Lebens den Gefühlen, die das Herz mir bewegen, nicht in Ihrer, nicht in deutscher Sprache Ausdruck verleihen kann. Jener Sprache, in welcher die größten Dichter aller Zeiten geschrieben, in der die tiefsten Philosophen gedacht, zu welcher die herrlichsten Töne der Musik durch ihre Meister geschrieben, in der Sprache, deren Herrschaft heute Millionen Menschen mit einer bisher ungekannten Tapferkeit und Ausdauer weit über die Landesgrenzen in die Welt hinaustragen, in der

*) Unsere Leser werden sich daran erinnern, daß ich in meinem Aufsatz „Bulgarische Stimmen und Stimmungen" vom Maiheft unserer Zeitschrift meine Unterredung mit Dr. Momtschilow in Sofia wiedergegeben habe. Ludwig Stein.

Sprache der deutschen Wissenschaft, der deutschen Technik und der höchsten Kultur! Mein aufrichtiges Bedauern, in dieser hehren Sprache zu Ihnen, meine Herren, nicht reden zu können, werden Sie wohl verstehen.

Als die ersten deutschen Geschütze an den Ufern der Donau donnerten und die Höhen des Balkans erzittern machten, als Ihre und unsere tapferen Soldaten sich auf dem Felde der Ehre die Hand reichten, als das lebenskräftige und teure deutsche Blut auf den Schlachtfeldern mit dem stürmenden jungen Blute unserer Soldaten in eins floß, da erwachte in uns das große Verlangen, hierher zu kommen, Sie zu sehen, Ihre ehrliche und kraftvolle Hand zu drücken und Ihnen die große Bewunderung auszusprechen, mit der uns Ihre gewaltige, schier unerschöpfliche Kraft erfüllt, jene Kraft, die, nachdem sie Belgien durchquerte, in Frankreich eindrang und den russischen Koloß zu Boden zwang; nachdem sie Festungen mit einer Leichtigkeit, mit der man — um mich der so treffenden Worte Ihres Kanzlers zu bedienen — irdene Töpfe zerbricht, niederrang, eine Kraft, auf allen Fronten siegreich, nirgends versagend, es noch möglich machte, uns gegen Serbien, nach Saloniki und Varna, den Türken an die Dardanellen und noch weiter hinaus kräftige Hilfe zu senden.

Wie groß unser Verlangen und unsere Ungeduld war, das Land, dem solche Stärke innewohnt, kennen zu lernen, das können Sie sich, meine Herren, leicht denken.

Dieser unser sehnlichster Wunsch ist nun Erfüllung geworden; seit drei Tagen sind wir bei Ihnen, hingerissen, überwältigt, Zeugen Ihrer Kultur und Zivilisation, Ihres Fortschrittes und Ihrer gewaltigen Kraft.

Schon zu Beginn des Krieges hatten wir das felsenfeste Vertrauen in den Sieg Deutschlands, waren fest überzeugt von dem endgültigen Triumph Ihrer gerechten Sache, und jetzt erst, nachdem wir Ihre Organisation, Ihren beispiellosen Patriotismus, den kolossalen Vorrang Ihrer Technik und Industrie aus nächster Nähe gesehen haben, ist unsere feste Zuversicht in die Unüberwindlichkeit Deutschlands noch hundertmal größer geworden. Von der Aufrichtigkeit dieser Zuversicht mögen Sie, meine Herren, überzeugt sein.

In diesen Momenten der schrecklichsten Katastrophe, die je über die Menschheit hereingebrochen, wo jedes Volk den Besitz an Lebensenergie beweisen soll, damit es im Verhältnis zu diesem sich das Recht der freien unabhängigen Existenz erwirbt, haben wir, geblendet durch Ihre Kraft und die Gerechtigkeit Ihrer Sache, die Tapferkeit unserer Soldaten mit jener der Bezwinger Belgiens, Frankreichs und Rußlands vereint, um mitzuhelfen, soweit es in unseren Kräften steht, an der Verwirklichung unserer gemeinsamen Bundesziele. Wir flehen zu Gott, daß dieser Triumph so groß, so erhaben, so gewaltig sei, wie die Kraft Deutschlands. Glauben Sie, meine Herren, an die Innigkeit und Aufrichtigkeit dieses Gebets.

Ich benutze die Gelegenheit, um Sie, meine Herren, zu versichern, daß unsere

Bundestreue, unsere ehrliche Aufrichtigkeit im Bündnisse und unsere Bewunderung für Deutschland so groß ist wie Ihre militärische Kraft, und wie es fast unmöglich erscheint, daß es Gewaltigeres, Kraftvolleres geben kann, als das heutige Deutschland, so ist es auch unmöglich, daß unsere Aufrichtigkeit, Freundschaft und Treue noch wachsen kann.

Kommen Sie, meine Herren, zu uns nach Bulgarien; sehen Sie die Freundschaft zwischen Ihren und unseren heldenhaften Soldaten, wie sie spontan aus sich selbst entsprang, wie herzlich rührend und wie fest sie ist, und Sie werden sich von der Richtigkeit meiner Worte überzeugen.

Gestatten Sie, meine Herren, daß ich dem Deutschen Reiche unvergänglichen Ruhm, dem deutschen Volke wünsche, daß ihm die unerschütterliche Kraft des Sieges innewohne für immerdar, und für Seine Majestät, den deutschen Kaiser, der für uns das Symbol unseres gemeinsamen Sieges bedeutet, ein langes, langes Leben erflehe, auf daß er das würdige, tapfere, hehre deutsche Volk weiter führe auf Bahnen des Ruhmes und des ungetrübten Glückes! Seine Majestät der Kaiser und König, die große deutsche Nation, sie leben hoch — Hurra! Hurra! Hurra!

Die Bulgaren als Gäste Berlins.

Empfang im Rathause.

Exzellenz Oberbürgermeister Wermuth:

„Von Herzen heiße ich Sie namens der städtischen Behörden in unserem Rathause willkommen als verehrte Vertreter Bulgariens, des Landes der Rose, aber einer Rose, die mit scharfem Dorn sich zu schützen weiß. Auf Ihrer Reise durch die Kulturländer Mitteleuropas haben Sie vieler Menschen Städte gesehen und Reden vernommen. Solch eine Fahrt geht heutzutage nicht ins Grenzenlose des Weltalls; sie findet ihr natürliches Ende da, wo die Freundschaft aufhört und die erbitterte Feindschaft beginnt. Aber dafür ist die Freundschaft innerhalb dieser Grenzen auch echt und treu. Umlagert von Gegnern, ganz umfangen von Kriegssorge und Kriegsfürsorge, sind die Länder, die Sie besuchen, dennoch beseelt von heller, stolzer, aus heiligem Ernst geborener Freudigkeit. Denn sie wissen, daß es gilt, den verbündeten Völkern ihr Existenzrecht, ihre Freiheit und Blüte für alle Zukunft zu wahren, und sie wissen auch,

daß sie stark und mutig genug sind, dies Ziel zu erreichen. Ich hoffe, daß Sie, meine Herren, einen lebendigen Eindruck hiervon auch in unserer Stadt, der Hauptstadt des Deutschen Reiches, erlangt haben.

Sie haben die herzlichen Töne der Freude gehört, mit welcher der für kühl gehaltene Berliner die bulgarischen Freunde begrüßte und begleitet. Sie haben gesehen, wie wir an unseren Friedenswerken rüstig weiterbauen, und wir sie nutzbar machen für unsere Kriegstüchtigkeit. Und was Sie hier wahrnehmen, das hat Sie schon in den Hauptstädten Österreichs und Ungarns erhoben und ergriffen, ja, das brachten Sie mit aus Ihrer eigenen Hauptstadt Sofia. Derselbe Geist festen Beharrens und unbedingter Zuversicht. Unaufhaltsam strömt die Sympathie und die Hilfsbereitschaft von hier nach den Schwesterhauptstädten, von dort zu uns. Mit einem Schlage sind die Namen Berlin und Sofia durch das innigste Band gemeinsamer großer Geschehnisse und Taten verknüpft. Wenn Sie in Ihre schöne Heimat zurückkehren, so grüßen Sie auf das wärmste von der deutschen Schwester die tapfere und arbeitsame Witoschastadt. Das edle Land der Bulgaren und seine Hauptstadt Sofia, sie leben hoch!"

Dr. Christo Georgiew, Abgeordneter der Sobranje, Gemeinderat von Sofia:

„Euer Exzellenz, verehrter Herr Oberbürgermeister, sehr verehrte Herren!

Die im Lichte des neuen Frühlings erstrahlende Hauptstadt Deutschlands hat uns, Vertreter der verbündeten bulgarischen Nation, auf das Feierlichste empfangen. Die Bundesfreude, die uns das deutsche Volk hier bewiesen hat, wie sie aus den ernsten Gesichtern reifer Männer, aus den strahlenden Gesichtern ihrer herrlichen Jugend uns entgegenspiegelt, hat uns, kühle, zurückhaltende Bulgaren, auf das Tiefste gerührt. Wenn wir heute in Ihre stolze Hauptstadt gekommen sind, so waren wir nicht von besonderen politischen Zielen geleitet: unsere Politik ist klar und deutlich, daß es keiner Aussprache bedarf. Wir sind vielmehr gekommen, unserem festen Willen feierlichst Ausdruck zu verleihen, daß wir Ihre treuen Verbündeten bleiben wollen, wider jedermann, so wider jegliche Zeit.

Wir wollen zu Ihrem Genie unseren Wissensdurst, zu Ihrer Kultur unsere Strebsamkeit, zu Ihrem reifen Sinne unseren jugendlichen Drang, zu Ihrer gewaltigen Macht unser tapferes Heer stellen, um uns unter der Gottessonne das ungetrübte Aufwärtsschreiten in Kultur und sozialem Wesen zu sichern, freie Entfaltungsmöglichkeit unserer geistigen und nationalen Kräfte zu erzwingen.

Gerade so wie jetzt Deutschlands Feinde die tapferste und edelste der Nationen als Volk von Barbaren bezeichnen, das in seiner Eroberungssucht die Existenz der kleinen Staaten bedrohte, gerade so haben auch uns die „gleichen" Feinde als Kulturschänder hinzustellen versucht. Doch es hat ihnen nichts genützt. Sie konnten uns doch nicht unterkriegen! Denn Verleumdungssucht und hohle Prahlerei kann nicht jene Wunder von Heroismus wirken, den tapfere Soldaten auf dem Felde der Ehre vollbringen, sie kann nicht jene Opferfreude der Nationen aufwiegen, die um ihre Existenz und ihre staatliche Ehre kämpfen. Wir sind gekommen, um die Wunder Ihrer Kultur, Macht und einzig dastehenden Organisation anzustaunen. Ist dies nicht der größte Triumph Ihrer Organisation, Ihres Genies, daß, nachdem Ihre herrliche Armee den Feind in allen Landen geschlagen hat, das einst stolze Albion, der Herr aller Meere, das Land der splendid Isolation, durch unvergleichliche Taten Ihrer Flotte in seiner Weltstellung und Zukunft bedroht, um die Hilfe Amerikas zu flehen gezwungen ist!

Haben Sie noch einmal herzlichen Dank für die schönen uns in steter Erinnerung bleibenden Tage, die wir in Berlin verleben durften. Und gerade so wie die Vorsehung schon einmal — Berlin in die Geschichte unseres Volkes eingegriffen hat, so wird es auch diesmal, wenn uns der siegreiche Friede beschert wird, nochmals seine historischen Bestimmungen erfüllen, zur gerechten Sache unseres nach Fortschritten strebenden Volkes.

Ein neues unzerreißbares Band wird zwischen Deutschland und Bulgarien geschlungen werden, eine immerwährende Freundschaft geschaffen zwischen dem stolzen großen Berlin und dem jungen Sofia. Auf die ewige Freundschaft unserer Völker, auf das innige Zusammenstreben unserer Hauptstädte, auf das Gedeihen Berlins und seiner Bevölkerung, auf die Gesundheit des Oberbürgermeisters wollen wir das Glas leeren. Berlin und sein Oberbürgermeister Hurra! Hurra! Hurra!

Hauptmann T. Panoff in Sofia: Die moralische Kraft der bulgarischen Armee*).

Sie werden vielleicht erstaunt sein, wenn ich sage:

„Unsere bulgarische Armee, das ist ein Rätsel. Die Größe ist nicht leicht zu analysieren."

Sie brauchen jedoch nicht zu erschrecken. Ich habe durchaus nicht die Absicht, Sie mit Rätselraten im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu beschäftigen. O nein.

Der synthetischen Analyse unterziehen sich Erscheinungen, die entweder in der Vergangenheit liegen, oder die soweit geklärt und entwickelt sind, daß sie eine durchaus konkrete Physiognomie erhalten haben.

Unsere bulgarische Armee aber ist sehr, sehr jung, — sie zählt erst 40 Jahre, — sie hat einen vollkommen unentwickelten Charakter und unbestimmte Konturen.

Wie soll man denn unsere 40jährige Armee nicht ein Rätsel nennen, da sie im fünften Jahre ihrer Existenz — nackt und barfüßig, beinah ohne jede Ausrüstung, mit Offizieren an der Spitze, die nicht älter waren als Leutnants und Hauptleute — im Jahre 1885 Serbien besiegte.

Dieselbe Armee schrieb im Jahre 1912, wie die Lava der Elemente, wunderbare Seiten unserer neuesten Geschichte.

Im Jahre 1913 aber wurde sie gezwungen mit hinterlistigen Verbündeten zu kämpfen, von fünf Seiten von Feinden umringt, verblutete sie, die Heimat verteidigend, und war doch unbesiegbar.

Unser geliebter Zar sagte: „Sie rollte ihre Fahnen für bessere Zeiten zusammen . . ." und nun gelang es ihr im Jahre 1915, Seite an Seite mit unseren mutigen Verbündeten, den Deutschen und Österreichern, in weniger als zwei Monaten Serbien zu vernichten.

Ist das nicht wundervoll, meine Herrschaften? und drängt sich einem nicht von selbst die Frage auf die Lippen, — was ist das für eine moralische Kraft, die dieses friedliche, ackerbauende Volk so unaussprechliche und erstaunliche Taten vollbringen ließ?

Vor allen Dingen muß man anerkennen, daß man es sich viel Mühe und Arbeit kosten ließ, um unsere Armee heranzubilden. Seine Majestät Zar Ferdinand erkannte mit seinem durchdringenden Verstande, was für Bulgarien die Armee bedeutete und diejenigen alten und jungen Generäle, die an ihrer Spitze standen und noch jetzt stehen. Diese bescheidenen Arbeiter der bulgarischen Macht

*) Dieser Aufsatz wurde als Vortrag am 28. April im Abgeordnetenhause vorgelesen. Der Abend wurde von der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft unter dem Vorsitz seiner Hoheit des Herzogs Ernst Günthers zu Schleswig-Holstein veranstaltet.

tragen nicht klingende Namen, aber in ihrer Brust schlägt ein heißes bulgarisches Herz, und sie haben Stein auf Stein gefügt und Bulgariens Größe geschaffen.

Das ist jedoch noch keine genügende Erklärung, — der Grund der tatsächlichen Größe der bulgarischen Armee liegt in ihrem nationalen Charakter, in der Festigkeit ihrer sittlichen Prinzipien.

Vor drei Jahren verteidigte ich in meinem Buche „Psychologie des bulgarischen Volkes" die Theorie, die ich auch jetzt aufrechterhalte, daß die Bulgaren nicht Slawen seien, sondern direkte Nachkommen der Hunnen aus Mittel-Asien, und daß das einzige ihnen verwandte Volk in Europa die Madjaren sind.

Wie der frühere Hunne, so ist auch der Bulgare kriegerisch veranlagt, er wirft sich in den Kampf, durch vererbte Instinkte dazu gestoßen, und wenn Sie es mir gestatten, möchte ich sagen, daß der Bulgare im Kampfe ein schöpferischer Künstler ist. Nichts erinnert mehr an den friedlichen Ackerbauer, — die Augen blitzen, die Bewegungen werden elastisch, geschmeidig, — er gleicht dem Löwen aus der Wüste, — der sich dem Feinde stellt: ungestüm und unerschrocken, den Tod verachtend.

Die Verachtung, die der Bulgare für den Tod hat, ist erstaunlich. Aber, meine Herrschaften, ich bitte Sie nicht zu glauben, daß er bewußt mit seiner Todesverachtung spielt und posiert, wie wir intelligenten Menschen es mitunter zu tun lieben. Durchaus nicht. Er denkt nicht einmal über den Tod nach, — ich möchte sagen, er versteht ihn nicht. Er ist von der einfachen und logischen Überzeugung tief durchdrungen: du lebst, also mußt du auch sterben. Das ist doch so natürlich.

Es war im Jahre 1912, in der ersten Schlacht unseres Regiments. Ein Soldat aus der Umgegend Sofias war an vier Stellen verwundet und verblutete fast. Der Offizier befahl den Sanitätern, ihn aufzuheben und zum Verbandplatz zu bringen.

Der Verwundete aber möchte nicht, daß man ihn fortträgt, er widersetzt sich und bittet den Offizier:

„Herr Oberleutnant, ich bitte dich, sag ihnen, daß sie mich in Ruhe lassen. Ich möchte der Schlacht zusehen."

Er wendet sich zu den aus den Schützengräben schießenden Kameraden und mit einer Stimme, der man es anhört, daß der Kampf ihn vollkommen gefangen genommen hat, sagt er:

„Schießt, Kinder . . . schießt, Kameraden, so ist's recht, ihr Lieben, so . . . noch mehr."

Unsere Artillerie hat kaum Zeit 5—10 Schüsse abzugeben, so stürmt auch schon die Infanterie von 1000—2000 Meter zu wütenden Attacken vor. Große Opfer können sie nicht aufhalten, — das Gewehr in der Hand, durch einen orkanartigen Ansturm nach vorn gedrängt, rennt unser Soldat vor und schreit: „Voran, aufs Messer!"

„In diesem Kriege griff am 26. Oktober unser erstes Regiment eine stark befestigte Höhe vor der serbischen Festung Pirot an. Die verblendeten Schützengräben der Serben hatten auf der Höhe des Berges eine Ausdehnung von ca. 1200 Meter. Der ganze Abhang vor den feindlichen Gräben bis zur Spitze war kahl, ohne jede Deckung. Unsere Artillerie konnte die Infanterie nicht mit der nötigen Aktivität unterstützen. Die serbische Artillerie aber schoß mit einem wütenden, teuflischen Feuer. Sie konnte sich hinter wundervoll verblendeten Gräben decken und überschüttete uns mit einem ganzen Hagel von Kugeln. Unsere Verluste waren enorm, da die Soldaten sich bei der Steilheit des Weges nur langsam im Schritt vorwärts bewegen konnten, und so dem Feinde eine gute Zielscheibe boten. Aber ununterbrochen rückten sie vor. Sie hatten sich den feindlichen Gräben bereits bis auf 100 Meter genähert, als vor ihnen drei Reihen Drahtverhaue aus der Erde emporwuchsen, denen Minen vorgelagert waren. Und nun begann ein Kampf, wie man ihn sich kaum vorstellen kann. Die Soldaten richten sich in ihrer ganzen Höhe auf, und, 100 Meter von den feindlichen Batterien entfernt, singen sie im Chor das bei uns so populäre Lied:

Verbündete sind Räuber,
Verschlagen, gemein, voll Schande,
Sie bestahlen und beschimpften
Unsere heiligen Heimatlande.

Singend und in Ermangelung anderer Instrumente zerschneiden sie mit Schaufeln und Messern die Drähte.

Die Serben arbeiten mit Fougassen. Gegen zehn Körper fliegen zerrissen und blutend in die Luft und fallen zur Erde. Doch keiner läßt sich beirren. Die Reihen schließen sich wieder. Die Schlacht tobt. Die Offiziere, die bis zu den Drahthindernissen vorgedrungen sind, rütteln an den Pfosten, an denen die Drähte befestigt sind, und ziehen sie heraus — sie werden natürlich von den Serben erschossen. Einzelne Soldaten kriechen unter den Verhauen durch, dringen bis zu den feindlichen Batterien vor, ergreifen mit nackten Händen feindliche Gewehre und fallen selbstverständlich in derselben Minute. Das ist kein Kampf mehr, sondern eine unsinnige Ekstase, die den Bulgaren beinahe immer im Kampf beherrscht. Auf ihren Schultern tragen sie die Bergartillerie bis hart an die Drahthindernisse, und unsere Mitrailleusen schießen die Serben beinahe in die Brust."

Es geschieht häufig, daß Offiziere den Soldaten, die durch elementare Leidenschaft fortgerissen sind, nicht Einhalt gebieten können . . .

Was läßt sich gegen das heiße Hunnenblut tun!

Unser Soldat ist immer einfach, auch wenn er die größten Heldentaten vollbringt, er erkennt seinen Mut nicht an und schätzt ihn nicht.

Es war im Jahre 1912. Meine Kompagnie hatte die Aufgabe, die Stadt Silivria am Meere einzunehmen. Die feindlichen Schiffe beschossen uns. Einer

der Soldaten mußte auf dem Quai, der sich weit ins Meer zog, Posten fassen und die Boote bewachen. Das Wetter war klar und schön. Der Soldat stand in seiner ganzen Länge, auf das Gewehr gestützt. Und das ins Gewehr gesteckte Messer leuchtete weit in die Ferne.

Sausend schlug ein Geschoß zehn Schritte von dieser Schildwache ein, durchbohrte eine Planke und verschwand im Wasser. Der Soldat rührte sich nicht. Nach einer Minute platzt eine Granate 15 Schritte hinter ihm. Er bewegt sich nicht einmal von der Stelle.

Vom Ufer aus den Schützengräben rufen ihm die Kameraden zu:

„Nikola, bre*), wirf dich hin . . ."

Er aber bleibt stehen. Nachher fragte ich ihn, warum er sich nicht hinlegte?

„Aus Eigensinn, Herr Oberleutnant", antwortet er.

Was soll man dazu sagen? Aus Eigensinn hält man den Kopf den Geschossen hin.

Wenn unser Soldat in die Schlacht zieht, — geht er aus, um *sein Haus*, *sein Herdfeuer* zu verteidigen. Ich unterstreiche besonders das Wort *sein*, beachten Sie das wohl.

Mir scheint es, daß selten irgendwo der Bauer so an seiner Scholle und an seiner Hütte hängt, wie bei uns.

Er sitzt im Schützengraben, hat jeden Augenblick den Tod vor Augen, — unter dem Pfeifen der Kugeln und Schrapnelle schreibt er einen Brief nach Hause und befiehlt seiner Frau, die Ferkel zu verkaufen, den Zaun, der an der Ecke schadhaft ist, auszubessern, den Pfeffer richtig einzulegen usw. Es ist lächerlich und doch rührend.

Der bulgarische Soldat trägt sich immer mit dem Gedanken, sein Haus zu verteidigen. Das heißt jedoch nicht, daß die allgemein sozialen Ideen ihm fremd sind. Nein. Das erste ist jedoch nur das Fundament für das zweite.

Der Bulgare liebt seine Heimat mit einer mystischen keuschen Liebe. Er liebt es nicht, sich darüber zu verbreiten, aber er empfindet tief.

Der Ausländer, der den bulgarischen Charakter wenig kennt und das Familienleben der Bulgaren beobachtet, kommt unbedingt zu der Überzeugung, daß die Anhänglichkeit zwischen Vater und Sohn, Mann und Frau, Bruder und Schwester usw. sehr gering ist. Diese Schlußfolgerung ist jedoch ganz falsch und irrig. Es ist richtig, daß der Bulgare nicht gern aus sich herausgeht, besonders nicht öffentlich, wen es auch sei, Frau, Bruder oder Schwester, zu liebkosen liebt. Das wird, ich möchte sagen, als Schande angesehen, erscheint weibisch, was besonders der Mann niemals sein darf.

---

*) Bulgarischer Ausruf.

Es besteht jedoch eine tiefe Anhänglichkeit zwischen den Angehörigen, starke Bande verbinden die Familie. Unsere Liebe wird aber äußerlich durch Kälte und Gleichgültigkeit maskiert.

Im Jahre 1912 legte ein 12jähriges Kind aus der Stadt Trnowo, ohne Geld, ohne Mantel, teils laufend, teils fahrend, zirka 300 Kilometer zurück, um seinen „bate" (Bruder) zu sehen und daheim der Mutter erzählen zu können, daß er lebt, daß es ihm gut geht, und daß folglich kein Grund vorliegt, immer zu weinen.

Im ersten Balkankriege war es erlaubt, jetzt ist es vernünftigerweise verboten, daß alte Väter, Mütter, mitunter auch Frauen, die Taschen mit Salzfleisch, einigen Köpfen Knoblauch, Pfeffer, etwas Tabak angefüllt, sich zu Fuß auf den Weg machen, — herbstliches Schlachtwetter, Winterkälte und alle möglichen anderen Hindernisse überwindend, legten sie viele hundert Kilometer zurück. Wenn sie aber zur Front kamen und ihre Angehörigen gefunden hatten, glauben Sie, meine Herrschaften, daß sie sich umarmten, heftig küßten und herzten? Nichts dergleichen.

Wenn der Vater auf dem Schlachtfelde seinen Sohn sieht, macht er das gleichgültigste Gesicht von der Welt. Und, Sie glauben es kaum, er gibt sich den Anschein, als bemerke er ihn nicht. Erst begrüßt er die anderen Bekannten, die aus demselben Dorfe sind, wie er. Dann kehrt er sich langsam um, ohne Eile und . . . sieht zufällig seinen Sohn, streckt ihm die schwarze, rissige Hand hin und ruft:

„Ah . . . da bist du ja auch? . . ."

Er umarmt ihn nicht, er küßt ihn nicht. Der Sohn küßt ehrerbietig die Hand des Vaters, so will es der Brauch, und der Vater erzählt in vollkommen gleichgültigem Tone:

„Ich kam hier vorbei . . . und dachte, ich werde mal nach den Kindern sehen . . . es liegt ja sowieso auf dem Wege . . ."

Daß das Schlachtfeld „auf seinem Wege liegt", glaubt natürlich niemand, der Greis jedoch hält es für unwürdig, ein anderes Benehmen zu zeigen. —

Er ist doch ein Mann! Man wird noch sagen, daß er den Kopf hängen läßt, wie ein Weib. Nein, das geht nicht. —

Die Idee der nationalen Vereinigung hat in der Seele des bulgarischen Volkes tief Wurzel geschlagen. Sogar in den entferntesten, in Schluchten verlorenen Hütten erkennt man den realen Zweck unserer nationalen Strömung an.

Von der Tatsache ausgehend, daß sich unser Volk im Laufe von 500 Jahren in Knechtschaft befand, wäre es falsch anzunehmen, daß es eine geknechtete Seele hat.

Die lange Sklaverei hat dem bulgarischen Volke ohne Zweifel viele verneinende Charakterzüge aufgeprägt, die von unserem talentvollen Satiriker Aleko Konstantinow in seiner Erzählung „Bai-Ganju" so wundervoll verlacht werden.

Die Sklaverei hatte jedoch eine durchaus gute Seite: sie hat unser Volk im Kampfe um die Freiheit abgehärtet und, was in meinen Augen noch wertvoller ist, ist, daß sie unser Volk gelehrt hat, die Freiheit zu schätzen.

Das bulgarische Volk kämpft seit Jahrzehnten mit eigensinniger Hartnäckigkeit erst für seine kirchliche Unabhängigkeit vom Patriarchen, für seine nationale Selbstbestimmung, und endlich für seine politische Unabhängigkeit. In diesem Martyrium, dieser endlosen Epopöe wurde buchstäblich alles diesem einzigen Freiheitstraume geopfert.

Ich möchte noch mehr sagen, um so mehr, da ich diesem Gedanken schon lange in meinen Aufsätzen Ausdruck gegeben habe: der alte Hunne, der Bulgare, der sich auf der Balkanhalbinsel niederließ, blieb der zügellose, freiheitsliebende Nomade, der er in den Wüsten Mittel-Asiens war.

In der psychologischen Wissenschaft ist es eine anerkannte Tatsache, daß nationale Eigenheiten der Völker durch Tausende von Jahren in der Erbfolge erhalten bleiben. Weist denn die gegenwärtige unbesiegbare deutsche Armee nicht unzweifelhaft psychologische Eigenheiten der früheren Teutonen auf, die ganz Europa in Atem hielten?

So ist auch das bulgarische Volk als Sprößling der alten nomadisierenden Hunnen in seiner Seele en masse Anarchist.

Sie müssen sich nicht darüber wundern, meine Herrschaften. Das bulgarische Volk duldet keine Macht über sich, die seine individuelle und politische Freiheit knechten will. Und wenn Sie unser allgemeines politisches Leben aufmerksam beobachten, so sehen Sie, daß Bulgarien eines der freiesten Länder Europas ist. Sehen Sie nur, mit welcher Würde, welchem Selbstbewußtsein sich unser Bauer trägt, und Sie werden erstaunt sein. Keine Spur von Sklaverei und Kriecherei.

Wie hoch die politische Freiheit bei uns geschätzt wurde und wird, können Sie aus der Tatsache ersehen, daß unsere populärsten Dichter diejenigen sind, die die Freiheit besangen.

Es gibt keinen Bulgaren in Bulgarien, der nicht von früher Kindheit an die Worte Botews, eines unserer bekanntesten revolutionären Dichter, auswendig kennt:

Wer im Kampf für die Freiheit fällt,
Der stirbt nicht . . .

In den ersten Jahren nach unserer Befreiung, als der russische Einfluß in Bulgarien so groß war, gab er selbst sich den Todesstoß durch sein brutales Eingreifen in unsere nationale Freiheit und innere Selbständigkeit. Der Vertreter der russischen Regierung erklärte mit der den Russen eigenen Brutalität der Kosaken:

„Im Namen des russischen Zaren befehle ich . . ."

Man pfiff ihn aus und bewarf ihn mit Steinen. Er konnte sich kaum retten.

Diese unsere individuelle und nationale Eigenheit, die Liebe zur Freiheit, ist besonders wichtig für diejenigen, die den bulgarischen Charakter studieren wollen.

Es war im Jahre 1912 während der Londoner Verhandlungen, die kein Ende nehmen wollten. Alte Landsturmleute unterhielten sich über die bevorstehenden Ereignisse. Der eine sagte:

„Daß doch der Teufel den Danew holte . . . Mag er doch endlich etwas mehr Land abgeben, wenn wir bloß Frieden schließen würden. Jeden Tag kommen so viel Menschen um."

Der andere alte Landsturmmann zog die Brauen zusammen und bemerkte streng:

„Du bist nicht klug, Bruder . . . Kinder können wir uns zulegen, aber kann man jeden Tag Land erwerben? Wie darf man nachgeben?" —

Unser Soldat ist auf dem Schlachtfelde besonders diszipliniert, pflichttreu und folgt bewußt allen Befehlen der Obrigkeit. Ich unterstreiche das Wort bewußt, denn er kennt nicht die indifferente Sklaverei des russischen Soldaten. O nein. Unser Soldat weiß, wenn etwas befohlen wird, so ist es auch nötig, anders könnte es nicht sein. Und diesen Zug finden wir auch in den Eigenheiten unserer gemeinsamen Familienorganisation.

Es ist Abend. Nach einem langen, arbeitsreichen Tage versammelt sich die Familie, mitunter 15 bis 25 Köpfe zählend, um den Ältesten des Hauses, einerlei, ob es Mann oder Frau ist. Man beginnt mit der Begutachtung der Arbeiten für den nächsten Tag. Alle reden, jeder äußert seine eigene Meinung, man streitet erregt, besteht auf etwas, — der Alte aber schweigt und raucht seine Pfeife. Er verliert kein Wort. Er kennt schon die Sitten seines kleinen Reiches, und was die Hauptsache ist, — seine eigene Macht. Wenn sich alle ausgesprochen haben, trifft der Alte seine eigenen Verfügungen. Wenn sie auch diametral dem vorhin Geäußerten entgegenlaufen, so wagt doch niemand zu widersprechen. Alle begeben sich zur Ruhe.

Am andern Tage tritt der Alte seinen Rundgang an, um zu prüfen, ob alles nach seinen Befehlen gemacht wird. Und — Gott behüte, wenn jemand gewagt hat, auch nur ein wenig von der empfangenen Weisung abzuweichen, — auch wenn er bereits ein „50jähriger Junge" ist, er bekommt doch den Stock zu schmecken, den der Alte über seinen Rücken zieht. Zu widersprechen wagt der schon nicht mehr. Hier ist der Alte Herr und Kaiser.

Diese nationale Eigenheit wird in vollem Umfange in unsere Armee übertragen. Bis zur Mobilisation spricht ein jeder, regt sich auf, schreit, löst auf seine Art Weltprobleme. Das ist sein Recht, seine Freiheit. Aber . . . sobald die Mobilisation erklärt ist, sobald der Alte den Stock in die Hand nimmt, schweigen alle sofort.

Wie kann das anders sein, man muß doch schweigend arbeiten und die

Befehle des Alten befolgen. Jede Arbeit ist dem Bulgaren heilig, und der Krieg ist für ihn eine Arbeit.

Eines der charakteristischsten Merkmale unseres Soldaten und des ganzen Volkes ist, daß er gar nicht religiös ist. Er ist allerdings nicht Atheist, er glaubt und gibt sich Mühe, mit Gott in guten Beziehungen zu leben.

„Warum soll man sich einen unnützen Feind zulegen?"

Das ist aber auch alles. Keine Spur von dem Fanatismus und Aberglauben, — die gewöhnlich beim russischen Soldaten zu beobachten sind.

Gleichzeitig ist unser Soldat unglaublich bescheiden. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß unsere ganze Armee sich durch Bescheidenheit auszeichnet. In kurzer Zeit hat unsere Armee drei siegreiche Kriege auf ihren Schultern emporgetragen. Sowohl Soldaten, wie Offiziere haben Wunder von Heldentaten vollbracht: haben Sie von ihnen gehört? Ich glaube nicht, — denn bei uns in Bulgarien sind sie nicht bekannt. Einfach darum, weil niemand es für nötig hält, darüber zu sprechen. In unserer Armee sind viele hohe Offiziere, die sich ausgezeichnet haben, die auch für andere, größere Armeen eine Ehre sein würden, — nach bulgarischer Bescheidenheit aber stehen sie im Schatten und werden immer dort bleiben.

Ich hatte meine Rede bereits fertig, als unser Gesandter in Berlin, Seine Exzellenz Herr Risow, so liebenswürdig war, mir eine Nummer der „Wojenn. Isw." zu schicken mit dem Artikel unseres talentvollen Schriftstellers Nikola Rainow „Stille Helden".

Der Artikel ist als Beispiel der Bescheidenheit unseres Soldaten so charakteristisch, daß ich um ihre liebenswürdige Erlaubnis bitte, einige Zeilen daraus zitieren zu dürfen:

„Über Heldentaten, die die Franzosen in Zeitungen, in der Gesellschaft, im Theater und in Büchern in endlosen Lobgesängen verherrlichen würden — schweigen die unsrigen." „Nisch fiel mit so und soviel Trophäen." Man erwähnt, was getan wurde, erklärt kurz. Das ist alles. Ohne den anderen Sand in die Augen zu streuen. Ohne Lobeshymnen.

„Sie sind bescheiden: das haben alle erfahren. Kürzlich hat ein Soldat in der Kompagnie das Kreuz bekommen. Während der Schlacht wurde er zur Rekognoszierung ausgeschickt. Unter einem Hagel von Kugeln durchschwamm er die Morawa, — die wild brandete, aus den Ufern getreten war und schäumte. Am andern Ufer standen Schildwachen, Posten, Patrouillen. Das Risiko war mehr als augenfällig. Aber er durchschwamm den Fluß. Er erfuhr, was nötig war, und kehrte zurück, wieder alle Schrecken der Gefahr überlebend. Man gab ihm das Kreuz. Und als er den Fluß durchschwommen hatte, wartete auch das Kreuz auf ihn, aber das aus Holz, das große . . .

Charakteristisch ist, daß dieser Soldat sich schämte, daß er den Orden erhielt. Es war ihm peinlich. Er wurde rot. Er wollte sich nicht auf diese Weise vor

den Kameraden auszeichnen, abweichen. Obgleich er sich bei der Tat sichtlich und bewußt hervorgetan hatte."

„Sie sind bescheiden. Die Größe der Salonkavaliere geht ihnen ab. Sie bleiben Menschen der Erde, der Arbeit, des Lebens. Sie verachten den Genuß, die Bequemlichkeit, den Glanz. Sie verachten das alles. Sie verachten aber auch den Tod."

Auf dem Schlachtfelde erträgt unser Soldat mit erstaunlicher Kaltblütigkeit alle möglichen Entbehrungen. Von Kindheit an in den heimischen Wäldern, hinter dem Pfluge auf dem Felde oder Schafe weidend, härtet er sich im Kampfe mit den Elementen ab. Weder Hunger noch Kälte, weder Müdigkeit noch der nicht zu vermeidende Schmutz erschrecken ihn. Er erträgt alles mit stoischer Ruhe. Mitunter ironisiert er sogar seine Entbehrungen.

Als man die sich in Panik zurückziehenden Serben verfolgte, konnten unsere Ochsengespanne nicht so schnell mit der Verpflegung folgen, und die Soldaten mußten drei Tage lang hungern.

Einer seufzt tief und sagt:

„Für ein Stück Brot gäbe ich meinen Kopf."

Und ein anderer bemerkt scherzend:

„Warum bist du so schnell gelaufen, daß die Ochsen dich nicht einholen konnten?"

Was den Hunger anbetrifft, die nicht zu vermeidende schlechte Ernährung auf dem Schlachtfelde, so muß ich eine komische Eigenschaft unseres Soldaten konstatieren: er liebt zu marodieren. Aber, meine Herrschaften, glauben Sie nicht, daß ich scherze, wenn ich sage, daß die Sachen, die er am liebsten raubt — ein Stück Brot, Käse, Knoblauch, Zwiebeln, Pfeffer und Hühner sind. Besonders leidenschaftlich lieben sie Hühner und Honig.

Sie werden oft Kavalleristen sehen, die sich auf einen weiten Kundschafterweg machen und hinten am Sattel zwei lebende Hühner angebunden haben, während die vorderen Satteltaschen mit Honig gefüllt sind. Das Pferd rennt im Galopp und die Hühner gackern. Ein Bild zum malen.

Mein Freund, ein Offizier, erzählte mir über das Plündern der Soldaten ein sehr komisches Geschichtchen. Einmal rückte das Regiment nach der Schlacht in ein Dorf, in dem viele Hühner waren. Die Soldaten erhaschten je ein bis zwei Stück und banden sie an ihre Ranzen. Kurz darauf mußten sie antreten, um den Brigadekommandeur zu empfangen, der die Soldaten beglückwünschen wollte.

„Guten Tag, Ihr Tapferen", grüßte der Kommandeur.

Und wie es sich gehört, donnerten 4000 Soldatenkehlen laut:

„Wir wünschen Gesundheit, Herr Oberst."

Die an den Ranzen befestigten Hühner erhoben, von dem Gebrüll erschreckt, ein fürchterliches Gegackere.

Der Brigadekommandeur war verblüfft und wußte nicht, was los war.

Der Regimentskommandeur und die Offiziere wollten den Skandal abwenden, aber die Hühner verstanden nichts von Disziplin und wollten nicht hören.

An demselben Tage kam ein Regimentsbefehl heraus: den Soldaten wird streng verboten, Hühner zu fangen.

Am nächsten Morgen verläßt das Regiment das Dorf. Ein Hahn sitzt auf dem Zaun und kräht aus voller Kehle.

Die Soldaten schütteln ärgerlich den Kopf und sagen: „So ein Teufel, wie er uns neckt, als ob er wüßte, daß wir Befehl haben, ihn nicht zu fangen."

Mit so kleinen anekdotischen Dummheiten, ja nur Dummheiten läßt sich die Plündersucht unserer Soldaten erschöpfen. Denn etwas Wertvolles zu nehmen, werden sie sich niemals erlauben.

Wenn Sie sich nur eine Vorstellung davon machen könnten, unter welchen unmöglichen sanitären Verhältnissen unsere verwundeten Soldaten auf dem Schlachtfelde gepflegt werden, Sie wären erstaunt. Aber unser „Bai-Ganju" erträgt alles schweigend und lacht sogar voller Ironie über sich selbst. Ohne Chloroform wird seine verwundete Hand operiert, und er gibt keinen Laut von sich, — er beißt nur fester die Zähne zusammen.

Es war während eines Gefechts, daß bulgarische und serbische Soldaten einander verwundeten. Dem Bulgaren gelang es, Herr über den Gegner zu werden, ihn zu entwaffnen und gefangen zu nehmen. Mit seinem Gefangenen kommt unser Soldat zum Verbandsplatz. Während der Arzt die Wunde des Serben reinigt, schreit der aus allen Kräften. Der Bulgare macht ihm Vorwürfe:

„Nun, was brüllst du, wie ein Tier, schämst du dich nicht."

Auch der Bulgare kommt an die Reihe. Der Arzt ist gezwungen, ohne Chloroform die Wunde aufzuschneiden, um die Kugel zu entfernen. Die Operation ist sehr schmerzhaft. Der Bulgare beißt die Zähne zusammen und gibt keinen Ton von sich. Der Arzt ist erstaunt und fragt ihn:

„Tut es dir denn nicht weh? . . . du schreist ja gar nicht."

„Wie denn, Herr Doktor," — antwortet der Soldat, — „dieses Tier hat schon für sich und für mich genug geschrieen. Ich darf schon nicht mehr." —

Nach dem Balkankriege des Jahres 1913 haben Serben und Griechen in schimpflicher Weise die bulgarische Armee verleumdet, daß sie barbarisch sei. Welchen Wert alle diese Verleumdungen haben, weiß man jetzt in Deutschland vorzüglich, — denn auch die deutsche Armee hat man in diesem Kriege der Grausamkeit beschuldigt. Nicht als Bulgare, nicht als bulgarischer Offizier, aber als Mensch erkläre ich, — daß ich an drei Kriegen teilgenommen habe und nicht einen unnützen Fall von Grausamkeit seitens unserer Soldaten gesehen habe.

Im Gegenteil, sie sind zu human. Mitunter werden Spione, Verbrecher auf dem feindlichen Territorium unbestraft gelassen. Unsere Offiziere opfern

mitunter die Ruhe und Bequemlichkeit unserer Soldaten den Interessen der lokalen Bevölkerung.

Das geht natürlich zu weit.

In sittlicher Hinsicht steht unser Soldat sehr hoch. Es ist bei uns der Glaube verbreitet, daß derjenige unbedingt fällt, — der sich auf dem Kriegsschauplatz einem Weibe nähert.

Unser Soldat ist erstaunlich realistisch und eigensinnig. Wenn er sich etwas fest in den Kopf setzt, ist er bereit, für diese Idee alle Opfer zu tragen. Die Idee aber, für die er stirbt, muß klar, einfach und positiv sein. Für abstrakte Hirngespinste ist der bulgarische Soldat nicht bereit zu sterben. Und das scheint mir eins von den konkreten Beweismitteln zu sein, daß Bulgaren keine Slawen sind. Denn alle Slawen begeistern sich gewöhnlich für phantastische Chimären.

Die Idee, für die der bulgarische Soldat nun schon den dritten Krieg führt, dessen Leib und Blut sie im Laufe von Dezennien war, — war klar und einfach.

Mazedonien ist ein unzertrennlicher Teil Bulgariens. Bulgarien kann nicht leben und sich in Ruhe entwickeln, so lange Mazedonien nicht bulgarisch ist.

Durchblättern Sie die Seiten unserer neuesten Geschichte, und Sie werden überrascht sein von dem Mut und der Hartnäckigkeit unseres Volkes, dieses Ziel zu erreichen. Ich sage noch mehr, für diese Idee spielten wir va banque und setzten unsere nationale Selbständigkeit auf eine Karte . . .

Mir scheint, daß dieser Eigensinn, auf jeden Fall das einmal vorgezeichnete Ziel zu erreichen, einer der Hauptgründe war, daß es nach der Katastrophe des Jahres 1913 bei uns weder zu Unruhen, noch zur Revolution oder zu Umwälzungen kam. Unser Volk rollte die Fahne zusammen: nun, ist es einmal nicht geglückt, so fangen wir noch einmal an. —

Das 13. Jahr war für Bulgarien fatal, — doch ich persönlich glaube, daß es sehr nützlich war. Durch einen einzigen sichern Schlag wurde die Hypnose des russischen Wohlwollens vernichtet. Sogar die fanatischsten Russophilen sahen den tiefen Abgrund, der unsere Interessen von den russischen Strömungen trennt . . . und wandten sich ab.

Jetzt ist es in Bulgarien für die leichtsinnigsten Blinden kein Geheimnis mehr, daß Rußland im Jahre 78 nicht für unsere Befreiung kämpfte, nicht für die schwarzen Augen der Bulgaren, — sondern daß es seine eigenen politischen Interessen verfolgte, — und zur Meerenge strebte. Immer mehr greift bei uns der Gedanke in immer weiteren Volksmassen um sich, daß die russischen Interessen niemals mit der Unabhängigkeit Bulgariens Frieden schließen können. Ja, nehmen wir die Karte zur Hand, und Sie werden sofort sehen, daß Rußland sein projektiertes Ziel, die Meerenge zu besitzen, nur erreichen kann, nachdem es das ganze östliche Rumänien und Bulgarien erobert hat. Das aber bedeutet

den Tod der Unabhängigkeit Bulgariens. Mit dieser Idee kann sich niemand bei uns, absolut niemand aussöhnen. Darum hat unsere Regierung und unser Volk in diesem Kriege so energisch die realen nationalen Interessen verfochten. Damit bewies unser Volk noch einmal seine politische Reife.

Und jetzt haben wir uns, Seite an Seite mit Deutschen und Österreichern kämpfend, davon überzeugt, daß gerade die Deutschen unsere Freunde sind.

Bis jetzt kannten viele in Deutschland kaum Bulgarien und umgekehrt. Man kann aber nicht den aufrichtig lieben, den man nicht kennt. Nun aber haben wir uns auf dem Schlachtfelde kennen gelernt, und deutsche und bulgarische Offiziere und Soldaten stehen in den freundschaftlichsten Beziehungen zueinander, — welche, wie ich überzeugt bin, das Fundament sein werden für diejenigen herzlichen Bande, die in Zukunft die Schicksale zweier Völker unzerreißbar verbinden werden.

Ich habe oft an Schlachten teilgenommen und die Überzeugung gewonnen, daß keine Freundschaft auf der Welt so fest hält, wie die im Kampf geschlossene, erleuchtet vom Blute ein und derselben Idee.

Soweit ich beobachten konnte, hegten unsere Soldaten für die Deutschen — außer freundschaftlichen Beziehungen — immer herzliche, warme Gefühle. So nennt man z. B. die Deutschen bei uns jetzt nicht mehr schlankweg „Deutsche" — sondern „Bai Doitscho", d. h. „Bruder Doitscho".

Einmal bemerkte eine Schildwache des Nachts, daß sich jemand näherte, sie rief ihn an:

„Wer dort?"

„Deutsch", — war die Antwort.

Unser Soldat weiß nicht, was das heißt — deutsch, — aber im Bulgarischen gibt es einen Namen Doitscho, — er denkt, daß das der Name des sich nähernden Deutschen ist, und fügt zur größeren Freundschaft das Wort „Bai", d. h. Bruder hinzu — und sagt:

„Guten Abend, guten Abend, Bai-Doitscho."

Es ist rührend zu sehen, wie unsere und deutsche Soldaten Arm in Arm durch die Straßen Mazedoniens spazieren, trinken und sich durch Gesten und Minenspiel verständlich machen.

Vielleicht ist es nicht am Platze, aber ich möchte doch das eine betonen, — daß die kompetenten Kreise gerade jetzt, ohne Zeit zu verlieren, energischere Maßnahmen ergreifen müssen, um zwei Nationen miteinander bekannt zu machen, — man müßte möglichst viele Broschüren, Bücher und Zeitungen herausgeben, Vorträge halten, das würde die große reale Bedeutung des bestehenden Bündnisses klarstellen.

Ich glaube, Sie werden mich fragen:

„Wie steht die bulgarische Armee zum Bündnis mit Deutschland und Österreich?"

Wenn ich nur ein wenig diplomatisch wäre, würde ich auf diese Frage nicht antworten. Ich würde der Antwort ausweichen. — Ich bin Soldat und beschäftige mich nicht mit Politik.

Da ich aber als Soldat geradlinig bin, werde ich mich bemühen, auf diese Frage zu antworten, ohne im geringsten die Politik zu berühren, und ohne infolgedessen die militärische Disziplin zu verletzen.

Vor allen Dingen kennt das bulgarische Volk die Deutschen sehr wenig, und die Deutschen kennen sehr wenig Bulgarien. Vergessen Sie nicht, daß in Dezennien bestochene russische Agenten und Zeitungen täglich schrieen, — daß die Deutschen unsere hundertjährigen Feinde sind. Jetzt lernt unser Soldat sie auf dem Schlachtfelde kennen und beginnt sie zu schätzen, als durch die Vorsehung bestimmte Verbündete für seine Geschichte und sein Schicksal. Diese Bekanntschaft muß man jedoch festigen, vertiefen und zur bewußten machen.

Meine Herrschaften, geben Sie unseren und Ihren Soldaten Broschüren, Zeitungen, Bilder, — die sie gegenseitig bekannt machen. Man soll nicht sagen, jetzt sei keine Zeit, — jetzt ist die beste Zeit; wenn die Truppen in den Schützengräben tatenlos liegen, haben sie viel Zeit zum Lesen. Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Man sagt gewöhnlich, in Bulgarien gibt es Russophilen. Ja, meine Herrschaften, eine Menge alter Leute noch aus der Zeit der Befreiung hegen immer noch, allen Beweisen zum Trotz, Sympathien für Rußland.

Doch über diese Russophilen sollten Sie sich freuen. Sie beweisen, daß wir kein veränderliches Volk sind, sondern ein Volk, das nicht leicht seine Sympathien und Antipathien wechselt.

Und wenn eine Menge unserer Landsturmleute, die jetzt Greise sind, die aber vor 40 Jahren zusammen mit russischen Truppen für die Freiheit Bulgariens kämpften, bis zum heutigen Tage mit Rußland, das uns so viel Böses tat, uns so viel Beleidigungen bot, sympathisiert, — so versichere ich Sie, daß die bulgarische Armee, die jetzt eine halbe Million Menschen zählt und Seite an Seite mit deutschen Soldaten für die bulgarische nationale Vereinigung kämpft, auf *immer*, ich unterstreiche dieses Wort, ein treuer und anhänglicher Verbündeter Deutschlands sein wird.

Bulgarien wird nie vergessen, daß es durch Deutschland ganz Mazedonien und den Teil Serbiens erhielt, der von Bulgaren bevölkert ist. Es wird das um so mehr nicht vergessen, da das kulturelle Deutschland nicht danach streben wird, uns zu verschlingen, ja warum auch; es wird nicht unsere nationale Würde so brutal erniedrigen, wie Rußland es getan hat, das bestrebt war, die bulgarische politische Unabhängigkeit zu vernichten.

Viele Ausländer, die das bulgarische Volk nur oberflächlich kennen, beschuldigen die Bulgaren des Mißtrauens und der Unaufrichtigkeit.

Aber, meine Herrschaften, wie sollen die Bulgaren denn nicht mißtrauisch sein? Unsere ganze Geschichte lehrt uns das Mißtrauen. Die Russen kamen, um uns zu befreien, — aber es erwies sich, daß sie kamen, um uns zu knechten, und um aus unserer Heimat ein Donau-Gouvernement zu machen.

Russische Offiziere bereiteten unter der Maske von Instruktoren Unruhen in Ruce, Silistra, Burgaß usw. vor.

Wir erklärten Ost-Rumelien die Vereinigung. Unser Beherrscher, die Türkei verhielt sich ruhig. Aber Rußland schickte Serbien gegen uns, rief alle seine Offiziere zurück und ließ im kritischen Moment unsere Armee ohne Instruktoren.

Unser erster Fürst Alexander Battenberg wurde entthront, weil er nicht ein Spielzeug Rußlands sein wollte.

Wir wählten einen zweiten Fürsten, seine Majestät Zar Ferdinand, den man lange nicht anerkennen wollte. Wie durften wir es wagen, als Volk einen eigenen Willen zu zeigen?

Wir erklärten unsere Unabhängigkeit im Jahre 1908, und Rußland verfluchte uns beinah.

Wir schlossen ein Bündnis mit Serbien und Griechenland, und auf Rat desselben Rußlands wurden wir auf schändlichste Weise bestohlen, erniedrigt, beleidigt.

Wenn man alles das in Betracht zieht, so bitte ich Sie, meine Herrschaften, die bulgarische Masse nicht zu verurteilen, wenn sie im gegebenen Fall vielleicht über die Maßen zurückhaltend ist.

Wir ähneln den Kindern, deren aufrichtige Äußerungen immer nur mit Backenstreichen belohnt wurden, und wenn wir jetzt eine zum Liebkosen erhobene Hand sehen, rollen wir uns instinktiv zusammen und meinen, daß man uns schlagen will.

Das einzige Mittel, erschreckte Kinder anzulocken, besteht darin, daß man besonders zärtlich, aufrichtig zärtlich mit ihnen ist.

Sie können sich wahrscheinlich kaum ein Bild davon machen, welchen magischen Eindruck auf das bulgarische Volk der Besuch seiner Majestät des Kaisers in Nisch machte, — er war ja der erste hohe Gast des kleinen, doch heldenhaften Bulgariens; die Liebenswürdigkeit, väterliche Aufmerksamkeit Seiner Majestät zu den Mazedoniern; die edle Tat des Kaisers, uns alle Trophäen in Serbien zu schenken; durch Deutschland haben wir unsere nationale Vereinigung erhalten.

Noch einige solcher edler Handlungen, und seien Sie überzeugt, das bulgarische Mißtrauen wird wie Rauch verschwinden. Wir glauben nicht leicht, aber wenn wir mal glauben, sind wir treu.

Unsere Armee erkennt klar die große Rolle, die nun Deutschland berufen ist, in der bulgarischen nationalen Entwicklung zu spielen, nachdem es uns behilflich war, unsere nationale Vereinigung zu erlangen.

Unsere Armee glaubt, daß der deutsche organisatorische Genius uns in der inneren kulturellen schöpferischen Arbeit unterstützen wird; Deutschland wird ein mächtiger Faktor sein, der alle Abenteuer auf dem Balkan verbieten wird, und uns so die Möglichkeit gibt, stark zu werden, indem wir uns friedlich entwickeln. Deutschland wird unserer ökonomisch-industriellen Entwicklung einen mächtigen Stoß geben, denn Bulgarien ist seine Brücke, die die Nordsee mit dem Indischen Ozean verbindet.

Bulgarien glaubt fest daran, daß das kulturelle Deutschland zu der Überzeugung kommt, — daß die Elemente der Macht unserer Armee folgende sind:

1. Die ethnisch-rassige Kampflust des bulgarischen Volkes, als Abkömmling der alten Hunnen,

2. der erstaunliche Eigensinn und die Hartnäckigkeit in der Erreichung des vorgezeichneten Zieles,

3. die Existenz eines klar bewußten, realen, bis zur materiellen Offensichtlichkeit realen Zweckes des Kampfes, und

4. alle moralischen Eigenschaften der noch jungen unverdorbenen Nation.

Wenn Deutschland erst einmal unsere Eigenschaften schätzen gelernt hat, wird es unserer Armee behilflich sein, die hohe technische Stufe zu erreichen, auf der in Zukunft die bulgarische Armee als treuer Verbündeter der großen deutschen Armee stehen muß. Wir aber werden treue Verbündete sein, da wir erkennen, daß von nun an das Schicksal unserer Heimat unzertrennlich mit dem Schicksal des großen Deutschlands verbunden ist.

Ich sehe im Geiste eine neue Weltidee erstehen und gedeihen: ein einziges mächtiges Bündnis der konföderativen Mächte, die sich von der Nordsee bis zum Indischen Ozean ausdehnen; ein Bündnis, das mit Eisen und Blut geschmiedet ist; ein Bündnis, das in alle Ecken des Erdballs die positive deutsche Kultur und ihre strenge Disziplin tragen wird. Und in diesem einen mächtigen Bündnis wird das freie Bulgarien die ruhmvolle Aufgabe haben: die Brücke zu beschützen, die Ost und West verbindet, und als mächtigster Faktor auf dem Balkan keinerlei Abenteuer zuzulassen, die imstande sind, unserer friedlichen nationalen Entwicklung und den ökonomischen Interessen unserer großen Verbündeten, Deutschlands und Österreichs, zu schaden. Und ich kann Sie versichern, die bulgarische Armee, die durch ihre sittliche Kraft stark ist und dem geheiligten Bündnis durch das gemeinsam vergossene Blut treu verbunden ist, durchdrungen von der neuen großen Weltidee, wird es verstehen, in Zukunft diese Aufgabe zu erfüllen, und wird dadurch an der großen Mission teilnehmen, die Deutschland berufen ist, in der Zivilisation der Welt zu erfüllen.

Professor Dr. Ludwig Stein: Ein holländischer Staatsmann über den Weltkrieg.

Wir haben uns allgemach daran gewöhnt, die Niederlande, deren heikle Lage wir nicht verkennen, als politisches Rührmichnichtan zu behandeln. Wir sehen in Holland jene gute politische Hausfrau, die man um so höher schätzt, je weniger man von ihr spricht. Wir haben auch Verständnis dafür, daß die niederländische Volksseele von den belgischen Flüchtlingen, die als Lohn für die hochherzige Gastfreundschaft der Holländer an den langen Winterabenden durch Auftischung von Schauermärchen über unsere angeblichen Greueltaten sich erkenntlich zu zeigen suchen, nicht gerade zu unseren Gunsten beschwingt wird. Gehört doch die Einfühlung in fremde, wenn auch stammverwandte Wesensart zu den in Friedenszeiten von aller Welt anerkannten Wesenseigentümlichkeiten deutscher Art und Sitte. Wenn also unsere Presse Holland gegenüber, das den deutschen Badegästen so lieb und vertraut ist, und dessen Landschaft uns der Pinsel Max Liebermanns künstlerisch so nahe gebracht hat, Zurückhaltung übt, so liegt dies nicht daran, daß wir von diesem schönen Lande zu wenig wissen, sondern weit eher daran, daß wir das Verfängliche seiner Lage zu gut verstehen, als daß wir sie durch kritische Erörterung und Bewertung von politischen Einzelhandlungen verschärfen möchten.

Anders liegt für uns die Sachlage, wenn ein berufener politischer Wortführer der Niederlande sich selbst öffentlich äußert und uns dadurch zu einer Stellungnahme ermuntert. Das ist geschehen. Der frühere holländische Kriegsminister H. Colyn, ein führender Mann, schrieb eine Abhandlung „Over den Volkerenkryg" („über den Völkerkrieg") und schickte sie mir mit einer persönlichen Widmung zu, woraus ich schließen darf, daß ihm die öffentliche Darlegung seiner weltpolitischen Betrachtungen nicht unwillkommen sein dürfte. Colyn sieht in diesem Weltkriege eine geschichtliche Notwendigkeit. Nicht Eroberungslust oder gar dynastische Reibung haben, wie ehedem, den Ausschlag gegeben, sondern die Interessenpolitik der großen Weltmächte hat mit innerem Schwergewicht zu diesem Zusammenstoß aller Völker mit der Unvermeidlichkeit eines politischen Fatums geführt. Ein so weiser und weitschauender Mann, wie der unlängst verstorbene König Carol von Rumänien, hat die Unentfliehbarkeit dieses Schicksals mit prophetischer Zuversicht voraus verkündet. Colyn erzählt, daß er im Mai vorvorigen Jahres folgende Worte aus dem Munde des weisen Königs vernommen hat: „Ich habe nicht mehr lange zu leben; aber

ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß der große europäische Krieg noch zu meinen Lebzeiten ausbrechen wird."

Entscheidend für den Weltkrieg war, nach Colyn, die seit Jahrhunderten festgelegte Linienführung der englischen Weltpolitik. Als Spanien seine stolze Armada besaß, galt für England dieses Land als Erbfeind. Als die Niederländer im 17. Jahrhundert die Weltmeere beherrschten, richtete sich der Widerstand gegen Holland. Als die Engländer durch Ludwig XIV. und Napoleon I. ihr Land bedroht sahen, galt Frankreich als Todfeind. Keine Seemacht darf der englischen Weltstellung schaden. Kein zu mächtiger Staat darf an die Nordsee gelangen und vom Kanal aus die Sicherheit Englands bedrohen — das ist das seit Jahrhunderten bestehende politische Dogma Englands. Nicht die koloniale Ausdehnung Deutschlands forderte Englands Gegnerschaft heraus, sondern die wirtschaftliche und militärisch-nautische. Die häufig vertretene Ansicht, als ob Deutschlands Auftreten als Kolonialmacht Englands Eifersucht geweckt hätte, sei falsch. Dazu ist der deutsche Kolonialbesitz zu unbedeutend, und neue koloniale Gebiete sind nur in geringem Ausmaß zu erwerben. Die Welt ist verteilt. Einige Zahlen mögen diesen Nachweis erhärten. Englands Kolonialbesitz ist 90 mal größer als das Mutterland, der Hollands 53 mal, Frankreichs 11 mal, aber Deutschlands nur 5 mal. Auf 100 Engländer kommen 856 Kolonisten, auf 100 Deutsche hingegen nur 22.

Behält man das brennende Interesse Englands im Auge, Deutschland durch den Ausbau seiner Marine die Weltstellung Albions nicht gefährden zu lassen, so erübrigt sich die Schuldfrage an diesem Weltkrieg von selbst. Er mußte kommen. Nicht darüber waren Einsichtige verwundert, daß der Weltkrieg ausbrach, sondern weit eher darüber, daß er so lange hintangehalten werden konnte. „Es ist geradezu kurzsichtig gedacht, dem Staat die Schuld an diesem Weltkrieg aufzubürden, der den Krieg formell erklärt hat." Die Schuldfrage ist angesichts der geschichtlichen Unausweislichkeit des Weltkrieges infolge des oben berührten politischen Dogmas der Engländer von untergeordneter Bedeutung. Ebenso belanglos seien die Erzählungen der Gegner über angebliche Greueltaten des Feindes. Colyn meint spöttisch, seine Kriegserfahrungen hätten ihn gelehrt, daß man solche „Berichte" durch 10 etwa dividieren müsse, um einen annähernd richtigen Quotienten herauszubekommen. Was beispielsweise die Beschießung der Kathedralen betrifft, so macht Colyn darauf aufmerksam, daß englische Berichterstatter selbst angegeben hätten, die Türme der Kathedrale von Reims in kritischer Stunde bestiegen zu haben. Woher soll nun der deutsche Batteriekommandant auf mehrere Kilometer Entfernung wissen, ob sich dort oben ein militärischer oder ein bürgerlicher Beobachter befindet? In allen solchen Fällen hat man es mit unglückseligen, aber unvermeidlichen Folgen des Krieges zu tun." Habe doch General Joffre selbst in einem Armeebefehl festgestellt, daß sich französische Soldaten der Plünde-

rung und Gewalttätigkeit gegen die eigene Bevölkerung schuldig gemacht hätten.

Die militärische Machtentfaltung Rußlands schätzt Colyn nicht hoch ein. Nicht die Menschenmenge entscheidet, sondern Ausbildung und Qualität. „Die russischen Angaben über die Reservetruppen verdienen nur mäßiges Vertrauen." „Ist es auch in Frankreich etwas besser, so scheint doch die Formation neuer Reservetruppen dort nicht so leicht vonstatten zu gehen." Am besten ist es in dieser Hinsicht um Deutschland bestellt. Nicht die Ziffern auf dem Papier entscheiden über die militärische Tragfähigkeit eines Landes, sondern sein Überschuß an gut ausgebildetem Menschenmaterial zur Ausfüllung der entstandenen Lücken. „In diesem Betracht gebührt Deutschland die Krone, und darum ist seine militärische Kraft so gewaltig."

Mit jener Würde und Gehaltenheit, welche die Wucht des Ausdrucks nicht ausschließt, streift Colyn zum Schluß das Verhältnis seines Vaterlandes zum Weltkrieg. Wachsamkeit sei oberste Pflicht Hollands. Die verletzende Unverschämtheit der „Saturday Review", welche die Lösung der Scheldefrage durch Verkauf oder Verpachtung der holländischen Provinz Zeeland an England vorschlug, weist Colyn mit flammender Entrüstung zurück. „Wir haben", so schließt Colyn, „nach allen Seiten hin strenge Neutralität zu wahren. Während des Krieges verdankt Holland seiner geographischen Wichtigkeit die verhältnismäßige Sicherheit. Die Schwierigkeiten werden erst nach dem Kriege beginnen. Aber auch dann wird, wie jeder Niederländer weiß, das Haus Oranien seine Würde zu wahren wissen."

Es ist nicht ohne Interesse, die Persönlichkeit und die politischen Anschauungen dieses holländischen Staatsmannes kennen zu lernen. Colyn sah bereits seit Jahren den Zusammenstoß aller Völker mit der Unvermeidlichkeit eines politischen Schicksals voraus. Im Herbst 1913 sah er inmitten der Vorbereitungen zur Eröffnung des Schiedsgerichtshofs im Haag die flammenden Vorzeichen eines unausweichlichen Weltkrieges. Colyn stützte seine pessimistische Ansicht auf eine Reihe von weltgeschichtlichen Momenten, die einer kriegerischen Lösung entgegenharren. In einer (von mir übersetzten) Abhandlung über die „Holländischen Kolonien und die Weltpolitik", die im holländischen Sonderheft von „Nord und Süd" im September 1913 erschienen ist, begründet Colyn diese seine Ansicht: „Augenblicklich scheint für Ostasien eher eine Periode von Unruhe bevorzustehen als politische Windstille. In den letzten zwanzig Jahren haben sich an der Südsee einschneidende Veränderungen vollzogen. Die Vereinigten Staaten haben die Herrschaft über die Philippinen gewonnen und sind, um Konflikten vorzubeugen, darauf bedacht, verschiedene Flottenstationen zu errichten. (Manilla, Guam, Pearl-bay.) Japan hat sich zu einer Großmacht mit weitreichenden internationalen Beziehungen aufgeschwungen. Australien ist mitten drin in einer

Periode kräftiger Aufwärtsbewegung. China tritt in ein neues Zeitalter staatlichen Lebens ein. Und wenn erst der Panamakanal eröffnet wird, und ein neuer Weg nach dem Osten sich auftut, dann wird dies offenbar weitreichende Folgen für die ganze Weltkonstellation haben." In seinem Buch über den Weltkrieg macht Colyn kein Hehl daraus, daß England nicht bloß eine, sondern geradezu die Gefahr für Holland ist.

Jüngst veröffentlichte Colyn einen Aufsehen erregenden Aufsatz, dem wir folgende Sätze entnehmen: „Wir haben," so führt Colyn aus, „die Versicherung, die Asquith im Unterhaus aussprach, daß England unsere Neutralität respektieren werde. Wir vertrauen auf dieses Versprechen. Es ist aber die Frage, und jetzt komme ich zu der Psychologie der deutschen Regierung und des deutschen Volkes, was man in Deutschland darüber denkt, wenn man bei unseren östlichen Nachbarn sich ernste Sorge machen sollte, daß ein derartiges Ereignis eintreten könnte. Welchen Einfluß wird das dann auf die Haltung Deutschlands gegenüber Holland haben? Die Deutschen sind, wir dürfen das annehmen, vollständig auf dem Laufenden über unsere Verteidigungsmittel. Wenn sie jene Mittel als nicht hinreichend einschätzen und gleichzeitig der Meinung sind, daß ein englischer Einbruch durch Holland nach Deutschland zu befürchten ist, wäre es dann so verwunderlich, wenn man von jener Seite mit Vorschlägen käme, die wir nicht bewilligen können, weil wir in solchem Fall auf unsere Neutralität gegenüber der Entente verzichten müßten? Ich weiß wohl, daß man dagegen anführen kann, daß England keine Landung versuchen wird, und daß wir, wenn es eine solche versuchen würde, vollkommen imstande sind, einen beabsichtigten Vormarsch in östlicher oder südöstlicher Richtung zu vereiteln. Aber darauf kommt es nicht an. Nicht was wir denken, sondern was die Deutschen denken, steht in Frage." Was die Deutschen denken, kann Herr Colyn aus der einmütigen Äußerung der deutschen Presse ersehen. Nicht eine einzige Stimme der deutschen Presse erhebt sich gegen Holland, während die englische ihre Drohungen unverhüllt und unverblümt zum Ausdruck bringt. Von deutscher Seite hat weder die holländische Neutralität, noch die Integrität der Niederlande auch nur das leiseste zu befürchten. Der Sieg der Zentralmächte ist gleichbedeutend mit der unversehrten Macht Hollands und seiner Kolonien. Wir stimmen dem Aufsatz Valters in der „Toekomst" vom 1. April zu, der die Gewährleistung des holländischen Kolonialbesitzes von einem Siege der Zentralmächte voraussieht: „Der Ausbruch antideutscher Stimmungen anläßlich der „Tubantia"- und „Palembang"-Vorfälle hätte im Keim erstickt werden können, wenn man entsprechende Maßnahmen getroffen hätte. Die Feindschaft gegen Deutschland ist der holländischen Volksseele fremd, sie ist nur das Werk einer kleinen Gruppe, die, unter englischem Einfluß, aus Besorgnis für ihre augenblicklichen Bedürfnisse, ohne eigene Überzeugung, die ebenso absurde wie frevelhafte plutokratische Lehre verbreitet, daß wir Deutschland feindlich gegenüberstehen müßten, weil unsere Kolonien augenblicklich von britischer Seite bedroht

sind. Man übersieht dabei, daß auf diesem Wege ein ungerechter Krieg vorbereitet wird, der dann zu unserem wohlverdienten und bleibenden Untergang führen könnte." Mit dieser Valterschen Auffassung deckt sich das Wort des Hauptschriftleiters einer führenden holländischen Tageszeitung, der vor kurzem in Berlin weilte und mir gegenüber die Äußerung tat: „Wer zuerst niederländischen Boden betritt und wer unsere nationale Unabhängigkeit gefährdet, der ist unser Feind."

Prof. Dr. S. Sonnenfeld in Budapest: Ungarns Männer der Zeit.

Schattenrisse.

I. Graf Stefan Tisza.

Der ungarische Ministerpräsident hat seinen Grafentitel von seinem Oheim, dem einstigen Eisenbahnminister und Wiedererbauer der Stadt Szeged, Ludwig Tisza, überkommen, seinen staatsmännischen Ruhm hat er selbst begründet.

Während sein Vater Koloman Tisza, der fünfzehn Jahre lang an der Spitze der Staatsgeschäfte in Ungarn stand, fast ein Greis war, als er, nach langwährenden oppositionellen Kämpfen, zu produktiver Tätigkeit gelangte, steht Graf Stefan Tisza in der Vollkraft des Mannesalters am Staatsruder aufrecht und ohne Schwanken in den Wirrnissen der Weltereignisse. Jung an Jahren war er in die politische Arena getreten, wohl ausgerüstet mit Wehr und Waffen, die er an deutschen Universitäten schmieden gelernt hatte, reich an Kenntnissen, besonders daheim in den verwickelten Gängen der englischen Parlamentsgeschichte.

Eine geistreich sein wollende Zeichnung hat jüngst den Grafen Tisza als ungarische Sphinx dargestellt, ohne jede Begründung; denn nichts Rätselhaftes ist an ihm, seine Politik liegt offen und klar zutage; eher könnte man ihn zu aufrichtig finden, wenn bei feierlichen Anlässen sein Wort von Cis nach Trans hinübertönt. Das gehört aber zu seinem Wesen, und er scheint auf den Ruhm politischer Geschmeidigkeit gern zu verzichten. Der Mann ist, körperlich und geistig hochragend, wie aus einem Guß, und er hätte sich vielleicht manche Bitternisse ersparen können, wenn er im geeigneten Moment, wenn schon nicht sich zu beugen, so doch biegsam zu sein vermocht hätte.

Daß Graf Tisza mit diesen Eigenschaften, die ihm einst starke Gegnerschaften zuzogen, sich die treue Gefolgschaft der großen Mehrheit des Landes zu erobern verstanden hat, zeigt die starke innere Evolution des öffentlichen Geistes in Ungarn und die große Macht sittlicher Wirkung. Denn nicht der Zauber der

Beredsamkeit, dieser Wunderblume ungarischen Bodens, hat den Erfolg erzielt. Graf Tisza ist kein hinreißender, sondern ein überzeugender Redner, der mit Vermeidung farbenreicher Eloquenz auf das Wesen der Sache dringt und gern mit kräftigen Argumenten den Gegner zu Boden ringt. In alle Einzelheiten der Tagesordnungsvorlagen eingeweiht, ist er seines Gegenstandes sicher und strebt nach voller Sachlichkeit. Selten reißt ihn die erhöhte Temperatur der Diskussion zu persönlicher Gereiztheit hin; dann entfährt ihm manchmal ein zu leidenschaftliches Wort; er ist aber, wenn die parlamentarische Würde es erheischt, bereit, den verletzenden Ausdruck zurück zu nehmen.

Der ungarische Ministerpräsident steht heute im Mittelpunkte des politischen Lebens der Monarchie. Auch jenseits der Leitha, wo jede parlamentarische Tätigkeit seit langem ruht, findet seine staatsmännische Kraft Anerkennung, vielleicht nicht ganz ohne stillen inneren Groll; er ist den guten Österreichern zu sehr über den Kopf gewachsen. Doch glaube ich nicht, daß ihn der wiederholt lautgewordene Lockruf auf die erneut zu schaffende Stellung der Reichskanzlerschaft sonderlich aufgeregt. Er wäre vielleicht auch nicht der richtige Mann für diesen Posten. Seine Wurzelkraft steckt im ungarischen Boden, seine großen Qualitäten haben etwas vom Erdgeruch des Landes Bihar an sich, wie man das Komitat, dem er entsprossen, gern zu nennen pflegt. Dorther stammt auch sein tiefes Erfassen der Nationalitätenfrage, sein wiederholt durch Tatsachen bekräftigtes aufrichtiges Bestreben, mit der rumänischen Bevölkerung gute Freundschaft auf patriotischem Boden zu halten. Nie hat sich die Richtigkeit dieser seiner Anschauungen besser bewährt als in diesen schweren Kriegszeiten, da die Ungarn rumänischer Zunge heldenhaft Schulter an Schulter mit ihren magyarischen Kameraden kämpfen.

Die Heldentaten auf allen Gebieten des Kriegsschauplatzes, die große Epoche, in der wir leben, hat den Grafen Tisza erst in seiner rechten Beleuchtung gezeigt. Man mußte ihn während der blutigen Karpathenkämpfe im Klub der Reichstags-Majorität sehen, wie er mit Spannung und Sehnsucht erwartet, von seinen Getreuen umringt, nach dem Stand der Kämpfe befragt wurde, wie er, ohne den schweren Ernst der Lage zu verschweigen, alle ermutigte, zum Ausharren ermahnte und sich, trotz der sorgenvollen Stirne, zu lächeln zwang. Und niemals vergaß er der heldenmütigen deutschen Kampfgenossen, nie fehlte ihm das gebührende Wort für die feierliche Bekundung der Bundestreue.

Im Ministerrate soll Graf Tisza nicht immer bequem sein. Er fordert von seinen Kollegen sehr eingehende Kenntnis der Beratungsgegenstände und steht nicht an, seinen Unmut kundzugeben, wenn einer oder der andere der Herren Minister nicht ganz sattelfest ist. Denn er selbst studiert jede Vorlage aufs gründlichste und trägt die auf seinen Schultern ruhende ungeheure Arbeitslast mit unermüdlicher Hingebung. Man rühmt diesen Eifer auf allen Gebieten, auf denen

er Pflichten übernommen, besonders in seiner Eigenschaft als eines der weltlichen Häupter der protestantischen Kirche.

Der kameradschaftliche Überschwang, der in Ungarn im gesellschaftlichen wie im politischen Verkehr blüht, findet im Grafen Tisza keinen starken Anhänger, er ist eher abweisend als werbend; desto höher ist seine verläßliche Freundschaft einzuschätzen und der Opfermut, mit dem er gar manchmal zum eigenen Schaden für Kollegen und Untergebene eintritt.

Zum Schlusse nur noch einen Zug, der auf den ungarischen Ministerpräsidenten ein helles Licht wirft. Man erzählt, daß Graf Tisza, als er die von seinem Amtsvorgänger genehmigten Statuten einer Spielbank-Unternehmung nicht sanktionieren wollte, auf den Schadenersatz-Anspruch der Gesellschaft, und um die unliebsamen Erörterungen rasch aus der Welt zu schaffen, damit antwortete, daß er die sehr hohe Summe — aus der eigenen Tasche bezahlte.

Orestes Daskaljuk:
Der russische Staatsnationalismus.

Der ethnische Charakter Rußlands ist der einer unorganischen Verschweißung einer Reihe von Nationalitäten, die das Großrussentum kraft seiner historischen und politischen Überlegenheit zu beherrschen und trotz mannigfacher Widerstände in ein nach außen geschlossenes Staatsganzes einzufügen vermocht hat. Das staatsbildende Element, das die fremden Völkerschaften der Reichsidee unterworfen und als Material für das politische und wirtschaftliche Wachstum des russischen Imperiums ausgewertet hatte, war der moskowitische Zarismus und die aus ihm ableitbare Autokratie. Das Hauptgewicht der zarischen Autokratie lag grundsätzlich auf dem Rechte der Zwangsherrschaft über die Völker des Reiches, einer Herrschaft, die nicht notwendig der Stützung durch ideelle (nationalistische oder religiöse) Motive bedurfte, sondern aus ihrem ureigensten Wesen den Antrieb zur fortwährenden Machterweiterung empfing. Demgegenüber war der Mangel einer nationalen Einheitlichkeit des Reichsvolkes und einer ausgesprochen nationalistischen Staatsidee ohne Belang, da der Zarismus als alleiniger und unumschränkter Vertreter der Reichsgewalt im Grunde von der nationalen Zusammensetzung der ihm untergeordneten Völker unabhängig war und aus seiner eigenen Machtvollkommenheit heraus das Reichsprinzip formte. Noch Kaiser Nikolaus I. verhielt sich gegenüber den gerade erwachenden nationalen Aspirationen der (nichtrussischen) Slawen durchaus legitimistisch, weshalb er u. a. auch den Nationalismus der Panslawisten als „Revolte gegen

die gottgegebenen Monarchen" verurteilte. Eine bewußt russisch-nationale Begründung ist in seiner Regierungspraxis ebensowenig nachweisbar, wie in der seiner unmittelbaren Nachfolger, deren Bemühungen einzig auf die Festigung dieser Zarengewalt hinausliefen. Eine Folge davon ist das verhältnismäßig späte Einsetzen einer Nationalisierung von Staatsvolk und Staatsgewalt in Rußland, die hier zu einer Zeit in Angriff genommen wurde, als in den westeuropäischen Staaten längst die innere Konsolidierung auf nationaler Grundlage vollzogen war.

Das nationale Moment als Leitmotiv findet sich in Rußland zum ersten Mal in dem Programm einer Gruppe, die sich in den fünfziger Jahren auf vornehmlich religiös-ethischer Basis konstituierte und nach einer Wortbildung Schischkows die Bezeichnung der „Slawophilen" annahm. Zwar hat schon Graf Uwarow (nach der Niederwerfung des Dekabristenaufstandes) in der bekannten Formel: Orthodoxie, Autokratie und Nationalität ein die altmoskowitische Tradition fortsetzendes Großrussentum anerkannt und ihm im Rahmen der übrigen Reichsvölker eine vorherrschende Stellung eingeräumt. Doch war seine Betonung der ausschließlichen Nationalität nirgends konsequent durchgeführt, wie namentlich deren Verschmelzung mit der Orthodoxie und dem Absolutismus auf die Unselbständigkeit und Nebensächlichkeit des Begriffes hinweist. Erst die Slawophilie hat durch die philosophische Formulierung und teilweise Umwandlung des theokratischen Programms Uwarows das nationale Element zuerst als gleichbedeutend neben das religiöse, später letzterem übergeordnet hingestellt und ihm dadurch ungeahnte Entwicklungsmöglichkeit gegeben. In ihrer ursprünglichen Gestalt religiös umrissen (Kirejewskij), erhielt sie nach und nach (Aksakow, Danilejewskij) durch ihre Durchsetzung mit westeuropäischen Tendenzen — sie hat die Lehren Schellings vollinhaltlich akzeptiert — eine ausgesprochen nationalistische Färbung, wodurch sie in ganz kurzer Zeit sich das Denken der Intelligenz untertan machte und es im Sinne der Überlieferung und der Erhaltung typisch russischen Wesens beeinflußte. Bereits in den sechziger Jahren hatte die Slawophilie weite Kreise des geistigen Rußlands in ihren Bann gezogen, die die Grundlehren nach verschiedenen Richtungen ausbauten und zu höchster gedanklicher Entfaltung brachten. Der slawische Messianismus, Chomjakows „Gotterwähltheit Rußlands", die „russische Allmenschlichkeit" Dostojewskijs waren begriffliche Ableitungen des Slawophilismus und die ins Mystische gesteigerte Verherrlichung der nationalen und Rasseneigenschaften des russischen Volkes. Rußland wurde die Überwindung des „faulenden Westens" und darüber hinaus die Berufung zur geistigen und realen Erlösung des Menschengeschlechtes zuerkannt. Der unverbrauchten Frische seines Volkes, seiner politischen Macht, seinem Charakter und der Absolutheit des orthodoxen Glaubens war es vorbehalten, über den durch einen kleinlichen Individualismus und Nationalismus „verderbten" Westen zu siegen und der Menschheit den inneren Frieden und das wahre Glück zu

bringen. Wenn Kirejewski sich dieses Werk der Weltbefreiung geistig — durch eine Verschmelzung der russischen und westlichen Kultur vorstellte, so haben seine Nachfolger immer entschiedener die politische und nationale Seite hervorgehoben und daraus das Recht der schrankenlosen Ausbreitung russischen Einflusses auf Kosten minder widerstandsfähiger Völkerschaften abgeleitet.

Der Nationalismus der ersten Slawophilen ist verschwommen, zu Kompromissen geneigt und im Grunde passiver Natur. Das offizielle Rußland verhielt sich zu diesem ablehnend, Zar Nikolaus (und auch Alexander I.) witterte in ihm verborgene regierungsfeindliche Absichten. Aber das ursprüngliche Slawophilentum verleugnet nirgends seine religiöse Grundauffassung, durch die es von vornherein eine rein nationale und politische Betätigung verwirft. Koschelew definiert diese Anschauung in den Satz: „Ohne Orthodoxie keine (russische) Nationalität". Dennoch ebnet die Slawophilie durch ihr bewußtes einseitiges und ausschließliches Bevorzugen russischer Art den Boden für jene zweite Form des großrussischen Nationalismus, die die Bahnen Pogodins und Uwarows einschlägt. Schon nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes (1863) macht sich innerhalb der führenden russischen Schichten eine Strömung geltend, die die Kräftigung des moskowitischen Elementes durch Aufdrängung der russischen Sprache und Administration in den nichtrussischen Gebietsteilen zum Ziele hat. Auch die eigentlichen liberalen Kreise zeigen sich durch den Aufstand verstimmt, da ihnen die Unversehrtheit des Reiches gefährdet erscheint. Herzens Einfluß geht zum Teil auf den reaktionären Katkow über, der sich nun zum Sprachrohr des russischen Nationalismus aufwirft und die rücksichtslose Russifizierung der fremdsprachigen Reichsteile fordert. Dennoch gibt die Regierung den Russifikationsbestrebungen der konservativ-nationalen Kreise nur schrittweise nach und motiviert ihre Maßnahmen bezeichnenderweise nicht mit nationalistischer, sondern allgemein staatsrechtlicher Begründung.

In dem seit 1866 (erstes Zarenattentat) offen ausbrechenden Kampfe zwischen Regierung und Liberalismus stellt sich die Slawophilie entschieden auf den Boden des traditionellen, zarentreuen und orthodoxen Konservatismus. Die stetig fortschreitende Radikalisierung der freiheitlichen Parteien veranlaßt die Slawophilen zu einer Präzisierung ihrer politischen Stellungnahme. Katkow faßt das Wesen dieser Strömung folgendermaßen zusammen: „Rußland braucht einen einheitlichen Staat und eine starke russische Nationalität. Schaffen wir eine solche Nationalität auf der Basis einer allen Bewohnern gemeinsamen Sprache, eines gemeinsamen Glaubens und des slawischen Mir; was uns im Wege stehen wird, stürzen wir um." Die Schwenkung zum aggressiven Nationalismus, die Katkow einleitete, wurde von Pobjedonoszew und Leontjew im Sinne des bekannten Uwarowschen Programmes durchgeführt. Die Balkanereignisse und die Mißstimmung gegen Deutschland nach dem Berliner Kongresse beschleunigten überdies den Prozeß der Nationalisierung der Gesellschaft und sammelten die „echt russischen

Patrioten" in einem geschlossenen reaktionären Lager. Das Slawophilentum setzte sich in den Panslawismus um, in jenes konzentrierte nationalistische System, das nach einem (später widerlegten) Ausspruch Puschkins ein Aufgehen aller Slawen im „russischen Meer" zur ideellen Hauptforderung macht.

Es ist bezeichnend, daß der russische Nationalismus in seinen Anfängen überall im Programm der streng konservativen Gruppen auftritt. Demnach ist sein charakteristisches Merkmal eine gehässige reaktionäre Grundstimmung, die sich die freiheitlichen und Reformparteien entfremdete und sie zur Ablehnung des Nationalismus veranlaßte. Der gewaltsame Tod Alexanders II. brachte Katkow und Pobjedonoszew ans Ruder und den Sieg der konservativ-nationalistischen Richtung. Die Befürwortung der Diktatur Loris-Melikows durch die slawophilen Nationalisten, die Katkow empfahl, vertiefte die Kluft zwischen beiden Lagern. Pobjedonoszew erklärt nun den Liberalismus und seine Ausläufer, den Parlamentarismus und die Reformation, als dem russischen Volke wesensfremd und die vorpetrinische altrussische Kultur mit ihrer Betonung des kirchlichen und staatlichen Absolutismus als einzige Grundlage des russischen Staates. Damit wird er der Schöpfer eines orthodox-autokratischen Nationalismus, der bald die extremsten Formen annimmt und sich die unversöhnliche Bekämpfung der reformatorischen Bestrebungen im Innern, sowie der politischen und kirchlichen Sonderrechte der Grenzvölker zur Aufgabe macht. In seinem Banne steht sein früherer Zögling, Zar Alexander III., der das politische Programm Pobjedonoszews mit seiner Autorität schützt und die Rückkehr zum Absolutismus als nationale Sendung verkündet.

Der russische Nationalismus hat durch Alexander III. zum ersten Male die volle staatliche Weihe erhalten. Mit bewußter Anlehnung an slawophile Tendenzen und unter dem Einflusse ihrer radikal-nationalistischen Vorkämpfer vollzog er die ideelle Verschmelzung von Zarismus und national-russischer Staatsidee, gemäß jener Anschauung, daß er „als Verkörperung des herrschenden Volkes herrsche". In seiner Regierungspraxis vertritt er den Grundsatz der Festigung der absoluten Herrschergewalt zum Wohle des großrussischen Volkes, als dessen Anwalt er sich betrachtet. Und er verteidigt dieses großrussische Volk gegen die Umstürzler in der eigenen Mitte, die es durch die Untergrabung der „einzig gottgefälligen und geschichtlich gegebenen Fundamente des russischen Staates" in sich entzweien und zur Beute der fremden Nationen machen möchten. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß eine föderative Umgestaltung des russischen Reiches die Einheitlichkeit des Staatswesens und damit die Weltmacht Rußlands auf das Schwerste gefährden würde, gelangt er auf dem Umwege über den Nationalismus zur Gutheißung der Russifizierung fremdnationaler und fremdkonfessioneller Reichsteile. Wie sein geistiger Leiter Pobjedonoszew die Slawophilie zu einem System intolerantester Verrussung vergröberte, so hat er die ideellen Werte des Nationalismus mit den Formen der Orthodoxie und des Absolutismus durchsetzt und seinen Machtbedürfnissen zurecht gestutzt. So ist er zum ersten bewußt-

nationalen Zaren geworden, wie er zugleich der Schöpfer des modernen national-russischen Staates ist. Der Unterschied gegenüber Nikolaus I. liegt in der grundsätzlichen Auffassung des absolutistischen Prinzips, indem Nikolaus darin bloß die überlieferte Regierungsform sah, während Alexander III. es als Träger des nationalen Staatsgedankens im Einklang mit dem innersten Wesen der russischen Nation erklärt wissen wollte. In der Kombinierung des Nationalismus mit der Autokratie erblickte Alexander III. die Stärke und das Hauptmoment der zukünftigen Entfaltung Rußlands, aber auch die Bürgschaft für die unveränderte Stellung des Zaren als obersten und symbolischen Vertreters des Großrussentums. Alexander III. gelangt praktisch zum gleichen Messianismus, der die Slawophilen beseelte, nur daß er ihm die Wege politisch, durch die Anbahnung einer großzügigen äußeren Politik, ebnen wollte.

In diesem Frühstadium des russischen Nationalismus sind mithin im allgemeinen drei Steigerungen zu verzeichnen: die Slawophilen sehen in der Nation „den erwählten Träger der allgemeinen (religiösen) Wahrheit". Katkow verstärkt und formt zugleich die slawophile Anschauung um, indem er in die Nation die „elementare Lebenskraft des Staates" hineinversetzt, die über der religiösen Wahrheit steht. Die einseitige Weiterführung dieses Gedankenganges leitet zum Chauvinismus der Aera Alexanders III. hin, darin eine skrupellose Russifizierung als Folge und praktische Betätigung des Nationalismus erscheint. Für die Wertung des nationalistischen Prinzips der neunziger Jahre ist übrigens charakteristisch, daß es nirgends um seiner selbst willen, sondern stets in Verbindung mit der Orthodoxie und dem Absolutismus auftritt. Dieser „offizielle" Nationalismus hat nur die reaktionären Kreise begeistert — Bakunin, Tschernischewskij, Lawrow, Michajlowskij u. a. befehdeten ihn als unsittlich — und im Laufe seiner Entwicklung eine gedankliche Rückbildung zum Niveau Schewirjews und Pogodins erfahren. Er hatte mit dem gleichzeitig auftretenden westeuropäischen Einigungsdrang auf nationaler Grundlage nichts zu tun, da er nicht innerlich als geistiger Zusammenschluß aller Kräfte eines Volkes, sondern als Machtausdruck dessen Erobererwillens gestaltet war. Damit war sein eigentliches Wesen im ständigen Ausdehnungsdrang nach außen und im Inneren definiert, zugleich aber auch seine verwundbare Stelle angedeutet, wo der Widerstand ein Dezennium später erfolgreich und mit entfesselter Gewalt einsetzte.

Der offizielle Nationalismus Alexanders III. wurde von Nikolaus II. zunächst vollinhaltlich als Erbschaft übernommen. Die Russifizierung der Grenzmarken schritt in der gleichen Weise fort, die Unzufriedenheit der fortschrittlichen Elemente im Innern wurde mit starker Hand niedergehalten. Der Einfluß Pobjedonoszews blieb ungeschmälert und bestimmte nach wie vor alle Entscheidungen der Regierung. Die Bestrebungen, dem großrussischen Volke in allen Fragen des öffentlichen Lebens die unbedingte Vorherrschaft zu sichern, machten den Nationalismus Pobjedonoszews in gewissem Sinne populär und fanden in

zahlreichen Verbandsgründungen auf konservativ-nationalistischer Grundlage lautes Echo. Bevor jedoch die endgültige Formulierung des nationalistischen Prinzips in Rußland erfolgen konnte, mußte der Nationalismus durch das Fegefeuer der Revolution und Konstitution hindurchgehen und seine Klärung zum Nationalismus der Gegenwart vornehmen.

Die revolutionäre Bewegung von 1905 ist zum großen Teil ein Werk der nichtrussischen Nationalitäten Rußlands. Bei dem Zustande der Willkür und Rechtlosigkeit fand die sozial-revolutionäre Propaganda unter ihnen um so leichter Anhang, als sie zugleich bei der Vielfältigkeit der verschiedenen nationalen Wünsche das natürliche vermittelnde Element bildete. Gemeinsam war allen Nationalitäten die Forderung nach einer Dezentralisierung des Reiches durch Schaffung von Föderativstaaten und die Aufhebung des Absolutismus. Die realpolitische und staatsrechtliche Motivierung dieses Programms war schon früher von dem Ukrainer Dragomanow und dem Dekabristen Murawjew gegeben worden. Noch vor der eigentlichen Konstitution war die Regierung zu Zugeständnissen genötigt gewesen, die vor allem der nationalen Presse und dem Vereinswesen zugute kamen und die separatistischen Bestrebungen dadurch in weite Kreise hineintrugen. Die freiheitliche Betätigung bedeutete gleichzeitig eine Nationalisierung der Fremdvölker und beschleunigte die klare Ausprägung ihrer nationalen Bedürfnisse. Die gute Vorbildung der Massen zeigte sich bald darauf bei den Dumawahlen, die im Zeichen nationaler Losungsworte standen und mit einem Schlage die unterdrückten Minoritäten zur politischen Mitarbeit heranzogen. Die erste Duma wies 16 nationale Gruppen mit 109 Abgeordneten auf, die mit einem völlig ausgearbeiteten Programm vor die Oeffentlichkeit traten und sich dem parlamentarischen Leben mit all seiner Zusammengesetztheit schnell und anstandslos einfügten.

In das Chaos der Revolution und die Parlamentarisierung des öffentlichen Lebens tauchte auch der russische Staatsnationalismus vorerst unter, um einige Jahre später in veränderter und revidierter Fassung aufs neue emporzukommen. Die rechten Parteien der Duma und die Regierung hatten unschwer erkannt, daß eine Erfüllung der extremen fremdnationalen Forderungen die Negierung des russischen Staates bedeutete; in dem Maße des Erstarkens der einzelnen Völkerschaften mußte die Einheitlichkeit und die machtvolle Geschlossenheit des Reichskörpers fallen und einem schwächlichen Nationalitätenstaate Platz machen. Diese Gefahr wurde durch die demokratische Grundstimmung des Hauses gesteigert, die ein Überwiegen der liberalen und revolutionären — nationalitätenfreundlichen — Gruppen mit sich brachte und die russisch-nationalistischen Träume immer tiefer in den Hintergrund drückte. Der Absolutismus Alexanders III. hatte auf die innere Entwicklung des Reiches lähmend und erstarrend gewirkt; aber er hatte ein nationales Großrussentum geschaffen, das mit ungeahnter Intensität die Wahrung seiner Vorrechte in die Hand nahm und diese gegen den Ansturm der „Unter-

tanvölker" rücksichtslos verteidigte. Die Regierung war sich mit den zarentreuen Vorkämpfern der Großmachtstellung Rußlands darüber einig, daß Zugeständnisse an die Nationalitäten und die äußerste Linke die Stoßkraft des Staates ungünstig beeinflussen, wenn nicht völlig brachlegen würden. Die Weltmachtbedeutung Rußlands beruhte eben auf der Massivität des Reichsgefüges und dem unlösbaren Besitze seiner reichsten Grenzländer, der Ukraine und Polens. Ihr Bestreben mußte demnach darauf gerichtet sein, den steigenden Einfluß der Nationalitäten und der ihm Vorschub leistenden fortschrittlichen Parteien zu brechen. In diesem Kampfe gegen den Separatismus der Grenzmarken und der revolutionären Propaganda bekam die Regierung unerwartet Hilfe aus den Reihen der großrussischen bürgerlichen Parteien selbst.

Wie ein kalter Strahl wirkte nach dem ersten konstitutionellen Freiheitsrausch die immer deutlicher zutage tretende Tendenz der Nationalitätenvertreter, den einheitlichen Zarenstaat durch Autonomisierung der nichtrussischen Reichsteile in seiner traditionellen Gestalt aufzuheben und durch einen freiwilligen Staatenbund zu ersetzen. Mit dieser Wahrnehmung geht bei den großrussischen liberalen Dumafraktionen ein Besinnen über das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem gemeinsamen Staate Hand in Hand, und als Folge davon eine Annäherung an die Regierung, zunächst soweit das Nationalitätenprogramm in Frage kam. Das großrussische Bürgertum schwenkte unvermittelt von der bisherigen Nationalitätenpolitik ab. Schon früher war in das Verhalten der großrussischen Parteien gegenüber der nationalen Regierungspolitik eine Unsicherheit eingetreten. Während die einflußreichen liberalen Parteien, vor allem die Kadetten, im Anfang prinzipiell warme Befürworter der fremdnationalen Aspirationen waren, machte sich bei ihnen nach den ersten Dumasitzungen, als die ukrainische Frage zur Sprache kam, eine gewisse Ernüchterung geltend, die freilich noch nicht stark genug war, das liberale Programm in einem seiner Hauptpunkte, der Behandlung der „Fremdstämmigen", umzustoßen. Die nationale Woge, die plötzlich über die großrussischen Volksvertreter aller Richtungen hereinflutete, spülte auch die Einschränkungen der Kadetten und sogar der Fortschrittler vom Schlage Struwes und Berdjajews fort. Mit seltener Einmütigkeit stellten sämtliche freiheitlichen bürgerlichen Gruppen den Mindestforderungen der Nationalitäten die Unantastbarkeit des Reiches und seines national-russischen Bestandes entgegen, ja sie brachten in der Folge aus ihrer Mitte erbittertere und nachhaltigere Gegner der andersnationalen Bestrebungen hervor, als selbst die offiziellen Hüter der staatlichen Unverletzlichkeit. Die Liberalen Rußlands erwiesen sich bei den Lösungsversuchen der brennendsten Völkerprobleme Rußlands in ihrer nationalistischen Verblendung entschieden konservativ-reaktionär, sie waren aus ihrer ursprünglich antidynastischen Gesinnung schließlich zarischer als der Zar geworden.

Dies war der Gedankengang, der den Liberalismums Rußlands mit der anfänglich heftig bekämpften offiziellen Politik aussöhnte und ihm ein uns seltsam

anmutendes Gepräge aufdrückte. Die alte panslawistische Formel: Orthodoxie, Autokratie und Nationalität hatte selbst durch die Erschütterungen der Revolution im Grunde nichts von ihrer Bedeutung eingebüßt, wenngleich sie sich eine Rektifizierung im Sinne des allmächtigen Nationalismus gefallen lassen mußte. Die Idee der Vorherrschaft des Großrussentums hatte alle liberalen, demokratischen und kosmopolitischen Bedenken siegreich überwunden und sich selbst die Reihen der „illegalen" Parteiler erobert. Der reaktionäre Nationalismus Uwarows feierte seine Auferstehung, er hatte die Exklusivität seiner bisherigen Träger durchbrochen und den Weg in die Masse gefunden. Die fortschrittlich-bürgerliche Politik war seine Fortsetzerin geworden.

Gewiß war der Staatsstreich Stolypins vom 16. Juni 1907, durch den er die ungefügige und allzu autonomielüsterne Duma auflöste, mit dem innersten Wollen der bürgerlichen Parteien im Einklang, zumal er zwei wichtige Errungenschaften brachte: die Festigung der großrussischen Vorherrschaft und die Beseitigung des nationalistischen Separatismus durch Einschränkung der fremdnationalen Vertretung. (Von 109 nationalistischen Abgeordneten blieben kaum 36 „gemäßigte" Nationalisten zurück.) Der russische Liberalismus, der in die dritte Duma einzog, hatte sich innerlich mit den Gewaltmaßnahmen der Regierung längst abgefunden und seine Bekehrung zum Staatsprogramm auf dem Boden eines straffen Nationalismus vollzogen. Seine Vertreter, die Oktobristen, die Kadetten, Progressisten und in gewissem Sinne die Arbeitsgruppen, waren national gestaltet, wenn sie auch sonst von einander durch prinzipielle Gegensätze geschieden waren. Die durch eine zielbewußte Politik Stolypins erstarkte Regierung führte nun den Kampf mit den Nationalitäten mit aller Schärfe durch, umsomehr als sie der ungeteilten Billigung der überwiegenden Dumamehrheit sicher sein konnte. Unstimmigkeiten zwischen Stolypin und den Oktobristen veranlaßten ersteren, sich der gemäßigten Rechten (unter Krupenskij und Balaschow) zuzuwenden, die infolge ihrer entschieden nationalistischen Haltung der offiziellen Politik am nächsten standen. Im Jahre 1911 vollzog er — anläßlich des Gesetzerlasses über die Landschaftsorganisation für das Westgebiet — seine gänzliche Alliierung mit dieser Gruppe, die nun (zusammen mit den Monarchisten 200 Mann stark) den aggressiven Staatsnationalismus auf ihren Schild hob und ihm in kurzer Zeit eine ungeheure Popularität verschaffte. Das Einschwenken der Oktobristen in das gleiche Lager war dem Gebote der Selbsterhaltung entsprungen. Aber auch die oppositionellen Kadetten trugen der neuen Richtung gebührend Rechnung, indem sie ihren Einfluß im Volke durch ein strammes nationalistisches Programm zu erhalten suchten. Die großrussischen Parteien überboten sich in der Duma in nationalistischen Vorschlägen, so namentlich über die Landschaftsinstitutionen in den Westprovinzen, über die Abtrennung des Cholmlandes von Polen, die finnländische Kriegsgesetzgebung und die Kolonisationsbestimmungen Südrußlands. Die Regierung folgte elastisch allen Anregungen des entfesselten

Dumapatriotismus. Sie konnte die Initiative der Antragstellung mit gutem Gewissen der Duma überlassen, nachdem sie sie mit ihrem geschichtlichen Erobererwillen und ihrer nationalistischen Ideologie durchtränkt hatte. Der Unterschied der konservativen und liberalen großrussischen Parteiprogramme ließ sich überhaupt, wenn man die bekannte panslawistische Formel von der „heiligen Dreiheit" als Maßstab nahm, auf die unterschiedliche Auslegung des Samodershawije, der Selbstherrschaft, allein zurückführen; in der Anerkennung der Suprematie des russischen Volkes waren beide Lager restlos einig, ebenso in der Wertung der orthodoxen Kirche als geistiger Grundlage der nationalrussischen Kultur.

Die große Frage, wie die konstitutionell gewährleisteten Bürgerrechte mit den nationalen Forderungen der fremdsprachigen Bevölkerung in Einklang zu bringen seien, wurde dadurch kurz und bündig im Sinne des russischen Staatsnationalismus gelöst. Auch die anfänglichen Versuche eines schüchternen Protestes von seiten der linken Parteien des Hauses waren im Grunde nur blasse Rechtfertigungsversuche vor dem eigenen Gewissen. Das natürliche Recht jedes Volkes auf Selbstbehauptung wuchs in Rußland in krankhafter Wucherung zu dem Verlangen nach Unterjochung fremder Völker und ihrer Kulturen. Die große Masse selbst hatte durch ihre Führer den schrankenlosen Ausdehnungstrieb des russischen Nationalismus in ihr Fühlen übernommen und durch ihr einmütiges Gutheißen geheiligt. Für die Popularisierung des nationalen Gedankens war es überdies wesentlich, daß die große Mehrheit der Duma (ebenso die Rechte) gemäß der sozialen Struktur Rußlands agrarisch und von vornherein der Regierung Gefolgschaft zu leisten geneigt war. Seine vollste Werbekraft entwickelte jedoch das nationalistische Motiv bei den Wahlkämpfen zur vierten Duma, die von den Regierungsparteien im nationalistisch-konservativem Geiste unter starker Mitwirkung der reaktionären orthodoxen Geistlichkeit geführt wurden. Das Ergebnis war die selbständige Konstituierung einer mächtigen „Gruppe der Nationalisten", die zusammen mit den Oktobristen (dem Zentrum) alle Macht an sich rissen und die parlamentarische Atmosphäre nationalistisch bestimmten.

Das charakteristische Merkmal des öffentlichen und politischen Lebens in Rußland ist eine fortschreitende Durchsetzung der Anschauungen mit den Elementen eines kampfesfrohen Staatsnationalismus. Die Ereignisse auf dem Balkan von 1912/13 wirkten durch das panslawistische Mitgefühl stark nationalisierend. Der Panslawismus wurde in Rußland seit jeher als Panrussismus verstanden. Wenn auch die eigentliche Landbevölkerung nicht im strengen Sinne nationalistisch zu werten ist, so fühlt der aus ihr hervorgegangene Intelligent jedenfalls entschieden national. National ist auch der Liberalismus der Kadetten und Progressisten und der „bekehrten Büßer der Revolution" bis herunter zu den radikalsten Sozialrevolutionären. Daran ändern auch gelegentliche heftige Kämpfe gegen die Regierung nichts. Miljukow, der Kadettenführer, konnte im gleichen Atem die Rückständigkeit der Regierungsmaßnahmen verwerfen und zugleich die natio-

nalitätenfeindlichen Ausnahmegesetze derselben Regierung mit dem Schimmer weitsichtiger Staatsklugheit verklären. Und Plechanow, der Sprecher der russischen Marxisten, fand zu Anfang des Weltkrieges reumütig den Weg zu derselben „legalen" Politik zurück, die er vorher unversöhnlich befehdet hatte. Der chauvinistische Staatsnationalismus hat die breiten Schichten von Bürgertum und Intelligenz berauscht und sie in die Arme eines nationalistischen Größenwahns getrieben. Es ist der Imperialismus, der aus den Fugen des überspannten russischen Staatsnationalismus herauslugt und seine eigenen Schöpfer durch den Ansturm einer radikalisierten Masse zu erdrücken droht. Dazu hat ihn unablässig eine Literatur gebildet, die von Gogol, Bjelinskij über Turgenjew und Dostojewskij bis herauf zu den neuesten Panslawisten das russische Denken formte und es zu dem Glauben an das zukünftige, geistige und tatsächliche Weltreich verleitete. Dazu hat ihn die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Staates gedrängt, die frühzeitig im Zeichen kommender Auseinandersetzung mit dem Germanismus stand.

Wir aber dürfen die Gefahr dieses aggressiven Nationalismus, der in Rußland bis zur mystischen Verklärung der slawischen Rasse und der sinnlosen Befehdung fremden Wesens gediehen ist, nicht zu gering veranschlagen. Ein monarchisch-konstitutionelles Rußland ist uns darum ebenso Feind, wie es ein absolutistisches war und ein kommendes demokratisches sein wird. Das frühere zaristische Programm ist durch die Ueberleitung dieses Nationalismus von dem Volke vollinhaltlich akzeptiert und auf eine breite Basis übertragen worden. Der Kampf der Duma mit der Regierung, von dem uns letzthin Nachrichten aus Rußland berichteten, hat wohl die unterirdische Gegensätzlichkeit zwischen beiden aufs neue aufgedeckt; aber dieser Kampf wurde nur um die intensivere Mitbeteiligung des Volkes an den Reichsentschlüssen geführt und galt im Grunde der Unfähigkeit der Regierung zur Abwehr des äußeren Feindes. Nicht der Widerstand gegen die Großmachtspolitik des Staates ist sein Leitmotiv, sondern der Erobererwille des Volkes, das ungeduldig die Niederringung des Gegners durch eine wirksamere Ausnützung der nationalen Kräfte beschleunigen möchte. Volk und Regierung beseelt das gleiche Gefühl des unüberbrückbaren Hasses gegen uns. Von diesem Grundsatz aus müssen wir alle Entscheidungen der russischen Nation werten und unser Verhalten ihr gegenüber bestimmen lassen.

Adolf Teutenberg: Frankreich und Deutschland in Holland.

Dem deutschen Hollandreisenden, der die uns stammverwandten westlichen Nachbarlande auch nur flüchtig berührt, muß sich alsbald eine ebenso unnatürliche wie offensichtliche Erscheinung im Geistesleben und in der Kulturgebahrung des niederdeutschen Volkes der Holländer peinlich fühlbar machen: das erdrückende Uebergewicht des französischen Einflusses. Die Beeinflussung Hollands durch den französischen Geist beginnt schon in den Schulen: sogar in den niedrigst stehenden Volksschulen wird das Französische als — einzige — Fremdsprache den Kindern eingeprägt; von den höheren Lehranstalten, in denen die französische Sprache vollends in erster Reihe steht, zu schweigen. Von der Schule setzt sich der französische Einfluß ins ganze holländische Leben fort — dem Holländer selbst halb unbewußt. Obwohl auch der heute lebende Holländer eine noch durchaus eigengeartete Natur erscheint, ist bei ihm französische Geschmacks- und Geistesrichtung augenfällig vorherrschend: nicht nur die Mode, sondern auch die tägliche Lebensgewohnheit, der Stil des gesellschaftlichen Lebens, und ganz besonders die großen Bildungsmächte, wie die Presse, das Theater, ja sogar die von so großen Überlieferungen befruchtete holländische Kunst und Kunstliebhaberschaft empfangen ihren entscheidenden Antrieb von — Paris. In der Residenz Haag besteht seit langem eine auch in den übrigen holländischen Großstädten spielende französische Oper, der sich sogar noch eine italienische Oper zugesellt; eine deutsche Oper fehlt in Holland, obwohl das in Amsterdam und Haag besonders rege und großzügige musikalische Leben von deutscher Musik sehr stark genährt wird.*) Nicht minder erfreuen sich in Holland publizistische Unternehmungen in französischer Sprache eines fröhlichen Lebens: es gibt da ein „Journal de Commerce de Hollande", ein „Télégraphe de Hollande", eine — in diesem Kriege erst gegründete — „Revue de Hollande" (die unter dem Mantel der Kunstbegeisterung für die Entente wirbt), und vor nicht langer Zeit hat erst der Abgeordnete de Savornin-Lohmann in der Kammer es öffentlich rügen müssen, daß eine in französischer Sprache erscheinende Zeitung, die „Gazette de Hollande", aus Staatsmitteln unterstützt werde.

Solcher einseitigen Pflege alles Französischen, die während dieses Krieges in einer naiv-leidenschaftlichen Parteinahme großer Volksteile Hollands einen bezeichnenden Ausdruck fand, steht eine fast unbegreiflich weitgehende Unkenntnis in deutschen Angelegenheiten gegenüber. Die deutsche Sprache, die man in Holland selbst von Höchstgebildeten nicht fehlerfrei sprechen hört, steht in den Schulen, wo

*) Neuerdings hat eine aus ersten Kräften zusammengesetzte Gesellschaft unter Direktor Reinboth einen deutschen Opern-Zyklus in Holland absolviert; es ist zu wünschen, daß daraus eine bleibende Deutsche Oper in Holland werde. Der Verf.

sie überhaupt gelehrt wird, an dritter Stelle, nämlich hinter Französisch und Englisch. (Ein Umstand, der um so befremdender ist, als gewisse Universitätsdisziplinen in Holland, beispielsweise die Medizin, auf deutsche Lehrbücher geradezu angewiesen sind). Die nachklassische deutsche Literatur, die in Dichtern wie Grillparzer, Uhland, Mörike, Chamisso, Droste, Lenau, Heine, Geibel, Heyse, Storm, Hamerling, Hebbel, Rosegger, Fontane, Liliencron, Hauptmann usw. usw. einen so unendlich tönereichen Ausdruck gefunden hat, ist in dem sprachverwandten Holland so wenig durchgedrungen, daß mir ein holländischer Universitätsprofessor sagen konnte: die mangelnde Pflege des Deutschen in Holland rühre auch daher, daß die deutsche Literatur seit Goethe und Schiller der gleichzeitigen englischen und französischen, die dem Holländer von Kindesbeinen an vertraut werde, nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen habe. . . Die deutsche Geschichte wird in Holland, gewiß nicht zuletzt auch infolge der unzureichenden deutschen Sprachkenntnis, durchgehends und sozusagen traditionell aus dem französischen Gesichtswinkel betrachtet, nicht anders wie die deutsche Politik, die von dem Großteil der Presse in französischem Geiste interpretiert wird. Dies alles durchaus nicht in der bekannten böswilligen französischen Gesinnung, die dem Haß entspringt, oder die man kaufen kann, sondern vielmehr aus jener einseitigen Gewahrwerdung, Kenntnisnahme, Geistesbildung von Jugend auf, die dem Holländer wie mit Schicksalsmacht den Gesichtskreis einengt. Man kann diese Verhältnisse an holländischen Literaturerzeugnissen und an der holländischen Presse gerade jetzt eindringlichst studieren. Jede große und kleine Frage dieses Krieges wird hier aus der Utopia-Perspektive einer Jakobiner-Phraseologie gesehen und erörtert, die wir mit dem Eintritt ins reife Mannesalter und mit dem Aufnehmen einer geordneten bürgerlichen Tätigkeit als unfruchtbaren, ja gefährlichen Selbstbetrug abzulegen pflegen. Der politische Phrasenschatz der großen französischen Revolution lebt hier — ganz wie in Frankreich — immer noch in einer tönenden Hohlheit fort; so als wenn wir immer noch in den patriarchalischen Bahnen des ancien régime fortschlenderten; und als wenn wir nicht längst dahinter gekommen wären, daß das moderne Staatsleben eine Riesenmaschine geworden ist, die nicht durch Gefühlsfeuerchen für „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", nicht durch Schönrednerei, Wahlstimmenfang und Parteidoktrinarismus, sondern durch angewandte Wissenschaft, gesellschaftliche Gliederung und zweckmäßige Organisation der Arbeit in guten Gang gebracht wird. Es kann wohl Wunder nehmen, daß gerade in Holland, dem klassischen Lande des Naturalismus, der Unfug des französischen „Freiheit-, Gleichheit- und Brüderlichkeits-Rummels", der gegen alle Wahrheit der Natur ist, und ganz sicher gegen alle Kunstregeln des staatlichen Aufbaues — noch nicht entdeckt wurde. Das Rätsel löst sich, wenn man die hypnotisierte Hinwendung Hollands zur französischen Zivilisation, die doch längst ins Hintertreffen geraten ist, in allen ihren Folgeerscheinungen überdenkt. Bis zur Stunde ist die Mehrheit des holländischen Volkes, obgleich schon eine vom Kriege aufgeblasene neue Geistesströmung

wie eine erfrischende Seebrise durchs Land geht, aus dieser Hypnose noch nicht erwacht. Vielmehr gilt deutsche Kultur auch da, wo etwas von ihrem Urwesen geahnt wird, in Summa als „parvenuhaft kolossal" — eine Bezeichnung, die wortwörtlich französischer Prägung ist und aufs neue dartut, wie fest die französische Brille mit dem holländischen Gesicht verwachsen ist. —

Mißt man das hier nur oberflächlich gekennzeichnete Unverhältnis vom französischen und deutschen Einfluß in Holland an gewissen Tatsachen der Geschichte und des heutigen Lebens, so ist man versucht, dieses Unverhältnis geradezu pervers zu nennen. Das Fürstenhaus der Oranier, dem Holland seine nationale Freiheit dankt, und das noch heute so volkstümlich ist, daß selbst der sozialistisch gesinnte Mann der Straße an nationalen Feiertagen sein „Orange boven" („Hoch Oranien") singt, — ist deutscher Herkunft, und dieses in Holland so festgegründete Königshaus ist obendrein auch heute noch mit deutschen Fürstenhäusern verwandtschaftlich auf mannigfache Weise verbunden. Das wirtschaftliche Leben Hollands wird weiter durch Deutschland so ausgiebig gespeist, daß es geradezu verdorren müßte, wenn diese Speisung einmal aufhören würde: nicht nur hat Holland für seine landwirtschaftlichen und kolonialen Erzeugnisse an Deutschland einen gewaltigen Markt, nicht nur wird es von deutscher Wirtschaft und Industrie mit wichtigen Grundstoffen und Fertigprodukten auf die vorteilhafteste Art versorgt — es zieht auch durch seinen unangetasteten Besitz der großen Rheinzufuhrstraße bedeutenden Vorteil. Wozu noch kommt, daß Deutschland die Hauptmasse der Hollandreisenden stellt, die das Land um seiner Kunstschätze und Seebäder willen alljährlich füllen. Alle diese verbindenden Beziehungen fehlen nach der französischen Seite hin, oder sie sind in weit geringerem Maß vorhanden. Dahingegen ist feststehend, daß das holländische Volk von dem französischen in der Vergangenheit viel Ungemach zu erdulden gehabt hat, während umgekehrt zwischen Holland und Deutschland niemals Feindschaftsverhältnisse bestanden haben. Und wie steht es in diesem Kriege, wenn wir das tatsächliche Verhalten und die politischen Absichten der miteinander ringenden Mächtegruppen gegenüber Holland in vergleichende Betrachtung ziehen? Während Hollands Handel von England wie auch von Frankreich, das die Nordseesperre offiziell mit England zusammen handhabt, tagtäglich ärgere Unterbindungen und Drangsalierungen erfährt, läßt es Deutschland sich angelegen sein, den bedrängten Nachbarn so nach wie vor mit gewissen wichtigen Rohstoffen und Erzeugnissen (z. B. Kohle und Teerfarben), nach Maßgabe seiner Möglichkeiten zu versorgen. Und während der Unterstaatssekretär Zimmermann namens der deutschen Regierung die unmißverständliche Erklärung abgegeben hat, daß kein ernst zu nehmender Deutscher daran denke, Holland jemals zu vergewaltigen und Deutschland einzuverleiben, kann man in französischen bezw. belgischen Kriegszielbetrachtungen die freundliche Absicht erkennen, nach der Besiegung Deutschlands die holländischen Südprovinzen Limburg und Zeeuwsch-Vlaanderen einem Großstaate Belgien, — der natürlich unter fran-

zösischer Aufsicht stehen würde —, einzuverleiben: schon hat der Flame Herr van Cauwelaert für diese annexionslustigen Projektenmacher den Spottnamen „Rheinritter" erfunden!

So scheint die ungleiche Einwirkung des deutschen und des französischen Geistes auf das uns so nahe — innerlich wie äußerlich nahe — Volk der Niederländer mit den Tatsachenverhältnissen von Vergangenheit und Gegenwart in einem seltsamen Widerspruch. Wir wollen die Gründe davon nicht untersuchen, aber doch anmerken, daß sie wohl nicht allein auf Seiten der Holländer zu suchen sind, sondern gewiß auch mancherlei Unterlassungssünden von unserer Seite entspringen. Neuerdings macht sich, wie oben schon angedeutet, eine kräftige Reaktion gegen den einseitigen Franzosenkult in Holland bemerkbar, deren positives Ziel die Verbreitung einer besonderen Kenntnis des deutschen Geistes und der gesamten deutschen Kultur ist. Dieser Bewegung, die von einem prachtvollen Begeisterungsfeuer, von tiefeindringenden Kennern unseres Deutschtums und von angesehensten holländischen Namen getragen wird, wird bei uns, vielleicht infolge der großen Begebenheiten im Osten, viel zu wenig Beachtung geschenkt.

Dr. Gustav Motschmann (Brüssel): Zum Erfolg der Kriegsanleihen.

Wie die früheren, so hat auch die v i e r t e Kriegsanleihe einen ausgezeichneten Erfolg gehabt, von neuem hat das deutsche Volk binnen drei Wochen dem Reich für die Fortführung des Krieges eine Summe zur Verfügung gestellt, deren Aufbringung in Friedenszeit nahezu unmöglich erschien. Mit den Ziffern der bisherigen Anleihen vereinigen sich diejenigen der neuen zu einer Summe von rund $36^1/_2$ Milliarden, ein Betrag, der etwa reichlich den zehnten Teil unseres gesamten Nationalvermögens umfaßt. Es sind stattliche Zahlen, die sich der Laie nur schwer vorstellen kann, und deren Herkunft ihm fast rätselhaft erscheinen mag.

Wer in den großen Mechanismus der Kriegswirtschaft Einblick hat und die w i r t s c h a f t l i c h e n wie die m o r a l i s c h e n Zeichen unserer Zeit zu deuten weiß, der war sich nicht im Zweifel darüber, daß die Zeichnung wieder einen bedeutenden Erfolg haben würde. Aber die Spannung war doch groß, sowohl bei uns wie nicht minder bei unsern Gegnern. Es war die große Frage, ob und wie weit wohl das Ergebnis hinter dem außerordentlichen Resultat der letzten Anleihe zurückbleiben würde, das mit mehr als 12 Milliarden Mark vor erst einem halben Jahr eine so große Überraschung gewesen war. Schon das Ergebnis der zweiten Anleihe war mit 9 Milliarden ein ganz ungewöhnlicher Erfolg. Beiden reiht sich

die letzte Anleihe mit fast 11 Milliarden würdig an. Das sind in der Tat glänzende Ergebnisse, die bei der Wichtigkeit der finanziellen Kriegsführung vor allem in ihrer Beständigkeit besonders erfreulich sind.

Denn außerordentliche Aufgaben sind es, die das Reich zu erfüllen hat: Es gilt die riesige Wehrmacht auszurüsten und zu erhalten, die Wehrmacht zu Lande und zu Wasser, in der Luft und unter der Erde, all die großen technischen Hilfsmittel, die zum modernen Kriege gehören, und die heute für den Erfolg nicht zu entbehren sind. Dazu die Aufwendungen für alle diejenigen, welche bisher Einbuße durch den Krieg erlitten haben: die wirtschaftlich Schwachen, die Verwundeten und Invaliden, sowie die Hinterbliebenen der Gefallenen. Die Sorge vor allem um die vom Kriege unmittelbar Betroffenen ist des Staates wie unser aller heiligste Pflicht. Sie kann niemals ernst genug genommen werden! Neben alledem ist die ganze komplizierte Staatsmaschine unter erschwerten Bedingungen im Gang zu halten, wozu es gleichfalls großer Mengen Geldes bedarf.

Was Wunder, wenn durch alle diese Aufwendungen des Reiches die Kriegslasten mehr und mehr sich steigern? Die mannigfachen Erörterungen, die die finanzielle Kriegführung in allen Ländern auslöst, führen uns beständig diese Seite des Krieges deutlich vor Augen. In allen Ländern, nicht zum wenigsten in dem kapitalstarken England, mahnen besonnene Männer an die wachsenden Lasten des Krieges. Sein Druck wird auch dort immer stärker fühlbar, verhallt sind die prahlerischen Worte von den „silbernen Kugeln", mit denen Lloyd George Deutschland zur Strecke bringen wollte.

Wohl mag mancher sich fragen, wie auf die Dauer der Krieg finanziell durchgeführt werden soll, und wie lange — so leicht und rasch wie bisher — die Milliarden zusammenströmen werden? Solche Bedenken bestehen nicht nur für uns, sondern keineswegs minder für unsere Gegner, die bei freundlichen „Neutralen" noch Unterstützung finden. Zu welchem Ergebnis finanziell der Krieg führen wird und wie die Aufgaben gelöst werden sollen, die er auf diesem Gebiete hinterläßt, das ist Gegenstand späterer Sorge. Wir brauchen sie nicht zu verkennen, aber auch gar nicht zu fürchten. Das Reich hat so stark sich gezeigt, das Volk so großes geleistet, daß wir auch der Aufgaben ganz gewiß Herr werden, die der Krieg uns zurücklassen wird. Heut gilt es den Kampf selber fortzuführen, um die endgültige Entscheidung zu erringen.

Eine der größten Überraschungen des Krieges haben wir — gottlob — bei unseren Kriegsanleihen erlebt. Ihr außerordentlicher, steigender Erfolg widerlegt alle Zweifel. Nicht nur in politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Kreisen, sondern bei der ganzen Bevölkerung sind die Kriegsanleihen seit Monaten Gegenstand allgemeinen Interesses geworden. Darin eben liegt die Quelle ihres Erfolges. Es ist eine große Bewegung, die auch bei dieser Kriegshandlung durch die ganze Öffentlichkeit geht. Wie alle Kreise der Bevölkerung, wie die verschiedenen Schichten des Wirtschaftslebens, ohne Unterschied, die verfügbaren

Betriebsmittel, die ersparten Kapitalien, Teile des Einkommens wie herangezogene Reserven aus allen Gebieten des Reiches in so außerordentlicher Summe jedesmal innerhalb weniger Wochen für den Bedarf des Reichs zur Verfügung stellen, wie Handel und Gewerbe, Finanzwelt und Presse, öffentliche Institute, Verbände, Gemeinden und Schulen sich auch hier in den Dienst des Reiches stellen — darin liegt etwas Imposantes. Es ist der Wille zum Siege, der sich auch darin stets aufs neue bekundet, die Gewißheit, daß das ganze Volk unentwegt zusammenhält in der Abwehr des furchtbaren Angriffs, zu dem übermächtige Gegner sich gegen uns vereinigt haben.

Wie erklären sich die außerordentlichen Ziffern der Kriegsanleihen?

Das Reich steht seit Monaten im Zeichen der Kriegswirtschaft. Der mächtige Antrieb, den der Krieg der ganzen wirtschaftlichen Produktion und Arbeit gegeben hat, hält nach wie vor alles in starker Bewegung. Außerordentlich ist der Bedarf, den die Ernährung, Bekleidung und Ausrüstung des Millionenheeres erfordert. Wirtschaft und Technik sind durch den Krieg völlig umgestaltet und erhalten durch ihn beständig neuen Antrieb. Er vervielfacht und beschleunigt den großen Prozeß des Güterumlaufs, wie er den Raum der deutschen Volkswirtschaft weit über die Grenzen des Reiches hinausgespannt hat. An Stelle des wirtschaftlichen Verkehrs, der unterbrochen wurde, ist die Binnenwirtschaft getreten. Der heimische Markt selbst ist die Quelle und Mündung des ganzen Verkehrs, der jetzt auf diesem Boden fast ganz sich erschöpft.

Ein intensiverer Betrieb, völlig veränderte Produktionsbedingungen, ganz neue Gewinnmöglichkeiten — das sind die Wirkungen des Krieges. Der Geldbedarf hat sich gesteigert, der Leihwert des Geldes, der Zinsfuß, entsprechend erhöht. Der Staat ist der große Konsument, der die Wirtschaft nach seinen Bedürfnissen umformt. Er bildet und erhält neue Betriebe. Industrie und Handel, Landwirtschaft wie Gewerbe arbeiten in seinem Dienst, in den Rohstoffe und Fabrikate übergehen, für den Lebensmittel und andere Vorräte bereitgestellt werden. Der Staat besoldet das große Heer all derer, die in seinem Dienst stehen, vor allem den großen Teil der Bevölkerung, der jetzt auf Grund der Wehrpflicht dem Staate dient.

Der Krieg ernährt den Krieg. Die Grundlagen der Wirtschaft sind verschoben, alle Produktionsfaktoren, Grund und Boden, Kapital und Arbeit, stehen vor neuer Konjunktur. Fast das ganze Preisniveau hat sich erheblich gesteigert. Diese Bewegung verteuert zwar den Güterverbrauch und die Teuerung lastet schwer auf manchen Kreisen. Aber die Preissteigerung begünstigt auch wieder die Güterproduktion, und ein großer Teil des Produktionsprozesses hat sich gerade unter den Wirkungen des Krieges vom Einfluß der Preisbildung völlig befreit. Die Umstellung der Kriegswirtschaft gleicht viele Hemmungen aus, die der Friedensbetrieb erfahren hat, die Kapitalien selbst, die das Reich in Form der Anleihen aufzunehmen gezwungen ist, wie ihre Zinsen arbeiten im

Dienste des Krieges und finden in der heimischen Produktion wieder nutzbringende Verwendung. Dieser große Kreislauf erklärt es, wie oft hervorgehoben ist, daß sich die Milliarden so rasch erneuern und daß sie dem Reich immer wieder zuströmen. Die Natur der Kriegswirtschaft und ihre internationale Absperrung bedingen es, daß viele Güter sich rascher wie sonst in Geld umsetzen, und daß die ganze Wirtschaft sich in einem Zustand viel größerer Liquidität befindet als in normaler Zeit.

So sind denn auch die Quellen, aus denen die Gelder der Kriegsanleihe fließen, zahlreich und mannigfach. Industrie und Handel sind es vor allem, die aus der Kriegskonjunktur besonders großen Nutzen ziehen. Sie können alte Bestände günstiger als je verwenden und haben neue große Aufträge unter besseren Bedingungen als früher. Der Staat zahlt in der Hauptsache bar, und bei seinem ungeheuren Bedarf wirkt das bis in die weitesten Kreise der Wirtschaft zurück. Denn die verschiedenen Glieder in dem Fabrikationsprozeß und dem Güterumsatz nehmen daran teil. Neben den großen und kleinen Aktiengesellschaften nehmen die Gewerkschaften, die Gesellschaften mit beschränkter Haftung und all die privaten Unternehmungen in ihren verschiedenen Formen die Kriegsanleihen auf. Auch die Landwirtschaft, deren Schutz in Friedenszeit oft umstritten war, der aber jetzt seine Früchte trägt, verdankt dem Krieg den raschen Absatz ihrer Produkte zu steigenden Preisen.

Ein großer Teil des Kapitals, das in den verschiedenen Gebieten der Volkswirtschaft angelegt ist, bringt höhere Rente. Wie die Sparkraft, so wird auch der Spartrieb unter dem Einfluß des Krieges, der manche Beschränkungen notwendig macht, in verschiedener Weise gefördert. Viele Anlagemöglichkeiten der Friedenszeit fehlen, namentlich sind die internationalen Kapitalwanderungen unterbrochen. Die besondere Gestaltung der Kriegswirtschaft, die sich daraus ergibt, daß Deutschland heute nur wenig ausführen kann, aber Lebensmittel, manche Rohstoffe und Fabrikate einführen muß, hat die fremden Wechselkurse weit über ihren normalen Stand gesteigert. Das hat es vielen Kapitalisten ermöglicht, ihre ausländischen Wertpapiere mit ganz ungewöhnlichem Nutzen zu verkaufen und in Kriegsanleihe einzutauschen. Diese Entwicklung, die schon seit Monaten anhält, hat dank der Aufklärung durch die beteiligten Stellen wie durch die Presse manche Erfolge erzielt, wenn auch noch viel Spielraum für die Zukunft offen bleibt. Man hat in Fachkreisen über die Nützlichkeit der ausländischen Kapitalanlagen oft gestritten, doch galten sie als Reserven für den Fall der Not. Als solche Reserve haben sie jetzt, wenn auch erst teilweise, gute Dienste geleistet.

Wichtige Glieder inmitten der vielgestaltigen modernen Volkswirtschaft sind die Kreditinstitute, die Banken und Sparkassen, die Genossenschaften und Versicherungsgesellschaften. Sie sind es, die bei den Zeichnungen der Kriegsanleihe eine bedeutende Rolle spielen, denn sie bringen aus ihren eigenen reichen Mitteln, wie aus denen ihrer weitverzweigten Kundschaft, der sie bei der Kapital-

anlage Rat und Belehrung erteilen, bedeutende Beiträge auf. Wer die Tätigkeit der Banken und Sparkassen kennt, der weiß, daß bei großen wie auch kleinen Kreditinstituten die Kundschaft auf weite Kreise der Bevölkerung sich erstreckt. Die Führung bei den Emissionen der Kriegsanleihen liegt bei der Reichsbank, deren dichtes Netz von Zweiganstalten über das ganze Reich sich ausbreitet, und die inmitten des Wirtschaftslebens die öffentlichen Interessen in erster Reihe zu vertreten berufen ist.

Überall sind es auch die Beamten und Angestellten, die im Dienste dieser zahlreichen Institute an dem Erfolge mitwirken. Sie haben vieles geleistet in schwerer Zeit, neben andern hat ihr Stand große Opfer gebracht. Sie waren die Pioniere bei der finanziellen Kriegsbereitschaft und der finanziellen Mobilmachung, sie haben mitgekämpft bei allen bisherigen Anleihen und durch Eifer und Beharrlichkeit die Erfolge erringen helfen, die nur durch die persönliche Hingabe aller in diesem Maße erreichbar sind. Dieses Bewußtsein, sich der großen Sache zu widmen und auch hier dem Reiche zu dienen, leite und fördere auch weiterhin ihre Arbeit.

Zu all denjenigen Kreisen, die an der wirtschaftlichen Produktion direkt oder indirekt teilnehmen, der ganzen reich gegliederten Geschäftswelt und dem Privatpublikum, dessen Zusammensetzung sich gleichfalls mannigfach abstuft, treten weiter als Erwerber der Kriegsanleihen: Die Behörden und Korporationen des Reiches wie der Bundesstaaten, der Provinzen und Gemeinden, der Kirche, und zwar aller Konfessionen, weiter die Organisationen der staatlichen Versicherung, die Landesversicherungsanstalten, Berufsgenossenschaften und Krankenkassen. Es reihen sich an: die Stiftungen und Vermögensverwaltungen, die Anstalten und Sammlungen aller Art, all die zahlreichen Einrichtungen, die den verschiedenen Zwecken öffentlicher wie privater Wohlfahrt dienen. Und schließlich: die Vereinigungen und Vereine, politische und wirtschaftliche, religiöse wie soziale, wissenschaftliche und kulturelle, technische wie sportliche usw., deren Zahl gerade in Deutschland eine so große ist — dank jenem Gemeinsinn, der sich jetzt in dieser schweren Zeit in großartiger Weise bewährt.

So sind es Reserven und Betriebsmittel aller Art, Kapitalien und Spargelder, öffentliche und private Gelder, die aus allen Zweigen des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens und aus allen Gebieten des Reiches in neuer Kriegsanleihe Anlage suchen.

Darin sehen wir auch, wie sich die wirtschaftlichen und moralischen Faktoren miteinander verbinden. Sind die wirtschaftlichen Bedingungen aus den Gründen, die hier nur angedeutet werden konnten, den Kriegsanleihen günstig, so gilt das nicht minder für die moralischen Voraussetzungen. Es ist die allgemeine Anteilnahme des ganzen Volkes an dem großen Erleben des Krieges, das sich auch hier widerspiegelt. Jener kategorische Imperativ, der unser Volk heute besonders erfüllt, ist auch hier wirksam, sodaß alle Kreise nach Kräften dem großen ganzen

sich widmen. Das gilt auch von der Presse, die in diesem Kriege sich vor ganz neue Aufgaben gestellt sieht, und die auch an dem Erfolg der neuen Kriegsanleihe mit Eifer und Geschick mitgewirkt hat. Nicht in der Form solcher Reklame, wie sie dem Geschmack und vor allem der Zwangslage bei den Gegnern entspricht, sondern als zielbewußte Mahnung an das Publikum, die Frist zu nutzen, die nicht eben lang bemessen war. Die Ergebnisse beweisen, wie unsere Kriegsanleihen zu wirklichen Volksanleihen geworden sind, was bei der letzten besonders hervortritt.

Eine lebhafte Tätigkeit ist auch dort entfaltet worden, wo der Gemeinsinn jetzt vor allem geweckt wird: in den Schulen. Und das durchaus mit Recht, denn die Jugend ist Erbe und Hüter dessen, was der Krieg uns gewinnen hilft. Wie bei der großen nationalen Arbeit des Goldsammelns, so haben auch hier Lehrer und Schüler mit Eifer für des Reiches Sache geworben, und selber mit freudigem Stolz ihr gewidmet, was den Kräften der einzelnen möglich ist. Die Schulzeichnungen der höheren bis zu den Volksschulen, die von einigen Hunderttausend bis auf Tausend Mark und darunter hinabgehen, sind ein besonders erfreuliches Blatt in der Geschichte der Kriegsanleihen. Auch anderwärts begegnet man den Sammelzeichnungen, zu denen sich Beamte und Angestellte der verschiedensten Betriebe vereinigt haben. Hier hat auch die Werbetätigkeit ihre Früchte getragen, durch die berufene Vertreter, Landräte und Bürgermeister wie andere Stellen dafür wirkten, daß wiederum Milliarden-Beträge zum großen Ergebnis zusammenflossen.

Um die Vielseitigkeit der Kapitalquellen und die Bedeutung einzelner Zeichnungen zu veranschaulichen, seien hier nur einige besonders große Beiträge (abgesehen von Banken usw.) zusammengestellt:

Alles in Millionen Mark.

Industrie.		Kriegsgesellschaften.	
Krupp A.-G.	40	Kriegsleder	25
Siemens-Schuckert Konzern	15	Kriegsmetall	5
Deutsche Erdöl-Gesellschaft	12	Kriegschemikalien	5
Allgem. Elektrizitäts-Gesellschaft	10	Kriegsabrechnungsstelle für deutsche Öle	5
Kohlensyndikat	30		

Sparkassen.

Girozentrale 200 rhein. Sparkassen	326	Hamburg	16
Sparkassen der Gemeinden und Landkreise Groß-Berlins	123	Düsseldorf	15
Berlin	50	Frankfurt	15
Cöln	20	Magdeburg	15
Dortmund	20	München	15
		Elberfeld	12
		Königsberg	12

Versicherungsgesellschaften.		Genossenschaften.	
Victoria	20	Ländliche Zentralkasse Münster	50
Friedrich Wilhelm	20	Landw. Zentral-Darlehnskasse	30
Nordstern	10	Rhein. Bauern-Genossenschaft	20

Provinzen.		Kirche.	
Rheinprovinz	80	Evangelischer Oberkirchenrat	16,7
Westfalen	50	Königliche Klosterkammer, Hannover	5,5
Brandenburg	21,5		
Schlesien	10		

Versicherungsanstalten.

Reichsversicherungs-Anstalt für Angestellte	60	Pens.-Kasse: Arbeiter der preuß.-hess. Staatsbahnen	20
Landesversicherungs-Anstalten		Allg. Knappschafts-Verein	15
Sachsen	20	Beamtenvers.-Verein deutschen Bankgewerbes	4,5
Berlin	15	Berufsgenossenschaft chem. Ind.	4
Schlesien	10		

Stiftungen und Vereine.

Nationalstiftung	6
Aachener Verein zur Förderung der Arbeitsamkeit	20

Im übrigen kann auf die Ergebnisse im einzelnen hier nicht mehr eingegangen werden. Auch sie sind wichtig und verdienen weitgehende Beachtung nicht nur bei den Sachverständigen, sondern auch in weiten Kreisen der Bevölkerung. Denn die Staffelung der Beträge von den großen bis zu den kleinsten Zeichnungen, ihre wirtschaftliche Gliederung und örtliche Verteilung — das ist sehr wertvolles Material und gibt Einblick in die ganze finanzielle Kriegführung. Was die Tagespresse zahlenmäßig bekannt gibt über die Einzelzeichnungen und die lange Reihe ihrer Urheber: der Unternehmungen und Firmen, Verbände und Gemeinden, der großen Kapitalisten wie der kleinen Vereinigungen, und endlich die Sammelzeichnungen bei Banken und Sparkassen in großen Städten wie kleinen Landbezirken, in Fabriken und Schulen, bei den Truppen daheim und an der Front — das liefert die Bestätigung für das, was hier ausgeführt wurde.

Alle diese Ergebnisse wirken zusammen zu dem großen Erfolg, der uns, wie bei den früheren Anleihen, ein neuer Beweis ist von der Stärke und Widerstandskraft unserer Volkswirtschaft, unsern Gegnern aber neue Enttäuschung bereitet hat. Denn für ihre Hoffnungen, uns, wenn schon nicht mit den Waffen, so doch durch Aushungerung oder finanzielle Erschöpfung zu bezwingen, ist die neue Kriegsanleihe wieder ein schwerer Schlag. Auch England vor allem, unser

zähester und gefährlichster Gegner, der am Anfang des Krieges sich rühmte, die „silbernen Kugeln" in unbegrenzter Menge zu besitzen, und der bisher erst zwei Kriegsanleihen aufzubringen vermochte und sich im übrigen mit Schatzscheinen behelfen muß, wird erkennen, daß dieser Krieg, der Deutschlands Wohlstand vernichten sollte, die Grundlagen seiner eigenen Weltherrschaft ins Wanken bringt. Diese Erkenntnis muß und wird kommen, je weiter die Ereignisse fortschreiten. England wird ernten, was jener siebente Eduard und seine Handlanger gesät haben — die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Professor Dr. Rosenblatt: Die zivilisatorische Bedeutung des Krieges.

> Oh, tra le mura che il fratricidio cementó eterne, pace é vocabolo mal certo. Dal sangue la Pace solleva candida d'ali. Quando?
> Carducci: la Guerra, Bologna 1891.

Zivilisation und Krieg scheinen — insbesondere in der Beleuchtung des gegenwärtigen Krieges — unvereinbare Gegensätze vorzustellen; die Behauptung einer zivilisatorischen Bedeutung des Krieges erscheint uns daher als ein phantastisches Paradox. Und dennoch haben sich hervorragende Geister ernstlich mit diesem Problem beschäftigt und die zivilisatorischen Wirkungen des Krieges geschichtlich nachgewiesen.

Vor zirka 25 Jahren hat in Rom der große Kongreß der Friedensliga stattgefunden, an welchem bedeutende Männer der Wissenschaft und hervorragende Mitglieder europäischer Parlamente teilgenommen haben. Es wurden glänzende Reden gegen den Krieg gehalten, Projekte eines ewigen Friedens besprochen, Anträge einer schiedsgerichtlichen Schlichtung aller internationalen Streitigkeiten gestellt und beschlossen usw.

Da erschien kurz darauf ein dem Kriege gewidmetes Gedicht des bekannten italienischen Dichters Giosue Carducci „la Guerra" (der Krieg), das in die oben angeführte, für die gegenwärtige Zeit so passende Strophe ausklingt. In bildreichen Worten besingt Carducci den Krieg und schildert, was ihm der Mensch verdanke. Selbst die Entdeckung Amerikas sei dem kriegerischen Geiste eines Abenteurers zu verdanken, der mit Schwert und Schild gerüstet auszog, um für das spanische Reich neue Länder zu erobern.

Daran anknüpfend hat der für die Wissenschaft allzu früh verstorbene Professor der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte an der Krakauer Universität, Lotar Dargun, in einem öffentlichen Vortrag das Problem der zivilisatorischen Bedeutung des Krieges näher untersucht und die Lichtseiten der Kriege in

einer Weise geschildert, welche geeignet ist, in den ernsten Zeiten, die wir jetzt durchmachen, allgemeines Interesse zu erwecken und die schweren Sorgen um die Folgen des Krieges zu verscheuchen, oder doch bedeutend zu mildern.

Die zivilisatorische Kraft des Krieges hat schon der alte Baco von Verulam erkannt und besprochen. Die Errungenschaften der Kriege und ihre Bedeutung für den Fortschritt der Menschheit haben sodann Herbert Spencer und der bekannte Soziologe Prof. Gumplowicz in Graz ausführlich erörtert.

Alexander von Humboldt schildert im „Kosmos" die zivilisatorischen Wirkungen der mazedonischen Kriege Alexanders des Großen. Er führt insbesondere aus, daß sie einen großen und schönen Teil der Erde dem Einfluß eines hochgebildeten Volkes eröffneten, daß durch Alexanders Eroberungen die griechische Sprache und Literatur sich fruchtbringend verbreiteten, daß endlich gleichzeitig die wissenschaftliche Beobachtung und die systematische Bearbeitung des gesamten Wissens durch Aristoteles' Lehre und Vorbild dem Geiste klar geworden sind. Er schließt damit, daß die mazedonische Expedition im eigentlichsten Sinne des Wortes als eine wissenschaftliche Expedition betrachtet werden könne, ja als die erste, in der ein Eroberer sich mit Gelehrten aus allen Fächern des Wissens, mit Naturforschern, Landmessern, Geschichtsschreibern, Philosophen und Künstlern umgeben hatte. Selbst Aristoteles wirkte mittelbar durch die geistreichen Männer seiner Schule, welche den Feldzug begleiteten.

Der hervorragendste Geschichtsschreiber des römischen Reiches, Mommsen, sagt, daß die Romanisierung Italiens erst durch die Kriege Sullas erfolgt sei, welches Ergebnis durch die Ströme des in diesen Kriegen vergossenen Blutes nicht zu teuer bezahlt worden sei. Ebenso war die Eroberung Galliens durch die Römer ein Kulturwerk ersten Ranges.

Alle größeren Staatenbildungen entstehen infolge von Kriegen. Bei den germanischen Völkern waren kriegerische Organisationen zugleich staatliche Gebilde. Der Krieg hat somit den Staat geschaffen, und der Staat die Zivilisation.

Auch das Völkerrecht ist durch den Krieg geschaffen worden; der gegenwärtige Krieg hat es aber leider auch vernichtet.

Die Entstehung und Entwicklung von Städten, deren Wachstum und Stärke verdanken wir den Kriegen. Diese zwangen die Bewohner verstreuter Ortschaften sich zusammenzutun, befestigte Burgen zu schaffen und Verteidigungsstätten gegen die Gefahren des Krieges zu organisieren. Geldbedürfnis der Fürsten, hervorgerufen durch die Kriege, welche sie führten, war oft ein Anlaß zum Fortschritt öffentlicher Einrichtungen und Rechte. Die kriegführenden Fürsten brauchten nämlich Geld für den Krieg, und die Städte lieferten es ihnen für Rechte und Privilegien, welche das Aufblühen der Städte ermöglichten und beförderten.

Die höchsten menschlichen Güter: Religion und Moral, Wissenschaft und Kunst verdanken dem Kriege — wie Prof. Dargun ausführt — viel mehr als

man dies ohne Prüfung der Sache glauben würde. Durch Kriege haben Religion und Moral in alle Weltteile Eingang gefunden.

Viele Wissenschaften erfahren durch Kriege die stärkste Förderung.

In erster Reihe die Geographie. Daß der Krieg ein eingehendes und genaues Studium des feindlichen Landes erfordert, somit die geographische und ethnographische Wissenschaft befördert und zur Verbreitung dieser Kenntnisse beiträgt, bedarf keines Beweises.

Die kolossalen Fortschritte der neuen Technik stehen mit der Kriegstechnik in engem Zusammenhange. Der durch Kriegsbedürfnisse gewaltig geförderte Fortschritt der Festungs- und Waffentechnik hat auch in allen andern Gebieten der Technik belebend und erfinderisch gewirkt. Die Bezwingung der Luft durch den Menschen und die ungeahnte Entwicklung der Flugtechnik ist gewiß mittelbar auf den Krieg zurückzuführen. Der Ausbau der Verkehrsstraßen, insbesondere großer und weitverzweigter Eisenbahnnetze, ist eine Folge von Kriegsnotwendigkeiten. Die kulturellen Wirkungen von Eisenbahnverbindungen sind aber eine bekannte und feststehende Tatsache. Die Bahn verbindet auch die kleinsten Orte mit den großen Zentren der Kultur, Wissenschaft und Kunst, verbreitet die Kultur nach allen Richtungen der Windrose, bringt die Menschen und Völker einander näher, fördert die Industrie und die Volkswohlfahrt. Erst unlängst hat die amerikanische Zeitschrift „Popular Science Monthly“ in einem längern Aufsatze dargelegt, wie in Deutschland alle Zweige der Wissenschaft, der Technik, der Industrie und der Gewerbe zu ihrem Wohle mit dem Militarismus Hand in Hand arbeiten. Dadurch, daß der Militarismus Erfinder und Forscher zur Schaffung von Dingen anspornt, die er für seine Zwecke benötigt, werden Erfindungen gemacht, die alle Industrien beleben und das ganze Volk bereichern.

Das heutige Deutschland verdankt seine Größe und Stärke dem Kriege des Jahres 1870—1871.

Daß der Krieg der Kunst und der Literatur viele fruchtbringende Anregungen bietet, beweisen viele Meisterwerke der Kunst und Literatur, welche kriegerische Ereignisse zum Vorwurfe haben; erwähnt sei nur die unvergängliche Iliade Homers, die Eneide Vergils, die Nibelungenlieder, Shakespeares Kriegsdramen, die Jungfrau von Orleans, Wallenstein, alle die prachtvollen Schlachtengemälde usw.

Dargun schließt seinen überaus anregenden Vortrag, indem er den Tugenden im Frieden diejenigen Tugenden entgegensetzt, welche der Krieg zeitigt. Es gibt, sagt Dargun, für die Erhaltung der Gesundheit des Volkes notwendige Tugenden, die erst im Kriege zur wahren Geltung kommen; wie: Persönlicher Mannesmut, Pflicht- und Ehrgefühl, Disziplin und Ordnungssinn, das Bewußtsein des Wertes der eigenen Persönlichkeit, und die Opferwilligkeit für das Gemeinwohl. Diese Tugenden schwächen sich ab in Zeiten eines lange währenden Friedens. Der ganze

innere Wert der Nation entfaltet sich erst in Zeiten der Gefahr. Das Gefühl aller Staatsangehörigen vereinigt und konzentriert sich im allermächtigsten Gefühle der Vaterlandsliebe. Jedermann weiß, daß die seinem Herzen am nächsten stehenden Personen für die gemeinsame Sache ihr Leben aufs Spiel setzen. Jedermann wirft opferwillig und gerne seine Person und alles, was er besitzt, in den gigantischen Kriegsstrudel. Das Volk macht ein wunderwirkendes Stahlbad durch, aus dem es hundertfach gestärkt emporsteigt, sofern es nur glücklich den Krieg durchhält.

Bevor wir schließen, sollen hier noch folgende Bemerkungen über Krieg und Kultur aus den hinterlassenen Papieren eines lachenden Philosophen (Webers Demokritos, 1863) Platz finden: Kriege machten die Menschen einander bekannter und trugen Naturprodukte von einem Weltteile zum andern: Seide, Obst, Zucker, Tee, Kaffee, Reis aus Asien; Mais, Tabak, Kartoffeln, Fieberrinde, u. a. aus Amerika. Millionen Kirschenesser wissen nicht, wie teuer sie Mithridates dem Lucullus gemacht hat. Krieg scheint in der Tat eine Erziehung der Völker; der Krieg mit Troja entwickelte die Kultur der Griechen, wie der mit den Persern, sowie weiter zurück die Kriege des Sesostris mit den Völkern Indiens die Kultur der Ägypter und Äthiopier entwickelten, und die Griechen und Karthager die Römer zu Römern machten. Die Kreuzzüge gaben wieder dem europäischen Geiste den ersten Schwung, so gut als die Türken und die italienischen Feldzüge; der dreißigjährige Krieg brachte Licht in die Religionsbegriffe, wie der französische in die politischen Begriffe, selbst in die Kriegsbegriffe. Ein Jahr Krieg bringt mehr Geographie und Statistik in die Köpfe, als dreißig Jahre Frieden; lange Standquartiere und Schlachtfelder düngen das Erdreich wenigstens wie die Pulverwolken die Luft reinigen, und dem französischen Kriege verdanken wir Deutsche die Verringerung der traurigen Vielherrschaft, die unser Abgott Hermann gewiß noch lange hätte bestehen lassen.

Indem wir damit schließen, wollen wir nur noch dem Wunsche und der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß auch der gegenwärtige gigantische Krieg, der leider vorläufig alle Werte, insbesondere auch den Wert der Zivilisation, umgewertet hat, seine guten Seiten haben und kulturelle Wirkungen vollbringen werde. Vielleicht wird der größte Krieg der Welt auch die größte und folgenreichste zivilisatorische Bedeutung haben. Vielleicht wird es ihm gelingen, dasjenige zu erzielen, was allen Friedensschriften, Friedenspalästen und Friedenskongressen bisher nicht gelungen ist, nämlich die Kriegführung ad absurdum zu führen, den Kriegen ein Ende zu bereiten und der letzte der Kriege in Europa zu sein.

Dr. phil. et ing. Eugen Meller: Goethes Geist in Polen.

Nach neuesten Forschungen mitgeteilt.

Wie lange kennt man Goethe in Polen? Soweit das Gebiet dieser Frage jetzt zu übersehen ist: etwa 120 Jahre, seit sich die polnische Romantik im Gegensatz zum Klassizismus durch englischen und deutschen Einfluß zu entwickeln angefangen hat, während jener der getreue Nachbeter der alten französischen Muster geblieben ist. Schon hieraus kann man ersehen, daß man unter den Schlagworten „Klassizismus" und „Romantik" keineswegs das verstehen darf, was man in Deutschland unter diesen Begriffen versteht. Der Klassizismus war eine unbedingte Nachahmung der französischen Literatur, der etwa bis zu den Zeiten des Wiener Kongresses die unbestrittene Herrschaft im geistigen Leben in Polen führte. Nach der Teilung des Landes siechte auch diese geistige Richtung dahin.

Von drei Seiten zog nun der Geist der deutschen Poesie in Polen ein. In Warschau wurde Herder, der in seinen „Stimmen der Völker" auch das slawische Element mit aufgenommen, zuerst gefeiert. Dann hielt über Lemberg die von Klopstock ausgehende patriotische Barden-Poesie, die auch in Oesterreich ihre Sänger hatte, ihren Einzug in Galizien. Endlich ergriff das Pathos Schillers und die hohe Kunst Goethes die Herzen der Jugend, welche damals auf der Universität zu Wilna studierte. Daneben war die Naturphilosophie Schellings, die ja auch die deutsche Romantik gefesselt hatte und die nun alle tieferen Geister auch in Polen in ihren Bann zog. Diese Wandlung zugunsten der deutschen Poesie, die ja gewiß nicht aus nationalen Sympathien hervorgegangen war, ist aber umso merkwürdiger, als die deutsche Literatur seit dem Verfalle der Reformation während des sogenannten „goldenen Zeitalters" und der jesuitisch-makkaronischen Periode, sowie in der Stanislaus-August-Epoche auch nicht den geringsten Einfluß auf die polnische mehr ausgeübt hatte. Erst der berühmte Satyriker Bischof Ignaz Krasicki, 1735—1801, mit dem bekanntlich auch Friedrich der Große befreundet war, und dem dieser in Sanssouci die früher von Voltaire bewohnten Gemächer mit den Worten angewiesen hatte: „Hier müssen Sie etwas Witziges schreiben, denn auch Voltaire verfaßte hier ausgezeichnete Werke!" Krasicki, den seine Kompatrioten gern mit eben diesem Voltaire, aber auch mit Lessing verglichen, hat in seinem Werke: „Über die Dichtkunst und die Dichter" der deutschen Literatur zuerst einige Beachtung geschenkt.

Daß die letzten polnischen Klassiker Schiller und Goethe wenigstens heimlich lasen und den ersteren ebenso heimlich zu übersetzen versuchten, läßt sich trotz der Richtung ihres poetischen Glaubensbekenntnisses wohl begreifen. Andererseits

war aber ihre Abhängigkeit von den französischen Mustern eine so sklavische, daß sie nicht einmal Schiller unbedingte Anerkennung zu zollen wagten. Der erste, der diesen kannte und übersetzte, war der polnische Schriftsteller Franz Wezyk (1785 bis 1862), der in seiner Abhandlung „Über die dramatische Poesie“ (1811) den großen Dichter der „Räuber“, von welchem er sowie von Goethe wahrscheinlich aus den Vorlesungen A. W. Schlegels hörte, neben Shakespeare und Lope de Vega stellte. Ein anderer Verehrer Schillers, der hervorragendste Romantiker, Andreas Brodzinski, übersetzte die „Jungfrau von Orleans“, aber er wagte ebenso wie Wezyk nicht, diese Uebersetzung bei Lebzeiten erscheinen zu lassen. So streng war die Zucht der französischen Schule.

So hat man in der Tat das Bekanntwerden der dramatischen Meisterwerke der deutschen Literatur in Polen einzig und allein dem Theater zu verdanken, für dessen Zwecke dieselben in eigens angefertigten Übersetzungen erschienen sind. Die polnische Bühne brachte ferner nicht nur die weiteren Dramen Schillers: „Don Carlos“ und „Fiesco“ zur erfolgreichen Aufführung, sondern war auch stets bestrebt, die Werke Kotzebues und die romantischen Zauberstücke, schließlich sogar auch Shakespeare nach dem deutschen Theatertext in Polen einzuführen. Die erste Uebersetzung eines deutschen Gedichtes in polnischer Sprache ist wohl die Uebertragung des „Tauchers“ von Schiller im („Pamientnik Warszawski“) Warschauer Gedenkblatt (1816), der angesehensten literarischen Zeitschrift Polens, und der erste, der unter den Polen die deutsche Literatur über die französische zu stellen wagte, war der Posener Gymnasialdirektor Johann Samuel Kaulfuß. Seine Abhandlung: „Warum ist die deutsche Sprache und Literatur als Hilfsmittel zur Fortbildung der französischen vorzuziehen?“ erschien 1816 in polnischer und deutscher Sprache zugleich, und er entschied sich dafür, der deutschen Literatur für Polen den Vorzug vor der französischen zu geben ... „weil sie Bildung des Geistes und Herzens mehr befördert als irgend eine Sprache und Literatur in Europa!“ Es war also eine heroische Tat, die der Posener Gymnasialdirektor damals wagte; seine Behauptungen erschienen nicht nur ungewöhnlich und unwahrscheinlich, sondern geradezu als eine literarische Ketzerei. Und so entspann sich in der Tat zwei Jahre später ein heftiger literarischer Federkrieg in Warschauer und Wilnaer Zeitschriften. Es kam auch damals zu einer Beurteilung Goethes, und in der ausführlichen Rezension der genannten Abhandlung Kaulfuß' von 1818 heißt es: „Goethe wird in Deutschland so hoch geachtet und so gerühmt, daß man ihn als den Musageten der ganzen schönen Literatur preist und alle seine Schriften Erzeugnisse eines unter allen Nationen unvergleichlichen Genius nennt und zwar eines vollendeten Genius, welcher durch seine Werke für ganz Deutschland den Ton angegeben hat. Seine Tragödie „Faust“ erhebt man so sehr, daß sein Biograph behauptet, keine Nation habe etwas ähnliches aufzuweisen ...“ Die erste eigentliche Kritik über Goethes „Faust“ verdankt man in Polen einem jungen Warschauer Schriftsteller Kasimir Brodzinski (1791—1835), der für die Frage

des Einflusses von Goethe auf Polen sehr wichtig und besonders beachtenswert ist. Er war der erste, der den Mut hatte, Goethe zu verteidigen, zu übersetzen und nachzuahmen. Brodzinski war also der erste, der offen und warm für Goethe in Polen eintrat. Als feinfühlender Dichter und als scharfschneidender Kritiker vertrat er den deutschen Einfluß in Polen. Es ist nicht unrichtig, wenn man ihn den „polnischen" Herder genannt hat. Sein bedeutendes dichterisches Werk ist das liebliche kleine Epos „Wiesław", eine Dichtung, die in der Form wie im Inhalt sich an „Hermann und Dorothea" anlehnt. Und wie als Dichter, so hat Brodzinski auch als feinsinniger Kritiker und später Universitätslehrer zu Warschau seine Zuhörer mit den Dichtungen Schillers und Goethes in guten Übersetzungen, in subtilen ästhetischen Analysen bekannt und vertraut gemacht. Er war und blieb noch lange in Warschau der einzige, der den klassischen Wert der deutschen Literatur, die hohe Bedeutung Goethes erkannte und würdigte. Seine vortreffliche Übersetzung des „Werthers", die im Jahre 1823 erschien und deren erste Auflage von mehreren tausend Exemplaren schon nach wenigen Tagen in Warschau selbst vergriffen war, war zugleich auch die erste Übertragung dieses Werkes von Goethe in polnischer Sprache, wenn man von der Übersetzung des „Clavigo" absehen will, die ein Jahr vorher Graf Aleksander Fredro als ersten literarischen Versuch für die Aufführung am Theater zu Lemberg gewagt hatte, die jedoch nicht im Druck erschienen ist.

Inzwischen war aber in der zweiten Universitätsstadt des damaligen Polens, in Wilna, ein neues Leben auf den Ruinen des alten Klassizismus emporgeblüht. Die Jugend, enthusiastisch und bildungseifrig, hatte mit den alten Idealen gebrochen und folgte freudig den neuen Sternen, die aus der Ferne herüberstrahlten: Byron und Goethe. Was half es den alten Klassikern, daß sie diese aufstrebende Jugend „germanisierte Polen" nannten, daß sie alles für einen schädlichen Ausfluß der transzendentalen, deutschen Philosophie hielten, daß sie dieselben verspotteten, weil sie sich auf Shakespeare beriefen. So tief und nachhaltig war der Einfluß dieser Sturm- und Drangperiode, daß der hervorragende Genius, den die Poesie der slawischen Völker überhaupt hervorgebracht, Adam Mickiewicz, damals noch ein junger Student zu Wilna, zwei Jahre nachdem er seinen ersten dichterischen Versuch, ein satyrisches Epos „Die Kartoffel" streng nach den klassischen Regeln eines Boileaus gemacht hatte, den nicht minder kühnen Versuch einer Übersetzung deutscher Balladen von Bürger und Schiller und einer ästhetischen Krönung der zwei Dichterfürsten in einer akademischen Studie: „Goethe und Byron" wagte. Wie gering auch der Wert dieser Arbeit an sich sein mag, sie ist doch außerordentlich wichtig, für die Entwicklung des Dichters selbst, wie für die Geschichte des Einflusses der deutschen Poesie auf die polnische Romantik. Schon als Student in Wilna studiert Mickiewicz eifrig Goethe und gibt sich ganz seinem Einfluß hin. Goethe und Byron waren die Leitsterne seiner poetischen Schaffenskraft in nächster Zeit; unter ihrem Einfluß steht das erste

große Werk: „Die Totenfeier" (Dziady) und das epochemachende Epos in zwölf Gesängen „Herr Thaddäus".

Von den Zeitgenossen des slawischen Dichterfürsten, die mit ihm die gleiche poetische Entwicklung durchgemacht, hat keiner den Einfluß Goethes so sehr empfunden wie Mickiewicz. Aber auch sie konnten diesem mächtigen Einfluß sich nicht entziehen. Man kann wohl sagen, daß ohne den „Faust" weder die „Totenfeier" noch die dramatischen Dichtungen gleicher Richtung von Garczynski, Slowacki, Krasinski möglich gewesen wären. Diese Form des dramatischen Fragmentes mit philosophischem Inhalt wurde in der polnischen Literatur überaus beliebt. Genau beinahe so wie George Sand und die Franzosen überhaupt, sahen sie in Goethe nur den Künstler und rühmten vor allem seinen großen Verstand. Es bleibt dabei merkwürdig, daß keiner der jungen Romantiker den polnischen Faust, den „Herrn Twardowski", welchen einzelne Gelehrte sogar zum Ahnherrn des deutschen machten, zum Vorbild eines philosophischen Dramas sich erwählt hat. Mickiewicz hegte diesen Plan, aber er führte ihn nicht aus. Seine aus verschiedenen Übersetzungen bekannte Ballade „Frau Twardowska", in der Mephisto als ein Teufelchen „im Frack aus deutschem Land" vorgeführt wird, ist allerdings mehr eine humoristische Satyre, als eine echte Volkssage. Solche Dichtungen aber, die in der Form und auch wohl in der geistigen Richtung den deutschen Faustgedanken fortspinnen, hat nun die polnische Literatur aus der Blütezeit der Romantik in beträchtlicher Anzahl. Von den ersteren ist zunächst Stefan Garczynski (1806—1833), ein Schüler Hegels, zu nennen, der dessen philosophische Ideen und die patriotischen Stimmungen seines Volkes in einem groß angelegten epischen Gedichte „Waclaws Taten" verschmolzen hat, das man ebenso wohl eine Fortsetzung der „Dziady", wie eine Ergänzung zum Goetheschen „Faust" nennen kann.

Die zweite Phase der polnischen Romantik steht ganz unter dem Banne der Revolution. Ihre Poesie hat ein brennendes Kolorit und eine ausschließlich patriotische Färbung. Ihre bedeutendsten Vertreter sind Julius Slowacki (1809 bis 1849) und Sigmund Graf Krasinski (1802—1859). Slowacki hat in seiner Jugend deutschen Einfluß erfahren. Mit seinem besten Universitätsfreund Ludwig Spitznagel in Wilna, eine Art von Werther, der sich später aus unglücklicher Liebe zu einem zwölfjährigen Mädchen erschossen hat, las er damals die alten und neuen Dichter, auch Goethe und Klopstock. Sein geniales Werk „Kordyan", das in die Reihe der fantastischen Dichtungen tritt, trägt starke Spuren von dem Einfluß Goethes an sich. „Kordyan" hat in Wirklichkeit etwas von einem polnischen Faust oder Werther in sich, der durch den Patriotismus aber wiedergeboren ist, welcher sich ein bestimmtes Lebensziel steckt und dieses mit größter Märtyrer-Aufopferung des eigenen wie anderen Lebens verwirklicht. Und nicht ohne Berechtigung hat ein scharfsinniger Kritiker über das geniale Werk gesagt, daß die eine Hälfte dem „Werther", die andere dem „Manfred" Byrons nachgebildet sei.

Bei Krasinski begegnen wir einer seltsamen Anschauung mit bezug auf Goethe. Er ist wie Slowacki ein unbedingter Verehrer Schillers, von dem er sagt: „. . . Ich sehe lieber eine Tragödie Schillers auf der Bühne, als alle von Shakespeare" oder „. . . Schiller schreitet einher wie ein Halbgott, wie ein Apoll von Belvedere, mit erhobener Stirne." Der „Faust" dagegen beschäftigt ihn überhaupt viel. Und seine großen metaphysischen Dichtungen, der „Irydion", sowie die „Ungöttliche Komödie", deren jede eine philosophische Theorie darstellt, in Bildern gedacht, welche in bezug auf diesen Grund eine tief symbolische Bedeutung haben, verraten deutlich den Eindruck, den der „Faust" auf ihn hervorgebracht hat. Sein Massinissa im „Irydion" ist ein antiker Mephisto, eine symbolische Personifikation des bösen Prinzips, jener Finsternis, ohne die es freilich kein Licht gibt. Und auch die „Ungöttliche Komödie" birgt in dem Kampf der zwei großen Weltanschauungen die Elemente, welche in dem zweiten Teil des „Faust" zum Sieg der Idee führen. Dort ist es das „ewig Weibliche", hier die „christliche Liebe", die den irrenden Menschen heranziehen und den Kampf also beenden soll; „Faust" und „Hamlet" sind daher unstreitig die Vorbilder, nach denen seine Dichtungen entstanden.

Mit Krasinski ging die polnische Romantik zu Grabe. Sein fanatischer Aufruf: „Geht unter meine Lieder, steht auf meine Taten!" war der Grabgesang der Romantik. So verstummten in den folgenden trüben Tagen Sang und Saitenspiel bei den Polen; denn wie konnten sie das Lied der Heimat singen auf fremdem Boden? Als dann aber eine neue Zeit heraufdämmerte, war der unmittelbare Einfluß Goethes nicht mehr so wirksam wie in den Tagen, da die Sonne von Weimar mit ihren Strahlen eine ganze Kulturwelt erhellte und selbst durch das Dickicht der polnischen Urwälder und endlosen Steppen bis nach den sibirischen Eisfeldern Licht gesendet hatte. Je weniger aber der geistige Einfluß auf die Dichter heilbringend war, desto tiefer und nachhaltiger wirkte fortan in dieser neuen Epoche Goethe auf das polnische Volk.

Rekapitulieren wir noch einmal am Schlusse unserer Wanderung durch die Literatur Polens die Bedeutung des Einflusses, welchen Goethe auf ihre literarische Entwicklung ausgeübt, so ergibt sich als Resultat dieser Betrachtung die Tatsache, daß Goethe einen wesentlichen Eindruck auf die Poesie der Romantik hervorgebracht hat. Eine nachhaltige Wirkung hat sein „Faust" geübt, indem er eine Reihe dramatischer und epischer Gedichte weckte, die seinen Grundgedanken fortzuspinnen und auf das Besondere zu lenken bestimmt waren. Daher ist sein Siegesgang durch die Weltliteratur, deren Strömungen alle sein Bild in ihrem Spiegel tragen, auch ein Siegesgang des deutschen Geistes, der alle Völker und Sprachen zu einem großen Weltgespräch am deutschen Herde versammelt hat.

Rudolf Goette: Das Erwachen der germanischen Persönlichkeit im frühen Mittelalter.*)

Aus einer im Entstehen begriffenen Deutschen Geschichte.

Für das germanische Geistesleben der Wanderzeit läßt sich aus Briefen mancherlei wertvolle Erkenntnis schöpfen. Einige Erzeugnisse der spätlateinischen Poesie sind gleichfalls von Bedeutung, denn das Latein war damals im Abendlande allerwärts eine lebende Sprache, an deren Äußerungen auch der deutsche Geist bis zu einem gewissen Grade teilnahm. Durch die erwähnten Quellen wird das Gemütsleben des Zeitalters lebhaft und warm beleuchtet; sie bezeugen eifrige Pflege der Persönlichkeit und erschließen Gebiete, die man bisher vielleicht zu wenig beachtet hat. Etwas Neues ist in die Gedankenwelt der Antike eingedrungen: christliche Gesinnung vertieft die Beziehungen zwischen einzelnen Menschen, verknüpft die beiden Geschlechter mit zarten geistigen Banden und belebt verwandtschaftliche Gefühle. Nicht alles ist echt: rednerische Floskeln, eingeflochtene Stellen aus heidnischen Schriftstellern unterbrechen die Laute des Herzens; aber diese Herzenstöne sind vernehmbar genug. Bestimmte Formeln des brieflichen Verkehrs haben sich herausgebildet. Der Schreiber pflegt den Überbringer des Briefes zu empfehlen; er erkundigt sich nach dem Wohlergehen des Empfängers und oft auch seines Herrschers; er bewirbt sich um die Fürbitte seines Freundes bei Gott, wenn dieser dem geistlichen Stande angehört. Mancherlei Gaben müssen der freundschaftlichen Gesinnung dienen; Früchte, Blumen, Speisen, die der Beschenkte liebt, bekunden zärtliche Teilnahme; kunstverständige Frauen schmücken Handschriften biblischer Bücher für ihren geistlichen Berater mit Goldbuchstaben.

Für das sechste Jahrhundert gewährt im Merowingerreiche der Kreis des Venantius Fortunatus und der h. Radegunde von Thüringen Einblick in gesteigertes Empfinden der Persönlichkeiten. Diesem Kreise gehört Gogo an, der Leiter einer Hofschule, der Erzieher des austrasischen Königs Sigibert oder seines Sohnes Childebert II. Von dem Dichter Fortunatus wird der vielvermögende Hofmann in einer farbenreichen Epistel umschmeichelt. „Weilt Gogo," heißt es da, „etwa fröhlich im Saale der Pfalz, wo ihm die versammelte Hofschule mit

*) Quellen und Literatur. Mon. Germ. Epistolae III. — Mon. Germ. Auctores antiquissimi IV. — Mon. Germ. Epistolae IV. — Max Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters I. München 1911. — Albert Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I. 3/4. Auflage. Leipzig 1904.

folgsamer Liebe Beifall spendet?", und der Dichter begleitet dann seinen Freund in Gedanken durch alle Abwechselungen des Herrenlebens. Gogo ist ein edler Franke von rhetorischer Bildung, der gelernt hat sich in schwülstigen Wendungen zu ergehen, aber auch wahre Empfindungen äußert. So schreibt er an den Herzog Chamingus: „Ich empfinde im Innern des Herzens den Reiz Deiner Freundschaft, daß Du mir niemals abwesend bist, sondern immer mit innerer Anschauung umfangen wirst. Die Weite der Länder, die dazwischen liegen, vermag uns nicht zu trennen, weil die alte Anhänglichkeit uns durch persönliche Verknüpfung nahe bringt." Eine Klage über die Weite der Entfernungen und die Betonung des geistigen Beisammenseins wird damals zum typischen Ausdruck freundschaftlicher Empfindungen. Venantius Fortunatus kann nach allem, was wir von ihm wissen, kaum ein Germane sein; er wurde nach 530 bei Treviso geboren und wuchs in Ravenna auf, das ihm eine rhetorische Bildung gab. Er zeigt aber eine schwärmerische Art des Gefühlslebens, die mit dem echten Romanentum nicht zusammenstimmt; ohne jede Frage ist er von germanischer Art beeinflußt. 565 hat er seine Heimat verlassen, die Rheinlande besucht und sich dann nach Gallien begeben; 567 lernt er in Poitiers die thüringische Königstochter Radegunde kennen; dort bleibt er und unterhält als weltlich gebildeter Presbyter mit Radegunde und ihrer Pflegetochter Agnes, der Äbtissin des Klosters, einen innigen, erst durch den Tod der beiden Frauen beschlossenen Verkehr. Zu Gregor von Tours steht er in nahen Beziehungen. Als Bischof von Poitiers muß Fortunatus bald nach 600 gestorben sein. Er war ein Mann, der sich anzubiedern verstand. Gedichte auf Sigibert und Brunichilde, auf Charibert, Chilperich und Fredegunde und manche andere, die er weltlichen und geistlichen Großen widmete, sind wertlose Lobhudeleien. Aber der Dichter läßt auch die Saiten inniger Empfindung erklingen. Sein Klagelied über den Tod der unglücklichen westgotischen Königstochter Galswintha, die Chilperich erdrosseln ließ, rührt und ergreift noch heute. Besonderer Beachtung wert ist der Verkehr, den er mit Radegunde und Agnes unterhielt; es ist ein früher Minnedienst, der den Weltpriester und die beiden Nonnen zwei Jahrzehnte lang in enger geistiger Gemeinschaft verband. Radegunde ist „die nährende Mutter", an deren Wohlergehen der Dichter mit inbrünstiger Verehrung anteil nimmt. Er sendet ihr mit Wünschen Veilchen aus seinem Garten und bittet sie, ihm vom Paradiese die Rechte zu reichen. Er begleitet sie in Gedanken, wenn sie nach ihrem Gelübde fastet und sich einschließt: „Zu schnell verbirgst du das Licht unsern Augen, denn ohne dich werde ich zu sehr von der lastenden Wolke bedroht. Von allen abgeschlossen, wirst du von einem Gelaß umfangen; uns schließest du in Wirklichkeit ein, die du außen stehen läßest." Als sie zurückkommt, begrüßt er sie mit den Worten: „Die du mit dir genommen hattest, die Freude bringst du zurück. Du läßest mich den Ostertag zweimal feiern. Der Apfel- und Birnbaum streut angenehme Düfte umher, aber mir tragen sie mit der neuen Blüte schon Früchte. Obgleich der leere Acker mit

keinen Früchten geschmückt ist, leuchtet alles in Fülle, da du zurückkehrst." „Durch Radegunde und Agnes, die Äbtissin, erfüllt das Volk den Willen des Himmels. — Indem ihr die jungfräulichen Chöre den heiligen Willen lehrt, verteilt ihr Schätze des ewigen Lebens." Was man an dem Minnesang des hohen Mittelalters jetzt immer deutlicher erkennt, zeigt sich auch hier: Christliche Vorstellungen leiten hinüber zu einer überschwenglichen Verehrung menschlicher Persönlichkeiten. — Fortunats Zärtlichkeit gegen Agnes ist nicht gering. Er nennt sie: „Meine Mutter der Ehre nach, in meiner Liebe süße Schwester, für die ich treue Hingebung im Herzen hege, in himmlischer Neigung, ohne irgend ein körperliches Verschulden. Christus, Petrus, Paulus, Maria sind Zeugen, daß du mir nicht anders vor Augen und im Sinne stehst, als wenn du meine leibliche Schwester Titiana wärest, und als ob uns zusammen die Mutter Radegundis in ihrem keuschen Schoße geboren hätte." Die Frauen senden ihm Gaben von mancherlei Art: verschiedene Speisen, Fleisch, Kohl, Eier, Milch, Äpfel. Er dankt mit Versen und kleinen Aufmerksamkeiten. Bis in die Küche begleitet seine Muse die Tätigkeit der Freundinnen, wie sie den Herd schüren und im Schweiße den Schwestern zwischen Wasser und Feuer die Kost bereiten.

Von solchem Verkehr sind zwar für jene Zeit Fortunats Gedichte fast der einzige künstlerische Niederschlag. Aber dergleichen wäre nicht möglich gewesen ohne eine besondere Stimmung gewisser Kreise, die einen Freundschafts- und Liebesdienst verlangte und begünstigte. In den Gelegenheitsdichtungen des zärtlichen Mannes zeigt sich eine Rücksicht auf weibliches Empfinden, wie sie der Antike unbekannt ist. Bis an den Thron der harten Brunichilde erklingen die Harfentöne sanfter Schwärmerei; der Einfluß der Frau bringt im Zeichen des Christentums germanische Gefühlstiefe in den Verkehr hinein. Freilich vertrug sich dergleichen doch nicht so ganz mit der klösterlichen Ordnung; nach dem Tode der Äbtissin Agnes brechen Unruhen und Zerwürfnisse in ihrem Kloster aus.

Das siebente Jahrhundert war besonders rauh und hart; der Geist der Iro-Schotten ward mächtiger in der Kirche des Abendlandes; die großen Herren gingen auf im Trachten nach Macht, Gewinn und Genuß. Doch nachdem sich das Christentum unter den Angelsachsen durchgesetzt hatte, ward Britannien zum Boden eines neuen Geisteslebens, das mit Aldhelm von Malmesbury beginnt und in Bedas Kirchengeschichte der Angelsachsen, dem wertvollsten Geschichtswerke des früheren Mittelalters, seinen Höhepunkt erreicht. Süßliche Schwärmerei erfüllt Aldhelms schwülstige, vor 690 entstandene Prosaschrift zum Lobe der Jungfräulichkeit, ebenso wie das immerhin eher genießbare Werk, das denselben Inhalt noch einmal in dichterischer Fassung darbietet. Ein Verehrer der Gelehrsamkeit und der Muse Aldhelms war der junge Wynfrith, der spätere Bonifatius. Der erfolgreichste Prediger christlichen Glaubens in deutschen Landen war auch ein treuer Freund und Berater der Seinigen. Ein ansehnlicher Kreis von Verwandten und Landsleuten pflog Verkehr mit dem Gottesmanne, und nicht wenige

Briefe, die er empfing und schrieb, sind Denkmäler inniger Bande, die ihn mit der Heimat verknüpften. Frauen haben ihm mehr als schwesterliche Zuneigung entgegengebracht, ihm gern ihre Schmerzen anvertraut. Die Spuren dieses Verkehrs reichen von der Zeit seines ersten Auftretens in Deutschland bis zu seinem Tode. Im Beginne seiner Wirksamkeit auf dem Festlande (zwischen 716 und 720) schreibt ihm Egburg: „Ich bekenne mich zur Süßigkeit Deiner Berührung; aber da ich durch den innern Menschen gekostet habe, bleibt ein Geschmack von Honigsüße in meinen Eingeweiden zurück. Wenn ich nun auch um Deinen leiblichen Anblick betrogen bin, werde ich Deinen Nacken doch immer mit schwesterlicher Umarmung umstricken." Um dieselbe Zeit oder etwas später schreiben die Äbtissin Eangyth und Heaburg gemeinsam von ihrem Verlangen nach Rom zu gehen: „Uns ängstigt ferner Armut und Mangel an zeitlichen Dingen und die Enge unserer Scholle; außerdem die Feindseligkeit des Königs, weil wir bei ihm von denen angeklagt werden, die uns beneiden. Dazu kommt der Dienst für König, Königin, Bischöfe, Präfekten, Mächtige und Grafen. Wir haben weder Sohn noch Bruder, Vater noch Vaterbruder — — andere (Verwandte) sind auf dem heimischen Boden verschieden — — andere haben die heimischen Gestade verlassen, sich dem Meere anvertraut und das Gebiet der Apostel Petrus und Paulus und so vieler Märtyrer erstrebt. — Jeder Mensch, der von Unglück heimgesucht wird, sucht Hilfe bei einem treuen Freunde, auf dessen Rat er vertraut. An wen sollen wir uns wenden? Wir vertrauen darauf, daß wir in Dir jenen Freund gefunden haben, den wir begehren." Damals beglückwünschte eine Äbtissin Bugga Bonifatius zu seinen Erfolgen in Friesland; sie ist überzeugt, daß keine Entfernung ihren Geist der Obhut seiner Liebe entreißen kann. Diese Bugga soll nach Loofs unsicherer Vermutung dieselbe sein wie Egburg und Heaburg. Um 725 beantwortete Bonifatius Buggas Frage, ob sie auswandern dürfe: „Besser scheint es mir, daß Du, wenn Du der Laien wegen die Freiheit ruhiger Betrachtung in dem Vaterlande durchaus nicht haben kannst, durch Wanderung die Freiheit der Betrachtung erwirbst, wie es unserer Schwester Wiethburga gelungen ist." Doch möge Bugga warten, bis Rom wieder von den Angriffen der Sarazenen sicher sei. In einem andern Briefe tröstet Bonifatius sie, die das Kloster verlassen hat, in ihrem Alter jedoch häufigere und stärkere Anfechtungen erdulden muß. — Bugga ist dann mit Bonifatius zusammen in Rom gewesen, ist nach Britannien zurückgekehrt und hat Beziehungen zwischen dem Erzbischof und König Aethilbert von Kent vermittelt. Die innigste Freundschaft hat ja Bonifatius mit seiner Verwandten Leobgyth oder Lioba verkettet, die ihm später nach Deutschland gefolgt ist. Nach 732 hat diese einen rührenden Brief an ihn gerichtet: „Ich bitte Deine Gewogenheit, der früheren Freundschaft zu gedenken, die Dich schon mit meinem Vater verband, dessen Name Dynne ist, welcher jetzt vor acht Jahren verschieden ist. Für seine Seele wollest Du zu Gott beten. Auch empfehle ich Dir das Gedächtnis meiner Mutter, die Aebbe heißt, die mit Dir, wie Du weißt, durch verwandtschaftliche

Bande verknüpft ist und bis jetzt tätig lebt und lange stark von der Hinfälligkeit des Alters heimgesucht wird. So bin ich die einzige Tochter der beiden Eltern; möchte ich doch, wenn auch unwürdig, Dich an Bruders Stelle aufnehmen, weil ich zu keinem Menschen meines Geschlechtes ein solches hoffnungsfreudiges Vertrauen empfinde wie zu Dir. Die bescheidenen Geschenke habe ich Dir gesandt, nicht als ob sie Deiner Erhabenheit würdig wären, sondern damit Du die Erinnerung an meine Kleinheit bewahren mögest." Im Hinweis auf die — leider — beigefügten Verse beklagt sie, daß ihrem Verlangen, die anmutige Kunst zu üben, Bonifatius' Hilfe gefehlt habe. — Zwischen 732 und 742 bitten des Erzbischofs Mitarbeiter Denehartus, Lullus und Burghardus die Äbtissin Cuneburga um ihr Gebet. „Wir wünschen die Geneigtheit Deiner Würdigkeit zu erfahren, die wir Dich vor andern Frauen im Schreine unseres Herzens mit Liebe umschlingen." In dieser Wendung ist also bereits das beliebteste Bild des volkstümlichen Minnesanges ausgeprägt. Lul, des Bonifatius hervorragendster Mitarbeiter, schreibt an eine Äbtissin und an eine Nonne: Als er die heimischen Gestade verlassen habe, um in Rom an den Gräbern der Apostel zu beten, sei er von einer Schar von Verwandten begleitet gewesen. Er ist allein zurückgeblieben, von Krankheit heimgesucht; der Körper ist nicht mehr rüstig wie früher, sondern er wird — Dank dem lieben Flagellator — an allen Gliedern gequält und erschüttert. Er erinnere sich der sorgsamen Pflege, die er bei gleicher Gelegenheit in früherer Zeit durch seine Freundinnen gefunden hat. Er schickt ihnen Verse, Früchte des Unterrichts in der dichterischen Kunst, den ihm Bonifatius angedeihen ließ. — Zwischen 757 und 786 schreibt eine Nonne aus der Fremde an einen Klosterbruder: „Was ist es, mein Bruder, daß Du so lange Zeit vergehen läßest und zögerst zu mir zu kommen? Warum denkst Du nicht daran, daß ich allein bin in diesem Lande und kein anderer Bruder besucht mich, auch keiner meiner Verwandten findet den Weg zu mir? Wenn ich mir kein Verdienst erworben habe, konntest Du die Rechte der Zärtlichkeit und Verwandtschaft ganz vergessen? O Bruder, mein Bruder, wie konntest Du meine Nichtigkeit durch Dein Ausbleiben Tag und Nacht mit Schmerz, Wehklagen und Traurigkeit heimsuchen? Weißt Du denn gar nicht, daß ich Dir keinen von allen Lebenden vorziehe? Leider kann ich Dir nicht alles brieflich sagen. Doch ich halte es für gewiß, daß Du Dir keine Sorge machst um meine geringfügige Person."

Auch in den Überlieferungen des karolingischen Kreises sind Spuren der Persönlichkeitspflege zu erkennen. Der schreibselige Alkuin hat gern Verkehr mit den Frauen des königlichen Hauses unterhalten. Der Schwester des Kaisers, Gisla, und der Prinzessin Rodtrud widmet der Angelsachse seine Erklärungen zum Johannesevangelium. Seine Schriften werden von den Frauen mit Sehnsucht erwartet. Gisla und Rodtrud schreiben ihm (800): Nachdem wir, verehrungswürdiger Meister, etwas von Deiner honigsüßen Kunde der h. Schrift erlangt haben, empfanden wir von Tag zu Tag Verlangen nach diesem heiligen Lesen. —

Zweierlei Bekümmernisse stören die Freude unserer Kleinheit. Die erste ist, daß wir so spät von dem Werke Eures Fleißes erquickt werden, die zweite, daß Eure weite Entfernung von uns unserm Wunsche entgegensteht. Aber wir flehen Eure Frömmigkeit an, teuerster Doktor, daß Ihr uns nicht mit der Leuchte Eurer Wissenschaft im Stiche laßt. Du wirst uns Dich selbst durch einen Brief näher bringen können, damit Deine Stimme vernommen werde im geheimen Verlangen unseres Herzens. — Bester Doktor, verweigere Dich uns nicht. Bewässere mit der Welle der heilbringenden Quelle die dürstenden Brüste unserer Kleinheit." — Im nächsten Frühjahr macht Alkuin den beiden Fürstinnen von Tours aus freundschaftliche Vorwürfe, daß sie ihm nicht schreiben, und klagt über seine Gebrechlichkeit. — Alkuin kannte übrigens die karolingischen Prinzessinnen. Er deutet auf das allzu lustige Treiben am königlichen Hofe hin, wenn er um 801 in väterlicher Besorgnis seinen ehemaligen Schüler Nathanael mahnt: „Die gekrönten Tauben mögen nicht an Deine Fenster kommen, die durch die Kammern des Schlosses fliegen, noch mögen die ungezähmten Pferde die Türen der Kammern des Schlosses erbrechen; bekümmere Dich nicht um tanzende Bären, sondern um psallierende Kleriker." Die Briefe, die Alkuin an den Herrscher richtet, erheben sich öfters zu überschwenglicher Verehrung und Freundschaft. Auch sonst gehört die Pflege inniger, freundschaftlicher Beziehungen zu den Zügen, die uns das Bild Alkuins näher bringen, dem im übrigen starke Eigenart fehlt. Zu der mehrfachen Verwendung für die besiegten Sachsen hat ihn wohl nicht nur menschliches Empfinden, vielmehr auch landsmännisches Gemeingefühl getrieben, in dem er sich mit Bonifatius begegnet.

Der Liebes- und Freundschaftsdienst des frühen Mittelalters, der mit den angeführten Äußerungen gekennzeichnet wurde, ist vornehmlich ein Erzeugnis germanischer Denk- und Empfindungsweise, die aber befruchtet ward von der Bildung einer untergehenden Welt. Es sind Erscheinungen, die sich in das Fach eines Zeitalters typischen oder auch konventionellen Empfindens nicht gut einordnen lassen. Sie sprechen somit gegen die Lamprechtsche Gliederung der deutschen Geschichte durch den Erweis, daß diese Gliederung den Tatsachen nicht gerecht wird.

Theodor Kappstein: Zwei Propheten des einigen Deutschland.

I. Paul de Lagarde.

Ein Volk sein heißt eine gemeinsame Not empfinden. Ein Volk sein heißt leben gegen eine Welt von Feinden, bereit für Freiheit und Ehre des Vaterlandes zu sterben.

Lagarde, das bis 1914 starke belgische Fort, von dessen Uneinnehmbarkeit der Baumeister Vauban und alle unsere Gegner bis jenseits des Kanals überzeugt waren, sah in den begnadigten Augusttagen die zerschmetternde Niederlage des 15. französischen Armeekorps mit Verlust einer Fahne, zweier Batterien, von vier Maschinengewehren und 700 Gefangenen. Lagarde als Schlachtenort trat damit in die Ehre der Geschichte des Weltkrieges dieser denkwürdigen Jahre ein, die über die Karte Europas für 100 Jahre die Entscheidung treffen. Doch Lagarde hatte längst für unser geistiges Ohr einen deutschen Klang gehabt, ehe das feindliche Lagarde Deutschland die erste welsche Fahne zutrug: Paül de Lagarde, geboren in Berlin als Sohn des Oberlehrers Bötticher im Jahre 1827, gestorben als Orientalist in Göttingen 1891 — den eine Schwester seiner Großmutter adoptierte, um den Namen Lagarde nicht aussterben zu sehen —, ist ein deutscher Prophet gewesen: ach, daß er dieser Zeiten brausende Erfüllung nicht mehr schauen darf!

Lagarde war ein deutscher Prophet durch die Einschau, Gewaltigkeit und Einseitigkeit seiner Seele. Jeder Prophet hat ein Bild geschaut, das nahm Besitz von ihm wie die deutschen Soldaten von der belgischen Festung, und er kann nicht mehr davon lassen. Er besitzt es, es besitzt ihn, er ist davon besessen. Dies innere Gesicht ist fortan sein Kanon für Großes und Geringes, für Weltliches und Außerweltliches, für Staat und Gesellschaft, Kirche und Kultur. Auf diesen Augenpunkt stellt er alles ein; so will er alle Erscheinungen ordnen, so muß er sie bewerten. Jeder Prophet will bekehren; ihn brennt's an seinen Wanderschuh'n, das innere Feuer muß heraus, der heilige Eifer frißt ihn auf.

Todesmutig ging Lagarde seinen schweren Schicksalsweg, als er der notwendigen Operation durch seine organische Erkrankung gewiß ward, der ärztlichen Rettung ebenso ungewiß blieb. Er hatte sein Haus bestellt, doch kein Schatten trübte seine Seele; dem stillen Heldentum der Arbeit blieb er treu hingegeben — und diese herbe und holde Freundin seiner Tage und Nächte segnete ihn mit dem Kuß des Friedens.

Die Germanen, wie sie Lagarde mit dem Schmerz der Liebe zeichnete, sind Freunde der Freiheit und darum Aristokraten im besten Wortsinne, Wandervögel, und darum haus- und heimatfroh, Träumer und darum nach Taten durstig. Die

Staatsmänner sollten, so rief er ihnen vor Jahrzehnten zu, einmal auf diese Eigenschaften des deutschen Volkes einen Reim suchen, der Erfolg würde überraschend sein. Erleben wir nicht seit 1914 diese selige Überraschung? Der Staat steht zur Nation in demselben Verhältnis wie die Frau des Hauses zum Hausherrn — er hat alle Äußerlichkeiten zu besorgen, damit sie das wirklich Wesentliche des Lebens mit ungeteilter Aufmerksamkeit ins Auge fassen und in die Hand nehmen kann. Das sei besser als „Politik" und „Diplomatie" — Lagarde haßte sie beide —, statt der „Treue gegen verbriefte Mißbräuche" ganzes Werk, das auf einmal aufräumt und das Volk vor einen neuen Anfang stellt! Er schüttelt sich vor Unmut: Männer begehren Arbeit, fort mit all den Spielereien! „Lieber Holzhacken als dies nichtswürdige zivilisierte und gebildete Leben weiter leben; zu den Quellen müssen wir zurück," sagt er feierlich, „hoch hinauf in das einsame Gebirge, wo wir nicht Erben sind, sondern Ahnen." Das Vaterland ist ein sittliches Gut; Deutschland ist die Gesamtheit aller deutsch empfindenden, deutsch denkenden, deutsch wollenden Deutschen — für die Existenz, das Glück, die Zukunft des Vaterlandes erachtet sich jeder in jedem Augenblick persönlich verantwortlich — „jeder ein Held und ein Befreier, wenn er es tut." Die Nation lebt nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft.

Lagarde verwies mit dem Schwersinn des eigenrichtigen Propheten wiederholt darauf: Die Deutschen sind die am lebhaftesten gehaßte Nation Europas. Moltke fand dafür im Reichstag das diplomatisch umschreibende Bild: daß die Familie Posa allerorten zusammenhänge, sei ebenso selbstverständlich, wie daß, wer von Deutschland Vorteile erwarte, nicht laut gegen uns spreche. Die kluge Frau von Staël erkennt in ihrem Werk über Deutschland die Überlegenheit des Deutschen in seiner Unabhängigkeit des Geistes, in seiner Liebe zur Einsamkeit, in der Eigenartigkeit der einzelnen Menschen. Mußte Lagarde klagen, daß von diesem Kernwesen in Deutschland nach dem französischen Krieg gar wenig zu erleben sei — so stehen wir seit dem Weltkrieg mitten inne in dem wunderbar ergreifenden Bereitsein eines reifen einmütigen Volkes. Diese Ursprünglichkeit der Deutschen warf manche Kleinmenschlichkeit von sich ab. Die deutsche Nationalität, so tröstete sich Lagarde, ist eine Kraft, welche nicht gewogen, geschaut, geleitet, beschrieben werden kann; welche da ist, wann sie wirkt, welche überall da ist, wo in Deutschland etwas wächst und gedeiht. Mit herzlichem Verstehen verteidigt er die deutsche Jugend — nicht fehle ihr der Idealismus, wohl aber mangeln der Zeit die Ideale. „Wo unsere Jugend nur von ferne Zukunft in der Gegenwart ahnt, da dient sie dieser Zukunft. Sie dient unsichtbaren, ungreifbaren, unerweisbaren Mächten — sie glaubt, sie hat ein Ideal." Wie hat dem treuen Eckart die Erhebung der deutschen Jugend, über die er sich schon 1870 freute, in unserem Erleben Recht gegeben mit den anderthalb Millionen Kriegsfreiwilliger und in dem Geist der Soldaten! Wie Worte vom heutigen Tage hören wir die Zukunftsstimme des Sehers von Göttingen: „Marschiert Deutsch-

land für . . . Elsaß-Lothringen, für (ich sage nicht, wofür noch) — stumpfe Naturen werden sofort schneidig, schlaffe sofort spannkräftig. Eine große Zeit erweist sich dadurch, daß die Blinden zu sehen, die Tauben zu hören, die Lahmen zu gehen anheben. . . Aber der Krieg muß da sein, die Fahnen müssen wehen, die Trompeten geblasen werden. Die Jugend will Krieg für ein konkretes Ideal führen, sie will Gefahr, Wagnis, Wunden, Tod. Die Jugend besteht aus Personen und will Persönliches. Die Jugend wird die Zukunft erleben, deshalb kann sie nur von der Zukunft leben." Und es bleibt, so fügte er fromm hinzu, bei der Bitte: Unser Brot für morgen gib uns heute; gib uns die dereinstigen Besitzens in Freuden sichere, ehrfürchtige Hoffnung auf eines neuen, noch nie dagewesenen Tages Licht und Arbeit!

Nationen entstehen für Lagardes Überzeugung nicht durch physische Geburtsakte, sondern durch historische Ereignisse. Und da er zur Deutung dieser des Waltens der Vorsehung nicht entraten kann, so werden die Nationen geschaffen, sie sind „göttlicher Einsetzung". Nicht durch den regelmäßigen Gang der Natur noch durch Zufall treten sie ins Dasein — so ist ihnen auch ein bestimmter Zweck von ihrem Schöpfer als Lebensprinzip mit auf den Weg gegeben; ohne Erkenntnis dieses nationalen Zweckes kann kein Volk leben. „Immer von neuem die Mission seiner Nation erkennen, heißt sie in den Brunnen tauchen, der ewige Jugend gibt; immer dieser Mission dienen, heißt höhere Zwecke erwerben und mit ihnen höheres Leben." Nur die Nation ist für Lagardes Auge frei, deren Glieder innere Zusammengehörigkeit besitzen, also von einer Idee beseelt sind. „Frei ist nicht, wer tun kann, was er will, sondern wer werden kann, was er soll. Frei ist, wer seinem anerschaffenen Lebensprinzip zu folgen imstande ist. Frei ist, wer die von Gott in ihn gelegte Idee erkennt und zu voller Wirklichkeit verstattet und entwickelt."

Für unsern Propheten ist Deutschland das Herz der Menschheit. Nicht wolle er müde werden zu predigen, daß wir vor einer neuen Zeit oder vor dem Untergange stehen. Charaktere bilden sich an der Arbeit und an den Erfolgen der Arbeit. Nach der politischen Klärung und Festigung von 1866 und 1870/71 wünschte er seinem Volke die innere Einheit durch „Rückgreifen auf den echt deutschen Individualismus unserer Väter, der jetzt keinen Schaden mehr tun wird, da er in festem Rahmen beschlossen bleibt, der jetzt unumgänglich ist, damit die Form nicht des Inhalts entbehre".

Wenn Rußland und Frankreich, so formulierte seinerzeit Lagarde die politische Zukunft, uns zwingen im Harnisch in der Sonne zu stehen, während wir in der wollenen Jacke hinter dem Pfluge schreiten oder in der Werkstatt arbeiten wollen; wenn Rußland sich weigert, für Geld und gute Worte unsere und Österreichs Grenzen in der Richtung auf Kleinasien hin vorzuschieben, so werden wir darauf denken, uns selbst zu helfen, „aber dann so gründlich, daß es auf lange vorhält. Denn Kriege sind durchaus nicht in unserem Geschmack;

aber ein Krieg, der ordentlich geführt wird, macht den zweiten, dritten und vierten unnötig." Dem eigenen Volk gab sein Prophet dreierlei zu bedenken: 1. Viele gesetzlich zu regelnde Angelegenheiten bieten keinen Raum für die Betätigung von Parteianschauungen, 2. konservativ und liberal sind nur verschiedene Seiten nicht derselben Sache, aber derselben Liebe; 3. die Zeit, welche vor der Geburt einer neuen Zeit oder vor dem Tode steht, ist zu ernst, als daß man über Parteiunterschiede sich zu zanken Muße hätte. „Den Notstand unserer Tage redet kein Wort aus, redet kein Seufzer aus, redet kein Schweigen aus; mag in ihnen streiten, wer die Zeichen in den windgetriebenen Wolken nicht versteht und nicht bedenkt, was der Brand auch bei uns zu zünden findet, der in den Nachbarhäusern binnen kurzem auflodern muß." Wenn Lagarde diese unsere Tage mit ihrer gewaltigen Schönheit erlebte, wie würde sein ahnungsschweres Gemüt in der Freude der Erfüllung seiner Ansage sich erheben! Dabei wußte sich der national und „völkisch" empfindende Mann fern jeder Anwandlung von Chauvinismus; das Deutschtum lag ihm nicht im Geblüte, sondern im Gemüte. Leibniz und Lessing als Slawen, Kant als Sohn eines Schotten sind deutsch!

Paul de Lagarde ruht im Grabe; doch wir berufen seinen edlen hohen Geist als Segensmacht in dem Ringen der Völker und in dem Aufstehen der Seelen seit 1914. Und er entbietet uns mit seiner frommen Schlichtheit seinen Feldspruch und Heimatgruß: Ich lasse mir nicht ausreden, daß, wenn das Volk ernst macht, Gott nicht noch heute seinen Tod zu schicken weiß, der ganze Dynastien, wenn sie einem heiligen Willen nicht folgen wollten, bis auf den letzten Säugling in ihr Erbbegräbnis versammelt; daß er nicht einen Sturm zu blasen verstehe, der alles uns Schädigende, das wir mit unsern Kräften zu bemeistern unfähig wären, in weite Fernen verwehe; daß er nicht einen Frühling senden könne, der neue Blumen weckt und alte Bäume neu grünen macht . . .

II. Heinrich von Treitschke.

Nach der französischen Kriegserklärung 1870 rief Heinrich von Treitschke als Professor der Geschichte in Heidelberg in ausbrechendem Soldatentrotz seinem ihm eng befreundeten theologischen Kollegen Adolf Hausrath zu: „Welcher Erniedrigung sind wir entgangen! Hätte nicht Bismarck das Telegramm über die Benedettigeschichte so geschickt redigiert, so hätte der König wieder nachgegeben." Dieser nachmalige preußische Historiker von hohem geistigen Range erschien in den Tagen der tosenden Volksbegeisterung auf dem Kriegskommers der Heidelberger Studenten. Treitschke war der gefeierte Mittelpunkt, nachdem er in Feuerworten die Jahre 1870 und 1813 in Parallele gestellt hatte. Sein getreuer Adolf Hausrath, der dem schwerhörigen Eisenkopf in allen Nöten, die ihm sein Leiden und sein Temperament zu gleichen Teilen schufen, selbstvergessen zur Seite stand, schöpft aus lebendiger Erinnerung mit dem Bericht: „Gedanken und Bilder ließen

sich so wenig zählen wie die Perlen eines Glases Champagner. Aber sie berauschten. Schon bei seinem Eintritt war Treitschke am lautesten empfangen worden, jetzt aber drängten mit erhobenen Gläsern Hunderte herbei, alle wollten mit ihm anstoßen. Der Boden drohte zu brechen, die Decke zu stürzen unter den Hochrufen. Immer neue Wellen strudelten um ihn, wenn die alten sich verlaufen, und wollten sich nicht erschöpfen. . . In Treitschkes Mienen lag helle Freude an dieser warmherzigen Jugend, die in der Front sicher ihren Mann stellen werde, an sich dachte er nicht." Treitschke verlor bei Gravelotte seinen einzigen Bruder, Hausraths Gattin ebenfalls ihren Bruder, Preußens Volk ging schwarz. Doch aus Blut und Tränen stieg das Reich empor, als Ernte der heißen Saat.

Im Berliner Universitätsgarten steht Treitschke in Bronzeplastik, der Prophet an sein akademisches Volk im Professorentalar, mit dem leuchtenden Blick und dem stets zum Sprechen aus übervollem Herzen ungeduldigen Mund. Wie hundertmal haben wir als Berliner Studenten und als ältere Semester (bis zum weißgrauen Haar) vor seinem Katheder im Auditorium maximum der Hochschule uns gedrängt, wenn er Politik vortrug oder deutsche und englische Geschichte — der taube Mann, dem wir die Hände zum Gruß in der Luft zusammenschlugen oder ihm mit Tüchern zuwinkten, wenn er mit seiner herben Wahrhaftigkeit uns packte oder mit seinem nationalen Furor uns peitschte!

Wegen seines patriotischen Glaubens an das Große Deutschland hatte sich der jugendliche Sachse mit seinem partikularistischen Vater, einem wackern General, überworfen; doch als Treitschke zur ersten Vorlesung nach der Kriegserklärung beflügelt schritt, da jubelte er: „Fichte hat einst seine Zuhörer in den heiligen Kampf mit den Worten entlassen: Siegen oder Sterben! Wir aber sprechen: Siegen um jeden Preis!"

Dem Reformator des deutschen Staates, Bismarck, trat Treitschke als sein Hutten zur Seite.

Am 19. Juli 1895 stand Treitschke vor der Berliner Universität als ihr erwählter Redner bei der silbernen Kriegserinnerungsfeier. Wir, die wir Zeugen jener Feststunde waren, werden den hinreißenden Eindruck der Persönlichkeit Treitschkes nimmer vergessen. Niemand von uns ahnte, daß der gewaltige Recke dort am Pult nur noch neun Monate zu leben habe, an dessen Stahlgesundheit und Hünenleib allerdings schon der Wurm tückischer Krankheit nagte. Desto trutziger straffte sich der eiserne Wille zu seinem Lebenswerk, und die ersten Schatten des organischen Leidens verschönten das Antlitz mit den wundervollen blauen Augen. Die „goldenen Tage unseres Lebens" nennt Treitschke die Zeit der Reichsvereinigung nach dem Kampf, Not und Jammer, da den Träumen und der Sehnsucht ihrer Jugend über jedes Hoffen hinaus die herrliche Erfüllung ward. Doch bedürfe es meist einer langen Frist, bis sich ein Volk entschließe, das Große seiner Vergangenheit wieder im Großen zu sehen. Den glücklichsten aller Kriege nennt er den deutsch-französischen von 1870. „So, gerade so, unfehl-

bar wie der Hammer Thors mußte das deutsche Schwert schmetternd niederfallen; so, wider alle Erfahrung, mußte das wandelbare Kriegsglück zur Unwandelbarkeit gezwungen werden und Kranz auf Kranz um unsere Fahnen winden, wenn dies bestverleumdete und bestverhöhnte aller Völker wieder die rechte Stelle in der Staatenwelt erringen sollte."

Treitschke würdigt unsere frühere schwierige und verworrene Lage unter der Bundesverfassung; „im Ausland war unter Millionen nur einer, unser treuer Freund Thomas Carlyle, der in dem Wirrwarr unserer Parteiung den Adel der deutschen Volksseele liebevoll erkannte." Aus uns dürfe nichts werden, das war allen klar; die Mitte des Weltteils sollte niemals erstarken, auf deren Schwäche die alte Staatengesellschaft so lange beruht hatte. Die lächerlichen Sanges- und Schützenbrüder standen auf! Es galt die freie Mündigkeit der Nation, die in ihrer Zerrissenheit nicht wußte, wie stark sie war. Aus dem brausenden Getöse der Volksversammlungen und des Straßenlärms, der Zeitungen und der Flugschriften erklang übermächtig der eine Ruf: Wir müssen, wir werden siegen. Wilhelm I., sagte damals Treitschke, war mehr als ein Heerkönig des germanischen Altertums — „er war ein Held unserer Zeit, der gebietende monarchische Führer einer ungeheuren demokratischen Massenbewegung, die alle Höhen und Tiefen unseres Volkes erschütterte und, ihres Zieles sicher, über alle Bedenken zaudernder Höfe im Sturme hinwegschritt."

Und damals wie heute, vor unsern staunenden Augen, fügte es die Not der Zeit und die elementare Begeisterung dieses heiligen Volkes, das leben wird, weil es zu sterben weiß: daß gleich bei Beginn des Krieges das Schuldbuch deutschen Bruderstreites zerrissen, alle Sünden alten Haders abgetan wurden. Und damals wie jetzt: „Mit einem solchen Heere ließ sich alles wagen." Den Heeren Frankreichs fehlte von vornherein die Treue, das Vertrauen, der Rechtssinn — und der preußische Schrecken ließ sie erstarren. Selten, so urteilt der Historiker, habe sich so klar gezeigt, „daß es der Wille ist, der in den Daseinskämpfen der Völker entscheidet, und in dem Einmut des Wollens waren wir die Stärkeren." Frankreich stand, wie jetzt wiederum, nachdem es so oft unsern innern Zwist genährt und gemißbraucht hatte, plötzlich der lebendigen Einheit der Deutschen gegenüber; denn, so deutete Treitschke im Kastanienwäldchen, ein gerechter Krieg entfesselt alle natürlichen Kräfte des Gemüts, neben dem Hasse auch die Macht der Liebe. Guter Wille, Ausdauer und Manneszucht überwanden alle Schwierigkeiten, schreibt knapp Moltke; Treitschke vertieft das Urteil: „In schlichter Demut, ohne viel Reden und Beten, beugten sich die Männer vor dem Unerforschlichen, der auf dem Schlachtfelde die Halme mäht." Wahre Gottesfurcht ist schamhaft.

Die anheimelnde Schönheit der deutschen Geschichte nannte es H. v. Treitschke, daß wir nie einen jede Persönlichkeit niederdrückenden Napoleon gekannt haben; freie Männer von fester Eigenart und sicherem Stolze sah 1870

— wird auch 1914/16 erweisen, die jeder in seinem Fache schalten können. So lange es eine Geschichte gibt, das prägte uns jungen Menschen der preußische Professor ein, haben die Massen des Volks das Gemüt und die Tatkraft allezeit höher geschätzt als den Geist und die Bildung, die schrankenlose Volksgunst werde immer nur den Helden der Religion und des Schwertes zuteil. Dort in Frankreich ward der erste Grund gelegt zu jenem unsichtbaren deutschen Fürstenrate, „der etwas anderes ist als der Bundesrat", der in keinem Artikel der Reichsverfassung verzeichnet steht und doch handgreiflich wirkt. Die revolutionäre Idee der deutschen Einheit erwies sich als Sieg der monarchischen Ordnung über dynastische Anarchie. Und der beste Demokrat Ludwig Uhland behielt Recht mit seiner Weissagung, es werde kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem reichlichen Tropfen demokratischen Öls gesalbt sei. Deutschland und Österreich gestalteten sich aus dem Fluten der Völker im Herzen Europas als Ertrag vielhundertjähriger Kämpfe.

Mit ernsten Gedanken über Verfallsanzeichen der deutschen Kultur betrachtete Treitschke im Jahre 1895 die Gegenwart — doch als habe er die wunderbare Volkserhebung und den Aufstand der Seelen weissagen wollen, fügte er hinzu: „Niemand darf sagen, daß er sein Volk wirklich kenne. Im Frühjahr 1870 ahnten die Frohesten selber nicht, daß unsere Jugend schlagen würde, wie sie schlug. So wollen auch wir hoffen, daß heute in den Tiefen unseres Volkes verjüngende Kräfte wirken, die wir nicht ahnen."

Das Heilmittel der Friedensschwärmer, die Abrüstung, lehnte der Realpolitiker mit dem ruhigen Manneswort ab, das Schwert müsse behaupten, was das Schwert gewonnen, dieweil durch Gewalt Gewalt überwältigt wird. „Noch einige friedliche Jahre mehr" dürfen wir uns vielleicht erwarten, meinte vorsichtig abwägend Treitschke — es sind ihrer volle 19 geworden, fast zwei Jahrzehnte bis an die Zähne bewaffneten Friedens. „Und sollten jemals die Fahnen des Adlers wieder flattern, dann — nimmer soll, das ihr vergossen, euer Blut umsonst geflossen, nimmer soll's vergessen sein . . ."

Heinrich von Treitschke mußte von uns gehen, bald nachdem ihm Preußen um seines freimütigen fünften Bandes der Geschichte des 19. Jahrhunderts willen, der die Akten öffnete über Friedrich Wilhelm IV., das Staatsarchiv für die fernere Zeit vaterländischer Geschichte sperrte. In diesen ehernen Tagen des Völkerringens mögen wir ihn nicht missen in der Schar unserer geistigen Führer, die unser reines Schwert segnen und die uns an jene leuchtenden Germanenherzöge gemahnen, die einst Tacitus seinem sinkenden Rom beschwörend auf den Schild erhob.

Dr. Hedwig Fischmann: Die Kunstdenkmäler von Saloniki.

„Thessalonike ist nicht eine gewöhnliche Stadt, sondern eine Stätte der Seligen!“ So rühmt der schriftgelehrte Erzbischof Eustathius im 12. Jahrhundert seine Metropole, sie, die gleich Rom, gleich Byzanz den Namen der Megalopolis führte. Seit den Tagen, da sich das Schwergewicht des künstlerischen wie des politischen Lebens im römischen Reiche nach dem Osten, nach der neuen Hauptstadt am Goldenen Horn verschoben hatte und dem Bunde spätantiker und orientalischer Kultur die byzantinische Kunst entsprossen war, hatte auch hier in der reich emporblühenden Handelsstadt, von der sich tausend Fäden zwischen Orient und Occident spannen, die neue Kunst feste Wurzel geschlagen. Doch während sie sich in Konstantinopel, in dieser Residenz eines üppigen Hofes mit seinem prunkvollen Zeremoniell, einer doppelten Aufgabe gegenübersah und in den Dienst zweier Herren, in den des mächtigen Cäsar und der bald nicht minder mächtigen Kirche trat, war ihr Wirken in jener Stadt, die sich mit Stolz „gloria orthodoxiae“ nannte, wo einst der Apostel Paulus gepredigt und der heilige Demetrius den Märtyrertod erlitten hatte, in erster Linie ein kirchliches. Noch heute geben die zahlreichen byzantinischen Kirchen mit ihren bald massig wuchtenden, bald graziös emporsteigenden Kuppeln, neben der bewegten Silhouette der mittelalterlichen, zinnengekrönten Mauern, der Stadt ihr charakteristisches Gepräge. Ja, eine volkstümliche Tradition will sogar wissen, daß die Stadt einstmals soviel Kirchen besessen habe, wie das Jahr Tage. Ein gütiges Geschick hat viel von diesem kostbaren Kunstbesitz Thessalonikes in all den kampfdurchtobten Jahrhunderten bewahrt und auch die goldstrahlenden Mosaiken vor der Zerstörungswut der Bilderstürmer des 8. und 9. Jahrhunderts, wie vor dem gleichermaßen bilderfeindlichen Geist des Islams herübergerettet bis in unsere Tage.

Nicht das gleiche gilt leider von den antiken Bauten und Kunstwerken, die einst Thessalonike in so reichem Maße geschmückt haben, daß noch Reisende des 18. Jahrhunderts sie als die nächst Athen an antiken Kunstdenkmälern hervorragendste Stadt des Orients rühmten. Heute sind auch die letzten Spuren des kaiserlichen Palastes, ist das Hippodrom, der Schauplatz jenes blutigen Gemetzels, das Theodosius der Große, Versöhnung heuchelnd, unter den Bürgern der Stadt angerichtet hat, ist das Stadion wie das Forum mit seinen Gebäuden völlig verschwunden. Aber noch bis zum Jahre 1865 existierte in Saloniki die gut erhaltene Ruine eines reichen römischen Portikus mit Karyatiden, heute im Louvre befindlich, der zu einer großen Stoa auf dem Forum oder vielleicht zu den Propyläen des Stadions gehörte. Nach seinen seltsamen Frauengestalten führte er im Volksmund den Namen „Las Incantadas“, die Verzauberten, oder auch „die

Idole" und ist unter ersterem Namen in die Reisebeschreibungen übergegangen. Auch die in den mittelalterlichen Schriften oft genannte „Goldene Pforte" oder das Vardartor, ein schönes Denkmal der römischen Kaiserzeit mit einem Guirlandenfries und zwei Basreliefs, vielleicht die Dioskuren darstellend, auf den sehr niedrigen Pfeilern ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gleichfalls der Zerstörung zum Opfer gefallen.

So blieb der heutigen Generation der Triumphbogen des Galerius als einziger Zeuge der antiken Kunst erhalten. Von dem Volke mit Vorliebe Alexander dem Großen zugeschrieben und mit dem griechischen Namen „Kamara" (Gewölbe) bezeichnet, ist er, wie seit der Entzifferung einiger Namen am Relief durch den dänischen Archäologen Kinch feststeht, zur Erinnerung an den Perserkrieg des Cäsar Gaius Galerius, des in Thessalonike residierenden Nebenkaisers Diokletians, wahrscheinlich bald nach dem Friedensschluß im Jahre 297 errichtet worden. Noch heute in seinen Trümmern zeichnet er sich durch die von allen römischen Triumphpforten abweichende Originalität der Anlage, durch seine gewaltigen Dimensionen und die nur auf die Pfeiler beschränkten, in 3 und 4 Reihen horizontal übereinander angeordneten, stofflich wie stilistisch sehr interessanten Reliefs aus. Die ursprüngliche Anlage bestand aus einem überkuppelten Doppeltor, dessen Kuppel bereits jenes Motiv aufweist, das in der Entwicklung der byzantinischen Baukunst eine so fruchtbare und entscheidende Rolle spielen sollte: das Pendentif. Von der einen Hälfte des Monuments, einer dreigliederigen Triumphpforte, sind nur die beiden Mittelpfeiler erhalten, die einen in neuerer Zeit errichteten Bogen tragen. Die Reliefs des Südpfeilers schildern den Siegeszug des Galerius durch Armenien von der Bildung der Armee in Dacien bis zur Entscheidungsschlacht und der Huldigung an den Sieger, die — bezeichnend genug — nicht an den triumphierenden Nebenkaiser, sondern an Diokletian selbst und seinen Mitregenten Maximianus gerichtet ist, diejenigen des Nordpfeilers den Zug des gleichen Heeres, an seinen Feldzeichen und Rüstungen kenntlich, nach Mesopotamien. Interessant ist die von Kinch erörterte stoffliche Parallele zwischen diesen Szenen und den Reliefs der Trajanssäule: auch dort spielen die Dacier eine entscheidende Rolle, aber dort als Besiegte, hier als Sieger. Ja, in hyperbolischer Schilderung wissen die Reliefs der römischen Säule sogar von der völligen Vernichtung dieses Volksstammes zu berichten, der doch in der Folgezeit dem ermattenden Römerreich mehrere Kaiser gegeben hat und dem wir hier, kaum zwei Jahrhunderte später, als triumphierendem Kriegerheer begegnen. Die starken orientalischen Einflüsse, die in den Reliefs des Triumphbogens erkennbar sind, haben zu der durch neuere Forschungen bestätigten Annahme geführt, daß hier Bildhauer aus Antiochia, dem kleinasiatischen Regierungssitz Diokletians, tätig gewesen sind. So wirkte die Kunst des Orients an jenem Denkmal mit, das seine Unterwerfung unter die Gewalt des Abendlandes feiert.

Kein Bauwerk der sakralen Kunst der Antike hat sich in Thessalonike erhalten,

kein Tempel kündet hier vom Dienst der heidnischen Götter. Nur Inschriften und Münzen geben von ihrer Existenz Kunde. Wohl glaubte man lange Zeit in einigen christlichen Kirchen, besonders in dem gewaltigen Rundbau der Georgskirche, umgestaltete antike Tempel zu erkennen; aber diese Behauptungen haben vor der genaueren Forschung nicht standhalten können und sie sind nur ein erneuter Beweis dafür, wie die byzantinische Kunst sich das Kulturerbe der Spätantike, das ihr zugefallen, zu eigen gemacht und es im eigenen Sinn um- und weitergestaltend, durch Jahrhunderte bewahrt hat. Mit dem souveränen Recht des alleinigen Besitzers nach dem Untergang des weströmischen Reiches hat sie mit dem Kapital geschaltet und es immer mehr durchsetzt mit orientalischem Wesen. Malerei und Plastik wie auch die Architektur zeigen diesen Entwicklungsgang. Der rein basilikale Bautyp, der in der ersten Phase der christlichen Baukunst, in der vorjustinianischen Epoche, im ost- wie im weströmischen Reich der verbreitetste gewesen ist — hier ausgestaltet nach den besonderen Bedürfnissen des orientalischen Zeremoniells — wird bald dem Westen überlassen, und die Vorliebe für den Zentral- und Kuppelbau, seine Anpassung an die Ansprüche des Ritus schreitet zur Lösung neuer konstruktiver Aufgaben in der Durchdringung dieser beiden Grundformen fort. Ihrer Verquickung entsprießt im Osten jener halbbasilikale Typus, der den Ausgleich findet zwischen der stärkeren Betonung der Längsrichtung, dem geistigen Hinleiten des Andächtigen nach dem Allerheiligsten und dem durch den dominierenden ästhetischen Wert der Kuppel unterstrichenen zentralen Baugedanken. Als ihre kostbarste Blüte erwuchs die Kirche der Aja Sophia am Goldenen Horn, deren bescheidenere Namensschwester in Thessalonike der gleichen Gruppe angehört. Die weitere Entwicklung der byzantinischen Architektur zeigt sie fortschreitend auf dem Wege der Zentralisation, die gleichermaßen durch Unterdrückung der Selbständigkeit der Nebenräume wie durch eine entschiedenere Betonung des Mittelraums mit Hilfe der gesteigerten Lichtzufuhr und Höhendimensionen, durch eine immer mehr überhöhte Kuppel angestrebt wird. Gerade in Thessalonike begegnen wir gar häufig jenen schlank emporstrebenden Kuppeln, die in ihrer reichen Ausgestaltung ein ungemein malerisches Bauglied bilden.

Auch alle übrigen Grundformen dieser Entwicklungsreihe vermögen wir in Saloniki wie in keiner andern Stadt Europas mit Ausnahme Konstantinopels zu verfolgen. Nirgends sonst hat sich die frühmittelalterliche Kunst in einer fast lückenlosen Kette von Baudenkmälern erhalten. Und dies verdanken wir in erster Linie der fast 500jährigen Türkenherrschaft. So seltsam es auch klingen mag: nur durch das Eindringen des Islams blieben diese christlichen Kunstwerke vor jener Vernichtung bewahrt, der in Italien, besonders im Rom der Päpste, soviele frühchristliche Bauten zum Opfer fielen. Denn der neu erwachende, kraftvolle Bautrieb der Renaissance hat dort mit derselben Rücksichtslosigkeit gegen die Schöpfungen der älteren Epoche gewaltet, die diese selbst einst gegenüber den Kunstwerken der Antike bewiesen hatte, und Ravennas herrliche Bauten galten

einem Gismondo Malatesta oder der Stadt Venedig nur als große Marmorbrüche. Nichts von diesem in seiner Tatkraft skrupellosen Zerstörungstrieb findet sich bei Thessalonikes langjährigen Herren. Nach der endgültigen Besitzergreifung durch die Türken im Jahre 1430 wurden zwar nach und nach die meisten Kirchen der Stadt für die religiösen Bedürfnisse der Sieger adaptiert und in Moscheen umgewandelt; aber in dieser Umgestaltung waltete kein blinder, fanatischer Vernichtungstrieb. Nur die notwendigen Veränderungen wurden vorgenommen und selbst die figürlichen Darstellungen der Mosaiken unzerstört bewahrt, bloß an manchen Orten den Augen der Gläubigen durch eine deckende Mörtelschicht entzogen, die sich als ein außerordentlich glückliches Konservierungsmittel für die kostbaren Malereien in vielen Fällen bewiesen hat. So bewahrten die meisten byzantinischen Kirchen Thessalonikes ihre Grundform wenig verändert durch die Jahrhunderte im Dienst des neuen Kults, und die schlanken, etwas unansehnlichen Minarets neben den breiten, konstruktiven Massen der alten Kirchen sind wohl das augenfälligste Merkmal der gewechselten Bestimmung. Was hier in der Vernichtung kostbaren Kunstbesitzes gesündigt wurde, geschah mehr durch ein gleichgültiges Schaltenlassen der zerstörenden Naturkräfte als durch ein gewaltsames Eingreifen.

Am schneidendsten wirkt dieser Kontrast zwischen dem spielzeugartigen Minaret und der alten byzantinischen Kirche bei dem gewaltigen Zentralbau von St. Georg. Heute führt die Kirche den Namen Hortadji-Djami nach dem im Hofe der Moschee bestatteten Hortadji Suleiman Effendi, den die Türken wie einen Heiligen verehren. Dieser hat die Umwandlung der Kirche in eine Moschee bewirkt, nachdem sie durch zwei Jahrhunderte nach dem Fall der Stadt dem christlichen Gottesdienst belassen worden war. Die mächtige Rotunde, wahrscheinlich noch dem 4. Jahrhundert entstammend, ist mit ihrer weitgespannten, 24 Meter im Durchmesser betragenden Kuppel, die sich über einen 6 Meter starken Mauerzylinder wölbt, das gewaltigste Beispiel für die Versuche der frühchristlichen Kunst, den Zentralbau dem Gottesdienst zu gewinnen und jene Bauform, die in Anlehnung an die heidnischen Mausoleen und Nymphäen in kleineren Gedächtnis- und Taufkirchen frühzeitig angewendet worden ist, ins Große zu steigern gleich dem Pantheon. Acht in den Mauerkern eingehöhlte viereckige Nischen beleben und erweitern den Raum im Innern, ihm durch ihre Überwölbung zugleich größere Festigkeit verleihend. Die dem westlichen Eingang gegenüberliegende Kapelle ist in einem Ausbau verlängert und mit halbkreisförmigem Abschluß zum Presbyterium ausgestaltet. Zwei mächtige Strebepfeiler stützen ihr Gewölbe von außen. Eine spätere Epoche hat dem Süd- und Westportal je einen Portikus vorgelagert, der aber neben den großen, einfachen Linien des Baues kleinlich wirkt. Die Einheitlichkeit der ganzen übrigen Anlage widerspricht ebenso sehr der Annahme, daß wir es hier mit einem umgestalteten antiken Tempel zu tun haben, wie der Kreuzesstempel auf den Ziegeln der Mauern und des Kapellenpflasters, wie die von allem

Anfang an fehlende Scheitelöffnung des Opäons. Das Innere hat niemals schmückende Marmorinkrustationen, Säulen oder Gesimse besessen. Seinen einzigen, unendlich kostbaren Schmuck bildeten, wie auch heute noch, seine schimmernden, goldgrundigen Mosaiken.

Das gewaltige Deckenmosaik dieser Kirche, das in acht den Kapellen entsprechend angeordneten Bildern das mächtige Kuppelgewölbe gänzlich überdeckt, ist das umfangreichste uns überkommene Werk der byzantinischen Mosaikkunst und zugleich eine der wenigen erhaltenen Schöpfungen aus der Zeit vor dem Bildersturme. Ihre Entstehungszeit wird um die Wende des 5. zum 6. Jahrhundert angesetzt. Vier Kompositionen, deren jede sich einmal wiederholt, zeigen in streng symmetrischer Anordnung ehrwürdige Heilige mit zum Gebet ausgebreiteten Armen vor einem reichen architektonischen Hintergrund. In der Ausgestaltung dieser prunkvollen, giebel- und kuppelgekrönten Säulenhallen und Nischen, in ihrer verschwenderischen Ausschmückung mit buntem Edelgestein und flatternden Vorhängen, mit reichsten farbigen Ornamenten und buntgefiederten Vögeln, die auf dem Gebälke auszuruhen scheinen: in all dieser überquellenden Mannigfaltigkeit und Schmuckfreude lebt sich eine sinnenfrohe, phantastische Kunst aus, verwandt jener, die uns in Pompeji gegenübertritt. Der Faltenwurf der Gewänder zeugt gleichermaßen wie die Ornamente, die neben Vögeln und Fruchtschalen den Mosaikschmuck der Nischen bilden, für den klassischen Boden, dem diese Kunst entsprossen ist. Die Gestalt des Weltenherrschers, die noch im 19. Jahrhundert die Apsis schmückte, ist heute verschwunden.

Auch noch ein anderes Kunstwerk, das einst die Kirche zierte, ist ihr jetzt entrückt: die zweitreppige Kanzel, deren Trümmer heute das osmanische Museum in Konstantinopel birgt. Nach einer ebenso unhaltbaren, wie hartnäckig sich forterbenden lokalen Tradition soll der heilige Paulus während seines Aufenthalts in Thessalonike von diesem Ambo gepredigt haben. Das stilistisch bedeutsame Werk zeichnet sich besonders durch eine unbekümmerte Hintansetzung der Gesetze des klassischen Reliefstils und ein gewisses Streben nach realistischer Gestaltung aus.

War uns in der Kirche von St. Georg der Typus eines Zentralbaus auf oströmischem Boden entgegengetreten, so repräsentieren zwei andere Kirchen Thessalonikes die flachgedeckte, basilikale Bauform in jener für Byzanz charakteristischen Modifikation mit Emporen, die bei der Trennung der Geschlechter im orientalischen Gottesdienst als Gynäceen dienten, und mit säulengetragenen, auf Kämpfern aufruhenden Bogenstellungen in beiden Geschossen. Es sind dies die seit altersher von den Griechen hochverehrte Kirche des Schutzpatrons der Stadt, des heiligen Demetrius, und eine nur unter ihrem türkischen Namen Eski-Djuma, die alte Moschee, bekannte Basilika, beide dem 5. Jahrhundert zugehörig.

Die Demetriuskirche, seit ihrer Adaptierung für den muhammedanischen Kult

am Ausgang des 15. Jahrhunderts Kassimye-Djami genannt, hat im 7. Jahrhundert eine gründliche Restaurierung erfahren, die aber keine einschneidenden Veränderungen an dem älteren, über dem wunderwirkenden Grab des Märtyrers errichteten Bau vorgenommen hat. Von weither pilgerten die Gläubigen, um hier Genesung von ihren Leiden zu finden, und ein reich geschmücktes silbernes Ciborium, ein Meisterstück byzantinischer Goldschmiedekunst, deckte die Gebeine des Märtyrers. Bei einem Brande, der während des alljährlich zu Ehren des Heiligen gefeierten, drei Nächte währenden großen Volksfestes ausbrach, ist dieses Kunstwerk frühzeitig untergegangen. Jetzt wird, — wohl mit Unrecht, — ein roh behauener Grabstein in einem vom linken Seitenschiff abgetrennten, dunkeln Raum als Grabmal des Märtyrer angesehen, und griechische Gläubige bringen hier, in der Moschee, noch heute zahllose Opferkerzen dar, die sie bei dem türkischen Hüter des Heiligtums erhandeln. Das Innere der fünfschiffigen, kreuzarmigen Basilika zeichnet sich durch die besondere Mannigfaltigkeit und Schönheit der Kapitelle der untern, korinthischen Säulenreihe aus, zwischen die je zwei Pfeiler eingeschoben sind. Sie tragen hohe, mit dem Kreuzeszeichen geschmückte Kämpfer. Die Säulen des Obergeschosses sind jonischer Ordnung von sehr einfacher Gestaltung. Von dem Mosaikenschmuck, den die Kirche einstmals besessen hat, ist vor wenigen Jahren bei Bauarbeiten einiges unter der verhüllenden Decke zutage getreten. Die wunderwirkende Heilkraft der Madonna und des heiligen Demetrius wird hier in einer Reihe von Einzeldarstellungen und kleinen Bilderzyklen in den Bogenzwickeln der Säulen des Seitenschiffs verherrlicht, während die an den Eckpfeilern aufgedeckten Mosaiken den heiligen Demetrius und Sergius, umgeben von zwei Stiftern, wie die Inschrift besagt, zeigen. Doch kann hier das Wort „Stifter" nicht in dem Sinn der ursprünglichen Erbauer der Kirche gemeint sein, da der Stil der Mosaiken deutlich auf die nach-justinianische Epoche verweist, sondern nur jener bereits erwähnte Umbau des 7. Jahrhunderts in Betracht kommen. Überschlanke Proportionen der Gestalten und ein geradliniger, steifer Faltenwurf sind die augenfälligsten Merkmale dieser Mosaiken.

Wie in der Georgskirche, so hat man auch lange Zeit in der dreischiffigen „Alten Moschee", der ersten von den Türken adaptierten Kirche, einen antiken Bau, einen Tempel der Venus sehen wollen. Aber auch hier hat sich diese Behauptung, die sich auf keinen historischen Beleg stützen kann, vor dem auf das 5. Jahrhundert hinweisenden Stil als gänzlich unhaltbar erwiesen. Besonders deutlich sprechen die für dieses Jahrhundert charakteristischen theodosianischen Kapitelle gegen jene Annahme. Die Kirche, wahrscheinlich der Jungfrau Maria geweiht, ist durch eine Kette von Mißverständnissen der heiligen Paraskeue zugeschrieben worden. Sie befindet sich heute in einem sehr verwahrlosten Zustand.

Nicht besser steht es auch um die berühmte, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts zur Moschee umgestaltete Kirche der Agia Sophia, die ein Brand im Jahre 1890 arg verwüstet hat. Um die Datierung dieses Baues ist in den letzten

Jahrzehnten ein heftiger Kampf unter den Kunstforschern entbrannt. Die zweifellose Verwandtschaft dieser Kirche mit ihrer Namensschwester in Konstantinopel hat dazu geführt, daß einige in ihr eine primitivere Vorstufe, andere eine vereinfachte Abwandlung des gleichen Baugedankens aus der Spätzeit Justinians oder aus der unmittelbar nach-justinianischen Epoche sehen wollen. Wird in dem Wunderwerk des Arthemisios am Bosporus das Problem der harmonischen Durchdringung des zentralen Kuppelbaus mit den Tendenzen der Basilika mit unerhörter konstruktiver Kühnheit gelöst, so finden wir hier eine einfachere Lösung des gleichen Grundgedankens unter Vermeidung der Schwierigkeiten, freilich auch der Reize, die sich aus der Anlehnung der beiden Halbkuppeln an die Mittelkuppel ergeben. Das fast völlig freistehende Stützenquadrat, von dem aus Pendentifs zur machtvollen Kuppelwölbung hinüberleiten, umschließt eine Raumeinheit von großartiger Wirkung, nach Osten erweitert durch Chorraum mit Apsis. Die Emporen tragenden Seitenschiffe und der Narthex öffnen sich mit Bogenreihen in beiden Geschossen gegen den Hauptraum, Durchblicke von außerordentlichem perspektivischem Reiz gewährend. Schimmernd weißer Marmor überkleidet das Innere der Kirche, edelstes Material, Marmor und verde antico, ist für die Säulen verwendet. Den hervorragendsten Schmuck des Heiligtums aber bilden auch hier, wie in den meisten Kirchen des Ostens, die goldgrundigen Mosaiken.

Das große Kuppelmosaik, an dessen endgültiger Gestaltung verschiedene Epochen tätig gewesen sind, stellt die Himmelfahrt Christi dar. Zwei verwegen verkürzte Engelgestalten tragen das Medaillon mit der gen Himmel schwebenden Gestalt Christi, während rings umher, vom schimmernden Goldgrund umflossen, die Gestalt der Maria zwischen zwei Engeln und die zwölf Apostel sichtbar sind. Jede der Figuren ist durch einen streng dekorativ behandelten Baum von der andern getrennt, und dies gleiche Stilprinzip weist auch der aus buntfarbigen, seltsamen Bogenformen gebildete Boden auf. Eigentümlich kontrastiert mit dieser auf jede Wirklichkeitsillusion verzichtenden Darstellungsweise der Realismus, mit dem die Apostel nach Alter und Temperament differenziert werden. Wie sich die Wirkung des großen Ereignisses, das sich vor ihren Augen vollzieht, in Haltung und Gesten widerspiegelt, wie in der Bewegung der Arme und des Kopfes die strengen Fesseln einer zeremoniell und dogmatisch gebundenen Kunst gelockert, wenn nicht gesprengt werden: das sind Momente, die neben der außerordentlichen Farbenpracht das Kuppelmosaik der Sophienkirche in die erste Reihe der uns überlieferten byzantinischen Malereien rückt. Die Wölbung der Apsis ist hier, wie in den meisten byzantinischen Kirchen, mit der Gestalt der thronenden Maria mit dem Kinde geschmückt.

Neben diesen vier Hauptkirchen aus der frühmittelalterlichen Periode besitzt Thessalonike eine reiche Anzahl von kirchlichen Bauten der späteren byzantinischen Epoche, die aber nicht an die Bedeutung jener älteren Gruppe heranreichen. Sie unterscheiden sich äußerlich von den Denkmälern der ersten Periode durch ihre

reich bewegte Silhouette, durch eine Schmuckfreude, die sich auch der Außengestaltung des Baues bemächtigt, im Gegensatz zu der nur das konstruktive Moment betonenden Massigkeit und Schlichtheit der älteren Kirchen. Es ist, als wolle sich die lange Zeit ganz auf die Lösung der Konstruktionsprobleme gebannte Phantasie der Baukünstler nun, im Besitz ihrer souveränen Beherrschung, in einer leichteren Bewegtheit ausleben. Eine Art Barock des Ostens scheint hier emporzublühen. Der bereits erwähnten, seit dem 10. Jahrhundert allgemein verbreiteten überhöhten Kuppel mit polygonalem Tambour treten eine Anzahl von gleichgestalteten kleineren Nebenkuppeln zur Seite, die, von Fenstern ganz durchbrochen, mit mehrfach abgestuften Blendbögen und Ecksäulchen geschmückt, oft mit wellenlinigem Profil wie in ewiger Schwingung in der blauen Luft erscheinen. Schmuckziegel zu geometrischen Ornamenten gruppiert überspinnen große Teile dieser Backsteinbauten. Der Sägefries mit seiner malerischen Schattenwirkung wird ein sehr beliebtes, oft verwandtes Motiv jener Zeit. Parallel mit dieser Außengestaltung der Kirchen begegnen wir im Innern einer fortschreitenden Unterdrückung der Selbständigkeit der Nebenräume — wiederum ein Zug, den diese Epoche mit dem Barock teilt. Häufig fehlen bei den späteren Bauten dieser Entwicklungsreihe die Emporen. Die bedeutsamsten Kirchen, die jenen in Thessalonike reich vertretenen Typus repräsentieren, sind die fälschlich als Bardiaskirche bezeichnete Kirche der Gottesmutter, von deren beiden ursprünglich vorhandenen Nebenkuppeln heute nur noch eine erhalten ist, die Eliaskirche mit kleeblattförmig angeordneten Apsiden und die fünfkuppelige Apostelkirche, die diese Bauform in ihrer reichsten Gestaltung vertritt; ihr nahe verwandt ist eine wahrscheinlich der heiligen Katharina geweihte Kirche, heute Yacoub-Pacha-Djami genannt. Alle diese Bauten, wohl mit Ausnahme der beiden letztgenannten, gehören dem 11. Jahrhundert an.

Ein Ravenna des Orients, ein noch zu entdeckendes Wallfahrtsziel der Kunstfreunde hat einer der besten Kenner byzantinischer Kunst, Strzygowski, Thessalonike genannt. Möge es keine dira necessitas in unsern Tagen in ein Pompeji wandeln, das spätere Geschlechter aus den Trümmern ausgraben müßten!

Dr. Robert Wendlandt: Hasan und Husain.

Der Pilgerstrom, der im Jahre 1910 aus allen Richtungen und Ländern in das kleine Tal von Oberammergau flutete, hat wahrscheinlich eine Größe erreicht, wie er sie nie zuvor erlangt hatte, weil der nachdrucksvolle und künstlerische Wert dieses bleibendsten aller dramatischen Werke wie nie zuvor erkannt ist.

Wenigen von denen, die die wunderschöne Oberammergauer Aufführung gesehen oder davon gelesen haben, ist es bekannt, daß ein Teil der Anhänger Mohammeds auch ein Mirakelstück dargestellt hat, das sowohl in Persien, als auch in Indien jährlich gegeben wurde, zehn Tage zur Darstellung erforderte und allenthalben, wo es gespielt wurde, heftige Rührung und leidenschaftlichen Schmerz erweckte.

Ein kurzer Vergleich dieser beiden gewaltigen Dramen, deren Charaktere, Szenen und Lehren in jedem Falle ein ergänzender Teil ihrer religiösen Anhänger geworden und mit der tiefsten Faser und Fiber ihres Wesens erworben ist, kann nicht verfehlen, für alle von Interesse zu sein, „die ihre Mitmenschen lieben".

Da der Ursprung des Oberammergauer Schauspiels allen bekannt ist, so wollen wir es nur kurz wiederholen. Im Jahre 1633 wütete in dieser Gegend eine Pestilenz; die Dorfbewohner taten ein feierliches Gelübde, daß sie, wenn ihrem Fortgang Einhalt getan würde, das Passions-Schauspiel jedes zehnte Jahr aufführen würden. Dieses Gelübde ist treu gehalten worden.

Wie andere große Volksschauspiele und -Epen, so ist auch dieses Werk, wie es gegenwärtig gegeben wird, ein Gegenstand des Wachsens und der Entwicklung. Wie es jetzt vorliegt, kann es eigentlich als das Werk des gelehrten Geistlichen Rats Daistenberger betrachtet werden, der bis 1889 als Prior vierzig Jahre lang die Dorfbewohner erzog. Er schrieb das Drama nochmals auf, arbeitete es um, fügte Ergänzungen hinzu und machte Abstriche, bis es die Gestalt annahm, in der es jetzt dargestellt wird — ein Meisterstück im Ausdruck starken religiösen Gefühls und ein vollendeter Versuch, wenn man es mit den strengsten Normen dramatischer Kunst mißt.

Bei der Darstellung in Oberammergau wirken neunzehn erste Schauspieler in dem Stücke mit, einschließlich des Chorführers, der die zahlreichen erklärenden Einleitungen gibt.

Die Ausdrucksweise ist meistenteils einfach, direkt zur Sache, wie im Neuen Testament, obwohl, wenn es die Gelegenheit verlangt, Wörter, Sprüche und kurze Abschnitte wohl überlegt eingeschaltet worden sind, um die Erzählung verständig fortzusetzen. Was sowohl die harmonische Färbung, als auch die Kom-

position betrifft, so sind die vielen Bilder wunderbar wirksam, und der Gesang der Chöre und das Spiel der Darstellung haben den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht.

Vor jeder Szene wird ein Bild eines entsprechenden Ereignisses aus der alttestamentlichen Geschichte gegeben, das dazu dient, die besonders ausgedrückte Lehre zu betonen. So geht der Versammlung der Hohenpriester das Bild voraus, wie Joseph in die Grube geworfen wurde, und vor dem Scheiden in Bethanien wird der Auszug des Tobias aus seiner Heimat erst noch dargestellt.

Was die Charaktere und die zur Dramatisierung ausgewählten Szenen anbelangt — hier sehen wir boshafte Eifersucht, rachsüchtige Gier, wahnsinnige Geldgeschäfte, grausamen Haß, feige Unentschlossenheit, entschlossene Gewalt, zeichensuchenden Aberglauben, fromme Heuchelei, abtrünnig machende Furcht, treulosen Verrat, vieles gezeigt, wie wir es heute überall treffen. Und andererseits sind treue Liebe, zärtliche Vorsorge, quälende Reue, furchtbare Gewissensbisse, selbstloses Dienen und die edelsten Höhen reiner, erlösender Liebe, beispielloser Liebe zur Menschheit, Verständnis ihrer Schwächen, Verstehen ihrer Sehnsucht und edlen Möglichkeiten, Vergebung ihres Unrechts aufs wunderschönste ausgedrückt.

Die Menschheit in ihrer Schwachheit und Stärke, mit ihren Lastern und Tugenden steht vor uns, und diejenigen, die das Schauspiel sehen, müssen durchaus diesen Gerichtssaal mit aller Herzensdemut und mit neuen Gelübden verlassen, ihr Leben, Talent, Geld dem Dienste selbst den Geringsten dieser Kleinen zu widmen — wissend, daß „wo Liebe ist, Gott ist".

Und wie steht es um das persisch-indische Passionsstück, seinen Ursprung, die Art seiner Vorführung und seines Einflusses?

Wie im Christentum, so entstand auch im Islam ein Schisma, und Sekten erschienen bald nach dem Tode des Gründers des neuen Glaubens. In der Christenheit kamen die Parteien durch Uneinigkeiten über das Dogma und die genaue Auslegung der Texte zustande, nicht unbeeinflußt durch politische Beweggründe. Unter den Mohammedanern wurde das große Schisma nicht nur durch Streitigkeiten darüber verursacht, welche von den Traditionen kanonisch oder nicht kanonisch waren, sondern auch über die eigentliche Nachfolge im Kalifat.

Vier Prätendenten auf das Kalifat waren da: Ali (leiblicher Vetter des Propheten und auch der Gatte seiner Tochter Fatimah) und seine drei Schwiegerväter Abu Bekar, Omar und Othman. Die letzten drei folgten nacheinander in dem hohen Amte, indem sie von den Sunniten oder Traditionalisten unterstützt wurden, die meistens unter den Türken und Arabern zu finden waren. Als Persien von den Sarazenen besiegt war, hielt es im Haß gegen die türkischen Eroberer die Ansprüche Alis und seiner Nachkommen aufrecht und verband sich mit der großen Schiiten-Sekte, deren wichtigster Glaubensartikel lautet, daß Alis Nachkommen die rechtmäßigen höchsten Pontifices seien.

Auf der Ebene von Kerbela im Jahre 780 n. Chr. wurde Husain, der Enkel Mohammeds, in der Schlacht getötet, während sein Bruder Hasan zehn Jahre vorher von den Sunniten vergiftet worden war. Im Laufe der Zeit entwickelte sich das Mirakelstück von Hasan und Husain; es konzentrierte sich um das Märtyrertum dieser beiden Söhne Alis und Enkel des Propheten.

„Es ist einzig in seiner ungeheuren Länge, in der Tatsache, daß sich seine Aufführung über viele Tage erstreckt, in den wunderbaren Wirkungen auf eine muselmännische, sowohl männliche, als auch weibliche Zuhörerschaft, in der seltsamen Mischung von Übertreibung und altertümlicher Einfachheit der Sprache, und in dem Umstande, daß die sogenannte Einheit der Zeit und des Ortes nicht nur ignoriert, sondern auch abgeschafft ist. Die Gestalten des Propheten Mohammed und seiner Familie stehen gleichzeitig im Mittelpunkt und sind der treibende Geist des Ganzen, ob die Szene Joseph und seine Brüder auf Erden oder die Familie des Erzvaters Abraham beim Jüngsten Gericht darstellt. Mohammed erscheint auf der Bühne nach Belieben, und bei ihm wie bei dem Schöpfer scheint ein weltumfassendes Hier und Jetzt zu sein."

Wenn wir dieses sehr lange Drama studieren, erlangen wir interessante Lichtblicke in das seltsame Leben des Orients. Die Darstellung einfacher, ursprünglicher Leidenschaften, wilden Hasses und großmütiger, selbstverleugnender Liebe, häuslicher Treue und Stammesliebe bringt uns zu der Zeit zurück, da unsere Vorfahren ein Nomadenleben führten und von den einfachsten Gefühlen beherrscht waren.

Beim ersten flüchtigen oberflächlichen Lesen des Stückes macht es den Eindruck eines Auswuchses fanatischer Sektiererei. Es schien, als ob der Hauptzweck seiner Schöpfer weniger die Verbreitung des Lichts des Islams, als die Absicht wäre, die Linien tiefer zu ziehen und die Mauern höher zu bauen, die die beiden großen mohammedanischen Sekten trennen; die Schiiten mit immer wachsendem Haß diejenigen hassen zu lassen, die sie für den Tod Hasans und Husains für verantwortlich hielten. So bösartig ist dieses Gefühl, daß einige der fanatischeren Schiiten das Zeichen Omars auf ihre Fußsohlen tätowiert haben wollen, damit sie ihn auf diese Weise beständig mit Füßen treten können — eine Empfindung, die dem Fanatismus der Christen gleichkommt, die noch immer die Juden verfolgen, weil ihre Vorfahren im gewissen Grade für den Tod Jesu verantwortlich waren. Das persische Passionsspiel ist nicht dazu beschaffen, diesen bitteren Widerstreit zu lindern.

Aber die Leiden Alis und seiner Familie, so schmerzlich sie auch waren, waren nicht schlimmer als diejenigen, die einem Soldaten im Kriege widerfahren. Worin also besteht das große Verdienst des Todes Alis und seiner Familie? Was erweckt in einem ganzen Volke, vom Schah bis zum gemeinen Beter, einen solchen Zustand des Grams und wachgerufenen Schmerzes?

Obwohl die beiden großen Passionsspiele beim ersten Vergleich so weit wie die beiden Pole getrennt scheinen, so wissen wir doch, daß die Pole, soweit sie auch voneinander getrennt sind, jeder ein Teil unseres großen Erdballs, unserer gemeinsamen Mutter Erde, sind, und daß diese beiden Volksdramen im wesentlichen Geist ihrer tieferen Bedeutung nicht ganz so verschieden sind, wie äußere Merkmale anzuzeigen scheinen.

In zwei Hauptpunkten stimmen die beiden Dramen überein. Ali und seine beiden Söhne sind unkriegerischen Geistes, uneigennützig, freundlich, fromm, vergebend, unbeteiligt an Politik und Umtrieben. Selbst sein Erzfeind Yezid sagt von seinem besiegten Gegner: „Gott liebte Husain, ließ ihn aber nichts erreichen." Als in der entscheidenden Schlacht von Kerbela alle vor Durst Qualen litten und der Fluß nur eine kurze Strecke entfernt war, versuchten Abbas, Ali Akbar und zwei jüngere Brüder einer nach dem andern vergeblich, an den Fluß und mit dem kostbaren Wasser für ihre Lieben zurück zu gelangen; zum Andenken an dieses Leiden und Opfer tragen junge Männer vom höchsten Range Wasserschläuche herum, um mit ihnen dem Mangel selbst der Ärmsten der Zuhörer während des Spiels abzuhelfen. Liebe, Erbarmen, Dankbarkeit sind auch Gefühle, die in Oberammergau erregt werden. Ferner werden wir durch das Stück hindurch daran erinnert, daß Husain alle Leiden, all diese Qual erträgt, damit diejenigen, die seine Nachfolger sind, am Jüngsten Gericht von ewiger Qual errettet seien.

Doch wir wollen das Stück mehr im Einzelnen studieren!

In dem Buche vor uns führt uns das einleitende Kapitel, wie in dem Oberammergauer Stück, zu Joseph zurück, da er von seinem Vater scheidet und in die Grube geworfen wird. Als Jakob den Verlust Josephs beklagt, sieht er anscheinend die Zukunft voraus und möchte gern wissen, „welches die Gefühle Fatimahs, der Mutter Husains, seien, wenn sie den blutbefleckten Rock ihres Sohnes sieht, nachdem er auf höchst grausame Weise getötet worden ist?" Und Gabriel erinnert ihn daran, daß seine Leiden wie nichts sind, verglichen mit denen, die Husain widerfuhren, der seine Verwandten vor seinen Augen getötet sieht, bevor er selbst erschlagen wird.

Eine Szene schildert, wie Fatimah den kleinen Husain auf dem Knie hat und ihm die Locken kämmt. Als ihm ein Haar ziept, schreit er laut, worauf ihn der Engel Gabriel an künftigen größeren Schmerz erinnert. Später, in derselben Szene werden die Kinder, während sie glücklich einen Brunnen im Sande graben, von einer Gruppe Knaben gesteinigt; diese Knaben sind ihre siegreichen und grausamen Feinde in späteren Tagen. So werden wir an Ereignisse erinnert, die in den Apokryphen des Neuen Testaments beschrieben sind.

Ein seltsames und ergreifendes Kapitel zeigt den Tod des kleinen Sohnes Mohammeds, der geschaffen ist, mit dem Propheten und dem Engel des Todes

zu verkehren. Nachdem Izrail zuerst seinen Lehrer um die Erlaubnis gebeten hatte, nach Hause zurückzukehren und sich auf eine lange Reise vorzubereiten, von der es keine Wiederkehr gibt, bittet er für frühere Fehler und vernachlässigte Pflichten um Verzeihung. In Wirklichkeit war das Kind zur Zeit seines Todes weniger als zwei Jahre alt.

Eine andere Szene führt uns den ungehorsamen Sohn vor, der wegen seines unkindlichen Benehmens den Qualen der Hölle übergeben worden ist. Bei seinem Angstgeschrei ist Mohammed sehr unglücklich, und er, Ali, Fatimah und Hasan flehen seine Mutter an, ihm zu verzeihen und ihn um ihrer Schmerzen willen zu befreien; aber sie ist hartherzig, bis Husain seine Leiden bei Kerbela wiederholt und ein Engel ihr mit schneller Strafe droht. Da läßt sie sich erweichen, und der Sohn, dem seine Strafe erlassen, entsteigt dem Grabe.

Mehrmals leiden des Propheten Kinder am allernotwendigsten Lebensunterhalt Mangel, und wir können uns vorstellen, wie ergreifend jene Szene ist, in der die beiden Knaben, Hasan und Husain, ihre Eltern vergeblich um Nahrung bitten. Endlich entscheidet Fatimah, sich an ihren Vater zu wenden, obwohl sie sagt: „Ich schäme mich, mich bei meinem Vater über meinen Gatten Ali zu beklagen." Später kehren Mohammed und die Kinder nach der Mutter Haus zurück; aber die Knaben sind so schwach, daß sie sich kaum bewegen können, und wir hören ihren Großvater sagen: „O Husain und Hasan, Lichter vom Licht aus Gottes Auge erkoren, ihr beiden Zierden der Schultern Mohammeds, Auserwählte Gottes, kommt und reitet beide auf meinem Rücken, damit ich euch zu eurer Mutter bringen kann." Und er spricht das Gebet: „O Gott, ich beschwöre dich bei dem Verdienst meines Vetters, des Löwen Gottes, und bei diesen beiden lieben Wesen, die ich auf den Schultern trage, habe aufrichtig Erbarmen mit den Anhängern Alis am Tage der Auferstehung, wie ich in dieser Welt um ihretwillen gern Schmach erleide." Zu Hause angekommen, helfen Engel aus dem Paradiese, da der Mundvorrat knapp ist, ihrem Mangel mit frischen Datteln ab. Inzwischen ist Ali hinausgegangen, um Beschäftigung zu suchen, und trifft einen Jüngling, der ihn zu töten sucht, dem Ali großmütig seinen Kopf darbietet, als er erfährt, daß der junge Mann verliebt ist und ihn als Mitgift dem Vater seiner Geliebten zu geben wünscht. Diese Selbstverleugnung macht einen tiefen Eindruck auf den Jüngling, und er wird Laienbruder. „Größeren Edelmut als diesen hat man nie gesehen, daß jemand freiwillig seinen Kopf einem anderen gibt." Dies scheint eine Umschreibung jener erhabenen Äußerung Jesu unter weit ergreifenderen Umständen: „Niemand hat größere Liebe, als wer sein Leben lässet für seine Freunde."

Wir dürfen am Totenbette Mohammeds stehen, wo er sich vor seinem Verscheiden an jedes geliebte Glied seiner Familie der Reihe nach wendet, indem er ihnen das für jeden vorrätige besondere Weh sagt und sie fragt, ob sie um ihres Volkes willen bereitet sind, dieses große Leiden zu erdulden. Groß fürwahr muß

Fatimahs Liebe gewesen sein, die, um Gott zu dienen, einwilligt, daß selbst ihr heißgeliebter Husain dem Leid preisgegeben werden soll; groß fürwahr die Liebe Husains, der außer seinem eigenen Weh den Schmerz ertragen muß, seinen Bruder Abbas preiszugeben und seinen Sohn Ali Akbar vor ihm erschlagen zu sehen. Als der Prophet stirbt, ruft er aus: „Laßt mich erleiden den Ernst des Todes statt meines Volkes. Gebt alle Schmerzen und Sorgen meiner Anhänger mir allein zu tragen."

Hier und da in den Dialogen werden wir durch Anspielungen auf Jesus und Maria überrascht und so gezwungen, uns daran zu erinnern, daß Jesus von den Mohammedanern fast so sehr wie von den Christen verehrt wird. In einem rührenden Gespräch zwischen Ali, Fatimah und den andern Gliedern der „Familie des Zeltes", wie sie sich nannten, hören wir, wie die Familie im Chor ihrem Vater zuruft: „Wenn du deinen Mund auftust, gibst du uns Leben; du läßt den Tod leben durch deinen christusartigen Einfluß. Sage uns, Ali, unsere Abenteuer; nachdem wir sie vernommen haben, wirst du sehen, welche Geduld jeder von uns besitzt."

Nachdem wir ebensowohl Mohammed, als auch Ali die besonderen Leiden eines jeden der Märtyrerfamilie voraussagen gehört haben, sind wir etwas überrascht, in den folgenden Abschnitten zu hören, wie sie ihren Feind bitten, sich seiner grausamen Usurpation zu enthalten, und in jedem Falle handeln, als ob die Untat unerwartet wäre. Diese seltsame Vermischung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, von williger Annahme dessen, was sein muß, und nachdrücklicher, wenn nicht heftiger Vorwürfe für diejenigen, die für all das Leiden verantwortlich sind, geht durch das ganze Stück.

So scheint der Mord Alis in der Moschee durch den Verräter Ibn Muljam der zärtlich liebenden Familie als eine tragische Überraschung zu kommen; die Szene selbst gibt uns traurige und doch liebliche Blicke in eine einige Familie, in der Hasan und Husain und ihre Schwestern Zainab und Kulsum gemeinsam trauern und miteinander mitfühlen.

Einer der erbittertsten Feinde der Familie des Zeltes ist Moawiyah, Statthalter von Bussorah; er veranlaßt Hasans Weib, den Gatten zu vergiften. Hasan liegt im Sterben, umgeben von seinen wehklagenden Schwestern, Brüdern und Kindern. . . . Er tadelt, ohne es zu verraten, das Weib, das für seinen Tod verantwortlich war, und als ein anderer Bruder am Grabe gern das Schwert ziehen wollte, das schuldige Volk zu töten, erwidert Husain: „Nein, mein Bruder! Es ist besser, mit ihnen noch einige Zeit Langmut zu haben; denn das hat Hasan zur Pflicht gemacht, als er sagte: ‚Ihr müßt dafür sorgen, das Volk nicht zu erregen, oder Mißtrauen in ihm zu entflammen, damit es kein Blutvergießen an meiner Bahre gäbe!'"

Ein Märtyrer war auch noch Muslim, ein Gesandter Husains; er wurde nach Kufah geschickt, um die Stimmung des Volkes zu ermitteln und ausfindig

zu machen, ob es gewissen Versprechungen, die es gemacht, treu sein würde. Der Herrscher der Stadt läßt ihn hinrichten; aber bevor es geschieht, wird unsere Teilnahme von seinen beiden kleinen Knaben erregt, die er mitgebracht hatte, und die, da sie der Stadt überdrüssig sind, ihren Vater bitten, mit ihnen eine Wasserfahrt auf dem Fluß zu machen. Später, als Gefahr droht, hört man den ältesten sagen: „Lieber Vater, da Gaben der Liebe betrübende Ereignisse abwenden und Opfer drohende Mißgeschicke verhindern, so bringe deine beiden elenden Söhne dem lebendigen Gotte als angenehmes Opfer dar, damit der Herr Mitleid mit deiner Jugend habe und deine Seele vom Tode errette." Die Kinder wandern trostlos umher, müde und hungrig, denken aber immer an des Vaters Wohlbefinden. In der folgenden Szene werden beide ermordet. Und auch hier wieder gibt es einen liebenden Wetteifer zwischen den Brüdern, wer zuerst den Tod erleiden soll — hofft doch der älteste, daß der Zorn ihrer Feinde, wenn er zuerst getötet würde, besänftigt sei!

Nur einen kurzen Hinweis können wir auf all die vielen Kapitel oder Szenen machen, die das lange Drama fortführen; aber es gibt mehrere, in denen wir mit Klein-Sukainah, der Tochter Husains, bekannt werden, deren Alter jedoch schwierig zu bestimmen ist, wie es bei anderen Kindern der Fall ist; denn was sie sagt, deutet oft das kleine Kind an, während die Ausdrucksweise höchst reif und würdig ist. Stellen zwischen dem kleinen Mädchen und ihrer Tante Zainab zeigen das liebende Verhältnis zwischen ihnen, und die Heimsuchung für die, die sich gegenseitig liebten, keine Hoffnung zu haben, ihnen zu helfen oder sie fröhlich oder glücklich zu machen. Die Kleine sehnt sich nach ihrem Vater; er kommt und nimmt sie zärtlich auf den Schoß.

Gerade vor der Schlacht wird einer seiner Feinde, obwohl er weiß, daß Husain auf der verlierenden Seite ist, bekehrt, und kommt zu seiner Verteidigung, gefolgt von seinem Sohn und Bruder — unvergänglichen Reichtum dem vergänglichen vorziehend. So sehen wir in der ganzen Erzählung Liebe und Erbarmen über die härteren Leidenschaften siegen.

Als die Schlußszene nahe kommt, bittet Kasim, Hasans Sohn, seinen Onkel Husain um die Erlaubnis, in den Kampf einzutreten; obwohl er erst ein Jüngling von sechzehn Jahren war, verlangte er doch nach dem Märtyrertum und seinem ewigen Lohn. Husain willigt endlich ein, wünscht aber zuerst, daß Kasim seine Tochter Fatimah heirate, und so werden wir fast in demselben Atemzuge vor die beiden Ereignisse gestellt, die unser Gemüt so tief bewegen. Die Hochzeitsfeier findet statt; der Jüngling, traurig, aber entschlossen, trennt sich von seiner schönen Braut und eilt in den Kampf.

Die Endkatastrophe bricht herein. Husain wird getötet, und die Frauen werden mit unverhülltem Haupt (eine schreckliche Lage für die morgenländische Frau) durch die Straßen der besiegten Stadt geführt, nachdem sie vorher grau-

same Schläge von ihren rohen Feinden erlitten hatten. Sie werden ins Gefängnis geworfen; aber des Herrschers Weib besucht sie, nimmt Anteil an ihnen und bittet für sie um Gnade, wird jedoch wegen ihrer Unbesonnenheit sofort hingerichtet.

Die Schlußszene zeigt uns den Jüngsten Tag, da der Engel Gabriel den Befehl erhält, die Posaune zu blasen, um die Toten aufzuwecken, und wir erfahren, wie nutzlos alle anderen Mittel zur Erlösung sind als nur Husains Märtyrertum. Abraham ist der erste, der aufersteht; er fleht um Rettung aus den Flammen der Qual, gleichviel, was aus seinem geliebten Isaak wird. Jakob erscheint und hat alles von seinem teuren Sohn aus der ersten Szene vergessen. Alles, an was er denkt, ist sein eigenes Leiden, und wie er davon ausruhen kann. Und als Joseph der Flamme entsteigt, denkt er nicht an seinen Vater, sondern nur daran, wie er selbst von seiner Pein befreit werden könnte. Natürlich geschieht dies alles, um durch den Gegensatz zu dem Unterschied zwischen selbst den alten Vätern und den wunderbaren Liebesopfern der Mohammed-Ali-Partei zu führen. Mohammed, Ali, Fatimah und Hasan erscheinen einer nach dem andern und bitten um ihrer Leiden willen, die sie für andere erduldet, daß ihre gläubigen Anhänger vor künftigem Leid und Schmerz bewahrt blieben; aber der Höchste will nicht hören, bis endlich Husain erscheint, der alle seine vielen Leiden, die er gern für sein Volk erduldet, im einzelnen erzählt, und das Opfer wird angenommen.

So verläuft dieses seltsame, mächtige, geschichtliche Drama, das alljährlich Millionen von Männern und Frauen zu einer rasenden Erregung und Kundgebung des größten Schmerzes und heftiger Gemütsbewegung rührt, ob in den großen Städten Indiens oder in einsamen, öden Städten Persiens. Und doch ist die Inszenierung von einfachster Art; die Bühneneinrichtungen erinnern uns an das europäische Drama in seinen Anfängen.

Die Bühne ist eine Art von Katheder, das beweglich und mit kostbaren Stoffen bedeckt ist; sie hat keine Kulissen, um das Kommen und Gehen der Schauspieler zu verbergen — daher ruft sie alte englische Zustände zurück. Bei diesem Stück erinnert ein aufgehängtes Löwenfell den Zuschauer daran, daß dies eine Szene in der Wüste sei. Ein silbernes Wasserbecken stellt den Euphrat sinnbildlich dar, nach dessen kühlem Wasser die durstigen Märtyrer verlangten; ein kleiner Haufen zerhackten Strohes stellte die Asche oder Erde dar, mit der die trauernden Leidtragenden ihr aufgelöstes Haar bestreuten, und anscheinend ohne den Gedankengang zu stören, gibt der Zeremonienminister selbst im richtigen Augenblick vor den Zuhörern der betreffenden Person das nötige Stroh in die Hand, oder gibt den Kindern rechtzeitig einen Wink, die ihre Rollen mit seltenem und rührendem Ernst spielen; denn es ist für die Kleinen eine höchst feierliche Gelegenheit. Diese kommen oft aus den einflußreichsten Familien, die sich geehrt fühlen, daß sie auf diese Weise an dem heiligen Amt teilhaben.

Die Schauspieler sind tüchtig für ihre Rollen vorbereitet, und auch für sie ist es ein heiliger Beruf, den sie verrichten. Man sagt, daß sie sich mit starkem und ernstem Gefühl in ihn stürzen. Fürwahr, seltsam zu sagen, so wahr ist die schmerzvolle und ungewöhnliche Duldung von Leiden der Gemarterten, daß selbst diejenigen, die die Rollen der Tyrannen übernehmen, zusammenbrechen und seufzen, wenn sie ihr grausames Geschäft verrichten. Die Märtyrer-Familie redet immer in einer lyrischen Melodie, die Worte der Verfolger sind Prosa.

Der orientalische Redestil mit übermäßigen Gleichnissen und Vergleichen, der Gebrauch der formellen Anrede selbst zwischen denen, die sich am nächsten stehen, die Menge der Wörter, um einen höchst einfachen Bericht zu machen, alles klingt unserem Ohre fremd, das an direkteste wirkliche Mitteilung gewöhnt ist. Wir haben einige Anführungen gegeben; hier folgen einige Beispiele phantastischer und ungewöhnlicher Vergleiche, die uns jedoch einen Blick in das orientalische Haus gewähren. Als Hasan im Sterben liegt, klagt Kulsum: „Laßt mich wissen, ob der Himmel den Teppich meines Lebens aufgerollt hat." In derselben Szene sagt Kasim: „Die Zeit hat den Weinschlauch meines Herzens mit blutigen Steinen beworfen," und Hasan selbst: „Der Topf meines Lebens hat mit natürlichem Sieden aufgehört."

Eine Jungfrau ist so schön wie der Mond in der vierzehnten Nacht, und der Zephir wird wie „Moschusgeruch, der durch ihr Haar fährt". Hasan ist der „gelandete Noah des gegenwärtigen Geschlechts". Der Euphrat ist „ruhelos wie Quecksilber"; das Kopfhaar ist „gespalten wie die Spitze einer Feder". Merkwürdig in der Tat ist die Versicherung: „Ich bin ein türhütender Hund in der Straße deiner Liebe und Treue;" ein anderer wunderlicher Vergleich ist der zwischen dem Leben und einer „zerrissenen Seite im Sorgenbuch". Wir sprachen weiter oben von Beziehungen auf Heilige, und an einer anderen Stelle finden wir Mohammed zu Fatimah sagen: „Du bist in Gottes Augen die Maria dieses Volkes; der Schöpfer wird dir Geduld geben."

Unbegrenzt könnten diese Anführungen fortgesetzt werden, aber es sind genug, um etwas von der Ausdrucksweise und dem Geist des Stückes zu zeigen, das aus der großen Not des menschlichen Herzens heraus ins Dasein gerufen ist — der Not eines Ideals, rein, selbstlos, unschuldig an Übertretung, langmütig, bereit, um der Gerechtigkeit und Menschheit willen zu leiden bis ans Ende.

In manchen Situationen scheint das Schauspiel roh, gezwungen, künstlich, besonders wenn es nicht von der dramatischen Handlung begleitet ist, die es dem Volke so wahr machte, aus der es entsprang. Aber in seiner älteren Form war das christliche Passionsstück in gleicher Weise roh und zeigte in vielen dargestellten Szenen viel Grobheit. In diesem Drama gibt es nichts von dem rohen Scherz, der in unseren früheren Mirakelstücken und Moralitäten so deutlich war. In seiner jetzigen Form ist es ein Ausdruck des wahren Volksgefühls; es wird

von den gemeinen Mönchen gefördert, dagegen von der regelrechten geistlichen Behörde der mohammedanischen Kirche verdammt, da es ketzerisch und „an die Augen gerichtet" sei, so daß es in die Grenzen des Verbotenen gekommen ist. Auch wird es von denen nicht empfohlen, die ein beschränkteres und kritischeres Urteil besitzen und sich über die gemeine Menge stellen. Seine Wirkung auf das Volk scheint der heftigen hysterischen Erregung zu gleichen, die in einigen unserer religiösen Versammlungen zur Erweckung des Glaubens geweckt wird.

Während der ersten zehn Tage des ersten Monats (Moharram) des mohammedanischen Jahres (Jahresfeier der zehn Leidenstage) kleidet sich das Volk in Trauer, trägt schwarze Fahnen und unterhält die ganze Zeit hindurch helle Moharrum-Feuer, wenn auch nur ein Nachtlicht in einer einfachen Schale. Die Szenen von Erregung und selbstzugefügter Verletzung rufen die Erinnerung an die Flagellanten und andere Eiferer der vergangenen und gegenwärtigen Zeit zurück, ehe das Volk zu der alten, aber immer neuen Wahrheit erwachte, daß Erbarmen und Gerechtigkeit dem Herrn angenehmer sei als Opfer und Selbstverstümmlung.

Man sagt, daß landwärts in Indien, wo die Tabuts in den Schlußprozessionen nach den mohammedanischen Kirchhöfen gebracht werden und Sunniten und Schiiten sich von Angesicht zu Angesicht vor den offenen Gräbern Hasans und Husains treffen, die Fehden zwischen ihnen, die das ganze Jahr hindurch zurückgedrängt waren, zum blutigen Ende ausgefochten werden. Wir wissen, daß ähnliche Gewaltszenen allenthalben stattfinden, wo der wahre Geist der Religion im Rassenhaß oder sektirerischen Fanatismus vergessen ist. Die Mohammedaner vergessen, daß Hasan Blutvergießen an seinem Grabe verbot, wie die Christen vergessen, was Jesus sagte: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

Es ist gewiß interessant, die gemeinsame Ähnlichkeit zwischen den beiden großen Ausdrücken religiösen Gefühls in den Hauptgedanken, auf denen jedes beruht, zu beobachten. Sie entspringen demselben Menschenherzen, das allenthalben, wo man Menschen findet, nach Licht und Liebe schreit. Was wir am meisten in dem mosleminischen Stück vermissen, ist jener Sinn für geistige Dinge, der das modernisierte deutsche weit über sein morgenländisches Seitenstück erhebt. Zärtlich, mild, liebend, sich selbst aufopfernd, wie die mohammedanischen Opfer sind, entsprechen sie nicht dem Ideal Christi. Es ist ein Mangel an aufbauender Gerechtigkeit, an Verlangen nach dem Ideal, kein Ausdruck der Betrübnis über vollbrachte Sünde oder überwundene Versuchung. Einer stirbt, um das Volk von Sünden zu erlösen, der andere von den Folgen der Sünde; der Himmel des christlichen orthodoxen Glaubens ist unzweifelhaft geistiger und ruht auf einer größeren Grundlage als derjenigen, die Mohammed seine Anhänger erwarten ließ.

Aber vielleicht machen wir feinere Unterschiede, als wirklich bestehen; es

wäre richtiger, das morgenländische Stück mit dem christlichen in seiner älteren Form zu vergleichen. Wenn es zum letzten Schiedsspruch kommt, welches die wahre Religion sei, so finden wir die Antwort in der „Erzählung von den drei Ringen" in Lessings begeisterndem Schauspiel „Nathan der Weise". Wahre Religion sieht man im Leben derer, die sie bekennen. Wo man Wahrheit, Redlichkeit, Reinheit, Liebe, anhaltendes Streben nach dem höheren Leben findet, da ist das wahre Passionsstück. Welche Zuhörer sind am meisten zur Vergessenheit von Kränkungen, zu dienender Liebe, zu „Taten mutiger Aufrichtigkeit" begeistert? Das ist das Endurteil, nach dem beide Stücke beurteilt werden müssen.

G. Türk:

Goldenes Herz.

Vorbei der Kampf mit Kanonendröhnen,
Mit Schießen und Stechen und Fallen und Stöhnen,
Der Feind geschlagen, die Stadt genommen.
Nun horchen sie drin und sind angstbeklommen:
Was werden die rauhen, die siegenden Männer tun?
Doch bald die Gedanken und Sorgen ruhn:
Die Fremden ihr Brot mit den Hungernden teilen,
Und gerne die Kinder bei ihnen verweilen.
Sie meinen, mit Vater zu plaudern, zu scherzen:
Das sind ja Männer mit goldenen Herzen.

Ein ander Volk, das liefert Waffen,
Geschosse, soviel sich lassen schaffen,
Erraffet den Lohn mit begehrlichen Armen:
Seid ihr von Erz und ohn' Erbarmen?
„Wir jenseit des Meeres und Wellengewühles
Und jenseit gewöhnlichen Menschengefühles,
Wir sind durchaus nicht bloß von Erz —
Ganz golden, golden ist das Herz."

Marie von Bunsen:
Das Hoffräulein Donna Inez.

Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.

VII.

Zuversicht.

Der Hof war nach Aranjuez zurückgekehrt. Man war aufgeregt und entnervt, denn dem Mayordomo war aus Barcelona gemeldet worden, „die Glocke" habe geläutet. Wann immer dem Königlichen Haus oder dem Reich Schlimmes drohte, erklang die „Unheilglocke". So auch jetzt; die Klöpfel hätten sich mit zunehmender Geschwindigkeit, zuletzt mit rasender Schnelle im Kreise gedreht. Über zwanzig Menschen standen entsetzensbleich unten, konnten den Vorfall eidlich beschwören. Das letzte Mal hatte die Glocke kurz vor dem Tode des Don Juan geläutet!

Der König hatte wieder einmal einen seiner Anfälle, ein Erbe stand nicht in Aussicht! Villars und Grana waren überaus geschäftig, die beiden Königinnen, ihre Korrespondenzen wurden strenger als je bewacht. Eilboten reisten zwischen Madrid und Wien, zwischen Madrid und Paris. Jetzt hatte der König, den Gott beschützen möge, sich jedoch wieder erholt.

Donna Inez lag in der Nachmittagshitze halbangekleidet auf ihrem Bett und sang mit halber Stimme zur Laute.

Ach, die eine, die ich liebe,
Frägt nach meiner Liebe nicht.
Bald werd' ich vor Kummer sterben;
Will dann nicht im Kirchhof liegen.
Freund, als letzte Ruhestätte
Such' mir eine grüne Wiese.
Fragen darauf dann die Leute:
Woran starb der Unglückselge?
Sag — das Fieber war es nicht,
Auch kein heft'ges Gliederreißen,
Nein, er starb an Liebesschmerzen —
Hoffnungsloser ist kein Übel!

Die Meninas, Catalina Monteleon und Maraquita Hijar hatten sich ebenfalls der steifen Mieder entledigt, eine streckte sich auf der hohen Truhe aus, die andere räkelte sich auf den Matten. Sie kamen auf das kommende Auto da Fé zu plaudern, erzählten vom gutmütigen Abate, der den Unterricht gab. „Heute hat er uns und den Menins die Bedeutung der Feier erklärt. So ein reinigendes Ketzergericht, sagte er, ist ein Heil für die Menschheit, Spanien verschuldet der Heiligen Inquisition unsäglich viel. Die übrigen Länder haben lauter Religionskriege verwüstet, sie können einem leid tun. Wir alle hätten sehr viel Glück, seit Jahrhunderten habe es ja kein Auto da Fé gegeben. Dieses verdankten wir unserer innigst geliebten Königin, d. G. b. m. Darauf meinte Diguito Najera, — er würde täglich dreister, — die innigst geliebte Königin mache sich gar nichts daraus. Neulich beim Nachtessen, als der König wieder davon anfing, sagte sie: Hoffentlich werde ich an dem Tag krank. Da wurde der Abate ganz rot und verwirrt und behauptete, erstens habe die Königin gewiß das nicht gesagt, zweitens wäre ihr dann wohl die Weihe dieser Veranstaltung nie richtig auseinandergesetzt worden, und nachdem sie dem Auto da Fé beigewohnt habe, werde sie anders denken."

Darauf klagten sie über die Umständlichkeit der ersten Duenna, über die Freiheiten, welche sich die Menins herausnähmen, aßen dabei Süßigkeiten aus den soeben wieder von Don Manuel übersandten Körben. Und wie immer, wenn sie die erwachsene Freundin besuchen durften, begannen die schon so früh in das fremde Leben herausgeschickten Kinder etwas wehmütig über die Heimat, über den Palast Monteleon zu sprechen.

Dolorotas Mondéjar kam herein und ließ die Meninas unter einem Vorwand von den Duennas nach ihren Zimmern geleiten. Auch sie hatte sich ihrer schweren Gewänder entledigt, sich in schleierhaft leichte Gewänder gehüllt. Jetzt kauerte sie sich in die Ecke des verdunkelten Zimmers.

„Denke dir nur: Donna Anna, die Schwägerin der Orgaz, war eben hier, und was hat sie erzählt? Die Herzogin von Hijar, Maraquitas Mutter, hat ja seit Jahren eine ganz große Liebe. Aber Don Pedro von Acunna und Pacheco hat sie betrogen und sich eine andere Herzensdame erwählt. Sie besaß sichere Beweise und nahm ihre Rache. Als der Herzog neulich auf einige Tage verreiste, ließ sie Don Pedro nachts durch die Gartentür mit einer Leiter auf ihr Zimmer gelangen."

„Ja, ich erinnere mich dessen genau, es war mit karmoisinrotem Samt ausgeschlagen und lag neben meinem."

„Hier also hat sie ihm am vorigen Montag einen leidenschaftlichen Auftritt gemacht, sie gibt jetzt selber zu, daß ihre Worte jedes Maß überschritten. Er verteidigte sich matt, — sie besaß einen Brief. Darauf reichte sie ihm zur Wahl

einen Dolch oder eine Tasse vergifteter Schokolade. Er wehrte sich nicht, nahm ohne zu zucken die Tasse, leerte sie bis zum letzten Tropfen, sagte: Sennora, Sie hätten mehr Zucker hereingeben sollen, durch das Gift ist die Schokolade recht bitter geworden. Merken Sie sich das, Sennora, wenn Sie wieder einen ermorden. — Gleich darauf verfiel er in gräßliche Krämpfe, sie dauerten über eine Stunde, dann war er tot. Donna Maria ließ durch ihre Duenna den Haushofmeister wecken."

„Ein alter Mann, er spricht so katalonisch."

„Dieser also ließ den Körper nach dem Prado bringen, dort hat man ihn am Morgen gefunden. Die Pachecos wollen keinen Prozeß beginnen — wahrscheinlich beabsichtigen sie eine andere Rache. So werden die Behörden sich schwerlich einmischen. Gestern Nacht ist sie, in ihrem Diamantschmuck, mit den Diamantschmetterlingen im Haar in der Komödie gewesen, denn man gab Calderon de la Barcas Arzt seiner Ehre. Natürlich hat jeder sie sehr genau beobachtet, und als es hieß: „Ehre, du bist in Gefahr, Ehre, heilen muß ich dich .... Arzt bin ich meiner Ehre .... Unmenschlich würd' ich enden, ausreißen würd' ich mit den eigenen Händen das Herz, und voll Verlangen würd' ich's in Blut getaucht, am Feuer zergangen, stückweise dann verzehren, und mit dem Trank des schnöden Blutes mich ernähren." .... Diese Stellen kennt doch jeder und wartete auf ihr Kommen. Die Herzogin saß ruhig da, fühlte die auf sie gerichteten Blicke, sah noch einmal vor sich die Windungen des sterbenden Geliebten. Und da saß sie, stolz und gefaßt. Donna Anna sagt, es hätte einen ungeheueren Eindruck gemacht ... Inez, ist es nicht wundervoll! Muß es nicht herrlich sein, so zu lieben und so zu leiden und so sich zu rächen?"

Die halbgekleideten Geschöpfe lagen im warmen Halbdunkel und sprachen über Liebe. „Das ist die wahre Liebe, nur um ihretwillen verlohnt es sich, zu leben."

Nur selten hatte jene Herzogin Hijar den Don Pedro gesehen, noch seltener gesprochen, nur ganz wenige Male hatten sie einander angehört. Aber in Gedanken waren sie immer vereinigt, ihre Liebe erfüllte jeden Tag und jede Nacht, sie umstrahlte ihr Dasein. Und diese Leidenschaft beruhte auf der Todesnähe, jauchzend müsse man sich der Rache des Gatten, des Bruders aussetzen, und auch die Liebenden hatten das Recht, Ungetreue im Namen der gestorbenen Liebe zu vernichten.

„Würde man sich eine gerechte, eine schonende Liebe wünschen? Nein und tausendmal nein." Inez sprach wie im Fieberrausch, sie nannte keinen Namen, auch die Freundin sollte nicht wissen, daß ihr ganzes Wesen dem Don Manuel zuströmte, daß er und er allein ihr die überschwängliche Seligkeit bedeute, daß sie ruhig und sicher dieser entgegensähe.

* * *

Im Hochsommer entwickelten sich giftige Dünste im tiefgrünen Aranjuezhain, man bezog dann das nach Norden gelegene Sommerquartier des Madrider Alkazars. Die Übersiedelung wurde wegen des Autodafé früher vollzogen, und kurz vor dem mit aufgeregter Spannung erwarteten Tag gab der Almirante von Kastilien ein Gartenfest.

Don Caspar Enriquez von Cabrera, Herzog von Rioseco, erblicher Almirante von Castilien, besaß vier Madrider Paläste, wohnte drei Monate in jedem. Die Sommerresidenz im alten Prado dicht am Buen Retiro war von einem berühmt schönen Garten umgeben, hier erhoben sich antike, aus Italien gebrachte Statuen aus der Mitte farbenleuchtender Blumen, oder Wasserstrahlen umgaben sie im Schatten der Bäume.

Die Königin und ihre Damen wurden durch die Räume geführt, der grauhaarige Herr verstand sich, wie auf Frauen und Verse, so auch auf Bilder, besaß eine herrliche Sammlung. Mit feinen Erläuterungen wies er auf die Gemälde von Tizian, Tintoretto, auf seinen neuen, kürzlich in Antwerpen erworbenen Rubens. In seinem Schlafgemach hingen altflandrische Bilder vom Meister Juan van Eyck, von Rogerio van der Weyden, von Pedro Christus und Gerardo David. Sie stammten aus dem Besitz der Beatrice von Cabrera, der Freundin und Begleiterin der Königin Isabelle, wurden daher in Ehren gehalten. Schön waren diese steifen, harten Gemälde ja keineswegs, ebenso wie die verzerrten Gestalten des wohl etwas verrückten Greco aus Toledo. Ein Zimmer war mit Federmänteln und Seltsamkeiten aus Peru erfüllt, schrecklich waren die Götzenbilder anzusehen, die Damen fürchteten sich vor den wilden, heidnischen Fratzen. Die Wände der Bibliothek waren mit Zedernholzfächern bedeckt; hier standen alle spanischen Komödiendichter. In größter Vollständigkeit, in wertvollen Erstdrucken war der Lieblingsdichter des Hausherrn, Don Luis Gongora, vertreten.

Man bewunderte die Marmorbüste vom Herzog und seiner verstorbenen Gemahlin. Ein Italiener hatte sie angefertigt. Erst wollte dieser sich nicht dazu entschließen, die Brillen der beiden anzubringen; solche Ausländer hätten kein Verständnis für die Würde, welcher dieser Schmuck, besonders in der den Granden zukommenden, auffallenden Größe verliehe. In Italien würden Brillen nur von Kurzsichtigen getragen!

Draußen ergötzten sie sich an den Blumen, hochspringenden Wassern und marmornen Göttern. In der Tritonen-Grotte wurde gerastet, die Damen saßen auf kostbaren Matten am Boden, von Pagen in grün und silberner Tracht wurden schneegekühlte Fruchtsäfte und Süßigkeiten gereicht. Diese vornehme Welt hatte leise Stimmen, vornehme, gehaltene Bewegungen, die Nachtigallen wurden nicht durch sie verscheucht. Die Nachtigallen saßen in starkduftenden Syringabüschen, oder wiegten sich in den Ästen der scharlachblühenden Granaten; sie jubelten und seufzten. Die leidenschaftlichen feuerroten Granatblüten hatten sich eben ent-

faltet, in der Blütenfülle leuchtende Äste reckten sich über Buchsbaumhecken, mitten im Wege rieselte ein mit hellgrünen Kacheln eingefaßtes Wasser, speiste ein grünbelegtes Becken. Hier rankten Rosen, Rosen bildeten Hecken, schlangen sich um Zypressen, behingen sie mit duftenden Guirlanden gelblicher, weißrosa Blüten, bedeckten mit einer tiefroten Flut den auf das Schlößchen führenden Triumphbogen aus taubengrauem Gestein.

Durch den Bogen nahte sich jetzt ein Zug; der Verabredung gemäß sollte bei dieser Gelegenheit Don Filippo Colonna, der Bräutigam des Ehrenfräuleins, Donna Lorenza von La Cerda, ihr vorgestellt werden. Die Unterhandlungen waren schon lange im Gang, bisher hatte man sich nicht über die Aussteuer geeinigt. Daß seine Mutter, die nur zu viel besprochene Maria Mancini, Condestabile Colonna hier vor den Majestäten erscheinen dürfe, hatte niemand geglaubt; als man sie von weitem erblickte, entstand eine Bewegung.

Die Damen hatten inmitten der Granaten und Syringen oder in dem rosenumgebenen, von Fliesen ausgelegten, von Wasser durchflossenen Gartenhaus gesessen. Sie plauderten, zermalmten mit ihren kleinen Zähnen Bucaroscherben, murmelten ihre Rosenkränze oder wandelten feierlich vor den geschnittenen Taxushecken auf und nieder. Jetzt näherten sie sich neugierig, mit den zurückgehaltenen Ellbogen, ihrem würdevoll schwebenden Gang.

Die Condestabile war glänzend gekleidet, trug die berühmten Perlen, in denen Mignard sie malte, um den üppigen Hals. Eine Dame der ganz großen Welt, noch schön; aber wie lachte diese Ausländerin, wie unspanisch und frei war ihr Betragen. Dem Hausherrn drückte sie die Hand, unendlich freue sie sich, sein prächtiges Heim, in dem sie bei ihrer Ankunft im Land so freundlich aufgenommen wäre, wiederzusehen. Es sei das allerschönste Lusthaus in ganz Spanien, das habe sie auch soeben in ihren Memoiren niedergeschrieben. Ja, man habe soviel über ihr Leben zusammengelogen, daß sie der Welt reinen Wein einschenken wolle.

Nach Begrüßungen und Beglückwünschungen stellte sich Don Filippo steif und starr neben der Zukünftigen auf, ihr Vater, der Herzog Medina Celi und Donna Laura Alagon, welche die kranke Mutter vertrat, wichen nicht von der Braut; die beiden sahen sich zum zweiten Male und wechselten gezwungene Phrasen. Die Condestabile nahm das französische Botschafterpaar in Beschlag, versuchte die beiden zu bezaubern, schilderte ihre traurigen Erfahrungen im Land. „Denken Sie sich, mein Mann, der mir doch alles verdankt — nur durch mein Vermögen ist auch diese Heirat zustande gekommen, — hat mich in ein Kloster gesteckt. Es ist zwar ein elegantes, weltliches, aber natürlich habe ich es nicht lange aushalten können. Meine Schwägerin, die Los Balbases (eine unausstehliche Frau) ist überaus hartherzig, und der König und Medina Celi drohen, mich in eine Festung zu stecken! Jetzt zur Vermählung des Sohnes lebe ich mit meinem Gatten im selben Haus (wohl verstanden nicht in ehelicher Gemeinschaft), aber ich weiß, daß man

allerhand gegen mich plant." Sie lächelte den Botschafter mit ihren leuchtenden Augen an und bat um seine gütige Verwendung. Er hielt Stand; es war lange her, seitdem sein König sich leidenschaftlich in die geistreiche, temperamentvolle Nichte Mazarins verliebt hatte, jetzt wollte seine Majestät nichts mehr von ihr wissen. Er wich höflich aus, überließ sie seiner Gemahlin, der sie im Vertrauen, seufzend, von ihrem neuesten Freund erzählte. „Er ist häßlich und macht sich nichts aus mir, aber er hat so etwas im Blick! Wissen Sie, liebe Frau von Villars, so etwas Besonderes. Kurz, ich kann nicht von ihm lassen."

Villars trat auf die Gruppe der Diplomaten zu, man unterhielt sich kollegialisch über die ihnen berichteten Vorkommnisse der letzten Konzilien. Die Überschwemmung in Navarra sei bedenklich, in Malaga greife die Pest um sich, Abenteurerschiffe hätten an der westindischen Küste geplündert. „Und das spanische Kriegsschiff „Karl der Zweite", das der Kurfürst von Brandenburg vor Ostend durch sechs seiner Galeassen kapern ließ, um es als Pfand für die schuldigen Subsidien fortzuführen, ist, da die Summe auch jetzt nicht bezahlt wurde, im Hafen von Pillau zur öffentlichen Versteigerung gelangt. Ich habe es soeben erfahren, Sie können sich darauf verlassen."

Dann kam man auf die Verhandlungen mit dem Madrider Corregidor, der die althergebrachte Gerechtigkeit der Botschafter einschränken wollte, dann wurde das kommende Fest besprochen.

„Ohne ärztliches Attest ist es mißlich, fernzubleiben", versicherte der Kaiserliche Botschafter, Graf Grana. „Überhaupt soll man sich ja seine Ansichten über die Feierlichkeit nicht anmerken lassen." Weder er noch seine Kollegen hatten ein Ketzergericht erlebt; im Grunde freuten auch sie sich mit gruselnder Freude.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Dr. Michael Lehrfreund.

Die polnische Frage.

Die Besetzung Kongreß-Polens durch die Zentralmächte hat die Polenfrage wieder in den Vordergrund der Diskussion gerückt.

Pufferstaat, Groß-Galizien mit österreichisch-ungarischem Trialismus, oder ohne Trialismus, ein selbständiges Polen, eventuell in Personalunion mit Sachsen, die vierte Teilung Polens — das sind in Schlagworten die bisherigen Vorschläge zur Lösung dieser komplizierten Frage.

Im Gegensatz zu all diesen Versuchen, die mehr oder weniger von parteipolitischen Absichten nicht ungefärbt blieben und, da sie die künftige Gestaltung des Landes und seiner Beziehungen zu den Zentralmächten außer acht ließen, nur als Palliativmittel zu betrachten wären, strebt Dr. Grabowsky*) nach Schaffung der Voraussetzungen zu einer gründlichen, dauernden Lösung des Problems.

*) Die polnische Frage. Von Dr. Adolf Grabowsky. Carl Heymanns Verlag, Berlin 1916.

Gestützt auf Kenntnis des Landes und der Leute findet er einen Ausgangspunkt zur Fixierung der Lebensnotwendigkeiten, die bei der Behandlung dieser Frage für die Zentralmächte maßgebend sein müssen, in der Betrachtung des Endzweckes des gegenwärtigen Weltkrieges. „Es sei ein Krieg um das Morgenland", meint Dr. Grabowsky. Zur Erreichung dieses Zieles bedürfen die Zentralmächte einer Flankensicherung gegen Rußland, und die Erfüllung dieser weltgeschichtlichen Rolle weist der Autor dem Polenlande zu, das auch den künftigen Weg Mitteleuropas nach Rußland vermitteln soll. „Polen, das slawische und doch westländische, wird die Brücke sein zum geheimnisvollen Zarenreich."

Daraus folgt die Notwendigkeit eines engen und aufrichtigen Zusammengehens der beiden Mächte, die auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten.

Selbstverständlich muß das mit der Aufgabe einer Flankensicherung betraute, durch die Zentralmächte ins Leben gerufene Polen das Bild eines möglichst konsolidierten Gemeinwesens abgeben, dem jedes Hinschielen nach Rußland fremd ist.

Diese Prämissen bieten dem Ver-

fasser eine feste Plattform zur Kritik der bisherigen Vorschläge.

Während der Pufferstaat durch die unvermeidliche Rivalität der Zentralmächte, anstatt Reibungsflächen zwischen ihnen auszuschalten, solche noch vergrößern würde, wäre andererseits russischen Intrigen und Praktiken Tür und Tor geöffnet, und solch' ein Polen würde nur allzu leicht zu einem Spielball zwischen den benachbarten Großmächten. Schon deshalb, wie auch in Anbetracht der hieraus mit Sicherheit erwachsenden Parteienzerklüftung in Polen selbst, wäre ein polnischer Pufferstaat als eine todgeweihte Fehlgeburt anzusehen.

Auch das von Hans Delbrück empfohlene Polen in Personalunion mit Sachsen würde keine Garantie gegen diese ernsten Fährlichkeiten schaffen. „Diese Verlegenheitslösung würde den sächsischen König nur wieder in die unmögliche Zwitterstellung bringen, die er schon im alten polnischen Reich und später in dem von Napoleon geschaffenen Großherzogtum Warschau eingenommen hat."

Eine vom österreichischen Polenklub erhoffte Lösung durch Schaffung eines Großgalizien sagt Grabowsky ebensowenig zu, denn für einen solchen Fall beansprucht er für Deutschland die Sicherung der strategischen Grenze, wodurch das wichtigste polnische Postulat, das der Unteilbarkeit des Landes, beiseitegeschoben und Polens Mission des gemeinsamen Flankenschutzes gegen Rußland frustriert würde. Ein solches Großgalizien ohne österreichischen Trialismus würde, nach Grabowsky, eine Schwächung der deutschen und nichtpolnisch-slawischen Elemente in Österreich und damit eine peinliche Verschiebung der innerpolitischen Verhältnisse des Reiches herbeiführen. Ein Großgalizien mit Trialismums hingegen würde — Grabowsky zufolge — auf Widerstände in Österreich-Ungarn stoßen.

Mit einer vierten Teilung Polens wären für den Autor die Vorbedingungen einer vernünftigen Lösung ausgeschaltet, denn mit der Zerreißung der territorialen Einheit des Landes und der hieraus erwachsenden Unzufriedenheit des Volkes wäre der Wallcharakter Polens gegenüber Rußland preisgegeben. Die mit Polens Verlust erwachte russische Sympathie würde vielleicht in Polen ein Echo finden, und so könnten russische Pestpfeile mit der Zeit auch hier wieder die Luft vergiften.

Ein souveränes polnisches Gemeinwesen endlich wäre nach Grabowsky ein „ewiger Herd von Verschwörungen gegen das Leben der Mittelmächte". Bei dem Meeresdrange der Polen könnte dies mit der Zeit zu ernsterer Beunruhigung Anlaß geben. Außerdem aber bliebe bei einer solchen Gestaltung die notwendige strategische Grenzsicherung Deutschlands unberücksichtigt.

Bevor der Autor sein eigenes, völlig originelles und mehr als beachtenswertes Projekt skizziert, gibt er an der Hand einer Schilderung der sozialen Schichtung und psychischen Beschaffenheit der polnischen Parteien Aufklärung darüber, warum bei den Polen bis zu Kriegsbeginn die wahren Gefühle gegen die Russen nur verhältnismäßig selten zum Vorscheine kamen. Das den Bedürfnissen des russischen Marktes angepaßte wirtschaftliche Russisch-Polen hatte in Rußland sein einziges Absatzgebiet für die ad hoc produzierten billigen Massenartikel der polnischen Textil-Industrie.

Trotz dieser wirtschaftlichen Abhängigkeit von Rußland besteht, wie Grabowsky auf Grund der polnischen Literatur und einer Analyse des polnischen Naturells konstatiert, bei den Polen Haß oder vielmehr Geringschätzung der Russen.

Der allen polnischen Herzen immanente Gedanke einer Wiederaufrichtung des selbständigen Polen kann den Verfasser mit Recht nicht schrecken, er hat vielmehr die sichere Überzeugung, daß ein deutsches Zusammenarbeiten mit den Polen für beide Teile ersprießliche Erfolge zeitigen würde, denn „der Pole wird unter dem deutschen Erlebnis von der Labilität zur Stabilität gelangen."

Zur Lösung der Polenfrage in Kongreß-Polen übergehend, bemerkt Grabowsky zunächst, daß das Gouvernement Cholm, das die Russen mißbräuchlich von Russisch-Polen abtrennten, diesem jetzt wieder einzuverleiben wäre; hingegen betrachtet er ganz Litauen als ein außerhalb Kongreß-Polens stehendes Gebiet, das Deutschlands künftigen Kolonisationszwecken im Osten dienen sollte. Das Vorbild zu seiner Lösung bietet dem Autor die Stellung Bosniens zur österreichisch-ungarischen Monarchie. Bosnien ist bekanntlich eine Provinz Österreichs und Ungarns und besitzt weitgehende Autonomie. Ebenso soll sich Deutschlands und Österreich-Ungarns Gebietshoheit über das ungeteilte Polen erstrecken, also ein Kondominium, oder juristisch ausgedrückt, ein Coimperium der beiden Zentralmächte geschaffen werden, mit gemeinsamer Souveränität und geteilter ziviler und militärischer Verwaltung der besetzten Gebiete. Polen ist hier demnach als polnische Provinz gedacht, als Gemeinbesitz der Zentralmächte, mit Zentralinstanzen, mit gemeinschaftlicher Staatsangehörigkeit oder, besser gesagt, Landesangehörigkeit der Einwohner ganz Kongreß-Polens analog der bosnischen Landesangehörigkeit. Beide Zentralmächte nehmen in den von ihnen verwalteten Teilen die Aushebung der Wehrmacht unter Berücksichtigung der nationalen Eigenart des Landes vor, so zwar, daß es sowohl im deutschen wie im österreichisch-ungarischen Heere spezifisch polnische Regimenter gäbe. Beide Mächte haben gleichen Anteil an der Zentralverwaltung der Provinz, an deren Spitze ein gemeinsamer, dem Turnus nach zu ernennender Statthalter stehen soll. Grabowsky zieht da die Ernennung eines Statthalters aus einem Herrscherhause in Erwägung. Gemeinschaftliche Gesetzgebung, ein gemeinsamer Verteidigungsrat in militärischen Angelegenheiten und ein gemeinsames Landesbudget (neben einem Einzelbudget der beiden Verwaltungsteile) sollen außer dem schon jetzt eingeführten gemeinsamen Zolltarif auf die gemeinschaftliche Verwaltung des rechtlich ungeteilten Gebietes hinweisen. Die Landesangehörigen sollen ohne Unterschied der Konfesson zur Mitarbeit und Mitverantwortung an der Verwaltung des Landes herangezogen werden, und als Ausdruck dessen schlägt Grabowsky einen polnischen Beirat zu Gesetzgebungszwecken mit der Entwicklungsmöglichkeit zu einem polnischen Parlamente vor, jedoch mit Ausschluß der auswärtigen und der Heeresangelegenheiten. In wirtschaftlicher Beziehung wären als Ersatz für das verloren gegangene russische Hinterland die Zentralmächte und die verbündeten Balkanstaaten als Absatzgebiete für polnische Produkte durch Zollfreiheit oder Zollerleichterung heranzuziehen; ebenso müßten natürlich auch die Produkte der Zentralmächte in Kongreß-Polen leichtesten Einlaß finden können.

So wäre dem Annäherungsprozesse der beiden Zentralmächte durch die gemeinsame Verwaltung Kongreß-Polens als natürlichen Bollwerkes gegen Rußland und künftiger Brücke nach Rußland ein sicherer Weg gewiesen, der obendrein durch Erfüllung des nationalen polnischen Wunsches nach Unteilbarkeit des Landes gesichert erschiene.

Wie immer man sich zu diesem Vorschlage stellen mag, das eine wird man nicht leugnen können, daß er allen beteiligten Faktoren gerecht zu werden sucht,

was ja die erste und wichtigste psycho-logische Voraussetzung einer erfolg-reichen, dauernden Regelung der Polen-frage ist.

Pädagogische Rundschau.

Von P. Hoche.

Es ist erfreulich, daß der Krieg die richtige Erkenntnis für den Wert einer sorgfältigen Erziehung betont und ge-schärft hat. Es ist unbestreitbar, daß Deutschland in diesen Kriegsjahren un-endlich Großes, ja wohl das Größte von allen gegenwärtig kämpfenden Völkern geleistet hat, und es ist bezeich-nend für das Volk der Denker und Dichter, für das Land der Kasernen und Schulen, daß, während draußen der Kampf um des Reiches Zukunft gekämpft wird, drinnen die Geister mobil gemacht werden für die neue Er-ziehung der Jugend. Wieviel ist in diesen Monden gesprochen und geschrie-ben worden über pädagogische Fragen, besonders über die zukünftige Gestal-tung unserer Schulen, ferner über die Lösung der Jugendwehrfrage. Alle diese Erörterungen dürfen bei unserm Volke auf ein tiefes Interesse rechnen, um so mehr natürlich, wenn Männer das Wort ergreifen, deren Namen in der pädagogischen Wissenschaft mit Recht einen guten Klang hatten. Da sei nur hingewiesen auf Fr. W. Försters Büchlein „Deutschlands Jugend und der Weltkrieg“. (Furche-Verlag, Kassel.) Der Verfasser ist weit über die pädagogischen Kreise hinaus bekannt durch seine populär geschriebe-nen Schriften „Lebensführung“, „Lebenskunde“, „Schule und Cha-rakter“. Wir kennen ihn als einen Führer der Sozialpädagogen und einen entschiedenen Feind jenes Individua-lismus, der im berüchtigten Schlagwort von der Auslebetheorie seinen Ausdruck fand. „Nicht das Leben ist das Ziel, und nicht das Ich, sondern das Opfer, und nur wer im Opfer ist, der hat das Leben.“ Von diesem alten Weihewort geht Förster aus, auf diese Erkenntnis hin sucht er auch den Sinn der Jugend einzustellen. Und ihm bedeutet inner-lich teilnehmen an unserer großen Zeit: „Sich nicht bloß von den Großtaten der Tapferkeit unterhalten lassen, son-dern es heißt: das Ideal der Tapfer-keit mit dem ganzen inneren Menschen ergreifen, es auf alle Aufgaben und Kon-flikte des eigenen Lebens anwenden, es bis in die letzten Konsequenzen bejahen und zu Ende denken.“ Nicht jeder kann den Heldentod auf dem Felde der Ehre sterben, aber jeder kann tapfer seinen Pflichtenkreis ausfüllen. Der Verfasser weist die Jugend hin auf ihre beson-deren Pflichten. Sie ist die Ersatz-reserve in der Arbeit der Familie. Sie muß allgemach lernen nicht zu fragen: Was bekomme ich?, sondern: Was gebe ich? Das große Durchhalten draußen muß ein Bild werden für den täglichen Kampf mit den Feinden unseres Charakters. Verinnerlichung des Ideals der Tapferkeit ist heute die wichtigste Aufgabe für die Selbsterziehung der Jugend. Abhärtung des Körpers z. B. ist gut, aber sie ist nur eine Vorübung für eine tiefer dringende Härte des Menschen gegen sich selbst. Wir be-wundern die Disziplin in unserem Heer. Aber wir brauchen sie ebenso im alltäg-lichen Leben. Soziale Kultur haben heißt nicht nur, Mitleid mit dem Volke haben, sondern zuerst: Sei auf die Minute zur Stelle, sei zuverlässig, halte dein Wort, steh zu deiner Aufgabe; zeige die Disziplin im Lachen, Reden, Essen, Trinken, Sport, im Versprechen, in der Begeisterung, in der Freude, im Mitleid. Mit offenen Augen blickt Förster auf die Gefahren hin, wie sie im Siegesrausch ruhen, ferner im Sich-gehenlassen des Hasses, im deutschen

Selbstlob. Seinen Kriegsforderungen, die freilich ebensogut Friedensaufgaben sind, kann man stets nur rückhaltslos zustimmen. Förster ist auch hier, wie in seinen vorerwähnten Schriften, ein Führer, dem man sich unbedingt anvertrauen darf. Das Buch ist der Jugend bestimmt, ist aber ebensogut für die Erwachsenen geschrieben. Der reiferen Jugend, besonders der gebildeten, sollte man es aber recht viel als Vademekum in die Hände geben.

Vielen Eltern ist der Verfasser des Buches „Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?" bekannt. Es ist ein Werk, fußend auf alter, gesunder Erziehungsweisheit. Wenn Adolf Matthias von „Krieg und Schule" spricht (Hirzels Verlag, Leipzig), dann wird man wissen, daß er etwas zu sagen hat. Nachdem er daran erinnert hat, daß große Kriege trotz ihres Elends, ihrer Entsetzlichkeit, doch auch von unendlichem Segen für die betroffenen Völker sind, daß sie in vielfacher Hinsicht zu ihrem Erzieher werden, verlangt er im besonderen, daß die deutsche Jugend volles Verständnis für diesen Krieg gewinne; auch sie muß und kann schon einsehen, wie er entstanden ist, wie er kommen mußte. Das ist Aufgabe der Schule. Sodann wünscht auch Matthias wie Förster vor allen Dingen eine sittliche Einwirkung des Krieges auf die Jugend. An den Helden, die draußen leiden und sterben, soll sie Heldenmut lernen. Wir haben nicht mehr nötig in die Ferne zu schweifen und nach Marathon und Salamis. An unseren Millionen Helden soll sich unsere Jugend ein Beispiel nehmen für eigene Tugenden und Pflichten. Der Krieg räumt auf mit dem Individualismus, wie er aus Ellen Keys „Jahrhundert des Kindes" spricht; er predigt wieder die Worte Pflicht, Liebe, Idealismus, Opferwilligkeit, Vaterlandsliebe. Nicht zum wenigsten betont Matthias das letzte und die Erziehung zum Nationalstolz, zum Deutschtum. Geschichte und Geographie müssen dieser Aufgabe besonders dienen, und in der Art, wie der Verfasser diese Forderungen ausspricht, darf man ihm wohl zustimmen. Erschöpfend behandelt ist das Thema allerdings nicht. Aber was geboten wird, ist gut gesagt und mit jener Beredsamkeit, die nur das Herz gibt.

Besonders die Frage der Wehrhaftmachung unserer Jugend ist durch den Krieg in ein helles Licht gerückt worden. Die Forderung an und für sich hat sich wohl im Hinblick auf die gegenwärtigen Verhältnisse überall durchgesetzt. Zweifel und Meinungsverschiedenheiten bestehen dagegen noch über einige wichtige Punkte grundsätzlicher Natur, wie über das Verhältnis von Jugendwehr und Schule, ferner darüber, wie weit die besondere militärische Vorbildung gehen soll, wer die Sache durchzuführen hätte. Über diese Fragen gibt das Buch von Adolf Matthias „Deutsche Wehrkraft und kommendes Geschlecht" (Hirzel, Leipzig) zwar keine Auskunft, es beschäftigt sich überhaupt nicht mit der praktischen Durchführung des Jugendwehrgedankens, sondern es betont vor allen Dingen aus den jetzigen Zeitverhältnissen heraus die starke Notwendigkeit, daß wir „Deutschen in Zukunft unsere Wehrkraft zum Schutze eines dauernden Friedens so stärken und mehren, daß unseren Feinden schon im Frieden Hören und Sehen vergeht vor der Wehrkraft, die wir zu entwickeln entschlossen sind." Wir müssen uns an das Schillerwort halten: der Starke ist am mächtigsten allein! Wir müssen aber nicht nur körperlich stark werden, sondern auch Geist und Seele stählen und zubereiten, alle Kräfte lebendig machen, die in unserem großen Volke schlummern. Auch dieses Büchlein ist von der starken Begeisterung eines echten Vaterlandsfreundes getragen, frei von jeder Übertreibung. Möchte es recht viele deutsche Herzen entflammen. In der

Betonung der praktischen Ausführung sucht das nächste Werk seinen Wert: „Die Jugendkompagnie" von Betensted und Stecher (Priebatsch' Verlagsbuchhandlung, Breslau). Die Herausgeber sind Männer der praktischen Arbeit. Sie beantworten im ersten Heft die Frage: „Was fordern Kaiser und Vaterland von der deutschen Jugend?" und bieten dann in 23 Heftchen, von denen jedes für 10 Pf. einzeln käuflich ist, ein reiches Instruktionsmaterial für die Jugendwehr. Angedeutet seien nur einige Hefte: Marschdienst, Pionierdienst, Biwakseinrichtungen, Geländekunde, Krankenträgerdienst, Feldbefestigungen, Vorpostendienst. Die Hefte wenden sich an die Jugendlichen selbst, dienen der Selbsterziehung und unterstützen so die schwere Aufgabe des Leiters. Auch diejenigen Jugendlichen, die nicht in der Jugendwehr sind, werden aus dem reichen Inhalt manchen Gewinn ziehen, zumal einzelne Nummern auch der Einrichtung unseres Heeres und unserer Marine gewidmet sind und Angaben über Laufbahn und Versorgung darin enthalten. Die Sammlung verdient, daß sie in die Hände der Jugendlichen, der Jugendführer, der Turnlehrer und Spielleiter komme; sie wird jedem ein Helfer sein.

Rundschau der Kriegsliteratur XI.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Als neunter Band der Ullstein'schen Sammlung „Männer und Völker" ist ein kleines Buch von Max Nordau erschienen, das unter dem Titel „Französische Staatsmänner" einen kurzen Einblick gibt in die französische Geschichte seit Errichtung der dritten Republik. Nordau schildert das Leben und Wirken derjenigen französischen Staatsmänner, die nach dem Sturze des zweiten Kaiserreiches das Schicksal des französischen Volkes gelenkt oder doch in erheblichem Maße auf die französische Politik nach 1870 eingewirkt haben. In einem einleitenden Aufsatze führt der Verfasser aus, daß es seit der großen Revolution am Ausgang des 18. Jahrhunderts „zwei Frankreiche" gebe, „das der Revolution und das der Gegenrevolution, deren jedes das andere zu überwältigen, wenn nicht zu vernichten sucht." Seit fünf Vierteljahrhunderten haben diese beiden Frankreiche den Kampf um die Vorherrschaft in Frankreich geführt, der erst durch den plötzlichen Ausbruch des Krieges von 1914 verstummte. Ob aber dieser für die Kriegszeit geschlossene „Burgfrieden" auch nach dem Kriege fortdauern, und ob die „heilige Einheit" Frankreichs auch im Frieden fortbestehen wird, erscheint mir zum mindesten recht zweifelhaft.

Von besonderem Interesse unter den zehn kurzen Skizzen ist diejenige, die Nordau von dem ersten Präsidenten der dritten Republik, Adolphe Thiers, entwirft, der sich durch seine „Geschichte des Kaiserreiches" und seine „Geschichte der Revolution" auch als Geschichtsschreiber einen Namen gemacht hat. Thiers gebührt das Verdienst, „die Ereignisse von 1789 bis 1799 zuerst als eine zusammenhängende monumentale Freske dargestellt, sie schlicht, klar, fließend in einer Sprache erzählt zu haben, die nicht durch stilistische Künsteleien, sondern durch die Gewalt der vorgetragenen Tatsachen wirken will."

Der bekannte Berliner Universitätsprofessor Eduard Meyer, dessen hervorragende Studie „England, seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland" bereits früher in dieser Zeitschrift des Ausführlicheren gewürdigt worden ist, hat im Verlage der Cottaschen Buchhandlung (Stuttgart-Berlin) fünf Auf-

sätze veröffentlicht, die er unter dem Titel „Weltgeschichte und Weltkrieg" zusammengefaßt hat. Beim ersten Blick in das Inhaltsverzeichnis mag manchem zunächst unklar sein, wie man eine Zusammenfassung so verschiedenartiger Themen unter dem oben genannten Titel rechtfertigen kann. Eine genaue und sorgfältige Lektüre läßt jedoch erkennen, daß die in diesem Bande vereinigten Vorträge und Aufsätze zu einer Einheit zusammengeschlossen werden, wie Meyer im Vorwort ausführt, „durch das Streben, den weltumspannenden Kampf, den wir zu bestehen haben, in den Zusammenhang der weltgeschichtlichen Entwicklung einzureihen und so zur Klärung der Anschauungen beizutragen. Durch die Betonung der geschichtlichen Momente, aus denen die Gegenwart erwachsen ist, die wir durchleben, suchen sie das Verständnis und die richtige Auffassung der uns in dem gigantischen Ringen gestellten Aufgaben zu fördern und vor allem die gewaltige Wucht der Verantwortung lebendig ins Bewußtsein zu rufen, die fortan auf unsere Schultern gelegt ist."

Der gegenwärtige Krieg, der — wie der Verfasser betont — die Züge eines Religionskrieges trägt, „nur daß jetzt an die Stelle der Glaubenssätze die Gegensätze der staatlichen und wirtschaftlichen Organisation, der Kultur, der Weltanschauung getreten sind", unterscheidet sich sowohl in seinen Dimensionen als auch in seiner Tendenz von den bisherigen Kriegen der Weltgeschichte. Denn „nicht nur die staatliche Macht und die selbständige Gestaltung unseres Volkes soll vernichtet werden, sondern die Seele des Volkes selbst, die diesen Staat und diese Machtentfaltung geschaffen hat. . . . . Das deutsche Volk soll aufhören, in der Welt etwas zu bedeuten, es soll, wenn nicht physisch, so doch geistig in seiner Eigenart, als ein selbständiges Glied der Völkerwelt, vom Erdboden ausgetilgt werden." Aus diesem Grunde muß Deutschland unbekümmert um die übrige Welt fortan nur auf sich selbst stehen, in der Erkenntnis, daß der jetzige Krieg ein Kampf auf Leben und Tod ist.

Eine sehr interessante Arbeit ist die Schrift von Dr. Leon Schulman: „Zur türkischen Agrarfrage. Palästina und die Fellachenwirtschaft", die soeben als zweite außerordentliche Veröffentlichung des Archivs für Wirtschaftsforschung im Orient im Verlage von Gustav Kiepenhauer (Weimar) erschienen ist. Der aus Jaffa (Palästina) stammende Verfasser geht mit Recht davon aus, daß die Lösung der Agrarfrage von grundlegender Bedeutung für unseren türkischen Bundesgenossen ist. „Die Hebung der Agrarwirtschaft ist der sichere Weg zur Machtentfaltung der türkischen Volkswirtschaft, wie zur Stärkung der türkischen Staatsfinanzen." Um ihre politische Machtstellung gegen die Feinde in Ost und West behaupten zu können, bedarf die Türkei eines kräftigen Bauernstandes, und um dies zu erreichen, ist die kulturelle Erziehung der Fellachen eine Grundbedingung.

Der Verfasser hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, die wirtschaftliche und soziale Lage der Bauernbevölkerung darzulegen, „die die Grundpfeiler der Türkei ausmachen", sowie die Ursachen der Stagnation der Agrarproduktion und die Richtung anzudeuten, in der sich die künftigen Reformen zu bewegen haben. Er geht bei seinen Untersuchungen davon aus, daß es vor allen Dingen für jeden, der sich mit dem Orient beschäftigen will, erforderlich ist, den Geist des wirtschaftenden Menschen im Orient tiefer zu erkennen; denn „nicht durch statistisches Zahlenmaterial, sondern durch die Erkenntnis psychologischer Größen und Werte kann das orientalische Wirtschaftsleben, wie das Leben des Orientalen selbst erforscht und ergründet wer-

den." Als ein Haupthindernis, das einer raschen günstigen Entwicklung der türkischen Wirtschaft im Wege stand, bezeichnet Schulman die Kapitulationen, deren lästige Ketten erst der Weltkrieg gesprengt hat.

Schulman hat sich bei seinen Betrachtungen auf seine engere Heimat, Palästina, beschränkt. Aber, wie er selbst hervorhebt, kann man seine Ausführungen — selbstverständlich mit einigen wenigen durch Klima und Bevölkerung bedingten Modifikationen — auf das ganze osmanische Reich anwenden. Es ist leider hier unmöglich, des Genaueren auf die einzelnen Abschnitte des Buches einzugehen; wir müssen uns an dieser Stelle darauf beschränken, die Schulmansche Schrift allen Freunden der Türkei aufs wärmste zu empfehlen. —

In der von Prof. Dr. Franz von Mammen im Verlage des „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt (Dresden und Leipzig) herausgegebenen „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft" sind zwei neue Hefte erschienen. Im 10. Heft behandelt der schwedische Landwirt Sigurd Svensson die „Viehlose Landwirtschaft" (übersetzt von C. Seegelke). Die jetzige Zeit lasse deutlich erkennen, wie gefährlich es für ein Volk sei, die Hauptnahrungsmittel zum großen Teil „aus zweiter Hand" zu nehmen, d. h. nicht alles selbst zu produzieren. Zu diesen Nahrungsmitteln „aus zweiter Hand" rechnet der Verfasser auch das jetzt noch in großem Umfange zur Ernährung des Menschen dienende Tier mit allen seinen Produkten. Der Mensch nimmt letzten Endes mit den vom Tier stammenden Nahrungsmitteln doch nur Pflanzenkost zu sich, aber die „Veredelung" der Pflanzen durch den Tierkörper ist ein Umweg, der, im ganzen betrachtet, nur Verluste, aber unmöglich Nutzen bringen kann. Die vom Tier stammenden Nahrungsmittel sind daher eine Verschwendung, die in normalen Zeiten nicht beachtet wird, weil bei Nahrungsmangel einfach das Nötige vom Auslande eingeführt wird, aber in Kriegszeiten, wo die Einfuhr sehr beschränkt ist, fällt sie sehr ins Gewicht. Der Verfasser, dessen Ausführungen wir allerdings nicht in allen Punkten unterschreiben können, polemisiert gegen die Viehzucht der Landwirte, die in den meisten Fällen, sowohl vom volkswirtschaftlichen, als auch vom finanziellen Standpunkte des Landwirtes aus, unrationell und schadenbringend ist. Er will zeigen, daß der viehlose Ackerbau in vielen Fällen die lohnendste landwirtschaftliche Arbeitsweise sein kann.

Ob die Angaben des Verfassers über die Überflüssigkeit der Fleischnahrung richtig sind, das zu beurteilen, müssen wir den medizinischen Sachverständigen überlassen. Zweifellos bietet jedoch die Schrift gerade in dieser Zeit manches Interessante, dessen Prüfung und Beachtung sich vielleicht lohnen würde.

Im 11. Heft schildert der Herausgeber, Franz v. Mammen, selbst „die Bedeutung des Waldes, insbesondere im Kriege". Der Verfasser will durch diese Schrift, die eine Neubearbeitung eines Ende 1915 gehaltenen Vortrages ist, dazu beitragen, „die Kenntnis" von der großen Bedeutung des Waldes für unser gesamtes Wirtschaftsleben in weitere Kreise zu tragen, dadurch die Liebe zu dem den Forstwirten anvertrauten Nationalgute in den breitesten Schichten unseres Volkes zu wecken und zu vertiefen und so auch der immer mächtiger werdenden Heimatschutzbewegung, die ebenfalls den Wald in ihr Bereich mit einbezogen hat, mittelbar einen Dienst zu erweisen."

Im Verlage von Gustav Fischer (Jena) ist ein Vortrag im Druck erschienen, den Dr. Kurt Schulze-

Jena am 28. Dezember 1914 im Klub „Concordia" in Schanghai gehalten hat, und in dem er kurz den „Kampf um Tsingtau" schildert, den er als Sanitätsoffizier miterlebt hat. —

„Recht oder Unrecht" betitelt sich eine andere kleine Schrift, die im Verlage von Richard A. Giesecke in Dresden erschienen ist. Der Verfasser, der sich unter dem Pseudonym Dr. Mehemed Emin Effendi verbirgt, schildert hier einen „Disput über den Völkerkrieg zwischen Edward und Mehemed", in dem der Türke anscheinend vergeblich versucht, dem Engländer seine Schuld am Weltkriege zu beweisen.

Ein anderes zeitgenössisches Gespräch „Huber und Lor" ist von Bernhard Guttmann verfaßt und bei Eugen Diederichs in Jena verlegt. Hier unterhalten sich ein Engländer und ein Deutscher über die Eigenschaften ihrer Völker; auf einmal entstehen vier Vertreter neuer Zwischentypen, und es gibt eine lustige, geistreiche Debatte und Persiflage der üblichen Philisterphrasen. —

„Die wirtschaftlichen Fragen der Zeit" behandelt der bekannte Wirtschaftspolitiker und Landtagsabgeordnete Dr. Hoesch (Verlag von Reimar Gobbing in Berlin). Der Verfasser gibt eine Darstellung unserer wirtschaftlichen Entwickelung vor dem Kriege und der Maßnahmen und Erfahrungen auf dem Gebiete unserer Lebensmittelversorgung während des Krieges, die in knapper und anschaulicher Form den glänzenden Aufstieg unserer Industrie in den beiden letzten Jahrzehnten, ihre wachsende Konkurrenzkraft und Überlegenheit der englischen Industrie gegenüber zeigt. In derselben sachlichen, knappen Weise wird Hoesch der fortschreitenden Entwickelung der heimischen Landwirtschaft gerecht. Durch seine streng sachliche Darstellungsweise gelingt es ihm, dem Vorurteil überzeugend entgegenzutreten, das in großstädtischen Konsumentenkreisen vielfach über das landwirtschaftliche Gewerbe herrscht.

Dieses zweifellos bestehende „Mißverständnis" zwischen Konsumenten und Produzenten sucht der Verfasser aufzuklären, wenn möglich zu beseitigen. Den Zweck seiner Schrift sieht er darin zusammenzuführen, was durch die Verschiedenheit der Interessenkreise getrennt wurde, und unserem Volke wieder zum Bewußtsein zu bringen, daß die Landwirtschaft Sache der gesamten Nation, nicht die eines einzelnen Berufstandes ist.

Im Verlage von J. C. B. Mohr (Tübingen) veröffentlicht der Münchener Universitätsprofessor Dr. Reinhard Frank acht gemeinverständliche Vorträge über „das Seekriegsrecht", die der Verfasser im Herbst 1915 im Münchener Volkshochschulverein gehalten hat. Diese Vorträge, die keinesfalls den Anspruch erheben, als Bereicherung der Seekriegsrechtswissenschaft angesehen zu werden, sondern — wie der Verfasser sagt — lediglich beabsichtigen, „weitere Kreise in das Verständnis der großen Fragen einzuführen, die auf dem Gebiete des Seekriegsrechts bestehen und in der Gegenwart eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt haben", dürfen auf eine gute Aufnahme beim Publikum rechnen, zumal sie bei der augenblicklichen politischen Lage von großem Interesse und zum Verständnis derselben von Wert sind. —

In der vom Verlage Eugen Diederichs in Jena herausgegebenen Sammlung „Schriften zum Verständnis der Völker" sind zwei Beiträge von Karl Nötzel und Alexander Barwinskyj über „die slawische Volksseele" erschienen. „Die zukünftige Aufgabe des Slawentums ist, die Er-

gebnisse germanischen Forschens zum Erlebnis zu gestalten." Das Wesen der slawischen Volksseele ist, wie Nötzel darlegt, „seelische Unabhängigkeit". Das Interessante des russischen Volkes ist seine Uninteressiertheit am Leben. Der intelligente Russe verspürt trotzdem im Gegensatz zum breiten Volk für sich persönlich den Drang, seine Überzeugung sogleich auch im Leben zu verwirklichen. Der Verfasser sucht dies folgendermaßen zu erklären: Der Russe ist in seiner Anlage ein Künstler, der sich die zum Leben notwendige Hoffnung durch die Flucht ins Traumreich und die Wunschwelt verschafft. —

„Auf der Kriegszeit Bildungswegen." Ein goldener Gedankenschatz, gesammelt von Wilhelm Franz (Concordia, deutsche Verlagsanstalt, Berlin). Der Verfasser hat sich in diesem Sammelbuche der Aufgabe unterzogen, unserer Zeit den Weg zu zeigen, wie sie das große Drama, das sich vor unser aller Augen abspielt, wahrhaft miterleben kann. Er hat sine ira et studio eine Auslese derjenigen Gedanken zusammengestellt, „die den starken Pulsschlag unserer gewaltigen Zeit verrieten" und zeigen, „daß alle Deutschen trotz der Verschiedenheit ihrer politischen und konfessionellen Überzeugungen sich an dieser Stätte zusammenfinden können, auch wenn die Zeit des gebotenen Burgfriedens vorüber ist."

Es fällt zuerst auf, daß Franz die Fundstelle, den Ort und die Zeit, den Verfasser usw. bei seinen Zitaten nicht namhaft macht; man muß jedoch dem Herausgeber beistimmen: „Jeder Leser soll . . . mit eigenem Urteil den Wert oder Unwert eines Gedankens nachprüfen, unbeeinflußt durch den Namen einer Person oder die Bezeichnung des Ursprungs."

Jeder, der Stoff für die Erziehung zum Verständnis der Gegenwart, der Weltpolitik sucht, wer eine Stählung der Willenskraft erstrebt und das Empfinden für die Wucht und Schönheit der deutschen Sprache vermitteln möchte, wird sich nicht vergeblich an das Franzsche Werk wenden.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Josef Rosemeyer.

Die wirtschaftliche Bedeutung großer Wasserkräfte.

Der gegenwärtige Krieg hat uns recht eindringlich gezeigt, daß das Bestreben, uns vom Ausland, insbesondere von allen überseeischen Produkten, möglichst frei zu machen, für unser Wirtschaftsleben äußerst wichtig ist.

Unsere isolierte Lage inmitten bedrohter Grenzen und die, mit einer numerisch überlegenen feindlichen Flotte, noch zu erreichende Absperrung vom Weltmeer, von den überseeischen Fundstätten solcher Produkte, die für unser Wirtschaftsleben und unsere Industrie unumgänglich notwendig sind, zwingt uns, mit allen Mitteln auf künstlichem Wege im Inlande Ersatzprodukte herzustellen.

Dank einer, von allerhöchster Stelle gepflegten, überragenden wissenschaftlichen Grundlage, hat unsere Industrie manche solcher Fragen schon zu einer guten Lösung geführt. Die neueste dieser Lösungen gipfelt in der verbesserten künstlichen Stickstoffgewinnung, durch welche wir in den Stand gesetzt werden, den Salpeter, der bisher im Wert von jährlich ca. 180 Millionen Mark aus Chile eingeführt wurde, gerade so gut und gerade so billig in Deutschland zu erzeugen. So bleibt diese gewaltige Summe für die Folge im Lande. Die Durchführung solcher

Aufgaben ist aber fast überall an die Bereitstellung großer Kräfte gebunden.

Diese großen Kräfte stehen uns im allgemeinen in ihrer billigsten Form, in natürlichen Wasserkräften, nicht in so großem Maße zur Verfügung, wie das in manchen andern Ländern der Fall ist. Weil unser Land sich aber im Wesentlichen von Süden nach Norden, von den Alpen und dem deutschen Mittelgebirge zur Nord- und Ostsee hinabsenkt, so sind die Vorbedingungen, aus wasserreichen Niederschlagsgebieten gespeiste Flußläufe, welche durch künstliche Bauten zur Wasserkraftnutzung verwertet werden können, in sehr reichem Maße gegeben.

Wir müssen uns nur bemühen, überall, wo sich Gelegenheit bietet, Wasserkräfte ohne besonders große Kosten ausbauen zu können, z. B. bei der Regulierung von Flußläufen, Talsperren usw., die Ausnützung dieser Kräfte in die Wege zu leiten.

An manchen Stellen will man leider den Wert dieser oft nebenher nutzbar zu machenden Wasserkräfte noch nicht hoch genug anschlagen. Es dünkt manchen Stellen zu umständlich und kleinlich, hier Erwerbsquellen zu erschließen und elektrische Energie zu verkaufen. Wahrscheinlich werden wir uns aber wohl gezwungen sehen, in der Folge noch unbequemere Wege zu beschreiten, um Deckung für alle nötigen Erfordernisse zu beschaffen. Will man die Kräfte nicht von Staats wegen ausnutzen, was vom technisch rationellen Standpunkt aus betrachtet das vorteilhafteste wäre, so kann man sie an große Finanz-Gesellschaften verpachten. Die alljährliche Einnahme des Pachtzinses ist ja eine einfache Sache, und die Privatindustrie würde dann schon sehen, wie sie noch etwas übrig behält. Wenn man sich aber wirklich mit Elektrizitätsmonopolen beschäftigt, dann ist das sicher nicht der rechte Weg.

Einen erfreulichen Ansatz, bei den staatlichen Wasserbauten die Wasserkraftnutzung wohl zu beachten, sehen wir im Wesergebiet und in der jetzt geplanten Ausnutzung der Wasserkräfte an den Gefällstufen des kanalisierten Mains.

Brach liegende Werte aus dem Nichts zu heben ist entschieden ein großes Verdienst, und so bedeutet jede ausgebaute Wasserkraft ein Kapital für ewige Zeiten. Schon der bisherige Gang unseres Wirtschaftslebens redet für die Ausnutzung der natürlichen Kraftquellen eine dringliche Sprache. Wer hätte vor 50 Jahren daran gedacht, daß es möglich sein würde, die gewaltigen Wasserkräfte in einer zentralen Anlage zu verwerten und eine leichte Fortleitung der Energie zu erreichen? Kleine Kräfte konnte man früher schon an Ort und Stelle ausnutzen, mit größeren Kräften wußte man aber im allgemeinen wenig anzufangen. Jetzt ist es fast umgekehrt.

Die großen, kostenlos arbeitenden Energiequellen der Schweiz und Skandinaviens haben die Menschen angezogen, die sie ausnutzen wollen, und für die Folge wird man nicht nur die großen, sondern auch immer kleinere Wasserkräfte für würdig befinden, zu modernen Kraftwerken ausgebaut zu werden. Allenthalben wird unser Betrieb immer extensiver werden.

Ein Schulbeispiel für die planmäßige Ausnutzung und die Wertschätzung der Wasserkräfte bildet das kleine Norwegen. Aus Mangel an Kohle ist Norwegen gezwungen, von den Wasserkräften, die sich ihm frei darbieten, den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Sehr zum Vorteil Norwegens, wo jetzt die elektrische Energie viel billiger abgegeben wird, als im kohlenreichen Deutschland. Ende des Jahres 1911 erstattete die Königl. norwegische Kommission dem Storthing Bericht über den Umfang der noch verfügbaren und der schon ausgenutzten Wasser-

kräfte, im Anschluß an eine beabsichtigte weitere Elektrisierung des Landes, wie der Zeitschrift „Engineering“ vom 8. Oktober 1915 zu entnehmen ist.

Damals waren im Staatsbesitz 31 Wasserkraftanlagen mit einer Gesamtleistung von 148 950 PS., deren Leistung sich, durch weiteren Ausbau, noch auf 743 480 PS. steigern lassen konnte.

Der norwegische Staat will besonders auch der Allgemeinheit billige elektrische Kraft zugänglich machen, und das wäre auch bei uns sehr nötig, im Interesse des Volkswohls und um von dem Petroleummonopol der Amerikaner etwas freier zu werden. Das Geld hierfür können wir gut im Lande behalten. Der Strombedarf in den Städten Norwegens nahm in den letzten Jahren stark zu; auch die chemische Industrie entwickelte sich zu einem Abnehmer mit immer gewaltigerem Verbrauch. Der Landesbedarf wird für die Zukunft als so bedeutend angesehen, daß die Königl. norwegische Kommission 150 Watt für jeden einzelnen Bewohner in Rechnung stellte. Das würde für Deutschland mit rund 70 Millionen Einwohner einer Leistung von 10,5 Millionen Kilowatt entsprechen. Dies ist eine gewaltige Ziffer, die so recht klar wird, wenn man bedenkt, daß heute alle öffentlichen Elektrizitätswerke Deutschlands, rund 4000, zusammen nur etwa den fünften Teil dieser Leistung aufweisen können. In Norwegen will man aber erreichen, daß jedermann elektrisch kocht und heizt. Soweit werden wir so rasch wohl noch nicht kommen.

Ganz außer Frage steht es aber, daß wir mit unserem Kohlenschatz, der schließlich doch einmal zu Ende geht, nicht planlos wirtschaften dürfen und dagegen, sehr zu unserm Schaden, die billigeren und ununterbrochen rinnenden Kräfte des Wassers ungenutzt lassen. Wir müssen überall sparen und jeden Vorteil festhalten, der sich uns in erreichbarer Nähe bietet.

Nach dem Stande vom 1. Januar 1914 gab es in Norwegen 366 Kraftwerke mit einer Leistungsfähigkeit von 396 000 Kilowatt, die sich über das ganze Land verteilen. Davon verbraucht allein die chemische Großindustrie, die sich nach und nach in Norwegen angesiedelt hat, 160 000 Kilowatt. Der weitere Ausbau der norwegischen Wasserkräfte findet durch den Staat eine zielbewußte Pflege.

Wenn Herr Ministerialdirektor Dr. ing. Leo Sympher, Berlin, die Wasserkräfte, welche bei der Schiffbarmachung des Oberrheines bis in den Bodensee nutzbar gemacht werden können, auf mehr als 500 000 PS. angegeben hat, so entspricht das einer Leistung von 350 000 Kilowatt. Die Leistungen der Wasserkraftwerke an einem Rheinseekanal von Köln-Duisburg nach Antwerpen oder nach Emden sind mit rund 100 000 Kilowatt anzugeben. Bei richtiger Projektierung könnte man auch, wenn die Moselkanalisation mal durchgeführt wird, an den Gefällstufen Kraftwerke errichten, mit einer Gesamtleistung von etwa 50 000 Kilowatt. Daraus wäre eine ganz andere Rentabilität, als es bisher möglich war, abzuleiten. Die bisherigen Berechnungen erfassen die Aufgabe nicht richtig.

Aus dem vorstehenden erhellt, daß allein im Bereiche des Rheinstromgebietes 500 000 Kilowatt mit billigen Wasserkräften erzeugt werden können. Die jährliche Gesamt-Energie-Erzeugung würde dann 4380 Millionen Kilowattstunden erreichen. Das entspricht einem Verkaufswert, wenn die Kilowattstunde im Mittel mit 3 Pf. bewertet wird, von 131,4 Millionen Mark pro Jahr. Dabei ist gerechnet, daß die ganze Leistung dauernd abgenommen würde. Das wird aber nicht der Fall sein, außerdem hat man mit Verlusten

in den Leitungen und Transformatoren zu rechnen, weshalb man vorsichtigerweise mit einer Bruttoeinnahme von 100 Millionen Mark rechnen sollte. Die Jahresleistung aller deutschen Elektrizitätswerke beträgt heute rund 3000 Millionen Kilowattstunden.

Für den Ausbau der Wasserkraftwerke mit 500 000 Kilowatt Leistung wären rund 200 Millionen Mark aufzuwenden. Dabei sind die Kosten für die Schiffahrtswege nicht beachtet. Die jährlichen Ausgaben sind dann einschließlich Verzinsung und Abschreibung auf 40 Millionen Mark anzusetzen, sodaß bei 100 Millionen Mark Einnahme ein Überschuß von 60 Millionen Mark verbleibt. Nach vollständiger Abschreibung der Kraftwerke, nach 10 Jahren, würde sich dieser Überschuß um 30 Millionen Mark vergrößern. Neben diesem guten finanziellen Ergebnis würden wir überall billige Elektrizität hinliefern können, noch billiger, als für viele kleine Werke heute die Selbstkosten sind. Das sonst für Petroleum ausgegebene Geld bliebe im Lande. Die modernen Großbetriebe, welche sonst wegen der billigen Energie die im Auslande gelegenen Wasserkraftwerke aufsuchten, werden sich nun hier ansiedeln. Diese Großbetriebe geben Arbeit und Verdienst. Sie erzeugen fortlaufend große Werte, die infolge ihrer geringen Gestehungskosten mit den Produkten der ganzen Welt in Wettbewerb treten können. Die Steuerkraft des Landes wächst. Unsere chemische Industrie braucht dann nicht nach Norwegen zu gehen, sie findet dann hier, zentraler zu den Absatzgebieten gelegen, gerade so vorteilhafte Produktionsbedingungen.

Man kann wohl sagen, ohne ein Prophet zu sein, daß in gar nicht ferner Zukunft die vorsorgende Volkswirtschaft dazu übergehen muß, in wasserreichen Gegenden, wo das nötige Gefälle vorhanden ist, zuerst die Kraft dieser weißen Kohle zu nutzen, und daß die schwarzen Kohlen in immer steigendem Maße zunächst jenen Ländern vorbehalten werden, wo einigermaßen konstante Wasserkräfte nicht verfügbar sind. Die schwarze Kohle bildet einen Welthandelsartikel von beständigem Wert. Das zeigt auch dieser Krieg.

Aus diesen kurzen Darlegungen mag hervorgehen, daß wir uns auf unsern nutzlos verrinnenden Reichtum besser besinnen müssen als bisher. Sache unserer Volksvertreter und unserer Regierung ist es dann, dafür zu sorgen, daß wir solche Einnahmen, die niemand wehetun, weil sie nicht aus steuerlichen Belastungen gewonnen werden, recht bald in unsern Staatshaushaltsplan einstellen können.

Literarische Notiz.

Im Verlage von Broschek u. Co. in Hamburg war vor kurzem die Schrift „La Guerra y el Derecho“ von Eduardo L. Llorens, Doktor der Rechte der Universität Madrid, erschienen. Da dieses, in erster Linie für Spanier und spanisch sprechende Amerikaner geschriebene Buch durch seine klaren, mit Aktenbelegen versehenen Ausführungen in weiten Kreisen des In- und Auslandes lebhaftes Interesse erweckte, hat der Verlag nunmehr auf mehrfache Anregungen hin eine deutsche Übersetzung von Aug. Strube unter dem Titel: „Der Krieg und das Recht“ herausgegeben. Die Erörterungen des Verfassers knüpfen an ein Heft der in Buenos-Aires erscheinenden Zeitung „La Nación“ an, das bei aller Vorsicht und Mäßigung doch die ursprünglich von Franzosen und Engländern gegen Deutschland erhobenen und trotz mancher Richtigstellung immer wiederholten und verbreiteten Anschuldigungen enthält. Demgegenüber sucht er, das politische

Moment beiseite lassend, hinsichtlich der Fragen des Rechts die Wahrheit festzustellen und zur Anerkennung zu bringen. Hierbei verwertet er die Urteile erster europäischer und amerikanischer Rechtslehrer, unter Ausschaltung der deutschen und österreichischen, wodurch die Schrift ihren besonderen Wert erhält. Der erste Abschnitt ist der Frage der „Verantwortlichkeit für den Krieg“ gewidmet und beschäftigt sich in eingehender Weise mit dem österreichisch-ungarischen Ultimatum an Serbien und der serbischen Beantwortung, indem er bei den einzelnen Punkten Forderung und Antwort zum Vergleich einander gegenüberstellt. Ebenso gewissenhaft und unparteiisch wird im zweiten Abschnitt die Frage der „Neutralität Belgiens“ geprüft, an der Hand der Völkerrechtsbestimmungen und Verträge. Mit Nachdruck tritt der Verfasser dann der Ausbeutung des sogenannten „Nationalitätenprinzips“ gegen die Mittelmächte entgegen. Gerade in diesem Punkte zeigen sich so recht deutlich die Voreingenommenheit, ja Ungerechtigkeit, und die Ränke, unter denen Deutschland und Österreich-Ungarn zu leiden haben. Das aktuellste Interesse darf aber der vierte und letzte Abschnitt: „Der Seekrieg“ beanspruchen, in dem gleicherweise all die Widerrechtlichkeiten und Gewalttätigkeiten Englands kurz aufgedeckt werden und die Führung des deutschen U-Boot-Krieges gerechtfertigt wird. Zum Schluß faßt der Autor Zweck und Ergebnis seiner Untersuchung dahin zusammen: „Bei meiner Beweisführung, daß die Zentralmächte sich im Verlauf des Krieges innerhalb des Völkerrechts gehalten haben, und indem ich bei meiner Auseinandersetzung die Meinungen ihrer Gegner benutzte, die gewiß nicht als einseitig parteiisch angesehen werden, habe ich die Legenden, die sich um jene Episoden bildeten, zerstören und der so häufig wiederholten lächerlichen Behauptung entgegenarbeiten wollen, als ob gegen Deutschland und Österreich-Ungarn kämpfen so viel bedeutete, als das Recht verteidigen. Es entbehrt nicht des Reizes zu sehen, daß die Handlungen, die jetzt mit solcher Hartnäckigkeit den Zentralmächten vorgeworfen werden, früher von den Regierungen und den berühmtesten Rechtslehrern der Länder, welche heute diese selben Handlungen verdammen und zurückweisen, gelehrt und verteidigt worden sind.“

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

April 1916.

Inhalt,

EmeömOeMmalWch

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertsiebenundfünszigster Band

40. Jahrgang : 1916 : April-Juni

Schlefische Buchdruckerei,«^W< Kunst- und VerlagSanstatt
v. S. Schott laend er, A.-G., Breslau.
teipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
Stockholm Chnstiania Konstantinopel
«.», Flltze, l,!bi,lll« lt«7»l,. I«l»i Vytwod «uchhdl«, Int«nal. »ochhon»!. 0«« »e«.
W« «e V»»«n^» w «ch«,»« «« !» «l»em»l»: »«>»« «„». U»ft»« ««chf«l»«. «l»ve»h««»».
fill »le Schwel,! «l«»e«. «»««,». ». «»«h«»»lun«, Jülich l.

Inhalt des 157. Bandes:
A p r i l / M a i / I u n i 1916
Seite

^^t

Schlesische Buchdruckelei v. S. Schottlaender, Breslau.

Vlldnis und eigenhÃ¤ndige Widmung Sr. Kaiserlichen Hoheit
Prinz Abdul Vlediid.

Professor Dr. Ludwig Stein.

Die neue Türkei.

Die Fahrt mit dem ersten Balkanzug nach Konstantinopel war für mich wie für die Mehrzahl der Teilnehmer an dieser denkwürdigen Reise ein geschichtliches Erlebnis, das mir zum unverlierbaren Besitz geworden ist. In meinen Berichten an die „Vossische Zeitung" hatte ich Gelegenheit, die einzelnen Eindrücke während der Fahrt und bei der Ankunft in Konstantinopel zu schildern. Für mich bedeutete diese Reise ein Wiedersehen nach dreiundzwanzig Iahren. Ich habe das ..aueieu r^ime" unter Sultan Abdul Hamid in allen seinen Schattierungen kennen gelernt und war nicht wenig gespannt, die neue Türkei zu beobachten. Zwischen meinem ersten und meinem jetzigen Besuch in Konstantinopel liegt nicht ein knappes Vierteljahrhundert, sondern — völkerpsychologisch betrachtet — ein Iahrhundert geschichtlicher Entwicklung der Türkei. Alles hat sich so tiefgreifend, so grundmäßig gewandelt, daß man an ein politisches Wunder zu glauben versucht wäre. Aus meinen Berichten lasse ich hier eine Anzahl Augenblickseindrücke folgen, die dartun sollen, wie fortgeschritten sich türkische Würdenträger, Prinzen, Minister und das geistliche Oberhaupt des Islams auslassen.

I.

PrinzAbdulMedjid.

In der Terejestraße von Ortakoj dehnt sich von Dolmabagtsche am Bosporus entlang Prinzenschloß an Prinzenschloß. Nach der Straßenseite zugekehrt steht immer ein kleines, unscheinbares zweistöckiges Häuschen, das nach allem anderen als nach einem Prinzenschloß aussieht. Aber es ist dies nur der Selamlik, d. h. das Vorgebäude. Dahinter schließt sich ein Garten, und dann erst beginnt das mit fürstlicher Pracht ausgestattete prinzliche Palais, das bis an den Bosporus reicht und eine herrliche Aussicht über den Hafen und ganz Stambul gewährt.

Als ich Prinz Medjid mein Einführungsschreiben übergab, empfing er mich in einem behaglichen, aber bescheiden bürgerlichen Raume des Vorgebäudes. Nichts verriet hier die Pracht, die im eigentlichen Palais in voller Üppigkeit

sich entfaltet. Da man mir sagte, daß der Prinz auch andere Sprachen als das Türkische beherrscht, kam ich ohne Dolmetsch und begann die Konversation zunächst französisch. Mit einladender Geste bemerkte der Prinz, daß ich die Unterhaltung deutsch fortsetzen könne, zumal er so lange deutschen Unterricht durch Professoren genossen habe, daß er die Sprache genügend beherrsche, um einer deutschen Unterhaltung folgen zu können, und sollte ihm ein Ausdruck etwa unbekannt vorkommen, so würde er mich französisch um Verdeutlichung bitten. Aber es kam nicht dazu. Die Unterhaltung wurde immer lebhafter, und es bedurfte keiner Verdeutlichung von meiner Seite, während der Prinz zuweilen französisch, in den meisten Fällen deutsch antwortete. Prinz Medjid hat es sich angelegen sein lassen, schon lange vor Ausbruch des Krieges sich mit deutscher Art und deutscher Sitte vertraut zu machen, so daß er jahrelang einen Lehrer hielt, der ihn in das Studium der deutschen Sprache einführte und die deutschen Klassiker inter, pretierte.

Prinz Medjid ist Zweitältester Agnat der osmanischen Dynastie und erklärter Liebling aller aufgeklärten türkischen Kreise, die es als seltene Gunst des Schicksals preisen, daß ein Thronanwärter sich in die europäische Sprech-, Denk, und Gefühlsweise völlig eingelebt hat. Es ist dies um so höher anzuschlagen, als Prinz Medjid unter der Regierung Abdul Hamids nie ohne Erlaubnis und ohne vorgeschriebene Begleitung sein Palais verlassen durfte. Es ist mir unerfindlich, wie der Prinz es trotzdem durchsetzen konnte, sich zum Maler auszubilden, zum Komponisten erziehen zu lassen und dabei die Kenntnisse der europäischen Sprachen — auch das Englische ist ihm geläufig — sich verstohlen anzueignen. Er muß ein wahres Talent an Findigkeit besitzen, um all' diese Lehrer, die in den Augen des nueieu r^inne ungebetene Gäste waren, durch die verschwiegenen Pforten des Selamliks in sein Palais schlüpfen zu lassen.

Beim zweiten Besuch lud mich der Prinz in sein Atelier ein, und als er vernahm, daß ich an der Universität Konstantinopel auf Einladung des Unterrichtsministers einen öffentlichen Vortrag halte, sagte er sich telephonisch an. Das Publikum, das sich ausschließlich aus Türken zusammensetzte, begrüßte den Prinzen mit sichtlicher Freude, da ein solcher Prinzenbesuch ungewöhnlich ist. Es sei hier eingeschaltet, daß die Thronfolge im türkischen Staate sich nicht in direkter Deszendenz vollzieht, sondern daß das höhere Alter der Agnaten des Kaiserhauses für die Nachfolge bestimmend ist. Da Prinz Medjid erst 45 Iahre zählt, so geht ihm jetzt nur noch der gegenwärtige Thronfolger in der Erbfolge voraus. Für viele Türken ist Prinz Medjid eine große Hoffnung.

Von deutschem Standpunkt aus können wir der sympathischen, durch und durch vornehmen Erscheinung des Prinzen mit dem angegrauten Schnurrbart, dessen Bildnis und eigenhändige Unterschrift wir an der Spitze des Aprilheftes bringen, nur volles Vertrauen entgegenbringen. Er läßt als Zeichen seiner deutschen Gesinnung seinen neunzehnjährigen Sohn, der das Theresianum in Wien

mit Erfolg absolviert hat, in Potsdam dienen, und er ist stolz darauf, daß der junge Prinz die deutsche Sprache wie seine Muttersprache beherrscht. Ein anderer Prinz des kaiserlichen Hauses, Prinz Fuad, war überglücklich, als ihn am Kaisersgeburtstag, an welchem ich in der Aula der Universität Konstantinopel die Festrede hielt, die Nachricht ereilte, daß er zum Oberleutnant befördert wurde. Die freudige Nachricht haben wir sogleich in kleinem Kreise nach türkischem Brauch mit Sekt begossen, natürlich mit deutschem, wobei ich bemerke, daß Bier und Sekt seit Beginn der neuen Ära auch dem rechtgläubigen Mohammedaner als erlaubt gelten, wenn auch andere Alkoholika verboten bleiben.

Nach Beendigung meines Vortrags über „die Weltanschauung des Islam" lud mich Prinz Medjid aufs neue in sein Haus. Diesmal wurde ich aber nicht mehr im Selamlik, sondern im Palais selbst empfangen. Während es im Se lamlik nur Kaffee und Zigaretten gab, wurden im Palais Erfrischungen und Zigarren angeboten. Zu meiner großen Überraschung trat ich zunächst in einen fürstlich eingerichteten Raum, der nicht ein Prunksaal war, sondern eine Bibliothek enthielt, wie sie nur erlesener Geschmack und geübter Sinn für Wertvolles zusammenzustellen vermag. Meine Erfahrung hat mich immer gelehrt, daß sich die Bibliothek eines Mannes, der es sich leisten kann, die Auswahl der Bücher, unbeschadet seiner Mittel, nach Gutdünken zu treffen, das geistige Konterfei darzustellen pflegt. Ich erbat und erhielt daher die Erlaubnis, mich in der Bibliothek nach Herzenswunsch umzutun. Zu meiner Freude stellte ich vortreffliche Ausgaben unserer Klassiker: Goethe, Lessing, Schiller fest. Noch mehr beeindruckte mich der Umstand, daß die Klassiker nicht bloß angelesen, sondern offenbar durchgearbeitet waren. Von deutschen Büchern fielen mir noch auf die Memoiren des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe, Sterns Geschichte Europas, A. Müllers „Der Islam in Abend- und Morgenland", viele deutsche Zeitschriften. Von Philosophen fielen mir die Werke von Ludwig Büchner und Herbert Spencer auf. Die französischen Enzyklopädisten waren, einschließlich der großen Enzyklopädie von Diderot, in vollzähligen Prachtausgaben vertreten. Nicht um sonst gilt der Prinz als philosophischer Kopf; das Exemplar des Darwinschen Buches war geradezu zerlesen. Der Prinz äußerte mit feinem Scherz, daß er Übersetzungen, wo irgend es angeht, gerne vermeidet, denn zwischen Original und Übersetzung schiebe sich in der Regel eine Valutadifferenz ein, wie sie ja heute unter Münzarten gang und gäbe sei.

Von den Bildern seiner reichen Kunst zeigte er mir das jüngste, das seinen Sohn Omar Faruk darstellt, der jetzt in Zehlendorf als Kadett ausgebildet wird. Der junge Prinz hat sich bereits an den Dardanellen die kriegerischen Sporen verdient. Soweit meine Kenntnisse reichen, konnte ich ein bedeutendes malerisches Talent feststellen. Der Prinz hat übrigens auf dem letzten Salon von Paris ein Bild ausgestellt, auf dem dargestellt ist, wie ein Geschichtslehrer zwei Kindern Unter-

richt erteilt. Der Lehrer selbst stellt den Prinzen dar; eines der Kinder seinen Sohn. Das Bild hat, wie der Prinz erklärt, didaktischen Wert; es sollte seine Nachkommen lehren, daß man Geschichte nicht bloß zu studieren, sondern auch zu beherzigen habe.

Zum Schluß ging ich auf einige philosophische Gesichtspunkte ein, die ins Politische hinüberglitten. Wir hatten verabredet, daß der rein politische Teil unserer Unterhaltung unerörtert bleiben solle. Auf meine Frage, wie er sich den Werdegang der neuen Türkei vorstelle, antwortete Prinz Medjid: „Wie sich in der Natur alles leise und allmählich entwickelt, so auch in der Geschichte. Iede Reform will ihre Zeit zum Ausleben haben. Sind doch Natur und Geschichte in gleicher Weise dem Gesetz eines gradlinigen Fortschritts unterworfen. Unsere Religion", so schloß der Prinz, „schont zwar die Persönlichkeit, weil sie ihrer Natur nach demokratisch ist; der Islam kennt keine Unterschiede im Volke selbst. Aber der übergreifende Gedanke unserer Weltanschauung ist der Blick auf das Ganze, und nicht auf die individuelle Wohlfahrt. Die Ententisten haben häßliche Motive als Ausgangspunkt des Weltkrieges: Neid, Haß oder Rache. Unsere Gruppe dagegen kämpft nur für das Recht seiner eigenen Eristenz und die Sicherung seiner künftigen Grenze. Wenn Gott, wie der Islam lehrt, gleich, bedeutend ist mit der Gerechtigkeit, dann muß der Herr der Heerscharen auf unserer Seite stehen, weil das bessere Recht und die höhere Moral unserer Gruppe eigen sind."

II.

Talaat Bey.

Unmittelbar vor meiner Abreise von Konstantinopel gewährte mir der Generalgewaltige des herrschenden jungtürkischen Triumvirats, der Minister des Innern, Talaat Bey eine einstündige Unterredung, die sich auf die inneren Verhältnisse der Türkei ebenso wie auf die allgemeine Weltlage bezog. Meine erste Frage galt der Tragödie des Thronfolgers, bei dessen Leichenfeier mir die würdige Haltung der Bevölkerung aufgefallen war, die ohne Aufwand von Polizisten eine mustergültige Ordnung hielt. Darauf antwortete Talaat: „Die Krankheit des Thronfolgers dauerte nahezu drei Iahre. Die Katastrophe kam nicht unerwartet. In den Augen des türkischen Volkes galt er längst als verlorener Mann. Für die gegenwärtige politische Lage ist der Wechsel in der Thronfolge völlig belanglos. Weder nach religiösem Recht noch nach der neuen Verfassung steht dem Thronfolger irgendwelcher Einfluß auf den Gang der Geschäfte zu. Einzig der Sultan hat die letzte Entscheidung über die Fragen der inneren und äußeren Politik."

Die Entlassung Goremykins, fragte ich, ist ein Vorgang von nicht geringer Tragweite. Innerhalb des Vierverbandes wird ein Opfer nach dem andern gebracht, was doch sicher als ein Zeichen innerer Schwäche anzusprechen ist?

„Über die Persönlichkeit seines Nachfolgers Stürmer," sagte Talaat, „steht
mir kein festes Urteil zu. Aber die Wirkung dieses Personenwechsels, auch wenn
er keinen Systemwechsel in sich birgt, ist nicht zu unterschätzen. Eine Schwächung
des reaktionären Regiments bedeutet es unter allen Umständen, sonst hätte man
im kritischen Augenblicke einen Mann vom Ansehen Goremykins nicht fallen
lassen . . ."
Während Talaat sprach, ereignete sich ein eigenartiger Zwischenfall. Ein
Araber von hohem Ansehen, Professor und Chefredakteur der „Union Mos-
lemique" von Damaskus, trat auf leisen Sohlen ein, verneigte sich vor Talaat
bis auf die Erde und wollte den Saum seines Kleides küssen, indem er ihn auf
Französisch als Retter des Vaterlandes begrüßte. In gewinnender Herzlichkeit
lehnte Talaat jede Lobesäußerung ebenso wie den beabsichtigten Handkuß ab
und bot uns beiden Zigaretten an, die der Araber, als Nichtraucher, in die Tasche
steckte, um sie als Andenken an diese Stunde zu bewahren. Mir gegenüber be-
merkte der Araber: „Wir Araber sind schon deshalb aufrichtige Freunde der
Deutschen, weil sie Gegner der Franzosen sind, die uns seit Iahrhunderten bis
aufs Blut ausgesogen haben" Worauf Talaat Bey in Umwandlung des fran-
zösischen Sprichwortes lächelnd sagte: „!>«» euueuiis äe .uos ami» nont.
nc>8 ennkmi»." Mit großem Redeeifer suchte der Araber darzutun, daß Frank,
reich schwer geschädigt, wenn nicht politisch „eunuchisiert" aus diesem Kriege
hervorgehen werde. Talaat erledigte inzwischen drei Telephongespräche, gab
den eintretenden vortragenden Räten unzählige Unterschriften und benahm sich
etwa wie ein großer Schachmeister, der gleichzeitig ein Dutzend Partien mitspielt.
Als die Reihe wieder an mich kam, streifte ich die Fragen der inneren Re-
formen in der Türkei. Ich knüpfte an den Beschluß der parlamentarischen
Kommission an, die dem Parlament neuerdings einstimmig eine Zollauto-
nomie empfohlen hat.
„Bisher waren wir durch die Kapitulationen gebunden; die junge Türkei
hat mit diesem Fremdenjoch gründlich aufgeräumt. Wir werden aufatmen, wenn
wir erst unseren eigenen Zolltarif haben. In einem Monat etwa wird das neue
Gesetz vom Parlament genehmigt sein, so daß es voraussichtlich schon im August
Gesetzeskraft erlangen wird."
„Die Mitteleuropäische Wirtschaftsvereinigung hat
am 17. Ianuar in Dresden beschlossen, die Türkei und Bulgarien zur Bildung
paralleler Organisationen einzuladen. Wie stellen sich Euere Erzellenz zu der-
artigen Komitees, die zum Zwecke haben, schon während des Krieges gemein-
same Vereinbarungen zollpolitischer Natur zu treffen, um dann beim Friedens-
schluß als geschlossene wirtschaftliche Gruppe der gegnerischen gegenübertreten
zu können?"
„Sobald unser Tarif unter Dach und Fach ist, steht der akademischen Er-

örterung dieser Frage unter Bildung eines Komitees, wie es in Berlin, Wien und Budapest seit einem Iahrzehnt schon arbeitet, nichts im Wege."

„Das Losungswort Zentraleuropas heißt: Durchhalten! Ist die neue Türkei genau so auf diese Parole eingestellt, wie seine westlichen Verbündeten?"

„Unzweifelhaft! Dem Bloci zu Wasser, den der Vierverband gegen uns gerichtet hat, setzen wir zielbewußt einen Block zu Lande entgegen. Da wir uns gegenseitig aushelfen, können unsere Gegner uns nie und nimmer aushungern. Wir haben die gleiche Zuversicht auf den endgültigen Sieg unserer gerechten Sache, wie alle unsere Bundesgenossen. Wie Graf Tisza sehe auch ich ein Hauptziel des Weltkrieges in einer zusammenhängenden, undurchbrechlichen Linie von der Nordsee bis Mesopotamien!"

Zum Schlusse folgte noch die Frage über die mutmaßliche Haltung der neutralen Mächte, gegenüber der unerträglichen englischen Doppel, b l o ck a d e.

„Die Bezeichnung Doppelblockade ist sehr zutreffend," sagte Talaat, „tatsächlich zeigt die englische Blockade ein doppeltes Antlitz. Das eine ist der Absicht nach gegen uns gerichtet, das andere der Wirkung nach gegen alle seefahrenden neutralen Mächte. Amerika insbesondere kann sich das angemaßte Weltwassermonopol Englands auf die Dauer unmöglich gefallen lassen. Die Natur der Dinge bringt es mit sich, daß sich Amerika eines Tages in irgendeiner Form auf unsere Seite wird schlagen müssen, weil seine Lebensinteressen zur See mit den unsrigen zusammenfallen. Dieser Krieg darf nicht zu Ende gehen, bevor bestimmte Sicherheit geschaffen wird gegen einen zweiten Versuch Englands, der ganzen Welt seinen Machtwillen in Form einer Doppelblockade aufzunötigen. Das freie Meer ist der tiefste Sinn des ganzen Weltkrieges!"

III.

Halil Bey.

Während die meisten Mitglieder des jungtürkischen Komitees medizinische oder naturwissenschaftliche Studien getrieben haben, ist der türkische Minister des Äußern Halil Bey innerhalb der türkischen Regierung der einzige westlich geschulte Iurist. Da die Funktionen des Auswärtigen Amtes in der neuen Regierung von denen des Großvesirats völlig abgetrennt sind, so fällt Halil Bey nicht bloß die politische Führung, sondern auch die innere Ausgestaltung der jungtürkischen Verfassung und Gesetzgebung zu.

Als ich mein letztes Gespräch mit Halil Bey hatte, stand im Vordergrund des Interesses die Verleihung des Marschallstabes an den Sultan durch den Deutschen Kaiser. „Was uns Türken," sagte mir Halil Bey, „besonders wchl getan hat, war der warmherzige Ton, den der Kaiser in seiner Kundgebung

gegenüber dem Sultan angeschlagen hat. Das war nichts Konventionelles, son-
dern rein Menschliches. Wie Sie aus unseren Blättern ersehen, ist besonders
die Armee in der Person des Sultans dermaßen geehrt, daß unser Bundesver-
hältnis dadurch nur noch tiefer verwurzelt ist, als es vordem schon der Fall
war."
„Haben Erzellenz den Eindruck, daß diese Gefühle sich wesentlich nur auf
Armee und Marine beschränken, weil sie Schulter an Schulter mit unseren Trup-
pen gekämpft haben, oder ist die türkische Nation als solche von diesen Ge-
fühlen erfaßt?"
„Ein Vierteljahrhundert erprobter und treu bewährter Freundschaft ist nach
und nach in alle Poren der ganzen türkischen Nation eingedrungen. In der
letzten Kundgebung des Kaisers sehen alle Türken und weiterhin alle Moslems
nur die Krönung jener innigen Beziehungen, die bereits Friedrich der Große mit
der Türkei angeknüpft hat, und die durch die Briefe Moltkes in Deutschland
weitere Kreise ergriffen hat. Im Feldmarschallstab erblicken wir Türken
,,1'emdlsiu« sudlim«" unserer mehr als hundertjährigen Freundschaft."
„Neben der politischen kommt für die Zukunft die wirtschaftliche Seite des
Bündnisses wesentlich in Frage. Die Überführung des theokrati-
schen Charakters der Türkei in einen Nationalstaat kann nicht von
heute auf morgen geschehen. Soll sich der Gottesstaat in einen Rechtsstaat ver-
wandeln, so bedarf es einschneidender innerer Reformen, insbesondere der Ge-
setzgebung. Sollen deutsche Kapitalien in umfänglichem Maße durch tausend
Kanäle nach der Türkei strömen, so ist vor allen Dingen Rechtssicherheit er-
forderlich, ohne die das Kapital sich nicht anzusiedeln vermag. Da die Kapitu-
lationen aufgehoben sind und die Türkei sonn't ihre wirtschaftliche Oberhoheit
wiedererlangt hat, so scheint es mir geboten, auf ein bürgerliches Gesetzbuch
hinzuarbeiten, damit jene Rechtssicherheit gewährleistet wird, die in den west-
lichen Staaten sich allüberall durchgesetzt hat. Ich verstehe sehr wohl, daß man
nicht über Nacht ein bürgerliches Gesetzbuch schaffen kann, ohne die religiösen
Überlieferungen zu verletzen. Geben nun Koran, Hadith, Sunet und Scherija
(die religiösen und Rechtsquellen des Islam) die Mittel an die Hand, nm
die Verbürgerlichung des Rechts aus den religiösen Gesetzbüchern selbst zu recht-
fertigen?"
„Die Verweltlichung des bürgerlichen Rechts ist unsere dringendste und
naheliegendste Aufgabe. Es ist eine durchaus falsche Ansicht, daß wir durch die
theokratische Struktur unseres Staates gehindert sind, ein bürgerliches Gesetzbuch
herauszuarbeiten, wie es in den westlichen Staaten seit mehr als einem Iahr-
hundert besteht. Denn das Koran-Wort ist nicht so unbeweglich, wie etwa die
Steine und Mauern der Hagia Sophia. Gewisse Koranstellen weisen bereits die
Richtung auf eine Verweltlichung des bürgerlichen Rechts an. Das Koran-
Wort (Scherija) faßt doch nur bestehende Gebräuche oder Sitten zusammen.
N

Sobald neue Vorbedingungen entstehen, die im Koran nicht vorgesehen sind, und damit die Verhältnisse sich ändern, so gestattet der Koran auch eine neue Rechtsform, die diesen Verhältnissen Rechnung trägt. Denn der Grundgedanke des Koran-Wortes läßt sich dahin zusammenfassen, daß staatliche Notwendigkeiten höherzustellen sind, als individuelle Augenblicksbedürfnisse. Das Koran-Wort gilt rechtlich nur rückwärts für damals bestehende Zustände, aber nicht vorwärts für kommende Gestaltungen, die damals nicht vorausgesehen werden konnten."

„Gibt es bestimmte Voraussetzungen, unter denen eine Unterordnung unter höhere Staatsnotwendigkeiten durch Aufhebung bestehender Verfügungen, selbst nach dem Koran, gerechtfertigt erscheinen?"

„Durchaus. Der Koran selbst enthält bereits bestimmte Anweisungen über derartige Bedingungen. Ia, er sieht geradezu eine Verbürgerlichung des Rechts vor. Alle großen Imane des Islams haben den Koran von jeher so ausgedeutet, daß dessen Vorschriften zeitlich begrenzte sind."

„Welche Normen sind für derartige Veränderungen maßgebend?"

„Eine Scherija besagt ausdrücklich, daß die Interessen der Allgemeinheit (der Religion sowohl, wie des Staates) denen der Persönlichkeit immer und überall übergeordnet sind. Nach den Vorschriften der Scherija hat selbst der Padischah kein Recht, seine eigenen Interessen höherzustellen, als die allgemeinen."

„Sind auch Einzelfälle aufzuzählen, in denen das Vorhandensein eines allgemeinen Interesses deutlich umschrieben ist?"

„Sobald der nationale Wille eine bestimmte Forderung im Interesse der Staatsoberhoheit erhebt und eben damit rechtfertigt, so ist die Einführung einer solchen Gesetzgebung selbst nach den Vorschriften des Koran zulässig. Die demokratischen Reformen, die wir anstreben, und die wir durch Verbürgerlichung des Rechts bis zu Ende führen wollen, berühren nach meiner festen Überzeugung die Grundbegriffe unseres Glaubens in keiner Weise. Der nationale Wille nämlich ist im Parlament niedergelegt. Wenn also die heutige Regierung die Beschlüsse des Parlaments durchführt und in Wirklichkeit umsetzt, so gehorcht sie nur den Schlußfolgerungen, die sich aus dem Koran selbst ergeben."

„Es ist mir durchaus verständlich, daß die herrschende jungtürkische Regierung sich von den Glaubenssätzen des Koran nicht radikal entfernen will, weil sich jeder gewaltsame Eingriff in die religiöse Entwicklung eines Volkstums später bitter rächt. Wenn also ein bürgerliches Gesetzbuch als Komplement der Aufhebung der Kapitulationen vom nationalen Interesse gefordert wird, so scheint es mir geboten, daß dieser nationale Wille nach den Grundsätzen der Religion auch zureichend motiviert wird. Welches ausschlaggebende Motiv können Euer Erzellenz für die Inangriffnahme einer so grundlegenden Reform geltend machen?"

„Für die Entwicklung unserer wirtschaftlichen Beziehungen zu den anderen Staaten, insbesondere zu der uns verbündeten Gruppe, ist es eine Lebensfrage,

daß die Türkei ein bürgerliches Gesetzbuch erhält, weil dieses allein für die bei uns zu investierenden Kapitalien die erforderliche Rechtssicherheit gewährt. Die Regierung hat bereits das Strafrecht und das Handelsrecht nach europäischem Muster reformiert. Das ist ein schlagender Beweis dafür, daß der Islam nicht an unabänderliche Vorschriften gebunden ist. Erst die Schaffung eines bürgerlichen Gesetzbuchs wird die schöpferische Arbeit der jungtürkischen Partei zu vollendetem Abschluß bringen. Wir müssen ein Rechtsstaat werden, wie die anderen europäischen Staaten es im Friedenszustande schon sind. Rücksichtlich unseres Glaubens sind wir ungebunden, und wir schöpfen aus unseren Religionsquellen das Recht, unsere Gesetze so auszubauen, wie die heutigen Bedürfnisse eines modernen Staates sie gebieterisch fordern."

IV.

Der Scheich ul Islam.

Das kirchliche Oberhaupt des ganzen Islam, der Scheich ul Islam Hariri Effendi, hat mich in nahezu einstündiger Audienz empfangen. Er ist eine imposante Erscheinung, ein angehender Fünfziger mit ungewöhnlich klugen, durchdringenden Augen. Von Hause aus Richter und Präsident des Obersten Gerichtshofes Syriens, arbeitete er mit dem jungtürkischen Komitee an der Vorbereitung der Verfassung und gehörte nach dem Sturze Abdul Hamids als Deputierter dem engsten Kreise des Komitees an. Er wurde zum Wakufminister, zum Verwalter der kirchlichen Güter, ernannt und nach dem Sturze des Großwesirs Kiamil Pascha vom Sultan zum Scheich ul Islam erhoben. Dem Range nach dem Großwesir untergeordnet, ist er in religiösen Dingen dem Großwesir übergeordnet.

„Die deutsche Wissenschaft," begann ich, „hat den Islam zu einer Zelt gründlich erforscht, als von politischem Interesse gar keine Rede sein konnte. Die Grundlehre des Islam, daß die Welt ohne Gott nicht begriffen werden kann, wird auch vom deutschen Idealismus geteilt."

„Wir haben uns," erwiderte der Scheich ul Islam, „immer lebhaft für die deutsche Forschung interessiert, was uns die Franzosen und Engländer nicht wenig verdacht haben. Aber wir haben ihren versteckten Vorhaltungen und offenen Vorwürfen kein Gehör geschenkt. In jüngster Zeit setzten wir eine Kommission ein, um die Forschungen auf allen Gebieten der Islam kunde zusammenzufassen. Das Ergebnis dieser Untersuchungen wird alsbald in einem Sammelbande veröffentlicht werden."

„Wenn Eure Heiligkeit Arbeiten von Spezialisten auf diesem Gebiete in Deutschland und Österreich-Ungarn, wie Goldziher (Budapest) und Horten (Bonn) heranziehen wollen, so bin ich sicher, daß alle diese Forscher gern

beitragen werden, um das Sammelwerk durch ihre Ergebnisse ihrer Studien zu fördern."
„Ich bin außerordentlich dankbar für den Vorschlag und werde Ihre Anregung der von mir eingesetzten Kommission weitergeben, um die Ergebnisse auch dieser Forschung heranzuziehen."
Das Gespräch nahm alsbald eine polirische Färbung an. Meiner Kennzeichnung der Engländer als Nutzenvolk, der Deutschen als Pflichtenvolk stimmte der Scheich ul Islam zu. „Unsere Weltanschauung," sagte er, „zieht uns schon darum zu den Deutschen hin, weil sie gleich uns Gottergebenheit und Pflichterfüllung als höchste Menschenwerte anerkennen."
„Haben Eure Heiligkeit die Empfindung, daß unsere Gruppe vom Gott der Geschichte begünstigt wird?"
„Unzweifelhaft. Das Wesen Gottes erfordert, daß er nur auf der Seite der besseren Sache und vollendeten Gerechtigkeit steht. Wir kämpfen um unsere Eristenz, die anderen aus eigensüchtigen Motiven. Wir haben in demselben Iahre die Kapitulationen aufgehoben und damit die volle Selbständigkeit des türkischen Staates wiedererlangt, in dem England die Grundsäulen seiner staatlichen Daseinsform erschüttert hat. England hat jüngst die Hadeas eorrm»-Akte, seinen höchsten Stolz, preisgegeben. Das wiegt eine verlorene Schlacht auf. In dieser moralischen und politischen Niederlage unseres gemeinsamen Feindes, die sich im Zusammentreffen beider Vorgänge äußert, zeigt sich deutlich die Gerechtigkeit Gottes."
„Glauben Eure Heiligkeit," bemerkte ich zum Schlusse, „daß nach der amtlichen Kriegserklärung Italiens, der von Ihnen unterzeichnete Dschihad (der Heilige Krieg) in volle Wirksamkeit getreten ist, weil die Ausnahme fürLibyen fortfiel?"
„Der Dschihad wird jetzt erst volle Früchte tragen. Er ist unsere wichtigste Waffe, um die gesamte islamitische Welt an unsere Fahnen zu fesseln. Er wirkt langsam, aber um so intensiver. Da unser gemeinsamer Krieg gerecht ist, so muß jener Eingott, zu dem wir alle beten, wenn auch in verschiedenen Sprachen und Kulten, unserer Gruppe einen ehrenvollen Sieg bescheiden und dauernden Frieden sichern."

Julius v. Wlassics,
gew. k. ung. Minister, erster Präsident des k. ung. obersten Verwaltungsgerichtshofs:
Deutschland und Ungarn.

Seit tausend Iahren lebt die ungarische Nation in Europa ein staatliches Leben. In jener geographischen Lage und inmitten von ethnischen Verhältnissen, unter welchen andere mächtige Völker nicht vermochten einen Staat zu bilden, hat Ungarn seine nationale und staatliche Eristenz behauptet. Es hat sich in die westliche Kultur eingefügt, weil es ein mitzählender Faktor auch in der Arbeit um die großen Menschlichkeitsinteressen sein wollte. Es ist es auch geworden — denn es hatte unabsprechbaren Anteil an jenem großen Kampfe, welcher den Schutz der europäischen Zivilisation im Orient bedeutet. Ungarn wachte stets eifersüchtig über seine nationale Individualität und über die Freiheit seiner mit der englischen Verfassung gleichaltrigen Konstitution. Mit zäher Ausdauer kämpfte es gegen seine Außenfeinde und nahm mit Todesverachtung den Kampf auf gegen jedes unterdrückende Bestreben, welches auf die Beraubung seiner Freiheit, seiner nationalen Selbständigkeit hinzielte. Eine solche Nation besitzt bereits seine geschichtliche Kraftprobe und versteht die berechtigten Lebensinteressen jeder lebensfähigen Nation zu ehren. Uns Ungarn leitet auch in dem jetzt tobenden Weltenkampfe kein anderes Ziel als jenes, die von den Feinden angegriffene selbständige nationale und staatliche Eristenz zu schützen. Wir wollen uns nicht ausbreiten. Wir wollen auf unserem Boden leben und wollen unser geistiges, wirtschaftliches und politisches Leben auf eine je höhere Stufe der Kultur heben — um geachtete und anerkannte Mitglieder der für die Ziele der Menschheit kämpfenden Kulturwelt zu sein. Deshalb überlassen wir uns auch jetzt in den Tagen des zwischen den Völkern ausgebrochenen glühenden Hasses nicht der verblendenden Leidenschaft des Hasses. Wir glauben auch jetzt an die sich gegenseitig verstehende Berufung der Ratio -
n e n. Es kann nicht die Aufgabe der Menschheit sein, ihre Energie in glühendem Hasse aufzuzehren — und sind daher jene harten Laute, welche von der Aushungerung von Nationen, von deren wirtschaftlicher Boykottierung, von Bestrebungen, die auf die Isolierungen von Kulturvölkern innerhalb der Weltwirtschaft auch nach der Beendigung des Krieges hinzielen, unserer Ansicht nach Fieberphantasien des Kriegsparonsmus. Die Fieber des Parorismus vergehen, und die gegenseitige Verständigung der Völker entsteht in der gesunden Luft der großen, gemeinsamen Arbeit der Menschheit zu neuem Leben. Stärker als jeder Haß sind die Gesetze der im Dienste der gemeinsamen Interessen der Menschheit stehenden Kulturarbeit. Nicht eine große europäische

Nation wild sich dessen schämen, was es in den Fieberträumen des Hasses sprach und was es tat.
Es wird eine der unangenehmsten Erinnerungen sowohl in England, als in Frankreich jener jetzt so häufig auftretende Spruch sein, daß Deutschland, die Welt der Goethe, Schiller, Kant, Humboldt's, Leibnitz, die fruchtbare und die Kultur der gesamten Menschheit befruchtenden Welt der geistigen und realen Wissenschaften ein Barbarentum sei, welches niederzuringen ist.
Wenn wir die Kriegsziele der jetzt kämpfenden Völker gegenüberstellen, können wir mit Recht fragen, ob denn das Ziel, daß Deutschland mit der vollsten Energie gegen den zusammenfassenden Angriff der größten Staaten — sein Reichs- und Völkerleben verteidige, ein barbarisches ist.
Weder Deutschland noch Österreich-Ungarn tun etwas anderes. Sie wollen sich gegen die sie gerichteten, seit langem schlau geplanten Angriffe in der Weise verteidigen, daß sie ähnlichen Verbrechen nicht wieder zum Opfer fallen. Ist das ein barbarisches Ziel? Ist hingegen kein barbarisches, sondern ein erhabenes und edles Ziel dasjenige, welches England hegt — Deutschland derart zu erdrücken und jeden Staat der Welt in der Weise zu schwächen, daß seine jedes Recht mit Füßen tretende Alleinherrschaft zur See ein „noli m« taubere" bleibe?
Und ist ein erhabenes Ziel dasjenige, welches das von panslawistischen Ideen durchdrungene Rußland dazu treibt, Ungarn in Stücke zu reißen, den Balkan zu unterjochen, Konstantinopel zu erobern und die ganze Welt mit der dunklen Politik des die Volksfreiheiten erdrückenden Zarismus bekanntzumachen?
Nein — wir Ungarn, die wir über unsere Freiheit, unser nationales und staatliches Leben eifersüchtig wachen, wir kennen Deutschland anders.
Deutschland ist der echte Fahnenträger der Kultur. Aber wir sind nur darum, well wir jetzt zu einem Kampfe auf Leben und Tod gezwungen sind, nicht so »erblendet, die englische, französische oder italienische Kultur zu verleugnen. Ja, wir kennen jedes gebildete Volk von Europa derart ganz anders, daß wir die Ausbrüche der Leidenschaft und des verblendenden Hasses nicht für den Ausdruck der gesunden, abgeklärten Urteilskraft halten.
Wir halten an den großen Werten der westlichen Kultur mit starkem Glauben fest.
Wir fühlten uns hier auf dem Boden, auf welchem unsere Ahnen das Vaterland gegründet, gegen Westen gezogen.
Wir wurden Christen und strebten mit dem christlichen Glauben die christliche Kultur an. Auch die Gemahlin unseres ersten Königs, des heiligen Stefan, war eine deutsche Prinzessin, und auch die christlichen Glaubensbekehrer waren Deutsche. Ungarn war Iahrhunderte hindurch ein wahrer Schutzwall für die gesamte westliche Zivilisation. Ich erinnere bloß an die Einbrüche der Tartaren

und an die alten türkischen Eroberungskriege. Ungarn wurde eine außergewöhnliche welthistorische Aufgabe zuteil. Es schlug einen Keil in den großen slawischen Strom. So viel starke Völkerrassen sich bis dahin auf dem Gebiete Ungarns auch niederließen, wie die Skythen, die Hunnen, Avaren, Tartaren, Sarmaten usw., ob sie nun siegten oder besiegt wurden, sie wurden alle zu Slawen. Es zeugt von einer gewaltigen Volkskraft, daß dieser die anderen Völker treffende Prozeß die ungarische Rasse nicht berührte. Iedenfalls liegt eine Ursache hierfür in dem zähen Rassegefühl, die andere Ursache aber ist darin zu suchen, daß das Ungarrum sich mit der ganzen Kraft seines Volkscharakters der westlichen Zivilisation anschloß.

Ich verstehe hierunter nicht nur die Annahme des Christentums. Dies war jedenfalls ein unentbehrliches Erfordernis unseres Bestandes, — aber bei weitem nicht das ausschließliche. Zu demselben gesellte sich als beinahe gleichwertiger Faktor der Umstand, daß wir dem germanischen Elemente, welches der Mittelpunkt der damaligen kulturellen Strömung war, nicht im Wege standen. Wir schritten in der Richtung der germanischen Kulturströmung vorwärts und behinderten nicht den germanischen politischen Fortschritt. Wir bildeten ein selbständiges christliches Königreich, wurden aber nicht zu Vasallen des römischen Kaisers. Mit dem Westen kamen wir nur dann in Konflikt, wenn unsere nationale und staatliche Selbständigkeit auch von dort bedroht wurde. Deutschenhaß aber kannten die Ungarn niemals. Diesbezüglich hat oft jener Umstand das Ausland und vielleicht auch heute im Weltkriege die Feinde Deutschlands irregeführt, daß in jenen Zeiten, als in Österreich die deutschen Zentralisten Ungarn germanisieren wollten dasselbe mit unerschütterlicher Ausdauer gegen die bedrückenden Bestrebungen der österreichischen deutschen Bureaukratie kämpfte. Dies bedeutete nicht aber auch Deutschenhaß. Nur den Kampf gegen den damaligen österreichischen Zentralismus. Ia, so wenig hatte dies jene Bedeutung, daß, als — es ist ja allbekannt — auf die absolutistische Ära die Ära des Verstehens zwischen der Nation und ihrem Könige folgte und die dualistische Verfassung zustande kam, die damaligen leitenden ungarischen Staatsmänner, wie Deük, Andrilssy, sich das Ziel steckten, wonach in Österreich bei Respektierung der Autonomie der übrigen Völker die Leitung den österreichischen Deutschen gesichert bleibe, Ungarn hingegen als ein politischer ungarischer Nationalstaat seinen Beruf erfülle. Daß die österreichischen Deutschen nicht imstande waren, den ihnen zugewiesenen Beruf zu erfüllen, daran waren nicht die Ungarn schuld. Ia, als das auf föderativer Grundlage aufzubauende slawische Österreich die dualistische Verfassung am meisten gefährdete, fiel die Aufgabe, diesen Versuch zu vereiteln, einem ungarischen Staatsmanne zu. Graf Iulius Andrässn machte die Verwirklichung der Hohenwerth'schen Pläne unmöglich. Nach Königgrätz wurde es wieder zur Aufgabe eines Ungarn, die gegen Deutschland gehegten Revanchebestrebungen durch

Unmöglichmachung der Beust'schen Politik zu vereiteln. Es sind jene Kämpfe bekannt, welche Graf Iulius Andrässy gelegentlich des 18?0er Deutsch-Französischen Krieges im Interesse der Stellungnahme Österreich-Ungarns zur Neutralität zu bestehen hatte. In Österreich schmerzte noch die Wunde, die Königgrätz geschlagen, aber die Weisheit unseres Herrschers half der klug bedachten, auf die deutsch-österreichisch-ungarischen gemeinsamen Interessen gegründeten Realpolitik zum Siege. Und so war es auch Andrässy, der wahrlich als ein würdiger Arbeitsgenosse mit Bismarck, der großen Gestalt der Weltgeschichte, zusammen an dem großen Werk der Errichtung des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses arbeitete. Seit dieser Zeit halten in Ungarn die leitenden Politiker und die große öffentliche Meinung unerschütterlich zum deutschen Bündnis. Dies verkündete jeder ungarische Ministerpräsident, und niemals gab es in der Vergangenheit eine treuere Stütze des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses als Koloman von Tisza und heutzutage Graf Stefan Tisza, und der Sohn des Schöpfers des großen Bündniswerkes, Graf Iulius Andrüssy. Und in der Hitze des gegenseitigen Kampfes im großen Weltkrieg wurde die Freundschaft des durch gemeinsame Lebensinteressen geführten Verständnisses zu einer unzerreißlichen. Ungarn weiß, daß die sicherste Stütze seiner staatlichen Eristenz das Bündnis der Habsburg-Monarchie mit dem Deutschen Reiche ist. Im Deutschen Reiche weiß man jene große Kraft zu würdigen, welche für sie das ungestörte Einverständnis mit der Habsburg-Monarchie und in derselben mit Ungarn bedeutet. Ietzt sehen sie auch ein, was für ein Mißverständnis es war, als auch in der deutschen Presse öfters verkündet wurde, daß Ungarn seine deutschsprachigen Bürger tyrannisiere. Vor noch nicht langer Zeit schrieb Graf Stefan Tisza im Vorwort einer bedeutenden Flugschrift (Deutsch-Ungarische Beziehungen von Karl von Czerny):

„Wie lächerlich nehmen sich all die Phrasen über ungarische Tyrannei und Unterdrückung der Nationalitäten aus in diesen großen Tagen liebe- und vertrauensvoller gemeinsamer Anstrengungen! Es muß der Tag endlich kommen, an welchem die deutsche öffentliche Meinung aufhört, dasjenige Volk in dieser Weise zu beurteilen, in welchem zwei Millionen Delttsche als freie, befriedigte, treue, von allgemeiner Liebe und Achtung umgebene Bürger ihres Vaterlandes eine der bewährtesten Stützen des Staates bilden."

Ia, wir leben in Frieden mit unseren deutsch- und allen anderssprachigen Mitbürgern. Doch können wir nicht erlauben, daß die Bürger Ungarns irredentistische Bestrebungen pflegen, aber gibt es einen Staat, der dies duldet? In Ungarn lebt aber jede Nationalität in der vollsten Freiheit und Gleichberechtigung. Nur eines verlangen wir von jeder Nationalität, daß sie treu bleibe dem ungarischen Vaterland. Ia, es ist eine in der Volksseele haftende Eigenart der ungarischen Rasse, daß sie vielleicht zu nachsichtig war auch gegenüber

solchen unlauteren Umtrieben, welche das auf russischem Drahte gezerrte Serbien
gegen unsere nationale und staatliche Eristenz richtete. Die leitenden Staats-
männer Deutschlands aber ließen sich durch die die Tyrannei Ungarns verbreiten-
den böswilligen Zeitungslügen niemals irreführen, ja kein Geringerer als Bis,
marck selbst hat unsere in Ungarn lebenden deutschsprachigen Mitbürger geradezu
aufgefordert — stets treue Bürger des ungarischen Staates
zu bleiben. Es ist dies zwischen zwei verbündeten Staaten ein solches Er-
fordernis der politischen Anständigkeit, welches wir mit Recht auch von unseren
übrigen Bundesgenossen, z. B. von Italien, hätten fordern können. Von dort
aus aber wurde der Irredentismus direkt auch durch die Regierungskreise geför-
dert. In Zukunft, wenn wir mit Staaten Bündnisse schließen, die mit einem
Teile der ungarischen Staatsbürger derselben Nationalität angehören, werden
wir dasjenige mit Recht fordern, was seinerzeit Bismarck freiwillig tat. Bünd-
nisse mit Staaten, die sich für die günstige Gelegenheit begeistern, die Integrität
des Staates anzugreifen, müssen unbedingt zurückgewiesen werden. Die Bünd-
nisse der Kabinette haben heutzutage keinen Wert mehr. Das wirklich wert-
volle Bündnis ist jenes, welches ein inniges Bündnis der sich auf ernste poli-
tische Interessen stützenden Volksseelen bildet. Schon Friedrich List, den man
bekannterweise den Bismarck der volkswirtschaftlichen Wissenschaften nannte,
sagte in, einer seiner Schriften: „Nicht wohl kann es eine Verbindung geben,
von welcher man sich eine schönere Harmonie, reicheren Ehesegen, mehr materielle
und geistige Prosperität versprechen dürfte, wie die zwischen Deutschen und
Magyaren."
Österreich-Ungarn hält neben dem deutschen Volke nicht nur treu aus, son-
dern wir wollen das Bündnis, welches wir geschlossen, noch
voller, noch vollkommener gestalten. Wir sind uns bewußt, daß
unsere Kräftigung das Interesse Deutschlands und die Kräfti-
gung Deutschlands unser Interesse ist. Die so viel verlautbarte Be,
schützungsmethode kleiner Völker, wie dieselbe England befolgt, ist zurückschreckend.
England lebt nur im Gedankenkreis seiner Weltmacht. Das Interesse der
kleinen Nationen bildet für dasselbe nur insolange ein Interesse, bis es dasselbe
im Dienste seiner Weltmachtsinteressen sieht. Auch Deutsch-
land hat es nicht deshalb angegriffen, weil es „barbarisch" ist, und weil
es der preußische Militarismus schmerzt. Nein, nur deshalb haßt
es Deutschland, weil es durch dessen gewaltige Lebenskraft bereits sein Welt-
machtsmonopol gefährdet sah. Wo es sich um ein britisches Interesse handelt,
dort gibt es kein Recht, keine Freiheit, welche es respektieren würde. Auch dieser
Krieg zeigte, daß Schweden, Dänemark, Holland ihr wirtschaftliches
Selbstbestimmungsrecht vollkommen verloren haben. England ver-
kündet stets unter dem Titel bevormundender Fürsorge den Schut z der Schwachen.
Es verkündete ihn in Belgien, in Serbien, in Montenegro, in Griechenland. Gott

bewahre vor einem solchen Vormund — der die Interessen des Bevor«
mundeten in seine eigenenDienste stellt. England hat stets
dieses getan. Einst hat es auch Ungarn getäuscht. Auch jetzt erschienen in der
englischen Publizistik Aufforderungen, es möge Ungarn seinen Bundesgenossen
untreu werden, und der große Lohn werde nicht ausbleiben usw. Wir halten
aber fest daran, daß, jestärker das Deutsche Reich ist, um so siche-
rer ist unsere Monarchie und in unserer Monarchie die
Selbständigkeit des ungarischen Staates. Wir haben mit
Deutschland im Orient vollkommen identische Lebensinteressen. Es
besteht kein Zweifel darüber, daß Deutschland das Bündnis unserer Monarchie
hochschätzt, denn einerseits findet es keinen treueren Bundesgenossen
auf der Welt, und andererseits sichert nur dieses Bündnis Deutschland den
sicheren Festlandsweg nach Asien. Dieses Bündnis muß aber
vertieft werden.
Dieses Bündnis muH in kultureller, wirtschaftlicher Beziehung,
aber auch vom Verteidignngsstandpunkte aus ein innigeres werden.
Nach dem Kriege stehen wir vor so vielen und so schweren Aufgaben, daß wir
dieselben nur mit vereinter Kraft lösen können. „Zusammen kämpften wir," —
schrieb der jüngere Graf Iulius Andrässy in einem seiner Artikel — „zusammen
bluteten wir, und zusammen müssen wir auch die durch den Krieg geschlagenen
Wunden heilen." Wir lächeln über jenes, in England geprägte und für die
Schwachen bestimmte Flugwort, daß England im Interesse der Schwachen gegen
den deutschen Militarismus kämpfe. Nein — sehr geehrte Herren
dort auf jener schönen grünen Insel — Sie kämpfen nicht gegen den Militaris-
mus, sondern Sie kämpfen gegen deutsche Organisationskraft, gegen
deutsche Disziplin, gegen die männlichen Tugenden deutscher
Pflichterfüllung. Sie kämpfen unter dem Schlagwort des Militaris-
mus mit Gefühlen des Neides und Hasses gegen die großen Eigenschaf-
ten jenes Volkes, welches die Wissenschaft auf dem Gebiete
der Industrie und des Handels mit einem den Ihrigen weit übertreffen-
den Erfolg derart zur Geltung zu bringen wußte, daß es Sie bereits aus
Ihren eigenen Kolonien herauszudrängen begonnen hat. Nicht der Militaris-
mus, sondern das Wissen und dasKönnen ist derDorn in Ihrem
Auge.
Wir finden weder in der Vergangenheit, noch in den Bestrebungen Deutsch-
lands jenes zu verdammende weltherrschaftliche Streben, welches durch Unter-
jochung und Ausnützung anderer Saaten sich solche Eroberungsziele steckt, wie
es England und Frankreich in der Vergangenheit befolgt haben, und England
und Rußland auch im jetzigen Weltkriege befolgen.
Deutschland fordert nur seinen ihm zukommenden Platz in der Leitung
der Weltpolitik, und dies bedeutet ganz etwas anderes, als das monopolisierende

Machtbestrebungen einer Nation, welches auf die Unterjochung der ganzen Welt
gerichtet ist. Dies will aber England zur See und Rußland zu
Lande. Der Sieg Englands würde den wildesten Egoismus, der Sieg
Rußlands aber tatsächlich den größten Schlag für die Freiheit der Völker
bedeuten. Hingegen würde unser Sieg zusammen mit Deutschland den Sieg
der Prinzipien von „Gott, Vaterland, Arbeit, Ehre, Wohltätigkeit, Familie,
Pflicht" — also den Sieg jener Prinzipien bedeuten, welche die Menschheit ver-
ehrungswürdig machen.
Professor Dr. Martin Hartmann-.
Halide Hanum.
Bewundernswert ist die Energie, mit welcher in der erwachenden Türkei
an die Neugestaltung gegangen wird. Es ist überall ein frisches, freudiges
Arbeiten, das sich bestimmte Ziele setzt. Den Reformern auf dem Papier folg-
ten die Reformer der Tat. Sie hatten schwere Arbeit: mit dem Umschwunge
vom 10./23. Iuli 1908 konnte nicht sogleich eine völlig neue Zeit einsetzen, in
welcher ein aufrichtiges Zusammenarbeiten der Regierenden mit den Regierten
die Schäden des alten Regiments beseitigte. Die Partei, die damals die Macht
errang und sie, mit kurzen Unterbrechungen, bis heute behalten hat, hatte bei
der Verfahrenheit der übernommenen Erbschaft und der Ungeschultheit des
Menschenmaterials, das zur Verfügung stand, eine fast übermenschliche Arbeit
zu leisten. Fast alle, die »n der Spitze waren, schwebten beständig in Lebens-
gefahr. Dadurch erklärt sich manches in dieser sturmbewegten Zeit, die für das
innere Leben der Türkei 1908 begann. Ein Krieg, in dem das Reich den starken
Feinden beinahe erlag, verwickelte die Lage.
Der „Bund für Einheit und Fortschritt" hielt durch. Immer wieder gelang
es ihm, die feindlichen Mächte im Innern niederzuhalten. Im Anfange ging es
nicht ohne eine strenge Überwachung der Presse. Sie ist einer milderen Prans
gewichen. Es erscheinen beständig in Konstantinopel Druckwerke, die ohne Rück-
sicht auf die Gesamtrichtung des herrschenden Kreises in politischer und religiöser
Hinsicht ihre Ansichten über die Methoden der Neugestaltung, an deren Notwen-
digkeit niemand zweifelt, mit Freimut äußern.
Den Zustand, den man herbeisehnt, in die Zukunft projizieren, so daß der
Leser mit ihm als einer vollendeten Tatsache bekannt gemacht wird, ist ein
beliebtes Mittel der Parteipolitik. Ie näher der Zeitpunkt liegt, in den die

Erfüllung der gewünschten Neuformung verlegt wird, desto klarer ist die Absicht, durch diese Dichtung auf eine in bestimmter Richtung verlaufende Entwicklung hinzuwirken. Eng anschließend an die Gegenwart ist das Zukunftsbild, das HalideEdib (edäliäe e6id) in ihrem Roman IeniTuran „Neu-Turan" (Stambul, Tanin-Druckerei 1329 119131, 188 Seiten in klein Oktav)*) entwirft.

Zunächst ein Wort über diese ausgezeichnete Erzählerin, Denkerin und Dichterin. Ich gebe hier an erster Stelle wieder, was sich in dem Werke New SaliMilli1330 119141 über sie findet.

„Halide Edib ist geboren im Iahre 1299 118831 in Stambul, als Tochter des Edib Bej, Regie-Inspektors in Brusia. Der Vater widmete ihrer Erziehung große Sorgfalt; sie hatte englische Lehrerinnen, erhielt aber nationalen Unterricht; es gelang ihr, trotz der Bedrückungen des Hamidischen Regiments, das amerikanische Mädchen-Gymnasium in Skutari bis zur Abgangsprüfung durchzumachen; unter besonderen Lehrern trieb sie mathematische, philosophische und soziologische Studien. Der Name Halides war unter dem alten Regimente für die Welt der Presse gänzlich unbekannt; das kleine Buch, das sie unter dem Namen maäer, „Mutter", erscheinen ließ, gibt keine Vorstellung von der Rolle, die sie später in der osmanischen Literatur spielen sollte. Als mit der Erklärung der Konstitution die Zeitung „Tan in" zu erscheinen begann, zog der Name Halide Edib die Aufmerksamkeit der osmanischen Leser auf sich; unter den Herzen, die für Freiheit und Reform schlugen, ragte Halide durch Glaube und Mut hervor. Es ist ein Glück für die osmanische Literatur, daß die Politik lange Zeit Halide nicht in ihren Bannkreis zog. Sie trat in jene Welt als Künstlerin ein; die Erschütterungen, die die Verhältnisse und Begebenheiten in ihrem Geiste auslösten, wurden je und je ein Kunstwerk. Einerseits lebte sie ihr Leben, andererseits schuf sie Leben. Was sie in ihrem „Sein letztes Werk" den Künstler Feridun Hikmet sagen läßt, das traf bei ihr zu: Wie der Vogel singeu muß, wie der Baum, wenn der Frühling kommt, ausschlagen muß, wie die Blume sich öffnen muß, so war es auch für sie, so mußte auch sie mit' naturlicher Notwendigkeit die Weisen singen, die der Wind des Lebens der Leier ihres Geistes entlockte. Für Halide genügte ein geringer Anstoß von Empfindungen, um aus ihrem von Lebenssehnsucht erfüllten Geist und Herzen ein neues Lebenslied hervorquellen zu lassen; ein glühendes Temperament, ein auf den leisesten Druck mit tiefem und langgezogenem Echo reagierendes Empfinden, ein alle Wesen umarmendes, mitfühlendes Herz brachte, sobald es mit den tausenderlei Regungen des täglichen Lebens in Berührung kam, lebensvolle, echt menschliche Werke hervor; man kann in ihren Schriften grammatischen Kühn,

*)^Der Ronum ist von Friedrich Schinder verdeutscht worden und als Band 6 der Deutschen Orientbücherei bei Gustav Kiepenheuer in Weimar erschienen.

heiten begegnen, aber sie sind von Anfang bis zu Ende beseelt mit dem Reize
ihres Stils, sie sind das Leben selbst, sie sind Stücke von Geist und Leben, die
durch die Kunst ihres Genius vor unser Auge hingestellt sind, etiaräd uia'de<Uer
„Zerstörte Tempel" und rä'itiu aunesi „Ra'ifs Mama" können angesehen
werden als Stilversuche, in denen diese von Leben zitternde, empfindsame
Künstlerin sich selbst suchte; aber den entscheidenden Ausdruck ihres eigentlichen
künstlerischen Genius fand sie in dieuääii „Lustig"; man kann unbedenklich
sagen, daß etieuääu nicht bloß ein Meisterwerk der osmanischen Literatur ist,
sondern daß es auch seinen Platz in der Weltliteratur haben wird; trotz der
Ungereimtheiten und Ungeschicklichkeiten der französischen Übersetzung zog ekenclän
die Aufmerksamkeit der fränkischen Leser auf sich; eine deutsche und eine englische
Übersetzung sind in Vorbereitung. Man darf in eueuäZii nicht soziale oder
Lebensphilosophie suchen; das Werk ist einzig eine Liebesgeschichte, handelt nur
von Herz und Liebe; ein wie großes Talent erforderte es, um dieses ewige
Epos, das seit den ersten Augenblicken der Zivilisation von Tausenden von
Künstlern gesungen worden ist, mit so jungfräulichen Tönen und Momenten
wiederzuschaffen? Halide schien in Heni tuian „Neu-Turan" die Kunst dem
Denken, der Theorie zu opfern. In »on eseri „Sein letztes Werk" führte sie
uns wieder in das Allerheiligste der Kunst und ließ unseren Geist rein von
ästhetischen Erregungen durchzittern. Die Vollendung, die „Sein letztes Werk"
zeigt, läßt uns hoffen, daß diese große Autorin mit eueucl^n noch nicht ihr letztes
Wort gesprochen hat."

Diese Charakteristik, die nicht wie die meisten andern Biographien und Charak-
teristiken der Sammlung New Sali Milli mit dem Namen des Schreibers
gezeichnet ist, dürfte wohl aus den Kreisen der Zeitung „Tanin" stammen, mit
der die Dichterin in näheren Beziehungen steht. (Der „Tanin" brachte nicht selten
Gedichte von ihr, zuletzt in seiner Nummer 2538 vom 8. Ianuar 1916 „Die
Maske", eine Übersetzung.) Es fehlt leider ihr Bild, während andere Damen
(Nigar, Ihsan Ra'if, Bilkis) nicht Bedenken getragen haben, ihr Konterfei in
dem Sammelwerke abdrucken zu lassen, wie das ausnahmslos der Fall ist bei
den männlichen Biographierten. Auch darin ist bei ihr eine Ausnahme gemacht,
daß eine Probe aus ihrem Schaffen nicht gegeben ist. Dagegen findet sich das
Faksimile einer Niederschrift von ihrer Hand (S. 258), in einer nicht sehr leser-
lichen Schrift, datiert vom 28. Dezember 1329 s.10. Ianuar 1914): „Das
Leben gleicht einer Reise und ist sicherlich in der Minute zu Ende, wo man es
am wenigsten denkt; der Unterschied zwischen beiden ist: wenn die Reise zu
Ende ist, empfindet man Trauer, wenn das Leben zu Ende ist, hat man Ruhe."

Es sollen hier nur über den von dem ausgezeichneten Kenner des modernen
Osmanisch und scharfsichtigen Beobachter des türkischen Lebens Dr. Friedrich
Schrader übersetzten und im „Osmanischen Lloyd" gedruckten Roman Ien»
Turan einige Worte gesagt werden. Dieses Buch machte bei seinem Er-

scheinen (als Nr. 2 der Sammlung Tiirk-Iordu Kitableri, Stambul 1329 119131) ungeheures Aufsehen. Es gibt wohl keinen an den öffentlichen Dingen Anteil nehmenden Türken in Stambul, der das Buch nicht kennt. Die Partei, aus deren Geist es entstanden ist, kann kein besseres Mittel der Propaganda wählen als seine Verbreitung oder Abdruck von Stücken daraus. So wurde eine der wirksamsten Stellen des Buches, die Schilderung des Neu-Turan-Heimes in Erenköj (Seite 18—32), abgedruckt in „Altyn Amarghan", einer Sammlung nationalistischer Literaturstücke, die vom Türk Iordu herausgegeben ist (Band I, 2—16; der Abdruck ist nicht einwandfrei).
Dr. Schrader hatte bereits vor Erscheinen seiner Übersetzung auf die Bedeutung des „Neu-Turan" hingewiesen in einem Referat im „Osmanischen Lloyd" vom 7. Ianuar 1914. Er faßte dort die Tendenz des Werkes in sehr geschickter Weise in folgenden knappen, das Wesentliche sagenden Worten zu-sammen: „Das Neue Turan, das ist der Gral, dem die türkischen Idealisten nachgehen, das Ideal einer zum Bewußtsein erwachten Nationalität, die mit Entschiedenheit die Bahn des Fortschritts betritt, die unter Anknüpfung an das ureigentliche Wesen des türkischen Stammes die schlummernden Energien wieder zu erwecken sucht, die einst jene großen Dämonen der Zerstörung, einen Dschingis und Timur erzeugten. Nicht zerstören aber will der Neuturanier, sondern die-selben Energien, die früher die Welt in Blut und Feuer getaucht haben, in wohltätig schaffende Kräfte verwandeln, aus denen heraus die Nation neugeboren wird." Wenn hier von „Anknüpfung an das ureigene Wesen des türkischen Stammes" gesprochen wird, so ist das nur im Sinne der in diesen Kreisen herrschenden Vorstellungen zu verstehen. Dieselben Kreise würden Protest dagegen einlegen, daß von Dschingis und Timur als von „großen Dämonen der Zer-störung" gesprochen wird. Durch die ganze neuturanische Literatur geht die Vorstellung, daß gerade von diesen Heroen des Türkentums (auch der Mongole Dschingis wird für das Türkentum in Anspruch genommen) unendlicher Segen über die Welt geflossen ist, daß erst durch das von ihm ausstrahlende Licht die Welt wurde, was sie geworden, mit einer Fülle von Schönheit und Kulturwerten. Das spricht sich in zahlreichen Äußerungen der modernen Autoren und Dichter aus. Erfreulich ist, daß die Dichterin sich nicht in die sonst beliebten Schilde-rungen einer Vorzeit verliert, die in vollständigem Nebel liegt, und die die modernen Turanschwärmer nur aus älteren Werken der europäischen Orientalisten kennen. Nicht rückblickend, sondern in die Zukunft schauend ist die Erzählung Halides, und sie beschäftigt sich mit der Vergangenheit nur gelegentlich: das Kunsthandwerk, dem die neue türkische Gesellschaft besondere Aufmerksamkeit widmet, lehnt sich an Vorbilder an, die aus der Seldschukenzeit stammen. Es ist dabei ersichtlich gedacht an die Stücke des Kunstgewerbes aus Kleinasien, die sich im Islamischen Museum Stambuls befinden. Daß in diesen Stücken eine spezifisch türkische Kunst ihren Ausdruck findet, ist nicht sicher. Das ist aber

nicht wesentlich. Das Wesentliche ist, daß in diesen Stücken künstlerische Motive zum Ausdruck kommen, die seit Iahrhunderten den Türken in Kleinasien vor Augen gestanden haben, von denen allerdings vor den höchst dankenswerten Bemühungen des kenntnisreichen und kunstsinnigen Direktors der Osmanischen Museen, Halil Bey, die Effendis Konstantinopels kaum Kenntnis gehabt Haben. Es soll hier auch nicht untersucht werden, ob Beziehungen bestehen zwischen den älteren Stücken des Kunsthandwerks in Kleinasien und dem, was in Konstantinopel von kunstgewerblichen Arbeiten vor der bewußten Nachbildung durch die „Turanier" verfertigt worden ist (in der Hauptstadt herrschte eine so starke Stilmischung, daß engere Beziehungen kaum angenommen werden dürfen; es ist überhaupt fraglich, ob das Osmanentum, soweit es kunstgewerblich tätig war, sich an die Vorbilder aus der Seldschukenzeit in Kleinasien anschloß.) Es genügt, daß die gegenwärtige Generation von dem Gedanken durchdrungen ist: wir müssen unserem eigenen Wesen Ausdruck suchen in den Schöpfungen der großen und kleinen Kunst, wir wollen einen türkischen Kunststil herausbilden. Die Bemerkungen, die die Dichterin dem Erzähler der Geschichte in den Mund legt, kennzeichnen die Kämpfe, die diese Stilsuche zu bestehen hatte und hat. Es hat sich die Richtung durchgesetzt, die, in den Kunstgewerbstücken Kleinasiens ihr Vorbild sehend, zunächst sich nachahmend verhält. Als der Erzähler die Holzschnittarbeiten und Gewebearbeiten dieser Kunstübung der neutürkischen Generation zum ersten Male sieht, erscheinen sie ihm häßlich, grotesk, zum mindesten streng; er kann aber nicht leugnen, daß eine starke persönliche Note darin liegt (er meint: die volkspersönliche Note; das ist, was man „Stil" nennt).

Die Geschichte spielt nach fünfzehn Iahren. Man mag die Schilderungen eine Zukunftsphantasie nennen, denn niemand kann voraussagen, wie sich die völkische Entwicklung der osmanischen Türken in den nächsten Dezennien vollziehen wird. Die Schilderungen aus dieser Zukunft sind hier aber doch nicht eine reine Phantasie, sie sind vielmehr ein Programm. Das hätte gegeben werden können in systematischer Ausführung: es war dann die Entwicklung des Unterrichtswesens im einzelnen zu schildern, es waren die Mittel und Wege anzugeben, um zu einem völkischen kunstgewerblichen Schaffen zu gelangen. Das war nicht Halide Hanums Sache: Sie sieht das Ergebnis und gestaltet es in künstlerischer Weise. In der Art, wie sie das tut, liegen Einzelmomente, die für die Ausarbeitung des Programms fruchtbar werden können. Ein Moment, das in ihrer Schilderung besonders hervortritt, ist das freudige Zusammenarbeiten beider Geschlechter: auch die junge Frauenwelt des Osmanentums nimmt an allem lebhaften und wirksamen Anteil, und wir fühlen uns in eine europäische Umwelt versetzt, wenn wir die weibliche Iugend in ernster Arbeit vereint sehen mit den strebenden Männern. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß die Energie, mit welcher die junge Frauenwelt Stambuls sich den Fesseln entringt und auf den Hochschulen Europas die Grundlagen für eine wirksame Mitarbeit an der

Erziehung der Nation zu gewinnen sucht, nicht zum wenigsten die Frucht der Verherrlichung ernster Arbeit in „Ieni Turan" ist.
„Ieni Turan" ist ein Ich-Roman, und der Sprechende, Aassim, beginnt mit dem Iahre 1347 (wird anfangen den 20. Iuni 1928, also zwanzig Iahre nach dem großen Umschwunge). „In meiner Kindheit," erzählt Aassim, „kannte man nur die beiden Parteien: „Einheit und Fortschritt" und: „Opposition". Aber die Parteinamen wechselten: die Komiteepartei nahm den Namen „Neu-Turan" an, die Opposition den Namen: „Neu,Osmanen". Aber auch der ursprüngliche Charakter erfuhr eine Wandlung: Neu-Turan wurde die Partei der Dezentralisation, bis zur Föderation hin; die Neu-Osmanen traten für Zentralisation ein." Köstlich geschildert werden die beiden guten Freunde Hamdi Pascha, der Onkel des Erzählers und führender Mann in der Partei der Neu-Osmanen, und Lutfi Bey, der strenger Parteigänger der Komiteepartei bzw. von Neu-Turan ist. Lutfi Beys Tochter, Semije Hanum, besucht Hamdi Pascha noch weiter, nachdem der politische Gegensatz eine Trennung herbeigeführt hat; das energische Mädchen, das sympathisch beschrieben wird, übt einen Einfluß auf den Pascha aus. Eines Tages aber sind Lutfi Bey und seine Tochter verschwunden. Das ist die Vorgeschichte. Das Iahr 1347 findet den fünfundzwanzigjährigen Erzähler als Privatsekretär seines Onkels Hamdi Pascha. Die Neu-Turan-Partei arbeitet mit Hochdruck: zahlreiche Einrichtungen und Gesellschaften zeugen von ihrer intelligenten Tätigkeit für das Gemeinwohl, bei welcher vor allem die Hebung der sozialen Stellung der Frau eine Rolle spielt: in ihre vortrefflichen Schulen schicken sogar die Neu-Osmanen ihre Kinder. Die Neu-Osmanen machen die Gegenpartei als dem Islam gefährlich verdächtig; als Agitationsmittel wird verwandt, daß einige Frauen von Neu-Turan als Professoren in der Moschee unterrichten wollen, wie das in der alten Zeit des Islams vorgekommen ist. Aassim erfährt, daß in Erenköj, dem bekannten Vorort Stambuls auf der asiatischen Seite, jeden Freitag Versammlungen abgehalten werden. Auf dem Wege dorthin hört er von einem alten Neu-Turan-Parteiler in einem streitvollen Gespräche, daß der Parteiführer (dNAbossK) Oghuz und eine Frau namens Kaja sprechen werden. Köstlich ist die Schilderung des Versammlungshauses der Neu-Turan-Leute in Erenköj, das ein Zentrum der Partei ist. Es ist alles von der größten Ordnung und Sauberkeit; die Geräte sämtlich in alttürkischem Stil (seldschukisch); Bücher und Zeitschriften in Mengen im Lesesaal. Die Schnitzereien und Stickereien sind mit den Namen der Verfertiger und Verfertigerinnen geschmückt, die sich dabei als „N. N. Sohn seines (Tochter ihres) Heims" bezeichnen. Zu seinem Erstaunen trifft Aassim dort auch den Imam seines Quartiers, der ein Anhänger von Oghuz ist; es wird eine erhebende Musik gemacht von fünf, sechs Mewlewi-Derwischen, neben denen ein moderner Musiker nationale Gesänge vorträgt: alles atmet den Geist des alten Türkentums (S. 25). Ergreifend sind Verse des Liedes „Neu-Turan", die den Hörer heftig erregen: „Neu-Turan!

geliebtes Land! Sag, wo ist der Weg zu dir? Vor sechshundert Iahren irrten
wir in fremden Ländern, auf fernen Straßen, in wasserlosen Sommerlagern, auf
schattenlosen Bergen umher, vertrockneten wir selbst in den dürren Salzsteppen —
sag, wo ist dein lebenspendender klarer Bach, wo ist dein grünes Land? Neu-
Turan, geliebtes Land, sag, wo ist der Weg zu dir?" Da tritt eine seltsame
Erscheinung auf den Plan: in einer Loge zeigt sich eine Frauengestalt, die durch
ihre innere Hoheit, daneben die vollkommene Schlichtheit in der äußeren Auf-
machung bei allen Anwesenden, auch bei Aassim, einen tiefen Eindruck hervorruft.
Es ist Kaja, auf die Aassim bereits vorbereitet ist, und die identisch ist mit jener
Semije Hanum, die mit ihrem Vater plötzlich verschwunden war. Aassim sträubt
sich anfangs, allen diesen Eindrücken sich hinzugeben, aber er wird überwältigt.
Endlich tritt Oghuz auf und hält mit kräftiger, entschlossener Stimme eine Rede,
in der er zunächst eine Übersicht über die Geschichte der Osmanen gibt. Er
schildert die glücklichen ersten beiden Perioden der Bildung des Staates und der
Eroberungen, bis zum Tode Mohammed des Eroberers reichend; dann folgt die
schlimme Zeit der ziellosen Erpansion <MÄy8a68?2l5q), bei der überall nutz-
lose Händel angefangen werden; der Verfall dauert an bis zur nationalen Revo-
lution, die die Fähigkeit der osmanischen Türken zu nationalem Leben erweist;
jedoch die Schwierigkeiten sind zu groß, und das osmanische Kaisertum (imp«ru-
tarluq; es ist nie vom Sultanat und Kalifat die Rede) wird schwer erschüttert.
Da verspricht Neu-Turan den Weg zur Rettung. Zu seinem Erstaunen trifft
Aassim auch seinen Onkel Hamdi, der sich über die Rede höchst abfällig äußert
und — er ist ja Minister — Oghuz sofort verhaften läßt und in der Minister-
sitzung am Tage darauf mit dem Kriegsmlnister über seine Beseitigung sich ver-
ständigt. Zur selben Sitzung erscheint Kaja, aIia8 Semije, und erhält eine
Privataudienz bei Hamdi (der Sekretär Aassim hört hinter einem Wandschirm
zu), in welcher der Pascha kurzerhand erklärt: „Du heiratest mich, oder ich
bringe deinen Oghuz zu Tode." Im Interesse der Sache gibt Kaja nach und
erhält den Freilassungsbefehl. Die Heirat wird sofort vollzogen. Bei dem
einfachen Hochzeitsmahl mit wenigen Gästen ist Kaja verstimmt; es werden ihr
alle möglichen Aufmerksamkeiten erwiesen, aber sie achtet sie nicht. Auch weiter
hin ist sie höchst zurückhaltend, ist auch nicht zu bewegen, ihre altmodische Klei-
dung zu ändern. Bei den bald darauf stattfindenden Wahlen stehen sich Hamdi
Pascha und Oghuz als Kandidaten gegenüber. Hamdi siegt und führt in Ge-
genwart Kajas politische Reden gegen Neu-Turan. Auch sonst quält er sie mit
Taktlosigkeiten: er zwingt ihr eine griechische Dienerin auf und wundert sich,
daß sie eine Türkin haben will. Kaja schwindet hin; der Arzt diagnostiziert auf
ein Nervenleiden, der Pascha hat schweren Zank mit Oghuz. Es erscheinen Artikel
in den Zeitungen, wegen deren der Pascha Kaja verdächtigt. Eine politische
Umwälzung bringt die Neu-Turan-Partei zur Herrschaft, und Oghuz erhält das
Ministerium des Unterrichts und des Innern. Hamdi geht mit Kaja auf Reisen.

Die Neu-Turan-Partei nutzt den Sieg aus, um einige ihrer Pläne zu verwirklichen. Es folgt ein Briefwechsel zwischen Aassim und seinem Onkel Hamdi. Es zeigt sich, daß Hamdi vollständig in den Bann Kajas geraten war. Der starke Rhythmus des politischen Lebens reißt Hamdi heraus (beachte die Schilderung der Regierung und ihres Kampfes mit der Opposition, wobei die Gruppen scharf hervortreten). Eine große Rede Oghuz' für die Dezentralisation reißt alle fort: Ausdehnung der Befugnisse der Walis, Ernennung lokaler Behörden, Bildung von Milizen werden bewilligt. Der Begleiter des Paschas, Hurschid Salim, schwört Oghuz Rache. Kann auch Oghuz mit seiner Partei nicht alles Gewünschte erreichen, so hält er sich doch. Hamdi ist zu Hause launisch: bald gereizt unfreundlich, bald bis zur Selbstentwürdigung unterwürfig. Die Spannung wächst durch politische Häkeleien. Die ernste Arbeit der Neu-Turaner geht ihren Weg: sie macht aus Brussa ein gewaltiges Industriezentrum, aus der Provinz Adena ein zweites Ägypten. Nach vierjährigen Parteikämpfen findet eine Art Versöhnung statt: Hamdi und seine Partei stimmen für die Frauenbildungsvorlagen: Kaja ist befriedigt. Da geschieht ein Ungeheueres. Oghuz wird durch einen Mörderschnß schwer verwundet. Damit ist Hamdis und Kajas Geschick besiegelt. Hamdi hat nur einen Gedanken: Kaja darf die Tat nicht erfahren, damit sie nicht an Oghuz' Lager eile. Der Mörder gibt an, Oghuz getötet zu haben, weil er gegen die Schari'at den Frauen die Schleierlosigkeit erlaubte. Hamdi spielt Kaja gegenüber geschickt die Komödie des bekehrten Parteimannes, Kaja ist getäuscht. Sie verzeiht Hamdi und Aassim die frühere Feindschaft gegen ihre Ziele. Aassim wird an das Sterbebett des Oghuz gerufen. Es folgt nun eines der gelungensten Stücke des Werkes, zu dem sicherlich eine bestimmte Person Modell gestanden hat: Der Bericht Oghuz' über seine äußere und innere Entwicklung. Das ist ein Stück Türkenleben im besten Sinne des Wortes, das zugleich ins allgemein Menschliche erhoben ist, ein Leben voll Liebe und innerer Größe in dem armseligen Heim im Tartaren-Viertel zu Brussa; es erreicht seinen Höhepunkt, als der lernbegierige, für die türkische Sache begeisterte Iüngling nach Stambul kommt oder vielmehr auf die Farm Dejirmendere in der Nähe der Hauptstadt, wo seine alleinstehende Base Semije, alia» Kaja, wohnt; sie hatte seine Mutter und ihn eingeladen, ihre Wohnung in dem vom Vater hinterlassenen Erbe zu teilen. Sie übt dort ein großes Kulturwerk, indem sie die Großen zu nützlicher Gemeinwohlarbeit anleitet, der Iugend eine praktische Erziehung gibt. Die beiden starken jungen Menschenkinder träumen zusammen den Traum des Neuen Turan: Oghuz nimmt vollständig an ihrer praktischen Arbeit teil; zugleich treiben sie gemeinsam ernste Studien in ihrer gut ausgestatteten Bibliothek; ein Piano fehlt nicht. Die Darstellung dieser Beziehungen ist von großer Schönheit: die reine, zarte Neigung, die sich zu tiefer Leidenschaft entwickelt, wird mit feinem Gefühl geschildert. Der Gewaltstreich Hamdis, den wir aus dem Anfang des Buches kennen, die

Gefangensetzung Oghuz', greift rauh in das Idyll ein. Als Oghuz zurückkehrt, findet er die Geliebte nicht mehr: seine Mutter weiß nur, daß sie eines Tages ausgegangen und nicht zurückgekehrt sei. Oghuz steht vor einem vollkommenen Rätsel; er weiß nur, daß Hamdi Pascha sich wie ein Schatten zwischen beide gestellt hatte (hier ist eine scheinbare Unstimmigkeit: wie sollte Oghuz nicht die Verheiratung erfahren haben? Doch ist es denkbar, daß die eigenartigen Verhältnisse Stambuls die Auffindung einer Verschleppten so gut wie unmöglich machen; dazu kommt, daß das Geräuschemachen nicht in der Art dieser Personen ist). Nur eine Vermutung hat Oghuz, daß Kaja ihm mit Gewalt fortgenommen ist, und er beschwört Aassim, ihm die volle Wahrheit zu sagen. Aassim bringt es nicht über sich, und er schwört, daß er in dieser Sache nicht unterrichtet sei. Oghuz sinkt zurück: Das Geheimnis ist ihm nicht gelöst, das ist sein Ende. Zurückgekehrt findet Aassim Hamdi in seltsamer Stimmung: er hat etwas Häßliches in den Zügen, als er erzählt, Kaja habe gerade für Oghuz geschwärmt. Die beiden Männer durchwachen den Rest der Nacht; gegen Morgen sinkt der Pascha in Schlaf. In aller Frühe hat Kaja die ihr bisher vorenthaltenen Zeitungen an sich reißen können. Sie tritt in das Zimmer des Paschas. Es folgt eine Szene, die stärker wirken würde, wenn die Schmähworte nicht so stark aufgetragen wären, daß sie den Ausdruck des tiefen Empfindens stören. Schwächlich und elend ist das Gewimmer Hamdis, der nun sich bereit erklärt, Kaja wie auch immer in das neue Turan zu folgen. Der Schmerz, daß Hamdi sie gehindert, dem sterbenden Geliebten, dem sie innerlich treu geblieben, noch einmal die Hand zu drücken, kommt in erschütternder Rede zum Ausdruck. Kaja stürzt in die kalte Schneenacht hinaus, doch nur um zu spät zu kommen, denn schon hatte Oghuz' Mutter ihm die Augen zugedrückt. Das ist die Geschichte der Mutter des Neuen Turan.

Wohl mancher hat mit mir angenommen, daß in der stimmungsvollen Erzählung viel Persönliches enthalten sei. Nach dem Berichte einer Dame, die die Verfasserin gut kennt, ist nichts davon. Wohl hat Halide Hanum viel Schweres durchgemacht, aber ihre Erlebnisse haben mit dem Schicksal Kajas, das in Neu-Turan geschildert ist, nichts gemein. Die literarischen Kreise Stambuls sehen in dem Buche nicht einen Schlüsselroman. Man hat die Helden in den bekannten Kreisen gesucht; ohne Erfolg. Von geschult literarischer türkischer Seite stammt folgendes Urteil über „Ieni Turan":

„In der Sprache, die von Ungewöhnlichkeiten nicht frei ist, erkennen wir, die wir systematisch die Literatur verfolgen, die Frau; der Stil hat etwas Nervöses; wir erkennen aber an, daß die Sprache natürlich strömend und leicht verständlich ist; sie kommt von Herzen und geht zu Herzen; kurz: Halide Hanum hat Sti l, was man von vielen der modernen Erzähler, z. B. Halid Zija, nicht sagen kann; bei ihm ist alles ausgeklügelt, deshalb wirkt er nicht; seine Lesung ermüdet, während Halide in ihrer Ursprünglichkeit uns fortreißt: man nimmt

ihr Buch und legt es nicht fort, ehe man es zu Ende gelesen; sachlich ist manches verzeichnet: Kaja macht seltsame Dinge; ihr Verhalten bei der plötzlichen Werbung des Paschas ist befremdend; ist aber diese Figur objektiv unrichtig, so ist sie es nicht subjektiv; politisch erscheint uns das Buch wertlos; die idealen Ziele, die darin aufgestellt sind, sind für uns zum Teil unannehmbar; wir wollen nicht Derwischmusik mit ihren primitiven Ausdrucksmitteln, mit denen die er, habenen Tonschöpfungen eines Beethoven, eines Schumann nicht wiedergegeben werden können; wir wollen nicht Seltsamkeiten in der Kleidung, die aus der Rumpelkammer hervorgeholt sind und unserem Empfinden nicht entsprechen." Auch uns erscheint in dem Charakter der Heldin manches unwahrscheinlich, psychologisch unrichtig. Wer kennt aber die Psyche der Türkin? Müssen wir nicht annehmen, daß die hochbegabte Dichterin, die so viele feine Beobachtungen macht, auch eine gründliche Seelenkennerin ist? Ich finde in meinen Aufzeichnungen eine Notiz nach Angabe einer deutschen Dame, die die Frauenwelt Stambuls gründlich kennt und auch von Halide Hanum eine klare Vorstellung hat, die so lautet: „Halide soll fast gar nicht lesen, lebt nur ein äußerst intensives Innenleben; ist in ihrem Denken völlig Europäerin, kennt aber die Frauenwelt Stambuls gut." In jedem Falle ist Halide Hanum besser unterrichtet und vor allem gerechter, als Salahuddin Aassim, der Verfasser des Schmähbuches „Die Degeneration der türkischen Frau", das geschrieben zu haben er selbst sicherlich jetzt bedauert, wo die türkische Frau sich in zahlreichen Fällen als ihren europäischen Schwestern gleichstehend an sittlichen und geistigen Qualitäten, kurz, als „gute Europäerin" erwiesen hat. Doch das gehört in ein besonderes Kapitel. Hier will ich nur sagen, daß der Europäer, der nicht Gelegenheit hatte, mit türkischen Frauen erster Ordnung persönlich in Beziehung zu treten, einigen Anhalt hat in den Bildern der hervorragenden türkischen Frauen, denen man jetzt nicht selten in Zeitungen und Büchern begegnet. Es überwiegt da der ernste Kopf mit entschlossenen, meist etwas leidenden Zügen weit über den „Fratz". Heute gibt es eine Anzahl türkischer Frauen und Mädchen, die sich einer verhältnismäßigen Selbständigkeit erfreuen, die bis zu einem gewissen Grade ihr Leben gestalten können und zu gestalten entschlossen sind. Freilich, dem einseitigen Scheidungsrecht des Mannes sind sie vorläufig noch unterworfen, und es ist die Frage, ob es gelingen wird, in das für die Türken geltende religiöse Eherecht eine Neuordnung der Ehescheidungsbestimmungen einzuführen. Das Ziel ist, auch das Personenrecht zu „kodifizieren", d. h. es so auszuarbeiten, daß feste Normen für alle Angehörigen des Osmanischen Reiches gelten. Bei der Elastizität der Schari'a ist dieses Ziel nicht unerreichbar; es kommt nur auf den guten Willen und einiges Geschick an. Wenn man bedenkt, in welchem Gegensatze die Tatsache, daß heute türkische Mädchen in Genf als Studentinnen der Universität eingeschrieben sind und vollständig an dem Arbeitsleben teilnehmen, zu der anderen Tatsache steht, daß noch bis vor ganz kurzem ein

aus Anatolien zugereister und in einer Madresse in die Lehren des „Heiligen Gesetzes" eingeweihter Bauernjunge eine nicht streng verschleiert gehende Türkin auf offener Straße gröblichst beschimpfen konnte, und daß selbst Regierungsbehörden der beschränkten Auffassung des Gesetzes (von dieser beschränkten Auffassung findet sich in den Grundurkunden der Religion keine Spur; sie ist die Ausgeburt einer späteren sozialen Entwicklung) Konzessionen machen mußten durch Einschärfung des Schleiergebotes, so ermißt man erst vollständig den Fortschritt, der gemacht ist, und gewinnt Vertrauen zu einer die gesamte Materie neugestaltenden Rechtsbildung. Solange das Fortschickungsrecht des Mannes in Kraft ist, lebt die türkische Frau unter beständigem Druck. Es wird von den Türken, die ihr Land am besten kennen, beklagt, daß die moderne türkische Männerwelt gerade an diesem absoluten Fortschickungsrechte festhält und es gar zu häufig anwendet. Das ist noch ein Rest der alten Weltanschauung, und es wird noch einiger Zeit bedürfen, um hier einen Wandel zu schaffen.
Kaja-Semije steht noch in der alten Zeit und daraus erklärt sich vielleicht manches in ihrem Gebaren. Sie ist ein freier, starker Geist, sie weiß aber auch, daß sie, wenn sie offen für Oghuz eintritt, alle gegen sich haben wird und daß sie dabei Oghuz gegen mächtige Feinde nicht retten kann. Warum Oghuz und Semije sich nicht heiraten? Man empfindet es nur: diese Menschen können nur so miteinander leben, in dieser Spannung; sie fürchten, bei der üblichen Ausgestaltung der Beziehungen werde alles in der grauen Alltäglichkeit versinken. Es wäre interessant, von Halide Hanum selbst einige Worte zur Psychologie ihrer Heldin zu hören. Aber Dichter lassen sich über solche Dinge nicht ausfragen — nicht selten steht ihnen selbst wohl nicht mehr vor der Seele, was sie bei Schaffung des Werkes empfanden: es steht ihnen nun als ein Selbständiges, außer ihnen Liegendes gegenüber; sie müßten sich selbst erst wieder einleben und könnten sich bei dem Versuche einer Interpretation irren.
Nach der Biographie und nach Äußerungen von Eingeweihten nehme ich an, daß von Halide Hanum eine weitere politische Arbeit nicht zu erwarten ist. Sie scheint entschlossen zu sein, diesen politischen Roman ihren einzigen sein zu lassen. Aber bei ihrem starken Empfinden, bei der Geschmeidigkeit ihres Geistes, nicht zum wenigsten auch aus der Umwelt heraus, in der sie lebt, und deren Interessenkreis starke politische Motive enthält, die sich hier freilich mit der allgemeinen Entwicklung der Gesellschaft so eng berühren, daß man eine Scheidelinie nicht ziehen kann, darf man mit Überraschungen rechnen. Dem Künstler ist der Weg nicht vorzuschreiben. Nur Wünsche dürfen ihm ausgesprochen werden. In diesem Falle solche zu äußern, ist zunächst Sache der Volksgenossen, die das erste Interesse haben, von einem Mitgliede ihrer Gruppe so viele und reiche Früchte zu ernten, wie möglich. Wenn auch wir uns an solchen Wünschen und Bitten beteiligen, so geschieht es aus dem herzlichen Anteile heraus, den wir an der Höherführung der Osmanischen Nation nehmen. In diesem Sinne

wage ich hier in aller Ehrerbietung die Hoffnung auszusprechen, daß die Dich-
terin die schöne und reiche Kraft, die sie besitzt, voll und ganz derjenigen immer
tieferen Erfassung des wirklichen Lebens zuwendet, durch welche alle eigene Be-
tätigung gesteigert wird. Den Entwicklungmöglichkeiten, die vor der Osmani,
schen Nation liegen, in Dingen der geistigen und sittlichen Fürsorge nachzu-
gehen und durch poetische Verarbeitung ihnen Freunde, Mitdenker und Weiter-
denker zu gewinnen, erscheint doch als ein höheres Ziel denn die Ausmalung
von Konflikten, die auf dem Gebiete des politischen Lebens liegen.

Scheich Prof. Abd-El Aziz Schauisch»):

Ägypten und der Krieg.

(Übersetzt von Dr. Herbert E. Hirschberg.)

Wenn ich die ägyptische Frage hier behandle, so geschieht es nicht nur wegen
der Leiden, die Ägypten unter der britischen Herrschaft zu erdulden gehabt hat,
sondern auch, weil es sich um eine Frage von höchstem allgemeinen Interesse
handelt. Es liegt auf der Hand, daß die Bedeutung Ägyptens, das schon von
jeher nach seiner geographischen Lage eine große Rolle in der Geschichte der
Welt gespielt hat, in politischer Hinsicht durch den Bau des Suez-Kanals erheb-
lich gestiegen ist.

Ich brauche hier nicht die unermeßlichen Vorteile auseinanderzusetzen, die
England seit Beginn dieses Krieges aus der Okkupation Ägyptens gezogen hat:
Es war der Suez-Kanal, der England erlaubte, von fern und nah seine zer-
streute Streitmacht zusammenzubringen. Es war der Kanal, der England die
Möglichkeit gab, den Bedürfnissen des Krieges zu entsprechen und seinen bren-
nenden Forderungen gerecht zu werden. Männer, Geld, Munition, Vorräte
usw. werden beständig durch Ägypten transportiert, um die verschiedenen Schlacht-
felder zu versorgen.

Die englische Okkupation Ägyptens hat dagegen unsere Machtentfaltung
hintenangehalten und uns verhindert, die uns gebührende Stellung in Afrika
einzunehmen. Wir sind dadurch des leichten Zuganges zu den französischen, eng-
lischen und italienischen Kolonien in Nordafrika beraubt worden. Die Quelle
unserer Kraft und Macht trennte sich so sehr von diesem Kontinent, daß unsere
dortigen Interessen eine leichte Beute für unsern Feind wurden.

») Scheich Schauifch ist einer der belanntesten Gelehrten der islamischen Welt und zugleich
einer der eifrigsten Vorkämpfer für die Befreiung seines Geburtslandes Ägvpten vo» der englischen
Herrschaft. Die hier in der Übersetzung wiedergegebene Rede ist von dem Scheich Tigal in der
Nachrichtenstelle für dm Orient gehalten worden.

Ägypten und der Krieg Abd-El Aziz Schauisch
Die offenkundige, ruhige und friedfertige Haltung, die Ägypten seit
Ausbruch des Krieges eingenommen hat, hat darum bei denjenigen, die keine Ge-
legenheit zu genauer Beobachtung der Verhältnisse hatten, naturgemäß zu fal,
schen Urteilen geführt. Die Ägypter haben in der Akaba-Frage (1906) bewiesen,
daß sie niemals aufrichtig zu den Engländern gehalten haben, und daß sie mit
Herz und Seele am Kalifat hängen. Als sie von den englischen Behörden befragt
wurden, ob sie gegen die Türken fechten würden, falls diese fortführen, die Länder
zu beanspruchen, die die Engländer als die „ägyptischen Rechte" betrachteten,
haben sie sich geweigert, irgendetwas gegen die Armee ihres Kalifen zu unter-
nehmen. Dieser feste Entschluß hat Lord Cromer in Raserei versetzt und ihn
veranlaßt, an eine Bestrafung des „undankbaren" Ägyptens zu denken. Auch
in dem letzten Kriege in Tripolis taten die Ägypter für die Türken, was in ihren
Kräften stand, trotz des feindseligen Verhaltens der Engländer. Ebenso war
es im Balkankrieg. Es eristieren in der Geschichte so viele Beispiele, daß es
der Welt nicht erst besonders bewiesen zu werden braucht, daß die Ägypter
immer, wenn nur möglich, mit der Regierung ihres Kalifats sympathisierten
und zusammengingen.
Wie haben sich nun die Ägypter in dem gegenwärtigen Kriege verhalten?
Kurz bevor die osmanische Regierung den Krieg gegen die Entente-Mächt«
erklärte, wurde den wenigen Ägyptern, die im Besitze einfacher Waffen waren,
befohlen, diese der Lokalbehörde zur Erneuerung ihrer Erlaubnisscheine abzu-
liefern. Die Ägypter, die keinen Verdacht schöpften, gaben ihre Waffen gegen
das Versprechen, sie mit neuen Lizenzen zurückzuerhalten, ab. Aber bisher ist
keine Waffe zurückgegeben worden. Ia, noch mehr: kurz nach der Kriegs-
erklärung gingen Polizisten zusammen mit einigen anderen Beamten durch alle
Häuser und konfiszierten alle Waffen, die sie finden konnten. Ebenso wurden
alle Läden, in denen mit Waffen gehandelt wurde, durch die Behörde geschlossen.
Auch unter den ägyptischen Offizieren waren einige, die bei den Engländern
Verdacht erregten. Sie wurden entwaffnet und nach dem Sudan abgeschoben.
Was jedoch können die Ägypter ohne Waffen unternehmen? Sie können
nichts weiter tun, als sich weigern, den, Engländern auch nur die kleinste Unter-
stützung gegen das Kalifat und seine Verbündeten zu leisten, und das haben
sie getan. England führte Truppen von fern und nah heran, Moslems, Hindus,
Christen, Parsen, Iuden, aller Nationalitäten. Darauf versuchten sie, auch
Ägypter nach den Schlachtfeldern zu führen. Aber ihre Bemühungen waren
vergebens. Der einzige Fall, der angeführt werden könnte, ist gerade ein deut-
liches Zeichen der aufrichtigen Gesinnung der Ägypter gegenüber ihrem Kalifat.
Nach der türkischen Zeitung „Tanin" war es den englischen Behörden gelungen,
150 Ägypter durch Vortäuschung falscher Tatsachen zu gewinnen. Als diese
Leute in Alerandrien entdeckten, daß sie nach den Dardanellen eingeschifft werden
sollten, leisteten sie Widerstand. Iedoch die Engländer kümmerten sich nicht

darum; sie schlugen die Leute und schifften sie dann ein nach einem Ziel, dessen Namen wir bis heute noch erfahren sollen.

Der Begriff „Ägypten" wird oft mißverstanden. Der Mangel an Verständnis für die genaue Bedeutung des Wortes auf seiten derer, die die ägyptische Frage studieren, war oft die Ursache für deren falsche Vorstellungen über die Fähigkeit der Ägypter zu einer eigenen Regierung. So behaupten z. B. englische Diplomaten und Politiker wie Lord Cromer und Leute seines Typs, daß Ägypten sich niemals selbst regieren könne, allein auf Grund des falschen und höchst irrigen Arguments, daß Ägypten so viele Tausende von Iahren durch an, dere Nationen regiert worden sei und sich niemals einer eigenen Regierung erfreut habe.

Derartige falsche Urteile, die von Engländern gefällt und verbreitet worden sind, sind durch Leute, die die Geschichte Ägyptens nicht richtig kennen, unglücklicherweise weitergetragen und aufrechterhalten worden.

Um den Mangel an Wahrheit in diesen Behauptungen nachzuweisen, müssen wir die Lage Ägyptens während der ununterbrochenen islamischen Periode betrachten. Ägypten hatte, wie man in der Geschichte nachlesen kann, eine Selbstverwaltung, von der Araber-Eroberung bis zum Ende der Regierung des ersten Kalifen. So war es der Fall unter der Herrschaft der Omaiden und Abbassiden. Dann erlangte es eine vollständige Selbstverwaltung und absolute Unabhängigkeit für viele Iahrhunderte, als es durch die Touloner Dynastie, die zweiten Abbassiden-Familien und durch die Ettshieds, dann als es durch die Fatimieds und Saladine-Dynastien, sowie als es durch die Süd- und kaukasischen Mameluken regiert wurde.

Auch als die Osmanen Ägypten eroberten, gewährten sie eine Selbstverwaltung, so weit die inneren Angelegenheiten in Betracht kamen. Aus den oben erwähnten Tatsachen sehen wir klar, daß von der islamischen Eroberung bis zur Okkupation durch England, d. h. während eines Zeitraumes von 1276 Iahren, Ägypten sich einer völligen, bezw. teilweisen Selbstverwaltung zu erfreuen hatte. Wir können rechnen, daß Ägypten während eines Zeitraumes von 647 Iahren eine vollkommene Unabhängigkeit besaß und nicht, wie es von diesen selbstsüchtigen und gewinnsüchtigen Kolonisatoren Englands behauptet wird, fremden Ländern unterworfen war. Und wenn sie behaupten, daß Ägypten während dieser langen Zeit jedenfalls fremde Herrscher gehabt hat, so können wir dagegen einwenden, daß die Eristenz fremder Könige in einem Lande noch nicht bedeutet, daß das Land nicht unabhängig durch sie regiert wird. Als lebende Beispiele können wir sehen, daß Bulgarien, Rumänien und Griechenland mit ihren fremden Königen so unabhängig wie andere Länder sind. Schon der Koran hat eine politische Brüderschaft zwischen allen Moslems begründet und mit den verdammenswerten nationalen Differenzen aufgeräumt. Um dieses Prinzip noch klarer und wirkungsvoller zu machen und nachdrücklicher zu betonen, hat unser

Prophet gelehrt, daß alle Moslems auf ihre Herrscher hören und ihnen gehorchen sollen, auch wenn sie reine Neger seien. Infolgedessen können Herrscher in irgend einem moslemitischen Lande als Fremde nicht angesehen werden, solange sie Moslems sind.
Aber es gibt noch eine andere falsche Auffassung, die von diesen selbstsüchtigen Kolonisatoren aufrechterhalten wird und auf ihr mangelndes Verständnis, die Natur der wichtigsten, die gegenwärtige Gemeinschaft bildenden Elemente zu erkennen, zurückzuführen ist. Es ist allgemein bekannt, daß nach der Eroberung durch die Araber verschiedene Volksstämme ausgewandert sind und sich hier niedergelassen haben. Dieser Vorgang hat sich zu verschiedenen Malen später wiederholt. Desgleichen hat auch eine große Anzahl von Türken begonnen, sich hier niederzulassen, besonders nach der osmanischen Eroberung Ägyptens. Deshalb ist die Mehrzahl der heutigen Ägypter nicht identisch mit den Ägyptern vor 6000 Iahren. Die reinen Ägypter, die heute durch die (christlichen) Kopten repräsentiert werden, stellen nur eine kleine Minderheit dar, und zwar eine halbe Million innerhalb einer Bevölkerung von ungefähr zwölf Millionen. Doch auch in dieser Minorität finden wir einige kultivierte und fähige Leute, die in dem Anspruch auf Freiheit und Unabhängigkeit mit ihren moslemischen Vaterlandsbrüdern einig sind. Es sind unter ihnen eine Anzahl von Persönlichkeiten zu finden, die von Zeit zu Zeit die Neigung gezeigt haben, zusammen mit den Moslems an der Erfüllung ihrer edlen Bestrebungen tätig zu sein.
Aber unglücklicherweise hat die Mehrzahl dieser Gemeinschaft seit dem Ägyptisch-Abbassidischen Kriege im Iahre 1876 begonnen, es mit den Engländern zu halten. Die englischen Missionäre gaben ihnen zu verstehen, daß sie bestimmte Privilegien fordern sollen und daß England der Vorkämpfer ihrer Sache und der Schützer der Minorität sei. Und um die Sympathie der Engländer zu gewinnen, wurden die meisten Kopten protestantisch und Mitglieder der englischen Kirche.
Es eristiert weiter noch ein anderes fremdes Element, das oft fälschlicherweise als eingeborenes bezeichnet wird. Den größten Teil dieses Elementes bilden die christlichen Syrer. Naturgemäß haben sich diese Syrer schon vor langer Zeit zum Teil mit den Engländern, zum Teil mit den Franzosen verbündet und müssen als Feinde Ägyptens und seines Kalifats angesehen werden. Nach dem osmanischen Gesetz müssen alle Osmanen, zu welcher Nation oder Sekte sie auch gehören, gleich behandelt werden. So wurden auch diese Syrer unverdienterweise in Ägypten als Mitbürger behandelt und als Ägypter angesehen.
Alle, die sich mit der ägyptischen Frage beschäftigen, kennen die Tatsache, daß die Syrer in Ägypten und im Sudan in jeder Beziehung Instrumente der Engländer waren und sind. Sie waren stets bereit, den Engländern in ihren politischen Intrigen gegen die nationalen Interessen zu helfen. Sie schreckten niemals davor zurück, ihre Feder und ihr Gewissen gegen den niedrigsten Preis,

wie etwa gegen eine Stellung in der Regierung oder eine materielle Unterstützung ihrer Zeitungen zu verkaufen, und ihre verruchten Taten haben bei so vielen Europäern eine falsche Meinung erzeugt.

Ebenso werden die Kopten seit ihrer Verbindung mit England als England-Freunde betrachtet und den Syrern als der zweite Faktor zur Unterstützung der offiziellen englischen Regierung zugezählt. Beide fördern beständig den englischen Einfluß, indem sie gegen alles Türkische oder Islamische kämpfen und das nationale Interesse opfern, nur, um England einen festen Halt in dem unglücklichen Ägypten zu ermöglichen.

Dies ist die Klasseneinteilung der gegenwärtigen Bevölkerung Ägyptens, und wenn wir der Nation gerecht werden wollen, dürfen wir nicht das Verhalten dieser unbedeutenden Minderheit zugrunde legen, sondern müssen als Basis für unsere Betrachtung die Haltung der großen Majorität, d. h. der Bevölkerung moslemischer Abstammung, ins Auge fassen.

Um diese im Hinblick auf die gegenwärtigen Ereignisse zu verstehen, ist es zweckmäßig, die zahlreichen Ereignisse zu betrachten, die sich seit Ausbruch des Krieges in Ägypten zugetragen haben.

Hüssein Rushdi Pascha, der gegenwärtige Premierminister Ägyptens, hat in einem Interview, das jüngst im „Ahram" erschienen ist, offen ausgesprochen, daß die Gemeinschaft der Mohammedaner in Ägypten die Loslösung des Landes von der Türkei nicht billigte und es aufs tiefste bedauerte, daß Ägypten ein englisches Protektorat geworden ist. Hüssein Rushdi Pascha zitierte in seinem Interview die Worte des Märtyrers Abdul Latif Saleh, der am 3. Oktober 1915 wegen seines Mordversuches an dem Aukaff*>Minister von Ägypten gehängt worden war, und der während seines Prozesses gesagt hatte: „Wenn mein Unternehmen auch gescheitert ist, seid versichert, daß alle Minister, die es mit England halten, einer nach dem andern getötet werden."

Als unwiderleglichen Beweis meiner Meinung über die Haltung der moslemitischen Gemeinde in Ägypten möchte ich einen Teil eines längeren Artikels zitieren, der in der englischen Zeitschrift „l'de Hlo»leni 'N'orlä" im September v. Is. aus der Feder ihres ägyptischen Korrespondenten erschienen war.

In ihm steht zu lesen: „Die Erklärung des Kriegsrechtes in Ägypten war begleitet von der Errichtung eines strengen Zensursystems. Wahrscheinlich ist diese Zensur in Ägypten noch mehr notwendig gewesen, als in England oder Deutschland. Die Veröffentlichung aufregender Gerüchte und aufrührerischer Artikel würde das ganze Land in Unordnung und Unruhe gebracht haben. Das Preßgesetz hat die Gesinnungen der Ägypter unter Kontrolle gehalten. Zu bedauern ist nur, daß das Gesetz viele verhindert, ihren wahren Gefühlen Aus,

») Aukaff ist ein Ministerium in Ägypten.

druck zu verleihen. Die einzige Macht, die den durchschnittlichen Moslem von der Äußerung seiner Gefühle zurückhält, ist das Presse- und Zensurgesetz."
Was die Fetwa betrifft, die in Ägypten durch den Scheich ul Azhar und seine Anhänger verkündet worden ist, so finden wir, soweit man aus dem urteilen kann, was man zwischen den Zeilen liest, daß sie nur den Rat für die Ägypter in sich schließt, sich ruhig zu verhalten und die Zukunft abzuwarten. Anders kann naturgemäß nicht gehandelt werden. Die Ägypter haben keine Waffen zu ihrer Verfügung, und wenn sie irgendeinen Aufstand versuchten, würde das nur eine Hinmetzelung bedeuten. In dieser Fetwa finden wir deshalb keine Spur irgendeines Rates, die Ägypter sollten für die Engländer Partei ergreifen — selbst das Wort „englisch" ist nicht darin erwähnt —, sie enthält aber auch keinerlei Rat, der ihre Beziehungen zur Türkei betrifft. Naturgemäß können die Scheichs, die in der Hand der Engländer sind, nicht anders handeln.
Doch haben sich die Ägypter trotz dieser Ratschläge ruhig verhalten? Nein! Sie haben so viel wertvolle und zahlreiche Opfer bereits gebracht, wie z. B. Mohammed Halil mit seinem Anschlag auf den ägyptischen Sultan der Engländer und Abd ul Latif Saleh, der versuchte, den Aukaff-Minister in Ägypten zu töten, sowie zahlreiche andere, die angeklagt wurden, einen Anschlag auf das Leben des falschen Sultans durch Werfen von Bomben versucht zu haben. Ich kann die Versicherung abgeben, daß die Ägypter bereit sind, noch viel solcher wertvollen und kostbaren Leben für die Sache ihres Kalifats und die Befreiung ihres geliebten Landes hinzugeben. Die Zeit ist für durchgreifende Taten im gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht reif. Wenn die siegreichen osmanischen Armeen den Suezkanal überschreiten werden, dann werden die Ägypter eine unerschöpfliche Machtquelle für das osmanische Reich und seine Verbündeten darstellen.
Die Ägypter sind ein tapferes Volk, die den Tod nicht fürchten. In andern Ländern suchen politische Aufrührer meist ihr Heil in der Flucht und finden oft mit Hilfe von Mitgliedern ihrer geheimen Partei einen Weg, der Gefahr zu entrinnen, eine Hoffnung, die geeignet ist, selbst verzagten Männern Mut einzuflößen. Aber in Ägypten hat unsere tapfere und gebildete Iugend, die weiß, daß das Schafott ihre unentrinnbare Bestimmung ist, genügend starke Impulse, um ihr Leben ohne Zaudern für das Vaterland zu opfern. Sie können sich nicht in dergleichen Hoffnungen und schönen Träumen wiegen. Es ist ihre innere Überzeugung und die aufrichtige Treue zu ihrer Sache, die sie veranlaßt, sich selbst zu verleugnen und jede Gefahr und jedes Opfer, solange ihre nationalen, religiösen Interessen in Frage kommen, als klein und geringfügig anzusehen.
Die Ägypter hassen die Engländer aus der Tiefe ihres Herzens. Es ist unvorstellbar, daß sie nach alledem, was sie von diesen Eindringlingen erduldet haben, diese jemals lieben könnten. Die Ägypter erwarten mit Sehnsucht die

Zeit, zu der sie frei und imstande sein werden, ihr Land zu reformieren und die Wunden zu heilen, die Englands Hand geschlagen hat.

Die Ägypter hassen die Engländer nicht, weil sie Christen sind. Sie hassen sie als Usurpatoren. Sie hassen die Engländer, weil sie Ägypten arm gemacht und fremden, meist englischen Kapitalisten gestattet haben, auf Kosten der Nation reich zu werden. Sie hassen sie wegen ihres beständigen Kampfes gegen Fortschritt und Erziehung in ihrem Lande. Ist es nicht eine ewige Schande für England, daß nach 34 Iahren der Okkupation der Schulzwang in Ägypten noch nicht eingeführt worden ist? Mohammed Ali Pascha errichtete während seiner Herrschaft über Ägypten mehr als 70 Schulen, und zwar nicht nur Schulen für die erste Erziehung, sondern auch Hochschulen für Medizin, Heilkunde, Technik, Rechtswissenschaft, Landwirtschaft, Industrie und schöne Künste. Die Zahl der verschiedenen Schüler, die in diesen Schulen unterwiesen wurden, betrug etwa 9000, ohne Einschluß der literarischen, wissenschaftlichen und militärischen Missionen, die er alljährlich nach Europa entsandte. Diese Zahl von ungefähr 10 000 im ganzen mag vielleicht im ersten Augenblick nicht als groß erscheinen. Aber sie ist groß, wenn man die damaligen Verhältnisse in Betracht zieht. Wir müssen sie schon deshalb als groß betrachten, weil die Erziehung, die damals ermöglicht wurde, absolut unentgeltlich war. Ia noch mehr; den Studenten auf den Hochschulen wurden monatliche Beiträge zur Unterstützung gewährt, und dies zu einer Zeit, als das ganze Budget der ägyptischen Regierung 60 Millionen Mark nicht überstieg, zu einer Zeit, zu der das Volk keine Neigung zum Lernen hatte, sondern gegen jede Unterweisung eingenommen war. Sie erscheint desto größer, wenn man es mit den gegenwärtigen Verhältnissen unseres Landes vergleicht. Ietzt besteht, wie schon erwähnt, überhaupt keine freie Erziehung, trotz eines jährlichen Budgets von 360 Millionen Mark.

Dies alles wäre nicht so beklagenswert, aber unglücklicherweise ist das jetzige Erziehungssystem so teuer, daß es dem Unbemittelten nicht zugänglich wird. Sodann ist es so armselig und ungenügend, daß es nicht nur den lernbegierigen Studenten, sondern auch den einfachen Mann nicht zu befriedigen imstande ist, und dies zu einer Zeit, zu der alle Ägypter mit ernstem Eifer begierig sind, ihren Geist zu fördern, ihre Fähigkeit zu entwickeln! Es ist kaum möglich, ein Bild von der Enttäuschung der Eltern zu geben, wenn die wenigen Schulen ihren Söhnen verschlossen bleiben. Die armen Opfer! Was sollen sie tun? Was wird aus ihrer Zukunft, ihren Hoffnungen? Wohin sollen sie gehen, um die sehnsüchtig begehrte Erziehung zu erhalten? Denn naturgemäß sind nicht alle imstande, ins Ausland zu gehen.

Die Ägypter hassen die Engländer ferner, weil sie sie praktisch in einen Zustand der Sklaverei versetzt haben, dadurch, daß sie ihnen keinerlei Selbstverwaltung irgendwelcher Art zugestehen. Sie beraubten Ägypten der Möglichkeit,

im literarischen und politischen Leben irgendwelche Freiheit zu genießen. Der englische Repräsentant in Ägypten ist stets ein despotischer Herrscher, der noch dazu, um jedwede Verantwortlichkeit zu umgehen, stets im Namen des Khediven und durch die Hand der eingeborenen Behörden handelt.
Touristen gehen auf ein oder zwei Tage nach Ägypten und nehmen sich dann heraus, die Welt mit Büchern und Literatur zu versehen über das englische Regime in Ägypten. Sie besehen einige Straßen in Kairo oder Alerandrien, sowie einige großartige Hotels und denken dann, sie hätten etwas von Ägypten gesehen. Ist einer von ihnen in die Gassen und engen Straßen der Hauptstadt eingedrungen und hat dort den Schmutz, die Verwahrlosung, die Häßlichkeit, die allenthalben zu sehen sind, entdeckt? Die Luft in den Eingeborenen-Vierteln, die den größeren Teil der Stadt ausmachen, ist fast verpestet und vergiftet durch den Mangel an Sauberkeit und die ununterbrochene Vernachlässigung seitens der englischen Behörden in Ägypten. Dagegen wird das Geld von diesen stets freigebig für einige Stadtviertel ausgegeben, die hergerichtet werden, um fremde Kapitalisten und Touristen anzuziehen.
Die Ägypter hassen die Englände« wegen des bejammernswerten sanitären Zustandes ihres Landes. Die Rate der Todesfälle wächst beständig, und zahlreiche Krankheiten, besonders Erblindung, sind die Früchte des englischen Regimes. Alles das, dessen die Engländer sich rühmen, kann nicht entfernt mit dem verglichen werden, was die Araber für Ägypten getan haben.
Nach der Wiedereroberung von Ägypten werden wir sehen, welchen Mißbrauch man mit dem ägyptischen Gelde getrieben hat, wir werden der ganzen Welt zeigen, wie die englischen Behörden das Geld des Landes verschwendet haben, indem sie es in fremde Spekulationen steckten und Minenwerte von fremden Märkten kauften.
Die Ägypter hassen die Engländer, weil sie ihre industriellen Unternehmungen ruiniert und aus ihrem Lande nur ein Baumwollfeld gemacht haben, das die Fabriken von Manchester und Liverpool füttern und die Kassen der Engländer auf Kosten Ägyptens mit Geld füllen soll.
Wir hassen England wegen seiner Maßnahmen, mit denen es unser Land selbst für die gewöhnlichsten täglichen Bedürfnisse von andern Ländern abhängig gemacht hat.
Dies sind einige Belege für die zahlreichen Motive, die den Haß in den Ägyptern geschürt haben und sie mit Sehnsucht auf die kommende Zeit blicken lassen, die sie von der fremden Herrschaft und Unterdrückung befreien soll. Dies ist die Zeit, zu der die Ägypter bereit sein werden, jede Nation zu dulden, die ihnen in ihrer Sache hilft und sie in der Wiedererlangung ihres kostbaren Gutes, der Freiheit, unterstützt; jede Nation, die sie in den Stand setzt, wieder aufzubauen, was sie verloren haben, und die ihnen erlaubt, eine nützliche Volksgemein-

schaft für sich selbst, und für alle die zu werden, die ihr Wohlergehen, ihren Fortschritt und ihr Glück wünschen.

Ich kann die Versicherung abgeben, und zwar auf Grund zahlreicher Berichte, die hie und da hierher gelangen, daß unsere Stammes- und Glaubensbrüder in Ägypten und im Sudan, deren Zahl fünfzehn Millionen beträgt, nur auf den Augenblick warten, in dem die osmanische Armee den Suezkanal überschreitet. Allerdings dürfen wir nicht glauben, daß das bloße Überschreiten des Suezkanals das ägyptische Problem lösen würde. Die englische Flotte in den ägyptischen Gewässern und die Armee, die Port Sudan herbeischaffen wird, werden noch manche Schlacht den Ägyptern zu schlagen geben. Aber ihr Haß gegen die Engländer im besonderen und gegen die Entente im allgemeinen wird die französische, englische und italienische Herrschaft in Afrika zum Abschluß bringen, und dagegen die Suzeränität des Kalifats und den moralischen Einfluß seiner Verbündeten in diesen weiten, bevölkerten und reichen Ländern aufbauen.

Dr. P. Martell:

Über den Koran.

Die Welt des Islams, zu der sich ein Siebentel der Menschheit bekennt, hat durch den Lauf der Iahrhunderte eine so starke religiöse Kraft bekundet, daß sich bis zur Stunde trotz mannigfacher Bedrängnis die Lehre Mohammeds neben den christlichen Religionen siegreich zu behaupten wußte. Was die Bibel für die christliche Religion bedeutet, das der Koran für den Islam. Der Koran, der inhaltlich bei weitem nicht an den Umfang der Heiligen Schrift heranreicht, hat dennoch für die islamische Welt eine über die religiösen Grenzen hinausgehende Bedeutung, denn er bildet nicht nur die Grundlage der religiösen Sittenlehre, sondern er ist auch Rechtsbuch, das für einzelne Vergehen oder Verbrechen bestimmte Strafmaße festgesetzt hat. Der Koran, arabisch Kur'nn, zu übersetzen als Vortrag, umfaßt also die islamische Theologie, Ethik und Rechtswissenschaft. Inhaltlich haben wir im Koran ein Sammelwerk vor uns, das im wesentlichen die göttlichen Offenbarungen des großen Religionsstifters Mohammed enthält. Der Koran weist im ganzen 6206 Sätze auf, die sich auf i14 Suren oder Kapitel verteilen. Der Umfang der einzelnen Sure ist sehr verschieden und bewegt sich zwischen 3 und 286 Sätzen. Die einzelnen Sätze treten sehr oft in Spruchform auf, deren Deutung nicht immer einfach ist. Wenn sich auch an zahlreichen Schriftstellen der poetische Gehalt des Korans bis zur Grenze des Unübertrefflichen erhebt, wenn jene wunderbaren Schilderungen des Paradieses in dieser Vollendung auch ohne Gleichen sind, wenn die Darstellung der marterreichen, grauenvollen Hölle neben Mohammed keinen zweiten

gleichen Meister fand, so bietet anderseits der Koran der literarischen Kritik
doch genügend Angriffspunkte. Die zahllosen Wiederholungen erschweren das
Studium des Korans ungemein und veranlassen manchen Leser, vorzeitig das
Buch als langweilig aus der Hand zu legen. Sicher zu unrecht, denn die grund-
legenden Religionsbücher pflegen sich nie durch einen flüssigen Stil auszuzeich-
nen, und ein Buch, wie der Koran, ein Iuwel der Weltliteratur, verdient auch
dann literarische Achtung und Würdigung, wenn man die seichten geistigen Wege
der Moderne vermißt. Wer für die Welt des Islams Verständnis gewinnen
will, muß dieses auf dem Koran aufbauen. Es ist richtig, daß die nach einem
Stichwort gewählten Überschriften jeder Sure oft Unverständliches, vielleicht
sogar Unschönes für uns bedeuten, denn Überschriften, wie „Die Kuh", „Das
zähe Blut", „Das Eisen" sind nicht dazu angetan, sympathisch zu wirken. Aber
abgesehen von diesen Äußerlichkeiten fesselt uns doch die tiefe Lebensweisheit,
die in breiten Wogen wie ein rauschendes Meer dahinströmt und in uns ein
lautes Echo weckt.
Anfangs wurden die einzelnen Offenbarungen Mohammeds nicht nieder-
geschrieben, so daß manche hiervon verloren gegangen sein mag; später bediente
sich dann Mohammed eines Schreibers und zwar seines Sklaven Said, eines
Medinensers, der nach dem Tode seines Herrn auf Veranlassung des Kalifen
Abu Bekr alle Offenbarungen Mohammeds sammelte, hierbei aber leider nicht
chronologisch vorging, so daß die ältesten und poetisch schönsten Suren nicht den
Anfang des Korans, sondern, sein Ende bilden. Auch in der übrigen Zusammen-
stellung der Suren macht sich ein wirres Durcheinander geltend, das manchmal
störend wirkt. Daß die islamische Welt heute den Koran ihr eigen nennt, das
hat sie viel dem reichen Kaufmann Abu Bekr zu verdanken, der als einer der
ersten Anhänger der neuen Lehre Mohammeds und als erster Kalif die Samm-
lung der Aussprüche des Propheten veranlaßte. Das auf diese Weise ent-
standene Buch vertraute Abu Bekr der Obhut von Mohammeds Witwe Hafsa,
der Tochter Omars, an. Es zeigte sich jedoch bald, daß durch die verschiedenen
Abschriften mannigfache Fehler entstanden waren, die beseitigt werden mußten,
welche Arbeit Othman veranlaßte, der ebenfalls ein früher Bekenner Moham-
meds war. Allerdings scheint der feurige, junge Othman, der spätere dritte
Kalif, anfangs sich mehr äußerlich zur Lehre Mohammeds bekannt zu haben,
um so sicherer die Hand von Mohammeds schöner Tochter Rukeijes zu gewinnen.
Othman ließ durch Said und drei weitere Mekkaner den Tert des Korans noch
einmal kritisch sichten, und wurde der so gewonnene neue Tert in den Hauptorten
des Kalifats verbreitet und bekannt gemacht, so daß dieser Tert auch die Grund-
lage des heutigen Korans bildet. Bei den Suren lassen sich drei verschiedene
Gruppen unterscheiden, und zwar kennzeichnen sich die frühesten meNanischen
Suren als jene hochpoetischen, tief seelischen Prophezeiungen, die wohl das Er-
hebenste und Schönste des Korans darstellen, ihnen gegenüber stehen die im

nüchternen Prosastil gefaßten Suren medinensischer Herkunft, von überwiegend
gesetzgeberischer Natur. Dazwischen sind die späteren mekkanischen Suren ein-
zureihen, die als hochpoetische Schilderungen von Paradies und Hölle so fesseln,
und die neben erbaulichen Erzählungen auch die flammenden Kampfreden gegen
den Unglauben enthalten. Wenngleich der Koran für die alltäglichsten Hand-
lungen Vorschriften aufweist, so hat sich doch neben dem Koran seit altersher
ein diesen ergänzendes Religionsbuch entwickelt, nämlich die Sunna oder Tra-
dition. Für die religiöse Welt des Islams ist die Sunna neben dem Koran
das zweitwichtigste Religionsbuch. In der Sunna finden wir auch die im Koran
nicht erwähnte, für die mohammedanische Welt zur Vorschrift erhobene Be-
schneidung, die ersichtlich dem semitischen Kult entnommen ist.
Die Lehre des Islams ist eine sehr einfache', und gerade diese Einfachheit
sicherte der neuen Religion einen Erfolg, der Mohammed zu den größten Religions-
stiftern erhob. Nach der Lehre des Islams gibt es nur einen Gott, das ist
Allah, und Mohammed ist sein Gesandter. In der Sendung liegt das wesent-
liche Merkmal der Unterscheidung, welche das Christentum von dem Islam trennt.
Der Islam fordert von seinen Anhängern ziemlich weitgehende religiöse Pflich-
ten. Selbstverständlich hat der Gläubige stets und immer das Bekenntnis zu
leisten, daß Allah der alleinige und wahrhaftige Gott ist. Eine starke Prägung
zeigt der Gebetkult. Fünf Tageszeiten sind festgesetzt, an denen nach voraus-
gegangener Waschung Gebete zu leisten sind. Formeln, Koransprüche und be-
stimmte Körperverneigungen sind als Gebet-Zeremonie streng zu beobachten, wobei
der Betende stets die Richtung nach Mekka einzunehmen hat. Auch der Muslim
kennt eine Festzeit, ähnlich wie unser Weihnachtsfest. Es ist der Festmonat
Ramadan, der neunte Monat, in welchem am 27. Tage Mohammeds Berufung
vollzogen wurde. In diesem Monat finden sich die Verwandten zur Festfeier
oft aus weiten Entfernungen zusammen; die Fastenvorschriften, von der Morgen-
dämmerung bis zum Sonnenuntergang das Fasten vorschreibend, werden streng
innegehalten. Allerdings können sich die Muslims in der Nacht dafür an
Speise und Trank schadlos halten. Kranke und auf dem Marsche befindliche
Reisende und Soldaten sind von dem Fasten befreit, müssen allerdings die ver-
säumten Tage nachholen. Der zwölfte Monat ist der Wallfahrtsmonat; nach den
Vorschriften des Islams muß jeder Mohammedaner in seinem Leben wenigstens
einmal eine Wallfahrt nach dem heiligen Mekka machen. Diese Vorschrift hat
sich aber nicht ganz durchringen können, denn in der islamischen Welt hat die
Anschauung Geltung erhalten, daß die Beteiligung von Einzelnen aus jeder
Gemeinde an der jährlichen Pilgerfahrt genügt, und so gibt es tatsächlich viele
Mohammedaner, die in ihrem Leben nie nach Mekka kommen.
Die berühmte Wallfahrt nach Mekka gilt dem Allerheiligsten der islamischen
Welt, der Kaaba, die man als einen mit Stoff verkleideten, etwa vierzig Fuß
langen, dreißig Fuß breiten und vierzig Fuß hohen Steinwürfel zu betrachten

hat, der in frühester Zeit vor Mohammed als Standort der Götzenbilder diente, heute vermutlich aber in der Hauptsache leer ist. Lediglich in der Ostecke der Kaaba befindet sich etwa fünf Fuß über der Erde der berühmte schwarze Stein eingemauert, der ein Oval von etwa sieben Zoll Durchmesser darstellt. Wie die Legende berichtet, hat dieser in der Religionsgeschichte so berühmte und merkwürdige Stein seine schwarze Farbe von den Freudentränen Adams angenommen, nachdem dieser die aus dem Paradiese vertriebene Eva dort wiedergefunden hatte. Noch heute wird das Grab Evas in Dschidda, dem Hafenplatze Mekkas gezeigt. Der schwarze Stein wird von den Mekkapilgern nach dem Glaubenszeremoniell geküßt. Auf deu weiteren Kult, der mit der Kaaba verknüpft ist, können wir hier nicht eingehen. Nach den Vorschriften des Korans hat jeder Angriff auf das islamische Gebiet die Erklärung des Dschihads oder „Heiligen Krieges" zur Folge, an dem jeder Muslim, jung und alt, teilnehmen muß. Der Prophet hat denen herrlichen Gotteslohn verheißen, die als Glaubenskämpfer in einem solchen „Heiligen Kriege" fallen. Als äußeres Zeichen der Verkündung des „Heiligen Krieges" wird die grüne Fahne des Propheten entfaltet. Grün ist die Lieblingsfarbe der islamischen Welt, wobei wohl die grünende Oase in der totenstarren Sandwüste das Beispiel gebende Symbol war. Grüne Turbane tragen die Nachkommen Mohammeds, grün sind die Kleider der Seligen im Paradiese, grün die Paradehandschuhe des türkischen Soldaten, so kündet sich in allem grün als die Lieblingsfarbe des Islams.

Endlich ist noch dem Gläubigen das Almosen zur strengen religiösen Pflicht gemacht. Nach dem Koran soll jeder alljährlich den vierzigsten Teil seines Besitzes als Armensteuer geben, was in bar oder Naturalien geschehen kann. Der Koran enthält weiter gewisse Speiseverbote, schreibt Enthaltsamkeit vom Wein vor und macht insbesondere die Gastfreundschaft gegenüber dem Wanderer zu einer religiösen Ehrenpflicht. In der Tat findet sich denn auch im ganzen Orient die Gastfreundschaft als eine der edelsten Sitten hoch in Ehren gehalten. Die Bedeutung des Korans liegt nicht nur in seiner überragenden Stellung als Religionsbuch, sondern auch darin, daß Mohammed mit dem Koran gleichzeitig zum ersten Mal eine klassische arabische Schriftsprache schuf, ähnlich wie Luther in seiner Bibelübersetzung für die deutsche Sprache, und daß durch diese neue arabische Schriftsprache der religiös erwachenden muslimischen Welt ein scharfes, siegreiches Kampfmittel in die Hand gegeben wurde. Goethe hat über den Koran sein Urteil in den Worten zusammengefaßt: „So wird dieses Buch für ewige Zeiten höchst wirksam bleiben." Ein Buch, aus dem Millionen täglich ihr Glaubensbekenntnis schöpfen, kann nicht mit dem Maßstab des Alltäglichen gemessen werden; eine mehr als tausendjährige Kultur blickt auf dieses Buch herab und, geadelt durch eine unendliche Zeit, wird der Koran für ewig ein kostbares Iuwel der Weltliteratur bleiben.

Dr. N. Hansen:
Die Krise in der franzosischen Militaraviatik.
Die Mißstände in der französischen Militäraviatik sind bereits seit vielen
Wochen Gegenstand ernster Erörterungen in der Öffentlichkeit Frankreichs ge-
wesen. Insbesondere waren es der bekannte Senator Humbert, sowie hie Iour-
nalisten Climen«au und Iudet, die in zahlreichen Leitartikeln ihrer Organe
immer wieder forderten, daß das französische Volk endlich einmal die- Wahrheit
über die Zustände in dem Untersekretariat für das Militärflugzeugwesen erfahre.
Sie haben dabei immer wieder den Ehrgeiz und das Selbstbewußtsein der Fran-
zosen aufgerüttelt, indem sie in den verschiedensten Wendungen stets die Frage
aufwarfen: Wo ist die einstige Vorrangstellung der franzö-
sischen Militäraviatiker geblieben, und warum haben
uns die „doelie»" überholt?
Bis Mitte Ianuar hatten sich bereits drei Interpellationen von Mitgliedern der
französischen Kammer mit diesen kritischen Verhältnissen befaßt. Die Interpella,
tionen der drei Abgeordneten Paul Laffont, Girod und L. d'Aubignn sollten
bereits am Freitag, dem 14. Ianuar in der Kammer zur Sprache kommen.
Iedoch wurde auf Wunsch Briands der Termin auf die folgende Woche ver-
schoben, wobei dem Regierungswunsche zugestimmt wurde, die heiklen Punkte
nur vor der Budgetkommission und vor der Armeekommisiion zu erörtern. Gleich-
zeitig wurde vom Regierungstische die Zusage gemacht, daß eine genaue Enquete
die ganzen Verhältnisse in dem Unterstaatssekretariat von Rens Besnard unter-
suchen sollte.
Worin eigentlich die Mißstände im französischen Militärflugzeugwesen be-
stehen, konnte man bisher nach den Ausführungen der französischen Zeitungen und
auf Grund der parlamentarischen Berichte nur recht unklar erkennen. Die Presse
war gezwungen, über organisatorische Einzelheiten, über die Ergebnisse von Nach-
forschungen, über krasse zu Tage tretende Fehler und Mißstände in der Militär-
aviatik unter dem Drucke der Zensur zu schweigen. Wenn auch unter den vielen An-
griffen auf den inzwischen zurückgetretenen Unterstaatssekretär Ren6 Besnard
manche persönlichen Anfeindungen gewesen sein mögen, von denen nament-
lich Clsmenceau mit seinen Auslassungen im „L'Homme Enchain6"
nicht freizusprechen ist, so muß man doch sagen, daß die
Krise auf Ursachen recht ernster Natur und sogar auf schwere Unter-
lassungssünden, die während des Krieges begangen worden sind, zurück-
zuführen ist. Der Senator Humbert meint zwar, daß die maßgebenden
deutschen Militärkreise hinlänglich über die Schwächen der französischen Militär-

verwaltung unterrichtet sind, und daß es besser sei, eine offene Sprache zu führen. Aber er hat doch erkennen müssen, daß weder die französische Zensur, noch die Kammer im Interesse der öffentlichen Sicherheit geneigt sind, seinen Rat zu befolgen. Dennoch ist uns Deutschen mit Hilfe einer authentischen und hochinteressanten Denkschrift eines ersten französischen Sachverständigen für Militäraviatik ein Mittel an die Hand gegeben, die Dinge klarer zu erkennen. Der Verfasser dieser Denkschrift, die mir vorliegt, ist der dritte weiter oben erwähnte Interpellant L. d'Aubigny. Seine Ausführungen sind, da er Vorsitzender der Heereskommission für Luftschiffahrtsfragen ist, sehr gewichtig und in ihrer knappen Fassung gleichzeitig sehr interessant und überzeugend.

„Was bisher nicht getan wurde," so heißt die Überschrift des ersten Teils der Denkschrift. Aubigny zeigt darin, wie zu Anfang des letzten Frühjahrs die französischen Flugzeuge durch ihre Schnelligkeit den deutschen überlegen waren, und wie durch Fehler des Unterstaatssekretariats die deutschen Flugzeuge die französischen überholen konnten. Die Deutschen als scharfe und gewissenhafte Beobachter hätten sofort bei Beginn des Krieges ihre Schwächen und Mängel gegenüber den französischen Flugzeugen erkannt und inzwischen durch Erbauung schnellerer und besser armierter bewaffneter Flugzeuge die Lücken ausgefüllt. Ietzt gehe der Luftkampf um die Beherrschung des Luftmeeres, das müsse man in Frankreich klar vor Augen halten. Es sei unter allen Umständen erforderlich, daß Frankreich sich aufraffe, so schnell wie möglich gleich starke Luftkampfflugzeuge zu konstruieren, als sie die Deutschen in dem Fokkerflugzeug besäßen. Genau so scharf, wie die deutschen Ingenieure und Konstrukteure seit Beginn des Krieges auf alle Verbesserungen und Veränderungen in der französischen Aviatik geachtet hätten, und mit genau soviel Verständnis, wie sie für alle technischen Fortschritte der Franzosen bekundet hätten, müsse man künftig auch in Frankreich die deutsche Technik verfolgen und Untersuchungen an den nenerbeuteten Flugzeugen anstellen. Die scharfe Verfolgung der deutschen technischen Fortschritte sei leider aus übertriebener Selbstüberhebung und auch aus sonstigen schwer zu verurteilenden Gründen, die das Licht der Öffentlichkeit scheuten, versäumt worden. Die französische Militärflugzeugverwaltung müsse im Hinblick auf das wirksame Luftkampfmittel, das die Deutschen mit den schnellen Fokkerflugzeugen in der Hand hätten, und das dem französischen und dem englischen Heere schon erschrecklich viel Opfer an tüchtigen Fliegern gekostet hätte, mit seinem Glauben an die eigene Unfehlbarkeit brechen. Leider habe die Verwaltung bisher alles versäumt, um Flugzeuge von gleicher Schnelligkeit, mit gleich geringem Schußfeld infolge besonderer Konstruktion der Tragflächen, mit gleicher Leichtigkeit in der Handhabung und ähnlich wirkungsvoller und geradezu verheerender Armierung zu schaffen, als sie die deutschen Gegner jetzt mit Erfolg anwenden. Überhaupt habe man bisher nur außerordentlich wenig von der Organisation des deutschen Militärflugzengwesens gelernt. Während die Deut,

schen ganz verschiedene Flugzeuge und Männer für Aufklärung, Abwehr und Benachrichtigung, sowie für Bombenwerfen verwendeten, wobei die drahtlose Telegraphie bereits eine sehr gewichtige Rolle spielt, müsse man in Frankreich jetzt erstaunt fragen: Wo bleibt denn unsere gute Aviatik vom Frühjahr 1915? Durch die Ablehnung neuer Flugzeugtypen und durch die Vernachlässigung wichtiger organisatorischer Grundsätze sei die französische Militäraviatik in eine beschämende Lage gebracht worden. Was man früher bei der Artillerieverwaltung in bedauerlicher Weise öfter habe konstatieren können, als dort neue, sich jetzt vorzüglich bewährende Geschütze und Revolverkanonen immer wieder abgelehnt wurden, wiederhole sich heute bei der Beschaffung und Ausrüstung erstklassiger Luftkampf- und Aufklärungs-Flugzeuge. Wenn die Dinge so kraß bei ihrem Namen genannt würden, so handle es sich nicht um eine Stellungnahme gegenüber den wirtschaftlichen Interessenkämpfen und den persönlichen Fehden, sondern um das Wohl des Vaterlandes, das energisch eine Abstellung der herrschenden Mißstände in der Verwaltung der französischen Militäraviatik fordere.

In einem zweiten Abschnitt mit der Überschrift „Tatsachen" geht d'Aubignp auf Vorgänge ein, von denen er grundsätzlich nur einige krasse Fälle nennt, obgleich er, wie er sagt, viele Hunderte weiterer Belege nachzuweisen bereit ist. „Warum soll man sich nicht entrüsten," so heißt es zu Anfang dieses Abschnittes, „wenn man hört, daß beispielsweise ein praktisch wirklich brauchbares Angebot, welches -viele Millionen an Kosten für Betriebsstoffe hätte ersparen können, einfach ohne nähere Angabe von Gründen abgelehnt worden ist?" Geradezu unheilvoll sei es gewesen, wenn während des Krieges das Bauprogramm für Flugzeuge viermal abgeändert worden sei, so daß einer der größten französischen Flugzeugfabrikanten in L. dreiviertel seines Personals habe entlassen müssen und jetzt ernstlich daran denke, seine Fabrik überhaupt zu schließen. Die Organisation der Militäraviatik sei auch deshalb so bedenklich und tadelnswert, da es in ihr eine persönliche Verantwortung überhaupt nicht gäbe. Das habe sich immer wieder gerächt, wenn Konstrukteure neue Apparate oder sonstige Neuerungen angeboten hätten. Durch eine der zahllosen Kommissionen sei eine Entscheidung über viele wichtige Projekte immer wieder verschleppt worden. Hätten dann die Konstrukteure endlich ein Resultat hören wollen, so seien sie stets von Pontius zu Pilatus geschickt worden, bis schließlich keine Persönlichkeit in der Verwaltung mehr hätte raten können, wohin "sich der Erfinder nochmals wenden könne.

„Das muß anders werden," so beginnt der dritte Abschnitt der Denkschrift. Es heißt dort an der charakteristischsten Stelle: Einer unserer besten Piloten sagte mir kürzlich: „Zu den Zeiten, als die „doede«" noch weniger schnelle Apparate hatten, als wir, habe ich zehnmal einen vor das Rohr meines Geschützes bekommen und zehnmal hat sich ein heftiger Kampf entsponnen. Ietzt, wo sie schnellere und besser armierte Flugzeuge haben, als wir selbst, steigen

wir nie mehr zu Verfolgungsfahrten auf, ohne daß wir nicht vorher gewisser-
maßen unser Testament gemacht und mit dem Leben abgeschlossen haben. Heute
verteidigen wir uns nur noch, weil wir trotzdem nicht feige sind. Gebt uns
schnellere Apparate und bessere Geschütze, und wir werden sehen, wer Sieger ist.
Statt die Fabrikation der Flugzeuge zu beschränken, sollte man sie ausgestalten.
Wir müssen Kampfflugzeuge mit guten Geschützen haben, das ist die größte For-
derung des Tages. Der Kammer und dem Kriegsministerium muß zugerufen
werden: „Habt Einsicht!" Ie mehr Verständnis Senat und Kammer hierfür
zeigen, desto eher überwinden wir die jetzige Krise, und desto eher werden wir
das Gefühl der Unterlegenheit und Unruhe los."
Zurzeit ist diese Denkschrift von d'Aubigny entschieden die sachlichste An-
klage, die gegen die Zerfahrenheit in der Verwaltung der französischen Militär-
aviatik erhoben worden ist. Die Krise ist so ernst, daß die Stellung von Rens
Besnard als stark erschüttert gilt. Iedoch würde nach Auffassung von Ernest
Iudet der Sturz des jetzigen Unterstaatssekretärs auf die Verbesserung der Ver-
hältnisse nur wenig Einfluß ausüben, da Besnard persönlich für die Mißstände
kaum verantwortlich gemacht werden könne. Er würde lediglich der Sünden-
bock sein für die Wirkungen de» vielen wirtschaftlichen Interessentenkämpfe und
persönlichen Bestrebungen, mit denen man gänzlich aufräumen müßte. Erst dann
würden die Franzosen wieder hoffen können, in der Aviatik einen Platz einzu-
nehmen, wie ihn Sven Hedin trotz seiner ausgesprochenen Deutschfreundlichkeit
zugunsten der Franzosen anerkannt hat. Ietzt sei die Lage so, wie sie Iaques
Mortane in einem sehr beachtenswerten Artikel der „Revue de Paris" mit pro-
phetischem Blick vorausgesehen hat. Das heißt, der französische Pilot, so begabt,
erfinderisch, ehrgeizig und tapfer er auch persönlich sein möge, so sei er von seinem
Flugzeuge abhängig. In dem Moment, wo er in der Geschwindigkeit und in
der Bewaffnung mit dem Gegner nicht Schritt halte, sei er verloren. Dies sei
inzwischen an den Schicksalen vieler tapferer französischer Flieger bewiesen
worden. Übrigens seien sie nicht nur das Opfer dieser Umstände, sondern der
fehlerhaften Organisation überhaupt geworden. Die drei wichtigsten Funktionen
der Piloten in der Luft müßten nach Iudets Auffassung auf einzelne Spezialisten
verteilt werden. Die Aufklärung, die Verfolgung und die Beschießung, bzw.
das Schleudern von Bomben seien Tätigkeiten, für welche die besten Leute
zu wählen und ganz speziell ausgebildet werden müßten. Selbst so tüchtige
Piloten wie Psgoud, Garros etc. hätten in den kritischsten Augenblicken nicht
alle Funktionen gleichzeitig ausüben können und seien deshalb zum Teil das
Opfer mangelnder Spezialisation geworden. Nach Durchführung dieser organi-
satorischen Verbesserungen, die sich bei den Deutschen so gut bewährt haben,
müsse der dringende Wunsch der Aviatiker nach schnelleren und besser bewaff-
neten Apparaten in Erfüllung gehen. Die jetzige Unordnung in der französischen
Militäraviatik, so meint Iudet, sei geradezu unheilvoll und ruinös.

Ein Rückblick auf das bisher Ausgeführte lehrt, daß die Krise in der französischen Militäraviatik auf sehr schwerwiegende politische und organisatorische Gründe zurückzuführen ist. Nur schweren Herzens geben die sonst so selbstbewußten Franzosen ihre Schwächen zu, die jedenfalls noch größer sind, als es hier auf Grund des erlangbaren Materials nachgewiesen werden konnte.
Daß die »boeli«»" auch diesmal mit ihrer Technik und Organisation für die Neuregelung der französischen Militäraviatik als Muster dienen sollen, ist wiederum ein Zeichen, daß man in Frankreich nicht allzu gering von uns denkt. Nur zu gerne möchte man einmal einen FoNerapparat erbeuten und restlos alle technischen Geheimnisse diesem Beutestück ablauschen.
In welchem Maße auch sonst die deutschen Vorbilder herangezogen werden, das schildert ein Bericht des „Eclair" vom 13. Ianuar, der über die deutsche Militäraviatik spricht, und der manche interessante Einzelheiten über die Verteilung der Flieger auf die einzelnen deutschen Armeekorps enthält. Am gleichen Tage bringt der „Petit Parisien" einen ausführlichen Artikel über den deutschen FoNerapparat, dessen technische Einrichtungen und Leistungsfähigkeit dort näher beschrieben werden. Ob die dort gemachten Angaben stimmen, und ob die Mitteilungen tatsächlich von deutschen in russische Gefangenschaft geratenen Fliegern stammen, wie die Zeitung glauben machen will, scheint nach der ganzen Art, wie über diese Dinge berichtet wird, mehr als zweifelhaft. Soviel ist jedenfalls sicher, daß die Franzosen zur Einsicht gekommen sind, daß sie sich erheblich anstrengen müssen, wenn sie den deutschen Vorsprung in organisatorischer und technischer Beziehung einholen wollen. Die ganze französische Krise lehr t uns Deutsche, daß auch wir alles tun müssen, um unseren Vorsprung zu behaupten, und daß wir keineswegs voll Stolz und Selbstüberhebung, wie es die Franzosen so gerne tun, auf unsere Gegner herabsehen sollen. Ie länger die Franzosen daran zu arbeiten haben, unseren Vorsprung einzuholen, und je mehr Respekt sie vor unseren Fliegern haben, desto besser ist das für uns. Hoffentlich dauert die Enquste, die von Briand zugesagt wurde, ebenso lange, wie das Untersuchungsverfahren gegen den Mörder von Iaurss. Auf die Benutzung deutscher Vorbilder durch die stolzen und selbstbewußten Franzosen dagegen möchten wir soweit als möglich verzichten. Ia, wir haben allen Anlaß, dahin zu drängen, daß ihnen sämtliche Möglichkeiten, Informationen über die deutsche Militäraviatik zu bekommen, genommen werden.

Dr. Ernst Schulhe:

Die weltpolitische Blindheit Nordamerikas.

Deutschland hat sich genötigt gesehen, gegen die fortgesetzten Waffenlief>
rungen aus den Vereinigten Staaten an den Dreiverband — den gewaltigsten
Handel mit Kriegsgerät, den alle Weltgeschichte aufweist — Einspruch zu
erheben, zunächst durch eine Mitteilung an die Zeitungen, dann durch eine förm-
liche Erklärung unseres Botschafters Grafen Bernstorff.

Durch diese Waffenlieferungen ist ein schneidender Mißton in
die Beziehungen zwischen Deutschland und die nord-
amerikanische Union gebracht. Schon bald nach Ausbruch des Krieges
wurde uns allerdings klar, daß die Haltung der Vereinigten Staaten weder
unseren Hoffnungen, noch ihren eigenen Interessen entsprach. Mancherlei Ur-
sachen haben dazu mitgewirkt: einmal der Zufall, daß an der Spitze der Union
augenblicklich nicht ein so temperamentvoller und tatkräftiger Mann steht wie
Roosevelt, der sich die beständigen Übergriffe Englands zur See bestimmt nicht
hätte bieten lassen; zweitens der Umstand, daß die auswärtige Politik der Union
seit einigen Jahren bedenklich verfahren ist, da sie durch das häufige Eingreifen
in Meriko und Mittelamerika, wobei sie nicht immer mit sehr reinen Fingern
dastand, sehr viel böses Blut gemacht hat; gegen jede auswärtige Verwicklung
ist man seither, zumal seit der derben Lehre, die in der Schlichtung des meri-
kanischen Abenteuers durch das über die Achsel angesehene Südamerika (die ^.VO,
Sta, en Argentinien, Brasilien und Chile) lag, äußerst vorsichtig geworden.
Endlich cber und vor allem erwächst die Stellungnahme der Regierung und eines
großen Teils der öffentlichen Meinung in Nordamerika zum nicht geringen Teil
aus einer geschichtlichen und politischen Blindheit, die
schon oft an ihr zu beobachten war, wenn sie auch bisher für Deutschland noch
niemals so bedenkliche Wirkungen zeitigte.

In der Tat besitzen die heutigen Nordamerikaner von dem, was wir poli-
tische Bildung nennen, kein allzu großes Maß. Zwar ist ihnen durch die
Weisheit der Gründer ihres Bundes eine Verfassung geschenkt worden, die so
klug und vorsichtig ausgedacht ist, daß sie, die langlebigste Verfassung der Welt,
heute noch, unter völlig veränderten Verhältnissen, für ein sehr viel größeres
Gebiet und eine dreißigmal größere Bevölkerung gilt, als zu der Zeit, da sie
entworfen ward. Auch ist es unzweifelhaft, daß die Nordamerikaner eine starke
Fähigkeit besitzen, sich ohne behördliche Leitung und Überwachung im Hand-
umdrehen zu jeder Arbeit zu organisieren, die für die Gesamtheit notwendig ist.
Aus diesen beiden Quellen sind unzählige heilsame Wirkungen geflossen. Trotz-

dem ist die politische Bildung dieses Volkes gering — ganz besonders soweit die Beurteilung weltpolitischer Fragen in Betracht kommt.
Dafür ist in erster Linie dieEigenartdergeographischenLage und der geschichtlichen Entwicklung der Union verantwortlich zu machen. In Nordamerika ist sie unbedingt das führende, fast könnte man sagen, das allein in Betracht kommende Staatswesen. Weder Kanada noch das geographisch ja eigentlich zum nördlichen Kontinent gehörige Meriko können dagegen ankämpfen. Politisch, wirtschaftlich und kulturell ist das Übergewicht der Vereinigten Staaten so gewaltig, daß die beiden Nachbarn es meist vorziehen, sich zu fügen. Dadurch aber geht den Amerikanern — wenn ich das Volk der Vereinigten Staaten der Kürze halber so bezeichnen darf, da es sich leider keinen eigenen Namen gegeben hat — der bedeutsame Vorteil verloren, der sich für die europäischen Völker aus dem Nebeneinanderleben mit anders gearteten Nationen ergibt. Alle die zahllosen geistigen und wirtschaftlich-technischen Anregungen, die wir Europäer trotz den Kriegen, die wir zuweilen gegeneinander führen, einander geben, fehlen den Nordamerikanern; oder sie erhalten sie größtenteils erst über den großen Teich.
Um so mehr haben sie sich in die Vorstellung hineingelebt, sie seien politisch, wirtschaftlich und geistig den Völkern der alten Welt, geschweige denn den Mittel- und Südamerikanern, bedeutend überlegen. Mit stiller Verachtung werden die, wie der Amerikaner gern glauben möchte, alternden VölkerEuropas angesehen, die offenbar einer bedenklichen Verarmung entgegengehen und sich so viel langsamer entwickeln als „Gottes eigenes Land"*), wo in einem Menschenalter aus einer Wildnis volkreiche Staaten emporwuchsen. Auch seien ja die europäischen Nationen so im Militarismus befangen, so unfähig, die Idee des ewigen Friedens und der allgemeinen Verbrüderung der Menschen zu fassen, der die Vereinigten Staaten dienten, daß alles Heil der Menschheit völlig bei letzteren liege. Glücklicherweise würden sie durch ihre mit Riesenschritten wachsende wirtschaftliche Macht und ihre vorwärtsstürmende Bevölkerungszahl spätestens in einem halben Iahrhundert den senilen Völkern Europas so überlegen sein, daß sie ihnen die Abschaffung des Militarismus diktieren und ihnen andere Wohltaten erweisen könnten. Heute zwar beträgt die Bevölkerung der Union auf einer Fläche, die annähernd ebenso groß ist, wie die Europas, erst 90 Millionen. Der echte Amerikaner rechnet indessen damit, daß am Ende des 20. Iahrhunderts diese Menge auf 1500 Millionen gewachsen sein werde — wobei er weder den scharfen Geburtenrückgang der eingeborenen weißen Bevölkerung in Betracht zieht, noch die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten

*) Emerson bezeichnete die Vereinigten Staaten als „Gottes letztes und größtes Geschenk für die Menschheit", und der Amerikaner spricht von seinem Lande gern als „(3oÄ'» ovn oountr?".

über den Höhepunkt ihrer Entwicklung, soweit sie ohne Mühe und Reibung mög, lich war, offenbar hinaus sind.

Diese dünkelhafte Verachtung Europas hat ihr Gegenstück in dem Herab, sehen auf alle anderen Völker. Den Neger verachtet man seiner Hautfarbe wegen in tiefster Seele, und nicht nur in den ehemaligen Sklaven-staaten wird er noch heute als halbes oder ganzes Vieh angesehen. Den Indianer konnte man seiner Tapferkeit und seines Stolzes halber nicht wohl verachten — weswegen man ihn vernichtete. Chinesen und Iapaner, überhaupt alle Menschen gelber Hautfarbe, sind Menschen zweiter oder dritter Klasse, und da ihre Über-legenheit, wenigstens in friedlicher Arbeit, zum Teil nicht hinwegzuleugnen ist, schließt man sie aus und droht ihnen mit Kriegsschiffen und Kanonen. Den romanischen Amerikanern bringt man eine ebenso abgrundtiefe Verachtung ent-gegen, — während man sie andererseits dem bösen Europa gegenüber heraus-streicht und in den Himmel hebt, weil sie die republikanische Staatsform an-genommen haben, die jeder anderen himmelweit überlegen sein muß, da sie ja in „Gottes eigenem Lande" herrscht. Nimmt sich daher eine der amerikanischen Schwesterrepubliken heraus, ihre Schulden an Europäer nicht zu zahlen, so ist alles in Ordnung. Versucht sie aber dasselbe gegenüber Nordamerika, so droht Bruder Ionathan mit dem großen Stock oder stellt den unartigen kleinen Bruder unter Vormundschaft. In der Tat besteht der Pan-Amerikanismus infolge des psychologisch überaus ungeschickten Vorgehens der Nordamerikaner einstweilen nur in ihrer Einbildung, während der romanische Amerikaner von der Uni?n nichts wissen will.

TiefereKenntnisse über Mittel- und Südamerika sind im nördlichen Kontinent fast nirgends anzutreffen. Das gleiche gilt für die Be-ziehungen zu Europa — ausgenommen diejenigen Länder, in die sich der Strom der amerikanischen Touristen ergießt. Da die Kenntnis fremder Sprachen nicht zu den starken Seiten der Amerikaner gehört, so beschränken sie sich in der Regel auf England und einen kleinen Ausschnitt von Frankreich, während sie nach Deutschland viel seltener kommen. Was über Berlin im Osten oder Südosten hinaus liegt, ist ihnen nun gar ein unbekanntes Land. Es wird allen Ernstes versichert, daß der Staatssekretär des Äußeren, Mr. Bryan, noch vor drei Iahren, nach Übernahme seines Amtes, den Unterschied zwischen Bukarest und Budapest nicht gekannt habe.

Schwere Fehler lassen sich nicht eben selten in den geographischen oder geschichtlichen Vorstellungen auch solcher Amerikaner finden, bei denen man dies aus Rücksicht auf ihren Beruf weder annehmen noch dulden sollte. So sind selbst in den Propagandaschriften der Pan-American Union manche grobe Schnitzer enthalten. In einer wird behauptet, die Lamawolle werde meist als Alpakawolle verkauft — während der Unterschied zwischen Kamel- und Alpakawolle, wie

Dr. A. Wirth*) bemerkt, ungefähr so groß ist, wie zwischen Menschen- und Pferdehaaren. In einer anderen Schrift derselben von Mr. Barett geleiteten Propagandastelle in Washington heißt es, Callao sei einer der schlechtesten Häfen Südamerikas und bestehe nur aus einer Außenreede, zu welcher der Wind von der japanischen Küste her Zutritt habe. Bisher haben die Meteorologen von einer Windströmung von der japanischen nach der südamerikanischen Küste noch nichts gewußt, und die Geographen haben Callao für einen der besten Häfen gehalten, zumal da er durch eine vorgelagerte Insel, San Lorenzo, geschützt ist**).

Im letzten Viertel des 18. Iahrhunderts und in der ersten Hälfte des 19. zog die politische Bildung in Nordamerika manche Nahrung aus dem Zwange, sich über die den Einzelstaaten zu gebende Verfassung klar zu werden. Sowohl in öffentlichen Versammlungen und in der Presse, wie noch mehr in dengeset z - gebenden Versammlungen wurde das Problem nach allen Seiten hin erörtert. Was in Philadelphia verhandelt wurde, bevor man der Union ihr staatsrechtliches Kleid gab, ließ die Blicke der Nation so tief in wichtige politische Fragen eindringen, daß die politische Bildung daraus reiche Nahrung schöpfen konnte. Das gleiche gilt von den verfassunggebenden Versammlungen mancher Einzelstaaten, namentlich von Massachusetts. Seitdem jedoch das gesamte Festlandsgebiet der Union in Einzelstaaten aufgeteilt ist — ein Vorgang, der im wesentlichen vor dem letzten Drittel des vergangenen Iahrhunderts zum Abschluß gelangte —, während neue Gebiete in der Regel nur als Territorien hinzukamen, denen man, weil sie erobert waren und weil sie keine englischsprechende Bevölkerung enthielten, nicht dieselben staatsbürgerlichen Rechte gewähren wollte wie den alten Einzelstaaten — seit dieser Zeit ist zugleich mit dem Zwange, sich über politische Grundfragen klar zu werden, auch eine wichtige Ge, legenheit entschwunden, sich darüber unterrichten und anregen zu lassen. Man könnte zwar in jenen früheren Verhandlungen nachlesen — aber wer tut das? Eine kurze Zusammenfassung wäre von größtem Wert; meines Wissens wurde sie bisher nicht unternommen. Mitschuldig ist auch die Schulbildung, die sehr viel geringere Ergebnisse zeitigt, als bei uns. In Deutschland würden wir

*) „Tag" vom 30. August 1912.

") Dr. A. Wirth macht ferner auf ande« böse Fehler aufmerksam: „In einem Aufsätze wird beispielsweise der Wannversand von dem bolivischen Mollendo nach Cochabamba beschrieben nnd gesagt, daß dort das Lama als Frachttier dient. Tatsächlich „ibt es dort seit vielen Jahren einen Fahrweg und seit drei Jahren eine Eisenbahn. Besonderen yteiz erhält die Unkenntnis des Bulletins dadurch, daß sämtliche bolivischen Bahnen von einer nicht ganz unbekannten Newyorker Firma, von Speyer, dem drittgrößten Bankhause der Vereinigten Staaten, finanziert worden sind. Aber selbst bevor die gedachte Bahn ferliggestellt wurde, gingen jene Waren weder auf dem Mücken von Lamas, noch auf dem berührten Fahrwege, sondem wurden aur einem Umwege über Antofagasta und Oruro geleitet."

weder beim Abiturienteneramen noch in der Höheren Töchterschule jemand ent-
lassen, der so geringe Kenntnisse über die Geographie Amerikas oder Asiens
besäße, wie zahlreiche Amerikaner über Amerika oder Europa. Auch ist, dadurch
mit veranlaßt, der Interessenkreis der letzteren viel enger. In seiner Schrift
über die Nervosität in Amerika meint G. M. Beard, der Nordamerikaner werde
fortwährend von drei Fragen verfolgt: wie verdiene ich möglichst viel Geld?
wer wird Präsident der Union? was geschieht mit dem Menschen nach dem
Tode?

Diese Beobachtung ist treffsicher. Von den W e ltpro b lem e n hat der
Amerikaner nur in soweit eine Vorstellung, und auch dann meist eine ziemlich
ungenaue, als sein eigenes Land dabei in Frage kommt. Mittelamerika und
Westindien, der Stille Ozean und Ostasien — das sind die Gebiete, für die
er sich interessiert. Wenn aber weit hinten in Europa die Völker aufeinander,
schlagen, so geht ihn das politisch, wie er meint, nichts an, während er für jede
Sensationsnachricht vom Kriegsschauplatz um so dankbarer ist, je blutiger sie
sich gebärdet. Daß in dem heutigen Kriege Staatssekretär Bryan die Waffen-
lieferungen Nordamerikas mit dem Saltomortale zu rechtfertigen sucht, ihr Verbot
würde eine Neutralitätsverletzung darstellen, geht allerdings über die Ver-
schrobenheit juristischer Folgerungen, wie sie wohl in jedem Lande möglich sein
würden, nur wenig hinaus; auch ist das Denken, nach allem, was wir wissen, niemals
Bryans starke Seite gewesen — siehe z. B. seine Stellung zur Währungsfrage.
Weit erstaunlicher ist, daß selbst der Präsident der berühmtesten nordamerikanischen
Universität, Elliot, sich zu Beginn des Krieges im Gegensatz zu den Ausführungen
unserer deutschen Geisteskämpfer Dernburg und Kühnemann öffentlich dahin aus,
gesprochen hat, daß dieser Krieg auf Deutschland zurückfalle, und daß wir ihn
sehr wohl hätten vermeiden können, indem wir uns gegen etwaige russische An-
griffslust mit Westeuropa hätten verbünden können! Ich habe Karlchen Mießnicks
Aufsätze zur Weltkriegsfrage noch nicht gelesen, fürchte jedoch, daß er sich viel
törichter auch nicht hat aussprechen können.

Am ärgsten ist die weltpolitische Blindheit, so eigenartig
dies klingt, inNordamerikaindenKreisenderPolitiker. Die
Erscheinung erklärt sich dadurch, daß infolge der vielfach im politischen Leben
bort herrschenden Korruption und aus Rücksicht auf die zahllosen Unfeinhelten,
1>ie es bringt, gerade die besten geistigen Elemente nicht in diesen Beruf zu gehen
pflegen. Daher sind bedeutende Politiker in Nordamerika immer seltener ge-
worden. Einsichtige Männer dort verschließen sich dieser Erkenntnis nicht.
Anfang 1912 hat ein patriotisch denkender, vielgereister Amerikaner, der
sich hinter dem Decknamen „Iunius Iunior" verbergen mußte, einen Aufsatz
über die Monroedoktrin veröffentlicht, in welchem er bittere Kritik an dem
Kongreß übt. Diese Körperschaft mache auf einen vielgereisten Amerikaner im
Vergleich zu anderen Parlamenten einen beinahe mitleiderregenden Eindruck; ent,

halte er doch außerordentlich wenig Männer, die über den engen Kreis ihres Wahlbezirks hinaus Verständnis haben.

In der Tat beschäftigen sich die amerikanischen Politiker weit mehr als mit einer Vertiefung ihrer politischen Bildung mit der Herstellung einer ungeheuren Menge von Gesetzen, deren weitaus größte Zahl in Vergessenheit sinkt, unmittelbar nachdem sie das Licht der Welt erblickt haben. Die wahnwitzige Gesetzesüberproduktion in den Vereinigten Staaten ist ein deutliches Zeichen für das Absinken politischer Bildung. Auch in anderen Staaten schwillt allerdings die Zahl neu erlassener Gesetze bedrohlich an. Nirgends aber hat man es bisher so weit gebracht, wie in der Union, wo im Bundesparlament zu Washington und in den Parlamenten der 48 Einzelstaaten jedes Iahr zusammen mehr als 10 000 (zehntausend) Gesetze fabriziert werden. Nicht e i n Gebiet des menschlichen Lebens gibt es, das davon nicht berührt würde. Nichts ist zu hoch, nichts zu niedrig, nichts zu heilig, nichts zu profan für den fieberhaften Eifer dieser Gesetzgeber. Hier wird den Frauen verboten, Oberlichtblusen zu tragen; dort wird den Gastwirten vorgeschrieben, vor jedem Schnaps- oder Bierlokal eine rote Laterne mit der warnenden Aufschrift „Dan^er" („Gefahr!") anzubringen. In dem einen Staate wird das Fluchen am Fernsprecher verboten, in anderen den Hotelbesitzern und Gastwirten vorgeschrieben, kein zerbrochenes Porzellan auf den Tisch zu bringen. Oder es wird den Hotels befohlen, daß sie nur Betttücher von einer ganz bestimmten Länge benutzen dürfen, daß sie jeden Gast täglich mit einem neuen Handtuch zu versehen haben, daß sie einmal jährlich ihre gesamte Leinenwäsche desinfizieren lassen müssen. Auch wird das Geben und Empfangen von Trinkgeldern unter gesetzliche Strafe gestellt, ganz abgesehen von den zahllosen Gesetzen gegen den Alkohol. Wieder ein anderes Parlament hat darüber verhandelt, ob man nicht die zehn Gebote in das Staatsgesetzbuch aufnehmen sollte. Das Parlament des Staates Michigan hat sich sogar mit der Lösung der Quadratur des Kreises geplagt*).

Daß sich eine so ungeheure Zahl von Gesetzen, noch dazu von teilweise unvernünftigen Gesetzen, nicht durchführen läßt, liegt auf der Hand. Die Absicht, aus der sie entsprungen sind, mag gut sein — in der Regel leidet sie doch an Unklarheit und ist unüberlegt. Die Gesetzmacherei in den Vereinigten Staaten mit allen ihren üblen Folgen wächst sich mehr und mehr zu einem Kulturübel aus. Vor allem wird dadurch eine Gesetzes-Mißachtung großgezogen, die dem Staatsleben um so gefährlicher werden muß, als die Neigung des Amerikaners, die Gesetze zu befolgen, an sich schon nicht sehr groß ist. Es spricht Bände, daß ein amerikanischer Universitätsprofessor diesen Zustand der Dinge

*) Siehe meinen Aufsah „Gesetzmacherei in den Vereinigten Staaten" (in der Zeitschrift „Gesetz und Recht" vom 12. März 1915. S. 271 ff.).

rechtfertigt, indem er es als einen Vorzug des amerikanischen Gesetzes preist, daß „es wartet, bis es gerufen wird"*).

Es kommt hierin eine psychologische Eigenart des Amerikaners zur Geltung, die sein gesamtes persönliches und staatliches Leben durchzieht: sein auf die Spitze getriebener Individualismus. Während er glaubt, ein leidenschaftlicher und tatkräftiger Patriot zu sein, nimmt er doch in seinem Privatleben weder auf den Staat noch auf die Gesamtheit die gebührende Rück- sicht. Mit vollem Recht behauptet H. G. Wells von dem Amerikaner, „es sei ihm die Auffassung fremd, nach der sein geschäftliches Tun und Treiben, seine Privattätigkeiten in letzter Linie doch nur wieder als Teilvorgänge eines um, fassenden, kollektiven Prozesses anzusehen sind, auch auf andere Menschen und auf die Welt überhaupt Einfluß ausüben, und nicht nur, wie er meint, mit seiner Person anfangen und aufhören. Er sieht das Weltwesen durch eine atomisierende Brille; es stellt sich ihm dar als bunte Menge individueller Begebenheiten, ‚Ge- schichten^, wie sich die amerikanischen Zeitungen ausdrücken. Geht man ein amerikanisches Blatt aufmerksam durch, so macht man die Beobachtung, daß es sich darin vom ersten bis zum letzten Satz um Individuen handelt, um individuelles Tun und Treiben, darum, was dieser und jener gesagt und erlebt hat. Und diese Individualitäten bleiben unverschmolzen und isoliert stehen. Nicht die geringste Verallgemeinerung oder Abstraktion, nicht die dünnste Luft der Reflerion mildert jene schroffen, emphatisch vorgetragenen, selbstgenügsamen Darstellungen rein persönlicher Begebenheiten**)."

DerStaatist dem Amerikaner vor allem eine angenehme Hilfe für das Dasein. Er liebt ihn deshalb, weil es unter seinem Dack möglich ist, geschäftlich gut vorwärts zu kommen. Die wirtschaftliche Wohlfahrt des Landes wird von ihm bewundert und als großer persönlicher Vorteil empfunden, während die Möglichkeiten des Aufsteigens in den europäischen Ländern so viel geringer sind und die Steuerlast dort unverhältnismäßig schwerer drückt. Daß die Vaterlandsliebe sich vor allem in Opfern kundgeben muß,

*) „Wir trag«, unsere Regierung mehr wie eine Toga all einen Nock. Wer glaubt, ^daß er durch ein Studium unserer Wahlmaschinerie und Gesetzgebung, oder durch ein Herzählen der Vollmacht,« und Funktionen von Beomten und Legislaturen ermitteln tonne, wie wir regiert werden, ist ganz entschieden «uf dem Holzwege. Diese Dinge, wie z. B. auch unsere Gesetze, kemmen nur in Ausnahmefällen und auf verhältnismäßig seltene Creiqnisse in Anwendung. Der gewöhnliche Mensch und die gewöhnliche Routine seines Lebens kommen selten damit in Berührung. Das Gesetz steht untätig beiseite, jeden Augenblick bereit, angegangen und ange» rufe» zu werden, falls man seiner bei außergewehnlicker Gelegenheit bedarf, aber ei ‚gehet nicht umher wie «in brüllender köwe, und sucket, w»lchen »s verschlinge': ei wartet, bis es gerufen wird." (Benjamin Ide Nheeler: Unterricht und Demolratie in Amerika. Straßburg: Karl I. Trülmer, 1910. S. 6 f.)

** H. G. Wells: Die Zulunft in Amerika. Deutsch, Jena: Diederichs, o. I. S. 130.

kommt dem Amerikaner nicht zum Bewußtsein. Seine Vorfahren haben diese höhere Vaterlandsliebe mehrfach bewiesen. Nicht vergessen sei jedoch, daß auf den Schlachtfeldern, sowohl des Unabhängigkeitskrieges, wie namentlich des Bürgerkrieges, eine außerordentlich große Zahl von Deutschen geblutet hat, nicht um ein Land zu verteidigen, in dem sie geboren waren, sondern um der Sache der Menschlichkeit zu dienen.

Der Amerikaner ist jedenfalls auch heute bereit, sobald das Bestehen der Union in Frage gestellt würde, zu ihrem Schutz die Waffen zu ergreifen. Aber im Frieden wünscht er sich keine Beschränkungen im Interesse der Gesamtheit aufzuerlegen. Deshalb will er von dem Polizeiwesen Deutschlands nichts wissen, weil ihm die strenge Ordnung zuwider ist, die damit in Verbindung steht. Er duldet zwar, daß ihm selbst Gesetze gegeben werden, die weit über die Bevormundungssucht des eifrigsten Polizeigewaltigen in Deutschland hinausgehen. Aber er betrachtet es dann auch als sein gutes Recht, diese Gesetze einfach nicht zu befolgen. Und an die Unterlassung einer Tätigkeit, die ihm persönlich Nutzen bringt, während sie dem Gemeinwesen schädlich sein könnte, denkt er durchaus nicht. „Aus dem Patriotismus ist ein bloßer Wille zur nationalen Selbstbehauptung geworden, eine sentimentale Flaggenbegeisterung, ohne das Gefühl staatsbürgerlicher Verpflichtung. Gesetz, soziale Rechtspflege, der Stolz auf den Staat und seine Erhaltung, das halt man für Dinge, für die gesorgt war, bevor noch das eigentliche Spiel begann; man macht sich ohne weitere Gedanken an sein Geschäft. Im Geschäftlichen gilt allgemeine Gleichheit, keiner ist seines Bruders Hüter*)."

Deshalb halten denn auch heute viele Amerikaner es für ganz in der Ordnung, daß von ihrem Lande aus Waffen an eine Partei der Kriegführenden geliefert werden, obwohl gerade dadurch der Krieg um Monate verlängert wird. Sie sehen nicht oder wollen nicht sehen, daß es nicht nur lächerlich, sondern unwürdig ist, für den Krieg zu liefern und für den Frieden zu beten. Sie wünschen überhaupt in solchen Dingen nicht klar zu sehen. Eben dies ist eine schwere Gefahr für die amerikanische Zukunft: daß man trotz den bitter ernsten Problemen der inneren und der Weltpolitik nicht eifrig genug bemüht ist, sich volle Klarheit darüber zu verschaffen. Man hat sich nicht daran gewöhnt, die Dinge bis auf den Grund zu durchdenken. Präsident Wilson erzählt in einer seiner Reden, er habe einen Landsmann getroffen, der glaubte, das Referendum — um das der politische Kampf in Nordamerika seit Iahren geht — sei eine Art Tier, weil es einen lateinischen Namen habe; jedenfalls gäbe es manche Amerikaner, denen die Bedeutung dieses Wortes noch erklärt werden müsse**).

*) Wel«, a. a. O. S. 68.

**) Woodrow Wilson: Die neue Freiheit. Deutsch. München: Georg Mülle», 1914. S. 187.

Hätte er dieselben Leute nach Dingen der Weltpolitik gefragt, so würde er mindestens ebenso törichte Antworten erhalten haben. Die Kürze der amerikanischen Geschichte, die Traditionslosigkeit dieses Landes, der Mangel gleichstarker oder doch kulturell bedeutender Nachbarn, die Leichtigkeit der bisherigen politischen Erfolge — alles dies hat dazu beigetragen, bei einem großen Teil der Nordamerikaner eine weltpolitische Blindheit bestehen zu lassen, die für das eigene Volk nicht minder wie für andere Nationen voller Gefahren ist. Hoffen wir in unserem Interesse und in dem der Vereinigten Staaten, daß die von weitblickenden und edeldenkenden Männern dort eingeleitete Bewegung, die auf ein Verbot der Waffenlieferungen und auf bessere Kenntnis der europäischen Verhältnisse hinzielt, recht bald Erfolg hat.

vi-. Paul Ostwald:

Die englisch-russische Freundschaft im Lichte der Geschichte.

Wenn wir die Geschichte nach den Beziehungen zwischen England und Rußland fragen, so sehen wir diese Mächte ihre gegenseitige Stellung zueinander dreimal wechseln. Von den Anfangszeiten des europäischen Rußlands, von den Zeiten eines Peters des Großen bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war man in Petersburg wie in London sich durchaus wohlgesinnt. Sollte Rußland doch 1755 den Schut z Hannovers gegen Frankreich übernehmen, führte Rußland doch gemeinsam mit England den Vernichtungsschlag gegen Napoleon I. Um 1850 aber wurden dann diese Mächte die erbittertsten Feinde, und diese Feindschaft milderte sich erst nach dem russisch-japanischen Kriege (1906). Beide Staaten traten erst von diesem Zeitpunkt ab wieder einander näher, wurden Bundesgenossen im Kampfe gegen Deutschland. Auf die richtige Beurteilung dieses letzten Wechsels von der Feindschaft zur Freundschaft zwischen Rußland und England kommt es an, wenn wir für die Fragen der Gegenwart und Zukunft in dieser Hinsicht die Antwort finden wollen, und das kann nur auf dem Boden der geschichtlichen Ereignisse geschehen. Es wird sich also darum handeln, aus der Geschichte zu erfahren, ob die Verhältnisse sich nach 1908 so verschoben haben, daß die Gründe, die um 1850 zum Gegensatz der beiden Staaten führten, jetzt nicht mehr vorhanden sind, oder ob und in welchem Maße sie auch für die Zukunft sich werden wirksam erweisen können, ob sie nur durch andere Dinge für den Augenblick in den Hintergrund gedrängt sind.

Es lag in der Natur der Sache begründet, daß England und Rußland mit

ihren großen Erpansionsgelüsten nach 1815 auf die Dauer nicht mehr Freunde bleiben konnten, daß beide Mächte mit ihren Interessen aufeinanderstoßen mußten. Es mußte eintreffen, was ein David Urquhart schon um 1830 seinen Landsleuten klarzumachen versuchte, daß nämlich die steigende Macht Rußlands die größte Gefahr für England bedeute. An drei Stellen sollten vornehmlich russische und englische Interessen zusammenstoßen: erstens am Mittelmeer, zweitens am Indischen Ozean, drittens in Ostasien.

Im Mittelmeer galt es für England, dem Drängen Rußlands nach den Dardanellen auf das entschiedenste entgegenzutreten. Es mußte hier seinen Levantehandel gegen das Zarenreich schützen, es durfte die notwendige Getreideeinfuhr aus Südrußland und den Donauländern nicht in andere Hände kommen lassen. So griff es denn 1856 in den Krimkrieg und 1878 in die Verhandlungen zu San Stefano ein, denn die Türkei sollte ein selbständiger, wenn auch schwacher Staat bleiben; es war eine Lebensfrage für England, daß die Dardanellen nicht in Rußlands Hand kamen. Doch, was so Iahrzehnte hindurch für England ein Grunddogma seiner Orientpolitik war, sollte nach 1882 allmählich fast ganz aufgegeben werden. Zweierlei bedingte diesen Umschwung. Einmal änderten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse. Australien und Kanada machten mit der Zeit England unabhängig von der Getreideeinfuhr aus den Gegenden des Schwarzen Meeres, und so verloren die Dardanellen im Besitze der schwachen Türkei einen Teil des Wertes für die englischen Politiker. Noch wichtiger aber und noch ausschlaggebender wurde für den Umschwung in der bisherigen Stellung zur Türkei die Besetzung Ägyptens 1882. Das war ein gegen die Türkei direkt feindlich gerichtetes Vorgehen. Und ferner erwachte nun der Wunsch, von Ägypten den ersehnten Zusammenhang mit Indien schaffen zu können. Das war aber nur möglich, wenn der Türkei noch weitere Landgebiete entrissen wurden. Nur über Arabien, Mesopotamien ging der Weg von Kairo nach Kalkutta. So hatte man denn nun in London kein Interesse mehr am Bestand der Türkei; im Gegenteil, jetzt wünschte man ihre Beseitigung und Aufteilung mit Rußland zusammen. Den Seeweg nach Indien hatte sich England durch Gibraltar, Malta, Cypern, Ägypten doch so zu sichern verstanden, daß ihm Rußland als Besitzer der Dardanellen nicht mehr gefährlich erschien. Der jetzige Krieg hat ja denn auch gezeigt, daß nach den Abmachungen des Vierverbandes England tatsächlich gegen die Überlieferung Konstantinopels in die russischen Hände nichts einzuwenden hatte.

Mit dieser Befriedigung des russischen Ehrgeizes, das Kreuz endlich wieder auf der Haggia Sophia aufpflanzen zu können, hoffte England aber, auch noch Vorteile an einer andern Stelle einheimsen zu können. Rußland sollte durch Konstantinopel abgelenkt werden von Persien und Indien. Die Beseitigung des Gegensatzes im Mittelmeer sollte also auch die Gegnerschaft am Indischen Ozean

aufheben. Seit 1830 ca. hatte Rußland nämlich im Kaukasusgebiet und in Tur, kestan ungeheure Fortschritte gemacht. Persien geriet immer mehr und mehr unter russischen Einfluß, Indien wurde stark bedroht. Durch die Aufrichtung kleiner Pufferstaaten gelang es England um 1880 endlich, dem Drängen Ruß-lands auf Indien zu etwas Einhalt zu gebieten. Schwieriger gestalteten sich die Dinge in Persien. Für Rußland war und ist es eine Lebensfrage, sich hier den bequem gebotenen Zugang zum Meer zu verschaffen und sich dieses Reich zu sichern. Das aber muß eben England auf alle Fälle zu verhindern suchen, wenn es seine kolonialen Pläne verwirklichen will, wenn Indien nicht von dieser Seite aus bedroht werden soll. Der Wert Persiens für England ist außerdem noch dadurch gestiegen, daß dort reiche Naphthaquellen vorhanden sind, die es England ermöglichen sollen, für seine Flotte im Indischen Ozean Dlstationen anzulegen. Nun ist zwar am 31. August 1907 zwischen beiden Staaten ein gegenseitiges Abkommen über Persien geschlossen worden, wonach Nordpersien den Russen, Südpersien den Engländern zugestanden wurde, aber die Reibereien, die auch nach dem 31. August 1907 nicht aufhörten, zeigen nur zu deutlich, daß der Vertrag nur einen Augenblickswert besitzt. Er ist geschlossen worden, um den gemeinsamen Kampf gegen Deutschland zu ermöglichen, er hat aber in keiner Weise die englisch-russischen Gegensätze beseitigt. England will eben sich nicht mit Südpersien, Rußland sich nicht mit Nordpersien begnügen. Ieder fordert das ganze für sich. Das geht deutlich daraus hervor, daß man weder in London noch in Peterburg sich um die Neutralitätszone und um die beiderseits zugesicherte Integrität Persiens gekümmert hat. England hat Naphthaquellen auch außer-halb seines ihm zugestandenen Einflußgebietes erworben, es hat mehr indische Truppen hingeworfen, als nötig waren, es hat Städte und Ortschaften besetzt, die es nach dem Vertrag nicht besetzen durfte. Rußland hat es nicht anders gemacht. Bahnkonzessionen wurden erworben, die vor der Neutralitätszone nicht halt machten, Truppen wurden in großer Masse nach Nordpersien geführt, Perser wurden zu russischen Untertanen gemacht, die Volksvertretung mit russischem Gelde erkauft u. a. Noch im Ium 1914, also kurz vor dem Weltkrieg, schrieb deshalb die „Petersburger Börsenzeitung", das offizielle Organ des Kriegs-ministers: „Sollte man sogar mit Grey zugeben, daß die Gründung einer Englisch-Persischen Naphthagesellschaft dem Geist des Abkommens vom Iahre 1907 nicht widerspricht, so rufen doch einzelne Punkte, welche die Einführung eng-lischer Militärkräfte in die neutrale Zone zulassen, Sorgen in Rußland hervor." Und das englische Parlament verlangte zur selben Zeit wiederholt Anfragen in Petersburg wegen der Bahnkommissionen und der Truppen. Kurzum, der Ver-trag von 1907 ist nicht mehr, als ein Fetzen Papier. England und Rußland können hier nie und nimmer Freunde werden.

In Ostasien hat England seine altbewährte Methode, andere für sich die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, gegen Rußland angewandt. Ruß,

land hatte hier seit 1860 seinen Einfluß auszudehnen versucht. Der General Murawiew zwang 1858—1860 China, das Land links und rechts vom Amur abzutreten und in die russische Besetzung der Insel Sachalin zu willigen. Wladiwostok entstand. Der Name dieses ersten brauchbaren Hafens Rußlands am Meere — Beherrsche den Osten — kennzeichnet mehr als alle Worte seine weitausschauenden Pläne. — Nachdem man dann im Innern Asiens: in der Mongolei, in Tibet, und auch in China, genügend seinen Einfluß verstärkt hatte, ging man von russischer Seite auch in seinen Wünschen an Küstengebiet am Stillen Ozean weiter. Der Friede zu Schimonoseki gab 1895 die günstige Gelegenheit. Rußland hetzte Europa auf gegen die Forderungen, die das siegreiche Iapan an China stellte. Iapan wurde zum Nachgeben gezwungen, und Rußland hatte sich freien Weg für die Entfaltung seiner Wünsche geschaffen. Es erwarb von China Rechte zur Anlage und zum Betriebe eines umfassenden Bahnnetzes in der Mandschurei, es pachtete 1897 Port Arthur. Rußland hatte seinen zweiten großen und seinen ersten eisfreien Hafen am Stillen Ozean. Das alles war England denn doch zuviel. Es mußte fürchten, von dem weiteren Vordringen des russischen Kolosses in China erdrückt zu werden. Geschickt benutzte es darum Iapan, das sich auch bedroht fühlte, um einen für die ostasiatischen Absichten Rußlands vernichtenden Schlag zu führen. Am 30. Ianuar 1902 schloß es das Bündnis mit Iapan und gewährte so diesem Staate die nötige Rückendeckung und das nötige Geld zum Kriege gegen Rußland. Durch Iapan schienen nun überhaupt die Gegensätze zwischen England und Rußland aufgehoben, doch hatte England selbstverständlich nur solange den Vorteil davon, als Iapan sich der Londoner Regierung gefügig erwies. Nun aber hat der Krieg mehr als deutlich uns gezeigt, daß Iapan selbständige Politik treiben will, daß es dadurch mehr und mehr englandfeindlich wird. Rußland und Iapan stehen sich infolgedessen jetzt näher als früher, und schon sind Verhandlungen im Gange, die auf ein Bündnis der einstigen Gegner hinzielen. Iapan braucht einen Schutz und Anhalt gegen England, den soll Rußland ihm bringen. Dadurch wird aber auch Rußland in Ostasien zu einer englandfeindlichen Politik gezwungen werden. So steht denn die Freundschaft zwischen Rußland und England in der Tat auf schwachen Füßen. Nur an den Dardanellen haben sich die Gegensätze ausgeglichen, in Persien und Indien aber bestehen sie in alter Weise fort, und in Ostasien droht zum mindesten ein neuer Gegensatz. Dazu kommt, daß Rußland nach dem unglücklichen Verlans des Weltkrieges versuchen wird, gerade in Asien die Verluste wettzumachen; es wird nach einigen Iahren der Sammlung hier seine alten Pläne wieder aufnehmen. Ob dann die Feindschaft gegen Deutschland, ob dann der Deutschenhaß in Rußland auch dann noch stark genug sein werden, Rücksichten auf England zu nehmen, ist recht fraglich.

Verthold Weiß:
Lokomotiven.
Der Weltkrieg ist in letzter Linie ein Krieg zwischen England und Preußen. Großbritannien, unter der Leitung Englands, führt den Vierverband, Deutschland, unter Leitung Preußens, den Vierbund. So bilden Preußen und England die Lokomotiven der beiden ungeheuren Panzerzüge. Engländer und Preußen leben fast in derselben geographischen Breite, sind groß, stark, vorwiegend blond und gehören der reformierten Kirche an; Wiclif hat die Bibel 150 Iahre vor Luther übersetzt. Sie entstammen beide der germanischen Rasse, doch fand bei den Engländern Vermischung mit Romanen und Kelten, bei den Preußen mit Slawen statt. Die hervorstechendste Eigenschaft des Engländers ist seine politische Begabung. Er konnte im vergangenen Iahre den siebenhundertjähri, gen Beginn seiner Verfassungsgeschichte feiern. Sein Staat ist der Bürger wegen da, und Könictum, Aristokratie und Kirche wurden als nützliche Bausteine bei seinem Aufbau verwendet. Die Deutschen sind im Grunde ei« unpolitisches Volk. Dem Preußen ist der Staat eine Art von höherem Wesen; der Bürger ist hier des Staates wegen da. Der Engländer hat ferner Reinlichkeit und Körperkultur neu entdeckt und ist begeistert für jede Art von Sport; dazu kommt ein hoher Grad von äußerlicher Zivilisation. Der Deutsche hat dagegen ein ganz anderes Verhältnis zu Kunst und Wissenschaft. Der wichtigste Gegensatz aber liegt auf dem Gebiete der äußeren Politik. Zwar haben auch Preußen und Deutschland sich noch nicht ganz zur Höhe des Satzes erhoben: „Was du nicht willst, das deinem Land man tu', das füg' auch keinem andern Lande zu!" Aber derselbe Engländer, dessen Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit sonst von niemand übertroffen wird, lügt und betrügt, sobald es sich um das W'hl seines Vaterlandes handelt, und zögert nicht, die größten Schandtaten, wenn nicht zu begehen, so doch zu verteidigen.
Europa ist in zwei Lager geteilt. Europäer morden Europäer in diesem furchtbaren Kriege, der an die schrecklichen Bürgerkriege im alten Rom erinnert. Und da Englands Streben, die Hegemonie um jeden Preis zu erhalten, seinen Anlaß bildet, erinnert er auch an die Kämpfe der Stadtstaaten im alten Griechenland. Es drängt sich die Frage auf: Was wird die Zukunft Europa, der Menschheit, bringen? Auf dem Gebiete der Politik ist dem Führer der siegenden Gruppe ein langandauerndes Übergewicht gewiß. In ökonomischer Hinsicht wird Amerika, wie einst Mazedonien in politischer, die Vorherrschaft davontragen. Die Lokomotive des amerikanischen Kapitals wird all den reichbeladenen Güterzügen Europas unentbehrlich werden.
Und wie wird sich die kulturelle Weiterentwicklung der Menschheit gestal»

ten? Nach Comte wendet der menschliche Geist beim Philosophieren zuerst die
theologische, dann die metaphysische und zuletzt die positive Methode an.
Diese Aufeinanderfolge entspricht einem allgemeinen Gesetze in der Ent-
wicklung des Einzelnen, wie in der des Volkes, des Kulturkreises und der Mensch-
heit: der Weg führt hier überall von einem Übergewicht des Gefühls und der
Phantasie zu einem Übergewichte des Verstandes. Und zwar einmal inner-
halb von Religion und Kunst, Philosophie und Wissenschaft, dann indem das
zentrale Interesse sich nacheinander Religion, Philosophie und Wissenschaft
und ungefähr gleichzeitig phantastischer, idealistischer und realistischer Kunst zu-
wendet. Nach Vollendung des gesetzmäßigen Ablaufes kann ein neues Sta-
dium vorwiegender Phantasie einsetzen, als eine Art Iohannistrieb, veranlaßt
durch die Öde des Rationalismus und häufig bedingt durch jüngere Einflüsse
von außen. Finden sich Individuen, Volk, Kulturkreis, Menschheit bereits
im Greisenalter, dann hat es mit diesem Stadium sein Bewenden; im anderen
Falle beginnt mit ihm eine neue Periode.
Die Entwicklung unserer gegenwärtigen, der romanisch-germanischen Kultur-
periode stimmt, jenem Gesetze entsprechend, mit der der griechisch-römischen
Kulturperiode überein und ist bereits weit fortgeschritten. Die Religion zeigt
nirgends mehr frische Triebe, die Philosophen beschäftigen sich nach dem treffen-
den Worte eines Philosophieprofessors seit langem nur mehr damit, Kadaver
zu galvanisieren, und auf allen Gebieten der Kunst ist Erschöpfung, Erstarrung
und Auflösung eingetreten. Die Architektur endigte mit dem Empire, diesem
zweiten Aufguß auf die Antike; die Hauptprobleme der Plastik wurden bereits
von den Hellenen gelöst, so daß selbst ein Genie wie Michelangelo als Nach-
zügler erscheint; die Malerei hat mit Erpressionismus, Kubismus, Futurismus,
die Musik mit Debuss», Schönberg und anderen deu Bankerott normaler Weiter-
entwicklung erklärt, und die Poesie trägt schon lange in allen Ländern den
Stempel des Epigonentums. So stellen Religion, Philosophie, Kunst heute
zum zweiten Male abgestorbene oder absterbende Äste am Baume der mensch,
lichen Kultur dar. Und weiteres Wachstum ist nur noch in der Wissenschaft
und in der Technik zu erwarten, wozu für unsere Epoche als neues wichtiges
Element die sozialen Probleme treten.
Bei der griechisch-römischen Kulturperiode erscheint, nachdem auch theo-
retische und angewandte Wissenschaft der Erstarrung anheimgefallen waren,
ein neues Übergewicht der Phantasie, und damit der Religion, durch orientalische
Einflüsse. Dieser neue Ansatz mußte innerhalb des antiken Kulturkreises ver-
kümmern. Aber mit der Völkerwanderung treten die Germanen als unver-
brauchter anthropologischer Faktor in die Geschichte ein, der den Beginn einer
neuen Kulturperiode ermöglicht.
Heute hat die Menschheit einen ähnlichen Iohannistrieb nicht mehr zu er-
hoffen, denn ein äußerer Anstoß von der Bedeutung des Christentums ist für

die Zukunft ausgeschlossen. Auch kann unserer Periode keine weitere mehr folgen, da frisches anthropologisches Material nicht mehr vorhanden ist. In dem Nebeneinander der griechischen Slawen, katholischen Slawen, Romanen, Germanen und protestantischen Germanen spiegelt sich das Nacheinander der Entwicklungsstufen des Christentums. Die Hauptgruppen bilden die griechischen Slawen, die katholischen Romanen und die protestantischen Germanen; die beiden andern stellen Übergänge dar. Die im byzantinischen Christentum erstarrten Slawen stehen auf der niedrigsten Stufe; von ihnen ist nicht zu erwarten, daß sie jemals kulturfördernd an die Spitze der Menschheit treten könnten. Und sollten durch den Vorspann der japanischen Lokomotive die ungeheuren chinesischen Wagenzüge in Bewegung gesetzt werden, so kann sich daraus vielleicht eine Bedrohung, sicher aber keine Erhöhung der europäischen Kultur ergeben.

Die größten Kulturträger am Abend unserer Periode hat der Protestantis, mus hervorgebracht: Luther, das letzte religöse Genie, die letzten großen Philosophen Deutschlands und Großbritanniens, den letzten großen Maler, Rembrandt, die letzten großen Dichter, Shakespeare und Goethe, die letzten großen Musiker, Brahms und Wagner. Was den Protestantismus dazu befähigt hat, ist, daß er einen vermittelnden Standpunkt zwischen Kirche und Schule einnimmt. Der Protestant schließt, um ein Wort Faraday's zu erweitern, die Türe zum Laboratorium, wenn er beten, und die zum Oratorium, wenn er arbeiten will. Der Blick in das stets geöffnete Betzimmer bringt der Arbeit des frommen Katholiken manche Hemmung, aber auch eine höhere Weihe; im Arbeitszimmer des Freigeistes fehlt die Hemmung, aber leicht auch die Weihe. Der Protestant gibt dem Gemüte, was des Gemütes, und dem Verstande, was des Verstandes ist; er läßt das Wunder nicht in seine Arbeitsstube und schützt die Kirche vor der alle Wunder leugnenden Wissenschaft. In Frankreich würden fanatisierte Lourdespilger im Vertrauen auf Gottes Beistand mit ihren Wanderstöcken Maschinengewehre angreifen; nüchterne Freidenker dagegen würden ohne Rücksicht auf überirdische Mächte um den guten Zustand ihrer Waffen besorgt sein. Die Protestanten aber vereinigen auch hier beide Gesichtspunkte und handeln noch heute nach Cromwells Worten: „Vertrauet auf Gott und haltet euer Pulver trocken."

Es spricht nichts gegen die Annahme, daß auch die Kulturfortschrltte der Zukunft im wesentlichen den protestantischen Germanen und den von ihnen geführten Völkergruppen zu verdanken sein werden, jene Fortschritte, die wir noch in der Wissenschaft, in der Technik und in der Lösung der sozialen Probleme erwarten dürfen. Und wir wollen und können hoffen, daß Deutschland hier an der Spitze stehen wird, aus demselben Grunde, die ihm jetzt seine Überlegenheit verleiht. Auch unseren Feinden mangelt es nicht an begabten Führern und tapferen Soldaten. Das Wissen, die Organisationsfähigkeit und das Pflichtgefühl machen den Unterschied. Diese Vorzüge aber sind dem deutschen Schul-

meister zu verdanken. Auf einen Analphabeten in Deutschland kommen hundert in England, mehr als dreihundert in Frankreich und noch viel mehr Analphabeten der Pflicht. Unsere Schulmeister, mögen sie nun Luther oder Lessing, Kant oder Fichte heißen, oder unbekannt und namenlos einem Dutzend deutscher Schulkinder das Lesen und Schreiben beibringen, macht uns niemand nach. Und ihnen werden wir es zu verdanken haben, wenn die deutsche Lokomotive den Zug der Kulturmenschheit zur letzten Höhe führt.

Die deutsche hohere Schule nach dem Weltkriege.

Unter diesem Titel hat der Geheime Oberregierungsrat Dr. I. Norrenberg im Teubnerschen Verlage eine Sammlung von Aufsätzen verschiedener Schul, männer oder dem Schulwesen nahestehender Gelehrten erscheinen lassen, die er in einem Untertitel als Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens bezeichnet. Wer diese Reihe gediegener, anregender Aufsätze liest, wird als einen während der ganzen Lektüre anhaltenden Eindruck stolze Freude empfinden, daß es in Deutschland möglich ist, während des Krieges noch ein solches Buch zu veröffentlichen, daß darin zwar überall die gewaltige, erhebende und erschütternde Bewegung, die der Ausbruch und der Fortgang des Krieges hervorgerufen haben, deutlich hervortritt, daß aber doch deutsche Seelenstärke und Gründlichkeit es den Verfassern ermöglicht, Fragen des deutschen höheren Schulwesens mit ernster Selbstprüfung, zugleich jedoch mit hoffnungsvollem Aus, blick in die Zukunft zu behandeln. Die selbstsichere, von aller Überhebung ferne Ruhe, mit der hier Zukunftsfragen der höheren Schule behandelt werden, ist um so eindrucksvoller und für deutsches Wesen bezeichnender, als alle Verfasser von der Anerkennung der Tatsache ausgehen, daß sich die Zöglinge der höheren Schulen Deutschlands in der Stunde der Not und der Gefahr durchaus bewährt haben und daher gar kein Grund vorzuliegen scheint, an eine Umgestaltung des höheren Schulwesens in unserem Vaterlande zu denken. Der Grund für diese bei oberflächlicher Betrachtung überflüssige Zukunftssorge ist nicht, wie bn gar manchen pädagogischen Aufsätzen dieser Kriegszeit, das Verlangen, diese oder jene vor dem Kriege eifrig, aber erfolglos betriebene Schulreform jetzt in der Erregung der Kriegszeit vielleicht mit größerem Erfolge zur Geltung zu bringen; sondern es sind zwei berechtigte Ursachen, die diese Erörterungen ver, anlaßt haben: einmal sind es Beobachtungen, die erst der Krieg ermöglicht hat, andererseits ist es der Ausblick auf die Forderungen, die der Ausgang des Krieges, gleichviel, ob es ein uneingeschränkter Sieg oder ein Unterliegen Deutsch,

lands sein mag, für unser Vaterland und seine Söhne und Töchter herbeiführen wird. Was hat der Krieg von unserer Iugend verlangt und was wird die Zeit nach dem Kriege von ihr verlangen? — Das sind die Kernfragen, aus deren Beantwortung die Aufsätze erwachsen sind. Daß diese Fragen auch die rege Teilnahme der höchsten Unterrichtsbehörde Preußens erwecken, zeigt sich darin, daß ein vortragender Rat des Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-angelegenheiten die vorliegende Sammlung veranstaltet hat. Wer nun aber etwa glaubt, daß uns hier ein Zukunftsprogramm des preußischen Unterrichts-ministeriums gegeben wird, geht fehl. Sagt doch der Herausgeber in dem Vorwort selbst: „Die Verfasser der einzelnen Beiträge bringen in ihnen, ohne daß sie durch ein vorher festgelegtes Programm beeinflußt worden wären, lediglich ihre eigenen Ansichten zum Ausdruck. Wenn sie in Einzelheiten voneinander abweichen oder in Widerspruch zueinander stehen, so liegt darin nur die erneute Feststellung, daß die hier aufgeworfenen Fragen einer Weiterbildung unseres höheren Schulwesens auch noch nicht annähernd einer allseitig befriedigenden Lösung nahegebracht sind." Es ist reizvoll, einige dieser Widersprüche hervorzuheben; zuvor jedoch sei schon hier darauf hingewiesen, daß es wohl noch reizvoller ist, zu prüfen, ob sich nicht auch ohne ein vorher festgelegtes Programm Übereinstimmung der Mitarbeiter in gewissen Punkten feststellen läßt, und ob man nicht hieraus und aus dem Fehlen gewisser Reformideen, — die Auswahl der Verfasser doch wohl keine rein zufällige und wohl auch nicht durch äußere Rücksichten bestimmt gewesen (etwa durch die auf die Vollständigkeit der in der Öffentlichkeit verkündeten Reformvorschläge oder auf das Ansehen der Schriftsteller als Erzieher und Gelehrte) — doch Schlüsse auf die Anschauungen unserer obersten Unterrichtsbehörde ziehen kann, zumal da sich nicht weniger als vier vortragende Räte des Unterrichtsministeriums unter den Mitarbeitern befinden.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die in den Aufsätzen hervortretenden Gegensätze. Da tritt zunächst der Münchener Universitätsprofessor A. Fischer in seinem Aufsatze: „Gedanken über die Form der deutschen höheren Schulen" sehr entschieden für eine möglichst starke Berücksichtigung des künftigen Berufs der Schüler und daher für eine große Mannigfaltigkeit in der Gestaltung der höheren Schulen ein, damit jede Schulart neben der allgemeinen Bildung schon eine möglichst vollkommene Vorbereitung für das spätere Fach des Schülers ge, währen kann, während sein Berliner Amtsgenosse F. Iak. Schmidt verlangt, daß „die höhere Schule schlechterdings für keine der akademischen Fachwissen, schaften vorzubereiten habe, wenn sie das Hauptziel der Nationalerziehung nicht völlig aus den Augen verlieren wolle". Also hie Fachschule, hie allgemeine Bildungsschule! — Bei näherem Zusehen ist der Gegensatz nicht ganz so schroff, wie er sich in der Gegenüberstellung dieser Schlagwörter ausprägt. Auch A. Fischer will, daß die deutsche höhere Schule eine allgemeine Bildung ver, mittle, indem sie nicht nur ihre Zöglinge durch eine jahrelange Beschäftigung

mit der deutschen klassischen Kunst und mit allen andern Fächern, die ihnen das Wesen der deutschen Kultur erschließen, zu tiefgründigem Deutschtum erzieht, sondern ihnen auch durch Einblicke in mindestens eine fremde Kultur (griechische oder französische) dieses Deutschtum zu einem bewußten mache und ihnen durch eine mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung das Verständnis für die sie umgebende Kulturwelt erschließe. Aber zu diesen Fächern der allgemeinen Bildung, deren gründlicher und streng wissenschaftlicher Betrieb zugleich die Geistes, kräfte schulen und Gemüt und Willen bilden soll, will er im Hinblick auf den späteren Beruf der Schüler einen „fachlichen Einschlag" treten lassen, der dann eine mannigfaltige Gestaltung mindestens der Oberstufe bewirkt und dem künftigen Gelehrten oder dem Vertreter gelehrter Berufe, dem Geistlichen, dem Richter und Rechtsanwalt, dem Arzt, auch einem Teile der Oberlehrer eine andere Vorbildung gibt, als dem künftigen Techniker oder dem Landwirte, dem Kaufmann. Die diesem fachlichen Einschlag dienenden Fächer sollen nur so betneben werden, daß das für den Beruf erforderliche praktische Können auf möglichst kurzem Wege, mit möglichst wenig Kraftaufwand sicher erreicht werde. Zu diesem fachlichen Einschlag wird auch das Lateinische gerechnet, das nur „den Theologen, Iuristen, Ärzten, Philologen zulieb da ist, wenn auch heute für sie alle keineswegs so unentbehrlich wie ehemals". — Trotz des fachlichen Einschlags wird die Schule Fischers durch die allgemeinen Bildungsfächer, deren Betrieb der Nationalerziehung dient, nicht allzu weit abstehen von der Schule Fr. Iakob Schmidts, da auch dieser, wenn auch ohne Rücksicht auf die künftige Berufstätigkeit, also auch ohne Rücksicht auf das spätere Universitätsstudium, die Schule zum selbständigen Träger der Nationalerziehung im Nationalstaat machen will. Auch er will die alten Sprachen nicht mehr deshalb getrieben sehen, weil das akademische Studium, insbesondere das der Philologen und Theologen Kenntnis der alten Sprachen erfordert. Auch sie müssen sich, wie es ja Fischer für das Griechische fordert, in den Dienst der Nationalerziehung stellen. Es ist ein geschickter Zug, wenn Schmidt als Beweis für seine Behauptung, die Vorbereitung für das Fachstudium, in Sonderheit für das altsprachliche, sei nicht Sache der Schule, die Denkschrift einer philosophischen Fakultät anführt, in der gesagt wird, daß „das besondere akademische Studium heut in weitem Um, fang mit unzulänglicher Bildung begonnen werde". Dieses Versagen der Schule sei nicht Schuld der Lehrer noch der Schüler, sondern eben des Umstandes, daß die Universitätsprofessoren von der Schule etwas verlangen, was sie ihrem Wesen nach nicht leisten könne. Über die eigentliche Form der nationalen höheren Erziehungsschule hat Schmidt sich nicht geäußert; aber im Grunde dürfte zwischen seiner Schule und der Fischers, zumal da dieser den fachlichen Einschlag hauptsächlich auf der Oberstufe zur Geltung bringen will, kein allzu großer Abstand sein trotz des scheinbar klaffenden Gegensatzes zwischen Fachschule und Schule der allgemeinen Bildung. In einem stimmen sie sicher überein, darin nämlich,

baß sie beide in der höheren Schule dem Nationalen einen breiten Raum schaffen wollen und beide diesen Raum gewinnen wollen, indem sie die höhere Schule, besonders soweit sie jetzt die Form des humanistischen Gymnasiums trägt, von dem ausgedehnten Betriebe des Lateinischen befreien wollen; denn Fischer be- trachtet das Lateinische als einen fachlichen Einschlag der eigentlichen Gelehrten- schule und will es daher in möglichst kurzer und fachlicher Form betrieben sehen, und Schmidt will diese Schulart gleichfalls von der Forderung befreien, sie solle durch ausgedehnten Betrieb des Lateinischen eine Vorschule für das Studium der alten Sprachen sein.

Hierbei treffen wir auf einen neuen zwischen den Aufsätzen unseres Buches hervortretenden Gegensatz; denn wird in den eben erwähnten Aufsätzen Ver- ringerung der Latinität des höheren Schulwesens gefordert, so erklärt Reinhardt in der Einleitung: „Wenn wir auch künftig unsere Schüler mit den besten Geisteserzeugnissen anderer Völker vertraut machen, werden wir es in dem Sinne tun, mehr das Wesentliche darin, als das Äußerliche zu erfassen, in Gedankenarbeit mehr, als in äußerer Anpassung. Dabei wollen wir die Pflege der Sprache und Kultur der Völker des Alter, tums, insbesondere der Griechen, in den Schularten, in denen sie eine Stätte gefunden haben, nicht schmälern und kürze n." Soll das nun heißen, dem Lateinischen und Griechischen darf auch in der künftigen Gestalt des humanistischen Gymnasiums keine Stunde entzogen werden, oder bezieht sich diese Erklärung insbesondere auf das Griechische, uud würde Reinhardt in bezug auf das Lateinische mit sich handeln lassen? In seiner Begründung des eben angeführten Satzes spricht er nur von den Griechen und schließt diesen Abschnitt mit den Worten: „Wir würden eine Quelle unserer Kraft verschütten, wenn wir die Stätte zerstören wollten, welche griechische Sprache, Kunst und Literatur bisher in unsern Schulen gehabt haben." Von den Römern ist nichts gesagt — man weiß nicht recht, ob deshalb, weil Reinhardt den lateinischen Unterricht weniger hoch einschätzt, oder weil er ihn von den pädagogischen Stürmern und Drängern weniger bedroht glaubt. Kein Zweifel aber ist, daß der Verfasser des Aufsatzes über die alten Sprachen, Ober- lehrer Lisco (Schulpforta), den Unterricht in beiden alten Sprachen auch nach dem Kriege im vollen Umfange erhalten sehen will. Er steht auf dem Stand- Punkte, daß schon die Rücksicht auf das Griechische gebiete, „dem lateinischen Unterricht die denkbar größte Sicherheit und Vielseitigkeit in der Beherrschung der Sprache zum Ziel zu setzen". Er will daher weder etwas von dem Verzicht auf die Übersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische, noch von einer Gabe- lung der Gymnasialprima in eine sprachlich-geschichtliche und eine mathematisch- naturwissenschaftliche Abteilung wissen. In bezug auf die erstere sagt er: „Solche Übungen an möglichst originalen Terten in eben dem Augenblick ablehnen, in dem die Beherrschung des Elementaren ihnen erst den vollen wissenschaftlichen

Wert verleiht, hieße die Mauern eines Hauses aufführen, ohne sie mit dem Dach zu krönen, hieße auch der vorangegangenen jahrelangen Bemühung einen sehr wesentlichen Teil ihres Sinnes und ihrer Berechtigung nehmen."

In bezug auf die Gabelung der Gymnasialprima hebt er als Hauptübelstand die durch Vertiefung anderer Lehrgegenstände gebotene Verkürzung des Lateinunterrichts hervor und sagt: „Weil die dafür notwendige Entlastung zu einer Verkürzung auch des lateinischen Unterrichts geführt hat, muß ich meinen ernsten, nicht ausschließlich philologischen Bedenken gegen diese Versuche Ausdruck geben, durch Gabelung der Prima, womöglich durch ihre Auflösung in eine Anzahl von Sondergruppen, den in ihren Beweggründen nicht einmal mit Sicherheit zu kontrollierenden Wünschen der Schüler entgegenzukommen." Man sieht, der Vertreter der alten Sprachen, der sich seiner durch ein Iahrhunderte altes Herkommen geschützten starken Verteidigungsstellung bewußt ist, zeigt sich zu keinerlei Zugeständnissen geneigt. Auch der Vertreter der neueren Fremdsprachen, Geh. Oberregierungsrat Engwer (Berlin), befindet sich in einer Verteidigungsstellung, in der ihn weniger die in die Zukunft blickenden Schulreformer älterer Zeit, als die zurzeit hochangeschwollene Flut der Entrüstung gegen England und Frankreich, gegen alles englische und französische Wesen bedrängen. Auch er sucht die Stellung des Unterrichts in den neueren Fremdsprachen zu wahren, und kann er sich dabei nicht wie sein altsprachlicher Kampfgenosse mit dem Schild der ehrwürdigen Überlieferung schützen, so kann er sich auf den realen Nutzen der Kenntnis des Französischen und Englischen um so fester stützen und sagen: „Deutschlands wirtschaftliche Überlegenheit und seine überlegene allgemeine Bildung beruhen zum Teil auf seiner Kenntnis fremder Sprachen und der dadurch bedingten Kenntnis fremder Kulturen. Diese Kenntnisse uns zu erhalten, wird uns nach dem Kriege mehr als je nötig sein. Die feste Grundlage dafür kann nur durch langjährige und sorgfältige Arbeit auf der Schule geschaffen werden." Diesen, ihren Besitzstand verteidigenden Vertretern der Fremdsprachen gegenüber treten die der anderen Lehrfächer fast alle als Angreifer und nach Vermehrung ihres Besitzstandes strebende Eroberer entgegen. Zwar richten sie meistens nicht geradezu Angriffe gegen den Unterricht in den fremden Sprachen, doch klagen sie fast alle über die Enge, in der sich ihre Fächer gerade am humanistischen Gymnasium befinden. Da ist zunächst der deutsche Unterricht, für den der Frankfurter Professor Sprengel einen größeren Spielraum zu erringen sucht. Er sagt: „Einmal ist der Gedanke unabweislich, daß der deutsche Unterricht, wenn er seiner neuen, höheren und weiteren Aufgabe gerecht werden soll, einer ganz erheblichen Verstärkung im Lehrplan, also auch einer angemessene» Erhöhung seiner Stundenzahl bedarf. Es wäre ganz unerträglich, wenn er fllrderhin mit den Stunden vorlieb nehmen sollte, die ihm die bevorzugten Fächer übrig lassen; er ist vielmehr als führendes Gebiet unserer nationalen Erziehung seinen eigenen Bedürfnissen entsprechend auszugestalten." Es ist dem Verfasser

kein Zweifel, daß der Unterricht im Lateinischen wie in den neuen Sprachen ihm Platz räumen muß. Indem er noch besonders betont, daß dem humanistischen Gymnasium das Griechische auch in Form einer neuen deutsch-humanistischen Bildungsanstalt unverkürzt erhalten bleiben wird, stellt er sich auf den oben geschilderten Standpunkt A. Fischers und F. Iak. Schmidts, die die Latinität der höheren Schulen zurückdämmen wollen. Nebenbei sei bemerkt, daß der deutsche Unterricht andere Ziele erhalten und nicht bloß Sprach- und auf einige Hauptwerke begründeter Literaturunterricht sein soll, sondern daß er durch vertiefte Beschäftigung mit der Entwicklung der deutschen Sprache und mit der Literatur als der Geschichte deutscher Geistesentwicklung, mit deutscher Kunst und Philosophie unsere vaterländischen Werte, die rein geistigen in Wissenschaft, Kunst, Sitte, Religion, die in unserer Sprache, in unserer Art des Denkens liegen, und die sozialen Werte zur vollen Geltung bringen soll. Solche Forderungen des Deutschunterrichts unterstützt auch der Frankfurter Gymnasialdirektor Friedrich Neubauer, der einen Aufsatz über Geschichte und Staatsbürgerkunde beigesteuert hat. Er erhebt „die Forderung, daß der deutsche Unterricht in den Stand gesetzt werde, neben der nationalen Poesie, vor allem der Befreiungskriege, Prosaschriften von nationalem Gehalt zu lesen und zu studieren und zugleich die Persönlichkeit ihrer Verfasser unseren Schülern mit der Wärme und Herzlichkeit vorzuführen, „die allein in die Seele dringt", und fügt hinzu: „aber wieviel Zeit steht zur Verfügung?". Indem er die Bedeutung des Geschichtsunterrichts für die nationale und für die staatsbürgerliche Erziehung klarlegt, kommt er nach kurzer Beleuchtung und Würdigung der Änderungen im Geschichtsunterricht durch den neuesten Ministerialerlaß zu dem Ergebnis, „daß die Gebrechen des Geschichtsunterrichts nicht durch Verschiebung der Lehraufgaben innerhalb der bisherigen Grenzen zu heilen sind, sondern nur durch eine Vermehrung der Stundenzahl"; „mindestens in einer der drei oberen und ebenso in einer der Mittelklassen, etwa in Untersekunda, muß sie um eine Stunde vermehrt werden". Auch nach ihm muß der altsprachliche Unterricht dieses Opfer bringen. Er sagt nicht ohne Bitterkeit: „Nicht allein Iulius Cäsar, auch Ovid, dem der Schüler allenfalls einige hübsche, anschauliche Bilder verdankt, bleibt im unangefochtenen Besitz seiner überlieferten Stellung im Lehrplan der Obertertia und der Untersekunda; die Geschichte des deutschen Volkes muß zusehen, wie sie sich behilft." Daß er einer Einschränkung des altsprachlichen Unterrichts das Wort redet, zeigt auch seine Äußerung über den Wert dieses Lehrfaches für die staatsbürgerliche Erziehung: „Von manchem Altphilologen wird auch heute noch die These verfochten, daß der beste Weg zur staatsbürgerlichen Erziehung eine gründliche Einführung in den antiken Staat sei. Man sieht leicht, daß hier der Wunsch, es möchte der klassische Unterricht vor jeder Einbuße bewahrt bleiben, der Vater des Gedankens ist; mag lieber die Kenntnis des modernen Staats und seiner Geschichte dürftig bleiben." — „Wenn es wahr ist, daß Staatsgefühl nur er,

wächst aus Volksgefühl, so kann die Kenntnis der antiken Staatsgemeinde die gründliche Einführung in das Werden unserer heutigen politischen Einrichtungen nicht ersetzen." Der Vertreter des erdkundlichen Unterrichts, Professor Felir Lampe (Berlin-Grunewald), nimmt davon Abstand zu sagen, wie viel Stunden mehr der erdkundliche Unterricht braucht, damit er in einem den Kriegslehren entsprechenden Sinne betrieben werden kann. Iedoch sagt er am Schluß seines Aufsatzes: „Zweierlei springt aus den Gedankenreihen, die hier entwickelt sind, als verbesserungswürdig in die Augen: der Raum, der bisher dem erdkundlichen Unterricht zugebilligt war, ist zu enge, als daß er die erforderlichen Bildungs, werte zur Geltung bringen könnte, zu eng besonders in den Oberklassen, und die Anleitung der Lehrkräfte, erfreulich hinsichtlich der wissenschaftlichen Vorbildung, bedarf für die unterrichtliche und erziehliche Auskaufung des Lehrfaches dringend einer noch gründlicheren Ergänzung als in manchem andern Lehrfach." Der Lehrer der Erdkunde lernt aus dem Gegenwartskrieg die zwingende Notwendig, keit, „die Völker aus ihrer Umwelt, ihren Lebensverhältnissen verstehen zu lehren". Dazu reichen die wenigen Wiederholungsstunden in dem jetzigen Lehr- plan der Oberstufe des Gymnasiums nicht annähernd aus. Auch der Vorkämpfer der Biologie und Hygiene, der neuzeitlichen Stellvertreter des naturbeschreibenden Unterrichts, Professor von Haustein (Berlin-Dahlem), klopft kräftig an die Pfor- ten des humanistischen Gymnasiums. Er grenzt zunächst das Gebiet der Lebens- erscheinungen als ein Sondergebiet ab, weil diese „zurzeit weder durch physi- kalisch-chemische Formulierung restlos darzustellen, noch durch philosophisch- spekulative Herleitung dem Verständnis zu erschließen sind, vielmehr eigener Beobachtungsmittel und Forschungswege bedürfen". Die Wichtigkeit dieses Unterrichtsfaches, das nun der alten Systematik und dem bloßen Buchwissen den Rücken kehren und seine Hauptaufgabe in dem aus eigener Naturbeobachtung gewonnenen lebendigen Kennen der wichtigsten, insbesondere der einheimischen Tiere und Pflanzen und in der Erschließung des Verständnisses für ihr Werden, Wachsen und Vergehen sehen will, steigert er noch, indem er die Gesundheits, lehre ihr als einen notwendigen und wichtigen Bestandteil hinzufügt. „Sollen die Hauptsätze der Hygiene Gemeingut des Volkes werden, so müssen sie von Beginn des Schulunterrichts an den Schülern verständlich gemacht, sie müssen in den Lehrplan jeder Klasse zielbewußt hineingearbeitet werden." Für diesen wichtigen Unterricht fordert er nun auch eine stärkere Berücksichtigung im Gym, nasium, das mit dem anthropologischen Unterricht in Obertertia die naturwissen- schaftlichen Belehrungen seiner Schüler schließt. Er sagt darum: „So sicher es ist, daß noch auf lange Iahre und Iahrzehnte hinaus ein großer Teil der Männer, die später in führender und leitender Stellung sich befinden, seine Vor- bildung auf dem humanistischen Gymnasium erhalten wird, um so notwendiger ist es, daß auch diese Anstalt der Biologie in ihrem Lehrplan Zugeständnisse macht."

Die technischen Fächer Zeichnen und Turnen sind gleichfalls nicht ohne Wünsche. Zwar hält sich der Vertreter des ersteren. Geheimer Oberregierungsrat Pallat, in bescheidenen Grenzen mit seinen Forderungen: doch soll immerhin der Zeichenunterricht künftig nicht erst in der Quinta beginnen, „damit nicht länger die Vorschüler und Sertaner der höheren Knabenschulen hinter den Volksschülern, den Mittelschülern und den Schülerinnen sämtlicher Mädchenschulen darin zurückstehen, daß für sie der Zeichenunterricht erst mit dem elften Lebensjahre beginnt". Denn „um den Kindern die Frische der Auffassung, die sie in die Schule mitbringen, zu erhalten, gibt es kein besseres Mittel, als das Zeichnen". Nachdem er betont hat, daß, „wie der Sprachunterricht, auch der Zeichenunterricht die besondere Aufgabe hat, das Gefühl für geschmackvolle Ausdrucksweise zu entwickeln und das Verständnis für künstlerische Schöpfungen anzubahnen," sagt er in bezug auf die oberen Klassen: „An den Gymnasien freilich, für die es am nötigsten wäre, ist es kaum möglich, diese Aufgabe zu erfüllen; denn gerade in dem Alter, in dem die Iugend sich für ästhetische Fragen zu erwärmen beginnt, hört der verbindliche Zeichenunterricht auf. Nicht minder bedauerlich ist, daß ebenfalls an den Gymnasien jede Möglichkeit fehlt, die große Masse der Schüler, die nicht an dem wahlfreien Unterricht teilnimmt, mit dem gebundenen Zeichnen und seinen Anwendungen in der Architektur, in der Technik, im Geländeaufnehmen bekannt zu machen. Daß wir diese Lücke bald ausfüllen müssen, wird jeder, der im Felde Gelände hat aufnehmen, Schützengräben oder Unterstände hat bauen müssen, bestätigen." Also auch das Zeichnen verlangt, gestützt auf die Lehren des Krieges, Eingang in die Oberstufe des Gymnasinms. Der Vertreter des Turnens, Oberrealschuldirektor Edmund Neuendorff (Mühlheim a. R.), verlangt zwar keine Vermehrung der drei vorhandenen Turnstunden, aber er sagt: „Für die Schüler aller Klassen soll im Winter und Sommer wöchentlich ein Spielnachmittag von drei bis fünf Stunden Dauer stattfinden. An seine Stelle tritt für die Klassen von Obertertia aufwärts alle vierzehn Tage ein ganzer Spieltag. Die Teilnahme an Spieltagen und Spielnachmittagen ist für alle diejenigen Schüler verbindlich, die nicht zur selben Zeit Leibesübungen irgendwelcher Art in Schulvereinen betreiben. So schwerwiegend die Forderung auf Schaffung ganzer Freitage ist, so wichtig ist sie auch. Nur diese ganzen Freitage ermöglichen größere Veranstaltungen (Wanderungen, Ruderfahrten), die den Heranwachsenden erst in das rechte Verhältnis zur Natur bringen. Nur sie geben den Leibesübungen treibenden Schulvereinen die Möglichkeit freier Ent, faltung." Das klingt ziemlich harmlos, bedeutet aber bei etwa sechs alle vierzehn Tage einmal ausfallenden Lehrstunden eine Verminderung des wissenschaftlichen Unterrichts um drei Stunden in der Woche. Wer-soll den Verlust tragen? Dafür können nur die mit den meisten Wochenstunden ausgerüsteten Lehrfächer, also am Gymnasium wieder die alten Sprachen, in Frage kommen. Die Forderung, die hier im Interesse der Leibesübungen gestellt wird, ist sicher die stärkste

aller bisher behandelten. Aber da sie sich auf die wichtige Frage der Wehrhaftmachung unserer männlichen Iugend stützt, so wird sie am allerwenigsten sich als eine Unmöglichkeit mit einem geringschätzigen Achselzucken abtun lassen. Als Neutrale, abseits von diesem Kampf um ein Mehr oder Minder von Wochenstunden, stehen die Vertreter des mathematischen, physikalischen und chemischen Unterrichts (Oberstudienrat Kerschensteiner (München), Realgymnasialdirektor P. Zühlke (Landeshut, Schlesien), und Professor Hermann Hahn, Berlin). Sie suchen nur innerhalb des ihren Lehrfächern zugewiesenen Raumes durch zeitgemäße Auswahl des Lehrstoffes und Umgestaltung der Unterrichtsmethoden den großen Erfahrungen des Weltkrieges Rechnung zu tragen. Zu diesen Neutralen sind auch die Vertreter des evangelischen (Oberrealschuldirektor Richert, Posen) und des katholischen Religionsunterrichts (Universitätsprofessor Rauschen in Bonn) zu zählen. Es sei nur nebenbei erwähnt, daß beide einer versöhnlichen Toleranz das Wort reden und die Pflege des nationalen Elements auch im Religionsunterricht empfehlen.

Das sind die hauptsächlichsten Gegensätze, die uns bei dem Lesen der erwähnten Aufsätze entgegentreten; wir können sie etwa dahin zusammenfassen: Soll das Lateinische aus grundsätzlichen Erwägungen, wie bei Fischer und Schmidt, oder mit Rücksicht auf die Forderungen anderer Lehrfächer aus seiner starken Stellung am Gymnasium und Realgymnasium, und ähnlich das Englische an den Oberrealschulen aus seiner jetzigen Stellung besonders in derMittelstufe weichen, obschon die Verdrängung des letzteren mit seinen durchschnittlich vier Wochenstunden nicht annähernd so viel Platz freimachen würde, wie die des ersteren? Getreu seiner oben angeführten Äußerung im Vorwort, vermeidet es der Herausgeber, zur Lösung dieser Widersprüche Stellung zu nehmen. Auch wenn er es täte, würde seine Meinung als die eines einzelnen noch keinen irgendwie sicheren Anhalt dafür bieten, in welchem Sinne die preußische Unterrichtsverwaltung die höhere Schule nach dem Weltkriege zu gestalten beabsichtigt. Immerhin läßt sich, wie schon gesagt, aus dem, was in den Aufsätzen nicht gesagt wird, und aus dem, was von allen gemeinsam gesagt wird, ein gewisser Schluß darauf ziehen, in welchem Sinne die preußische Unterrichtsverwaltung im großen und ganzen die Lösung der schwebenden Schulfragen zu finden streben wird. Denn das wird man wohl annehmen können, daß die zur Mitarbeit aufgeforderten Männer, deren Streben und Richtung auch vorher bekannt war, Strömungen vertreten, die bei den maßgebenden Beratungen über etwaige Neuerungen im höheren Schulwesen als beachtenswert angesehen werden. Da können wir denn erstens feststellen, daß kein Prophet der reinen Einheitsschule seine Zukunftspläne entwickelt hat. Ferner ist auch keiner zu Worte gekommen, der mit kühnem Schnitt allen fremdsprachlichen Unterricht von der höheren Schule trennen will (auf einen solchen Vorschlag wird im Vorwort als auf eine kühne Schützengraben-Attacke angespielt), ja auch keiner, der die humanistische Grundlage unserer höheren

Schule, insbesondere des Gymnasiums, antasten will; denn das Griechische wird durchweg als das unverletzliche Rückgrat des Gymnasiums festgehalten. Also lann man wohl annehmen, daß an den geschichtlich gewordenen Formen der höheren Schulen, ihrer Vielgestaltigkeit und ihrem humanistischen Charakter auch selbst bei starker Verminderung ihrer Latinität nicht gerüttelt werden soll.

Als einige Hauptpunkte, in denen die Aufsätze übereinstimmen, können ferner etwa folgende bezeichnet werden: 1. eine sorgfältige Pflege der körperlichen Entwicklung, 2. eine stärkere Ausprägung des nationalen Charakters unserer höheren Schulbildung, 3. eine noch stärkere Betonung des Charakters der höheren Schulen als Erziehungsschulen, 4. eine immer strengere und vielseitigere Durchführung des Grundsatzes der Arbeitsschule und der Arbeitsgemeinschaft zwischen Lehrer und Schüler. Besonders sei noch darauf hingewiesen, daß diese Änderungen im Unterrichtsbetrieb nach einmütigem Urteil der hier zu Worte kommenden Schulmänner hohe und zum Teil neue Forderungen an den Oberlehrer und seine Vorbildung auf der Universität stellen. Er soll nicht nur in die Erziehungskunst theoretisch durch besondere Professoren der Pädagogik eingeführt werden, auch seine gesamte Fachausbildung soll trotz aller wissenschaftlichen Gründlichkeit mehr auf die Bedürfnisse des Unterrichts selbst eingestellt werden. Er soll womöglich auch Turner und Zeichner sein und sich neben seiner wissenschaftlichen Fortbildung (vergl. Direktor Erythropel (Düsseldorf): Vor- und Weiterbildung der Oberlehrer.) auch rege an den sozialen Aufgaben und Arbeiten beteiligen, wie es besonders Professor Lohr (Wiesbaden) in seinem mit wohltuender Wärme geschriebenen Aufsatze zeigt (Die Bedeutung und Stellung der Oberlehrer im staatlichen Organismus). Es ist also viel, was bei dem Ausblick auf die höhere Schule nach dem Weltkrieg von dem Oberlehrer verlangt wird. Ieder wird nicht alles leisten können, aber es kann jedem ein Ideal vorschweben, und an die Stelle des bisherigen kann ein neues treten, ein Wechsel, von dem Schmidt in seinem schon oben erwähnten Aufsatz Universität und Schule sagt: es muß jeder, der den Lehrerberuf ergreift, schon auf der Universität mit dem Gedanken erfüllt werden, „er habe im Schuldienste nicht eine Art zweitklassiges Fachgelehrtentum zu vertreten, sondern ein erstklassiges Erziehertum". „Der Gymnasiallehrerstand muß endlich werden, was er zu werden bestimmt ist: der Träger der geistigen Nationalerziehung." Wenn dieser Geist in den Lehrerkollegien der höheren Schulen lebt, dann wird jedes in seiner Gesamtheit auch jenen hohen und vielseitigen Ansprüchen gerecht werden können, die für den einzelnen Lehrer unerfüllbar erscheinen.

Mit diesem Überblick über die Hauptbestrebungen, die in Norrenbergs Sammlung zum Ausdruck kommen, ist der Reichtum des vielseitigen Buches nicht annähernd erschöpft. Einmal enthalten die oben angeführten Aufsätze selbst in der Behandlung ihrer besonderen Fragen und Lehrfächer, in der Begründung der oben kurz angedeuteten Forderungen viel Wertvolles und Anregendes, was

hier bei einem Gesamtüberblick unberücksichtigt bleiben mußte. Ferner ist eine Anzahl von sehr gehaltvollen und bedeutsamen Aufsätzen ganz unerwähnt ge, blieben. Da fehlt es nicht an einem Ausblick in die Zukunft der höheren Mädchen-schulen, den der Geheime Regierungs- und Schulrat Hans Borbein (Berlin) in seinem Aufsatze zu geben sucht, der zwar weder die Vertreterinnen des weiblichen Dienstjahres mit seiner völligen Ablehnung dieser Idee, noch die Anhänger und Anhängerinnen der jetzigen Lehrerinneubildung in dem vierstufigen Oberlyzeum mit seiner Verbannung der Pädagogik aus den drei wissenschaftlichen Klassen dieser Anstalt und deren Umwandlung in eine Art Oberrealschul-Studienanstalt befriedigen wird, aber jedem Freunde der Weiterführung weiblicher Bildung beherzigenswerte Anregungen bietet. Da handelt ein Aufsatz des Gymnasial, Direktors Lorentz (Spandau) vom Trugbilde der allgemeinen Bildung, ein solcher des Oberregierungsrats Lambeck (Berlin) von der Philosophie an höheren Schulen, und einer des Geheimen Oberregierungsrats Pallat von der Handfertigkeit.
Die Bedeutung der Knabenalumnate bespricht der Geheime Regierungs- und Provinzialschulrat Borbein, die Iugendbewegung Professor Wähmer (Wesel), das Buch im Dienste des Unterrichts Professor A. Fischer (München), die Berechtigungsfragen Oberlehrer Kuckhoff (Essen), der sehr dringend vor der Sucht der Behörden und einzelner Berufe warnt, die Anforderungen an den Nachweis der Schulbidung noch weiter zu steigern und z. B. in bezug auf die Zulassung zur Beamtenlaufbahn sagt: „Die Anstellung sollte ganz allein von der Eignung und erforderlichenfalls von einer vor der Behörde selbst abzulegen-den Prüfung abhängig gemacht werden." Zum Schluß dieser gedrängten Über-sicht, die ebenso wie die obigen Ausführungen nur eine Ahnung von dem reichen Inhalt des überaus wertvollen Buches gibt, sei der für Eltern und Lehrer gleich beherzigenswerte, aber auch für beide einen Blick in eine schöne Zukunft eröff-nende Aufsatz des Herausgebers, des Geheimen Oberregierungsrats Norrenberg, über das Vertrauen zur höheren Schule erwähnt, an dessen Schluß es heißt: „Vertrauen gegen Vertrauen. Das ist der Leitgedanke, der nicht nur durch den Ertemporaleerlaß, sondern auch durch die anderen Verordnungen der Unterrichts-verwaltung in den letzten Iahren hindurchgeht." — „Dieser erfrischende, freund-schaftliche Verkehr zwischen den lehrenden Mitgliedern der Schule und ihrer Verwaltung, der einem ungezwungenen, anregenden Meinungsaustausch größe-ren Spielraum gewährt, anstelle des früher bestehenden Vorgesetztenverhält-nisses — als „Übergang vom Präsidial- zum Kollegialsystem", hat man diesen Wandel bezeichnet, „fortschreitende Demokratisierung des höheren Schulwesens" würde Paulsen ihn genannt haben — soll auch für den Verkehr zwischen Lehrern und Schülern und sinngemäß auch für denjenigen zwischen Schule und Eltern-haus vorbildlich sein."
Breslau, den 5. Februar 1916. F. Unruh.

Volkswirt Nuese:

Der Stand unserer Volksernährung.

Den folgenden, von beherrschender Sachkunde, reichen Erfahrungen und warmer Vaterlandsliebe zeugenden Ausführungen des verdienten Verfassers geben wir um so lieber Raum, als sie zu bemerkenswerte» Vorschlägen kommen, die hoffentlich nicht nur Erwägung, sondern auch Ausführung finden. Wir brauchen endlich starke und ganze Arbeit auf dem Gebiete der Volksernährung.

Die Schriftleitung.

I. Die Brotfrage.

Das tägliche Brot ist eins unserer wichtigsten Nahrungsmittel. Es versinnbildlicht gewissermaßen unsere Abhängigkeit von laufender Nahrungsaufnahme. Daher trat auch die durch den Krieg hinsichtlich unserer Ernährung geschaffene Lage am ersten beim Brotgetreide zutage und wies uns mit Nachdruck darauf hin, was es heißt, sich nach der Decke strecken zu müssen, denn diese Decke war um jene rund zwei Millionen Tonnen Brotgetreide zu kurz, die wir aus dem Auslande zu beziehen pflegten. In den ersten Monaten nach Ausbruch des Weltbrandes lebten wir noch ziemlich sorglos dahin, dachten nicht an eine lange Dauer des Krieges und der damit verbundenen Absperrung vom Weltmarkt und erkannten erst die Gefahr, als die Aufnahme der Getreidebestände uns zeigte, daß wir bei Fortsetzung des üblichen Verzehrs einige Monate vor Einbringung der neuen Ernte ohne das gewohnte tägliche Brot sein würden. Nun sahen wir, wie sehr uns ein wirtschaftlicher Mobilmachungsplan fehlte, die für die Landesverteidigung verantwortlichen Behörden legten sich ins Mittel, das vorhandene Getreide wurde beschlagnahmt und uns die segensreiche Brotkarte beschert, die seither, so darf man sagen, als Siegesfahne über unserer gesamten Volksernährung schwebt. Die gleichzeitig verfügten Höchstpreise für Brotgetreide, die etwa ein Viertel bis ein Drittel über die der Friedenszeit hinausgingen, haben sich ein volles Iahr hindurch als dem Erzeuger wie dem Verbraucher gerecht werdend bewährt, uns vor jeder Preistreiberei auf diesem Gebiete bewahrt und erst in allerletzter Zeit eine kleine Hinaufsetzung erfahren, gegen die nicht das geringste einzuwenden ist. Was noch erstrebt werden müßte, wären einheitlichere Preise für Mehl und Brot, denn es ist durch nichts zu rechtfertigen, daß nach den Angaben des statistischen Amtes z. B. Weizenmehl in Posen 21 Pfg., in Berlin 27, in Frankfurt a. M. 32, Roggenmehl in Allenstein 18 Pfg., in Berlin 24, in Essen und Kiel 26, Weißbrot in Danzig 25 Pfg., in Berlin 30, in Altona und Paderborn gar 50, Roggenbrot in Görlitz und Magdeburg 15 Pfg.,

in Altona 25, in Emden 30 Pfg. das Pfund kostet. Richtpreis-Festsetzungen für das ganze Reich sollten diese zum Teil geradezu unsinnigen Preisunterschiede beseitigen.

Unsere Brvtgetreideversorgungsfrage wurde wesentlich beeinflußt durch das Abschneiden der ausländischen Zufuhr von Futtermitteln, von denen im Frieden in Form von Gerste, Mais, Ölkuchen und dergleichen etwa fünf Millionen Tonnen über unsere Grenzen kamen. Das Ausbleiben dieser gewaltigen Mengen machte sich schnell und stark fühlbar, sobald die Lagervorräte knapp zu werden begannen, und führte selbsttätig wachsende Angriffe auf unser Brotgetreide durch Darreichung an das Vieh herbei, wogegen durch Verfütterungsverbote eingeschritten werden mußte. Aber der so vom Brotgetreide genommene Druck suchte nach einem Auswege, und da mußte die Kartoffel, die das eigentliche Rückgrat unserer Volksernährung, namentlich in den breiten Schichten, darstellt, in umfassender Weise herhalten. Das führt uns zum zweiten Teil unserer Betrachtungen, und wir gehen über auf:

II. Die Kartoffelfrage.

Als die Aufnahme des Brotgetreides angeordnet wurde, also Ianuar 1915, war von verschiedenen Seiten, u. a. auch vom Verfasser, ganz dringend die Ausdehnung auf die Kartoffel verlangt worden, doch erfolgte sie aus unbegreiflichen Gründen erst einige Monate später und dann der Eile wegen in derart überstürzter Weise, daß sich ein ganz falsches Bild ergab, das zu dem verhängnisvollen Trugschluß drohenden Kartoffelmangels verleitete und etwa sieben Millionen Schweinen das Leben kostete. Damit gingen zuerst ungeheure Kartoffelpreise Hand in Hand, die später, als sich der Irrtum und damit ein großer Kartoffel-Überschuß offenbarte, durch Preisstürze abgelöst wurden. Diese Vorgänge hatten zu rechtzeitigen Vorkehrungen für die Aufnahme und Verteilung der nächsten Ernte führen sollen, doch fanden erst zu deren Beginn Beratungen der maß, gebenden Behörden statt, als schon eine große Unruhe sich der Bevölkerung bemächtigt und eine böse Preistreiberei eingesetzt hatte, so daß für Kartoffeln sechs bis acht Mark den Zentner verlangt wurden und dennoch keine genügenden Mengen zu haben waren. Am 27. September 1915 erschienen aus der Feder des Verfassers dringende Vorstellungen, die von vielen Seiten unterstützt wurden, sofortiges Eingreifen verlangten und folgende Verordnungen vorschlugen: 1. Aufhebung der freien Verfügung über die Kartoffelernte, Ungültigkeitserklärung aller Vorverkäufe und Bestandaufnahme. 2. Beschlagnahme der für die menschliche Ernährung erforderlichen Mengen unter Belastung im Besitze der Erzeuger, Verteilung über das ganze Reich durch. Vermittlung der Gemeinden unter Leitung der Reichskartoffelstelle. 3. Festsetzung angemessener Höchstpreise für Erzeuger, Groß- und Kleinhandel. Es wird jetzt allgemein

bedauert, daß diese Vorschläge nicht gleich befolgt wurden, sondern daß wir erst durch eine schier endlose Reihe von Verfügungen allmählich nahe an das Ziel gelangten, das durch jenen einmaligen starken Schritt mit einem Schlage voll zu erreichen gewesen wäre.

Am 28. August 1915 sagte der Vertreter des Kanzlers im Reichstage: „Wir haben Lebensmittel genug, die Schwierigkeiten liegen in der Preisbildung." Daraus wäre zu folgern gewesen, daß man Einfluß auf die Preisbildung hätte suchen müssen, und zwar dort, wo die Lebensmittel und damit auch die Preise entstehen, also beim Erzeuger. Daß hier der einzig wirksame Hebel anzusetzen war, zeigte die glänzende Lösung der Brotgetreidefrage. Trotzdem ist jener Satz im volkswirtschaftlichen Sinne unzutreffend insofern, als der Kernpunkt nicht in der Preisbildung, sondern in der Verteilung der Güter liegt, denn aus letzterer ergeben sich die Vorgange der Preisbildung nach den Grundsätzen von Angebot und Nachfrage. Hat man die Verteilung in der Hand, so kann man die Preisbildung nach Belieben und Bedarf regeln. Das hat man denn auch später erkannt, denn in der Reichstagssitzung vom 12. Ianuar 1916 sagte derselbe hohe Iteichsbeamte: „Die Schwierigkeiten bestehen vor allem darin, für eine gerechte Verteilung zu sorgen." Leider aber fehlt es bei Kartoffeln, im Gegensatz zum Brotgetreide, immer noch an der richtigen Verteilung, und darin ist der Grund zu suchen, weshalb die Preisbildung noch nicht zur Ruhe gekommen ist, Preisüberschreitungen vorkommen und die Hoffnung auf höhere Preise zur Zurückhaltung von Vorräten anreizt. Die Klagen über mangelhafte Zufuhr von Kartoffeln wollen nicht verstummen. Die Zeitung der Altonaer Stadtverwaltung schreibt: „Des Pudels Kern ist, daß von den Landwirten keine Kartoffeln zu kriegen sind." Im Reichshaushalts-Ausschuß wurde dringend betont, es müßten Kartoffeln für die Bevölkerung herangeschafft werden, bis jetzt habe der einheitliche Plan gefehlt, die M ö gli chke it der Beschlagnahme genüge nicht, die Unsicherheit auf dem Kartoffelmarkte müsse beseitigt werden, die sich überstürzenden Verordnungen hätten sich vielfach widersprochen und zu Schwierigkeiten geführt. Zeitungsstimmen sagen: „Die Klagen über Kartoffelnot wollen nicht enden, aus allen Gauen ertönen sie gleichmäßig, aus Sachsen sowohl wie aus Bayern und aus dem Westen." „Lebhaft wird besprochen, daß ganze Züge bester Speisekartoffeln nach der Schweiz rollen, während es im eigenen Lande an vielen Orten keine Kartoffeln gibt." — Die Christlichen Gewerkschaften wandten sich telegraphlsch an den Reichskanzler und baten um Zufuhr von Kartoffeln nach dem Westen. Am 28. Ianuar hat der preußische Landtags-Ausschuß folgende Ersuchen an den Reichskanzler gerichtet: 1. Sofort eine Erhebung über die im Lande vorhandenen Kartoffelbestände vorzunehmen. 2. Die allgemeine Beschlagnahme der zur Volksernährung erforderlichen Kartoffeln anzuordnen. (Wie man sieht, stellt der Ausschuß Ende Ianuar dieselben Forderungen, die Verfasser schon Ende September erhoben hatte.) Der Verband der Kartoffellnter-

essenten schreibt: Die Kartoffel müsse jetzt überall aushelfen, trotzdem werde man ausreichen, wenn die Verteilung der Ernte richtig vorgenommen würde; der Verband habe sich alle Mühe gegeben, der Regierung mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, leider seien aber die sachverständigen Stimmen nicht gehört worden. Ein Telegramm aus Danzig sagt, daß infolge der Höchstpreis-Festsetzung die Landwirte die Zufuhr von Kartoffeln eingestellt hatten, so daß auf dem Wochenmarkt keine Kartoffeln zu haben waren. (Ein Beweis dafür, daß die Kartoffelfrage nicht durch Preisfestsetzung, sondern durch Verteilung zu lösen ist.) Die chronische Kartoffelknappheit wurde grell beleuchtet durch mehrfache dringende Telegramme an den Reichskanzler von seiten rheinischer Städte. Bekanntmachungen vieler Landräte stellen fest, daß Kartoffeln zurückgehalten würden, und drohen mit Zwangsmaßregeln und Strafen. Der Kreisausschuß Hohensalza schreibt in einem Erlaß, daß trotz wiederholter Aufforderungen die Kartoffeln nicht herausgegeben würden, und stellt strenge Maßnahmen in Aussicht. In einer Kundgebung des Deutschen Städtetages vom 25. Ianuar wird betont, daß nur das Reich die Kartoffelversorgung übersehen und beherrschen könne. Eine rheinische Zeitung berichtet: „Es macht sich tatsächlich noch immer eine Zurückhaltung von Kartoffeln, auch schon bei den Erzeugern bemerkbar." Die „Vossische Zeitung" schreibt am 1. Februar unter der Überschrift „Hand auf die Kartoffeln!", es habe durchaus den Anschein, daß Händler größere Vorräte in der Hoffnung zurückhalten, daß zum Frühjahr noch einmal eine Erhöhung der Preise erfolge, und es gewinne immer mehr an Wahrscheinlichkeit, daß auch der erheblichste Teil der früheren Zurückhaltung von diesen Händlern geübt worden sei, und schließt mit dem Satze: „Es ist in der Frage der Kartoffelversorgung jetzt schon lange genug gezögert worden. Nunmehr tut Eile und schonungsloses Vorgehen gegen jedermann not, ob Landwirt oder Händler, der jetzt noch Vorräte zurückhält."

Das Bild, das uns aus diesen Stimmen enrgegenleuchtet, ist nicht erfreulich; überall Iagd nach Kartoffeln und Unruhe in der Bevölkerung als Folge ungenügender Verteilung trotz einer Riesenernte von rund 54 Millionen Tonnen, wenn die Schätzung richtig ist. Die Ursachen des starken Begehrs sind mannigfacher Art. Zunächst werden jetzt weit mehr Kartoffeln als früher verfüttert, da es uns an ausländischen Futtermitteln fehlt, die Preise dafür sehr hoch sind und die Viehzüchter das natürliche Bestreben haben, reichlich für den eigenen Stallverbrauch gedeckt zu sein. Ferner wandern bedeutende Mengen von Kartoffeln in die Trocknereien und Stärkefabriken, zumal diese höhere Preise anlegen können; das trifft auch für die Brennereien zu, denn infolge der Petroleumnot wird sehr viel Sprit zu Heeres- und Beleuchtungszwecken verbraucht. Die Kartoffel soll eben heute viele Löcher stopfen und ist gewissermaßen das Mädchen für alles. Der menschliche Verzehr in Kartoffeln ist gleichfalls gewaltig gestiegen, denn sie muß manche Lebensmittel ersetzen, die ungenügend vorhanden

sind. Allein der Zusatz zum Brote reißt Tag für Tag große Lücken in unsere Bestände. Trotzdem glauben wir, daß ausreichende Mengen von Kartoffeln für Mensch und Tier bis zur neuen Ernte vorhanden sind, aber wir sind nicht genau über die wirklichen Vorräte unterrichtet.

Es geht aus unsern seitherigen Feststellungen, aus den Äußerungen der leitenden Männer, den Ansichten vieler Verbände und Verwaltungen, der maßgebenden Presse und aller sachverständigen Kreise unzweifelhaft hervor, daß die alleinige Ursache unserer Kartoffelnot in der ungenügenden Verteilung über das Reichsgebiet zu suchen ist. Diese Erkenntnis führt von selbst zu den Wegen, die eingeschlagen werden müssen, um die Verteilung herbeizuführen. Diese sind:

1. Bestandsaufnahme. Sie ist notwendig, unaufschiebbar notwendig, damit wir wissen, mit welchen Vorräten wir zu rechnen haben, denn nichts ist bei einem so wichtigen und ausschlaggebenden Nahrungsmittel verhängnisvoller als Ungewißheit. Man scheint das auch an den verantwortlichen Stellen zu empfinden, denn am 12. Ianuar 1916 wurde halbamtlich gemeldet: „Bei den Beratungen zwischen Regierungsvertretern und den Vorsitzenden der Landwirtschaftskammern hat es sich als notwendig herausgestellt, Bestandsaufnahmen von Kartoffeln vorzunehmen, um von deren Ergebnis alle weiteren Maßnahmen abhängig zu machen. Es ist nicht geplant, eine allgemeine Bestandsaufnahme für das Reich anzuordnen"; aber zum Leidwesen weiter Kreise geht aus obiger Bekanntgabe hervor, daß wiederum nur eine Teilmaßnahme ergriffen werden soll, während das öffentliche Wohl dringend eine allgemeine Bestandsaufnahme gebietet. Nur sie kann die Bevölkerung beruhigen und uns eine Grundlage für gerechte Verteilung bieten. Wir wissen dann mit Sicherheit, was wir haben. Wir stellen fest, wo Kartoffeln im Überfluß sind, und wo es an ihnen fehlt. Es ist leider nicht zu bezweifeln, daß Zurückhaltung von Kartoffeln durch Erzeuger und Händler geübt worden ist. Eine Bestandsaufnahme wird solche Zurückhaltung fernerhin unmöglich machen, denn wenn uns bekannt ist, wo und in welchen Mengen die Kartoffeln sitzen, so kann die Reichskartoffelstelle jeder, zeit über den Überschuß verfügen. Wir werden ferner übersehen können, welche Mengen von Kartoffeln wir nach Deckung des menschlichen Bedarfs für die Viehhaltung und zur technischen Verarbeitung übrig haben, und somit auch, welche Viehkopfzahl wir mit Sicherheit durchzuhalten imstande sind. —

2. Beschlagnahme. Der Herr Staatssekretär des Innern hat in der Reichstagssitzung vom 11. Ianuar ausgeführt, die allgemeine Beschlagnahme einer Ernte von 34 Millionen Tonnen Kartoffeln, wovon 50 (?) Millionen Tonnen auf die menschliche Ernährung kommen, sei nicht möglich. Er dachte dabei offenbar an eine Beschlagnahme durch Besitzergreifung nach Art der Getreidevorräte, was aber durchaus nicht nötig ist, denn es genügt vollkommen zur Erreichung des Zweckes einer guten Verteilung, Beschlag auf die Kartoffeln zu legen, sie aber im Besitze der Erzeuger oder Händler zu belassen, bis sie gebraucht werden.

Von sehr vielen Seiten ist betont worden, daß nur einschneidende und durchgreifende Schritte uns zu einer wirklichen und endlichen Lösung der Kartoffelfrage zu bringen imstande sind, nachdem die seitherigen Mittel zur Herbeiführung einer reibungslosen Verteilung trotz einer Flut von Verfügungen versagt haben. Es muß weniger verordnet, aber mehr organisiert werden, diese Ansicht ist anch in den Reichstagsbesprechungen durchgeklungen, und dazu ist die allgemeine Beschlagnahme der wichtigste und unbedingt gebotene Schritt. Er wird uns sofort gesunde Verhältnisse und eine gesicherte Grundlage schaffen. Man hat damit in der kartoffelreichen deutschen Statthalterschaft Warschau, wo im vorigen Herbst alle Kartoffeln beschlagnahmt wurden, einen vollen Erfolg erzielt und allen Auswüchsen sowie jeder Kartoffelnot gesteuert. Unser jüngster Versuch einer Neuregelung der Kartoffelversorgung durch Preiserhöhung reiht sich den früheren zaghaften Schritten an, die sich als ungenügend erwiesen haben, eine wirkliche Beseitigung der Mißstände ist von ihr nicht zu erwarten. Die Maßregel begegnet daher auch, abgesehen von einigen landwirtschaftlichen Kreisen, fast allgemeiner Mißbilligung, und es ist von ihr gesagt worden, eine glückliche Hand habe die Neuregelung keineswegs gezeigt. Sie trägt schon den Stempel der Unzulänglichkeit dadurch, daß ihre Geltungsdauer nur bis zum 15. März vorgesehen ist und sie offenbar lediglich den Zweck verfolgt, der zunehmenden Zurückhaltung von Kartoffeln durch eine Liebesgabe zu steuern. Ist ein solches Mittel schon vom Standpunkte des Staatsgedankens nicht ganz unbedenklich, so bedeutet es geradezu eine Ermunterung für diejenigen Erzeuger und Händler, die zur Zurückhaltung neigen, denn diese werden annehmen, durchaus folgerichtig, daß weitere Preiserhöhungen ihnen winken, sollten wieder neue Knappheiten eintreten oder die gegenwärtige nicht behoben werden, wie es fast den Anschein hat. Die Erinnerung an die unerhörten Zuschläge des vorigen Iahres ist durchaus geeignet, solche Gedankengänge zu unterstützen und die Begehrlichkeit anzuregen. Es kommt hinzu, daß die Erzeuger nur noch an die Reichskartoffelstelle werden verkaufen wollen, die ja allein berechtigt sein soll, die höheren Preise anzulegen, somit die Gefahr besteht, daß die Maßregel der Kartoffelknappheit Vorschub leistet, statt sie zu beheben, indem sie den freien Verkehr hemmt. Der Handel wird schwerlich in der nächsten Zeit Kartoffeln vom Erzeuger erlangen können, denn er kann den erhöhten Preis nicht bewilligen und der Bauer wird nicht auf ihn verzichten wollen. Schließlich wird der Handel wenig geneigt sein, seine recht erheblichen Vorräte zu dem alten Preise herauszugeben. Aus Höchstpreisen werden fast stets Mindestpreise, und keiner will zurückstehen, wenn der andere einen höheren Preis erzielt. Futterkartoffeln und unverlesene Früchte werden zu den Höchstpreisen für Speisekartoffeln verkauft.

Alle diese Erwägungen führen mit zwingender Notwendigkeit zur Forderung allgemeiner Beschlagnahme. Iedes Bedenken dagegen ist leicht zu zerstreuen. Wir haben schon gesagt, daß man nicht dazu übergehen darf, die Kartoffel»

aufzukaufen und aufzustapeln. Sie müssen vielmehr im Gewahrsam der Besitzer, Erzeuger oder Händler verbleiben, die für ordnungsgemäße Lagerung, Behandlung und Verwendung verantwortlich sind. Zur Überwachung der Bestände ist die Errichtung von Kriegswirtschaftsämtern in den Gemeinden erforderlich, — was an dieser Stelle schon früher angeregt worden ist, — die geeignet sein würden, unserer gesamten Nahrungsmittelversorgung innerhalb kurzer Zeit ein festeres und gesicherteres Gefüge zu geben. Schon jetzt sind in vielen Gemeinden zu derartigen Amtern die Ansätze vorhanden, die nur ausgebaut zu werden brauchen. Nach Durchführung der Bestandsaufnahme durch die genannten Ämter wird die Reichskartoffelstelle in der Lage sein, die Vorräte zu überblicken, und so eine zuverlässige Grundlage für alle weiteren Schritte in der Hand haben. Dies leitet uns über zum eigentlichen Zwecke der beiden vorhergehenden Maßnahmen, das ist:

3. Verteilung der Kartoffeln. Die Bestandsaufnahme durch die Kriegswirtschaftsämter in den Gemeinden bietet keine erheblichen Schwierigkeiten. In jeder Gemeinde finden sich mit Leichtigkeit sachkundige, zuverlässige und opferwillige Männer, die durch Prüfung an Ort und Stelle feststellen, ob die an jeden Gemeinde-Eingesessenen zu versendenden Aufnahmevordrucke richtig ausgefüllt sind, oder die deren Ausfüllung übernehmen. Iedes Amt stellt sodann zusammen, welche Mengen von Kartoffeln im Gemeindebezirk vorhanden sind, sorgt zunächst dafür, daß jeder tunlichst seinen Bedarf für Mensch und Tier eindeckt, um im Verlauf zu ermitteln, ob in der Gemeinde Überfluß oder Mangel an Kartoffeln herrscht. Der Bedarf auf den Kopf der Bevölkerung und für den Viehstand ergibt sich leicht an Hand des üblichen Verbrauchs. Die Ergebnisse der Bestandsaufnahme und die Anmeldung von Überschuß oder Mangel in jeder Gemeinde setzen die Reichskartoffelstelle sofort in den Stand, den notigen Ausgleich vorzunehmen, indem aus den Gemeinden mit Überfluß die verfügbaren Mengen nach den ungenügend versehenen Bezirken geleitet werden. Es dürfte sich empfehlen, daß die Hauptstelle eine Untergliederung und Arbeitsteilung durch Einrichtung von Landeskartoffelstellen herbeiführte, die unter sich den Überschuß und Bedarf ausgleichen und nur das Mehr oder Minder nach Berlin aufgeben. Das tunliche Eindecken der einzelnen Wirtschaften und Haushaltungen hat den großen Vorteil, daß jedes Gefühl der Beunruhigung verschwindet und außerdem die Kartoffeln besser behandelt werden; kleine Mengen lassen sich leichter überwachen, zweckmäßiger lagern und gründlicher von allen kranken und beschädigten Flüchten befreien, wodurch wir eine erhebliche Menge der sonst durch Fäulnis verlorenen und durch Keimung, Atmung usw. beeinträchtigten Kartoffeln retten*).

*) „Soeben wild bekannt, daß eine neue Vundesratsverordminss die Kommunalverbände verpflichtet, am 25. Februar 191S festzustellen, welche Mengen von Kartoffeln Innerhalb des Kommunal»

Auf die in Grundzügen geschilderte Weise gelangen wir schnell und sicher dahin, daß jede Gemeinde im Deutschen Reiche mit Kartoffeln versorgt ist und daß endlich die Klagen über Kartoffelnot und Zurückhaltung verschwinden. Wer die bei ihm beschlagnahmten Kartoffeln eigenmächtig und unbefugt über das ihm zustehende Maß angreift, wer zurückhält, die abgerufenen Mengen böswillig verweigert oder seine Bestände verschleiert, der muß durch harte Strafen an seine Pflichten gegen das Gemeinwohl erinnert werden. Bei der angegebenen Art der Verteilung braucht keine Ausschaltung des berechtigten Handels stattzufinden, was durchaus unerwünscht wäre; vielmehr wird diesem die Versorgung der Haushaltungen, die sich nicht für längere Zeit eindecken können oder wollen, nach wie vor obliegen. Alle laufenden Lieferungsverträge zwischen Erzeugern, Händlern und Verbrauchern sind natürlich aufzuheben oder von der Reichskartoffelstelle zu übernehmen. Nach Durchführung der besprochenen Maßnahmen hat die Reichskartoffelstelle alle Fäden der Versorgung in der Hand, ohne zu eigentlicher Beschlagnahme durch Einlagerung schreiten zu müssen, die natürlich unmöglich wäre. Sie besitzt in den Kriegswirtschaftsämtern die erforderlichen Werkzeuge zur Durchführung ihrer Anordnungen und zu sachgemäßer Beratung. Die vorbildliche Regelung unserer Brotversorgung durch einen starken und durchgreifenden Schritt zeigt uns, daß nur ein gleiches Vorgehen auf dem ebenso wichtigen Gebiete der Kartoffelversorgung die endliche Lösung der Kartoffelfrage zum Wohle aller Beteiligten, auch der Erzeuger, verbürgt. Für die Richtigkeit, Durchführbarkeit und den Erfolg der gemachten Vorschläge spricht die Tatsache, daß gerade die größeren Gemeinden, die in bezug auf Nahrungsmittelversorgung die meisten Erfahrungen besitzen und am schlimmsten unter der Kartoffelnot gelitten haben, eine solche starke Regelung auf ganz fester und gesicherter Grundlage herbeisehnen.

4. Kartoffelhöchstpreise. Der im Herbst vorigen Iahres von allen Seiten erhobenen Forderung nach endlicher und gleichzeitiger Festsetzung

Verbandes im Gewahrsam der Gemeinden, Händler, Verbraucher und Vereinigungen von solchen vorhanden sind. Die Ermittlung der bei den Erzeugern befindlichen Vorräte kann der Reichskanzler anordnen. Danach sollen also nicht gleichzeitig und allgemein auch die Bestände bei den Erzeugern, also der bei weitem größten Menge, aufgenommen werden, so daß wir leider wieder eine jener verhängnisvollen halben Maßregeln vor nns hätten, denen sachkundige Kreise unser Kartoffelunglück zuschreiben. Wir hätten von neuem eine Verkennung des Volks- und kriegswirtschaftlichen Grundsatzes zu beklagen, daß eine reibungslose Versorgung und Verteilung nur durch Erfassung beim Erzeuger zu erreichen ist. Hoffen wir, daß die Unterlassung unverzüglich durch Ausdehnung der Bestandsaufnahme auch auf die Erzeugervoriäte nachgeholt wird. Noch ist es Zeit dazu." Am 14. Januar sagte der Reichstagsabgeordnete Marx ^Zentrum) im Reichstage: „Die Regierung ist oft viel zu spät und dann noch zaghaft vorgegangen, besonders in der Kartoffelfrage", und eine Reihe anderer Redner äußerte sich in ähnlicher Weise. Die Verspätung ist nicht wieder einzuholen, aber mit der Zaghaftigkeit muß endgültig gebrochen werden, denn nur starke Maßregeln können noch helfen. Sie sind nicht nur die wirksamsten, sondern auf die Dauer auch die mildesten, well ein starker Eingriff leichter ertragen wird als viele aufeinanderfolgende kleine.

von Höchstpreisen für Kartoffeln beim Erzeuger, Groß- und Kleinhandel neben allgemeiner Beschlagnahme wurde Erfüllung nicht zuteil. Man glaubte mit Höchstpreisen für den Kleinhandel auskommen zu können, faßte also mit einer halben Maßregel am hinteren Ende an, um bald einsehen zu müssen, daß dadurch die Verwirrung und Unruhe nur erhöht wurde, weil nun, was vorauszusehen war, Erzeuger und Großhandel so hohe Preise verlangten, daß der Kleinhandel nicht bestehen konnte. Die Folge war allgemeine Stockung der Versorgung. Dann kam der Höchstpreis für den Erzeuger, aber der Großhandelspreis blieb wieder unberücksichtigt, und das alte Spiel begann, bis man auch diese Lücke stopfte. Schließlich war noch die Aufhebung der Vorverkäufe, die am 27. September gefordert wurde, vergessen worden, was man nach einiger Zeit nachholte. Die von der Verordnungsstelle erhoffte bessere Beschickung des Kartoffelmarktes und eine reibungslose Verteilung über das Land konnte durch diese lange Kette von Eingriffen nicht erzielt werden, weil eben die Voraussetzung fehlte, nämlich die allgemeine Erfassung der Bestände an der Ursprungsstelle, wie wir in den Abschnitten über Bestandserhebung und Beschlagnahme gezeigt haben; die zaghaften Verordnungen, die zunächst die Möglichkeit boten, auf ganz kleine, dann immer mehr gesteigerte Mengen von Kartoffeln die Hand zu legen, erwiesen sich als durchaus ungenügend und wirkungslos, und aus diesem Zustande sind wir bis heute nicht herausgekommen, auch wird daran die jüngst verfügte Preiserhöhung für den Erzeuger nichts ändern, solange nicht die immer übereinstimmender und stürmischer verlangte allgemeine Beschlagnahme verordnet wird.

HI. DleFleischfrage.

Handelt es sich beim Brotgetreide um ein Lebensmittel, in dem uns mangels Ausfalls der fremden Zufuhr nicht die übliche Friedensmenge zur Verfügung steht, bei der Kartoffel um ein solches, in dem wir aus eigener Kraft Überschuß haben, um damit anderswo Lücken auszufüllen, so liegt die Sache beim Fleische so, daß wir darin gerade mit unserer eigenen Erzeugung auskommen können. Fast 90 v. H. unseres Bedarfs an Fleisch haben wir selbst hervorgebracht und waren daher nur ganz geringfügig auf fremde Einfuhr angewiesen. Kein anderes Land der Welt wird mit so gutem und reichlichem Fleische versorgt, wie dies bei uns seitens unserer Landwirtschaft geschah. Allerdings fehlen uns jetzt im Kriege zum Teil die ausländischen Futtermittel, von denen wir im Abschnitt über die Brotfrage sprachen, und obschon wir,seit Herstellung der Verbindung mit unseren Freunden im Südosten nicht mehr ganz abgeschnitten sind, so war doch ein Rückgang in unserer Fleischerzeugung unausbleiblich. Doch ist dies von unerheblicher Bedeutung, denn wenn wir in Friedenszeiten eine Fleischfrage gehabt haben, so bestand sie darin, daß wir uns fragen mußten, ob wir nicht zu viel Fleisch aßen; langsam waren wir zum stärksten Fleischesser der Welt geworden,

so daß die Ärzte ihre warnende Stimme erhoben und zur Mäßigung mahnten. Selbst einen erheblichen Rückgang in unserer Fleischerzeugung angenommen, kommt auf den Kopf eines jeden von uns heute immer noch mehr Fleisch, als unsere Väter und Mütter um 1870 zu verzehren pflegten. Die Fleischfrage jetzt im Kriege ist also lediglich eine Frage der Anpassung und Verteilung. Wir haben Fleischspender genug, das ist das durchaus befriedigende Ergebnis der Viehzählung vom 1. Oktober 1915.

Gleichwohl sind auf keinem Gebiete unserer Volksernährung so unerfreuliche Zustände hervorgetreten, wie auf dem der Fleischversorgung. Als im Frühjahr 1915 infolge der bekannten Schweineschlacht ein gewisser Fleischmangel eintrat, begannen die Preise schnell und sprungweise zu steigen, begünstigt durch die eigentümlichen Verhältnisse des Viehhandels, die spekulative Vorgänge in hohem Maße erleichtern und Preistreiberei begünstigen. Schlachtvieh ist keine Ware mit gegebenen Marktpreisen, sondern der Schätzung unterworfen und wird meist an den Erzeugungsstellen durch Händler aufgekauft, die dem Angebot gegenüber vielfach geschlossen auftreten und daher zu einer großen Macht gelangt sind, die sich auch unter Umständen in Gebietsabgrenzungen und Preisverabredungen äußert, ja schon dazu geführt hat, daß einzelne Bedarfsbezirke durch Absprache künstlich knapp an Zufuhr gehalten wurden, um die Preise beeinflussen zu können oder andere Vorteile zu erringen. Somit war vorauszusehen, daß es in Kriegszeiten zu Auswüchsen kommen würde, wie es ja auch tatsächlich geschehen, meist durch das Eindringen ungeeigneter Personen verschuldet.

Lange Zeit haben wir der Entwicklung der Dinge auf dem Fleischmarkte ohne jeden Eingriff zugesehen. Erst als im Spätherbst 1915 die Preise für Schweinefleisch eine derartig unnatürliche Höhe erreicht hatten, daß der Genuß für weite Schichten des Volkes zur Unmöglichkeit zu werden drohte und sich eine schwere Beunruhigung der Bevölkerung bemächtigte, erfolgte die Festsetzung der Höchstpreise für Schweinefleisch beim Ladenschlächter. Wieder wurde ohne Rücksicht auf den volkswirtschaftlich allgemein gültigen und im Kriege zwingenden Grundsatz, daß jede Einwirkung auf Versorgung und Verteilung nur dann Erfolg haben kann, wenn sie an der Erzeugungsstelle einsetzt, und trotz der in der Kartoffelfrage gemachten Erfahrungen, das letzte Glied der Preiskette statt des ersten erfaßt. Die bekannten, von erfahrenen Leuten vorausgesagten Schwierigkeiten, daß der Erzeuger vom Großhandel und dieser wieder vom Ladenschlächter annähernd die festgesetzten Höchstpreise verlangte und so der Fleischumsatz nahezu unmöglich gemacht wu'-de, traten sofort auf und erforderten eine ganze Reihe weiterer Schritte, die aber dennoch nicht zu durchgreifender Gesundung führten, weil wir ungeachtet dringendster Vorstellungen aus allen Kreisen, auch denen der Landwirtschaft, immer noch keine Höchstpreise ab Stall haben*). > -

*) Diese sind mm endlich während des Truses herausgckommen.

Am 24. November, einige Wochen nach Festsetzung der Schweinefleisch-Höchstpreise gab in einer Sitzung der Reichsprüfungsstelle der Vorsitzende Dr. Kautz der Hoffnung Ausdruck, daß eine wesentliche Steigerung der Rindvieh- und Rindfleischpreise nicht eintreten werde, doch wurde in derselben Sitzung die Einführung von Höchstpreisen für Rindfleisch als zweckmäßig bezeichnet. Die Hoffnung hat getrogen, denn schon Mitte Ianuar war der Preis für den Zentner ausgeschlachtetes Ochsenfleisch, der Ende November Mk. 107,70 betrug, auf Mk. 132,50 gestiegen. Sie mußte trügen unter dem ehernen Zwange des volkswirtschaftlichen Gesetzes, daß der Druck, der in Zeiten der Knappheit von einem Nahrungsmittel, also hier dem Schweinefleische, genommen wird, sich sofort auf das nächstliegende andere überträgt, hier dem Rindfleische. Es ist genau so, wir in einem überheizten Dampfkessel: der gespannte Dampf sucht sich eine schwache Stelle aus, um durchzubrechen. Neben dem Rindfleische wurden auch die Preise der andern ungeschützten Fleischsorten vom gleichen Drange nach oben ergriffen; so stiegen Mastkälber von Mk. 115,70 Ende November auf Mk. 157,50 Mitte Ianuar, Hammel von Mk. 129,70 auf Mk. 147,50 usw. Die in jener Sitzung als zweckmäßig bezeichnete Festsetzung von Höchstpreisen für Rindfleisch war unterblieben, die Gründe wurden nicht bekannt gegeben. Schon vorher, Anfang November, war die Fleisch- und Butterkarte halbamtlich als „in Sicht" gemeldet worden. Der Handel warf sich natürlich, und von seinem Standpunkte aus völlig berechtigt, auf die Sorten ohne Höchstpreise, und da Erzeuger und Handel uns nach Belieben knapp oder reichlich versorgen können, so war es ferner natürlich, wenn auch verwerflich, daß man durch Zurückhaltung im Auftriebe die Preise zu steigern versuchte, mit welchem Erfolge zeigen die obigm Vergleiche. Die' stürmische Nachfrage verschlimmerte die Lage für den Verbraucher, der außerdem noch einen Wettbewerber unersättlicher Art in einem Zwischenerzeuger, den Konservenfabriken, erhielt, die alles erreichbare frische Fleisch aufkauften und dafür oft unvernünftige Preise zahlten, zumal weder sie noch die Erzeuger an den Schweinefleisch-Höchstpreis gebunden waren. So rächte sich überall, wie bei der Kartoffel, so auch beim Fleische das Anfassen am falschen Ende und die Lückenhaftigkeit der Verordnungen, worüber auch im Reichshaushalts-Ausschuß geklagt wurde. Hätte man auskömmliche Höchstpreise für den Erzeuger festgesetzt und dann für Groß- und Kleinhandel angemessene Zuschläge bestimmt, so wären alle die geschilderten Auswüchse unmöglich gewesen. Die Konservenfabriken wußten alle Lücken für ihre Zwecke auszunutzen, so z. B. auch die Preisstaffelung, die für schwere Schweine behufs Anregung der Fetterzeugung höhere Preise vorsah; sie kauften den Züchtern auch die mageren Schweine zu den höchsten Preisen ab und verschlimmerten so die Knappheit an frischem Fleisch und gleichzeitig in doppelter Weise die von Fett. Die fleischlosen Tage übten zum Teil ähnliche Wirkungen aus, denn die Metzger verarbeiteten an diesen Tagen, die sie zur Untätigkeit im Ladengeschäft verdammten, ungeheure Mengen frischen Fleisches

zu Würsten, die bekanntlich arge Fettschlucker sind, und zu Dauerware, noch angereizt durch das Fehlen von Höchstpreisen dafür. So kamen die Vorteile, die dem Verbraucher zugedacht waren, den Konserven-, Wurst- und Dauerware-Herstellern zugute, und jener wird später noch dazu die Unwirtschaftlichkeit bezahlen müssen, die in der Verteuerung des Konservenfleisches durch Arbeitslöhne, Blechverbrauch zum Ausdruck kommt. Eine einfache Verordnung, daß Schweine unter hundert Kilo Lebendgewicht nicht geschlachtet werden dürfen, hätte den Zweck besser erfüllt, als die Staffelung. Wie sich die Dinge auf dem Fleischmarkt entwickelt hatten, erläutert die Tatsache, daß Großschlächter den Ladenfleischern erklärten, sie dächten nicht daran, Schweine unter Mk. 1,50 zu verkaufen, die Konservenfabriken zahlten ihnen gern Mk. 1,60. Die oft beklagte Lückenhaftigkeit der Höchstpreisfestsetzungen hat beim Fleische schlimme Früchte gezeitigt. Später sind dann die Preise für Dauerware, Wurst usw. viel zu hoch angesetzt worden und reizen zur Übererzeugung in diesen Sachen, so immer mehr den Markt von frischem Fleische entblößend. All das trug dazu bei, das für den täglichen Umsatz bestimmte frische Fleisch in die Blechdosen, Därme und Räucherkammern zu treiben, zumal selbst die Höchstpreise für Schweinefleisch nicht einmal uneingeschränkt galten, sondern nur für Gemeinden mit öffentlichen Schlachthäusern, und das ist die Minderzahl. Auf einer Reise durch Schleswig-Holstein sah Verfasser alle Bauerntennen voll von Schweinefleisch im Rauche hängen.
Schon jetzt ist eine Übererzeugung in Fleischkonserven und Würsten unzweifelhaft festzustellen, und da die Waren bei dem überstürzten Arbeiten und Mangel an Sachkunde vielfach mit wenig Gewissenhaftigkeit hergestellt sind, so wird man ein gutes Auge auf die Konservenvorräte haben müssen, um Verluste zu verhüten, abgesehen von denjenigen durch ohnehin unvermeidliche Einbuße an Nährwerten. Sobald die Fleischkonservenmassen, die durch ungeeignete Leute ohne Beherrschung des Faches und ohne Rücksicht auf den Bedarf angehäuft werden, auf den Markt kommen, weil das festgelegte Geld Befreiung sucht oder man auch vielleicht der Haltbarkeit und der späteren Absatzfähigkeit nicht ganz sicher ist, dürfte mancher das planlose Vorgehen bitter bereuen. Iedenfalls ist die angeordnete staatliche Überwachung der Konserven-Erzeugung freudig zu begrüßen und zu hoffen, daß sie sich auch auf die Aufnahme und Prüfung der Bestände erstreckt, damit wir richtiger Verwertung der aufgespeicherten Nahrungsmittel sicher sind.
Eine schädliche Wirkung der Konservenherstellung in solchem Umfange bestand noch darin, daß sie alle verfügbaren Kräfte an sich zog und die Löhne der Fleischergesellen bis auf Tausende von Mark monatlich hinauftrieb, die natürlich von den Verbrauchern zu zahlen sind.
Wir haben in den vorhergegangenen Betrachtungen gesehen, wie der Fleisch, markt durch Ansetzen der Eingriffe an der unrichtigen Stelle, nämlich beim Übergange in den Verbrauch statt am Ursprung der Erzeugung, durch lückenhafte Höchst, preisfestsetzung für Schweine und Schweinefleisch-Erzeugnisse und durch Unter-

lassung der Erfassung der Preise für die übrigen Fleischsorten in einen an Auf,
lösung grenzenden Zustand geraten war. Die einseitige Festsetzung von Höchst-
preisen für frisches Schweinefleisch beim Ladenschlächter verursachte ein immer
mehr zunehmendes Verschwinden dieser Fleischart aus dem freien Verkehr sowohl,
als auch die Verlegung des Schwergewichtes der Fleischerzeugung und 'Ver-
sorgung auf das Rind, da hier das Fehlen von Höchstpreisen dem Erzeuger wie
dem Händler ungleich größere Gewinnmöglichkeiten bot, als es beim Schweine
der Fall war. So verminderten sich einerseits die Schweine, die, ohne Schlacht-
reife erlangt zu haben, in die Konservenfabriken wanderten, und andererseits
das Rindvieh, weil die immer höher steigenden Preise zu starken Schlachtungen
anreizten, noch genährt durch die Knappheit und Teuerung in Futtermitteln.
Besonders beklagenswert erscheint es dem beobachtenden Volkswirt, daß so viele
junge Tiere und trächtige Kühe dieser ungesunden Entwicklung ungehemmt zum
Opfer fielen, wodurch nicht nur unsere Nachzucht, sondern auch die Gewinnung
von Milch, Butter und Käse leidet. Auch das Schlachten großer Mengen gerin-
ger, in Fleisch und Fett unreifer Tiere ist zu bedauern, aber nur zu begreiflich,
denn die Konservenfabriken wirken anreizend und verführend, da sie jede Ware
verarbeiten und durch Überbieten im Preise den Erzeuger von der vollen Durch-
mästung abhalten. Der Verkauf des ungemästeten Tieres bietet dem Züchter
bei hohem Preisstande mehr Vorteil, als der des gemästeten, denn er spart Zeit,
Futter, Arbeit, Zinsen und hat sicheres Geld statt unsicherer Mästung. Über-
haupt ist es ein Irrtum, als feststehend anzunehmen, daß recht hohe Preise stets
fördernd auf die Erzeugung wirken, jedenfalls trifft dies in bezug auf Schlacht-
vieh nicht zu. Haben die Preise einen unnatürlich hohen Stand erreicht, wie
es heute fraglos bei Rindvieh der Fall ist, so ist der Züchter oft geneigt, den ver-
lockenden hohen Erlös einzuheimsen, statt Mühe und Gefahr der Weitermästung
zu laufen, besonders wenn er jeden Tag gewärtigen kann, daß ihm Höchstpreise
das Geschäft verderben, und außerdem steigende Futtermittelpreise und Knapp-
heit ihn beunruhigen. Ferner liegt in den durch Unterlassung eines Eingriffs
übermäßig gesteigerten Preisen für Schlachtvieh ein starker Anreiz zur Verfütte-
rung von Brotgetreide, die ja leider in letzter Zeit mehrfach nachgewiesen und
bestraft worden ist. Diese beiden Seiten der Fleischpreisfrage sind offenbar
seither nicht genügend gewürdigt worden, verdienen aber gewiß ernste Beachtung.
Wie erheblich die Verminderung unseres Rindviehbestandes sein muß, ergibt sich
daraus, daß im Oktober und November 1915 allein in Berliner Schlachthäusern
rund 53 000 Rinder und Färsen gegen nur rund 36 000 in der gleichen Zeit des
Iahres 1914 und nur rund 1s 500 im Zweimonats-Durchschmtt des Iahres 1913
geschlachtet wurden. Die ungünstige Wirkung allein auf Milch, und Buttererzeu-
gung liegt auf der Hand. Selbst unser künftiger Ernterertrag wird durch den
Ausfall an Dung beeinflußt.

Nun hat uns die letzte Zeit Entschließungen gebracht, die in der Einwirkung

auf den Viehhandel beruhen und dessen zwangsweisen Zusammenschluß unter behördlicher Überwachung vorsehen. Der Maßregel haftet wiederum das Bedenkliche an, daß sie nicht am Ursprung der Erzeugung ansetzt, also beim Mäster, sondern beim Zwischenglied des Handels, denn solange dem Zwangsverbande der Händler kein ebensolcher der Erzeuger gegenübersteht, darf man sich kaum eine durchgreifende Wirkung auf die Versorgung versprechen, vielleicht abgesehen davon, daß einige besonders schlimm hervorgetretene Auswüchse des Viehhandels beseitigt werden. Gegen die letzteren richtet sich auch eine Verfügung der Preußischen Staatsregierung, die namentlich den preistreibenden „wilden" Handel aufs Korn nimmt, der allerdings schädlich genug und zu lange schon ungestört sich breit machen durfte. Wird doch seit Monaten darüber geklagt, daß die aufgetriebenen Tiere während der Marktzeit oft vier- bis fünfmal den Besitzer wechselten, jedesmal natürlich mit einem erheblichen Mehrpreise auf Kosten des Verbrauchers und unter allgemeiner Beunruhigung der Marktlage und der Preisbildung; diese Leute kauften vielfach den Auftrieb schon vorweg, so daß der Zweck des Marktes vereitelt und die Neigung zu hohen Preisen gesteigert wurde.

Zusammenfassung.

Lassen wir unsere Gedanken rückblickend über das Gesagte schweifen, so ergibt sich folgendes gedrängte Bild:

I. DieBrotfrage wurde glänzend gelöst, weil ein entschlossener Wille und planmäßige Schritte rechtzeitig am Ursprung der Erzeugung einsetzten, durch angemessene Höchstpreise den Erzeuger sowohl als den Verbraucher schützten und alle Auswüchse des Handels verhinderten, indem sie sie gar nicht erst aufkommen ließen. Wo sich eine Lücke zeigte, wie beim Mehl, für das wir zunächst keine Höchstpreise hatten, wurde sie rasch geschlossen. Unsere Brotversorgung ist musterhaft, der Landwirt ist zufrieden, der berechtigte Handel findet im Schatten der Reichsgetreidestelle seine Rechnung, oft sogar recht reichlich, und wir alle gelangen ruhig, schmerzlos und ohne Aufregung in den Besitz des täglichen Brotes. Iede Gemeinde hat ihr Brotkartenamt, unzählige ehrenamtliche Kräfte sind opferwillig tätig, und der ganze Aufbau klappt ausgezeichnet. Zu erstreben wäre lediglich noch ein Ausgleich zwischen den zu sehr abweichenden Brot- und Mehlpreisen in den einzelnen ReiÄ)sgebieten. —

II. Die Kartoffelfrage steht immer noch im Zeichen der Unruhe, die sie seit der ersten Kriegsernte im Herbst 1914 angenommen hat, weil ihr nicht das Glück eines kräftigen Zugriffes zuteil wurde. Den richtigen Weg zeigt uns die Lösung der Brotfrage, die vorstehenden Darlegungen beschreiben ihn näher. Wir brauchen sofortige allgemeine Bestandserhebung, Beschlagnahme

nnter Belassung beim Besitzer, Verteilung durch die Reichskartoffelstelle unter Mitwirkung von Kartoffelämtern (Kriegswirtschaftsämtern) in den Gemeinden, und dann wird die Versorgung innerhalb weniger Wochen genau so glatt geregelt sein, wie das heute beim Brote der Fall ist. —

Hl. Die Fleisch frage hat sich zur schwierigsten ausgewachsen, da man sich zunächst gar nicht um sie kümmerte und sie so zum Schmerzenskinde werden ließ. Ihr gegenüber gibt es nur einen Weg. Erfassung der Viehbestände im Stalle durch Listen, die in den Kriegs-wirtschaftsämtern der Gemeinden zu führen sind, Überwachung und Re-gelung der Heimschlachtungen und des Marktauftriebes, indem nur schlachtreife Tiere freigegeben, das Schlachten geringer und tragender Tiere unter Verhängung schwerer Strafen verhindert und die Zu-fuhr aus den Erzeugungs- nach den Verbrauchs-Gebieten geregelt wird. Als Mittelpunkt solcher Aufgliederung (Organisation) ist eine Reichsstelle für Fleisch und Fett zu errichten, in der alle Fäden zusammenlaufen und die auch Sammel-stelle für alle Nahrungsmittel tierischen Ursprungs sein muß, die wir aus dem Auslande beschaffen können. Dann haben wir die Grundlage für die Verteilung im Großen und zugleich für die Fleischkarte. Nur durch diese ist die Ver-sorgung des Einzelnen zu erreichen; sie wird sofort die gleiche beruhigende und verteilende Wirkung ausüben, die uns die Brotkarte so segensreich gebracht hat, aber die wir selbst heute noch nicht haben würden, wenn wir uns nur von Beden-ken hätten leiten lassen. Die Fleischkarte darf nicht auf eine bestimmte Menge oder Sorte Fleisch lauten, sie soll lediglich einschränkend und ausgleichend wirken, unsere Fleischquellen stärken und strecken und namentlich verhindern, daß ein Teil der Einwohner sich auf Kosten der andern übermäßig mit Fleisch und Fett versorgt. Ie nach den verfügbaren Mengen kann in jeder Gemeinde wöchentlich bekannt gegeben werden, welche Höchstgewichte an Fleisch und Fett auf jede Karte entfallen. Das die Ausgabe der Fleischkarten besorgende Kriegs-wirtschaftsamt der betreffenden Gemeinde wird in kürzester Zeit einen Überblick über den tatsächlichen und notwendigen Bedarf an Fleisch und Fett gewinnen und danach im Einvernehmen mit der Reichsstelle die Versorgung regeln und etwaigen Überschuß abgeben, es au<^ jederzeit in der Hand haben, den Verbrauch den jeweilig verfügbaren Mengen anzupassen. Zweckmäßig dürfte jedem Ver-braucher zunächst ein kleines Gewicht zuzuteilen sein, damit man bestimmt aus-kommt, um dann nach Maßgabe des Verfügbaren die Mundteile zu erhöhen, sobald es geht. Ist Überschuß an frischem Fleisch vorhanden, so kann er zu Dauerware verarbeitet werden. Im übrigen wird die Erfahrung sehr bald zeigen, wie man die Handhabung am besten vornimmt, die Hauptsache ist, daß der Anfang gemacht wird. Führt die Fleischkarte dazu, und das ist wohl zu er-warten, daß bei uns der Einzelne weniger Fleisch genießt (recht vielen kann es gesundheitlich nur nützlich sein), so liegt das sehr im Vorteil der Gesamtheit, zu-

mal die übermäßige Gewinnung von Fleisch wirtschaftlich eine Vergeudung von Lebensmitteln bedeutet. Als vorteilhaft wird es sich sicherlich erweisen, die Versorgung mit Butter und Margarine, vielleicht auch mit Milch in Verbindung mit der Fleischkarte vorzunehmen, auch kann in allen Fällen eine Anlehnung an die Brotkarte stattfinden. Die Butterkarte, von der man erst gar nichts Kissen wollte, hat sich in vielen Gemeinden durchaus bewährt, krankt aber an dem Übelstande, daß sie nicht allgemein eingeführt ist, auch dürfte sie nicht auf eine bestimmte Menye lauten. Weiß jeder, der mit seiner Fleisch-, Fett, oder Butterkarte kommt, daß er bestimmt sein Teil er, hält, wenn auch wenig, und daß jeder Andere nicht mehr bekommt, als er selbst, auch wenn er früher am Platze ist, so werden die unerquicklichen Ansammlungen vor den Butter- und Fleischläden, weil zwecklos, ganz von selbst aufhören. Allgemeine Einführung für das ganze Reich ist aber Grundbedingung.

Überhaupt können alle vorgeschlagenen Maßregeln nur dann durchschlagend wirksam sein, wenn sie unser ganzes Vaterland umfassen. Wie die Sachen heute stehen, wissen wir kaum noch, daß das Deutsche Reich ein einheitliches Wirtschaftsgebiet darstellt. Abschließung einzelner Landesteile, gegenseitiger Wettbewerb in der Beschaffung so allgemein wichtiger Lebensmittel wie Kartoffeln, Fleisch und Fett, örtliche Ausfuhrverbote sind Dinge, die sich schlecht mit dem Reichsgedanken vertragen. Wie Preußen, Bayern, Sachsen und Angehörige aller anderen Bundesstaaten, wie Nord- und Süddeutsche brüderlich Schulter an Schulter die Grenzen schützen, so sollten wir Daheimgebliebenen alles gemeinsam tragen in den Schützengräben des Wirtschaftskampfes, hier sollte es ebenso wenig Unterschiede geben wie dort. Was an Lebensmitteln vorhanden ist, muß gleichmäßig über das ganze Reichsgebiet verteilt werden, das sollte der große Leitsatz sein, dem wir uns alle gern und freiwillig unterwerfen. Zweifellos ist das auch Wunsch und Wille der großen Mehrheit des deutschen Volkes. Derselbe Leitsatz müßte auch für die Preisfrage gelten. Die großen Preisunterschiede in den einzelnen Verkaufsgebieten üben die ungünstigste Wirkung auf das Empfinden des Volkes sowohl, als auch auf eine stetige und geregelte Versorgung aus; die Ware strebt dorthin, wo höhere Preise sind, und so entsteht an einem Orte Überfluß, am andern Mangel. Das darf nicht sein. Allgemeine Richt- und Staffelpreise über das ganze Reich für die einzelnen Versorgungsgebiete sind durchaus notwendig neben der geregelten Verteilung. Einige Preisvergleiche mögen zeigen, wie ungeheuer groß die Schwankungen sind und wie ungünstig sie wirken müssen. So kostete Ende Ianuar Rindfleisch in Berlin Mk. 2,20, in Altona Mk. 1,90, in München Mk. 1,45, Rindslende ausgeschnitten in Berlin Mk. 3,—, in einer Mittelstadt Schlesiens Mk. 1,50, Kalbskeule in Berlin Mk. 2,60, in Holstein Mk. 1,40, Hammelkeule in Berlin Mk. 2,20, in einer Stadt 75 Kilometer von Berlin Mk. 1,40, in Regensburg Mk. 1,35. In einem

Fleischerladen der Wilhelmsstraße zu Berlin sah vor einigen Tagen der Verfasser Rindslende ausgeschnitten mit Mk. 3,80, Kalbsschnitzel mit Mk. 3,40 verzeichnet. Butter kostet in Wiesbaden Mk. 2,70, in Bad Tölz Mk. 1,50, während auf einer Reise durch Bayern der Verfasser auf dem Markte zu Nürnberg große Mengen herrlichster Butter zu Mk. 2,— das Pfund antraf, auf die durchaus kein Andrang stattfand. Reis kostete nach Angaben des statistischen Landesamtes in Berlin Mk. i,10, in Frankfurt a. O. Mk. 0,45, Erbsen in Bromberg Mk. 0,80, in Kiel Mk. 0,50 usw. Man wird zugeben müssen, daß dies durchaus unbegreifliche und ungesunde Zustände sind.

Ein Wort ist noch zu sagen über die Tätigkeit, die den vorgeschlagenen Krie-gswirtschaftsämtern
in den Gemeinden obliegen würde. Den Ansatzkern zu derartigen Ämtern besitzt jede Gemeinde schon in der Brotkartenstelle, meist sogar mit Erweiterung zu einer Lebensmittel-Beschaffungsstelle. In diese bewährte Hand kann sofort die Kartoffel-, Fleisch-, Fett- und Butterverteilung gelegt und ihr der nötige Ausbau zur Bewältigung der vermehrten Aufgaben anvertraut werden. Es dürfte keinen Monat dauern, bis die Versorgung mit jenen wichtigen Lebensmitteln ebenso geregelt wäre und so glatt vonstatten ginge, wie es beim Brote der Fall ist*).

Diese Ämter werden insbesondere segensreiche Tätigkeit zu entwickeln berufen sein: bei den Kartoffeln, abgesehen von Verteilung und Preisaufsicht, durch Fürsorge für die Vorräte, Einwirkung auf richtige Lagerung und Verwendung, auf die nötige Aussonderung kranker Knollen, auf rechtzeitige Vornahme der Entkeimung, auf die Scheidung von Saat-, Speise- und Futterkartoffeln usw.; beim Vieh durch Überwachung der Bestände und der Nachzucht, der Milch-, Käse, und Buttererzeugung und deren Förderung, durch richtige Verteilung und Verwendung der Futtermittel, durch Verhinderung der Verfütterung von Brotgetreide, Regelung der Herstellung von Dauerware usw. Sie werden ferner unserer Volkswirtschaft im allgemeinen und unserer Volksernährung im besonderen wertvolle Dienste leisten durch Beobachtung und Zügelung der Preisbildung, Abwehr wucherischer Übergriffe und der vielfach zutage tretenden Auswüchse, wie Verfälschungen von Nahrungsmitteln, Gewichtsunterschreitungen, VerWässerung von Butter und Milch, durch Einfluß auf die Ausnutzung von Ödländereien usw. Schnell werden sich üble Gewohnheiten, z. B. der Beilagen-Unfug beim Fleische, der Verkauf wertloser Liebesgaben usw. in der Wurzel ausrotten lassen.

*) Im besetzten Polen hat die Gemeinde Lodz ein Kriegskaitoffelcnnt errichtet, das in kurzer Zeit geregelte Versorgung und Unterdrückung jeder Preistreiberei herbeiführte.

Nuese Der Grand unserer Volksernährung
Die seitherigen Leistungen unserer Gemeinden verdienen das höchste Lob.
Sie haben, oft unter den schwierigsten Verhältnissen und mit großen Opfern,
geradezu Hervorragendes auf dem Gebiete unserer Kriegswirtschaft getan.
Geben wir ihnen nicht nur dehnbare Befugnisse, sondern klare, starke, allgemeine
gesetzliche Zustände, die auch dort gelten, wo die Gemeindegrenze aufhört, und
nicht durch Eigenmächtigkeiten Einzelner gestört werden können, geben wir ihnen
feste Grundlinien ohne schwankende, dem mehr oder minder guten Willen Spiel-
raum lassende Bestimmungen, geben wir ihnen vor allen Dingen in den Kriegs-
wirtschllftsämtern das Rüstzeug zur Durchführung der nötigen Eingriffe in
die Hand, und wir werden sehen, daß die Selbstverwaltung Wunder wirken wird.
Wo ein entschlossener Wille klar umrissene Grundzüge schafft, lassen sich alle
auftretenden Schwierigkeiten, die man unmöglich stets vorher bedenken kann,
leicht beheben. Unverzüglich werden sich die wohltätigen Folgen einer so auf-
gebauten Tätigkeit geltend machen und in der Bevölkerung ein wohltuendes Ge-
fühl des Geborgenseins verbreiten, das in dem seitherigen Hasten und Tasten
nicht recht aufkommen konnte; sie werden uns das Durch- und Aushalten erleich-
tern und verbürgen. Und noch eins: sie werden ihre Wirkung auch draußen in
den Kampflinien nicht verfehlen. Es ist nicht nur nötig, sondern für uns
alle Herzensbedürfnis, den Helden draußen die Zuversicht zu geben, daß für
ihre Angehörigen daheim nach bester Möglichkeit gesorgt wird. Im übrigen
werden uns diese Kriegswirtschaftsämter ebenso unentbehrlich sein, sobald die
Friedensglocken durch das Land klingen. Dann kommen die ruhmbedeckten Krie-
ger zu Millionen zu uns zurück und werden vor die schwere Notwendigkeit gestellt,
wieder für sich selbst und die ihrigen zu sorgen. Was soll da werden, wenn wir
nicht rechtzeitig vorbauen, wenn wir nicht die Wege ebnen? Es ist eine ernste
Pflicht, die hier an uns herantritt, eine Pflicht, der wir uns nicht früh genug
widmen können. Es ist schon die höchste Zeit. Nur rechtzeitige und umfassende
Vorkehrungen werden uns vor schlimmen Zuständen auf dem Arbeitsmarkte, im
Wohnwesen, in der Frage der Ablösung der Frauenarbeit usw. bewahren; die
Kriegswirtschaftsämter sind berufen, zur Lösung auch dieser Fragen erheblich
beizutragen, wenn wir beizeiten die nötige Grundlage schaffen.
Sobald wir uns entschlossen haben, die Verteilung der Lebensmittel und
die Regelung der Preise mit Hilfe der Kriegswirtschaftsämter an der richtigen
Stelle anzufassen, also beim Erzeuger, wird unsere gesamte Volksversorgung ein-
fachere Formen annehmen; dann können wir ohne weiteres, wenigstens in bezug
auf die wichtigsten Nahrungsmittel Kartoffeln und Fleisch, die seitherigen ver-
wickelten Verordnungen aufheben. Wie einfach gestaltet sich z. B. bei der Kar-
toffel die Sache durch die allgemeine Beschlagnahme und Festsetzung der drei
Höchstpreise für Erzeuger, Groß- und Kleinhandel. Ohnehin weiß aus der gegen-
wärtig bestehenden Flut von Verordnungen niemand mehr durchzufinden, viele
davon sind aufgehoben und abgeändert worden, nur beim Brotgetreide, dessen

Behandlung obigen Voraussetzungen von vornherein entsprach, kamen wir mit
wenigen und dauernd bewährten Bestimmungen aus. Wäre es überall so, dann
gäbe es keine Zurückhaltung, weil zwecklos, und keinen Deckmantel für Unlauter-
keiten mehr. Für Kartoffeln wäre ein kurzes Verordnungs-Merkblatt mit den gelten-
tenden Höchstpreisen zu empfehlen, zweckmäßig zugleich mit Unterweisungen für
richtige Behandlung und Verwendung der Kartoffeln und Mahnung zu spar-
samem Verbrauch. Beim Fleische müssen wir Preise haben für die verschiedenen
Sorten und für Dauerware aller Art, und zwar in denselben Abstufungen, wie
sie vor dem Kriege üblich waren, dann ist allen Übelständen die Spitze abgebrochen.
Überhaupt werden wir der Preistreiberei und dem Lebensmittelwucher dadurch die
Unterlage entziehen, daß wir an der Erzeugungsstelle ansetzen und dem berechtig-
ten Handel das Gebiet umgrenzen; lediglich so vermögen wir den unlauteren
„wilden" Eindringlingen in den Handel die Iagdgründe zu versperren, die auf
dem Wege der Ware vom Erzeuger zum Verbraucher liegen und nur dann Aus,
beute versprechen, wenn feste Umhegungen nach oben und unten fehlen. Angebot
und Nachfrage, die früher die Wächter waren und durch den Krieg ihre Wirkungs-
kraft einbüßten, müssen wir durch klare und lückenlose Preisbestimmungen ersetzen.
Schon vor dem Kriege war auf die Notwendigkeit der Schaffung eines
unabhängigen und verantwortlichen Mittelpunktes für unsere wirtschaftliche Be-
reitschaft, namentlich im Ernährungs- und Versorgungswesen, hingewiesen worden;
seit Kriegsausbruch ist die Erörterung nicht mehr zur Ruhe gekommen und ver-
dichtet sich immer mehr zu klaren Forderungen, die von unsern großen Verbänden
vertreten werden, und denen sich auch der Reichstag angeschlossen hat. Wir
brauchen einen wirtschaftlichen Generalstab oder
Reichswlrtschaftsstab
(letztere Bezeichnung dürfte den Vorzug verdienen, weil sie klar den Begriff
ausdrückt, während man bei Generalstab zu sehr an das rein Militärische zu
denken geneigt ist), das Gebiet ist zu gewaltig geworden, als daß die ungeheuren
Aufgaben noch durch das ohnehin schon stark überlastete Reichsamt des Innern
gewissermaßen nebenbei bewältigt werden könnten. Wie brennend die Frage
ist, wird am besten durch die eigenen Worte des jetzigen Staatssekretärs beleuchtet,
der kurz vor Eröffnung des Reichstages es für unmöglich erklärte, einer wichti-
gen Anregung zu entsprechen, weil alle Kräfte des Reichsamtes mit der Vor-
bereitung auf die Reichstagstagung beschäftigt und während dieser zu sehr in
Anspruch genommen seien. Die Sache liegt etwa so, als wenn jemand verlangte,
das Kriegsministerium solle die Arbeiten und Aufgaben des Großen General-
stabes im Nebenamt erfüllen. Ein Anfang ist mit der Berufung des bekannten
wirtschaftlichen Beirates aus Reichstagsabgeordneten gemacht, hoffentlich führt
er zum Auf- und Ausbau des Reichswirtschaftsstabes. Natürlich muß auch der

Große Generalstab dabei beteiligt sein, dessen Eisenbahnabteilung schon jetzt vielfach ausschlaggebend in unsere wirtschaftlichen Verhältnisse eingreift. Viele wichtige Teilfragen sind überhaupt im Rahmen der jetzigen wirtschaftlichen Verwaltungsstelle des Reiches nicht mehr zu übersehen und zu lösen, das zeigt der Umstand, daß wir seit Kriegsbeginn all die langen Monate hindurch ungeheure Mengen von Luruswaren des Gebrauchs und Verzehrs, wie Blumen, kostbare Pelze, Pariser Kleider, Hüte und Korsette, Samt und Seide, Austern, Kaviar, Trüffeln, Liköre, Südweine, ja selbst Perlen, Korallen, Elfenbein und Edelsteine aus dem Auslande haben hereinkommen lassen, gänzlich entbehrliche, ja schädliche Einfuhr, die unsere wirtschaftliche Kraft und den Stand unserer Währung schwächt und unsere Gegner stärkt. Auch der Ausgleich in Aus- und Einfuhr zwischen uns und den neutralen Staaten gehört dahin.

Ferner sei auf eine Frage von ganz besonderer Wichtigkeit hingewiesen, nämlich die in einer früheren Veröffentlichung vertretene und inzwischen vom preußischen Ministerium zum Teil erfüllte Forderung, Lebens- und Futtermittel in tunlichsten Mengen aus dem Auslande einzuführen, sie der Bevölkerung zu Inlandspreisen zur Verfügung zu stellen und den Ausfall aus der Staatskasse zu decken. Eine derart hochbedeutsame Aufgabe, die eine Reihe der verschiedensten Staatsverwaltungszweige berührt und durch den Geldpunkt in das Schatzweseu des Reiches und der Einzelstaaten eingreift, läßt sich natürlich nur durch einen starken und selbständigen wirtschaftlichen Mittelpunkt, eben den Reichswirtschafts, stab, der gewissermaßen als Generalstab der wirtschaftlichen Landesverteidigung des ganzen Reiches zu denken ist, in Angriff nehmen und durchführen. Sonst wird es immer Stückwerk bleiben. Was heute in Preußen durch Hergabe billiger Futtermittel geschieht und unlängst bei den Kartoffeln durch höhere Preisbewilligung an den Erzeuger unter Tragung durch die Staatskasse beschlossen wurde, sind Teilmaßnahmen, die nur berechtigt und wirkungsvoll erscheinen, wenn sie in allen Bundesstaaten gleichmäßig durchgeführt werden. Es kann sich sehr wohl als notwendig erweisen, solche Schritte auch auf andere wichtige Nahrungsmittel für das ganze Reich auszudehnen, und dann ist ein allgemeiner Reichswirtschaftsstab überhaupt nicht mehr zu entbehren. Man denke auch an die Gestaltung der künftigen Handelsbündnisse mit unsern Freunden und der Handelsverträge mit den neutralen Staaten. Und schließlich noch ein ausschlaggebender Punkt: England bereitet sich vor, nach dem Waffenkriege den Wirtschaftskrieg gegen uns ohne Gnade fortzusetzen, und sucht schon jetzt das Gewebe zur Erdrosselung unseres fremden Handels zu knüpfen. Wie wollen wir uns dagegen mit Aussicht auf Erfolg zur Wehr setzen, ohne die Waffe eines wirtschaftlichen Generalstabes? Es ist wahrlich Zeit, diese Waffe sofort mit aller Wucht auszugestalten. Wir müssen auch schon jetzt an die möglichst ruhige Befriedigung des nach dem Kriege sicher stürmisch auftretenden Begehrs nach Rohstoffen und an die Abwehr einer drohenden Überschwemmung mit Fertigerzeugnissen denken. Die Zu,

sammenfassung unserer wirtschaftlichen Schutz-, Verteidigung«- und Kampf-
mittel in einer verantwortlichen Reichsbehörde, wie wir sie für die militärischen
Kräfte im Großen Generalstabe besitzen, ist unerläßlich. Es kommen Lebens-
fragen für die Gesamtheit des deutschen Volkes in Betracht, die sich unmöglich
im Nebenamte erledigen lassen. —

Wir haben Lebensmittel genug!

Das ist die tröstliche Gewißheit, die wir mit aller Sicherheit hegen können
und die die vorstehenden Ausführungen bekräftigen. Nicht Mangel an Vorräten
ist es, der unsere Lebensführung erschwert, sondern die unzulängliche Verteilung
und die aus ihr entspringenden Mißstände in Versorgung und Preisbildung. Der
Schwerpunkt liegt in der Verteilung, die Preisbildung stellt nur eine Begleit-
erscheinung dar, deshalb müssen alle Maßnahmen auf Erreichung tunlichst rei-
bungsloser und allgemeiner Verteilung gerichtet sein. Wer wird sich bei dem
ungeheuren Umfange des Gebietes mit seinen vielfach verschlungenen Beziehungen,
bei der Neuheit und Verantwortungsschwere der zu lösenden Aufgaben im Verein '
mit der langen Dauer und der unerhörten Schärfe des Krieges darüber wundern,
daß nicht alles immer so glatt gegangen ist, wie es vielen wünschenswert erschien?
Sehen wir doch, wie viel schlechter unsere Feinde daran sind, trotzdem ihnen die
ganze Welt offensteht. Es wäre ungerecht, wollten wir den guten Willen, sowie
die Größe und den Umfang der geleisteten Arbeit nicht anerkennen,
wenn man auch nicht umhin kann, einen gewissen Mangel an Plan-
mäßigkeit zu bedauern, der wesentlich einer zu weitgehenden Zu-
rückhaltung gegenüber sachkundiger und unparteiischer Beratung zuzu-
schreiben sein dürfte. Im Reichstage sind harte Worte gefallen, und man hat
manches scharf getadelt. Ein Mitglied des Zentrums sagte: „Die Beleuchtung
der Fehler muß ihrer künftigen Verminderung und Verhütung dienen" und „Wer
Schäden des öffentlichen Wohles erkennt und dazu schweigt, versündigt sich an
der Gesamtheit." Wenn die vorliegende Arbeit nicht in allen Punkten loben
konnte, so glaubt sie das Zugeständnis für sich in Anspruch nehmen zu dürfen,
sachlich und an Hand von Erfahrungen und Beobachtungen Für und Wider
geprüft zu haben und daraus die Berechtigung herzuleiten, Anregungen zur Be-
seitigung von Schäden und zur Erreichung größerer Vollkommenheit in der Ver-
sorgung unseres Volkes zu geben, soweit es in so engem Rahmen der gewaltige
Stoff gestattet. Entsprungen ist jeder Gedanke und jedes Wort aus dem Wahl-
spruche des Verfassers:

„Des Volkes Wohl ist oberstes Gesetz,
Des Volkswohls Diener sein die höchste Ehre!"

Nuese Der Stand unserer Volksernährung
Unser Vaterland als Eigenwirtschaftsstaat.
Die Notwendigkeit kriegswirtschaftsmäßigen Denkens.
Den Abschluß bilde eine kurze Betrachtung allgemeiner Art zu dem Zwecke,
die Erkenntnis der Notwendigkeit lriegswirtschaftsmäßigen Denkens, d. h. der
Einstellung auf das eine große Ziel der Landesverteidigung und des Durchhaltens
bis zum endlichen Siege zu fördern, an das sich weite Kreise unseres Volkes noch
immer nicht gewöhnen können, trotzdem achtzehn lange Kriegsmonate unsere
Lehrer waren.
Wir leben durch Absperrung vom größten Teil unserer früheren auslän-
dischen Mitversorgungsgebiete annähernd im Zustande des geschlossenen Handels,
staates, wie man meist zu sagen pflegt, oder, wie ich es wohl richtiger und klarer
ausdrücken möchte, des Eigenwirtschaftsstaates, mit anderen Worten, wir sind
in der Hervorbringung dessen, was wir verzehren und gebrauchen, in der Haupt-
sache auf uns selbst angewiesen. Plato hat diesen Zustand, sofern Einwohnerzahl
und Hervorbringung im richtigen Verhältnis zueinander stehen, als den erwünsch-
testen für ein Staatswesen bezeichnet, und tatsächlich liegt in ihm die Gewähr
großer Stärke, sowohl hinsichtlich der inneren Geschlossenheit, als auch gegenüber
äußeren Feinden. Das römische Reich ist daran zugrunde gegangen, daß es das
feste Gehege des Eigenwirtschaftsstaates verließ, so seine geschlossene innere Kraft
verlor und daher beim Ansturm äußerer Gegner der Auflösung anheimfallen
mußte. Das britische Weltreich steht heute am Vorabend der gleichen Gefahr.
Seine Kernbevölkerung ist längst aus dem Rahmen des Eigenwirtschaftsstaates
herausgewachsen, indem sie auf eigenem geschlossenem Gebiete aus eigener Kraft
nur noch ein Drittel dessen erzeugt, was zur Erhaltung der Bewohner nötig ist.
Wie dankbar müssen wir dem weitblickenden Stuatsmanne, unserem herr,
lichen Bismarck sein, der uns und unsern Kindern nicht nur das prächtige Haus
des Deutschen Reiches erbaute und es stark und fest fügte gegen alle Stürme
von außen, sondern auch dafür sorgte, daß es den sicheren Boden des Eigenwirt-
schaftsstaates nicht unter den Füßen verlor. Er hat seine mächtige Hand über
unsere Landwirtschaft gehalten, ihre Daseinsmöglichkeiten durch den Schutzzoll
gesichert und damit dem deutschen Volke den Gürtel geschenkt, an dem unser
Schwert stark und mächtig hängt. Machen wir uns einmal klar, was das heißt:
Sieht der Landmann seine Arbeit nicht so gelohnt, daß er von ihr sorgenlos leben
kann, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als entweder seiner Väter Scholle für
geringes Geld an diejenigen abzugeben, die aus Geldansammlung, Handel und
Gewerbe große Einkünfte beziehen, und selbst in deren Dienste als Knecht und
Landarbeiter zu treten oder sich als gewerblicher Arbeiter zu verdingen. So war
die Entwicklung in England, das in Verblendung seinen blühenden Bauernstand
dadurch vernichtete, daß es aus überseeischen Gebieten Getreide frei ins Land
ließ, gegen dessen auf billigen Gestehungskosten beruhende Preise der heimische

Erzeuger unmöglich ankommen konnt« und daher erliegen mußte. Zu spät erkannte man das Unheil, heute sind die grünenden Getreidefelder zu Brachland für Schafherden oder zu Iagdgründen für Geburts- und Geldbarone geworden, während die altangesessene Landbevölkerung einem Elende preisgegeben ist, von dem sich wenige unter uns einen Begriff machen. Wenn man aber auf der anderen Seite glaubt, von den billigen Getreidepreisen hätte die Arbeiterbevölkerung Nutzen gezogen, so ist das ein Irrtum, denn andere notwendige Waren wurden umsomehr durch Finanzzölle getroffen, so daß die Lebenshaltung und all, gemeine Lage der breiten Massen in England durch die freie Einfuhr von Brotgetreide keineswegs verbessert wurde. Dagegen gedieh bei uns auf der Grundlage einer gesicherten Landwirtschaft das Wirtschaftsleben inselnerGesamth e it. Mit Recht sagt ein altes Wort: „Hat der Bauer Geld, dann hat's die ganze Welt." Zieht der Landmann aus seiner Arbeit auskömmlichen Gewinn, so kann er Maschinen und Geräte kaufen, auch mehr Geld für alle seine sonstigen Bedürfnisse ausgeben und trägt dadurch zur Belebung des Gewerbfleißes und zur Steigerung der Löhne bei. Das Geld, das sonst für Lebensmittel ins Ausland gehen würde, bleibt im Lande und befruchtet alle Beziehungen. —

Getragen von der Gesamtheit des deutschen Volkes, hat ein starker und weiser Führer unserer Landwirtschaft eine gesicherte Grundlage gegeben und damit unserem Staatswesen den Segen der Eigenwirtschaft erhalten. Die Landwirtschaft hat sich erkenntlich erwiesen, indem sie mit allen Kräften die Ertragnisse unseres Bodens gesteigert und stets einen Teil ihres Verdienstes für Verbesserungen ausgegeben hat, getreulich unterstützt von der deutschen Agrarwissenschaft. Diese ständige Aufwärtsbewegung war möglich, weil auf der einen Seite die Sicherheit auskömmlichen Arbeitsnutzens durch die Zölle gegeben und auf der anderen Seite eine leistungsfähige Abnehmerschicht vorhanden war, da gleichzeitig mit der Landwirtschaft und zum Teil durch sie der Gewerbfleiß aufblühte. So entwickelte sich ein höchst gesundes Gegenseitigkeitsverhältnis: die Gesamtheit gab der Landwirtschaft gedeihliche Lebensbedingungen, machte sie dadurch zu einer hervorragenden Abnehmerln gewerblicher und veredelter Erzeugnisse und stärkte auf diese Weise wiederum den Aufschwung von Handwerk, Gewerbe und Handel, gleichzeitig unsere Mitbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkte vorbereitend und stützend. Unser heimischer Markt für die Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes ist immer noch der bedeutendere und ausschlaggebende, somit ruht auch hier die nationale Arbeit auf den Wurzeln unserer eigenen Kraft. Wir sehen: ohne gesunde Landwirtschaft keine genügende Erzeugung und keine gute Abnehmenn für gewerbliche Waren, aber auch ohne eine zahlungsfähige Schicht von Gewerbetreibenden keine Blüte der Landwirtschaft. Der eine ist auf den anderen angewiesen, der eine stützt den andern und so wieder jeder die Gesamtheit, auf der unser Staatswesen und seine gewaltige Stärke, die sich jetzt im Kriege so herrlich bewährt, beruht.

Dieser gesunden und kraftstrotzenden Grundverfassung unseres Wirtschafts-
lebens konnte der Krieg trotz ungenügender Vorbereitung auf ihn wohl Schwierig,
keiten bieten, aber keine Erschütterung oder gar Auflösung bereiten, und daran
müssen alle Gewalttaten und Ränke des Aushungerungsplanes scheitern. Wir
waren über den Rahmen des Eigenwirtschaftsstaates zwar in gewissem Maße
hinausgewachsen, weil wir an der Weltwirtschaft starken Anteil hatten, aber zu
einer Abhängigkeit von ausländischer Zufuhr in dem Sinne, daß wir ohne sie
unsere Bevölkerung nicht mehr ernähren könnten, war es nicht gekommen; wenn
eine wichtige Lehre aus diesem Kampfe um unser Dasein gezogen werden muß,
dann ist es die, daß es zu einem solchen Zustande ebensowenig jemals kommen darf,
als wir je darauf verzichten werden, unsere gute Wehr und Waffen so blank und
scharf zu erhalten, daß wir einem Überfalle von außen gewachsen sind.
So traf uns der Krieg wirtschaftlich nicht wehrlos, sondern stark und
widerstandsfähig. Er stellte uns auf unsere eigene Kraft und verlieh uns die
Zuversicht, die in dem Bewußtsein liegt, sich selbst genug zu sein. Hierin drückt sich
der Segen des Eigenwirtschaftsstaates aus, in dessen Zustand uns der Krieg ver-
setzt hat. Wir sind nahezu abgeschlossen vom Auslande, daran ändert auch die
Verbindung mit unsern Freunden nichts, denn an deren äußeren Grenzen setzt
wieder die Absperrung ein, und so bilden wir gewissermaßen mit ihnen zusammen
ein Eigenwirtschaftsgebiet, dem hoffentlich der Friede dauernde Wirtschafts-
bande bringt.
Unser Wirtschaftsleben wird jetzt im Kriege durch einen Kreislauf versinn,
bildlicht, in dessen einem Brennpunkte die Landwirtschaft als Erzeugerin der
Nahrungsmittel steht, im andern diejenige Bevölkerungsschicht, die wir gemein-
hin, wenn auch fälschlich, als Verbraucher (Konsumenten) bezeichnen. Wie
die Landwirtschaft auch gleichzeitig Verbraucherin ist, so ist die ihr gegenüber-
stehende gewerbliche Bevölkerung nicht nur Abnehmenn, sondern auch Erzeugerin.
Vom Landwirt führen die Nahrungsmittel zum Verbraucher, geben ihm die Unter-
lage zur Ausübung seiner gewerblichen Arbeit und damit zur Erzeugung der-
jenigen Güter, deren die Landwirtschaft teils zu verfeinertem Lebensgenusse und
zur Ausübung ihres Berufes, teils für Kleidung, Wohnung usw. bedarf. Der
Erlös wiederum fließt zurück zur Landwirtschaft, ihr die Mittel gebend, die zur
Hervorbringung der Lebensmittel und zur Bestreitung aller Ausgaben nötig sind,
damit den Kreislauf schließend. Auf diese Weise wandern zwei gegenseitig sich
befruchtende Ströme hin und her im Kreislaufe des Eigenwirtschaftsstaates, der
seinerseits über alle das Zelt spannt, unter dem die Arbeit gedeiht. Der Zoll-
schutz, den wir der Landwirtschaft bewilligen, ist keineswegs einseitig zu deren
Vorteil, sondern kommt der Gesamtheit zugute, weil eine leistungsfähige Land-
wirtschaft eine leistungsfähige Gegenschicht schafft. Zwischen den beiden großen
Gruppen unseres Wirtschaftslebens steht als Bindeglied der Handel, der zwar
nicht erzeugend, aber doch fördernd wirkt, weil er den Austausch vom Erzeuger

zum Verbraucher erleichtert und daher der Gesamtheit gute Dienste leistet. Da indessen durch den Krieg Angebot und Nachfrage, die regelnden Kräfte des Handels, in Unordnung geraten sind, so müssen ihm zur Vermeidung von Ausschreitungen bestimmte Schranken gesetzt werden, ohne jedoch seine Tätigkeit, die wir namentlich im Kleinhandel nicht entbehren können, zu unterbinden.

Obiges Bild zeigt uns die Abhängigkeit des einen vom andern als Glieder des Eigenwirtschaftsstaates. Keiner darf für sich eine Vorzugsstellung beanspruchen oder behaupten, daß seine Arbeit die wertvollere sei. Ieder schafft und wirkt zunächst für sich, dann aber auch wechselseitig der eine für den andern, denn keiner kann ohne den andern bestehen. Von dem, was die Landwirtschaft leistet, indem sie unsere Lebensmittel erzeugt, kommt zunächst der Ertrag ihr selbst zugute, da sie davon lebt und durch den Gewinn aus dem Überschuß ihre Daseins- und Arbeitsbedingungen verbessert. Gleichzeitig ernährt sie aus der Mehrerzeugung die gewerbliche Schicht und erhält von dieser als Gegenleistung deren Erzeugnisse und zugleich Betriebsmittel, während die Kaufkraft der Landwirtschaft das Gewerbe stärkt. Der Kreislauf ist ein vollkommener und beruht auf dem Zwange der ehernen Gesetze wechselseitiger Abhängigkeit im Wirtschaftsleben. Ieder für sich und jeder für den andern, das ist die ewige Unterlage unseres irdischen Lebens, auf ihr baut sich das sittliche Gesetz gegenseitigen Duldens und Verstehens auf, das wir uns gewöhnt haben, im Kriege mit dem Worte Burgfrieden zu bezeichnen, und uns hoffentlich mit in den Frieden hinüberretten.

Was diese Erwägungen mit Naturnotwendigkeit dartun, ist folgendes:

Unsere landläufige Gegenüberstellung von Erzeuger und Verbraucher ist falsch. Beide Hauptschichten unserer Bevölkerung, die ländliche und die gewerbliche, sind Erzeuger und Verbraucher zugleich, gegenseitig sich nützend und gegenseitig sich stützend. Die eine ist ohne die andere nichts. Daher ist es auch unrichtig zu sagen, wir könnten der Landwirtschaft nicht dankbar genug sein, daß sie uns auch im Kriege unter erschwerten Verhältnissen die Lebensmittel zu unserer Ernährung liefere, denn das ist nicht nur ihre Pflicht, sondern auch ihr Nutzen. Ebenso gut müßten wir dann sagen, wir könnten der Industrie nicht dankbar genug sein, daß sie der Landwirtschaft den künstlichen Dünger und die Ackergeräte und namentlich der Gesamtheit die Waffen liefere, die uns alle vor dem Einbruch der Feinde und der Vernichtung schützen, nicht zu gedenken der wichtigen Ersatzstoffe auf fast allen Gebieten. Unrichtig ist es ferner, vom Schutze der Erzeugung zu sprechen und darunter einseitig die Landwirtschaft zu verstehen. Wer so spricht, denkt weder volkswirtschaftlich, noch viel weniger kriegswirtschaftlich. Ieder, der in unserem Wirtschaftskreislaüf steht, ist auch Erzeuger, jeder hat gleichmäßigen Anspruch auf die Fürsorge des uns alle umschließenden Staates, den wir uns in freiwilliger Unterordnung selbst geschaffen haben als Schutzwall gegen innere Zersetzung sowohl, wie gegen äußere Feinde. Und alle wieder stehen wir durch die allgemeine Wehrpflicht in Einigkeit und Treue zusammen und geben

aus uns selbst unserem Staate das Werkzeug der Macht, deren er zum Schutze der Gesamtheit bedarf.

Also hat als großer Grundsatz des Volks- und Staatsgedankens zu gelten: Gleichmäßige Fürsorge für die schaffenden Stände, Landwirtschaft wie gewerbliche Schicht. Geben wir dem Landwirte auskömmliche Preise für seine Hervorbringung, aber denken wir auch zugleich daran, daß die andere Seite ein Anrecht darauf hat, die Erzeugnisse des gemeinsamen Bodens zu Preisen zu erhalten, die ihr einen ausreichenden Lebensunterhalt gestatten. Die Gewinne der Landwirtschaft dürfen sich nicht so gestalten, daß sie gewissermaßen Prämien darstellen für Leistungen, die nicht nur der sogenannten Verbraucherschicht, sondern auch ihr selbst zugute kommen und außerdem eine Pflicht gegenüber der Gesamtheit bedeuten. Ist es aber unter den Einwirkungen des Krieges nicht zu umgehen, daß zwischen den der Landwirtschaft zu gewährenden Preisen und denen, die die breiten Massen zur Erzielung genügender Ernährung anlegen können, ein Mißverhältnis entsteht, so ist es die Aufgabe des Staates, vermittelnd einzugreifen und den Unterschied aus gemeinsamen Mitteln zu decken. In diesem Zusammenhange muß auf die Unrichtigkeit der landläufigen Annahme hingewiesen werden, daß recht hohe Preise unter allen Umständen die Erzeugung fördern. Das ist nur mit Einschränkung und bis zu einer gewissen Grenze der Fall. Wird diese Grenze überschritten, werden die Preise zu hoch, so verleiten sie einesteils zum Raubbau und züchten andererseits die Begehrlichkeit, die sich in Zurückhaltung und Neigung zu Überforderung äußert. Diese Erscheinungen pflegen dann zu einer gewissen Übersättigung zu führen, die der Steigerung der Erzeugung abträglich ist, weil man ohne erhebliche Mühe große Gewinne einheimst und nicht mehr nötig zu haben glaubt, sich anzustrengen, wie es bei Leuten, die ihr Schäfchen im Trocknen haben, oft sich geltend macht. Somit können zu hohe Preise eine Beschränkung der Erzeugung bewirken, eine Gefahr, der im Kriege besondere Beachtung zu schenken sein dürfte.

Alle Staatsbürger dienen mit der Waffe in der Hand dem Vaterlande, alle haben Anspruch auf gleichmäßige Berücksichtigung und Fürsorge, dies ist wiederum zum Wohle des Staates im Gegenseitigkeitsverhältnis geboten, denn auf der Volkskraft beruht sein Bestand und er muß sie daher als kostbarsten Schatz hüten und pflegen.

Eine besondere Verpflichtung legt die Abgeschlossenheit unseres Wirtschafts, kreislaufes von ausländischer Zufuhr jedem von uns als heilige Pflicht auf.

Nichts von dem, was wir haben, darf diesem Kreislaufe verloren gehen, nichts darf ungenutzt verkommen, keiner aber darf auch von dem, was uns zur Verfügung steht, mehr für sich in Anspruch nehmen, wie er gebraucht und wie es auch der andere hat. Wir haben genug zum Durchhalten, es ist nur nötig, alles auszunutzen, nichts zu vergeuden und das Vorhandene gleichmäßig auf alle zu verteilen. Sind wir, Bürger wie Staatsleiter, von der Erkenntnis dieser Notwendigkeiten durchdrungen, dann ist die Forderung kriegswirtschaftsmäßigen Denkens erfüllt.

Im Februar des Kriegsjahres 1916.

Dr. Arthur Friedrich:

Oberschlesische Industrie-Kapitäne.

Was schon lange aller Welt bekannt war, hat der Weltkrieg wieder nachdrücklichst erwiesen: die Wertigkeit deutscher Arbeit. Der Weltkrieg ist ja auch eine Anerkennung deutscher Arbeit und deutschen Fleißes. Denn aus Neid und Mißgunst gegen Deutschland ist dieser Krieg hervorgegangen. Zweifelsohne hatte England das größte Interesse an ihm. Seine Politik seit hundert Iahren war nur d i e gewesen: selbst die Weltherrschaft behaupten, alle Völker gegen Rußland — seinen gefährlichsten Feind, besonders in puuow Indien — zu verwenden und zu verhindern suchen, daß e i n Staat in Europa zu mächtig würde. Im Trüben zu fischen, die Völker Europas gegeneinander zu hetzen, damit keiner eine beherrschende Stellung einnehme, das war und konnte nur das Ziel Englands sein! — Sicher ist der Vergleich zwischen England und Deutschland mit den zwei Rennpferden richtig: Der eine Iockey (England), anstatt sein Pferd anzuspornen, da sein Gaul erlahmt, schlägt den Mitbewerber (Deutschland) mit der Peitsche ins Gesicht! — Wäre Preußen-Deutschland auf dem Status vor 1864 verblieben, so hätte es diesen Weltkrieg nicht gegeben!

Dieser Weltkrieg ist in der Hauptsache wirtschaftlicher Natur. Keinen Vor, gang in der Geschichte der Völker gibt es, wie die deutsche Industrie sich dem Kriege angepaßt hat. Die große Zeit fand ein würdiges Geschlecht. Doch nicht nur die Arbeit der Gegenwart darf betrachtet werden: wir ernten jetzt, was in vielen Iahrzehnten gesät wurde! — Eine riesige Ehrentafel ist es, die die Namen derer umschließt, die auf wirtschaftlichem Gebiete in den letzten Iahrzehnten die Führer waren. —

Deutschlands Industrie-Kapitäne in Vergangenheit und Gegenwart haben am Siege Deutschlands in diesem Weltkrieg ebenso Anteil, wie Deutschlands Heer und seine Führer. —

Arthur Friedrich

Oberschlesische Industrie-Kapitäne

Auch die oberschlesische Montan-Industrie hat eine lange Reihe hochverdienter Führer aufzuweisen. Hiervon seien im folgenden nur die Namen Bern, hardi, Kollmann und Fürst Donnersmarck aufgeführt.

Von den Genannten hat nur einer das Ruder noch in der Hand: Fürst Donnersmarck. Generaldirektor Bernhardi lebt im Ruhestande, Generaldirektor Kollmann ist vor einigen Iahren gestorben. Die enge Verknüpfung der ober, schlesischen Magnaten mit der dortigen Montanindustrie ist bekannt. In den letzten Iahrzehnten wurden mehr und mehr die Montanunternehmungen der Magnaten in Aktiengesellschaften übergeführt. So waren die Vorbesitzer von heutigen Aktiengesellschaften:

Schlesische A.-G. für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb,
Lipine gegründet 1853
Donnersmarckhütte A.-G -
Eisen-und Stahlwerk Bethlen-Falva A.-G.
(in Biimarckhürte aufgegangen) . . -
Minerva A.-G. (seit 1871 Oberschles.Eisen-
bahnbedarfs A.-G.)
Ver. Königs- u. Laurahütte A.-G.
Oberschles. A.-G. f. Kohlenbergbau, Orzesche
Kattowitzer A.^
«Preußengrube A.-G
Hohenlohe-Weike A.-G
Grafl. Schaffgotsche Werke G.m.b.H.. .
1872
1898
1855
1871
1872
1889
1906
1905
1906
Fürst Henckel v.
Donnersmarck.
Graf Renaid
Graf Hugo Henckel
v. Donnersmarck.
Graf Tiele-
Winckler.
Fürst Hohenlohe
GräfinSchaffgotsch

So bestehen heute an Montanwerken unter eigener Regie der Magnaten nur noch folgende:

1. Graf von Ballestrem,
2. Graf Guido Henckel, Fürst von Donnersmarck,
3. Hugo, Lazy, Arthur Henckel von Donnersmarck,
4. Herzog von Pleß.

Das Geschlecht von Henckel-Donnersmarck stammt aus Ungarn. Vor mehr als 300 Iahren wurde es in Oberschlesien ansässig. Der Oberlehnsherr von Schlesien, Kaiser Ferdinand II. von Österreich, verpfändete in Geldnot 1623 an den kaiserlichen Rat Graf Lazarus I. Henckel von Donnersmarck die Herrschaften Beuthen und Oderberg. Da die Pfandsumme nicht bezahlt werden konnte, gelangte der Sohn — Lazarus II. — 1632 in den erblichen Besitz der Herrschaften.

Lazarus II. hinterließ bei seinem 1664 erfolgten Tode drei Söhne. Von

diesen erhielt Elias die Herrschaft Oderberg, die beiden anderen, Gabriel und Georg, je zur Hälfte die Herrschaft Beuthen. Gabriel starb ohne männliche Nachkommen und verzichtete noch bei Lebzeiten auf seinen Anteil, so daß unter Georg die ganze Herrschaft Beuthen wieder vereinigt war. Georgs Söhne, Leo Ferdinand und Karl Marimilian, teilten 1670 wieder die Herrschaft Beu, then und wurden die Begründer der heut noch bestehenden „Beuthen-Siemiano-witzer" und „Tarnowitz-Neudecker" Linie der Grafen Henckel.

Im Anfang der Henckelschen Besitzzeit war der Bergbau in der Herrschaft Beuthen infolge des Dreißigjährigen Krieges völlig zum Erliegen gekommen. Erst nach Beendigung des Krieges wurde er von neuem belebt. 1848 übernahm das heutige Oberhaupt der Tarnowitz-Neudecker Linie der Henckel-Donnersmarck, Graf Guido Henckel, seine Herrschaft. Der Grundbesitz beträgt rund 24 0N0 dn, in Oberschlesien. Außerdem besitzt er noch große Herrschaften in Polen und Galizien. Das Vermögen des Grafen Guido, der 1901 in den Fürstenstand erhoben wurde, wird auf mehrere Hundert Millionen geschätzt. Er ist nach Krupp der reichste Mann Deutschlands.

Einen herrlichen Wohnsitz hat er sich bei Neudeck geschaffen, ein kleines Versailles in dem prunkvollen Schloßbau, das seine Gartenterrassen, seine von kundigster Hand geschaffenen und gepflegten Gewächshäuser, die Gänge eines geräumigen Parks, die Fasanengehege und die Rasseviehställe einer Musterwirtschaft im Angesicht der russischen Grenzpfähle entfaltet — als sei es darauf abgesehen, hart an der Grenze der abendländischen Kulturw.elt ein Denkmal des Reichtums aufzurichten, den ihr fernster Vorposten dem Erdenschoße abgewinnt, zugleich ein Denkmal des weltbürgerlichen Sinnes des bedeutendsten Sprossen des Adelsgeschlechtes, das an der Entwicklung der oberschlesischen Montanindustrie im letzten halben Iahrhundert einen führenden Anteil hat.

Von dem mächtigen Montanbesitz des Fürsten Donnersmarck wurden, wie eingangs erwähnt, drei Aktiengesellschaften gebildet. Er ist an den genannten Aktiengesellschaften stark mit Aktienbesitz beteiligt und nimmt an der Leitung dieser Werke fördernden Anteil. Seit der Gründung der Schleichen Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb (1853) ist er Vorsitzender ihres Aufsichtsrates. Gelegentlich des fünfzigjährigen Iubiläums dieser Gesellschaft — 1903 — wurde er für seine Tätigkeit auf kulturellem Gebiete durch Verleihung des Wilhelm-Ordens ausgezeichnet.

Außerdem hat Fürst Donnersmarck sehr bedeutenden Montanbesitz in eigener Regie. Es sind dies die Steinkohlenbergwerke „Konsolidierte Deutschland", „Donnersmarckgrube" und „Schlesien", die zusammen weit über zwei Millionen Tonnen Kohle fördern. Ferner betreibt er eine Zinkhütte, die Guidottohütte, die rund 9000 Tonnen Rohzink liefert. Die ihm gehörigen Eisenerzgruben sind verpachtet.

Doch nicht nur in Oberschlesien hat Fürst Donnersmarck Montanwerke.
Es war ein sehr kluger Gedanke, als er 1898 das Eisenwerk Kraft bei Stettin errichtete. Die Tatsache, daß früher von England aus in das östliche Deutschland große Mengen Eisen eingeführt wurden, gab die Veranlassung zu dem Plane, daß ein Hochofenwerk an der Meeresküste diese Lieferung übernehmen und die englische Einfuhr verdrängen könnte. Die Lage ermöglicht die billige Zufuhr von Rohmaterialien. Das Seeschiff bringt englische Kohlen und vorzügliche Eisenerze von Schweden, Spanien, Algier usw. Das Werk Kraft gedeiht gut und ist der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie ein unbequemer Konkurrent.
In neuerer Zeit hat Fürst Donnersmarck im Gebiet der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie selbst Fuß gefaßt, indem er die „Rheinische Bergbau- und Hüttenwesen A.-G." mit seinem Eisenwerk Kraft-Wieck bei Stettin fusioniert hat. Besonders umfangreich ist auch die Beteiligung des Fürsten an vielen Unternehmungen des In- und Auslandes, insbesondere in der Kali- und Petroleumindustrie.
Es ist daher verständlich, daß die Technische Hochschule in Charlottenburg den Fürsten für seine zum Teil bahnbrechende Tätigkeit auf industriellem Gebiete zum Ehren-Doktor-Ingenieur ernannt hat.
In Berlin, wo der Fürst am Pariser Platze sein künstlerisch eingerichtetes Heim besitzt, das den Mittelpunkt einer erlesenen Geselligkeit bildet, ist er an Berliner Terrainunternehmungen im westlichen Teile lebhaft interessiert. Daß der Fürst im öffentlichen Leben überall eine führende Rolle spielt, ist bekannt; so in den Kreistagen der Kreise Tarnowitz, Beuthen, Zabrze und Lublinitz, als Mitglied des Herrenhauses und des Staatsrats.
Der Fürst war ein Vertrauter von Bismarck. Auf Bismarcks Vorschlag wurde er 1871 zu den Friedensunterhandlungen zugezogen. Sein Verhältnis zum Fürsten Bismarck hat Professor Ludwig Stein im Septemberheft 1913 von „Nord und Süd" eingehend gewürdigt. Fürst Donnersmarck hat nicht nur seinen Namen unter das Frankfurter Friedensprotokoll mitsetzen dürfen, er war auch längere Zeit als Präfekt von Lothringen in ersprießlicher Weise tätig gewesen, worüber man den Aufsatz des Herausgebers dieser Zeitschrift nachlesen sollte.
Mit freudigem Stolz kann Guido Henckel, Fürst von Donnersmarck, dem die Bürde von 85 Iahren den Mut zu immer neuem Schaffen nicht verkümmern ließ, auf seine Lebensarbeit schauen: sie bildet ein Ruhmesblatt in der deutschen Wirtschaftsgeschichte des 19. Iahrhunderts. Die Worte dieses fürstlichen Kaufmanns, der aus altem Geschlecht für das neue Zeitalter so tiefes Verständnis zeigte, sollten überall zur Richtschnur werden: „Ie mehr die Götterwelt in das Getriebe des alltäglichen Lebens herniedersteigt, je mehr Dampf und Elektrizität Traumwelt und ideale Gedanken verdrängen, desto mehr gelangen wir zur Erkenntnis, daß das Individuum im modernen Staat nur die Eristenzberechtigung hat, welche es sich durch Arbeit und Leistung zu erwerben und zu erhalten weiß."

Dem im 86. Lebensjahre stehenden Fürsten, der in ungeschmälerter Rüstigkeit seiner Verwaltung vorsteht, und der mit bewundernswerter Frische seine geselligen Beziehungen pflegt, steht als Generaldirektor eine jüngere Kraft von 38 Iahren zur Seite, die den gewaltigen Aufgaben völlig gewachsen ist. Dr. jur. Ho l ls ch e r,.Sohn des bekannten Theologieprofessors in Leipzig und Neffe von Erz. Gottlieb Planck, Schöpfers des Bürgerlichen Gesetzbuches, hat die Intentionen seines Meisters voll erfaßt und leitet alle Unternehmungen des Fürsten in großzügiger Weise und in durchaus vaterländischem Sinne. Mit dem Silberblick des Genies hat sich der Fürst seinen Mitarbeiter erkoren, dessen junge Schultern die große Bürde um so eher zu tragen vermögen, als ihm alle jene Eigenschaften eignen, die zu einem Industriekapitän großen Stils gehören.
Bernhardi war Generaldirektor der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben von 1872 bis 1904.
1904 konnte diese Gesellschaft auf ein 200jähriges Bestehen zurückblicken.
Es war im Iahre 1704, als der Kaufherr Georg von Giesche aus Breslau vom Kaiser Leopold das Privilegium erhielt, in ganz Schlesien für sich allein Galmei zu graben. Dies war der Anfang der späteren Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben, die seit Iahrzehnten zu den großartigsten industriellen Unternehmungen Deutschlands zählt.
Die glänzendsten Zweige der oberschlesischen Montanindustrie sind es, welche Giesches Erben betreiben: Kohlen- und Zinkproduktion. Ein großes Verdienst an dem gewaltigen Aufschwung, den die Bergwerksgesellschaft von Giesches Erben in den letzten Iahrzehnten des 19. Iahrhunderts aufweist, hat der Generaldirektor Bernhardi, ein Mann von außergewöhnlichen Fähigkeiten. In seine Zeit fallen die wichtigsten Erwerbungen und Anlagen, unter seiner Leitung hat sich die Zahl der Arbeiter von rund 5000 auf 15 000 gehoben.
Als Bernhardi 1904 das Ruder anderen Händen übergab, betrug die Produktion der Gesellschaft außer bedeutenden Mengen von Schwefelsäure und Blei rund 25 000 Tonnen Rohzink und 2'/. Millionen Tonnen Kohle. Die Gesellschaft ist der zweitgrößte Kohlenproduzent in Oberschlesien (der größte ist der Fiskus), und gehört zu den bedeutendsten oberschlesischen Zinkproduzenten (die drei größten sind: Giesches Erben, Schlesische A.-G. für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb und Hohenlohewerke). Giesches Erben und der Fiskus sind die einzigen Bleiproduzenten Oberschlesiens.
Anläßlich des 200jährigen Bestehens der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben (1904) gab Generaldirektor Bernhardi, einer der ersten Kenner Oberschlesiens, im Verein mit dem Breslauer Stadtarchivar Dr. Wendt, eine dreibändige Iubiläumsschrift heraus. Diese stellt ein hervorragendes Dokument für Wirtschafts- und Kulturgeschichte dar. Höchst charakteristisch für Bern-

hardi und bedeutungsvoll, weil es der hochverdiente Leiter der gewaltigen Berg, werksgesellschaft Georg von Giesches Erben ist, sind seine Auslassungen über das Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeiter. Bernhardi schreibt:
„Der Verfasser dieses hat stets auf dem Standpunkte gestanden, daß es Heuchelei ist, wenn Großindustrielle, wie es in der neueren Zeit üblich ist, die Herstellung von Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen als einen Hauptzweig ihrer Tätigkeit bezeichnen. Die Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben war von der Zeit ihres Gründers bis zum heutigen Tage eine Erwerbsgesellschaft, und die Besitzer hätten sich stets sehr gewundert, wenn die Werksleiter die sogenannten humanitären Bestrebungen in den Vordergrund geschoben und die erwerbliche Seite vernachlässigt hätten. Wenn die Gesellschaft trotzdem sehr viel zur Beför- derung des Wohls ihrer Arbeiter und auch zur kulturellen Entwickelung der gesamten hiesigen Bevölkerung getan hat, so liegt das viel weniger auf dem Gebiet der sogenannten Arbeiter-Wohlfahrtsbestrebungen, als in ihrer Stellung als Arbeitgeberin. Es ist in neuerer Zeit Sitte geworden, den Nutzen zu unter- schätzen, den Arbeitgeber wie die großen oberschlesischen Montan-Industriellen für die Bevölkerung ihres Bezirks und für den ganzen Staat gerade dadurch schaffen, daß sie die Arbeitsgelegenheit vermehren, aber es gibt nicht leicht eine Gegend, in der dieser Nutzen deutlicher ersichtlich ist, wie gerade Oberschlesieu. Ohne die Entwicklung der Montan-Industrie würde sich der hiesige Industriebezirk und seine Bevölkerung kaum wesentlich von den Nachbarkreisen, im In- und Aus- lande, unterscheiden, wie ja auch vor hundert Iahren ein solcher Unterschied nur höchstens nach der Richtung vorhanden war, daß der alte Kreis Beuthen wegen seiner Unfruchtbarkeit und Abgelegenheit mit der ärmste und in der Kultur am meisten zurückgebliebene Kreis von ganz Schlesien war. Daß jetzt mehr als 600000 Einwohner hier ein auskömmliches Brot finden, daß der Kulturzustand dieser ganzen Bevölkerung ein unvergleichlich höherer ist, als er vor der Entwick- lung der Montanindustrie war und in den industrielosen Nachbarkreisen noch ist, das ist eben der Hauptsegen, den diese Industrie verbreitet, auch abgesehen von allen sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen, und zu diesem Segen hat die Berg- werksgesellschaft Georg von Giesches Erben ihren vollen Teil beigetragen. Man könnte ja nun leicht sagen: „Das ist kein besonderes Verdienst der Gesellschaft; wenn sie und ihre Gründer nicht gewesen wären, so wären eben Andere gekommen! Andere hätten auch den Galmei gefunden und dessen Verkauf in die Ferne in die Wege geleitet. Andere hätten dann auch den Gruben- und Hüttenbetrieb eröffnet und den Tausenden von Arbeitern Beschäftigung gegeben."
Wer so denkt, der unterschätzt doch die Einzelwirkungen der industriellen Unternehmer und ihren Einfluß auf die Entwicklung der Industrie.
Es kann zugegeben werden, daß die Verdienste der Erben und Nachfolger des Georg von Giesche um die Entwicklung der oberschlesischen Industrie im Laufe des 18. Iahrhunderts nicht sehr bedeutend gewesen sind. Immerhin hielten sie trotz

Krieg und Kriegeszeiten die Förderung und den Absatz des Galmeis ins weite Ausland aufrecht. Schon die Bewirkung der Massentransporte nach Schweden und anderen Staaten, sowie die kaufmännische Regulierung des ganzen Geschäftes war für die damaligen Zeiten keine Kleinigkeit, und beständig flossen die für die heutige Zeit freilich nicht bedeutenden, aber für die damaligen Verhältnisse doch recht ansehnlichen Arbeitslöhne über das arme Land. Fast durch 50 Iahre waren Georg von Giesche und seine nächsten Erben fast die einzigen Montan-Industriellen in Oberschlesien. Es kam dann die Zeit, wo unter der Regierung Friedrichs des Großen und seiner Nachfolger zuerst der Bleierz-Bergbau und dann die Eisen- und Kohlen-Industrie in Oberschlesien sich allmählich entwickelte, und wo die Zinkindustrie von Georg von Giesches Erben gegen diese allgemeine Entwicklung der oberschlesischen Montan-Industrie stark zurücktrat. Auch bei der Entwicklung der ob erschleichen Zinkhütten-Industrie in den ersten 50 Iahren hat die Gesellschaft nicht diejenige Rolle gespielt, die sie als die älteste oberschlesische Zinkproduzentin wohl zu spielen berufen gewesen wäre. Dennoch stammt aus dieser Zeit die auf der Wilhelmine-Hütte gemachte Erfindung der schmalen Muffeln, die dann alsbald in ganz Oberschlesien die unzweckmäßigen vorher im Gebrauch befindlichen Halbzylindermnffeln ersetzten. Seit den 60er Iahren des vorigen Iahrhunderts änderte sich dies Verhältnis. Giesches Erben waren die ersten in Oberschlesien, die den Siemens-Zink-Ofen einführten, sie waren auch die ersten und sind wohl bis heute die einzigen geblieben, die eine vollkommene Abführung und Auffangung der entweichenden zinkischen Gase einführten. Sie waren auch ferner die ersten, die die bei der Aböstung der Blende entweichenden schwefligen Gase auffingen und in Schwefelsäure verwandelten; sie sind also die ersten Gründer der jetzt so bedeutenden oberschlesischen Schwefelsäureindustrie.
Dennoch liegt in der Neuzeit ihr Hauptverdienst um die industrielle Entwicklung Oberschlesiens nicht auf diesem Gebiet, sondern auf dem Gebiet des Steinkohlenbergbaues, in der Inbetriebsetzung und Entwicklung der Giesche- und Cleophasgrube.
Wenn die Herren Repräsentanten vom Iahre 1850 bis zum Iahre 1885 nicht so zähe und opferwillig gewesen wären, immer wieder von neuem Hunderttausende in den Bergbau der Schoppinitzer-Steinkohlengruben zu stecken, so gäbe es wahrscheinlich noch heute keine Gieschegrube, die jetzt 4000 Arbeitern ein reichliches Brot gewährt, und wenn dieselben Repräsentanten sich nicht dazu entschlossen hätten, aus den Ersparnissen der Gesellschaft die Cleophasgrube zu kaufen und in Betrieb zu setzen, so wäre auch der Bergbau dieser Grube wahrscheinlich noch nicht entstanden, oder er wäre auch vielleicht an den großen Schwierigkeiten und Kosten gescheitert, die das Abteufen von großen Maschinenschächten durch 70 m Schwimmsand veranlaßte.
Auch den Kauf und die Aufrechterhaltung des Betriebes der Heinitzgrube kann sich, von dieser Seite aus gesehen, die Gesellschaft als Verdienst anrechnen.

Die Vorbesitzer und Vorvorbesitzer hatten eben diese Grube verkauft, weil ihre Mittel nicht ausreichten, um die auf der Grube vorliegenden Schwierigkeiten zu überwinden, oder wenigstens, weil sie sich vor den weiteren Aufwendungen fürchteten, die zur dauernden Aufrechterhaltung des Betriebes erforderlich waren. Giesches Erben übernahmen das Risiko, teuften die Schächte der Grube weiter ab, stellten neue Maschinen auf und erhielten die Grube im Betriebe, allerdings zu ihrem Vorteile, aber doch nicht zum geringeren Vorteile der 1500 Arbeiter, die auf der Grube beschäftigt werden, und derjenigen zahlreichen Personen, die von diesen 1500 Arbeitern leben.

Die Gesellschaft hat das Recht, sich alle diese Unternehmungen als kulturell wichtige und nützliche Handlungen anzurechnen, und ihr Generaldirktor ist der Ansicht, daß solche Handlungen, wenn es sich um die Beförderung der Wohlfahrt der oberschlesischen Arbeiter handelt, unendlich mehr ins Gewicht fallen, als die gesamten sogenannten Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen, die in Oberschlesien und anderer Stelle mit mehr oder weniger Geschrei ins Werk gesetzt werden.

Aber auch in bezug auf diese letzteren ist die Gesellschaft hinter keiner oberschlesischen Industrieverwaltung zurückgeblieben, wenn auch gern zugegeben wird, daß bei allen diesen Einrichtungen die Gesellschaft nicht nur das Wohl der Arbeiter, sondern auch das Gedeihen ihrer industriellen Werke, welches Gedeihen mit dem Wohlbefinden ihrer Arbeiter eng verbunden ist, im Auge gehabt hat, und namentlich das Repräsentantenkollegium war stets gern bereit, in die zum Teil recht hohen Aufwendungen zu willigen, die zur Beförderung der Wohlfahrt der Arbeiter als nötig und nützlich ihm vorgeschlagen wurden."

Nach längeren Auslassungen über die Arbeiterwohnungen, den Konsumverein, die Kranken-, Invaliditäts- und Pensionskassen der Gesellschaft fährt Bernhard! fort:

„Die Hauptleistung jedes Arbeitgebers für seine Arbeiter besteht aber immer in den gezahlten Löhnen, und es gibt Industrieverwaltungen, die, wenn sie sich der großen von ihnen gegründeten Arbeiterwohlfahrt rühmen wollen, auch die angeblich so reichlich von ihnen gezahlten Arbeitslöhne mit ins Feld führen. Verfasser dieses ist der Ansicht, daß die Vertreter des Georg von Giesche und seiner Erben von 1704 bis 1904 niemals damit einverstanden gewesen wären, wenn ihre oberschlesischen Beamten die Arbeitslöhne aus reinem Wohltätigkeitssinn und nicht aus Gründen erhöht hätten, die mit dem Stande des Arbeitsmarktes zusammenhingen. Ein industrielles Unternehmen, welches, wie das von Giesches Erben, aus den Schätzen der Erde mit sehr vielen Arbeitern und Arbeitslöhnen Handelswerte erzeugt, würde sehr bald zugrunde gehen, wenn es bei Feststellung seiner Hauptausgaben, das sind eben die Arbeitslöhne, nicht sehr haushälterisch zu Werke ginge und die Arbeit mit Preisen bezahlte, die über ihren Marktpreis hinausgingen. Wenn trotzdem Giesches Erben auch die oberschlesischen Arbeits, löhne günstig beeinflußt haben, so haben sie das nicht getan, weil sie eine beson-

dere Neigung hatten, hohe Löhne zu zahlen, sondern lediglich dadurch, daß sie mit
den von ihnen gegründeten Werken reichliche Arbeitsgelegenheit schufen. Da-
durch haben sie, allerdings wohl gegen ihre Absicht, zur Steigerung der Arbeits-
löhne mehr beigetragen, als wenn sie vielleicht in willkürlicher Weise ihre Löhne
hier und da über den allgemeinen Stand hinaus gesteigert hätten."
Wie erwähnt, übergab Generaldirektor Bernhardi das Ruder, das er über
30 Iahre geführt hatte, 1904 anderen Händen. Bei seinem Scheiden wurde er
zum Geheimen Bergrat ernannt. Ihm ist in erster Linie die heutige Bedeutung
und Größe der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben zu danken. Sein
Name ist in der Geschichte der oberschlesischen Montanindustrie unauslöschlich
eingetragen. —
Kollmann war Generaldirektor der Bismarckhütte von 1872—1908.
1872 wurde die Aktiengesellschaft Bismarckhütte ins Leben gerufen. Nur
1,8 Millionen betrug das Aktienkapital. Mit der Leitung wurde der Hütten-
meister der Hegenscheidtschen Baildonhütte, Kollmann, betraut. Mit 26 Iahren
war Kollmann, ein Sohn der roten Erde, 1865 nach Oberschlesien gekommen.
Unter Kollmanns Leitung entwickelte sich die Bismarckhütte durch fortwäh-
rende Betriebsverbesserungen und ,Erweiterungen, unter hervorragender Für-
sorge für die Arbeiter und Beamten, zu einem der ersten Werke der oberschlesi-
schen Montanindustrie.
Der Gegenstand des Unternehmens ist die Herstellung von Eisen und Stahl.
Das Fabrikationsprogramm wurde im Laufe der Zeit immer vielseitiger gestaltet.
Insbesondere legte sich die Gesellschaft auf die Herstellung von Stahl und dessen
Verarbeitung und erzielte hierin vorzügliche Resultate. Die Bismarckhütte bil-
dete sich zum Qualitätswerk aus: ihre Stahlfabrikate wurden hochberühmt. So
liefert sie auch viel Material für die Heeresverwaltung, und im reichsten Maße
ist dies beim jetzigen Weltkrieg der Fall.
Erwähnt sei, daß Stahlblech sogar so dünn wie Papier hergestellt wird. Ein
Eichkranz aus solchem Stahlblech wurde einst Bismarck überreicht. Die Gesell-
schaft vermochte hohe Gewinne abzuwerfen. Ihre Erträge überstiegen diejenigen
aller übrigen oberschlesischen Eisenwerke. Sie stand lange Zeit in der Reihe der
höchstrentierenden deutschen Montanunternehmungen. Infolge der sehr günstigen
finanziellen Resultate konnten die Verbesserungen und Erweiterungen des Wer-
kes fast stets aus eigenen Mitteln der Gesellschaft bestritten werden, und das
Aktienkapital erfuhr nur langsam und verhältnismäßig geringe Erhöhungen.
1908 übergab Generaldirektor Kollmann, dem Alter seinen Tribut entrich-
tend, das Ruder, das er 36 Iahre geführt hatte, anderen Händen. Im genannten
Iahre beschäftigte die Bismarckhütte 5000 Arbeiter. Der Umsatz belief sich auf
25 Millionen Mark. Seinem Lebenswerk hatte Kollmann, mit Bismarcks Be-
willigung, den Namen Bismarckhütte gegeben. Auch die Gemeinde, welche sich
nach Gründung des Werkes daselbst rasch entwickelte, erhielt den gleichen Namen.

Wo einst zwei kleine Dörfer, ohne Weg und Steg, mit zusammen 2000 Einwohnern sich befanden, da breitete sich beim Fortgang Kollmanns ein blühendes Gemeinwesen, Bismarckhütte, mit über 20000 Bewohnern aus. Als glühender Ver, ehrer Bismarcks, konnte sich Kollmann auch an dem Gedanken erfreuen, eines der schönsten Bismarckdenkmäler geschaffen zu haben: Diese schaffende Eisenwerkstätte im lodernden Feuerschein: die Bismarckhütte: eine stetig flammende Bismarcksäule!

Mit stolzer Befriedigung konnte Kollmann auf sein Lebenswerk, — mit dem sein Name unauslöschlich verbunden sein wird, — schauen. Einige Iahre nach seinem Rücktritt ist Kollmann in Berlin gestorben.

Nicht anders als mit dem Wunsche können diese Zeilen schließen, daß der deutschen Industrie nie Führer wie Donnersmarck, Bernhardi und Kollmann fehlen mögen!

R. Hübner:

Lebensglaube.

Wir Menschen sind von Wundern rings umgeben,
das höchste ist das große Rätsel Leben!
Wir grübeln drüber nach mit allen Sinnen,
es zu erforschen, scheint nutzlos' Beginnen.
Sein Wesen will uns ew'ge Spannkraft scheinen,
mit der sich Erdenstoffe innig einen;
was so gestaltet, sich bewegt, empfindet,
zu immer neuen Formen sich verbindet.
Das Leben will sich nähren, muß sich wehren,
es will sich fortgebären und vermehren;
zuletzt im Menschen will's sich selbst erklären,
sein Dasein hoch veredeln und verklären.
Wir wissen nicht, woher das Leben kam,
wohin es zielt, wie's seinen Anfang nahm.
Doch lebt in uns ein unaufhörlich Sehnen,
ein Suchend-Hoffen und ein Finden-Wähnen.
Es ist ein Trachten: ringsum die Natur
veredelnd umzubilden durch Kultur.
Das, was wir Seele nennen oder Geist,
auf diese hohe Absicht uns hinweist.
Was ist's, das also in uns wirkt und schafft:
ist's eines Gottes wundersame Kraft?
Die Gottheit ist es, deren ewig' Weben
wir in uns spüren: unser heilig' Leben!

Marie von Bunsen:
Das Hosfräulein Donna Inez.
Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.
Don Manuel, Marquss von Guevara.
Die Kreuzgänge des Palastes schmückten herrliche gewirkte flandrische Teppiche. Dem unermeßlichen Reichtum der königlichen Vorräte hatte der Manordomo Mayor zur Aufstellung am heurigen Tage Reihenfolgen der französischen Geschichte und Literatur entnehmen lassen. Eine Huldigung für die Königin; der arme, stumpfe Don Carlos würde schwerlich auf dieselben achten, sie würden seinen bekannten Franzosenhaß nicht erregen.
Es nahte sich die Palmsonntagsprozession. Zuerst kam das hochgetragene, schwere, von Rubinen und Topasen geschmückte goldene Kreuz, dann der Patriarch von Indien, dann folgten die Bischöfe und Priester. Die Farben der seidenen Gewänder schwankten zwischen pflaumfarbenem Purpur, tiefem Rosenrot und himbeerfarbenem Rosa, gaben einen satten Akkord. Es folgten König und Königin in schwarzen, kostbar mit schwarzem und weißem Schmelz bestickten Atlasgewändern, sie wurden eigens zu diesem Fest angefertigt. Der Rock der Königin, ihre läng herabhängenden Ärmel waren mit Brillanten besät, dem ernsten Charakter des Tages Rechnung tragend, verschleierte diese eine leichte Gaze. Die Schleppe trug die Camarera Mayor, dann folgten zu zweien die Palastdamen und Hoffräulein, an diesem einen Tage bedeckten weiße, mit Spitzen umsäumte Schleier ihr gelocktes Haar.
Ruhig schritt der feierlich-prächtige Zug dahin, die Palaststürme hatten sich anscheinend gelegt. Vor einigen Tagen hatte die Königin ihren französischen Kammerfrauen mitgeteilt, sie dürften die Palmsonntagsprozession beschließen und die weißen Gazeschleier tragen. Das Frauenquartier durchlief die Kunde wie ein Feuerbrand im Sommer. Bei der Camarera Mayor versammelten sich die herbeigerufenen drei Großwürdenträger des Palastes, der Oberhofmeister, der Mayordomo Mayor und der Oberstallmeister. Im Namen der Eltern der durch diese Verordnung schwer gedemütigten zehn Hoffräulein — Träger der ersten Namen des Reichs — wurde Protest eingelegt, zu Protokoll gegeben.

Die vier Französinnen falteten die bereits gekauften Schleier grollend zu,
sammen; Maria Luisa sprach zwei Tage lang kein Wort zu ihrer spanischen
Umgebung.
Ietzt schritten die Hoffräulein ruhig und lächelnd dahin, sie gingen zu zweien,
und zur Seite fast einer jeden schritt der Verehrer. An der langherbeigesehnten
Palmsonntagsprozession durften diese, den warmen Duft der Haut verspürend,
der Geliebten leise zuflüstern, waren nicht, wie sonst, auf die Zeichensprache an-
gewiesen. Als letztes Paar gingen Camila und Inez, neben ihnen Don Manuel
von Guevara. Don Manuel hatte scharfgeschnittene Züge, einen herrischen Blick,
aber einen überaus einschmeichelnden Klang der Stimme. Inez hegte Besorgnis,
daß sie ihn schlecht verstehen würde, die hyperverfeinerten Spitzfindigkeiten, die
Metaphoren und abstrakten Vergleiche der Hofsprache hatten ihr anfänglich rechte
Schwierigkeiten bereitet. Aber in den letzten Wochen hatte sie gut aufgepaßt.
Waren ihre Antworten auch einfach gehalten, verstand sie doch alles und lauschte
entzückt. „Sennora," sagte er, „nicht kann die Sonne verhindern, daß die Helio-
tropblüte sich dem Lichte zuwendet, der Nordstern muß die Blicke des Magneten
erdulden, der Magnet, daß der Stahl ihn verfolgt. Sennora, Euer Glanz über-
trifft den der Sonne, Euere Gleichgültigkeit die Kälte des Nordsterns, mein Eifer
den Schwung der stählernen Klinge."
In diesem Ton konnte die Sechzehnjährige ihm leider unmöglich aus dem
Stegreif antworten, aber mit dem reizendsten Lächeln ihrer kleinen runden Lippen
pries sie seinen Sitz zu Pferde, erzählte ihm, wie allgemein man seine Geschick-
lichkeit, vor allem den Todesstoß bewundert hätte. So erschien sie ihm sym-
pathisch und vernünftig; daß sie ungewöhnlich schön sei, hatte er ja bemerkt.
Über Nacht war Inez aufgeblüht, sie verkörperte den betäubenden Duft einer
sich öffnenden tropischen Blume.
Don Manuel drang auf sie ein; jetzt nahten sich die drei langersehnten
Tage aller liebenden Gemüter, Mittwoch, Gründonnerstag und Karfreitag.
Wann und wie würden sie sich sehen? Er vermied es, vor diesen jugendlichen
Ohren von den „Ehebruchstagen" zu sprechen, aber auch Inez wußte, daß trotz
aller Überwachung Damen im Gedränge dieser Tage ihre Liebhaber trafen, ja sie
wußte, daß in der Nähe der Kirchen verschwiegene Quartiere gemietet und aus-
genutzt wurden. Aber den Ehrenfräulein wären diese Kirchenbegegnungen ver-
dacht worden; sie genossen Freiheiten, die keiner verheirateten oder unverheirate-
ten Dame in ganz Spanien zuteil wurden, folglich, so hieß es, könnten sie sich
ihre Karwochengalanterien auf spätere Zeiten versparen. Don Manuel warf
ihr ausdrucksvolle Blicke zu. Warum hätte er sie nicht früher gekannt, während
sie bei der Herzogin Terranova war. Er hätte ihr ein schönes Ständchen gebracht,
wie solches neulich der jungen Prinzessin Pignatelli zuteil geworden sei. Da
kam ihm ein Gedanke — schon brauste der Orgelklang durch die Kirchentür —
er lächelte verführerisch. „Würde Euere Sennoria Eurem Sklaven gestatten,

am Karfreitag, Euerer Sennoria zu Ehren, sich zu geißeln?" Vor Aufregung er-
rötete Donna Inez, jetzt waren sie an der Tür angelangt, er mußte zurücktreten,
bat um Erlaubnis, ihr morgen einen Pagen zu schicken.
Während sie in der Tribüne kniete, flüsterte Inez ihren Nachbarn die Kunde;
ehe das Hochamt vorüber war, wußten es alle Damen. Inez betete; lange und
innig dankte sie der Mutter Gottes für das ihr zuteil gewordene Glück, sehnte
sich nach den Eltern, vor allem nach der Schwester, die nichts vom schönen
Leben erfahren würde, die im nächsten Iahr nach Las Huelgas käme. Sie
sehnte sich nach ihren Brüdern; der älteste, in Peru, hatte sie nur als Kind gekannt,
der jüngere, in Salamanca, behandelte sie als solches. Wenn er sie doch in all
ihrem Glanz sähe, er würde sich über die huldigenden Blicke des Don Manuel,
dieses glänzenden Kavaliers, wundern, würde sich wundern, wie gnädig sie diese
empfing.
Der Fastenprediger, ein Mönch mit tiefliegenden, lodernden Augen, mit
leidenschaftlichen Gesten, ermahnte zur Buße. Er schilderte die Schrecknisse
der Verdammnis. Seine Worte zündeten; in steigender Erregung weinten alle
Frauen; die Männer, auch die leichtfertigsten Hofherren, schlugen sich die Brust,
stießen laute Bußseufzer aus . . .
Als Donna Inez die Treppen zu ihrem Quartier bestieg, erwartete sie ein
Page; freudig erkannte sie ihn, er war ihrem Bruder beigegeben. Er kniete
nieder und meldete die Ankunft des Don Esteban in Madrid, derselbe würde Ihrer
Sennoria demnächst seine Aufwartung machen. Es war herzerfrischend, mit
einem aus Fuentevero zu plaudern. Mit ihren Kammerfrauen hatte sie sich doch
recht ausgesprochen, das Lieblingsgespräch beim An- und Auskleiden war Fuente-
vero, wie es dort gewesen sei, wie es jetzt dort zugehen möge. Der Menin war
mit seinem Herrn zu den Vakanzen dort gewesen und konnte viel erzählen.
Zwischendurch blieb er stecken und sah sie mit verschmitzten Augen an. Auf den
Kopf sagte sie ihm zu, er wisse ein Geheimnis; er lächelte und schwieg.
Dann kam Don Esteban, wieder sah sie die schlanke Iünglingsgestalt im
ehrbaren, schwarzen Scholarengewand. Sie fielen sich in die Arme und küßten
sich, dann bat er mit gesetzten Worten, sich tief verbeugend, die Duenna und die
Kammerfrau um die Erlaubnis, seiner Schwester und ihm eine Unterredung unter
vier Augen zu gestatten, dies entspräche dem Wunsch seiner Eltern.
Die Frauen zogen sich zurück.
Inez klammerte sich mit kalten, blassen Fingern an die Lehne des Stuhles;
Esteban sah ernst aus, was war nur geschehn!
„Ia, Inez, es ist eine dumme Sache." Aber dann begann er zu lachen.
„Denke dir nur, unsere gute Mencia hat einen Staatsstreich ausgeführt, den
„»Äeeaäo äei vieario" in ovtiiu». torma!
Vor drei Tagen kam der Stadtpfarrer zu den Eltern. (Ich war eben in
einer etwas peinlichen Unterredung mit ihnen begriffen.) Er bat um die Ge-

genwart der Mencia. Sie kam, etwas plusterig rot. Darauf frug er, ob sie auf jene ihm mitgeteilte Absicht, den Don Blas, Sohn des Don Alfonso von Taregona, zu heiraten, bestände. Sie sagte ja. Wir saßen offenmündig da, er nahm sie bei der Hand, führte sie in das Pfarrhaus, wo Don Blas auf sie wartete, stellte den Beiden wiederum die Frage. Sie sagten: Gewiß, von Herzen gern, und er vermählte sie, «taute peä«.
Vater bekam fast Zustände, Mutter rief weinend um Hilfe, ich allein habe den Humor der Sache gewürdigt. Die Stimmung im Schloß kannst du dir denken. Zu machen ist nichts. Trotz ihrer Iugend, trotz der Fastenzeit hält die Ehe ebenso gut, als hätte der Papst sie in Sankt Peter geschlossen. Vater kann sie nicht einmal enterben."
Inez öffnete die Lippen, konnte noch nicht reden. Mencia hatte einen der Taregonas geheiratet, einen der Taregonas aus Portola, dem Nachbarstädtchen. (Eher war es ein Dorf zu nennen; ein richtiges Adelsnest, fast ein jedes der weißgestrichenen Häuschen schmückte ein Wappen. Dort hockten die Zaunkönige in ihren abgetragenen Mänteln, die tüchtigsten der Söhne dienten im Heer, die übrigen — denn bei diesen Leuten gab es noch, wie in den heroischen Zeiten, ungezählte Kinder — nahmen in großen Häusern Stellung.)
„Ia, ja, Inez; ein Page und eine Duenna in Fuentevera sind mit dem neuen Schwager verwandt! — Don Blas ist der fünfte Sohn . . ."
„Wie sieht er aus?"
„Ein verdammt hübscher Kerl. Mencia hat ihn am Aschermittwoch, während der Messe, zuerst gesehn. Ausnahmsweise hatte man ihr erlaubt, mit ihren Duennas die Stadtkirche zu besuchen. Seither schlich Don Blas um Schloß und Garten."
„Ein „»aoeaäo äel vieario" in unserer Familie!" stieß Inez fast tonlos hervor.
„Nun ja, schließlich ist so etwas bei den La Cuevas, bei den Medina de las Torres auch schon vorgekommen."
„Ist Mencia wenigstens glücklich?"
„Auf jeden Fall fuhren die Beiden strahlend in einer kleinen Kutsche nach Tortoles, dort räumte man ihnen im heimatlichen Haus ein Zimmerchen ein! . . . Ia, sie war in Las Huelgas bereits angemeldet."
Als Base der Äbtissin, als deren einzige Blutsverwandte, hatte sie Aussichten, dereinst ihre Nachfolgerin zu werden. Äbtissin von Las Huelgas! Herrin von vierzehn Städten, fünfzig Ortschaften, Superiorin von siebzehn Klöstern, Patronin von zwölf Komturenpfründen, Gebieterin über Leben und Tod! Morgen würde ganz Madrid darüber sprechen.
Beiden erschien diese kommende Geißel-Huldigung wie eine Fügung des Himmels, um die Demütigung der Familie durch die eine Schwester durch die Ehrung der anderen wettzumachen. Esteban wohnte bei der Mutter seines besten

Freundes in der Calle Mayor, würde von dort aus Don Manuels Aufzug gut übersehen, würde in Fuentevero den gebeugten Eltern darüber berichten.
Die Geschwister hatten viel miteinander zu reden, die Rollen waren vertauscht. Wenn er sonst nach Hause kam zu den Vakanzen, hatte nur er Wichtiges erlebt, jetzt verschob sich das Interesse. Doch wollte sie auch viel über Salamanca hören, über seine Lehrer, seine Freunde. Unter diesen hatte Estebans Intimus Aniel von sich reden lassen.
„Ia, du weißt doch, daß sein Vater vor Iahren hier in Madrid niedergestoßen wurde — er hatte einen Nachbarn beleidigt. — Die Familie wartete ab. Im Frühling ist mein Freund vierzehn Iahr geworden, nun mußte er handeln. Eines Abends ging der Mörder seines Vaters aus — und kam nicht wieder! — In Salamanca sind wir alle sehr stolz auf Aniel.
Ia, mit dem Eramen haperte es wieder. Vater ist infolgedessen recht unliebenswürdig, auch wegen der Catarina. Was will Vater nur immer, warum soll ich mich so abarbeiten? Im Notfall komme ich eben in der Heiligen Inquisition unter, außerdem könnte ich, wenn es so weit ist, diensttuender Kammerherr werden."
„Natürlich, Herzens-Esteban. Quäl' dich nicht unnötigerweise." Und sie beschwor ihn schwesterlich, seine Gesundheit durch übertriebenes Studieren nicht zugrunde zu richten.
Auf den geschmückten Balkonen drängten sich im größten Staat die Damen, es nahte sich die Karfreitags-Prozession. Der König, die Kardinäle, die Botschafter, die Granden, was in Madrid zählte, zog vorbei. In der Hand hielten sie Kerzen, von ihrer Dienerschaft wurden sie gefolgt. Mit Flor verhüllte Banner wehten, Trommeln wirbelten mit gedämpftem Klang, die Trompeter bliesen traurige Weisen, die königlichen Garden ließen ihre Hellebarden, ihre Lanzen am Boden schleppen. Dann kamen die „Pasos", die Passionsgruppen mit bemalten lebensgroßen, in gestickte Samt- und Atlasgewänder mit Hals, krausen und Reifröcken prächtig gekleideten Gestalten. Das lange, aufgelöste Haar der männlichen und weiblichen Figuren war echt, fromme Frauen hatten ihre Tressen abgeschnitten, den Heiligen geweiht. Aus den schmerzerfüllten Augen flossen gläserne Tränen; als ob sie noch lebten, zogen die Gestalten vorbei und ergriffen die Gemüter. Iedes Kirchspiel besaß sein eigenes „Paso", das von Gemeindemitgliedern getragen wurde. Seit dem Donnerstag erklang keine Glocke, war kein Pferd, kein Wagen, keine Sänfte zu sehen, die Herren hatten ihre Degen abgelegt, gingen ohne Diener.
Es war der Trauerzug um den toten Heiland.
So an jedem Karfreitag; diesmal folgte ein glänzendes gesellschaftliches

Nachspiel, die Geißelung zu Ehren des neuen Hoffräuleins, der Tochter des
Herzogs von Casarubios.
In den Zimmern der Guarda Mayor Donna Laura war ein großer Damen-
kreis versammelt. Donna Inez, die Beneidete, sah unruhig nach dem langen,
fliederfarbenen Band in ihrer Hand. Es war gleich neun Uhr, schon wurden
an den jenseits vom Platz liegenden Häusern hier und da die Wachsfackeln an
die Balkone befestigt, traten schon hier und da die Damen hervor.
Leise schwirrten die Stimmen; das „»aeeaäo äel vienrio" im Zuniga-
schen Hause wurde natürlich hier nicht erwähnt, um so eifriger besprach man den
gestrigen Auftritt und seine Folgen. Zur Gründonnerstagsfußwaschung armer
Frauen seitens der Königin war großes Gedränge, nach altem Herkommen
durfte jeder aus der Straße herein. Der Mayordomo befahl, niemanden mehr
vorzulassen, da führte der erste Stallmeister, Don Pedro, Graf von Bannos, trotz
des Verbotes mehrere „Freundinnen" herein. Der Guardadamas, Don Oliviero,
stellte ihn zur Rede, darauf zog Don Pedro den Degen und verwundete den
Alten ... in Gegenwart der Gemahlin des Königs! Er war gleich auf zwei
Iahre verbannt worden, seine unselige Gemahlin würde all die Zeit in witwen-
hafter Einöde vertrauern, graugekleidet, im grauen Zimmer, auf das strengste
bewacht. Sie ließ dem Hoffräulein Carlotta Alvarez Alba, der Flamme des
Don Pedro, sagen, sie solle sich nur ja nicht mit dem Heiraten beeilen, sie habe
es ja unendlich besser. Donna Carlotta fand das rührend freundlich, bisher
war die Gräfin Bannos wenig gut auf sie zu sprechen gewesen. „Es ist eine
Pflicht, sie fleißig zu besuchen, wir dürfen sie nicht vergessen," sagte sie jeder
Kommenden.
Man hatte sich über vieles auszusprechen. Graf Königsmarcks Wunde heilte
gut, neulich hatte die Königin den Herzog von Medina Celi sehr kühl gegrüßt,
seine Bemerkungen über die „Französin" seien infolgedessen nicht wiederzu-
geben scharf. An der afrikanischen Küste war der Gouverneur von Oran mit
dreihundert Mann in einen Hinterhalt gelockt worden, nur einer war entkommen.
Die Spanier hatten ein portugiesisches Fort auf einer Insel an der südameri-
kanischen Küste zerstört, deswegen große Aufregung in Lissabon, Truppen wurden
angesammelt.
Donna Laura Alagon wollte sich über die am Morgen erfolgte Geburt eines
Enkels nicht trösten, erzählte das Ereignis jeder hereintretenden Dame . . . „So
ein unschuldiges Geschöpf, und wird nun zeitlebens blutüberströmte Ermordete
und Hingerichtete von ihren Gräbern aufstehen sehen!" Man meinte, es sei
doch möglich, den Kirchhöfen auszuweichen . . . „Aber nicht den Heimlichver-
scharrten!" . . . Dafür sei es doch ein Vorzug, Pestkranke durch seinen Atem
zu heilen, sich in der schlimmsten Epidemie nicht anzustecken . . . Aber Donna
Maria seufzte und erinnerte an den letzten König Philipp. „Der war auch so
ein Karfreitagskind, und aus Entsetzen vor all den blutigen Erscheinungen, die

er sah, ging er immer mit hochgehobenem Kopf, die Augen ins Weite gerichtet.
Trotzdem hatte er Grauenvolles erblickt. Oft merkte man es seinem verstörten
Ausdrucke an."
In der Ferne erschienen jetzt die ersten Lichter, alles eilte an die Fenster.
An der Brüstung des schmalen Balkons stand Inez verlegen, aber in trefflicher
Haltung. Die Lichtscheine nahten; siebzig Lakaien trugen jene kostspieligen
Wachsfackeln, die zu allen feierlichen Gelegenheiten gehörten, in der Mitte gingen
dreißig Kavaliere, die flottesten Herren der Gesellschaft, und ebensoviele folgten
dem Büßer mit all ihren Pagen und Lakaien.
Immer näher kam der Schimmerglanz, jetzt konnte man Don Manuel, den
Weißgekleideten Büßer, deutlich erkennen. Von den Hüften hing der weiße Fal-
tenrock aus unendlich feinem Leinen, von dem ungeheuer hohen, spitzzulaufenden
Hut fiel ein mit Sehlöchern versehenes weißes Tuch über Gesicht und Brust,
die dünne Unterjacke war hinten aufgeschnitten, ließ die Schultern frei. Schuhe
und Handschuhe waren weiß, aber lange lila Bänder flatterten herunter.
Auf die nackten, aufgerissenen, blutüberströmten Schultern fiel regelmäßig,
mit jedem langsamen Schritt die Geißel. Don Manuels Blut floß auf die Straße
herunter. Ganz gleichmäßig fielen die Schläge; in diesem kunstvollen Schwung
der Geißel wurde man von einem Lehrer unterwiesen; der Arm mußte in möglich-
ster Ruhe bleiben, nur das Handgelenk wurde bewegt.
Nicht weit vom Schloß stand eine Gruppe reichgeschmückter Schauspielerin-
nen, sie hatten ihre Karossen verlassen und sich hier aufgestellt. Don Manuel
ging dicht an der einen vorbei; ihm verdankte sie den Schmuckbehang, die gold-
bestickten Gewänder. Die Geißel fiel so geschickt, daß ein Blutstropfen auf sie
fiel. Mit einer tiefen Verbeugung, mit feingesetzten Worten bedankte sie sich
für diese Ehre. Die Damen im Schloß versuchten den Auftritt zu übersehen,
murmelten jedoch über die Verderbtheit der Zeiten. „Früher wäre das doch
unmöglich gewesen, früher wurde eine solche Huldigung einzig und allein einer
Wirklichen Dame zuteil."
(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
d s ch
a
u

Rundschau der Kriegsliteratur IX.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Aus der Feder des ehemaligen ungarischen Reichstags - Abgeordneten MaurusRsvaiistim Verlage von Puttkammer u. Mühlbrecht in Berlin ein Buch erschienen, das weiteste Beachtung verdient. Die Schrift bildet das 12. Heft der von H. Mühlbrecht herausgegebenen Sammlung „Zeitspiegel" und betitelt sich: „Das Endziel des Weltkrieges. Englands Ausschaltung aus Europa." Es mag gleich hier ausgesprochen werden, daß wir keineswegs mit den Ausführungen des Verfassers in allen Punkten übereinstimmen; denn manche Vorschläge erscheinen uns unausführbar, zum mindesten aber als bedeutend verfrüht, um nicht „utopistisch" zu sagen, da der Verfasser sich bemüht, auf Seite 118 ff. die Behauptung zu beweisen: „Es gibt keine Utopie." Nichtsdestoweniger sind die Betrachtungen Rsvais äußerst interessant und lesenswert, und wir wollen sie daher etwas ausführlicher behandeln.

Im ersten Teile seiner Schrift weist der Verfasser nach, daß „England der Urheber des Weltkrieges" ist, und daß diese Tatsache in Betracht gezogen werden muß, wenn man das Endziel dieses Krieges erwägen will, dessen erste Forderung die sei, „die Wiederholung eines so grauenvollen Weltkrieges für die Zukunft vollständig unmöglich zu machen". Rsvai führt dann weiter aus, daß England diesen Krieg „zur Verteidigung seiner großen wirtschaftlichen Interessen, zur Verwirklichung seiner politischen Endziele und zur Erhaltung seiner Machtposition für nötig hielt, daß es diesen Krieg Iahre hindurch sorgfältig vorbereitet und damit nur dem Geiste seiner Iahrhunderte alten nationalen Überlieferungen gemäß gehandelt hat." Die von der englischen Regierung angegebenen Kriegsgründe, die unter dem Zwang des von der deutschen Regierung veröffentlichten Tatsachenmaterials teilweise bereits aufgegeben sind, sind nur leere Vorwände gewesen, um den wahren Grund: Zerstörung unserer Kolonial- und Seemacht, des deutschen

Handels und der deutschen Industrie, zu bemänteln. Aufrechterhaltung der englischen Seetyrannis ist das wahre Kriegsziel Englands.
Zu diesem Zwecke hat England stets noch einen Dummen gefunden, der bereit war, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Mit vollem Recht stellt der Verfasser fest: „Die Weltgeschichte zeigt, daß die Völker nie, mals lernen . . . Die Dummheit der Väter macht die Kinder nicht klüger, jede Generation wiederholt die Fehler der Vorfahren und begeht ihre eigenen Dummheiten."
Alsdann verfolgt Rsvai das poli-

tische „System" Englands, das ja zur Genüge bekannt ist, und das seinen Ausdruck fand in der Einkreisung Deutschlands, die nicht eine „Originalidee" Eduards VII. ist, sondern „nur eine Neuauflage alles dessen, was England schon bei der Vorbereitung der Kriege vergangener Iahrhunderte konsequent durchgeführt hatte".

Das vom Verfasser entworfene Bild der englischen Volkspsyche erscheint uns indessen zu starke Schattierungen aufzuweisen, mögen diese auch in zahlreichen Fällen richtig sein. —

Der weit interessanteste Teil dieser Schrift ist der zweite Teil, in dem Rsvai die „europäische Monroe-Doktrin" aufstellt, daß „England. . . aufhören müsse, ein Kontinentalstaat zu sein". „Ein neues politisches System muß an die Stelle des alten treten, und seine Form sei die Anwendung der amerikanischen Monroe-Doktrin auf Europa." Nur dieses System ist imstande, die wirkliche Unabhängigkeit der Völker zu sichern, die Verwendung farbiger Truppen auf europäischen Kriegsschauplätzen zu verhindern, einer Aushungerung des europäischen Kontinents durch Englands Willkür vorzubeugen und die Freiheit der Meere zu sichern.

Alsdann führt .der Verfasser aus, wie er sich die Verwirklichung der europäischen Monroe-Doktrin denkt.. Es mag zugegeben werden, daß die gemachten Vorschläge sich auf dem Papier ganz gut ausmachen, daß der eine oder der andere von ihnen auch auf den ersten Blick als ganz plausibel erscheint. Bei näherer Überlegung findet man jedoch, daß Rsvai leider einen von ihm selbst aufgestellten Satz bei seinen Plänen vergißt: „Die Weltgeschichte zeigt, daß die Völker niemals lernen."

Auch fernerhin wird es Staaten in Europa geben, die mit England ein Bündnis schließen, und auch die Kriege werden auf dem vom Verfasser vorgeschlagenen Wege eines Ausschlusses Eng«, lands aus der Zahl der europäischen Staaten nicht seltener werden. Die Welt befindet sich noch nicht in jenem Idealzustand, in dem manche Idealisten sie zu wähnen glauben, und sie wird — man kann dies wohl getrost hinzufügen — wohl niemals in diesen Zustand gelangen. Solange es Menschen gibt, wird die Realität herrschen, trotz der Versuche der Idealisten, ihre Grundsätze

bei der Menschheit durchzudrücken.
Der dritte Teil des Mvaischen
Buches behandelt schließlich einige „mitteleuropäische" Fragen, auf die wir an dieser Stelle nicht näher eingehen können. —

Wenn Rsvai in seiner oben besprochenen Schrift einem Bunde ganz Europas mit Ausschluß Englands das Wort redet, ein Vorschlag, an dessen Durch, führung in der Praris man berechtigte Bedenken und Zweifel geltend machen darf, so tritt sein Landsmann Dr. Eduard Pülyi in seiner bei Duncker u. Humblot (Leipzig) erschienenen Abhandlung: „Das mitteleuropäische Weltreichsbündnis, gesehen von einem Nicht-Deutschen" für das näher liegende und weit leichter realisierbare Problem eines engen Zusammenschlusses der europäischen Mittelmächte ein.

Fünf „Weltherrschaftstendenzen" sind es, wie der Verfasser ausführt, die sich gegen Deutschland verschworen haben: . „Die Idee des napoleonischen Weltreiches, bzw. das nach 1870 in Form der Revancheidee zurückgebliebene Residuum jenes einstigen Strebens nach Weltherrschaft," das englische Streben nach Weltherrschaft, das gleiche Streben Rußlands, das amerikanische Streben nach ökonomischer Weltherrschaft und schließlich das Weltherrschaftsstreben der japanisch-gelben Rasse.

Gegen diese Weltherrschaftstendenzen fordert Pälyi die Entfaltung eines neuen Weltreiches unter der Füh,

rung Deutschlands und Österreich-Ungarns, das die jetzigen Verbündeten in sich faßt, vor allem den ganzen Islam. Die Erwartungen, die der Verfasser von diesem Weltreiche hegt, sind allerdings ebenso „utopisch", wie diejenigen seines Landsmannes Rsvai. Denn die Autorität dieses Weltreiches wird weder den Krieg abschaffen, noch das Weiterrüsten überflüssig machen. Und so sehr auch Freiheit und Gemeinsinn die leitenden Prinzipien sein mögen, so dürfte es doch recht zweifelhaft sein, ob es diesem neuen Weltreiche gelingen wird, „die Politik auf eine moralische Grundlage" zu stellen, solange die Welt noch von Menschen und nicht nur von Engeln bewohnt ist. Ebenso unausführbar erscheinen, für die nächste Zukunft wenigstens, die wirtschaftlichen Neuerungen, die der Verfasser dem neuen Weltreiche zugedacht hat, wie z. B. Fortfall aller Zollschranken und die Schaffung eines Weltgeldes.

So wünschenswert ein engerer Zusammenschluß der jetzt gegen die gemeinsamen Feinde»kämpfenden Verbündeten ist, so muß man sich doch hüten, bei diesen Wünschen den realen Boden zu verlassen, auf den nun einmal die Welt aufgebaut ist. —

Im Anschluß hieran sei eine Veröffentlichung der „Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen' Vereinigung" genannt, die die Ansprachen einer Anzahl hervorragender Redner — ich nenne hier nur Oberbürgermeister Nermuth, Friedrich Naumann, die Abgeordneten Stresemann, Schiffer und Professor Iulius Wolf — enthält, die auf der ersten öffentlichen Versammlung dieser Vereinigung am 10. Dezember 1915 gehalten wurden, bzw. gehalten werden sollten, letzteres, weil es einem Teil der angekündigten Redner wegen Überfüllung unmöglich war, in den Saal zu gelangen. Dies ist der beste Beweis für das lebhafte Interesse, das das Publikum den von der Vereinigung angekündigten Themen entgegenbrachte. —

Von der an dieser Stelle schon des öfteren genannten, von Robert Strache herausgegebenen Sammlung „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen" liegen zwei neue Hefte vor.

Im 8./9. Heft behandelt Theodor vo n Sos n o sky das Thema: „Der Traum vom Dreibund", indem er ein kurzes, aber scharf umrissenes Bild der

Intrigenwirtschaft gibt, wie sie in Italien seit langen Iahren gegen den Dreibund, namentlich aber gegen ^Österreich-Ungarn im Schwunge war. (Man vergleiche hierzu die interessanten Ausführungen des Grafen von Voltolini im Märzheft von „Nord und Süd".) Als Quellen benutzte der Verfasser in der Hauptsache Reden und Schriften italienischer Staatsmänner, die klarer und deutlicher als irgendwelche anderen Dokumente die traditionelle unaufrichtige Politik Italiens bloßlegen. Nicht nur für die Beurteilung der Vergangenheit, auch für die Zukunft sind diese historischen Nachweise von höchster Bedeutung und besonders denjenigen Kreisen zur Prüfung und Beachtung empfohlen, die einem Ausgleiche mit Italien das Wort redeten.

Im 10. Heft veröffentlicht Hans Schrott-Fiechtl das schon oft behandelte Thema: „Der deutsche Bruder und Österreich." Der Verfasser äußert sich zunächst über die Gegensätze zwischen Österreichern und Norddeutschen, die sich auf den verschiedensten Gebieten bekunden. Sinnenfreude, Freude an Form und Inhalt, kultivierter Geschmack sind nach den Ausführungen des Verfassers die bestechenden Eigenschaften des Österreichers. Klares, scharfes Erfassen der Dinge, ein unübertrefflicher Sinn für Sachlichkeit und Unbestechlichkeit sind jene des Norddeutschen. Aber damit ist noch nicht alles gesagt; vieles liegt dazwischen an Fein-

heiten und Übergängen, was den Charakter der beiden ausmacht oder sie voneinander trennt. Schrott-Fiechtl ist ein gerechter Kritiker. Er weist ebenso auf die Vorzüge wie auf die Mängel hin und unterläßt nicht zu betonen, daß die einen wie die anderen begründet sind. Der Verfasser findet aber auch warmherzige Worte für die Vermischung der besten Eigenschaften der beiden Zentralmächte, damit der Sieg, den Deutschland und Österreich-Ungarn auf den Schlachtfeldern erringen, auch im friedlichen Wettbewerb gegenüber den anderen Völkern sich Bahn breche.

Unter dem Titel „Vermögensgrenze. Zwischen Sozialismus und Kapitalismus" veröffentlicht ein deutscher Richter, der es für ratsam gehalten hat, seinen Namen nicht zu nennen, im Verlage von Dr. S. Laufer einen Vorschlag zu einer neuen unmittelbaren Reichssteuer, zu deren Zielen es gehören soll, „im Verhältnis zwischen höchstem Überfluß und schuldloser Not ein Gebot der Staatssittlichkeit zu erfüllen, die Macht der Rüstungsindustrie und des sonstigen wirtschaftlichen Magnatentums auf das Reich zu übertragen, dadurch zugleich für den inneren wie für den dauerhaften äußeren Frieden einige Bausteine heranzubringen".

Gewiß edle, menschenfreundliche Ziele, die sich der Verfasser gesteckt hat, und zweifellos dürfte man sich dieser neuen Steuer im Staatsinteresse freuen, wenn nicht in der Praris fast alles anders aussähe, wie in der Theorie. Schon die Ziehung der „Privatvermögensgrenze", die in dieser Broschüre vorgeschlagen wird, dürfte bei ihrer Durchführung auf Schwierigkeiten stoßen, die der Verfasser, als er seine an und für sich trefflichen Gedanken zu Papier brachte, höchst wahrscheinlich nicht in Rechnung ziehen konnte.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Das ist nun schon etwa dreißig Iahre her; wenn ich aber an das Martyrium unseres einstigen naturwissenschaftlichen Unterrichts zurückdenke, sträuben sich mir heute noch die Haare. Die vielen Hundert lateinischen Namen, die wir uns einprägen mußten, waren noch nicht das schlimmste. Heute weiß ich: viel schlimmer war, daß wir mit diesen Bezeichnungen ebensowenig wie mit

den deutschen Namen lebendige Begriffe verbanden. Im botanischen Unterricht vollzog sich die Pflanzenbeschreibung nach dem üblichen Schema: Wurzel, Stengel, Blätter, Blüte, Frucht usw. Davon abzuweichen schien als eine Sünde wider den heiligen Geist der Pädagogik zu gelten. Für den zoologischen Unterricht ist bezeichnend, daß wir z. B. die Knochen des Lämmergeiers als Typus des Vogelskeletts der Reihe nach wissen mußten — eine Quälerei, die unserm Naturgeschichtslehrer den Spitznamen „Lämmergeier" eintrug. So trieben wir Naturerkenntnis nur an toten Sachen; daß die Natur eine Welt lebendiger Dinge ist, blieb unserm Geist verschlossen. Tot wie die dürre Pflanze im Herbarium, wie das alles Lebens entkleidete Vogelskelett, blieb uns der naturwissenschaftliche Lehrstoff.

Hätte damals uns jemand den „Brehm" oder wenigstens einen geeigneten Auszug aus diesem Standwerk in die Hände gegeben, wir würden aufgeschrieen haben vor Iubel. Hier sprudelt und springt lebendigstes Leben, nach dem unsere jugendlichen Sinne in Staub und Dumpfheit der Schulstube dürsteten, wie aus frischem, klarem Bronnen. Aus ihm haben Tausende junger Gemüter neue Freude an der lebendigen Natur getrunken. An der tiefen und reinen Freude, die A. E. Brehms

Weik mir einst gespendet hat, an
den reichen Anregungen, dem seelischen
Gewinn, die aus der lebendigen Dar-
stellung, aus der eigenartigen Verknüp-
fung von Tier und Leben mir einst zu-
strömten, vermag ich die starke Wirkung
zu ermessen, die es bei seinem ersten
Erscheinen ausgeübt haben muß. Mit-
ten in eine Zeit trockenster, pedantisch-
ster Systematik, der eine möglichst sorg-
fältige Beschreibung des äußeren und
inneren Tierkörpers alles, der aber das
Leben und Treiben der Tiere nichts war,
sprang es unerwartet hinein, wie ein
frisch-fröhlicher, lachender Iüngling
unter eine Versammlung würdiger, be-
zopfter Gelehrter. Wie viel später noch
in unsere Schulstuben, drang damals
auch in die Hörsäle der Hochschulen
kaum ein Laut des Lebens, und die
Meister der Tierkunde ließen sich in der
Ausübung ihrer Zergliederungskunst und
in der Durcharbeitung der System-
kunde nur widerwillig stören durch die
Beobachtungen des Lebens der Tiere in
freier Wildbahn.

Zur Abfassung eines solchen Wer-
kes, das berufen sein sollte, der Tier-
beschreibung ganz neue Wege zu wei-
sen, war kaum ein deutscher Gelehrter
besser geeignet als Alfred Edmund
Brehm. Die Liebe zur Natur, das In-
teresse am Leben der Tiere, ihrem Lie-
ben, Hassen und Fürchten, ihrem Han-
deln in den verschiedensten Lagen des
Lebens ist ihm als Erbteil vom Vater
überkommen, der ein s. Z. berühmter
Ornithologe war und eine Reihe gern
gelesener Werke über die Naturgeschich-
te und das Leben der Vögel verfaßt
hat. Durch Lehre und Vorbild dieses
Vaters von Iugend auf zur Beobach-
tung des Tierreiches angehalten, ver-
mochte er auf zahlreichen großen Rei-
sen, die ihn nach dem Norden wie nach
dem Süden der drei alten Erdteile
führten, umfangreiches, wertvolles Ma-
terial zu sammeln, das er als Direktor
des Leipziger Zoologischen Gartens und
später des von ihm begründeten Aqua-
riums in Berlin noch bedeutend ver,
mehren konnte. Aus diesen Beobach-
tungen, verschmolzen mit den Erfah-
rungen von andern Reisenden und von
Jägern, ist das eigenartige, große und
auf dem Gebiet der Tierbeschreibung
neue Wege weisende Werk entstanden,
das wir alle unter dem schlichten, tref-
fenden Titel: „Tierleben." kennen und

das wir, je öfter wir es zur Hand genommen, um so mehr lieb gewonnen haben, weil es uns so manche Stunde reiner Naturfreude und stillen Versenkens in die Lebensfülle der Tierwelt geschenkt hat.
Je länger, je mehr mischte sich ober in dieses persönliche Verhältnis zu Brehms Werk, dem sich kaum ein Naturfreund, der sich mit ihm beschäftigte, wird haben entziehen können, die Kritik. Wir empfanden, bald dunkler, bald bewußter, daß unser Brehm ins Greisenalter kam und mit der ewig jungen, weil ewig aus sich selbst sich erneuenden Wissenschaft allmählich die Fühlung verlor. Ein jedes geistige Werk hat wie jeder, auch der bedeutendste Mensch, seine Zeit, und wenn es ihre Grenzen überschritten hat, verliert es allmählich seine Bedeutung für die lebendige Gegenwart und behält nur historischen Wert. Dieser Erkenntnis vermochte sich auch die Verlagsanstalt des Bibliographischen Instituts in Leipzig, die A. E. Brehms Werk in Pflege hat, nicht zu verschließen. Sie erkannte aber auch, daß mit einer bloßen Galvanisierung, mit Einfügung des Neuentdeckten und Ausscheidung des Veralteten nichts getan war. Das „Tierleben" mußte im Iungborn der Wissenschaft serne Greisenhaftigkeit verlieren und neue Iugend gewinnen, wenn es seine alte Bedeutung im Geistesleben der Menschheit behalten sollte. Auf ihre Veranlassung übernahmen die hervorragendsten Vertreter der deutschen zoologischen Wissenschaft unter Führung des Direktors am

Senckenbergschen Naturhistorischen Museum in Frankfurt a. M., Professors Otto zur Strassen die Neubearbeitung der vierten Auflage. Mit Ausnahme des ersten und letzten Bandes liegt diese nun vor und gestattet bereits heute ein abschließendes Urteil, an dem die beiden fehlenden Bände im wesentlichen nichts mehr ändern werden.

Immer sicherer ist in den letzten beiden Iahrzehnten der Entwicklungsgedanke durch die historischen und morphologischen Studien unserer Zoologen fundiert worden, immer beherrschenderen Einfluß hat er in unserer Naturerkenntnis gewonnen. Es war darum durchaus notwendig, ihn schon in der Gesamtanlage des Werkes zum Ausdruck zu bringen. Der alte Brehm begann sein Werk entsprechend dem Stande der Naturerkenntnis seiner Zeit und der damals anerkannten Systematik mit der höchstentwickelten Ordnung der Säugetiere und setzte es fort bis zu den«niedrigst organisierten Wirbellosen. Der von Otto zur Strassen entworfene und in der vierten Auflage durchgeführte Gesamtplan führt, der stammesgeschichtlichen Entwicklung entsprechend, die Bandfolge von den Wirbellosen zu den Säugetieren und berücksichtigt auch innerhalb der einzelnen Abteilungen die Abstammungsreihe, so weit sie wissenschaftlich mit Sicherheit festgestellt ist. Aber auch im Tert ist auf die Abstammung der einzelnen Tiergattungen Bezug genommen. Vielen Ordnungen und Familien der Säugetiere ist ein Abschnitt über vorgeschichtliche Vertreter angehängt, und auch sonst ist im Tert häufig auf die Abstammung der einzelnen Gattungen und Tiere hingewiesen.

Nachdem die Abstammungslehre zum gesicherten Besitz der Wissenschaft geworden ist, haben unsere Zoologen sich mehr und mehr biologischen Forschungen hingegeben. Durch die Schule, die in einer völligen Neugestaltung des naturwissenschaftlichen Unterrichts auf biologischer Grundlage Erlösung fand aus Namenwust und Schematismus, ist das lebhafteste Interesse für eine biologische Betrachtung der Lebewelt auch in Laienkreisen geweckt worden. Der Leser von Brehms Tierleben will heute nicht nur unterrichtet werden über die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Tierformen und ihrer Lebensweise, wie

der alte Brehm sie in so klassischer Weise geschildert hat, sondern auch über die wunderbare Harmonie, die zwischen den einzelnen Organen und ihrer Betätigung besteht. Darum wurde in den Einleitungen zu den Klassen und Ordnungen mehr als früher auf den anatomischen Bau der Tierkörper und auf die Lebensbetätigung der einzelnen Teile eingegangen. Auch ist für eine reichere Unterstützung dieser Darlegungen durch ausgezeichnete Abbildungen gesorgt worden.

Bedeutsame Fortschritte hat die zoologische Wissenschaft auch auf dem Gebiete der Tierpsychologie zu verzeichnen. Sie hat sich seit den Zeiten des alten Brehm freizumachen gewußt von der Vermenschlichung der Tierseele, hat aufgehört, von den Gefühlen, von ihrem Verstand, ihrer Intelligenz zu reden, und gelernt, die Tierpsyche in ihrer eigenartigen Struktur zu erfassen und die Handlungen der Tiere aus ihrem Instinkt zu begreifen. Stärker als bisher sind in der Darstellung die Grenzen des Intellekts der Tiere aufgezeigt, doch ist immer auch ihrer wirklichen Begabung Rechnung getragen, und nirgends sind sie zu automatisch arbeitenden Maschinen herabgedrückt worden. Diese wissenschaftlich gut fundierte neue Einstellung der Tierpsyche in das geistige Gesamtbild der Schöpfung besitzt unzweifelhaft für einen klar und nüchtern denkenden Leser größere Reize als die frühere Überschätzung, die alle Abstände zwischen Tier und Mensch unberücksichtigt ließ. VNt Recht betont der Her-

ausgeber in seinem Vorwort: „Die wunderbare Zweckmäßigkeit und Feinheit der tierischen Instinkte und die oft überraschende Art, wie scheinbar intelligente Handlungen sich einfach erklären lassen, werden für heutige Leser des „Brehm" vermutlich fesselnder sein, als die frühere Verwenschlichung."

Das hervorstechendste Merkmal der neuen Auflage des „Tierlebens" ist nicht eine bloße Anpassung an die neu ge, wonnenen Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, es ist vielmehr durchweg eine größere wissenschaftliche Vertiefung. Dies kommt z. B. bei den Säugetier-Bänden besonders zum Ausdruck in den Abschnitten über Hunde und Pferde, die vollständig umgearbeitet und sowohl, was die Abstammungszusammenhänge und die Rassenschilderung, als auch die Psychologie anbetrifft, ganz neu gestaltet werden mußten. Alle Bände weisen auch nach der Seite der Systematik hin bedeutende Erweiterungen auf, und wenn selbstverständlich auch nicht alle Unterarten und Tiere Erwähnung finden konnten, so sind doch wenigstens alle Arten durch Beschreibung eines Vertreters charakterisiert. Es sollte, das war das Bestreben, nicht mehr vorkommen, daß Besucher unserer Zoologischen Gälten oder Museen ein nicht gerade ganz ungewöhnliches Tier im „Brehm" vergebens suchen.

Große Mühe und Sorgfalt, sowie bedeutende Mittel sind aufgewandt worden, um in der Illustrierung des Werkes, die von jeher ein Ruhm des „Tierlebens" gewesen ist, allen modernen Anforderungen gerecht zu werden. Auch wer mit seinem „Brehm" aufs beste vertraut ist, wird ihn in dem neuen Gewande der vierten Auflage kaum wiedererkennen. Nur wenige der alten Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung sind geblieben; besonders die letzteren sind größtenteils durch neue Vierfarbendrucke ersetzt, die nach Originalen unserer hervorragendsten Tiermaler hergestellt worden sind. Sie vor allem bilden nicht nur eine wertvolle Unterstützung der tertlichen Darstellung, sondern auch einen bedeutenden Schmuck, in dem sich feinste Naturbeobachtung mit großem künstlerischen Können vereinigt. Als neues Illustrationsmittel sind der neuen Auflage zum ersten Male Abbildungen nach photographi-

schen Aufnahmen eingefügt worden.
Wir finden besonders in den die Vögel und die Säugetiere behandelnden Bänden unter ihnen Naturdokumente von hohem Werte. Zum Grundsatz wurde die photographische Illustration bei den Rassen der Haustiere gemacht.

Es ist dem Herausgeber, seinen Mitarbeitern und der Verlagshandlung, die keine Mühe und keine Kosten gescheut hat, gelungen, in dieser neuen Auflage von „Brehms Tierleben" ein Werk zu schaffen, würdig deutscher Wissenschaft, deutschen Fleißes und deutscher Kunst, dem in der gesamten Weltliteratur kein ähnliches von gleicher Gediegenheit und Bedeutung an die Seite zu stellen ist.
Wir Deutsche dürfen stolz sein, es unser zu nennen!

Musikalische Rundschau.

Von Dr. Arthur Neisser.

Wenn wir uns fragen, warum es grade das Musikleben ist, das bei unS in Deutschland nicht „trotz", sondern vielleicht grade wegendes Weltkrieges eine so reiche Pflege findet, so kann die Antwort darauf nicht lediglich in dem Hinweis auf die alte Musikkultur der Deutschen, auch nicht in dem Umstände liegen, daß sich unsere Innerlich» leit und der deutsche Idealismus grade in der Tonkunst am reinsten und unmittelbarsten offenbaren. Vielmehr liegt wohl auch die, stark auf ästhetische

Wertung alles Eilebens gerichtete Einstellung des deutschen Kunftverstandes als tiefste Ursache unseres unersättlichen Musikhungers zugrunde. Es sind grade in letzter Zeit einige wertvolle Bücher erschienen, die beweisen, wie ungemein viel verzweigt das ästhetische Talent der deutschen Musikschriftsteller ist. Vor mir lagen da drei Werke: Hugo Goldschmidts „Musikästhetik des 18. Jahrhunderts" (Verlag von Rascher u. Co., Zürich u. Leipzig 1915), die „Musikästhetik" von Eugen Schmitz (Verlag von Breitkopf u. Härtel, Leipzig) und „Die moderne Oper" von Edgar Istel (Aus der Sammlung „Natur und Geisteswelt" im Verlage von B. G. Teubner-Leipzig). Nur einer von den drei Verfassern, nämlich Dr. Hugo Goldschmidt, ist im eigentlich geschichtlichen Sinne ästhetischer Hermeneut; er schürft mit der Gründlichkeit, die von jeher das stolze Wahrzeichen unserer Forschung auf allen Gebieten gewesen ist, die ästhetische Literatur Deutschlands, Italiens und Frankreichs aus und bekrönt seine Untersuchungen mit dem in solcher Zusammenfassung zum ersten Male unternommenen Wagnis, aus der zeitgenössischen dramaturgischen Literatur erst den rechten Maßstab für das Schaffen Glucks, des Reformators der Oper zu gewinnen. Ist es Zufall oder Absicht, daß also auch selbst dieser nicht produktive Gelehrte Hugo Goldschmidt, wie von geheimer Kraft getrieben, es nicht bei der geschichtlichen Wertung der ästhetischen Theoretiker des 18. Jahrhunderts bewenden läßt, sondern sich auch stets dem blühenden Schaffen selbst zuwendet? Daß also auch ein Forscher heutzutage auf diese Weise sein dickleibiges, hervorragend gründliches Buch den Musikern und gebildeten Laien zugänglich machen will? . . Daraus erklärt es sich, daß dieses Buch kein „Wälzer" im üblen Sinne, sondern ein warmblütiges Buch-Kunstwerk geworden ist. Schwieriger liegt die Frage bei der Musikästhetik von Eugen Schmitz. Der treffliche, aus der ausgezeichneten Münchner Schule Sandbergers und namentlich Theodor Kroyers hervorgegangene Gelehrte ist nämlich seines Zeichens Dozent, Kritiker und schaffender Künstler zugleich: er hat den Mut zur Vielseitigkeit, der noch vor nicht langer Zeit bei unseren Gelehrten oft mit Dilettantismus für gleichbedeutend erachtet wurde! Und hat

„trotzdem" hier kein trockenes Lehrbuch der Ästhetik, keine hirnzermarternde Sammlung von mathematisch-philosophischen Gleichungen geschaffen; sondern sein Werk geht mit prächtiger Frische und mit schöner geistiger Beobachterfreudigkeit von den Grundlagen der Musikästhetik ganz allmählich auf Form, Inhalt und Stil der Tonkunst ein. So geschieht es, daß wir diese Schmitz'sche Ästhetik mit echtem „Lustgefühl" lesen und nicht bloß durchblättern. Es mag dies wohl »eilweise an der Schule liegen, an der Seminar-Inspiration durch Theodor Lipps, der Schmitz entstammt ist. Auch den Schreiber dieser Rundschau erfüllt es bei dieser Gelegenheit mit Genugtuung, daß er noch zu den Schülern von Lipps gehören durfte, ehe dieser gemütvolle deutsche Mann von den Furien unheilbarer Krankheit langsam zerfleischt ward ... Es mag also wohl das Produktive sein, das einzig und allein imstande ist, einem Schriftsteller auch bei der Verarbeitung an sich spröder theoretischer Stoffe die Feder zu beflügeln! . . In einer schweren Lage sind da wohl besonders diejenigen Musikschriftsteller, die es trotz vorübergehender Erfolge als Schaffende noch nicht zu einer durchgreifenden Anerkennung haben bringen können: sie schießen dann, durchaus nicht immer aus böser Absicht, sondern viel eher aus einer ungestillten Sehnsucht nach Erfüllung ihrer eigenen Ideale heraus, leicht bei der Beurteilung fremden Schaffens übers Ziel hinaus und entschuldigen dieses ihr Verfahren, dessen

sie sich stark bewußt sind, nur mangelhaft durch Subjektivität; in Wahrheit heißt dann eben oft dieses ach so be, queme Fremdwort auf gut deutsch — „Befangenheit!" Edgar Istel ist in seinem Büchlein „Die moderne Oper" von dieser Befangenheit Richard Strauß gegenüber nicht immer frei gewesen. Wie könnte er sonst zu einem gradezu vernichtenden Urteile der „Salome" gelangen und dem Münchner Meister auch sonst Sensationsmache und all' die bösen Charaktereigenschaften vorwerfen, wie sie die fanatischen Gegner des unstreitig bedeutendsten lebenden Komponisten deutscher Zunge dem, wegen seines Glückes im stillen beneideten Manne immer von neuem vorwerfen? Ich muß hier betonen, daß ich nicht zu den „Straußianern" und überhaupt nicht zu jenen „i-a-nern" gehöre, die auf irgend einen Gott schwören. Aber ich finde es immer ganz köstlich, wenn die ausgesprochenen Gegner Straußens mit naiver Deutlichkeit diejenigen, die noch ein gutes Haar an Strauß lassen, sofortals „Anhänger" (und nebenher als „Idioten") festlegen und stempeln! . . Grade ein Schriftsteller von den ungemein gründlichen Kenntnissen und von der beispiellosen Belesenheit eines Istel sollte sich doch hüten, einer so überragenden Erscheinung wie Richard Strauß gegenüber, nicht so maßlos befangen gegenüberzustehen! Auch berührt es grade in einem Buche, das unter dem Eindruck des alle Parteigegensätze angeblich für immer auslöschenden Weltkrieges entstanden ist, sehr peinlich, Erscheinungen wie Goldmark, RubinNein und Ignaz Brüll lediglich unter dem Gesichtswinkel ihres — Judentums betrachtet zu sehen! Will Istel damit seine blinde Anhängerschaft an Richard Wagner noch deutlicher dokumentieren als durch die fast auf jeder dritten Seite eingestreuten Belegstellen aus Wagner'schen Briefen, die er immer wieder, fast mottoartig wie Bibelworte in seine Darstellung einflicht? . . Daß das Büchlein im übrigen, besonders was die gradezu mustergiltigen Analysen der Libretti anbetrifft(Bizet und Verdi sind hier besonders zu erwähnen!), von neuem zeigt, daß Istel zu den hervorragendsten Musikschriftstellern unserer Tage zählt, versteht sich bei diesem Autor von selbst.

Grade der Fall Richard Strauß
spielt ja mehr und mehr eine bedeut-
same Rolle bei dem Verhältnis unserer
schri ftstellernd en Kolleg en untereinand er!
Es ist hier nicht der Ort, den recht un-
erquicklichen Kritikerstreit Adolf Weiß-
mann—Leopold Schmidt eingehend zu
untersuchen. Nur muß betont weiden,
ein wie trübes Streiflicht dieser Fall
auf die geringe innere Kollegialität
grade auch unter den deutschen Kunst-
krititern Wirft. Über den Einzelfall
aber weit hinaus hat dieser Kritiker,
streit wieder einmal das Verhältnis von
Schaffenden und Kritikern überhaupt
recht eigenartig beleuchtet und bewiesen,
daß man es dem Kritiker bei uns übel
zu nehmen wagt, wenn er sich als
Schaffender betätigt! Das ist ein
schwerwiegender Irrtum, der grade in
unseren Tagen der allgemeinen großen
Abrechnung endlich einmal scharf abge-
lehnt werden muß! Der Kritiker darf
nicht nur,nein, er muß sich in regster
Fühlung mit den Schaffenden und
dem Schaffen halten, aber nicht bloß,
(wie dies in Deutschland das Vorurteil
zu sein scheint), als trockener (möglichst
trockener!) Pädagog, nein, grade auch
als Virtuose oder Dirigent!
Dadurch fühlt er gleichsam wie An-
täus sich neue Kräfte regen, in dieser
unmittelbaren Berührung mit dem
fruchtbaren Erdreich der Tonkunst, und
er gelangt auch dadurch immer wieder
mit Künstler und Publikum in jenen
inneren menschlich nahen und künst-
lerischen Kontakt, ohne den ein wirklich
fruchtbares Schaffen grade auch für

den lebendigen Schriftsteller auf die Dauer nicht möglich ist. Schwerer wiegt freilich die Frage, in wie weit sich der Kritiker durch ein solches gemeinsames Arbeiten unbewußt auf die Seite der Künstler stellt, mit denen er heute zusammen auf dem Podium steht, um sie dann morgen „beurteilen" zu müssen! Aber muß denn Kritik durchaus ein Metzgerhandwerk sein? Sollen wir darin nicht als weitblickende deutsche Kulturmenschen trotz des Krieges von den feindlichen Nachbarn» im Westen lernen, ein wenig mehr Brüderlichkeit in unserem Verhältnis zu den Künstlern zu entwickeln? Freilich, ohne darin so weit zu gehen, wie unsere Feinde! . . . Der Fall der neuen Oper von Eugen d'Albert, der einaktigen Dichtung „Die toten Augen", deren Uraufführung ich in Dresden beiwohnte, hat mir da freilich starke Bedenken eingeflößt. Es ist allerdings ein wenig auffallend gewesen, wie stark die Urteile auseinander gegangen sind. Das ist stets der Fall? Doch wohl nicht so ganz, verehrter Leser! Grade ein gewisser Teil der maßgebenden Berliner Kritik, darunter auch L. Schmidt und Mar Marschalk, also die Vertreter der beiden gelesensten Zeitungen, haben d'Alberts Oper schlechthin als ein Meisterwerk bezeichnet, während es von anderen nicht minder maßgebenden Beurteilern als höchst süßliches und effektsüchtiges Machwerk bezeichnet worden ist! Schon allein die äußere Tatsache, daß Herr d'Albert vor der Generalprobe das Vorspiel, das zur psychologischen Erklärung der Ewers'schen Dichtung durchaus notwendig ist, hat streichen lassen, beweist, daß er die Längen fürchtete! Aber auch so ist die Oper von ermüdender Langatmigkeit, weil sie völlig der Gegensätze entbehrt und weil weder ihre musikalische Erfindung, noch ihre innere Erlebniskraft stark genug ist, um über die Mängel an wirklicher Originalität hinwegsehen zu lassen. Es handelt sich bei diesem neuen Werke d'Alberts leider um die völlig verunglückte Musikwerdung einer durchaus hochsinnigen Dichtung; es wird darin eine Vereinigung von christlichem und antikem Mythos erstrebt, die in der Leidensgeschichte der durch den Heiland von ihrer Blindheit erlösten und grade dadurch von neuem mit Blindheit geschlagenen Griechin Myrtocle ganz

wundervoll zum Ausdruck gelangt;
Eugen d'Albert aber vermeinte, das
Rezept seines Tiefland-Verismo auch
auf diese zortgeäderte Dichtung an-
wenden zu müssen. Der Erfolg beim
„großen" Publikum und leider auch
bei einem Teile der „großen" Kritik
hat ihm scheinbar Recht gegeben und
wird ihn wohl nun weiterhin über die
Grenzen seiner unstreitbar sehr großen
Begabung täuschen. So wie d'Albert
heute auch als Pianist oftmals bereits
völlig unter dem Bannwahne seiner
eigenen Weltberühmtheit steht und uns
nur noch minutenlang in jene trans-
zendentale Welt emporgeleitet, wo sich
das Genie des Nachschaffenden mit der
Gottähnlichkeit der Meister berührt,
deren Werke er interpretiert, so wan-
delt dieser Künstler auch als Schaffender,
wenigstens in seinem letzten Werke,
ganz auf jenen Pfaden der äußerlichen
Theaterei, die wohl den Lorbeer des
Premierenabends, nie und nimmer
aber den beseligenden Rausch der
Schöpfelwonnen verheißen! . . . Fast
rührend mutet im Vergleich zu solcher
billigen Erfolgspekulation die treulich
dem Terte nachgehende Art an, mit
der Karl von Kaskel die preisgekrönte
Dichtung Ralph Benatzkis „Die Schmie-
din von Kent" zu einer Oper ver-
arbeitet hat, die — gleichfalls am
Dresdner Hoftheater "- ihre Urauf-
führung erlebt, besser gesagt erlitten
hat! Kaskel ist eben „nicht berühmt";
also folgert man, daß sein Werk nicht
der unverblümten Anerkennung wert
sei. Muß man nun freilich auch zu-

geben, daß diese Partitur die glühende Dramatik der Dichtung nicht völlig erfüllt, so spricht doch aus dieser meisterlich gearbeiteten Partitur ein reifes Können und vor allem eine ehrliche Künstlerschaft, die an entscheidenden Stellen dem unbefangenen Hörer auch zu Herzen geht! Aber was hilft das alles? Das Publikum ist eben eine „Bestie" — Frank Wedekind hat es einmal treffend so genannt! — dem nur die blutigsten Fleischbissen munden und das sich an innerlicher Kunst nicht erbauen mag. Vor allem schwört es nach wie vor auf die „Namen" der Verfasser! So erklärt sich wohl teilweise auch der große Erfolg der neuen Weingartner'schen Oper „Dame Kobold" im Darmstädter Hoftheater; doch enthält die auf ein Calderon'sches Gedicht komponierte Oper, die sich mehr dem Mozart»Stil nähert, ihn aber im modernen Sinne verfeinert, in der Tat große Werte, die besonders in der an Mozart befruchteten eminenten rhythmischen und instrumentalen Frische des Ganzen beruhen . . . Der Geist des Rococo ist eben in den deutschen Literaten und Musikern bis heute noch immer rege; er gibt der Fantasie unserer Künstler Flügel und entführt sie in ein Traumland, wo die Genien des 18. Jahrhunderts in Musik und Literatur das höfische Zeitalter mit Lust und Grazie erfüllten und wo die Amoretten Mozartscher Liebenswürdigkeit sich mit dem Geiste Göthes zu einem holden Reigen vereinten, dessen Rhythmus unsterblich in unserer Seele pocht; dies ungefähr mag der Grundgedanke gewesen sein, aus dem das vom Regisseur vi R. Bruck am Berliner Kgl. . Echauspielhause trefflich geleitete Spiel „Rococo" erwuchs, und auch die Idee des Rahmenspiels, mit dem Rudolf Presber Göthes Singspiel „Die Fischerin" und Mozarts, von Oskar Bie, dem frommsten aller Mozartanbeter, prächtig verarbeitete Iugendoper „Die Gärtnerin aus Liebe" umrahmt hat.

Ein einziger solcher Abend hat uns reichlich entschädigt für die Enttäuschung an wirklich Neuem, das uns die anderen Opernbühnen der Reichshauptstadt nach wie vor beharrlich vorenthalten . . . Desto reicher blüht das Musikleben im Konzertsaal, das wie in seligsten Friedenszeiten von Höhepunkt zu Höhepunkt eilt und auch jetzt

im Vorfrühling noch nicht abflaut!
>^!2^

Unverlangt« Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
HllauigeK» und Ihefndottnir: Prof. Dr. Ludwig 2leln in Verli» W lN, Lühomufer 5». IeleI«n Nm« Nurfüll! !Ni 8Z08) - Ver»n!«»iNlchei NedoKleur: Dr. LylnIu » Vru <K ln V«»l»u —A!lem>Venretung für Ungarn:
Vrill'lche K, l>. tzofiiuchhondlunn <2 Vennli, Vud»pelt V, D»l0!!ya<uiez» 2. — Verlag und Druck der Lchlellchen VuchdruiKe«! » L, Lch»t«l»ender. A,.V„ Vr»lll» III.

ln8er»ten ^nnakme
VelI»F, Ll«»Iau III! l«rn«i' 6uleb 6i« l'irma: Ituäoll lilosz« und äi«
b«!l2llnt«n ^Nlloneeu-l!xpß6itl0llen.
In«rtlon»prel8l pi»o 46 mm bi°eit« 2«il« <Nu<IoIl llo«»«'» Iformsl»
2«i!«nm«»»Sl Xo. b) ?0 ?l.

^
5
Se. Exzellenz Graf Julius AndresÂ»,
gewesener ungaiischer Minister des Innern.
>

/

EmeöeuOeMmalWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckern,«^^ Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«-F. Sleln»ck». »«th»ll> Vutl». »rN1che».».s°stuchh<!M. «l»le» H b«I,elb«>Ich.
Stockholm Christiania Konstantinopel
«. E. Flitze, I.ltii-»ll-!e N»7»!«. 2«c»d Dybwod Buchhdlg, Inllln»l, Vuchhondl, 0!t» Nell.
fill »ie Vlwlnzen in «chnxde« und in Dilnem«»: »e«»« «„,. Ulstn» «ach!,I«e». «<>venh««»n.
ftll »le sch»>ei,: «l«»«n. «NN«,». «. vuch!>«»»lun« He«,. P»u«, Jülich I.
Venel«l»«tltN»,f2l8<>ll«nd! «!».V. »«««l««»« «»» «,h», H«««, »uitenholZS.
4O. Jahrgang. Band 157. Heft 50O. Mai 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Bulgarische Stimmen und Stimmungen.

Mein Vertrauen zu Bulgarien und seiner Zukunft ist nicht von gestern.
Mehr als fünfundzwanzig Jahre hatte ich in Zürich und Bern Gelegenheit, die bulgarischen Studenten an der Arbeit zu sehen, nnd zwar nicht bloß in meinen Vorlesungen, sondern in den von mir geleiteten philosophischen Seminarien. Während meiner schweizerischen Lehrzeit stand mir ein vergleichendes Studentenmaterial zur Verfügung, wie es sich nur an schweizerischen Hochschulen darzubieten vermochte. In Bern allein studierten Ende der neunziger Iahre mehr als tausend slawische Studenten, nahezu die Mehrheit aller Studierenden der Universität. Neben den Russen, welche die überwiegende Mehrzahl darstellten, fanden sich stets ein halbes Hundert Bulgaren, Serben, Griechen, Iapaner in Bern ,ein. Für die Philosophie hatten, mit Ausnahme der Iapaner, alle „Eroten" lebhaftes Interesse, so daß die philosophischen Hörsäle in Bern den Zudrang von Studierenden kaum zu bewältigen vermochten. Aber auch an meinem philosophischen Seminar befanden sich die östlichen Studierenden in der Überzahl. Dabei hatte ich reichliche Gelegenheit, die einzelnen Nationalitäten in ihrem Lerneifer nicht nur, sondern auch in ihrer Auffassungsfähigkeit vergleichend zu beobachten. Damals faßte ich schon zu den Bulgaren eine ausgesprochene Vorliebe. Sie waren nicht nur fleißig und gewissenhaft, sondern in der Regel auch von rascher Auffassung und von Gründlichkeit der Schulung. Sie kamen meist aus Leipzig und Iena nach Bern, um dort unter meiner Leitung ihre Studien abzuschließen. Die Auslese war eine vortreffliche, so daß ich die Bulgaren damals schon, auch in ihrer intellektuellen Gewissenhaftigkeit, als „Preußen des Balkans" empfand. Viele meiner Schüler wirken jetzt in Bulgarien an Gymnasien und an der Hochschule in Sofia. An Dankbarkeit und Anhänglichkeit wurden die Bulgaren von keiner slawischen Nationalität oder Volkheit überboten.

Wenn ich also in „Nord und Süd" seit Iahr und Tag für Bulgarien warm eintrat, und zwar in jener kritischsten Zeit, da alles gegen Bulgarien belferte, so war dies ein Niederschlag meiner an der Hand der persönlichen Erfahrung gereiften und gefesteten Überzeugung, daß die Bulgaren ein kernfester, seelisch wie körperlich gesunder, charakterlich zuverlässiger Volksstamm sind, dem man Vertrauen entgegenbringen kann. Im Dezemberheft 1913 von „Nord und

Süd" schrieb ich S. 365: „Das herbe Schicksal hat Bulgarien zwar gebeugt, aber nicht niedergebrochen. Mit hohem Ernst und mit nationaler Würde arbeitet das Land unverdrossen an seinem kulturlichen Wiederaufbau." Deß zum Zeugen veröffentlichte ich zwei Rundschreiben des Iustizministeriums und des Ministeriums für Volksaufklärung in Bulgarien. Damals wurde Bulgarien in seiner Verlassenheit und Vereinsamung geschmäht, weil die Anbeter des Erfolges sich nur an die Ferse des Glückhaften zu heften pflegen. Mein Glaube an Bulgariens Zukunft war und blieb aber unbeirrbar. Deshalb schrieb ich im Moment der tiefsten Demütigung Bulgariens: „Diese politische Selbst» bejahung Bulgariens hat etwas Erlösendes und Befreiendes. Weder der Einzelne, noch ein Volksstamm soll sich vom Schicksal unterkriegen lassen. Die Bulgaren haben, ungeachtet aller schweren Schicksalsschläge, die Flinte nicht ins Korn geworfen und den Lebensmut nicht sinken lassen. Das ist echter und ehrlicher Optimismus. Solange es noch ein Ziel gibt, das des Lebens wert ist, muß man auf dem Posten ausharren, den es zu verfechten gilt."

Wenn heute alle unsere Waffenbrüder den tapferen Bulgaren zujubeln, so gilt dies wieder der Anbetung des Erfolges. Mir galt Bulgarien als geborene Vormacht des Balkans zu einer Zeit, da die Bulgaren selbst vielfach zweifelten und die anderen an ihnen irre wurden. Als ich daher nach meiner Rückkehr aus Konstantinopel einige Zeit in Sofia verweilte, da durfte ich ernten, was ich gesät hatte. Mein unentwegter Glaube an die Zukunft Bulgariens hatte sich bewährt. Das Erscheinen des Kaisers in Nisch bildete die Krönung des bulgarischen Werkes. Unter dem erlösenden und befreienden Eindruck dieser denkwürdigen Stunde habe ich die bulgarischen Staatsmänner verschiedener Richtungen beglückwünschen können. Den Echoklang dieser großen geschichtlichen Ereignisse findet man als Grundton in jenen Unterredungen wieder, die ich hier folgen lasse. Ich beginne mit dem Ministerpräsidenten Radoslawow, den man in seiner Heimat den Bismarck Bulgariens nennt.

„Welchen Eindruck", fragte ich, „hat der Kaiserbesuch in Nisch hinterlassen?"

„Nach der Begegnung in Nisch", antwortete das Haupt der bulgarischen Regierung, „war alles weggespült, was der Vergangenheit angehört. Nicht bloß in Bulgarien, sondern auch in Serbien und Mazedonien herrscht seit dem Kaiserbesuch, der die bulgarische Armee in helle Begeisterung versetzt hat, eine völlig veränderte Stimmung. Die letzten Russophilen sind seit der Begegnung in Nisch gründlich bekehrt. Wir haben uns überzeugt, daß man gewillt ist, uns zu belassen, was wir erobert haben. Alles Schwanken ist vorüber, jede Agitation im Lande gegen die Zentralmächte ist verstummt, die Blutsbrüderschaft hat endgültig das Siegel auf das Bündnis gedrückt. Für den Monarchen und die Regierung war die Befestigung des Bündnisses in Nisch zwar nicht notwendig, aber die Überreichung des Marschallstabes und die Kaiserworte haben es so volkstüm-

lich gemacht, daß die Begegnung in Nisch einen Markstein in der bulgarisch.'n
Geschichte bedeutet. Ans diesem Grund wollen wir sie in Marmor verewigen."
„Was kann", fragte ich nxiter, „Bulgarien tun, um das Zünglein der Wage
in Griechenland zu Gunsten des Vierbundes zu neigen?"
„Griechenlands peinliche Lage", war die Antwort, „zwischen Scylla und
Charybdis findet in Bulgarien restloses Verständnis. Bulgarien wird alles
dazu beitragen, um Griechenlands tragische Lage zu erleichtern. Die mutige
Haltung des Königs Konstantin findet in Bulgarien sympathisches Verständnis
und rückhaltlose Bewunderung. Was für Griechenland von Bulgarien geschehen
kann, wird nicht unterbleiben."
„In Rumänien ist ein bedeutungsvoller Wandel offenkundig. Wollen
Euere Erzellenz sich über die Beziehungen zu Rumänien aussprechen?"
„Die endgültige Entscheidung des bulgarisclM Ministerrates lautet dahin,
daß Bulgarien Rumänien gegenüber bis zuletzt korrekt und freundlich
bleibt."
Radoslawow bedauert, daß es in Rumänien Staatsmänner gibt, die gegen
Bulgarien mißtrauisch sind. „Seit Kriegsbeginn", bemerkte Radoslawow, „ist
zwischen den beiden Regierungen keinerlei Verstimmung aufgetaucht."
„Ist Bulgarien für das Durchhalten wirtschaftlich gerüstet und entschlossen,
sein Letztes für einen endgültigen Sieg einzusetzen?
„Unsere Bevölkerung trägt die Kriegsschäden mit Würde. Die Bäuerin-
nen, Kinder und Greise bestellen die Felder. Längs der Bahn müssen Sie auf
der Reise von Konstantinopel hierher beobachtet haben, wie fleißig der bulga-
rische Boden beackert ist. Die Regierung hat beschlossen, für die Soldatenfamilien
während der Kriegszeit ausreichende Überschüsse zu leisten. Die Saaten
in Bulgarien stehen ausgezeichnet. Unsere Landwirtschaft ver-
sorgt Bulgarien und vermittels der Überschüsse die befreundete Gruppe reich-
lich. Wir stehen der Aushungerungspolitik der Entente kühl gegenüber. Der
geographische Block von der Nordsee bis Mesopotamien produziert mehr, als
er konsumiert, folglich ist die Ermüdungsstrategle und diejenige der Aushungerung
ein unhaltbarer Bluff. Was wir erübrigen können, wandert zu unseren Freun-
den, und umgekehrt. Folglich gilt für Bulgarien wie für die übrigen Verbün-
deten das Losungswort: Durchhalten!"
„Können Erzellenz ein weltpolitisches Programm in einer Nußschale wieder-
geben?"
„Wenn dieser mörderische Weltkrieg für Europa einen Sinn haben soll,
so muß für die Hekatomben geflossenen Blutes Ersatz geboten werden. Unsere
Kinder und Enkel müssen vom Friedensschluß reale Sicherheiten für
die künftige Ruhe und das Gleichgewicht bekommen. Die
Staatsmänner können das Blutvergießen vor dem Forum der Weltgeschichte
nur dann verantworten, wenn unsere Gruppe auf viele Iahrzehnte hinaus davor

geschützt wird, daß wir nicht zum zweiten Male solcher Einkreisungs- und Hunger-
blockade ausgesetzt werden."
Ein anderes bemerkenswertes Gespräch hatte ich mit Dr. M o mtsch i low,
dem Vizepräsidenten der Kammer, der in Genf studiert hat und Arzt von Beruf
ist, aber sich ganz der Politik gewidmet hat. „Zwei historische Gruppen", so
begann Momtschilow, „beherrschen seit einem Menschenalter mit wechselndem
Glück das Land: die Russenfreunde oder Konservativen und die Russengegner
oder Liberalen. Das Programm der Liberalen, das Stambulow vor 21 Iahren
in einer kleinen Schrift niedergelegt und das Radoslawow jetzt verwirklicht hat,
besagt in knapper Zuspitzung: Die Russen müssen im Interesse ihrer Selbsterhal-
tung unbedingt die Dardanellen haben, der Weg dorthin aber führt nur über
die Leiche der bulgarischen Nation."
„Womit rechtfertigen die Russenfreunde den politischen Selbstmord, den
sie ihrer Nation zugemutet haben?"
„Sie glaubten an die Allmacht und Unbezwinglichkeit des russischen Reiches.
Abgesehen von unterirdischen Kanälen, die von Petersburg nach Sofia führten,
waren auch ehrliche und unbestechliche Russenfreunde der Meinung, Rußland
werde die Türkei und Österreich-Ungarn zertrümmern. In diesem Falle sei es
vorzuziehen, eine russische Provinz mit Schattenfreiheit zu bleiben, als von Ruß-
land zermalmt zu werden. Radoslawow hingegen und seine Getreuen vertra-
ten den Standpunkt: Lieber mit Ehren untergehen, als eine russische Satrapie
werden; die nationale Unabhängigkeit, die man gegen die Türken erfochten hat,
dürfe nicht auf die russische Karte gesetzt werden, da die Russen der nationalen
Unabhängigkeit Bulgariens unvergleichlich gefährlicher seien, als die Türken,
da Rußland seiner inneren Struktur nach andere Religionen, Nationalitäten
und Kulturen neben der eigenen nicht dulden kann."
„Wie kommt es, daß Sie bei Ihrer französischen Erziehung nicht bloß anti-
russisch sind, sondern auch antifranzösisch?"
„Was ich der französischen Bildung danke," antwortete Momtschilow, „ist
nur das äußere Gewand der Sprache, dem inneren Geist des französischen Volks-
tums aber fühle ich mich ebenso fremd gegenüber, wie ich mich dem deutschen
verwandt fühle. Die französische Dichtung steht der modernen russischen, ge-
schweige denn der klassischen deutschen, die ich leider nur in Übersetzungen lesen
kann, in jeder Richtung nach. Die Philosophie besonders, die mir mehr sagt, als
alles Schöngeistige, kann ich nur aus tiefen deutschen Quellen schöpfen. Aber
auch der französische Nationalcharakter stößt mich ab. Die Franzosen können
oder wollen nicht arbeiten, sondern nur genießen, während bei den Deutschen
die Arbeit selbst der Genuß ist. Wenn ich von Deutschen spreche, meine ich
stillschweigend auch die Österreicher, zumal, da nach unserem Sprachgebrauch
das Wort „Nemez" die Österreicher mit einschließt. Ich sehe im Germanentum
den Sieg der Arbeit über die Lässigkeit, denn die Disziplin ist nur eine Errungen-

schaft ausdauernder Arbeit. Kraft, Geduld und Beharrlichkeit bewundern wir an jener vorbildlichen deutschen Organisation, die wir Bulgaren uns unbedingt aneignen müssen. Wir wollen nicht bloß die Preußen des Ostens heißen, sondern auch sein. Bulgarien wird erst ganz groß werden, wenn es den Deutschen nicht bloß den Leutnant, sondern auch den Assessor nachmacht. Wie unsere Armee, so muß auch unsere innere Verwaltung nach preußischem Muster eingerichtet werden. Die Landwirtschaft, die unsere Lebensader ist, die Post, die Eisenbahn, kurz die ganze innere Verwaltung kann nur nach dem Vorbild deutscher Organisation und mit Hilfe deutscher Kräfte auf die erstrebenswerte Höhe gebracht werden. Wir müssen uns dem deutschen Wesen, der deutschen Lebensauffassung, der deutschen Gefühls- und Denkweise innerlich angleichen, um unser Land einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen. Eure Universitäten und Polytechniken müssen unsere Vorbilder sein, dann erst werden wir die Pioniere Eurer Kultur auf dem Balkan sein können. Weder mit französischem Scheinwesen, noch mit englischer Brutalität, noch mit russischer Passivität ist dem Bulgaren gedient. Die Reise unseres Königs und unseres Ministerpräsidenten zu unseren Verbündeten in Mitteleuropa wird sicher dazu beitragen, meinem über alles geliebten Lande, für das allein ich lebe und sterbe, das zu bescheren, was wir zu unserer Höherbildung aus Eurem Kulturbesitz noch brauchen"

Die Stimmungen in Bulgarien, die ich anläßlich meines Aufenthaltes in Sofia kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sahen eine Kundgebung der Russophilen voraus. Auch Radoslawow ist ein „reuiger Sünder" offenbar lieber als „zehn Gerechte". Die stürmische Ovation, welche die Sobranje dem Hort und Hüter der alten russenfeindlichen Überlieferung, Radoslawow, nach der Rede des jungliberalen Daskalow entgegengebracht hat, mag ihm ein Zeugnis dafür sein, daß er das ganze bulgarische Volk hinter sich hat. Die Bemerkung des redegewandten Daskalow, daß Österreich-Ungarn auf das alte Ziel des Weges nach Saloniki verzichtet und in eine größere Ausdehnung der Grenzen Bulgariens gewilligt habe, entfesselte einen wahren Sturm der Begeisterung, so daß die Kammer auch dem österreichisch-ungarischen Verbündeten rückhaltloses Zutrauen votierte.

Aber den Geplänkeln in der Sobranje dürfen wir keine allzu große Bedeutung beimessen. Bulgarische Staatsmänner von der Artung des alten Natschewitsch, der in Gemeinschaft mit dem Generalleutnant Sawow, dem bekannten Heerführer aus dem Balkankrieg, für eine freundschaftliche Verständigung mit der Türkei eingetreten ist, haben mich rechtzeitig darauf hingewiesen, daß die Ungeduld der Oppositionellen sich in der nächsten Sobranje-Sitzung in irgendeiner Form Luft machen werde. Nach alter parlamentarischer Gepflogenheit harrt in Bulgarien die Opposition nicht gern allzu lange an der Schwelle der politischen Macht. Sie strebe vielmehr je länger desto ausgesprochener nach Teilnahme an der Regierung. Es werde sicherlich nicht an Äußerungen

fehlen, die sich zu einem willigen Einfügen in das Radoslawowsche Regierungs-
programm ausdeuten ließen, aber man müsse beizeiten auf der Hut sein, die
Homogeneität des Radoslawowschen Kabinetts irgendwie zu beeinträchtigen;
denn nur diese Einmütigkeit der Regierung habe Bulgarien den Erfolg beschieden.
Vor dem Übereifer von Iungbekehrten müsse man sich in Acht nehmen. Ein ein-
faches Beugen vor vollzogenen Tatsachen sei noch keine zulängliche Gewähr, daß
man es mit der neuen Konstellation innerhalb ernst nehme. Worten allein
dürfe man nicht trauen. Man solle daher der Opposition freundschaftliches Ent-
gegenkommen zeigen und ihnen goldene Brücken zu Radoslawow bauen; aber
man müsse sich vorerst abwartend verhalten. Noch sei der Krieg nicht beendet.
Große Aufgaben stehen bevor. Eine Vertiefung des Bündnisses mit den Zentral-
mächten auf der einen und der Türkei auf der anderen Seite sei unerläßlich.
Auch wirtschaftliche Probleme, die der Weltkrieg nicht eigentlich heraufbeschworen,
wohl aber in ihrer einschneidenden Bedeutung herausgestellt hat, müssen einheit-
lich gelöst werden. Bei diesem Anlaß werde ja die Sobranje Gelegenheit haben,
ihre Willensmeinung kundzugeben, da alle wirtschaftlichen Fragen, die das Budget
angehen, der Begutachtung der Sobranje unterliegen, während politische Bünd-
nisse und ihre Formulierung Sache der Regierung und des Königs seien. Die
Stimmung leitender politischer Kreise in Bulgarien läßt sich dahin zusammen-
fassen, daß man vor Ablauf des Krieges und vor Festsetzung der Friedensbedin-
gungen die Einmütigkeit und Geschlossenheit des Kabinetts Radoslawow nicht
beeinträchtigen dürfe.

Der Nestor unter den bulgarischen Politikern, Natschewitsch, hob noch
einen Gesichtspunkt hervor, der mit besonderem Nachdruck betont zu werden
verdient. „Ich bin," sagt Natschewitsch, „überzeugter Monarchist. Mein Leben
gehört Bulgarien und seinem Könige. Als ich mit dem ehemaligen Generalissimus
Sawow zusammenarbeitete, um mit der Türkei ein freundnachbarliches Abkom-
men zu treffen, so geschah es im Interesse des bulgarischen Volkes ebenso wie
im dynastischen." Von Sawow ist das Wort bekannt, mit welchem er das An-
sinnen des Zar Nikolaus, ein russisches Kommando zu übernehmen, zurück-
gewiesen hat: „Mein Degen gehört Bulgarien, wie meine
Seel e." „Mein Leben," so sagte mir Natschewitsch, „gehört dem monarchischen
Gedanken. Was ein Staat in erster Linie braucht, ist Beharrlichkeit, Festigkeit
und Überlieferung. Die stolzen Waffentaten unserer bulgarischen Armee hat
uns die Erfüllung unserer jahrhundertelangen mazedonischen Träume gebracht.
Aber auch das monarchische Prinzip ist aus unseren Waffentaten siegreich her-
vorgegangen. Wenn ich mein lebelang für einen Anschluß an die Zentralmächte
auf der einen und zuletzt für ein Bündnis mit der Türkei eingetreten bin, so
leitete mich dabei der Grundgedanke, daß die vier verbündeten Monarchien
eine Gewähr für die Zukunft bilden, weil nach meiner Überzeugung nur mon-
archisch geleitete Staaten Kontinuität und Tradition gewährleisten. Radoslawows

Politik hat uns nicht nur die Segnungen für die Vergangenheit beschieden, sondern auch Erfüllungen für die Zukunft verheißen. Radoslawow aber hat die Politik des Königs mit zäher Beharrlichkeit durchgeführt und ihm allein muß auch die Verantwortung bis zum Schlußpunkt überantwortet bleiben."

Fasse ich die Stimmungen in Bulgarien, wie sie mir in wiederholten Rücksprachen entgegengetreten sind, zusammen, so kann ich meinen Eindruck nur so formulieren: Die alten Gegensätze sind nicht ausgeglichen, aber sie sind vertagt. Der kluge Zar Ferdinand hat nie festere Wurzeln im Volke besessen, als im gegenwärtigen Augenblick, da er wie ein Triumphator nach den glänzenden Empfängen im Deutschen Reiche und in Österreich-Ungarn nach Sofia heimkehrte. Die warmherzigsten Freunde seiner Dynastie sind und bleiben nur von dem einen Wunsche beseelt, daß sein persönliches Vertrauensverhältnis zu Radoslawow unerschütterlich bleibe und daß die gegenwärtige Regierung Großbulgarien einem ehrenvollen und dauerhaften Frieden in voller Einmütigkeit mit den drei übrigen Verbündeten entgegenführen möchte. Ein leiser Unterton von Sehnsucht schwingt in der bulgarischen Volksseele mit. Man gönnt Griechenland die volle Lebensmöglichkeit und wünscht Rumänien als Freund zu behalten. Keinem ernsten Politiker fällt es bei, großmannssüchtigen Phantomen auf Kosten der beiden Nachbarn nachzujagen. Man freut sich vielmehr des Besitzstandes und wünscht nach Friedensschluß angenehme Nachbarschaft mit jenen beiden Monarchien aufrechtzuerhalten, die den geographischen Block Europas abzurunden vermögen.

Dr. Natschewitsch, der an deutschen Universitäten studiert hat und die deutsche Sprache in Wort und Schrift völlig beherrscht, richtet im Anschluß an jene Unterredung, die ich anläßlich meines Aufenthaltes in Sofia mit ihm gehabt hatte, einen Brief politischen Inhaltes an mich, der die augenblickliche Stimmung der übermäßigen Annerionen abgeneigten Kreise in Bulgarien beleuchtet. Natschewitsch gilt als das politische Orakel des Landes. In ernsten und entscheidungsschweren Stunden erinnern sich Regierung und Dynastie des erprobten und bewährten Patrioten, der wiederholt Minister und Gesandter war und im Iahre 1913 in Gemeinschaft mit dem damaligen Generalissimus Sawow die Unterhandlungen in Konstantinopel geführt hat. Seit mehr als einem Menschenalter kämpft Natschewitsch für eine Verständigung mit den Zentralmächten, weil er in der deutschen Kultur den Inbegriff des für sein Land Erstrebenswerten sieht. Gleichzeitig galt er von jeher als Türkenfreund, dem die großzügige deutsche Orientpolitik unter dem Gesichtswinkel des gemeinsamen geographischen Blocks schon zu einer Zeit geläufig war, als andere Politiker kaum noch die Umrißlinien dieses weltpolitischen Programms aus dem Nebel uferloser Pläne herauszufinden vermochten.

In dem Briefe Natschewitsch' spiegelt sich die Besorgnis des bulgarischen Patrioten deutlich wieder. Ähnlich wie der Ministerpräsident Radoslawow, zu dessen Getreuen Natschewitsch gehört, betont er die Notwendigkeit der

Mäßigung bulgarischer Ansprüche, namentlich gegenüber den beiden neu-
tralen Nachbarn, mit denen Bulgarien ebenso wie Deutschland in dauerndan
guten Beziehungen bleiben wollen.
„Der Bulgare", so führt Natschewitsch u. a. aus, „ist ein eminent prak-
tischer Mann, der keinen Hirngespinsten nachzujagen liebt. Er beklagte die uner-
trägliche Lage der mazedonischen Brüder, und er war deshalb bereit, für ihre
Befreiung in den Krieg zu ziehen. Eroberungssucht oder gar Großmachtswahn
liegen dem Bulgaren fern. Man hat bei uns tiefes Mitleid für die Mazedonier.
Deshalb nahm man sie gern in die bulgarische Gesellschaft auf und öffnete ihnen
die Schulen, die Armee, die Ämter, ja man gab ihnen sogleich alle politischen
Rechte. Die mazedonischen Einwanderel- hatten nur einen Traum: Mazedo-
nien um jeden Preis restlos frei zu sehen. Unser Volk teilte
diesen Wunsch. Dabei war von einer nationalen Selbstsucht nicht die Rede. Die
Bulgaren selbst waren eher ruhebedürftig, und sie hätten die Einwanderer am
liebsten in einem autonomen Mazedonien vereinigt gesehen. Inzwischen hat
die Geschichte anders entschieden, und wir haben die Folgen der neuen Kon-
stellation für Bulgarien zu tragen.
Aus tiefer Besorgnis vor möglichen Übertreibungen uud Verzerrungen drängt
es mich, eine Reihe von Gesichtspunkten dem deutschen Leserkreise vorzuführen:
Vor zwei Iahren ist Bulgarien durch die Mitschuld von Rußland und Frank-
reich von seinen Nachbarn erdrückt und zerstückelt worden. Dank der Hilfe von
Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei konnte Bulgarien den Preis
seiner damaligen Blutopfer zurückerhalten, d. h. seine Stammesgenossen in Maze-
donien und Thrazien befreien. Bulgarien könnte das glücklichste Land werden,
weil es, wie kaum ein anderes Volk, nahezu alle seine Stammesgenossen unter
einem Dach vereint hat. Freilich leben noch 1—200 000 Bulgaren zerstreut
und mit anderen Völkern vermengt außerhalb der jetzt eroberten Gebiete. Aber
auch daran trägt nur das ehemalige russophile Ministerium die Schuld, das seine
Weisheit aus der vergifteten russischen Garküche bezog. Dieser Fehler muß
wettgemacht werden. Es fragt sich nur, welche Wege zu diesem Behufe einzu-
schlagen sind. Dabei ist eine Reihe von Erwägungen anzustellen.
1. Bulgarien hat über eine Million Untertanen fremder Nationalität:
Türken, Griechen, Wallachen, Israeliten, Serben usw. Das Prinzip der bulga-
rischen Nationalität als Staatsfahne aufhissen, hieße den Türken grundsätzlich
das Recht einräumen, die von ihren Stammesgenossen bewohnten Distrikte zu
beanspruchen, oder zum mindesten den Stammesfremden unter uns das Recht
zu geben, nach Konstantinopel, Athen, Bukarest usw. zu schielen. Treibt man
vollends dieses Prinzip auf die Spitze, dann riskiert man das Vertrauen aller
Nachbarn zu verlieren, ja, sie geradezu herauszufordern, sich gegen Bulgarien
zu verbünden. Das würde aber ein Damokles-Schwert bedeuten, dem wir ent-
rinnen müssen, wenn wir nicht die Schatten der Katastrophe von 1913 herauf-

beschwören wollen. Die Einverleibung von Ländern, die jetzt die außerhalb der bulgarischen Grenze lebenden 1—200 000 Bulgaren beherbergen, würde das fremd? Element im Lande nur noch vergrößern, was ein großer politischer Fehler wäre. Es liegt nicht im Interesse unseres Volkes, allzu viele fremde Elemente in Verwaltung zu nehmen und deren Freiheiten in Schranken zu halten. Ein Staatsmann großen Stiles darf die möglichen Schwierigkeiten und voraussichtlichen Folgen dieses Zustandes niemals außer Acht lassen. Deshalb scheint mir folgende Lösung beherzigenswert: Man solle allen Bulgaren im Laufe von fünf bis sechs Iahren unsere Grenzen offen halten und sie in unseren Staatsverband aufnehmen, wofern sie sich in anderen Ländern fremd oder angefeindet fühlen. Bulgarien ist dünn bevölkert; kaum 42 Menschen auf den Quadratkilometer gegen 80 in der Schweiz oder gar 240 in Belgien. Die Aufnahme also der Bulgaren aus anderen Ländern hat für uns einen größeren wirtschaftlichen Wert, als eine Kriegführung für ihre Einverleibung.

2. Das bulgarische Volk muß sich mit dem zufrieden geben, was ihm jetzt dank seiner glänzenden Waffenerfolge zugefallen ist. Vor dem Kriege hatte unser Land 96 000 Quadratkilometer, heute bekommt es noch etwa 75 000 hinzu, zusammen also etwa rund 1700 000 Quadratkilometer. Das ist nahezu die Hälfte des Territoriums des preußischen Staates. Mehr als die Hälfte von Großbritannien oder Italien, fünfmal mehr als Holland oder Belgien. Die Bevölkerung wird von viereinhalb Millionen auf sechseinhalb Millionen Seelen anwachsen. Da wir uns zudem jährlich um eineinhalb Prozent vermehren, bekommt unser Land jedes Jahrzehnt einen Menschenzuwachs von etwa eine Million. Das kann uns der glücklichste Krieg nicht bescheren. Es liegt daher im wohlverstandenen eigenen Interesse Bulgariens, seine Nationalpolitik folgendermaßen zu formulieren: Bulgarien erklärt sich mit seinen jetzigen Grenzen zufrieden. Es erhebt keine Ansprüche auf Erweiterung dieser Grenzen, und es ist entschlossen, mit seinen beiden Nachbarn, die neutral geblieben sind, nach wie vor auf freundschaftlichem Fuße zu leben.

Die von mir vorgeschlagene gemäßigte Nationalpolitik Bulgariens birgt für uns folgende Vorteile in sich:

1. Die Gefahr einer Koalition unserer zwei Nachbarn gegen uns wird durch unsere Mäßigung aus der Welt geschafft. Es ist im Gegenteil anzunehmen, daß Rumänien und Griechenland unsere Freundschaft, ja unser Bündnis suchen werden, sobald sie durch die Tatsachen belehrt werden, daß wir ihre territorialen Sphären nicht zu beeinträchtigen gesonnen sind.

2. Durch ein solches Programm würde die Ruhe auf der Balkanhalbinsel endlich einkehren, weil ein Gleichgewicht hergestellt ist. Wir werden uns nach jahrhundertelangem Ringen wieder produktiver Arbeit und segensreichem Fortschritt zuwenden können.

3. Auch in der Politik zeigt sich in der Beschränkung der Meister. Halten

wir uns von jedem politischen Größenwahn fern, dann ist unsere wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung um so sicherer gewährleistet."

In Sofia nennt man den alten Natschewitsch das gute Gewissen des Landes. Man schätzt an ihm nicht bloß die Klugheit, sondern die Weisheit. Die zur Mäßigung mahnenden Worte Natschewitschs werden daher in Sofia sicherlich nicht ungehört verhallen, zumal sie sich in ihrem Kerne mit den Grundgedanken der letzten Rede Radoslawows nahe berühren. Allen Heißspornen in Bulgarien möchte ich das Mahnwort entgegenhalten: Mag auch der Hunger der beste Koch sein, so ist sicherlich der politische Heißhunger der schlechteste!

Die deutsche Sprache in Ungarn.

Briefwechsel zwischen Maurus Revai und Geheimrat Professor Dr. Rudolf Eucken-Iena.

Brief des Professors Rudolf Eucken an Maurus R^vai.

Iena, Botzstr. 5, Februar 4., 1916.

Hochgeehrter Herr Direktor!

Sie waren so freundlich, mir Ihr neues Buch „Das Endziel des Weltkrieges"*) zu senden, und ich möchte, nachdem ich es gelesen habe, Ihnen meinen verbindlichsten Dank dafür aussprechen. Das Buch enthält eine Fülle anregender Gedanken, und die Idee einer neuen Stellung Englands, die Sie entwickeln, ist in hohem Grade beachtenswert. Was Sie über Deutschland sagen, wird die aufrichtigste Zustimmung und Anerkennung bei uns finden. Auch was Sie über Deutschland und das Ungartum sagen> darf in allem Wesentlichen auf Zustimmung rechnen; nur in dem Punkt möchte ich abweichen, daß, wenn das gehoffte und dringend erwünschte enge freundschaftliche Verhältnis zwischen Ungarn und Deutschland zustande kommt, auch die deutsche Sprache und die deutsche Kunst in Budapest mehr Verbreitung finden müssen, als Sie jenen zuweisen. Denn es bleibt doch ein Widerspruch, wenn wir uns einem Lande so befreundet fühlen, wie wir es mit Ungarn tun, unsere eigene Sprache dort von einer öffentlichen Betätigung möglichst ausgeschlossen zu sehen. Ich glaube, es läge im Interesse beider Länder, wenn uns in diesem Punkte mehr Entgegen,

*) Siehe die Besprechung der feinsinnigen Swdie von Revai im AvrilheN von „Nord und Süd", S. 118.!

kommen gezeigt würde; eine Germanisierung Ungarns ist davon nicht im Mindesten zu befürchten, und wird von keinem Deutschen erstrebt. Aber dies ist nur ein einzelner Punkt der Abweichung; seien Sie, hochgeehrter Herr Direktor, überzeugt, daß Ihr Buch mir in hohem Grade anziehend und anregend war. —
So verbleibe ich mit aufrichtigem Dank in vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

R. Eucken.

Brief Naurus Rsvais an Professor Rudolf Eucken.

Budapest, 19. Febr. 191«.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Ihr sehr geschätztes Schreiben vom 4. Februar ist mir zufolge der gegenwärtigen mißlichen Verkehrsverhältnisse verspätet zugekommen; aus diesem Grunde kann ich Ihnen erst heute meinen aufrichtigsten Dank dafür aussprechen, daß Sie sich die Mühe genommen haben, das Ihnen zugesandte Werk einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. —

Die besonders wohlwollende Anerkennung habe ich jedoch kaum verdient, da ja gerade Ihr wertes Schreiben mir den Beweis liefert, daß es mir leider nicht gelungen ist, das gehörig zu begründen, was ich bezüglich des Verhältnisses zwischen Deutschland und dem Ungartum so gerne in einwandfreier Weise dargelegt hätte. —

Nur diesem Umstande kann ich es zuschreiben, wenn ein so erleuchteter Geist, wie der Ihrige, geehrter Herr Geheimrat, unter den heutigen Verhältnissen und in der Situation, in der wir Ungarn uns dem Deutschtum gegenüber befinden, nach den Darlegungen, die von verschiedener Seite in der Presse und in der Publizistik mitgeteilt worden sind, und nach der Auffassung, die auch ich in meinem Buche diesbezüglich propagieren wollte, — noch immer auf dem Standpunkt steht, daß es im Interesse des gegenseitigen freundlichen Bundesverhältnisses' sei, der deutschen Sprache und der deutschen Kunst in Ungarn mehr Verbreitung zu sichern, als ihnen derzeit gesichert ist. —

Wir Ungarn haben im Laufe der Iahrhunderte viel von den Deutschen gelernt, und ist unsere Kultur von deutschen Kulturelementen durchtränkt, doch zu keiner Zeit haben wir von den Deutschen so Vieles und Wertvolles zu lernen Gelegenheit gehabt, als in den letzten Monaten gemeinsamer weltgestaltender Arbeit, gemeinsamen Ringens gegen eine Welt von Feinden, gegen den größten Angriff, den je Menschen ausgedacht haben. —

Das Wertvollste, was wir in der gegenseitigen Verfechtung unserer Lebensinteressen, in der praktischen Durchführung des Schutz- und Trutzbündnisses an

unseren deutschen Kampfbrüdern beobachtet und bewundert haben, ist das stolze, deutsche Selbstbewußtsein, der grenzenlose, spezifisch deutsche Patriotismus, der diesem Selbstbewußtsein entspringt, und der kein höheres Ziel kennt, als deutsche Eigenart gegen jeden fremden Einfluß zu sichern und zu schützen. —

Wenn nun wir, — eine kleine Nation, — uns unserer Vorzüge wohl bewußt, bisher kaum den Mut gehabt haben, unser nationales Leben derart auszugestalten, wie es uns eben infolge der geläuterten Charaktereigenschaften unseres Volkes zukommen würde, und wenn wir nun an Ihnen, unserem großen Vorbilde sehen, daß nur das starke Anklammern an den eigenen Stamm, die bedingungslose Hingabe an das Wesen der eigenen Nation, an deren Sprache, an deren Volkstum, an deren Sitten und Gebräuche einer Nation die Kraft gibt, die sie unabweisbar notwendig hat, um in den Stürmen des Daseins ihre Eristenz behaupten zu können — dann dürfen wir doch wohl in erster Reihe von unseren deutschen Brüdern eine Würdigung unserer Bestrebungen mit Recht erwarten. —

Von Ihren Denkern und Dichtern, von Ihren Staatsmännern und Staatsphilosophen hören wir es fort und fort, daß ein Volk seine Weltmission nur dann erfüllen kann, wenn es ganz auf seine Eigenart gestellt ist. Unser einziges Mittel, dieser ganz richtigen nationalen Lebensbedingung zu entsprechen, ist der Kultus unserer Sprache. Daß diesem Kultus kaum gehuldigt werden kann, wenn fremde Sprachen in zu intensivem Maße in Bevölkerungsschichten getragen werden, bei denen das Erlernen einer fremden Sprache keinen eigentlichen kulturellen Wert und Nutzen hat, liegt auf der Hand. —

Es würde zu weit führen, hier im Rahmen dieses Briefes das ganze Um und Auf des Verhältnisses der deutschen Sprache zum ungarischen Unterrichtswesen und zum ungarischen öffentlichen Leben zum Gegenstande einer Diskussion zu machen. Wenn Herr Geheimrat Gelegenheit gehabt hätten, längere Zeit in Ungarn zu verweilen, würden Sie ganz sicher die persönliche Erfahrung gemacht haben, daß in Ungarn wohl jeder gebildete Mensch deutsch spricht, die meisten auch noch sonst irgendeine fremde Kultursprache beherrschen. Sie würden die Erfahrung gemacht haben, daß die deutsche Sprache von einer öffentlichen Betätigung durchaus nicht ausgeschlossen ist, daß die deutsche Literatur, sowohl die wissenschaftliche, als auch die belletristische, in Ungarn eine besonders große Verbreitung findet, daß unsererseits vor, während und nach dem Kriege auf ein inniges Zusammenarbeiten mit deutschen Kulturelementen und Kulturinstituten stets großes Gewicht gelegt wird. In jeder ungarischen Mittelschule wird die deutsche Sprache von der ersten bzw. dritten bis zur achten Klasse obligatorisch unterrichtet. In jeder Mittelschule ist die deutsche Sprache Prüfungsgegenstand. Wer nicht einen gewissen Grad von deutscher Sprachkenntnis aufweisen kann, kann das Studium an der Universität nicht fortsetzen. Auf allen unseren Universitäten haben wir mehrere Lehrstühle für deutsche Sprache und Literatur. Gibt es

noch eine Nation in Europa, welche einer ausländischen
Sprache soviel Platz in ihrem Erziehungswesen ein-
räumt? Dies alles geschieht, und wird in Zukunft in noch höherem Maße
geschehen, weil es unser eigenes Interesse erfordert, daß unsere Bildung, unser
Kulturleben in innigem Kontakt mit dem Ihrigen stehe. Dies alles hat sich
naturgemäß entwickelt, und zwar aus der geographischen und kulturellen Situa-
tion heraus, in der wir uns befinden. —
Wir wollen von Ihnen lernen, wir wollen an der Entwicklung Ihres Geistes-
lebens teilnehmen, wir wollen mit Ihnen wissenschaftliche Verbindungen an-
knüpfen und unser Wissen bereichern, wir wollen uns auch über die übrige Welt
aus deutschen Quellen orientieren, weil diese Quellen alles Wichtige und Bedeut-
same stets gründlich aufarbeiten, wir wollen uns wirtschaftlich annähern, weil
wir dadurch gemeinsame große Interessen pflegen können. Um dies alles wollen
zu können, müssen wir bis zu einem gewissen Grade die deutsche Sprache und
die deutsche Literatur als ein Element unserer Kultur auffassen. Was über
dieses Maß hinausgeht, ist schon als ein Streben nach Germanisierung zu betrach-
ten. Und daß eine Germanisierung auch nur eines Teiles unserer Bevölkerung
nicht wünschenswert ist, geben Sie ja, sehr geehrter Herr Geheimrat, selbst zu. —
Ich will mich nicht darüber auslassen, daß Germanisierungsbestrebungen in
Ungarn stets mit absolutistischen Bestrebungen identisch waren, und daß unsere
meisten staatsrechtlichen Konflikte, unsere ständigen Unabhängigkeitsbestrebungen
sich stets aus den Kämpfen entwickelt haben, welche wir den Germanisierungs-
bestrebungen entgegensetzen mußten, da diese stets diejenigen Mittel waren, mit
denen man die Suprematie der Ungarn im eigenen Lande brechen, die Entfrem-
dung der Nationalitäten vom Einfluß der ungarischen Kultur bewirken wollte. —
Die Geschichte einerseits, das deutsche Beispiel anderseits lehrt uns, daß
nur ein absolut ungarisches Staatengebilde mit ungarischer Sprache, ungarischer
Literatur, ungarischer Kultur und ungarischem Wesen Aussicht hat zu einer der-
artigen Weiterentwicklung, welche dieses Staatengebilde zum wirklich wertvollen
Mitgliede des mitteleuropäischen Staatenbundes machen und somit seine eigene
Sicherheit bewirken kann. Der Ungar will sein eigenes nationales Leben durch
seine schöne, melodiöse Sprache ausleben. In diesem Bestreben geht er auf, in
diesem Bestreben ist er Mensch, in diesem Bestreben ist er Held. —
Es waren dieselben Menschen, die vor Königgrätz und Solferino gestanden
haben. Dort konnten sie nichts ausrichten, denn es war eine unterdrückte Masse,
die unter dem Drucke Bach'scher Germanisationsbestrebungen gestanden hat.
Derselbe Menschenschlag, die Söhne der Soldaten von Königgrätz und Solferino
haben das wundervolle Verteidigungswerk auf den Höhen der Karpathen und
auf dem Plateau von Doberdo zustande gebracht, weil sie jetzt sich Ungarn
fühlen konnten, als solche unter Vorantragung ihrer nationalen Fahnen und

der Absingung ihrer nationalen Lieder in den Krieg gezogen sind, um ihr ungarisches Wesen, ihr ungarisches Land zu verteidigen. Nur dieses ganz ungarische Volk ist ein wertvoller Bundesgenosse des deutschen Volkes, und nur in dieser seiner echt ungarischen Art. —

Auch wir wollen unseren Platz an der Sonne. Und unser Platz an der Sonne ist die freie Entfaltung unserer nationalen Kräfte. Diese Entfaltung bringt Werte hervor, welche unserer und unserer kulturell hochstehenden Bundesgenossen würdig sind. Werte, welche die Menschheit mit Schätzen bereichern, die sie entbehren müßte, wenn das freie Ungartum sich nicht in nationaler Richtung entfalten könnte. —

Ich bin überzeugt davon, daß die Annäherung und der Anschluß unserer Nationen nach dem Kriege in diesen Fragen eine Neuorientierung zu Wege bringen wird, und daß unsere deutschen Bundesgenossen die Ersten sein werden, die unsere diesbezüglichen Bestrebungen würdigen und werten werden, denn das ist der Weg, auf dem wir gemeinsam nach Mittel-Europa gelangen können. —

Hoffentlich entschuldigen Sie, sehr geehrter Herr Geheimrat, daß ich Ihr wertes Schreiben mit einer etwas lang gewordenen Epistel zu beantworten mir die Freiheit nehme, aber wir legen in Ungarn großes Gewicht darauf, daß geistig hochstehende Männer unsere nationalen Bestrebungen verstehen und würdigen, und legen besonderes Gewicht darauf, daß Sie, sehr geehrter Herr Geheimrat, der in Ungarn so viele Verehrer hat, den Freunden unserer Nation zugezählt werden können. —

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr sehr ergebener
Maurus Rsvai.

Brief des Professors Rudolf Eucken an Maurus Rsvai.

Jena, 22. 2. 1«.

Hochgeehrter Herr!

Haben Sie verbindlichen Dank für Ihren eingehenden und liebenswürdigen Brief! Ich weiß es sehr zu schätzen, daß wir uns über jene wichtige Frage verständigen, die für das Verhältnis von Ungarn und Deutschland von großer Bedeutung ist. Lassen Sie mich in Kürze aussprechen, wie wir Deutschen wohl fast alle zur Sache stehen:

i. Wir verwerfen aufs entschiedenste alle Germanisationstendenz in Ungarn. Ungarn muß ein madjarischer Staat sein und bleiben, das Madjarische muß die Staatssprache sein, keiner andern Nation kann als Nation ein poli-

tisches Sonderrecht zugestanden werden. Wie die anderen Nationen, so haben sich auch die in Ungarn wohnenden Deutschen dem ungarischen Staatsgedanken unbedingt zu unterwerfen. Die politische Kraft Ungarns beruht wesentlich auf seiner Einheit, in keiner Weise darf diese gefährdet werden. —

2. Aber diese Einheit schließt keineswegs aus, daß die in Ungarn wohnenden zwei Millionen Deutschen ihre Sprache und ihre Kultur, also auch ihre Schulen behalten dürfen, in der Weise, wie das in Siebenbürgen geschieht. Ich habe manche Siebenbürger als Hörer und Schüler gehabt, sie hielten als Deutsche il're deutsche Kultur fest, aber sie fühlten sich politisch als gute und treue Ungarn. Nie ist zwischen uns ein Wort gewechselt, das man nicht auch in Pest in rein ungarischen Kreisen hätte äußern dürfen. Es ist also ganz wohl möglich, als Deutscher sich als einen treuen ungarischen Staatsbürger zu fühlen, und dies ist es, was wir Deutsche wohl allgemein wünschen, daß es den in Ungarn von altersher wohnenden Deutschen möglich sei, ihre Sprache und Kultur (daß die Deutschen ihre Sprache behalten, ist doch keine Germanisierung) festzuhalten und sich zugleich politisch ganz und gar als Ungarn zu fühlen, auch die madjarische Staatssprache voll und ganz zu beherrschen, überhaupt sich politisch ganz und gar als Ungarn zu betrachten. Wir Reichsdeutsche wünschen dringend ein starkes Ungarn, dazu ist eine straffe Einheit unerläßlich, und diese kann nur in madjarischer Hand liegen, alle Germanisationstendenz ist geradezu verwerflich. Aber, soviel ich sehe, will eine solche jetzt niemand und besteht nicht die mindeste Gefahr dafür. Was wir zugleich aber dringend wünschen und hoffen, ist, daß den ungarischen Bürgern deutscher Zunge ihre kulturelle Entwicklung gemäß ihrer Sprache belassen werde. Ich glaube, die Standpunkte werden ganz wohl zu vereinigen sein, es wäre wichtig, daß das geschähe, weil es allen etwaigen Verstimmungen glücklich vorbeugen würde. Was wir wünschen, ist nichts anderes, als was in den Deukschen Gesetzen den nichtmadjarischen Nationalitäten zugestanden wurdi; es kann keine Unfreundlichkeit gegen Ungarn sein, wenn wir die Ausführung dessen wünschen, was Ihr eigner großer Staatsmann entwarf. Um nur eine» Punkt anzuführen: in ganz Ungarn gibt es außer Siebenbürgen nicht ein einziges Gymnasium mit deutscher Unterrichtssprache, während etwa zwei Millionen Deutschredende in Ungarn wohnen. Wir Reichsdeutschen wissen wohl, daß wir uns in diese Dinge in keiner Weise einmischen dürfen, und es denkt auch niemand daran, aber daß unsere Wünsche nach einer größeren Anerkennung der deutschen Sprache für die Deutschungarn auch im Unterricht gehen, das wird man uns gewiß nicht verdenken. Ich glaube, es liegt im eigenen Interesse Ungarns, Politisches und Kulturelles schärfer zu scheiden, im Politischen auf völliger Unterordnung unter den Staatsgedanken unbedingt zu bestehen, im Kulturellen aber den in Ungarn befindlichen Nationalitäten freieren Spielraum zu lassen. —

Nochmals verbindlichen Dank! Ich glaube, daß die weit überwiegende

Mehrzahl der Reichsdeutschen so wie ich denkt, daß ich in den obigen Darlegungen die allgemeine Meinung unseres Volkes vertrete. Daß unser Volk von größter Hochschätzung für die Madjaren erfüllt ist, daß es in ihnen ein aufsteigendes Volk sieht, das eine große Zukunft vor sich hat, daß es stolz ist auf die Bundesgenossenschaft mit diesem tapferen und edlen Volke, das sich auch in diesem Kriege so ausgezeichnet bewährt, das brauche ich kaum ausdrücklich zu versichern. Wir fühlen uns keinem Volke näher, als den Madjaren, und wir wollen durchaus als gleichberechtigt miteinander verkehren. —

In ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebener

R. Eucken.

Brief Maurus Rsvais an Professor Rudolf Eucken.

Budapest, den 29. Februar 191«.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Hocherfreut über Ihren Brief vom 22. Febr. kann ich wohl als wertvolles Resultat dieses für mich so ehrenvollen Briefwechsels feststellen, daß die Ansichten und Wünsche, die Sie in diesem Briefe äußern, sich beinahe gänzlich mit den Auffassungen decken, die man hierzulande über diese Fragen hat. — Während ich in meinem letzten Briefe mich hauptsächlich mit der Rolle der deutschen Sprache in den Kreisen des Ungartums und speziell im ungarischen Unterrichtswesen beschäftigte, sehe ich aus Ihrem jetzigen Briefe, daß Sie hauptsächlich an die Pflege der deutschen Sprache in der deutschsprachigen Bevölkerung Ungarns gedacht haben. —

Was Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, hierüber sagen, entspricht vollkommen unseren politischen Ansichten, und wäre es eine ganz bedeutende Verstärkung der ungarischen Staatsidee, wenn die in Ungarn wohnenden Deutschen, neben der Pflege ihrer angestammten Kultur in ihrer deutschen Muttersprache, auch die ungarische Sprache voll und ganz beherrschen würden. Hiedurch würde nicht nur das Ungarrum in seinen politischen Zielen und Aufgaben gefördert werden — sondern auch das Deutschtum in Ungarn würde sich als solches stärken, da das Zusammenhalten dieser beiden Faktoren die beste Wehr bildet gegen die zersetzenden feindlichen Kräfte, die von auswärtiger Seite aus ebenso gegen das Ungarrum anstürmen, als sie das Deutschtum in seinem Lebensnerv angreifen. —

Die Deutschen im engeren Ungarn waren sich auch stets dieses Umstundes bewußt, und haben sich eben deshalb auch nie als Nationalität betrachtet und

meines Wissens nicht gewünscht, daß die Dispositionen des von Ihnen zitierten
Deukschen Nationalitätengesetzes auf sie angewendet werden, umsoweniger, als
ihnen die Pflege ihrer eigenen Sprache und Kultur nach jeder Hinsicht gesichert
war und ist. —
Diesem Umstande, sowie auch der geographischen Verteilung des deutschen
Elements in Ungarn ist es zuzuschreiben, wenn keine speziellen deutschen Gym-
nasien errichtet worden sind. —
Ich übersende Ihnen eine Karte von Ungarn, die die Verbreitung der
Deutschen in Ungarn veranschaulicht. Aus derselben ist ersichtlich, daß die
Deutschen trotz ihrer beträchtlichen Zahl bloß Sprachinseln bilden, die über das
ganze Land verbreitet, jedoch überall von anderen Sprachgebieten umgeben sind,
daß sie bloß in einem Komitate (in Siebenbürgen) eine Majorität bilden, und
beinahe überall — besonders an den Peripherien — einer slawischen oder rumä-
nischen Majorität gegenüberstehen. —
Sie haben darin vollkommen Recht, hochverehrter Herr Geheimrat, daß
die Vereinigung der Standpunkte allen Verstimmungen vorbeugen würde. Nichts
leichter als das. Was Sie in Ihrem Schreiben als allgemeine Meinung
des deutschen Volkes vertreten, ist ganz dasselbe, worüber wir mit unseren braven
Deutschen ganz einig sind. Aber meiner Ansicht nach ist der Grund zu Ver-
stimmungen nicht hier, sondern in dem bedauerlichen Umstande zu suchen, daß man
in Deutschland über Ungarn überhaupt entweder gar nicht, oder ganz tendenziös
falsch informiert ist, wie ich dies bereits in meinem Buche angedeutet habe. —
Hier muß Abhilfe geschaffen werben. Das deutsche
Volk muß sich über seinen Bundesgenossen mindestens
mit derselben Gründlichkeit informieren, mit der es s i ch
über andere Nationen informiert hat. Man hat sich in
Deutschland für ganz fremde Länder in Asien und Afrika, für deren Sitten
und Gebräuche, für deren wirtschaftliche Verhältnisse, deren Politik, deren Ziele
und Aspirationen mehr interessiert, als für das benachbarte Ungarland, dessen
staatsrechtliche Lage oft selbst hervorragenden deutschen Politikern ganz fremd
ist. -
Nur so ist es zu erklären, daß, während ich dit,e Zeilen schreibe, die jüngste
Nummer (vom 25. Februar) eines der hervorragendsten deutschen Tagesblätter,
die mir soeben zugeht, mitfolgende Notiz enthält, die selbst Budapest, die Haupt-
stadt Ungarns, ohne weiteres aus Ungarn wegeskamvtiert und Österreich ein-
verleibt. Wenn das dieser politisch so bedeutenden Zeitung nach neunzehn Mo-
naten gemeinsamer Kriegführung passieren kann — wie soll ich mich da über
das junge Mädchen wundern, das mir vor einigen Iahren den glatten Beweis
erbrachte, wie sehr man in Deutschland über Ungarn nicht unterrichtet ist. —
Es war in einem Nordsee-Bad. Ich saß mit meiner Frau an der Table

d'hote. Uns gegenüber ein Düsseldorfer Ehepaar. Ein hochgebildeter deutscher
Fabrikant mit seiner ebenso gebildeten Frau. Wir unterhielten uns in deut-
scher Sprache. Die Dame stellte uns ihre Kinder vor. Als sie dann, auf uns
weisend, dem 12—14jährigen Mädchen sagte: „die Herrschaften sind aus Un-
garn" — frug dieses wohlerzogene, geistig aufgeweckte Kind gegen uns gewendet:
„Sind dort Schwarze?" — Die Vorstellung, die sich das Mädchen über Ungarn
machte, die ganz phantastische Unwissenheit hierüber, war stä<rke« als die Macht
der eigenen Überzeugung, da sie doch Leuten gegenüber saß, die blond und blau,
äugig, eher zu blond als schwarz waren. —

Das muß nach dem Krieg anders werden. Wir wollen vor unseren deut,
schen Bundesgenossen nicht als Schwarze gelten. Wir wollen vor ihnen so
weiß erscheinen, als nur irgend möglich. Und wenn wir auch nicht wünschen
können, daß sie sich in dem Maße mit uns beschäftigen, wie wir mit ihnen, die
wir doch stets mit ihren Kulturwerten im allerlebhaftesten und ständigen Kontakt
zu stehen bemüht sind — das können wir wohl verlangen, daß sie sich über uns
so weit informieren, als dies behufs Erreichung gemeinsamer politischer Ziele
und behufs ersprießlicher wirtschaftlicher Annäherung notwendig ist. Vielleicht
trifft auch uns ein Teil der Schuld dafür, daß wir nicht auch für Mittel gesorgt
haben, die uns in ein wahres Licht gestellt hätten, daß wir die Publikationen nicht
bekämpft haben, die uns überhaupt, besonders aber in unseren Beziehungen z u
unseren Deutschen in falschem Lichte gezeigt haben, — jedenfalls werden
wir in Zukunft auch unsererseits trachten, diesen Übelständen abzuhelfen. —

Bis dies möglich sein wird, bis diese Fragen dem deutschen Volke in geeig-
neten Publikationen näher gebracht werden können, müssen wir so wertvolle Doku-
mente hochschätzen, wie es einzelne brillante Kapitel in Friedrich Naumanns
„Mitteleuropa" und die Ausführungen sind, die Sie, Herr Geheimrat, in Ihrem
Briefe niederzulegen die Güte hatten. Das sind wahrhaftig erfrischende Oasen
in dem Wulst von falschen Auffassungen und unorientierten Darlegungen, denen
wir tagtäglich in der Presse begegnen. Diese Äußerungen erscheinen mir aus
Ihrem Munde so gewichtig, dieselben sind in so hohem Maße geeignet, das harmo-
nische Zusammenwirken der Deutschen und Ungarn zu fördern, daß ich mich ver-
anlaßt sehe, Sie um die Erlaubnis zu bitten, Ihren an mich gerichteten Brief
in einer Budapester Zeitung veröffentlichen zu dürfen. Meine Landsleute sollen
aus dieser wohlmeinenden, gerechten und zweckdienlichen Anschauung die Über-
zeugung gewinnen, daß es doch einzelne hervorragende Gelehrte draußen im
Deutschen Reiche gibt, die unsere Sache warm verfechten. —

Ihre diesbezügliche gefl. zustimmende Antwort erbittend, zeichne ich, hoch-
verehrter Herr Geheimrat,

hochachtungsvoll Ihr ergebener

Maurus Rsvai.

Brief des Professors Rudolf Gucken an Maurus Rsvai.
Jena, 7. III. IN.
Hochgeehrter Herr!
Es war mir eine große Freude, Ihren gehaltreichen und liebenswürdigen
Brief zu empfangen, und gerne erkläre ich mich damit einverstanden, daß mein
früherer Vrief in einer Budapest« Zeitung veröffentlicht wird. Alles, was
geschehen kann, um eine volle Verständigung zwischen Ungarn und Deutschland,
ein Zusammengehen nicht nur der Waffen, sondern auch der Gemüter zu erreichen,
das muß geschehen, und das sollte möglichst bald geschehen. Gewiß haben Sie
darin Recht, daß in Deutschland Ungarn noch viel zu wenig bekannt ist, wenn
auch der Fall, den Sie anführen, ein ausnahmsweise krasser sein dürfte. Im
allgemeinen war in Deutschland stets eine große Hochachtung vor Ungarn, vor
dem tapferen und edlen Ungarn, aber freilich war viel zu wenig genauere Kennt-
nis, und es muß nach dieser Seite ein energisches Streben eingesetzt werden.
Es sollten wenigstens an den größeren deutschen Universitäten Lehrstühle für
ungarische Geschichte, Literatur und Sprache errichtet werden, auch müßte in
den größeren Städten Gelegenheit geboten werden, die ungarische Sprache zu
erlernen. An Übersetzungen aus dem Ungarischen fehlt es bei uns nicht, die
Reclam'sche Sammlung z. B., welche für weiteste Kreise bestimmt ist, enthält
auch eine Anzahl ungarischer Werke. Aber was fehlt, ist eine genauere Kenntnis
dessen, was jetzt an Kulturarbeit in Ungarn geleistet wird, welche Probleme
dort vornehmlich das geistige Leben bewegen, was z. B. dort auf den Gebieten
der Kunst, der Erziehung usw. geschieht. Hier könnte vielleicht manches durch
Einrichtung einer Korrespondenz geschehen, welche den deutschen Blättern fort-
laufend Berichte über das innere Leben und Streben Ungarns zukommen ließe.
Viel kann ohne Zweifel auch durch gesteigerte Anknüpfung persönlicher Beziehungen
geschehen; in dieser Hinsicht ist es erfreulich, daß schon jetzt in unseren Blättern
zu zahlreichem Besuche Ungarns aufgefordert wird. So wollen wir hoffen, daß
vereintes Bemühen die Sache ein Stück weiterführe, es erscheint mir für eine
glückliche Zukunft Europas von größter Bedeutung, daß Deutschland und Un-
garn — natürlich unter voller Wahrung der politischen und nationalen Selb-
ständigkeit beider — sich innerlich zusammenfinden und gemeinsam an die großen
Aufgaben gehen, welche die Gegenwart uns stellt. Seien Sie überzeugt, daß
ich, der ich schon als Student durch freundschaftlichen Verkehr Ungarn kennen
und schätzen lernte, mit besonderer Freude an der Aufgabe einer gegenseitigen
inneren Annäherung mitarbeiten werde.
In vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebener
R. Eucken.

Ernst vom Heydt:
Warum haßt uns Frankreich?
Man kann eine fremde Sprache nicht gründlich erlernen, man kann nicht
in das intime Wesen einer fremden Sprache eindringen, ohne in dem frem-
den Lande selbst und dauernd gelebt zu haben; es ist dementsprechend unmöglich,
ein fremdes Volk zu beurteilen, sich Rechenschaft zu geben von seinen Ideen,
seinen Aspirationen — kurz seine Seele kennen zu lernen —, ohne längere Zeit
mit ihm und unter ihm gelebt zu haben. — Es ist dies speziell wahr für das
französische Volk, das, seiner romanischen Abstammung wegen, mit dem germa-
nischen Gefühlswesen himmelweite Unterschiede aufweist; auch hierbei gibt es
natürlich Abstufungen, denn der Rheinländer und nach ihm der Süddeutsche
stehen in ihrer Lebensauffassung dem Franzosen näher, wie der Märker oder
der Ostpreuße.
Hieraus folgt, daß bei dem Einzelnen und auch in den Auslassungen der
Presse so häufig ein irriges Urteil über Frankreich, die Franzosen und fran-
zösische Zustände laut wird.
Bis in die letzte Zeit vor dem 70er Kriege war der Deutsche in Frank-
reich ein gern gesehener Gast — man nannte ihn die töte eairse — seiner
Vierschrötigkeit oder auch seines angeborenen Eigensinns wegen; aber er war
im ganzen für den Franzosen eine sympathische Figur; die Bismarck'sche Politik
ließ den Deutschen und speziell den Preußen in der politischen Welt des Kaiser-
reichs schnell in einem anderen Lichte erscheinen, und mancher erkannte mit jedem
glücklichen Kriege Preußens mehr die drohende Gefahr. Das Erstaunen in
Frankreich über die Wehrkraft Preußens, dem sich unerwarteterweise die süd-
deutschen Staaten angegliedert hatten, war kolossal — die alten französischen
Generale, die meist in Afrika ihre Grade errungen hatten, betrachteten den
Kvieg gegen das kleine Preußen als eine Promenade nach den Rheinufern, und
wenn die Pariser „kopulnee", meist auf Ordre, bei Ausbruch des Krieges
„5, V«rliu, K, L«rliu" schrie, so war jeder Franzose in der Tiefe seines Herzens
überzeugt, daß für das glorreiche französische Heer der ganze Krieg nur eine
„promenas« uülitair«" sein würde. Unser rapider Siegeslauf, der nach
wenigen Monaten dem Kaiserreich den Garaus machte und die nachfolgende
Republik zu einem Frieden zwang, der den Verlust von zwei Provinzen nach sich
zog, ließ die Franzosen ursprünglich perpler, und erst nach und nach kam ihnen der
Gedanke, daß sie in Zukunft in Europa mit einem neuen Machtfaktor zu rechnen
haben würden, und daß ihrer Ausnahmestellung auf dem Festlande, welche ihrerEitel-
keit schmeichelte, für lange Zeit ein Ende bereitet worden sei.

In diesem Gefühl der verletzten Eitelkeit, an welches sie durch den Übergang von Elsaß-Lothringen in deutschen Besitz immer von neuem erinnert wurden, ist bei den Franzosen der Ursprung ihres Hasses gegen Deutschland zu suchen; die Bitterkeit, welche die Zahlung einer für damalige Verhältnisse bedeutenden Kriegsentschädigung im Herzen der Bevölkerung vorübergehend zurückgelassen hatte, würde auf die Dauer überwunden worden sein, aber die Einverleibung der beiden Provinzen war und blieb für jeden Franzosen eine offene Wunde, die im Laufe der Iahre mehr oder weniger schmerzte, die aber nie zu einer gründlichen Heilung gelangte.

Der große Bismarck hat es — wie so manches Andere — am besten verstanden, die Franzosen zu behandeln und ihre Augen und Sinne von der „trmise äe» Vos^es" — dem Loch in den Vogesen — abzulenken, indem er einem der größten Staatsmänner Frankreichs, dem Elsässer Iules Ferry, freie Hand für die französische Politik im fernen Orient gab, und es ist nnr dem innerpolitischen Haß und dem Coterieneid der Franzosen zuzuschreiben, baß Ferry urplötzlich gestürzt wurde, ohne sein Werk vollendet zu haben; erst nach seinem Tode ist diesem großen Patrioten auch von seinen Landsleuten die verdiente Anerkennung gezollt worden.

Iahrelang haben die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich unter Stimmungen und Verstimmungen hin- und hergeschwankt — öfter sah es so aus, als ob ernstere Verwicklungen nicht zu vermeiden sein würden, und bei Gelegenheit des Besuchs der Kaiserin Friedrich in Paris — welche französische Künstler zur Beschickung einer Ausstellung in Berlin aufmuntern wollte, — anläßlich der Schnaebele-Affäre etc. zogen sich die Gewitterwolken drohend zusammen. Aber im letzten Augenblicke glätteten sich die Wellen unter dem Einfluß rechtzeitig angebrachter Beruhigungen, wobei nicht im geringsten die wirklich demokratisch denkenden jeweiligen Präsidenten der französischen Republik ausgleichend eingriffen. Wer weiß, ob der große Brand entstanden wäre, wenn statt des maßlos ehrgeizigen Präsidenten Poincars, dem der von der klerikalen Partei offerierte Titel eines Prokonsuls schlaflose Nächte bereitete, der biedere, wahrhaft demokratisch denkende Fallibres noch 1914 auf dem Präsidentenstuhl gesessen hätte!

Dabei wirkten die regelmäßig wiederkehrenden Weltausstellungen in Paris in den Iähren 1878, 1889 und 1900 abkühlend auf die erregten französischen Gemüter, denn derjenige würde als schlechter Patriot gegolten haben, der den Erfolg dieser Weltkirmessen — ohne welche Frankreich nicht leben zu können glaubte — in Frage gestellt haben würde. Die letzte Ausstellung von 1900 war nur ein relativer Erfolg und wurde nur durch dhe Beteiligung der deutschen Industrie und des deutschen Publikums vor dem Fiasko gerettet. Iohn Bull, der Retter von heute, schmollte und grollte, denn die enthusiastischen Kund-

gebungen auf den Pariser Boulevards gelegentlich der Anwesenheit „Ohm Krügers" klangen dem Engländer noch lange unangenehm in den Ohren. — Faschoda war eine natürliche Folge dieser Geistesverfassung, und es ist zu bewundern, daß trotz dieser — kriegerische Verwicklungen nicht ausschließenden — Differenzen zwischen Frankreich und England, die Politik DelcasM schon in diesem Momente ihre ersten Fühler ausstreckte, welche zehn Iahre später zur höchsten Blüte der «nt«nt« eoräwle sich entwickelt haben. In dirigierenden Kreisen bei uns schenkte man von jenseits der Vogesen ausgesprochenen Wünschen nach einer Besserung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern nur halbes Vertrauen; es ist ja auch nicht zu leugnen, daß der häufige Wechsel des leitenden Regierungspersonals in Paris eine continuierliche Auslandspolitik sehr erschwerte, und es war immer zu befürchten, daß der Nachfolger kurzerhand mit der Politik seines Vorgängers aufräumte.

Iedenfalls stellte sich ein befriedigendes Verhältnis zwischen den beiden Ländern in den Iahren 1900 bis 1904 her und Optimisten sahen sich schon vor der Eröffnung einer Friedensära, wie sie seit fünfunddreißig Iahren nicht geblüht hatte. Inzwischen war der körperlich kleine, aber geistig unbestreitbar hochintelligente Delcass6 nicht untätig gewesen, und das Bekanntwerden des englisch-französischen Marokko-Abkommens machte manchem Politiker den Kopf heiß; auf Anfrage unsererseits gab der Minister bereitwillig die Erklärung ab, daß die Handelsinteressen sämtlicher Nationen, und daher auch die unsrigen, in keiner Weise geschädigt werden würden, und daß das vielgenannte Prinzip der „offenen Tür" aufrecht erhalten würde. Aber es war für jeden, der das schlaue Männchen kannte, fraglos, daß in dem neuesten Pakt, der Frankreich an England band, zwischen den Zeilen ganz andere Sachen zu lesen sein würden, als die, welche der Minister des Äußeren im Kabinett Rouvier der überraschten Diplomatie lächelnd mitteilte; er konnte es nicht verbergen, daß diese Abmachung die Krönung eines Lebenswerkes bedeutete, an dem er ununterbrochen seit Iahren gearbeitet hatte. Das Einsetzen der deutschen Marokko-Politik störte die hochfliegenden Pläne Delcassss, und er mußte den Vernunftgründen Rouviers, der jede Möglichkeit einer kriegerischen Verwicklung weit von sich wies, seinen Ministersitz opfern. Aber von da ab begann eine geschickte Bearbeitung der gesamten französischen Presse, welche zehn Iahre lang ununterbrochen das Deutsche Reich als den Störenfried und besonders als den Störer französischer Aspirationen hinzustellen, es sich zur Aufgabe machte. Der Verlauf der Algeciras-Konferenz, in der der italienische Vertreter Visconti Venosta eine zweifelhafte Rolle spielte, goß neues L>l auf die Lampe der französischen Zukunftshoffnungen; von da ab galt es in gewissen französischen Kreisen als abgemacht, daß dank des Eingreifens Eng, lands die vollständige Isolierung und Einkreisung Deutschlands nur eine Frage der Zeit sein könne.

Die „eutvute coiäiale" war anfangs keineswegs das Dogma der gesamten

französischen Nation, und weite Kreise, speziell bonapartistisch gefärbter Richtung, sahen mit klaren Augen immer noch in England den Erbfeind Frankreichs. Aber Delcasss wußte so geschickt zu manövrieren, daß selbst die Kreise sich überzeugen ließen, daß, wie es die Presse ihnen stets wiederholte, angesichts der jedem Fran, zosen vor Augen liegenden aggressiven und antifranzösischen Politik Deutschlands, die einzige Rettung in einem engen Anschluß an England zu suchen sei. Die Casablanca-Affäre, welche achtundvierzig Stunden lang die ganze Welt in Atem hielt, und schließlich die Erscheinung des „Panther" vor Agadir waren nach französischer Auffassung nur zwei neue Fakten in einer Reihe von Nadelstichen, welche, wie gesagt, nur zu deutlich die Absicht Deutschland kundgeben sollten, die Franzosen zu demütigen und die Absichten ihrer Auslandspolitik zu durchkreuzen.
Der alte Barde Dsroulöde veröffentlichte einen seiner schärfsten Proteste gegen deutsche Anmaßung und beschwor die Mitglieder der Alislandskommission in der französischen Kammer, unter keinen Umständen das Congo-Abkommen zu zeichnen, solange nicht wenigstens die „Berlin", — welche den „Panther" ersetzt hatte — vor Agadir verschwunden sei; es sei dies, wie Dsroul5de versicherte, ein Dolch im Herzen jedes Franzosen, den der Deutsche nur mit dem Vergnügen darin lasse, um ihn zu peinigen und ihn seine starke Hand fühlen zu lassen. — Jeder, der französische Verhältnisse kennt, wird erkennen, wie leicht den Haßschürern es gemacht wurde, immer wieder von neuem die „Teutonen" »als Friedensstörer hinzustellen, deren Hauptbeschäftigung von morgens bis abends darin bestehe, dem sich nur nach Frieden sehnenden Franzosen das Leben zu verekeln und ihn zu verzweifelten Handlungen zu drängen.
Mit der „Thronbesteigung" Poincarss wurde den lärmenden Patrioten die Sache noch leichter gemacht; in richtiger Beurteilung der Person dieses eitelsten aller Franzosen, setzte in seiner Umgebung die Propaganda für einen immer engeren Anschluß an Rußland und immer verbindlichere Abmachungen mit England ein; die im Dienste dieser beiden Mächte stehende Presse sekundierte die Diplomatie in hervorragender Weise und leistete ungeahntes in der Verhetzung Deutschlands. —
Die Sarajewoer Mordaffäre zündete wie ein Blitz in der schon mit Brandstoffen angefüllten Luft, aber brachte auch manchen Franzosen zu der Erkenntnis, daß ein Spielen mit dem Feuer leicht unerwartete Rückschläge und nicht wieder gutzumachende Katastrophen herbeiführen könnte; der ruhig denkende Bürger sträubte sich mit Energie gegen die Idee eines Krieges, der ihm seine Söhne rauben und ihn vor das Problem eines neuen Duells mit dem Gegner von vor fünfundvierzig Iahren stellen würde; das dreijährige Dienstgesetz, welches Rußland durch Intervention Poincarss mit großen Schwierigkeiten in den französischen Kammern durchgedrückt hatte, hatte seinen vollen Effekt noch nicht erreicht; die Kasernen, welche die Massen neuer Soldaten aufnehmen sollten, waren nur teilweise fertiggestellt, und in vielen Familien bangte man schon im Frieden um Gesundheit

<
und Leben mangelhaft untergebrachter Söhne. Man wollte vielleicht das Risiko
eines neuen Ringens laufen, aber nur, wenn man alle Atouts in der Hand
hätte — Rußlands und Englands vollständig sicher sei und auch die Armee die
volle Stärke erreicht haben würde, welche ihr das neue Militärgesetz geben sollte!
In solcher Geistesverfassung befand sich das französische Volk, als das an
Serbien gestellte österreichische Ultimatum in Paris bekannt wurde. — Man
begegnete unruhigen Gesichtern. Personen, die zu Deutschland oder Österreich-
Ungarn Beziehungen unterhielten, wurden ängstlich befragt, ob man drüben an
einen Krieg glaube oder einen solchen sogar beabsichtige. — Den Versicherungen,
daß die Zentralmächte sicherlich keine kriegerischen Verwicklungen heraufbeschwören
würden, wurde mit einem mißtrauischen Lächeln begegnet. — Der Telegramm,
wechsel zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Zaren ließ in letzter Stunde
alle vorübergehend aufatmen. Der plötzliche Abbruch der Reise des Präsidenten
Poincars beängstigte aber die Gemüter von neuem. Als dann die russische Hals
starrigkeit den Zentralmächten den Kampf aufzwang, blieb für Frankreich nichts
übrig, als dem Verbündeten, dem es zwanzig Milliarden geliehen hatte, und
dem es sich seit zwanzig Iahren zu einem bestimmten Zweck — der Wieder-
eroberung Elsaß-Lothringens — verschrieben hatte, Heeresfolge zu leisten. Auf
die Anfrage des deutschen Botschafters, welche Haltung die Republik bei einem
Konflikt zwischen Deutschland und Rußland einnehmen würde, gab der Minister-
präsident die diplomatische, aber nicht mißzuverstehende Antwort: „Wir werden
tun, was unsere Interessen erfordern." Aber jetzt setzte die neueste Hetze in den
Zeitungen prompt ein mit der Behauptung, Deutschland habe der französischen
Republik den Krieg aufgezwungen. Alle Vorkommnisse der letzten Iahre wurden
aus der Rumpelkammer hervorgesucht, um dem Publikum zu beweisen, daß Deutsch-
land allein der angreifende Teil sei, haß es die Vernichtung Frankreichs
plane etc. — Und das französische Volk in seiner maßlosen Erregung, zu einem
Kriege gezwungen zu werden, in einem Augenblick, wo es ihm nicht paßte, ent,
schlug sich jeden Urteils über die wirklichen Ursachen dieses Krieges, den Rußland
in dem ihm konvenierenden Moment ganz allein und ohne Rücksicht auf die
Wünsche und Absichten seiner Verbündeten entfacht hatte, allerdings im Rückgrate
gestärkt durch geheime Abmachungen mit dem Präsidenten Poincars und die
formellen Versicherungen Englands, daß es dem Ringen nicht als unbeteiligter
Zuschauer zusehen würde. —
War es anfangs verletzte Eitelkeit, welche lange Iahre nach dem siebziger
Kriege uns den Franzosen verhaßt machte, so ist es seit dem Beginn des großen
Weltbrandes die von der gesamten Presse in der geschicktesten Weise täglich und
stündlich wiederholte Anklage und Behauptung, daß Deutschland und im beson-
deren der Deutsche Kaiser ganz allein die Katastrophe gewollt haben, welche den
Haß des französischen Volkes gegen uns bis zum Paronsmus gesteigert hat. —
Daran zu denken, diesen Haß, dem mangelnde Erfolge auf den Schlachtfeldern

täglich neue Nahrung geben, in absehbarer Zeit zu mindern, ihn vielleicht nach anderer Richtung abzulenken, ermüßigt sich für jeden, der das französische Temperament kennt; hier kann nur die Zeit heilen — vielleicht erlebt die kommende Generation, was manchem von uns als Traum vorgeschwebt hat — eine definitive Verständigung zwischen den beiden ersten Kulturvölkern — eine eutente eorsiale zwischen Deutschland und Frankreich! —

Franz Karl Gras Marenzi,

Die Küsten der Adria. Historische Skizze.

Die Kulturerttwicklung und Staatenbildung beginnt in Italien — von der dunklen Pelasger-Zeit an der Adria abgesehen — vorwiegend auf dessen tyrrhenischer Seite. — Die aus nördlicher Richtung kommenden primären Einwanderungen schneiden die Streichrichtung der tyrrhenischen Küste und machen an dieser Halt. Auch der Umstand, daß die Apenninenkette im peninsularen Teile Italiens näher an der Adriatischen Küste streicht und größere Besiedelungsflächen nur an der westlichen Abdachung bietet, erklärt dies; endlich ist die Mittelmeerküste dem phönizischen Handel zugänglicher, als die Adriaküste. — Rom liegt einerseits in der Brennweite des Handelszentrums Karthago, anderseits in jener Korinths. Hiemit ist für das alte Rom die überwiegende Bedeutung des tyrrhenischen und des jonischen Meeres gegeben. Die jonischen Kolonien im heutigen Apulien unterhalten lebhaften Verkehr mit der Balkanhalbinsel. Die Straße von Otranto, deren beide Ufer von illyrisch-hellenischen Völkern bewohnt sind, verbindet die römische mit der griechischen Welt; in ihr konzentriert sich die kommerzielle und strategische Bedeutung der italienischen Ostküste.

Im dritten Jahrhundert v. Chr. verursachen Seeräubereien der Illyrier Kriege mit den Römern, welche Sieger blieben. Im Iahre 275 v. Chr. waren die Epiroten unter Pyrrhus den Römern in Italien unterlegen. — Im zweiten Iahrhundert v. Chr. unterwirft Rom die Mazedonier, seine Herrschaft über die Adria wird noch fester begründet, an der illyrischen Küste*) werden auf griechische Kolonien römische gepfropft. — Apollonia wird durch seine Schulen berühmt, Dyrrhachium (früher Epidamnus) wird der Ausgangspunkt der Straße (Egnatia), welche nach Thessalonica und Byzantium führt. Auf der italienischen Seite

») Das heutige Albanien hieh IU7N» ß»«ea und bildete einen Aestandteil des mazedonischen Reiches.

ist Brundusium, mit Rom über Capua durch die Via Appia verbunden, der Haupt-
stapelplatz für den Verkehr mit dem Orient. — Charakteristisch für die Aus-
breitung der römischen Macht ist ihre gleichzeitige Kraftäußerung nach beiden
Richtungen: gegen Afrika und gegen die Balkanhalbinsel. Die der Niederwer-
fung Mazedoniens auf dem Fuße folgende Zerstörung Korinths fällt mit der
Zerstörung Karthagos fast überein. — Mit der Beseitigung der von diesen Nach-
barn ausgehenden Gefahren fällt die Adria um so leichter in den Bannkreis
Roms. — Illyricum oder Illyria romana, d. i. das heutige Dalmatien, Her-
zegowina, Bosnien, Kroatien, insbesondere dessen Küste, und Murinen (Istrien)
wird von lateinischen Stämmen kolonisiert. — Große militärische und handels-
politische Bedeutung gewinnt der äußerste Norden der Adria. — Aquileja wird
die Zentralstellung für die Verteidigung der karnischen und julischen Alpen;
von hier führt eine Straße nach Salzburg, eine über Cilli nach Wien, eine
nach Sirmium, der illyrischen Grenzfeste; hier ist der Markt istrianischer und
dalmatinischer Produkte. — Nebst dem äußersten Norden bleibt der äußerste
Süden der Adria — ihr Eingang — besonders wichtig. — In Sullas Kriegen
gegen Mithridates, im Kriege zwischen Cäsar und Pompejus, in jenem des
Octavianus mit seinen Widersachern greifen große militärische Operationen vom
Süden Italiens auf die Balkanhalbinsel hinüber. — Unter Kaiser Augustus
werden Illyricum und Mazedonien als senatorische Provinzeu, d. h. ohne Kriegs,
heer verwaltet. Unter den nachfolgenden Kaisern wächst die Bedeutung der
Adria; Dalmatien blüht empor. — Bemerkenswert ist, daß bei der ersten Schei-
dung in eine westliche und eine östliche Hälfte Illyrien beim weströmischen Reiche
bleibt und Dalmatien eine Diözese der Präfektur von Italien bildet; dies zeigt
am deutlichsten die politische Unifizierung der gesamten Küstengebiete der Adria,
welche sozusagen als ein italisches Binnenmeer betrachtet wird. — Erst nach
Theodosius gelangt Dalmatien zum oströmischen Reiche. — Von der Völkerwan-
derung an gewinnt der Osten Italiens an Wichtigkeit; nicht Italien beherrscht
nunmehr die Ostküste der Adria, sondern die Völker des Ostens beherrschen
Italien. — Der Brennpunkt der Ereignisse liegt um diese Zeit in Ravenna. —
Dieses war stark befestigt und auch zur Zeit des Verfalles des römischen Reiches
sehr bevölkert; sein Handel war nicht bedeutend*). Hier konzentrieren sich die
Kämpfe mit den Ostgoten, hier ist die Hauptstadt des neuen Reiches, welches
von der Donau bis zum Mittelmeere reicht, — die Adria wird ein ostgotischer
See, nur die jetzige albanesische Küste von Dyrrhachium abwärts bleibt den

») Das Mündungsgebiet des Po war jedenfalls schon in ältester Zeit stall besiedelt. Tioms
von Halilarnah erzählt von der Stadt Spina, welche die Pelasger in dieser Gegend gegründet. Auch
Ravenna halten viele für pelasgischen Ursprungs. Strobo nennt die Thessaler als seine Gründer,
Ravenna war ähnlich wie Venedig in's Meer gebaut und von Kanälen durchschnitten. — Unter
Augustus uxil es Flottenstation für das adriatische und ionische Meer. — Honorius machte es zur
Hauptstadt Italiens. —

Byzantinern. — Es folgen die Kämpfe der letzteren unter Belisar mit den
Goten, deren Schauplatz hauptsächlich das adriatische Küstengebiet südlich der
Po-Mündung ist. — Die Goten benutzen den Po als Nachschubslinie für Ge-
treide aus Ligurien. — Die Operationsbasis der Byzantiner ist Dalmatien mit
dem Kraftzentrum Salona. — Zur See zeigen sich die Byzantiner allenthalben
überlegen, zu Lande entscheidet der Sieg des Narses über Totila bei Gualto
Tadino den Kampf. Italien unterliegt gegen die Balkanhalbinsel. — Doch
nicht den Völkern der letzteren ist die Herrschaft über Italien beschieden. —
Neue germanische Stämme dringen hier ein, die Griechen werden auf den Besitz
weniger Punkte an der adriatischen Westküste beschränkt — darunter des südlichen
Apuliens, wodurch die Einfahrt in die Adria in ihren Händen bleibt. — In-
zwischen rücken slawische Stämme (Wenden und Anten) an die Adria vor, im
sechsten und siebenten Iahrhundert n. Chr. wird das alte Illyricllm von dcn
Slawen ganz okkupiert, Kroaten und Serben dringen in Dalmatien ein. —
So teilen sich durch Iahrhunderte Lateiner, Germanen, Griechen und Slawen
in die Herrschaft über die Adria, bis Ende des elften Iahrhundertes, als im
Süden das sizilische Normannenreich entstand, als neues Element die Ungarn
durch die Eroberung Kroatiens auftreten.
Venedig verbündet sich mit dem Ungarnkönige Koloman, um die Normannen
von der Adria fernzuhalten, doch dieser zieht bald die Waffenbrüderschaft mit
den Normannen vor. — Er erobert die Städte Dalmatiens; 1204 zwingt die
Republik Venedig mit Hilfe der Kreuzfahrer Zara wieder zum Gehorsam, der
Küstenstrich bis an die Kerka, die Inseln und Ragusa geraten nach und nach
in die Hände der Venetianer. — Den Bestrebungen der letzteren leistet das
Aussterben der Arvüden großen Vorschub. — Der Anjovine Karl Robert sucht
im Interesse seiner auf Neapel abzielenden Erbschaftspläne die Freundschaft
der Republik und läßt sich von dieser mißbrauchen. — Erst Ludwig der Große
führt Krieg gegen die Lagunenstadt und bringt 1358 wieder ganz Dalmatien
an die ungarische Krone. — Nach zwanzig Iahren entbrennt der Krieg von
neuem, der Sieger bleibt abermals Ludwig, und im Iahre 1381 erklärt sich
Venedig bei Verzichtleistung auf Dalmatien an Ungarn tributpflichtig. — Nach
dem Ableben Ludwigs des Großen erhebt der jüngere Zweig des Hauses Hnjou
sein Haupt (Karl von Durazzo), dann befehden sich Ladislaus von Neapel und
die mit Sigismund von Luremburg haltenden Oligarchen, in welche Fehde sich
wieder Venedig mengt. — Sigismund ist durch die Angelegenheiten seines
Kaiserreiches in andere Gebiete abgelenkt und in der Kriegführung gegen
Venedig gelähmt, so daß Dalmatien für Ungarn vollkommen verloren geht (1433).
Ein interessantes Völkergemenge entsteht in Istrien. — Unter sechshuudert-
jähriger römischer Herrschaft (von 27 v. Chr. unter Augustus bis zur Auf-
lösung des römischen Reiches) wird es latinisiert. Goten, Byzantiner, vor-
übergehend auch Longobarden folgten im Besitze nach, zur Zeit Karls des Großen

dringen heidnische Slawen in Istrien ein. Unter König Berengar gehört es
zu Italien. — Später teilen sich Venedig, die Patriarchen von Aquileja und
die deutschen Kaiser in seinen Besitz*). — Triest gehört seit Ende des vierzehn-
ten, Görz seit Anfang des fünfzehnten Iahrhunderts zu Österreich.
Fiume (seit 1779 zu Ungarn gehörend) ist seit 1366 zuerst im Wege der
Grafen von Duino unter der Herrschaft des Hauses Habsburg, nachdem es —
ursprünglich römisch, später fränkisch — als Lehen den Bischöfen von Pola,
später den Patriarchen von Aquileja gehört hatte. —
Eine neue Macht, welche von der Adriaküste angelockt wird, erscheint auf
der Bildfläche: die osmanische. —1463 erobern die Türken Bosnien, und nachdem
der Halbmond schon vor Aquileja erschienen, sind auch beide Ufer der Straße
von Otranto vorübergehend in türkischem Besitze (1480—1481). — Doch die
Wogen der Adria stehen unter dem mächtigen Schutze des heiligen Markus!
Venedig. — Dieses hat der Adria eine neue Geschichte verliehen. — Der
Beginn der venezianischen Geschichte**) zeigt dieses Gemeinwesen noch unter
der Vormundschaft der Kaiser von Bnzanz, von welcher es sich nur ßraäntim
befreite. — Von der Sonne des Ostens beschienen wächst dieser Iuwel aus
dem Meer empor. — Seit Ende des siebenten Iahrhunderts hat die Lagunen-
stadt einen Dogen. — Der Freistaat balanciert geschickt zwischen der Macht der
deutschen und der griechischen Kaiser; um die Macht letzterer zu unterbinden,
untersagt zuerst Karl der Große den Venezianern das Bündnis mit Byzanz. —
Ende des zehnten Iahrhunderts macht Venedig Ansprüche auf Dalmatien gel-
tend. Dieses inselreiche Küstengebiet ist in seiner Flankenstellung zur Schiff-
fahrtslinie Venedigs nach der Levante und bei der von hier stets drehenden
Piraterie für Venedig von höchstem Wert. Doch dieses macht hier nur partielle
Eroberungen, die benachbarten Slawen erhalten Dalmatien zinspflichtig, und
auch die Byzantiner als eigentliche Besitzer lassen nicht locker. — Die Vernni-
gung Dalmatiens mit dem kroatischen Königreiche (1059) ist ein neues Hemmnis

*) Wir finde» in Istrien nebst Italienern, Slodenen und Kroaten >wch Abstämmlinge von
Serben, Albanesen, Montenegrinern, griechischen Malvasioten, Kandioten, Cyftiioten, welche von Vene-
dig angesiedelt wurden, Tschitschen, Rumänen tt.

") Das gallische Venetien kommt um 200 v. Chr. »nter römische Herrschaft, später gelprt es
zum Reiche des Odooker, zu jenem der Ostgoten, zum Machtbereiche der Byzantiner, zu jenem
der Langobarden, dann teilweise zum Reiche der Franken. Die Stadt Venedig beherrscht anfangs
nm das Küstengebiet zwischen Aquileja >»nd Rauenna. Mit dieser Stadt nnd mit Padua kämpft
Venedig um die Herrschaft über die Po-Mündungen. — Venetien (ohne Venedig) gehört 888 bis
952 den nationalen italienischen Königen, dann zm Marl Verona des deutschen Reiches, die
Visconti's dchnen als Herzöge von Malland eine Zeitlang ihre Macht bis zu den Lagunen Venedigs
ans. — Letzteres vergrößert jedoch immer mehr sein Territorium auf der ten-» l«nua, bis es
im 15. Jahrhundert seine Grenzpfähle am Comer-See setzt. — Wieder auf das linke Mincio (Etsch)-
Ufer beschränkt, bleibt dieses eigentliche Venetien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bei der Repu»
blil Venedig.

für Venedig. — Nach der Auflösung dieser nur kurz währenden Verbindung
wirft sich Venedig als Beschützer Dalmatiens vor den Normannen*) auf. Diese
stehen mit den Byzantinern schon in Apulien im Kampfe, und der griechische
Kaiser sucht Unterstützung bei Venedig. — Letzteres hofft auf Dalmatien als
Preis seiner Intervention. Doch nun stößt es auf Ungarn als Rivalen und
Widersacher. Im Iahre 1102 läßt sich König Koloman von Ungarn zum
Könige von Kroatien und Dalmatien krönen, während die Dogen von Venedig
für sich den Titel eines Herzogs von Kroatien und Dalmatien beanspruchen. —
Nach hundertjährigem Kampfe bleibt der Norden Dalmatiens in der Macht-
sphäre Venedigs, der Süden in jener Ungarns. Doch letzteres zieht sich —
wie oben erwähnt — bald ganz von der Adriaküste zurück, und so kann Venedig
seine adriatische Vorherrschaft fest begründen, sein Streben nach dem Schiff-
fahrtsmonopole in diesem Meere wird deutlich. — Die Kreuzzüge, aus welchen
es viele Vorteile zieht, stärken den Einfluß Venedigs. — Nach, diesen und dem
125 Iahre dauernden Kriege mit Genua**) ist Venedig Herrin des Mittelmeeres
und des Levantehandels. — Seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Iahrhun-
derts sieht es besonders seine entfernteren Besitzungen durch die Türken bedroht.
— Venedigs Stern aber ist noch durch andere Einflüsse im Sinken begriffen:
Die Entdeckung der neuen Seewege nach Indien und jene Amerikas verursachen
die Dekadenz des Mittelmeers, Portugiesen, Spanier, Holländer treten im Welt-
handel an Italiens Stelle*"). —Das Mittelmeer selbst wird spanisch-türkisch.—
Nur in der Adria behauptet Venedig noch seine Position, namentlich an den Po-
mündungen, in Istrien und Dalmatien. — An der Westküste der Adria, südlich
der Pomündungen, ist der Seehandel unbedeutend. — Der venezianische Gesandte
Matteo Jane in Urdino schildert im Iahre 1575 die Zustände wie folgt: „Der
dem Papste tributpflichtige Staat Urbino hatte die Meeresküste von den Grenzen
Anconas bis zu jenen von Rimini in Händen. Fano gehörte dem Kirchen-
staate; Pesaro, Sinigaglia waren die wichtigsten befestigten Küstenstädte. Sie
hatten aber keine Häfen. Der ganze Handel dieses Gebietes konzentriert sich
in Ancona, welches dem Papst gehört. Da die Bewohner dieses Küstenstriches
selbst keine Schiffahrt treiben, taten sie auch nichts, um den Venezianern bei
Gefahren (Schiffbrüchen, dann gegen die Seeräuber) zu helfen. Längs der
ganzen apulischen Knste von Otrantof) aufwärts befinden sich kleine Wacht-
türme, daher getrauen sich dort die Seeräuber nicht, sich der Küste zu nähern, —

*) Die Normannen herrschen längere Zeit auch in Ragusa.

") 1379 Sieg der Genuesen bei Pol« über den venezianischen Admiial Vettor Pisanl. —
Darauf folgende Belagerung Venedigs durch die Genuesen. —

*") Um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts erhält Venedig Pfeffer und Zinnnt, Indigo
Salpeter. Perlen, Musselin, Kupfer, Stahl durch holländische, von Amsterdam kommende Schiffe.

-f) 1496 erhielt Venedig vom Könige von Neapel für geleistete Hilft vorübergehend Brindisi,
Otranto und Trani. —

dasselbe könnte wohl leicht der Papst an der Küste des Kirchenstaates machen, seinem Beispiele könnte der Herzog von Urbino folgen." —
An der Ostküste der Adria werden die Osmanen immer unbequemer und machen Venedig seinen Besitzstand streitig; 1537 versuchen erste« Korfu wegzunehmen. — Im Ionischen Meere — wo schon einmal bei Actium die Würfel zwischen Antonius und Augustus gefallen, bereitet sich die große Entscheidung vor. — Die türkische Seemacht unterliegt 1571 bei Lepanto der Koalition des Westens. — In der Levante zwar werden die Fortschritte der Osmanen durch diese Entscheidung kaum aufgehalten — doch Italien und die Adria bleiben von der Gefahr türkischer Unterjochung befreit. Venedig hat in Dal, matten seine Hauptstützpnnkte Zara und Cattaro bewahren können, auch die Ionischen Inseln bleiben ihm. — Ende des sechzehnten Iahrhunderts befestigt Venedig mehrere dalmatinische Inseln, um sich gegen Spanien — mit welchem die Waffenbrüderschaft von Lepanto nicht lange gedauert — zu schützen. Der Anfang des siebzehnten Iahrhunderts ist mit den Kämpfen zwischen den Venezianern und den von Österreich oft geduldeten seerciuberischen Uskoken ausgefüllt. Ende des siebzehnten Iahrhunderts, zur Zeit Morosinis und der heldenmütigen Kämpfe um Candia, leuchtet der Name Venedigs noch einmal glänzend auf. — Es macht auch in Dalmatien neue Eroberungen. — Die Friedensschlüsse von Karlowitz (1699) und Passarovitz (1718) sichern Venedig abermals seine wich, tigen dalmatinischen Besitzungen und die Ionischen Inseln. 1797 im Frieden vrn Campo Formio erhält Österreich Venetien, Istrien und Dalmatien, Frankreich behält die erworbenen Ionischen Inseln. —
Mehrere Historiker wollen die von Venedig lange ausgeübte Herrschaft über die Adria teils auf Privilegien der Kaiser, teils auf solche der Päpste, sowie auf alte Gewohnheitsrechte zurückzuführen. Die Venetianer behaupteten nicht, daß die Adriaküste, sondern daß dieses Meer selbst ihnen gehöre. Völkerrechtlich wurden derartige Eigentumsansprüche an gewisse Meere — wenn es sich nicht um ganz geschlossene Binnenmeere handelt — stets bekämpft und juridisch die Freiheit der Schiffahrt verfochten. Die Venetianer nannten die Adria nur den „Oolto si Veue^ia", sie hielten als maritime Befehlshaber in der Adria einen „(ünpitauo üi ßulto". — Paolo Sarpi, der bekannte venezianische Gelehrte, sagt es gerade heraus: „Il vero titolo, pel quäle la 8ereui»»iuiil Itepublwa da il Domiuio sei Klare, e quell' inten»» pel quäle ella da la »na libertä, nieebe al priueipio 6el «uo ua»«ilueuto per uua nte»»a eau»a eila uaeque übera — eä ebbe l'Imperio marittüuo, e que»tn, causa tu I'e»»er eüineat» e eontrutta in iuare, il quäle allora nun era »otto la pute»tä o Äouiiuio cl'alouuo." Venedig vindizierte sich die Ausübung der obersten Schiffahrtspolizei auf dem ganzen Adriatischen Meere und hat gewiß auch das Verdienst, die Seeräuberei in Schranken gehalten zu haben. — Die Venezianer verhinderten aber jede andere Macht, Kriegsschiffe in der Adria zu halten. — Pisaner und

Genuesen werden ferngehalten. — Venedig protestiert 1460 gegen die Entsendung einiger sizilianischer Galeeren an die apulische Küste. — Die Herzöge von Calabrien werden ähnlich behandelt. — 1463 wollt«, der Papst in Ancona zwei Schiffe armieren, Venedig protestiert. — 1542 wollte sowohl der Kaiser als der König von Frankreich wegen der Einnahme von Marano Kriegsschiffe in die Adria senden, die venezianische Diplomarie weiß es zu verhindern. Die Handelsschiffahrt war schon früher durch verschiedene Konventionen mit den Kaisern, Königen von Neapel, Ungarn etc., zuletzt mit dem Papste Iulius II. durch die Kapitulationen vom Iahre 1529 freigegeben worden. —
Venedig rüstete gewöhnlich sechs Eskadren aus. Die erste ging in das Schwarze Meer für den Handel mit Zentral-Asien, die zweite nach Konstantinopel, die dritte nach Syrien und Klein-Asien, die vierte nach Ägypten, die fünfte nach Spanien und Afrika, die sechste endlich — welche aus den größten Schiffen bestand — war für den europäischen Handel bestimmt und berührte auf ihrem Wege Manfredonia, Brindisi, Otranto. — In Friedenszeiten wurden auch die Kriegsschiffe in Handelsschiffe umgewandelt. — Seit dem zehnten Iahrhundert besorgte Venedig den Postverkehr mit dem Orient, venezianische Fregatten brachten die Post nach Cattaro — dort übernahmen sie montenegrinische, dann alba, nesische Kuriere. In fünf bis acht Tagen gelangte so die Post von Cattaro nach Konstantinopel. — Mit Oberitalien verkehrte Venedig seit Ausgang des Mittelalters durch den Po und ein ausgebreitetes Kanalnetz. —
Frühzeitig erkannte Venedig auch die Bedeutung Albaniens. — Das heutige Albanien war schon im Altertume ein der Kultur unzugängliches Land. Die Verbreitung derselben beschränkte sich auf die Küste. Als im sechsten und siebenten Iahrhundert n. Chr. Illyricum von den Slawen okkupiert und dessen Eingeborene gegen Illyris graeca getrieben wurden, wird durch deren Mischung mit den Epiroten und Hellenen der Grund zur Rasse der Skipetaren oder heutigen Albanesen gelegt. Sprachforscher finden einen Zusammenhang des Albanesischen mit dem Alt-Pelasgischen. Nach Rom herrscht Byzanz lange unbestritten über Albanien, bis die an der apulischen Küste seßhaften Normannen von der gegenüberliegenden Küste angelockt werden. — Doch die Venezianer wollen es nicht dulden, daß die Normannen so den Eingang in die Adria besetzen und treten gegen sie auf. Venedig erhält die ersten Besitzungen in Albanien als Preis für die Teilnahme am vierten Kreuzzuge, konnte sie aber nicht halten. — Nachdem in beiden Sizilien auf die Normannen die Schwaben gefolgt waren, erhielt Manfred, Fürst von Tarent und später König von Neapel und Sizilien, als Mitgift seiner Frau, Helene von Epirus, Avlona, Durazzo und andere Gebiete, sowie die Insel Korfu. Um diese Territorien folgen nun heftige Kämpfe. Karl von Anjou muß mit dem Schwerte in der Hand seine Ansprüche auf Albanien zur Geltung bringen. Schließlich reduziert sich der Besitz der Anjous auf Durazzo, von welcher Stadt der jüngere Zweig des Hauses Anjou seinen Namen hat. Einer von

dieser Linie, Ladislaus, nennt sich auch rex ^Idauiae. — Es folgen die Eroberungen der Serben, dann jene der Türken. Die Albanesen wenden sich schließlich an Venedig um Hilfe. — Anfang des fünfzehnten Iahrhunderts haben die Venezianer die wichtigsten Küstenpunkte in Albanien, nebst Skutari in Händen. — Die heldenmütige Erhebung Castriotas (Skanderbegs) gegen die Osmanen (1444) wird von Venedig, welches gleichzeitig mit Mathias Corvinus von Ungarn gegen die Türken alliiert ist, mit Geld unterstützt. Venedig verfolgt aber seine eigensüchtigen Ziele, es benützt die Gelegenheit, um den montenegrinischen Woywoden Antivari zu entreißen, es läßt schließlich Skanderbeg im Stich. — Letzterer findet zuletzt nur Freundschaft beim Könige von Neapel, von welchem er sogar mehrere Lehen in Apulien (darunter Trani) erhält. Als Albanien in die Türkei einverleibt wird, wandern zahlreiche Albanesen nach Süditalien aus. Ende des sechzehnten Iahrhunderts bieten die Albanesen ihre Unterwerfung unter Venedig an, um das türkische Ioch abzuschütteln — doch Venedig nimmt dieses Anerbieten nicht an. Seine Handelsbeziehungen mit Albanien bleiben auch noch im siebzehnten Iahrhundert lebhaft. — Venedigs Dekadenz wird auch hier fühlbar, — Ragusa gewinnt an Bedeutung. — Für Österreichs Orientpolitik von historischem Interesse sind die Projekte des Iahja, Grafen von Montenegro, welcher Wallenstein anträgt, eine große Erhebung der Christen auf diesem Teile der Balkanhalbinsel einzuleiten und Österreich bei seinem Marsche gegen Konstantinopel behilflich zu sein, Projekte, welche in Wien nicht ernst genommen wurden. — Und doch dringen schon Ende des siebzehnten Iahrhunderts deutsche Reichstruppen durch Serbien und Bosnien bis gegen Albanien vor. — Frankreichs Angriffe am Rhein ermöglichen den Türken die Wiedereroberung Serbiens und Bosniens.

Österreich zieht spät das Adriatische Meer intensiv in den Kreis seiner großen Interessen. Zur Zeit der spanisch-österreichischen Universalmonarchie ist es indirekt an den Mittelmeerfragen beteiligt. Als Anfang des achtzehnten Iahrhunderts Neapel und Sizilien als spanisches Erbe an Osterreich kam, mußte sich wohl die Schwierigkeit zeigen, diese entlegenen Gebiete zu halten, ohne zur See und besonders in der Adria stark zu sein*). Doch Österreich ist an seinen Landgrenzen zu sehr beschäftigt, und der Weiser seiner Balkanpolitik pendelt unstät zwischen den Donaumündungen und der Adria. Karl VI. legt wohl den Grund zu einer Flotte auf dem Adriatischen Meere, er erkennt die Bedeutung des Seehandels, stiftet die levantinische Handelsgesellschaft, macht Triest und Fiume zu Freihäfen, doch Österreich hat eine zu geringe Küstenentwicklung. Der größere Teil der istrianischen Küste, Dalmatien gehört bis zum Friedensschlusse von Campo Formio den Venezianern. — Dieser Frieden erschließt Österreich ein

*) 1733 ziehen sich die Österreicher vor Karl von Vourlwn, der in Neapel einzieht, nach Bari zurück, um Verstärkungen von der Seeseite zu erhalten.

großes Küstengebiet, während sich Frankreich mit den Ionischen Inseln bescheidet*).
Erst die großen Erfolge Napoleons in den Iahren 1805 und 1809 schufen dessen
Idee, Österreich von der Adria zu verdrängen und sich dort selbst festzusetzen. 1805
muß Österreich das ehemals venezianische Istrien und Dalmatien an das König»
reich Italien abtreten. 1809 schafft Napoleon die französischen illyrischen Pro-
vinzen, der Wiener Kongreß gibt Österreich seine Küste wieder; daß dieses aber
zur See noch sehr bescheiden war, beweist sein Zurückweisen des Angebotes der
Ionischen Inseln, welches auf diesem Kongresse erfolgte. — Wir übergehen die
Versuche anderer Mächte, wie England und Rußland, sich an und in der Adria
Stützpunkte zu schaffen. — Im neunzehnten Iahrhundert, dessen weitere Ge-
schichte ebenso wie jene des dem zwanzigsten Iahrhundert angehörenden abge-
laufenen Zeitabschnittes als zu bekannt nicht wiederholt wird, sind nur Öster-
reich-Ungarn und das neue Italien jene Mächte, welche sich mit großem Gewichte
auf der Adria zur Geltung bringen.

Ein Rückblick auf die im Fluge rekapitulierten historischen Ereignisse zeigt
uns, wie die Adria teils trennend, teils verbindend zwischen Italien und der
Balkanhalbinsel wirkt. — Die Kultur der Küsten zeigt sich anfänglich mehr
durch die Zuzüge zur See, als durch jene zu Lande befruchtet, ein Phänomen,
welches sich auch bei den modernen Kolonisierungen und in allen Funktionen des
Weltverkehrs wiederholt. Erst mit der Entwicklung der kontinentalen Staaten
dringen die Kräfte aus dem Innern des Festlandes zum Meere. Das uns
jetzt nächstliegende Beispiel ist die Balkanhalbinsel und Kleinasien. Diese Länder-
gebiete können erst jetzt durch das entstehende Verkehrsnetz mit Mitteleuropa in
die Beziehung lebhaften Umsatzes treten, welcher alle territorialen Produktions-
gebiete aufzusaugen bestimmt ist — nachdem schon lange vorher die Küstengebiete
durch die seefahrenden Völker befruchtet waren. —

Besondere bei der Ostküste der Adria mußte des geographischen Elementes
wegen die Anlage von Kommunikationen nach dem Innern auf große Schwierig-
keiten stoßen, während die Verbindung zur See verhältnismäßig leicht und ein-
fach war. Mit zunehmender Kultur muß aber die Befruchtung der Küste vom
Lande aus immer mehr fortschreiten und die Oberhand gewinnen, so daß auf
Kosten der verbindenden Rolle des Meeres die trennende die Oberhand gewinnt.
Successive muß so auch die Ostküste der Adria vollkommen in die Macht- und
Einflußsphäre der vom mitteleuropäischen Block und unmittelbar von unserer
Monarchie zu befruchtenden illyrischen Völker gelangen.

*) Frankreich, welches zugleich Prevesa besetzte, behielt die Ionischen Inseln nur bls zum
Jahre 1N00, in welchem dieselben Republik wurden. 1807, im Frieden von Tilsit, wurden die
Ionischen Inseln erneut Frankreich abgetreten: die Westküste^der Adria kommt zur cisalpinischen
Republik, dann zum Königreiche Italien, der südliche Teil bleibt beim Königreiche Neapel. —

Ie länger die Ostküste der Adria kulturell von Rom und dann von Venedig abhing, desto mehr konnte sich die Idee des mnr« uostruiu bei den italienischen Völkern entwickeln.
Für die Römer kam der Weg über die Adria vorwiegend in der Querrichtung in Betracht, für die Venezianer in der Längsrichtung als Durchzugsgebiet nach der Levante. Venedig mußte zur Flankensicherung dieser langen, stets von Piraten bedrohten Linie besonders die inselreiche Ostküste selbst in Besitz nehmen. — Nur vorübergehend sind nach dem Niederbruche des römischen Reiches die Adriakusten unter einem Herrn: den Goten. — Doch wie Rom mit Illyriern, Epiroten und Mazedoniern kämpfen mußte, so muß bald wieder Italien Front gegen Ost machen, um sich gegen Byzanz zu wehren. — Ie intensiver sich im Mittelalter und bei Beginn der neuen Zeit Italiens kulturelle Individualität entwickelt, je heterogenere Elemente sich an der Ostküste der Adria niederlassen, um so schärfer tritt der Gegensatz zwischen der Ost- und Westküste hervor. In Italien vollzieht sich zudem die Bildung einer homogenen Rasse, während die Länder östlich der Adria ethnographisch zersplittert bleiben. — Bis jetzt hat noch nie ein einziges Volk die ganze Ostküste der Adria besessen. — Dies hat die Gefahren für Italien in seinem Rücken teilweise reduziert, und dieses konnte sich um so stärker nach seiner natürlichen Front, dem Mittelmeere, entwickeln. — An dieser Front ist schon früh der Verkehr auf mehrere Zentren verteilt; Genua, Pisa, Gaeta, Neapel, Amalfi leben ihr eigenes Leben, während an der Adria das mit den Interessen Italiens oft nur lose verbundene Venedig tyrannisch alles an sich reißt. Der äußerste Norden der Adria wird infolge des tiefsten Einschneidens in den Kontinent wohl für absehbare Zeit handelspolitisch der wichtigste Teil dieses Meeres bleiben. —
Ie stärker die Kulturentwicklung der zurückgebliebenen unter den Adria, ländern sich gestalten wird, desto mehr werden die alten Schlagworte über „Beherrschung der Adria", welche ja ein freies Meer ist, verschwinden.
Der gegenwärtige Weltkrieg ist für die Monarchie vorwiegend ein Kampf um die Freiheit der Adria und um die Herrschaft an deren Ostküste. Die Adria ist der Weg zum Weltmeere, der Kampf um die großen Handelswege ist auch heute die treibende Kraft. Die Orientpolitik der Monarchie muß im großen und ganzen auf der Basis der Adria aufbauen. —
Der Weg nach Saloniki ist eine sehr wertvolle Ergänzung dieser Gravitation zum Meere. Daneben behält der Donauweg zum Schwarzen Meere seine alte Bedeutung. — Die Adriaküste aber ist unsere einzige Küste, an sie knüpft sich in besonderem Maße die Zukunft der Monarchie. —
Italien hat eine große Küstenentwicklung, die zu seinem Flächeninhalte in einem auffallenden Mißverhältnisse steht; daraus entsteht sein Landhunger, der nach allen Seiten um sich greifen will; besonders das alte weltbeherrschende

Rom war bei seiner zentralen Lage im Mittelmeerbecken zur Erpansion nach allen Seiten und auch zum Hinübergreifen auf die Balkanhalbinsel bemüßigt. Das moderne Italien lebt mehr als andere Nationen seiner Vergangenheit, es zehrt von der alten Größe, es glaubt, aus alten, längst vergangenen Zeitperioden seine Lebensimpulse schöpfen zu müssen. In seiner Adriapolitik will es sich immer wieder mit den alten Zaubereliriren der Namen Rom und Venedig verjüngen. — Das moderne Italien wird aber gut tun, sich für immer mit der Westküste der Adria zu begnügen. — Die Adria bespült sozusagen die Rückseite Italiens. Dessen Front, dessen handelspolitische Fassade ist die ligurische und tyrrhenische Küste. Der Tonnenverkehr der italienischen Adriahäfen ist ja ein ganz unverhältnismäßig kleiner im Vergleich zum Verkehr der übrigen Küste.
Die Adria ist ein Teil des freien Meeres, und sie wird diese Rolle um so besser erfüllen, je mehr sich der östliche Küstenbesitz vom westlichen scheidet. — Zentraleuropa und die an dasselbe angeschmiegten Teile der Balkanhalbinsel müssen den Weg durch die Straße von Otranto in alle Meere und Länder gesichert wissen. Die Weltgeschichte kennt keine großen und mächtig gedeihenden, lange währenden Land-Imperien, welche nicht auch zur See zu herrschen gewußt, ebenso wie ein großes See-Imperium sich auch auf große territoriale Machtfaktoren stützen muß. — Die größte Macht kommt einem Imperium zu, welches die wirtschaftlichen Kräfte eines reichen und großen kompakten Landbesitzes selbst in die Welt ausstrahlt. Der Ausbau des großen kontinentalen Blocks, dessen Achse von Hamburg nach Bagdad reicht, ward jetzt zur Notwendigkeit, um ein Gegengewicht gegen die Seeherrschaft Englands zu bilden. Aber später werden nicht nur die Land-, sondern auch die Seewege diesem Block stärkeres Leben geben müssen; — möge dieses Leben von der Morgensonne der Macht und des Glanzes beschienen werden! —
Die Ostküste der Adria gehörte seinerzeit einem Land-Imperium, welches von Italien herüberstrahlte (Rom), später einem einseitigen See-Imperinm (Venedig), ihr neues Leben erhält sie ganz besonders von der hier zur dauernden Vorherrschaft berufenen österreichisch-ungarischen Monarchie, welche ihr Blut und Säfte aus dem Herzen Europas zuführt und so die Osmose des Handelsverkehrs an der Küste selbst bewirkt! —
Budapest, im März 1916.

Staatsanwalt a. D. Wetterhoss:
Die Ostsee.
Mit siegender Kraft hat deutsche Tüchtigkeit und deutsche Kultur den deutschen Namen über alle Welt getragen. In weit entlegenen Ländern und fremden Erdteilen hat deutscher Fleiß neue Wege gebahnt und unbebauten weiten Gebieten ein erblühendes Leben geschenkt. Unserem zielbewußten Handel und unserer technischen Leistungsfähigkeit gebührt zweifelsohne ein großer Teil des Verdienstes, unsere jetzigen Bundesgenossen gewonnen und ihnen ihre Kriegsfähigkeit geschaffen zu haben. Wenn auch unsere Kolonien jetzt zum Teil in Feindeshand sind, haben wir uns durch die in denselben ausgeführte weitsichtige, zähe Arbeit einen unvergänglichen Ruhm errungen. Gebe es Gott, daß wir diese Arbeit auch nach einem siegreichen Kriege mit unvermindertem Erfolge weiterführen dürfen.

So lobenswert die in der Ferne gesteckten Ziele, so groß die dort erreichten Erfolge auch sind, muß unsere Aufmerksamkeit sich aber mit näher liegenden Fragen nicht desto weniger beschäftigen. Und näher als der Balkan, viel näher als unsere Kolonien liegt uns die Ostsee. Schlagen doch ihre Wellen gegen die längste Küste des deutschen Landes.

Seit Iahrhunderten, so weit zurück, wie die Geschichte des deutschen Handels geht, wurde die Ostsee von deutschen Schiffen gekreuzt. Deutsche Macht und deutscher Einfluß bauten sich starke Festen in einer Reihe von Städten an den nördlichen Küsten der Ostsee, in Schweden, in Finnland und in den Ostseeprovinzen. Die baltischen Hafenstädte Libau, Windau, Riga, Pernau und Reval sind, wenn auch in den Händen unserer Feinde, bis zum heutigen Tage deutsch geblieben. In den Hafenstädten Schwedens und Finnlands hat die deutsche Kaufmannschaft solchen Einfluß erreicht, daß Magistrate und Räte dieser Städte bis in die Neuheit hinein zur Hälfte aus deutschen Bürgern zusammengesetzt sein mußten. Damals lag fast der ganze Ostseehandel in den Händen der deutschen Hansastädte.

Aber auch auf kulturellen Gebieten zeigte sich die Bedeutung der Ostsee als vereinendes und bindendes Glied zwischen den an der Ostsee belegenen Ländern.

Das große Werk Luthers, das in unseren christlichen Glauben neues Leben goß, trug seine Früchte in den skandinavischen Ländern, in Finnland und in den Ostseeprovinzen ebenso wie in Norddeutschland. Es war wieder die Ostsee, die sie vereinte; es war die Brücke, die sie einander näher führte, als die langen und mühsamen Wege über Feld und Land, die sogar die deutschen Lande trennten und einander entfremdeten.

Später, als die süddeutsche Religionsauffassung das norddeutsche Ketzertum mit Waffengewalt vertilgen wollte, fühlten sich Dänen, Schweden und Finnen ihren norddeutschen Brüdern so nahestehend, daß sie deren Sache zu ihrer eigenen machten. Blut und Leben haben sie geopfert im Kampf um deutsche Interessen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege blieben große Gebiete der deutschen Länder an der Ostsee in schwedischem Besitz. Schweden war eben einheitlich und stand unter einer starken, zielbewußten Regierung, während Deutschland zersplittert und dadurch schwach war.

Seinen politischen Einfluß in den Ländern an der Ostsee hat Deutschland seitdem nicht wiedergewonnen. Ihre wirtschaftliche Bedeutung haben die Ostseeländer aber nie für Deutschland verloren. Wenn auch die Macht der Hansa zurückgegangen war, blieb doch immer die Ostsee der nächstliegende und natürlichste Weg für deutschen Absatz und deutschen Handel. Nach der Einigung Deutschlands und nach dem hierauf folgenden mächtigen Erblühen unseres wirtschaftlichen Lebens hat man allerdings Handelsbeziehungen zu weit entlegenen Ländern mit dem Ziele vor Augen, den deutschen Handel zu einem Welthandel zu entwickeln, gesucht. Ich glaube mich nicht sehr zu irren, wenn ich den Eindruck gewonnen habe, daß man die Bedeutung der nordischen Länder zu gering eingeschätzt hat. Als einmal vor etwa einem Iahre in einem politischen Kreise die Rede von den Ländern an der Ostsee war, erklärte ein nicht unbedeutender Politiker, daß Deutschland nicht in der Lage sei, sich mit solchen Zwergländern zu befassen.

Es ist ja richtig, daß diese großen Gebiete — mehr als doppelt so groß als das deutsche Reichsgebiet — sehr dünn bevölkert sind. Schweden hat fünfeinhalb Millionen Einwohner, Finnland dreieinhalb, Norwegen nicht einmal drei Millionen und Dänemark kaum zweieinhalb Millionen. Diese Länder aber enthalten nicht geringe Naturschätze, die eben durch die dünne Bevölkerung, durch Mangel an Kapital und dadurch, daß keins von den wirtschaftlich mächtigeren Ländern Europas es zu seiner Aufgabe gemacht hat, diese Naturschätze zu verwerten, noch unausgebeutet daliegen. Und wer müßte das größte Interesse an den nordischen Ländern haben? Die längste Küste Deutschlands ist die Ostseeküste. Der natürlichste Weg der nordischen Länder nach Europa geht durch die deutschen Häfen, durch Königsberg, durch Danzig, durch Stettin, Lübeck, Kiel und Hamburg. Der Handel mit Deutschland hat in den skandinavischen Ländern entschieden die erste Stelle eingenommen, — allen Neigungen zur Entente zum Trotz. Auch in der deutschen Handelsbilanz nehmen die Länder an der Ostsee eine recht bedeutende Stellung ein, was ja auch ganz natürlich ist, da es die einzigen Länder Europas sind, die durch die günstigeren Verbindungen der Seewege über ein Binnenmeer, woran Deutschland als einzige Handelsgroßmacht beteiligt ist, verbunden sind. Der deutsche Handel mit den nordischen Ländern Schweden, Dänemark, Norwegen, Finnland und den Ostseeprovinzen

betrug im Iahre 1913 rund 2750 Millionen, machte somit etwa dreizehn Prozent des deutschen Gesamthandels aus. Was dies bedeutet, sehen wir noch deutlicher, wenn wir gleichzeitig bemerken, daß der Handel mit jenen Ländern ebenso groß ist, wie der gesamte deutsche Handel mit Asien, Afrika und Australien, sechs Zehntel des Handels mit Nord- und Südamerika zusammen, fünfeinhalb mal so groß wie der deutsche Handel mit sämtlichen Balkanländern. Und das sind die Zwergländer!

Um noch auf dem Gebiete der Handelspolitik zu bleiben, möchte ich aber bezüglich der weiteren Entwicklungsfähigkeit unserer Handelsbeziehungen zu den nordischen Ländern noch hinzufügen, daß die Handelsbeziehungen, obwohl wirklich nur sehr wenig von deutscher Seite aus zu ihrer Förderung getan worden ist, trotzdem auch in den letzten Iahren bedeutend gewachsen sind. Die größte Entwicklungsfähigkeit hat Finnland gezeigt, und danach kommt Schweden. Im ganzen ist der deutsche Handel mit den nordischen Ländern in den letzten fünf Iahren vor dem Kriege um mehr als dreiundfünfzig Prozent gestiegen, während der deutsche Gesamthandel nur um etwas über siebenundvierzig Prozent gestiegen ist. Dabei hat Deutschland auf manchen Gebieten besondere Anstrengungen gemacht, um die Handelsbeziehungen zu fördern. Mit den nordischen Ländern ist dies nicht in wesentlichem Grade geschehen. Man kann also sagen, daß der trotzdem stattgefundene Aufschwung ein deutliches Zeichen dafür ist, daß auf diesem Gebiete viel zu tun übrig bleibt.

Besonders was dieEinfuhr aus den nordischen Ländern betrifft, könnte von deutscher Seite aus viel getan werden. Von dem größten schwedischen Ausfuhrartikel, dem Eisenerz, wird ja der Hauptteil mit ungefähr drei Vierteln nach Deutschland ausgeführt. Die übrigen Waren aber, hauptsächlich die Erzeugnisse der Wald- und Milchwirtschaft, Holzwaren und Butter, werden überwiegend nach England erportiert. Es erscheint uns fast so, daß die Holzeinfuhr über die Ostsee sich günstiger ordnen ließe, namentlich für Nord- und Westdeutschland, als mit der Eisenbahn aus Rußland.

Unsere Ausfuhr nach den nordischen Ländern läßt sich aber auch sicher weiter entwickeln. Mit der steigenden Kultur wachsen auch die Lebensbedürfnisse. Unsere Aufgabe wird nun sein, zuzusehen, daß diese Bedürfnisse von Deutschland erfüllt werden und nicht England eine neue Aufgabe zu größerem Einfluß bieten.

Wir könnten ja mit diesen Erfolgen zufrieden sein und uns damit begnügen, die Entwicklung, die bisher so gut vor sich ging, sich weiter ohne besondere Bemühungen von unserer Seite, wie es bisher geschah, entfalten zu lassen. Die Zukunftsaussichten sind aber nicht so günstig, daß wir uns damit zufrieden geben könnten.

Das Lebensinteresse der Entente ist es, eine freie und ununterbrochene

Verbindungslinie ihrer politischen und wirtschaftlichen Machtgebiete zu erreichen.
Diese Linie ginge von Westen nach Osten, — zwischen England und dem Orient.
Das entgegengesetzte Interesse, das der Zentralmächte, ist, diese Linie abzu-
brechen und ihre Weltmacht durch die Trennung Englands vom Osten, von
Rußland und Asien, zu gründen und zu sichern.
Die Bedeutung der skandinavischen Länder in der Weltpolitik dürfte dann
so gekennzeichnet werden, daß sie im Kreuzungspunkte der beiden politischen
Linien liegen: Auf der einen Seite die Verlängerung der zentraleuropäischen
Erpansionslinie, auf der anderen die russisch-englische, kommerzielle und politische
Verbindungslinie. ^
Wenn es England nicht gelingen wird, zur Sicherung seiner Weltherrschaft
die freie Verbindung mit Rußland und dem Orient auf dem Wege über das
Mittelländische Meer herzustellen, bzw. aufrechtzuerhalten, müssen andere Wege
gesucht werden. Ie kleiner die Möglichkeiten für England werden, den Bosporus
zu gewinnen, um so wichtiger wird ihm der andere Weg nach Rußland: Der
Weg über die Ostsee und die nordischen Länder!
Um ihr Ziel, die völlige Trennung der westlichen und östlichen Machtfaktoren
der Entente zu erreichen, kann es den Zentralmächten nicht genügen, ihre Ver-
bindungslinie von der Nordsee zum Ägäischen Meere zu ziehen. Der Sieg auf
dem Balkan wird nur ein halber Sieg sein, die Besetzung des Suezkanals, die
Befreiung Ägyptens und Persiens würden nur von relativer Bedeutung sein,
solange sich England und Rußland über Skandinavien die Hand reichen
können.
Die großen wirtschaftlichen Vorteile, die die Neutralität den skandinavi-
schen Ländern geboten hat, sowie die starken Sympathien für Deutschland, die
in weiten Kreisen des schwedischen Volkes leben, und vor allen Dingen das in
diesen Ländern herrschende starke Selbständigkeitsgefühl haben es bisher verhin-
dert, daß diese Länder sich freiwillig in die Arme der Entente geworfen haben
und sich der Aufgabe gewidmet hätten, das Bindeglied zwischen den Westmächten
der Entente und Rußland zu bilden.
Wir dürfen jedoch unsere Augen der Gefahr nicht verschließen, die tat-
sächlich vorhanden ist. Die Entente arbeitet energisch und zielbewußt, um die
skandinavischen Länder für sich zu gewinnen.
Wie die Gruppierung der europäischen Mächte sich nach dem Kriege gestalten
wird, ist noch unklar. Wir müssen aber damit rechnen, daß, wenn wir wieder
Frieden haben, gemeinsame Interessen die Ententemächte auch für weitere Zu-
kunft zusammenbinden werden. Daß eine solche Tendenz wenigstens jetzt deutlich
und klar vernehmbar ist, läßt sich nicht leugnen. Nicht nur solche Reden, wie
z. B. neulich die Rede des englischen Staatssekretärs des Innern, worin derselbe
erklärte, daß die Entente sich auf einen langen systematischen Handelskrieg gegen

die Zentralmächte vorbereiten müsse, sondern auch andere Unternehmungen der Entente weisen darauf hin. Besonders in bezug auf die nordischen Länder sind bereits in diesem Sinne getroffene Vorbereitungen zu vermerken. Von englischer Seite hat man Maßnahmen getroffen, um den englisch-russischen Transitohandel über Skandinavien zu regeln, und es liegt kein Grund vor zu der Vermutung, daß diese Maßnahmen nach dem Kriege eingestellt werden. In Paris ist ein Komitee gegründet worden, um die Handelsbeziehungen zwischen Frankreich und Schweden zu fördern. Französische Agenten unter der Leitung eines in den ententefreundlichen Kreisen Schwedens eine hervorragende Stellung einnehmenden Agitators treiben eine kräftige Propaganda. In der Wühlarbeit in den skandinavischen^Ländern steht aber auch Rußland seinen Verbündeten nicht nach. Russische Minister und Politiker erklären in Reden und Besprechungen schwedischen Iournalisten, daß Rußland Schweden gegenüber die freundschaftlichsten Gefühle hege, und erzählen von der großen Bedeutung, die der russische Markt für Schwedens Handel und Industrie haben wird, wenn Deutschland von demselben jetzt ausgeschlossen sein wird. Diese Bestrebungen werden noch von in den nordischen Ländern stationierten russischen Handelsagenten und Hetzcrn unterstützt.

Unter diesem Druck haben sich die skandinavischen Länder jedoch bisher recht korrekt verhalten, das müssen wir sehr anerkennen. Aber — können wir uns damit für die Zukunft begnügen? Können wir uns darauf verlassen, daß das Ködern und Hetzen gänzlich erfolglos bleiben wird? Wenn wir uns unseren skandinavischen Stammverwandten gegenüber auch künftighin ganz passiv verhalten werden, können wir auch nicht von ihnen verlangen, daß die großen materiellen Vorteile, die ihnen unter so verlockenden Versprechungen von unseren Feinden angeboten werden, sie nicht schließlich doch uns entfremden müssen. Und wenn sie nicht standhalten, wird die Einkreisungspolitik der Entente im Norden gelingen. Was dies für uns bedeutet, liegt auf der Hand! Im Norden, wo wir früher Freunde gehabt haben, wird ein neuer Druck entstehen, der schwerer für uns zu ertragen sein wird, als irgendeine Machenschaft unserer Feinde. Und die Ostsee, die unsere Tür nach dem Norden war, wird die Tür unserer Feinde werden!

Was wir von russischen Versprechungen halten, brauche ich nicht zu sagen. Für Schweden wird es aber eine verhängnisvolle Stunde sein, wenn es den russischen Locktönen einmal Glauben schenken sollte. Die russische Drohung gegen Nordschweden dürfte wohl dadurch nicht kleiner geworden sein, daß die russischen Bestrebungen, über den Bosporus den offenen Seeweg zu erhalten, gescheitert sind. Auch das Schicksal Finnlands und der Ostseeprovinzen, dieser einstmals schwedischen Länder, müßte eine Warnung genug sein.

Auch für uns haben aber diese Länder die größte Bedeutung, und zwar

nicht nur, weil das weitere Fortschreiten der russischen Zerstörungspolitik in
den durch ihre Kultur und ihre Neigungen zu Mitteleuropa gehörenden Ländern
eine weitere Ausdehnung des Russentums bedeuten würde, sondern auch aus
anderen wichtigen Gründen. In den Ostseeprovinzen hat der Stamm unserer
deutschen Brüder einen jahrhundertelangen, zähen Kampf um seine Nationalität
geführt. Die Bevölkerung, besonders in Estland, hat während des Krieges ihre
Sympathien für Deutschland kundgegeben. In Finnland ist das ganze Volk aus-
gesprochen auf unserer Seite und harrt noch des Tages, an welchem es das russi-
sche Ioch wird, abwerfen können. Somit bilden die Ostseeprovinzen und Finn-
land durch ihre Gesinnung heute einen Keil zwischen Rußland und Europa.
Wie lange wird dieser Keil noch bestehen können? Was werden wir für seine
Erhaltung tun können? Wenn wir überhaupt noch daran denken wollen, an der
Bedeutung der Ostsee festzuhalten, dürfen wir diese Länder nicht außer acht
lassen. Wirtschaftlich sind sie uns von größtem Wert. Unser Handel mit den
baltischen Hafenstädten ist ein gewaltiger. Durch sie werden nicht nur die Pro-
vinzen selbst versorgt, durch sie geht der Weg für unseren Handel auch ins Innere
Rußlands, auf den Rußland auch in Zukunft nicht verzichten wird. Unsere
Ausfuhr nach Finnland ist ebenso groß, wie die nach der Türkei, und dies
dürfen wir nicht vergessen, wenn wir unseren Handelsbeziehungen mit der Türkei
so große Aufmerksamkeit schenken.
Was sich tun läßt, um die Ostseeländer näher an uns zu fesseln, läßt sich
hier nicht erörtern. Die Bedeutung derselben für uns müssen wir nur klar
sehen; auch dürfen wir nicht vergessen, wie viel Gemeinsames wir mit diesen
Völkern haben, wie Vieles, das uns und ihnen gehört, und das wir zusammen
zu schützen und zu pflegen haben, zur gegenseitigen Annäherung dienen kann.
Wenn wir uns dies vor Augen halten, werden sich schon Wege eröffnen, die
Völker der Ostsee um gemeinsame kulturelle und wirtschaftliche Ziele zu sammeln,
zur Wehr gegen gemeinsame völkische Gefahren zu einigen, so daß jedes von
ihnen sein freies, selbständiges Leben leben kann und sie trotzdem ineinander
Schutz und Unterstützung finden. Unter den vielen großen Aufgaben, die in
der Welt vor uns liegen, sei auch diese nicht vergessen.

Otto Iohlinger,
Dozent am Orientalischen Seminar der Universität Berlin:
Aus der englischen Volkswirtschaft.

Untersucht man, wie der Krieg in England bis jetzt gewirkt hat, so wird man sich zunächst vor Augen halten müssen, daß England von jeher gewohnt ist, lange Kriege zu führen und auch durch vorübergehende Mißerfolge nicht allzusehr beeinträchtigt wird. Der Krieg zwischen England und Frankreich hat 126 Iahre gedauert, wenn man die kurzen Unterbrechungen nicht in Betracht zieht, in denen in Wirklichkeit ja sehr oft in den Kolonien weiter gekämpft wurde. Der Kampf zwischen Holland und England dauerte dreißig Iahre. In allen diesen Kriegen ist England, ebenso wie in dem Kampf gegen Spanien, schließlich Sieger geblieben, und nur ein einziges Mal, nämlich im Kampfe mit Nord-Amerika, mußte England den Kürzeren ziehen. Der Engländer kennt daher aus seiner Geschichte die lange Dauer der Kriege genau und rechnet immer damit, daß schließlich der Feind, wenn er auch nicht militärisch oder zur See besiegt werden kann, doch auf die Dauer wirtschaftlich gezwungen wird, nachzugeben. Daraus erklärt sich auch der auffallende Optimismus, der in England bezüglich des endgültigen Ausganges des Krieges herrscht. Diese Auffassung findet man namentlich in den Arbeiterkreisen, sowie bei den breiten Massen und im englischen Mittelstand. Überall hört man — wie neutrale zuverlässige Beobachter übereinstimmend festgestellt haben —, daß der Krieg mit Deutschland sehr populär ist, und daß man durchaus mit der Niederringung Deutschlands rechnet. Zahlreiche Engländer haben sogar offen zugegeben, daß dieser Krieg für Großbritannien notwendig war, um ein allzuschnelles Emporblühen Deutschlands zu verhindern, und namentlich im Volke herrscht die Ansicht, daß, wenn England jetzt nicht eingegriffen hätte, Deutschland niemals von ihm besiegt werden würde.

Grundverschieden von der Stimmung der englischen Durchschnittsbevölkerung im allgemeinen ist die Ansicht der sogenannten „City" zu beurteilen. Hierzu gehören in erster Linie die Kreise des Bankviertels, der Börse und die Finanzleute. Diese haben — das ist übereinstimmend von genauen Kennern bestätigt worden — eine außerordentlich pessimistische Anschauung, und sie stehen auch auf dem Standpunkt, daß der Durchführung des englischen Planes natürliche Grenzen in der Finanzkraft Englands gesetzt sind. Diese Finanzleute kennen genau die Grundlagen des Londoner Geldmarktes, der bisher überwiegend auf dem Vertrauen in die Zahlkraft Englands basierte, und dieses Vertrauen ist durch den Krieg auf das

Schwerste erschüttert worden. Mit einem ausgesprochenen Angstgefühl sehen diese Kreise ihre Hauptgeldquellen versiegen, und Redensarten, wie die von Lord Haldane, „daß England aus diesem Kriege als ein armes Land hervorgehen werde", haben den Londoner Bankherren einen großen Schrecken eingejagt. In noch viel stärkerem Maße wurde das Gefühl der englischen Bankwelt erschüttert durch die Bemerkung von Bonar Law, „daß England den Staats-Bankerott riskieren müßte, um diesen Krieg zu gewinnen". Das ist bisher in England noch nicht dagewesen. Es ist klar, daß die Kreise, die einen tieferen Einblick in die Leistungsfähigkeit Englands haben, nicht so vertrauensvoll gestimmt sind, wie die oberflächlichen englischen Beurteiler der Aussichten.

Wenn man sich über die Stimmung der Londoner Bank- und Börsenwelt gut informieren will, dann braucht man nur das ganz ausgezeichnete Fachblatt „Economist" durchzulesen. Dort kommen die ernsten Gedanken, die der Engländer sich über die Finanzlage und die Aussichten des Krieges macht, uneingeschränkt zum Ausdruck. Namentlich im Briefkastenteil des „Economist" findet man oft Mitteilungen, die weder im Handelsteil des „Economist", noch überhaupt in irgend einer englischen Zeitung veröffentlicht werden. Unter der Überschrift „lütter» 5o tbe N6itor" findet man regelmäßig Zuschriften englischer Bankkreise, die dort ihrem gepreßten Herzen Luft machen, und mehr als einmal ist an jener Stelle von Männern, die über die Verhältnisse nachgedacht haben, zugegeben worden, daß der englischen Kriegsführung auf die Dauer Grenzen gesetzt sind. Am deutlichsten kam dies u. a. in einem Brief im „Economist" vom 30. Oktober 1915 zum Ausdruck, wo ein Mann, der sich „Acceptor" nannte und anscheinend den Londoner Bankkreiseu angehört, auf die empfindlichen Schwächen Englands in deutlicher Form hinwies. Dieser Verfasser ging in seiner Zuschrift davon aus, „daß England bisher als ein unüberwindlicher Turm an finanzieller Stärke bezüglich der Verbündeten betrachtet worden sei, und daß auch die Engländer angenommen hätten, mit Leichtigkeit ihren Gegnern in finanzieller Beziehung Widerstand leisten zu können. Der jetzige Krieg habe aber — so heißt es weiter — viele Erwartungen zerstört, und nach den bisher gemachten Erfahrungen sei es fraglich, ob das Vertrauen in die englische Finanzkraft gerechtfertigt sei."

Bei dieser sehr interessanten Ausführung muß man aber berücksichtigen, daß die durchaus zutreffende Erkenntnis nicht Allgemeingut des englischen Volkes geworden ist, sondern sich nur auf wenige einsichtige Kreise beschränkt. Ins britische Volk ist die Ansicht nicht gedrungen, und der Kreis der Personen um den „Economist" herum dürfte nicht allzu umfangreich sein. Ferner muß man bedenken, daf der „Economist" pazifistische Tendenzen hat und daher zurzeit über keinen allzu großen Einfluß in der englischen Oeffentlichkeit verfügt. Er ist nur ein Spiegelbild einer besonderen Art von Engländern.

Otto Iöhlinger Aus der englischen Volkswirtschaft
Unter den Schwierigkeiten, unter denen England zu leiden hat, steht zweifellos das Schiffahrts - Problem an allererster Stelle. Der Mangel an Frachtraum und die damit zusammenhängende Steigerung der Frachten wirken so empfindlich im englischen Erwersleben wie kein anderer Faktor. Die Frachtsätze sind auf einen Stand emporgeschnellt, wie er seit einem halben Iahrhundert nicht mehr dagewesen ist, und es ist ganz klar, daß hierdurch der Bezug ganz außerordentlich verteuert, der Erport sehr erheblich erschwert wird.
Die Ursachen der ungewöhnlichen Frachtsteigerung sind zunächst darin zu suchen, daß auf dem Weltmarkt die deutsche, österreichische und zum Teil auch die griechische Handelsflotte fehlen, die einen sehr erheblichen Teil des Frachtangebotes auf dem Weltmarkt bewältigt haben. Hinzu kommt, daß die übrigen Flotten nicht in vollem Umfang für private Transporte zur Verfügung stehen, sondern für militärische Zwecke benutzt werden. Nach englischen Pressemeldungen sind allein von der britischen Handelsflotte schon ursprünglich 10 Prozent für die Zwecke der Admiralität requiriert worden, d. h. die englische Handelsflotte bestand im Iahre 1915 anstatt aus 20 000 Dampfern nur noch aus 18 000; 2000 Dampfer dienten maritimen Zwecken; sie wurden für Kohlentransporte, Wachdienst in der Nordsee usw. benutzt. Im Laufe der Zeit wuchsen die Ansprüche der Admiralität immer mehr angesichts der wachsenden Truppentransporte, der Verpflegung der überseeischen Kontingente, der Kohlenbeschaffung usw. Wieviel Schiffe die britische Marineverwaltung jetzt mit Beschlag belegt hat, ist nicht bekannt gegeben.
In der englischen Presse wurde kürzlich behauptet, daß von einem Gesamttonnengehalt der britischen Handelsflotte von 20 Millionen Brutto-Register-To.
5 Millionen Brutto-To. im Heeresdienst stehen, d. h. 25 Prozent der Flotte. Auch diese Zahl hat inzwischen eine Steigerung erfahren.
Nach den im Oktober des Iahres 1915 bekannt gegebenen englischen Angaben sind allein im September des Iahres 1915 56 Schiffe mit 164,22? To. als verloren angegeben worden gegen 43 mit 143,191 To. im September des Vorjahres und 12 mit 27,343 im Iahre 1913. Rechnet man diese Zahl zu den Vormonaten, so ergibt sich, daß bis Anfang Oktober 1915 in den 9 Monaten England 506 Schiffe mit 1 256 922 To. als Verlust amtlich zugegeben hat, gegen 191 Schiffe mit 461 423 in der gleichen Vorjahrszeit. In Wirklichkeit ist der Verlust naturgemäß erheblich größer und dadurch die Leistungsfähigkeit der englischen Flotte außerordentlich eingeschränkt. Nach deutschen Schätzungen waren bis Ende November 6 Prozent der englischen Handelsschifftonnage als verloren anzusehen.
Zu einem ähnlichen Resultat kommt auch eine Aufstellung der „Kölnischen Zeitung" von 20. Ianuar 1916, in der alle Namen der untergegangenen englischen Schiffe aufgeführt sind. Die Ergebnisse dieser Liste in Prozenten umgerechnet bieten folgendes Bild: Da 1913 die englische Handelsflotte aus 11 328

Schiffen über 100 Tonnen bestand, beträgt der Verlust bei dem Untergang von 637 Schiffen 5,6 Prozent des Bestandes. Der verfügbare Laderaum ist in noch größerem Maße betroffen. Er betrug 1913 — nach der letzten uns zur Verfügung stehenden Statistik — insgesamt 21045049 Tonnen; ein Verlust von 1470351 Tonnen macht also etwa 6,96 Prozent des ganzen Raumes aus. Recht interessant ist auch die Prozentberechnung bei der fran , zösischen Handelsflotte, die 1911 1377 Schiffe über 100 Tonnen mit 1273593 Tonnen umfaßte. Während der Verlust der 55 Schiffe etwa 4 Prozent des Bestandes ausmacht, beträgt der Prozentsatz des vernichteten Raumes nicht weniger als 11,7 Prozent, weil es sich meistens um große Transportschiffe gehandelt hat.

Wie schon erwähnt, hängt die Erhöhung der Frachten auch mit derReqni , rierung der Dampfer zusammen. So schreiben u. a. die „Times": „Die Neutralen haben nur Vorteile von den englischen Schwierigkeiten. Sie können jetzt ohne Rücksicht auf die Kosten Schiffe bauen. Die von der englischen Regierung bei der R eq u ir ie run g geübten Grundsätze haben den größten Einfluß aufdie Erhöhung der Frachtsätze. Diesen Methoden haben die neutralen Reeder das Anwachsen ihrer Macht zu verdanken. Ebenso wie für die Rekrutierung müßte auch für die Requirierung der Schiffe ein weitschauender Plan aufgestellt werden."

Um der Schwierigkeiten aus der Frachtsteigerung Herr zu werden, hat die englische Regierung eine Reihe sehr einschneidender Maßregeln vorgenommen. In erster Reihe gehört dazu das Gesetz vom 1. Dezember 1915. Hierdurch wird die englische Regierung ermächtigt, für die Verfrachtung von Kohlen und anderen Waren irgend ein in England eingetragenes Schiff zu beschlagnahmen und seit dem 1. Dezember 1915 kann kein britisches Schiff über 500 To. Ladefähigkeit von einem neutralen Hafen zum anderen Hafen Ladung bringen, falls es nicht eine besondereLicenzin London erhalten hat. Damit hat die englische Regierung sich das Recht gesichert, die gesamte englisch e H an d e l s f l o tte für englischen Handel zu beschlagnahmen, und den Handel der neutralen Länder zu unterbinden. Diese Maßregel hat mit Recht in englischen Schiffahrtskreisen einen starken Widerspruch hervorgerufen, und damit hängt es auch zusammen, daß die englische Regierung bis jetzt von der ihr eingeräumten Befugnis nur sehr wenig Gebrauch machte.

Man darf freilich bei dem Frachtproblem einen sehr wichtigen Faktor nicht übersehen, nämlich, daß England hierdurch nicht so sehr geschädigt wird wie Italien und Frankreich. Denn der weitaus größte Teil der nach England fahrenden oder von dort abgehenden Schiffe fährt unter englischer Flagge und gehört englischen Gesellschaften. Die Aktionäre sind zum größten Teil

Engländer, nur ein geringer Prozentsatz befindet sich außerhalb des Landes. Diese Schiffahrts-Gesellschaften verdienen jetzt ungeheure Beträge, und das Geld, das die Bevölkerung auf der einen Seite für hohe Brotpreise zahlt, fließt auf der anderen Seite den englischen Reedern und den in Her SchiffahrttätigenenglischenPersonenzu. Es handelt sich also zum Teil um eine Kapitalsverschiebung mit dem Erfolg, daß ein sehr beträchtlicher Teil des Geldes in England verbleibt. Dieses Kapital kommt der englischen Volkswirtschaft befruchtend zugute, sodaß am Endresultat die hohen Frachten, namentlich beim Erpolt, für die englische Volkswirtschaft gar nicht immer so ungünstig sind, wie man im allgemeinen annimmt.

Eine wichtige Frage ist, was von den Riesen-Einnahmen den Reedern als Gewinn verbleibt. Die Schiffahrts-Gesellschaften nehmen jetzt oft das Zehnfache dessen ein, was sie in Fnedenszeiten buchen können. Es ist aber sicher, daß der Gewinn der Gesellschaften nicht zehnmal so groß ist, wie sonst. Ein erheblicher Teil der englischen Handelsflotte ist ja, wie schon erwähnt, produktiven Arbeiten entzogen. Die von der Admiralität vergüteten Sätze (ca. 11 »d. pro To. nnd Monat) sollen nach englischen Quellen nicht so hoch sein, daß daraus Gewinne erzielt werden. Hinzu kommt, daß die Unkosten der Reeder wesentlich größer sind, als sonst. Es müssen höhere Löhne an das Schiffspersonal gezahlt und größere Aufwendungen für Nahrungsmittel, Proviant und dergleichen gemacht werden.

Ferner ist zu berücksichtigen, daß die Versicherungs-Gesellschaften jetzt ganz andere Prämiensäße erheben, als in Friedenszeiten. Denn die Riesenverluste, die die Versicherungs-Gesellschaften schon bis jetzt erlitten haben, bringen es mit sich, daß sie erheblich höhere Prämien berechnen als früher. Auch sind die Gewinne der Reedereien durch die Torpedierungen und sonstigen Schiffsunfälle stark reduziert worden. Man kann den Geldwert der seit Kriegsausbruch verloren gegangenen Schiffe bei den heutigen Dampferkosten für England auf rund IMilliardeMark beziffern.

Bei dem jetzigen hohen Stand der Frachten muß man berücksichtigen, daß nicht alles, was der Engländer für Fracht bezahlt, in englische Taschen fließt. Zwar ist schon erwähnt worden, daß der weitaus größte Teil des Verkehrs von englischen Schiffen bestritten wird, aber ein wesentlich größerer Teil als in normalen Zeiten wird auch auf neutralen Dampfern verladen, und wieviel die neutralen Reeder jetzt verdienen, geht daraus hervor, daß eine Reihe von skandinavischen Schiffahrtslinien 150 Prozent und mehr Dividende ausschüttet.

Wieviel neutrale Schiffe jetzt immer noch nach England kommen, ersieht man aus folgender Aufstellung:

Die Zahlen für die Ankunft von Tonnage in Großbritannien in den Monaten Oktober, November, Dezember lauten folgendermaßen:

	1913:	1915:
Britische Schiffe	8 347 584 t	5 728 259 t
Ausländische Schiffe	4 286934 t	2 667 269 t
Insgesamt	12 634518 t	8 395 528 t

Die Ankunft britischer Tonnage ist also im Kriege um 31 v. H. gefallen, die ausländische Tonnage um 37 v. H., die Gesamt-Tonnage um 33 v. H., d. h. 67 Schiffe müssen jetzt dieselbe Arbeit leisten, wie früher 100 Schiffe. Von diesen 67 Schiffen gehören nur 46 Groß-Britannien, 21 dem Auslande. Der Anteil der neutralen Schiffahrt an dem Gesamtquantum ist immer noch ungefähr so groß wie in Friedenszeiten, d. h. er stellt sich auf ein Drittel der Transporte.

Der Kohlenmarkt hat in England eine vollständige Umwälzung er-
fahren, einerseits im Hinblick auf den Mangel an genügenden Arbeitern, anderer, seits im Zusammenhang mit dem Ausfuhrverbot, das für Kohlen erlassen worden ist. Um einem weiteren Steigen der Kohlenpreise vorzubeugen, hat die englische Regierung im allgemeinen den Erpolt von Kohlen untersagt. Es wird nur dann eine Erlaubnis zur Ausfuhr von Kohlen erteilt, wenn ein zwingendes Bedürfnis nachgewiesen wird und feststeht, daß die Kohlen nicht direkt oder in-direkt in feindliche Hände gelangen. Infolge des Verbotes haben sich in den eng» lischen Grubenbezirken große Mengen von Kohle angehäuft, und da hierdurch die Gewinne der Kohlengrubenbesitzer beeinträchtigt wurden, ist versucht worden, eine Ermäßigung der Lohne durchzusetzen, ein Vorgehen, das
gerade in der Zeit der Teuerung nicht unbedenklich ist. Nach Meldungen aus Südwales sind dort bereits die Löhne um fünf Prozent herabgesetzt worden. In, folge des Mangels an Schiffsraum mußten Feierschichten eingeführt werden, ja die Zechen mußten sogar an einigen Tagen völlig still liegen.

Unter den Verhältnissen des englischen Kohlenmarktes haben, wie bei Be-sprechung der Frachtverhältnisse schon erwähnt wurde, vor allem die Bundes-genossen zu leiden, und in Frankreich wie in Italien macht sich gegen den hohen Tribut, den diese Bundesgenossen in Form der Kohlenpreise zu entrichten haben, eine außerordentliche Mißstimmung bemerkbar. Aus Frankreich liegt folgende Meldung hierzu vor: Der Vorsitzende der Bergwerkskommission, Abgeordneter Roden, machte über den Tribut Frankreichs für englische Kohlenlieferungen fol-gende spezialisierte Aufstellung: An Kohle wird in Frankreich mehr als zwanzig Millionen Tonnen, fast vierundzwanzig Millionen eingeführt. Der mittlere
Preis beträgt pro Tonne achtzig Franken. Er setzt sich folgendermaßen zu-sammen: Lieferungspreis in Cardiff oder Newcastle 32 Franken die Tonne; Fracht nach Marseille 75, Bordeaur 58, Saint Nazaire und Nantes 48, Ronen 32 Franken. Der Durchschnittspreis der Fracht ist demnach 40 Franken. Mit Einschluß der Liegegelder, Versicherung, Courtagekosten u. a. kommt die Tonne durchschnittlich auf 80 Franken zu stehen. Bei Zugrundelegung

von zweiundzwanzig Millionen Tonnen englischer Einfuhr belaufen sich dem-
nach die jährlichen Zahlungen an England allein für Kohle
auf 1760 Millionen Franken, bei Berücksichtigung des Wechselkurses
sogar auf 1936 Millionen Franken.
Untersucht man alle die Momente, die von nachteiliger Wirkung sowohl
auf die wirtschaftliche Entwicklung Englands, als auch auf die Stimmung der
englischen Bevölkerung sein können, so wird man dabei neben der Lage am Frach-
tenmarkt in erster Reihe auf die Teuerung wichtiger Erzeugnisse
kommen. Das Durchschnittsniveau sämtlicher Preise ist in England während des
Krieges andauernd gestiegen, und es ist anzunehmen, daß die Preise auch weiter
eine steigende Tendenz behalten, und daß das bisherige Niveau noch ganz
erheblich überschritten wird. Ein Vergleich mit Deutschland ist nicht ohne
weiteres zu ziehen, weil hier Qualitätsunterschiede in Betracht kommen; dies
gilt namentlich für Nahrungsmittel. Absolut betrachtet stellen sich die Nahrungs-
mittelpreise, soweit Getreide, Mehl, Brot etc. in Betracht kommt, jetzt in England
höher als in Deutschland. Dabei ist aber zunächst zu berücksichtigen, daß bei uns
das Roggenbrot die Hauptnahrung darstellt, in England dagegen das Weizen-
brot. Weizen ist selbst in Friedenszeiten stets teurer als Roggen, und daher
ist auch sonst der Brotpreis in Deutschland durchschnittlich niedriger, als in
England. Nimmt man den Preis für deutsches Weizenmehl, so muß man dabei
berücksichtigen, daß in der jetzigen Kriegszeit das deutsche Mehl wesentlich
schärfer ausgemahlen ist, lediglich aus heimischem Weizen besteht, ohne ZnsaH
fremder Qualität, und außerdem vermischt mit Roggenmehl ist. Das sind
Momente, die man nicht außer acht lassen darf. Wenn England ähnliche Vor-
schriften für die Ernährung erlassen würde, wie Deutschland, also scharfe Aus-
mahlung, Vermischung mit billigeren Getreidearten etc., so würde auch dort der
Mehlpreis niedriger sein. Wenn man also behauptet, daß in Deutschland das
Brot billiger ist, als in England, so muß man unbedingt zunächst den Vor-
behalt der Qualitätsunterschiede machen.
Sieht man hiervon ab, so ergibt sich nach englischen Statistiken, daß im
Durchschnitt die Preise in England nicht so schnell gestiegen sind, wie in Deutsch-
land. Es hängt das damit zusammen, daß die Rohstoffe einer Reihe von Indu-
strien wie: Baumwolle, Wolle, Kautschuk, Hanf etc., in England wesentlich billi-
ger sind als bei uns, und daß infolgedessen der Durchschnitt aller Preise
in England ein niedrigeres Niveau ergibt als in Deutschland. Nichtsdesto-
weniger sind, an sich betrachtet, die englischen Preise außerordentlich hoch, und
sie haben jetzt ein Niveau erreicht, wie seit langer Zeit nicht mehr. Die beste
Übersicht hierfür geben die englischen Inderzahlen, welche die Zeitschrift
„Economist" regelmäßig berechnet. Diese Zahlen verstehen sich freilich nur
für den Großhandel, wobei bemerkt sei, daß im Kleinhandel noch wesentlich
stärkere Erhöhungen eingetreten sind. Die wichtigsten Veränderungen der Preise

seit dem Anfang des Iahres 1914 sind aus nachstehender Aufstellung ersicht-
lich:

^. ^.^ ^ ^ . Verschiede-
3' 1 ^1"' Webstche Mineralien U- fH , su- Pro-
u. Fleisch Butter usw. Gummi. Ol ammen: zentual
usw.
EndeIanuar1914 562^/, 356 626 502 571^ 2618 119,0
„ August 1914 641 369 626 474 588 2698 122,6
„ Dezbr. 1914 714 414^/, 509 476 686^ 2800 127,3
„ März 1915 840 427 597 «44 79? 3305 150,2
„ Dezbr. 1915 89? 446 731 711^/, 848^ 3634 165,1
„ Februar1916 983 520 805^/, 801 897^/z 4008 182,2

Als Gründe für das Anschwellen der Warenpreise führt der „Economist"
vor allem die ungeheure Verschwendung von Lebensmitteln durch die Heere und
den Mangel an Frachtraum an. Das Blatt zitiert die Ausführungen aus einer
Rede, die der Premierminister im November 1915 einer Abordnung der eng-
lischen Arbeiterschaft gehalten hat, wobei eine zahlenmäßige Feststellung der
Verteuerung der Lebenshaltung gegeben wurde, die sich wie folgt
verteilte:

Es haben sich erhöht seit Kriegsausbruch:
Lebensmittel um 40°/,
Mieten 2 °/,
Heizung und Beleuchtung 25°/,
Kleidung 30°/,
Sonstiger Bedarf 15°/,

Der Minister hätte auch noch hinzufügen können, daß neben diesen erhöhten Ab-
gaben für die Lebenshaltung auch noch die gesteigerten Steuern in
England die Lebenshaltung erschweren. Fleisch ist in England so teuer geworden,
daß man bereits ein Nachlassen des Verbrauchs festgestellt hat.

Die Teuerung macht sich für das Wirtschaftsleben Englands, wie bemerkt,
sehr unangenehm fühlbar. Vor allem wirkt sie sehr ungünstig auf die Han-
delsbilanz ein; denn trotzdem die Einfuhrmengen oft gar nicht größer
sind, als in Friedenszoiten, muß England einen wesentlich höheren Betrag, in
Geldwert ausgedrückt, an das liefernde Ausland zahlen, wodurch die Verpflich-
tungen Englands wachsen. Selbst wenn man die Fracht, die ja bis zu einem
gewissen Grade England wieder zuströmt, abzieht, ist das Durchschnittsniveau
der überseeischen Preise — man denke nur an Getreide, Baumwolle, Wolle —
auf dem Weltmarkte wesentlich höher, als in Friedenszeiten, und die Verschlech-
terung der Handelsbilanz hängt zu einem Teil mit den hohen Auslandspreisen
zusammen. Man sieht dies deutlich bei Getreide, wo die Einfuhrmengen erheb-
lich gegen frühere Iahre zurückbleiben, der Geldwert aber ganz beträchtlich höher
ist, als je zuvor.

Nichtsdestoweniger wäre es falsch, die Einwirkung der Teuerung auf die Stimmung der englischen Bevölkerung zu überschätzen. Gewiß haben die hohen Preise unangenehme Folgen sowohl für die englische Nationalwirtschaft im allgemeinen, als auch für die Privatwirtschaft im besonderen. Das Budget des Arbeiters wird viel mehr belastet als sonst, und die hohen Preise machen oft eine Einschränkung des Verbrauches notwendig. Aber ein sehr großer Teil der englischen Arbeiter ist gut beschäftigt, und es werden wesentlich höhere Löhne erzielt als in Friedenszeiten. Die Zahl der Arbeiter hat infolge Einstellung in das Heer abgenommen, so daß die zurückgebliebenen Arbeiter hohe Löhne fordern und auch durchsetzen können. Genaue Ziffern über die Steigerung des Einkommens in England sind nicht bekannt geworden. Man gewinnt aber den Eindruck, als ob in vielen Fällen die Lohnerhöhungen ausreichen, um die Kosten der gesteigerten Lebenshaltung zum größten Teil zu decken. Solange die Lebenshaltung in England nur durchschnittlich um dreißig Prozent verteuert wird, ist es verfehlt, starke Wirkungen auf die Stimmung der Engländer zu erwarten.

Wie sich die englische Getreide-Statistik zu Beginn des Iahres 1916 im Vergleich mit früherenIahren stellte, zeigt nachstehende Gegenüberstellung:

Weizen-Ein fu hr vom 1. September bis 1. Januar,
in Millionen Quarter

1915:	1914:	1913:	1912:
6,90	8,73	7,76	7,69

Nimmt man das ganze Jahr 1915, so ergibt sich, daß der Import von Weizen und Mehl seit Iahren nicht mehr so gering war, wie im letzten Iahre. Es betrug nämlich die Netto-Einfuhr von Weizen und Mehl in England:

1915: 23,8 Millionen Quarters
1914: 26,8 „
1913: 27,8 ,.
1912: 28,- „
1911: 2b,4
1910: 27,1 ..
1909: 25,8

Daraus erhellt, daß die Einfuhr von Getreide ganz wesentlich niedriger gewesen ist, als im Durchschnitt der letzten Friedensjahre. Auch die Einfuhr von Mehl war kleiner. Sie stellte sich auf:

1915: i9?5,000 Millionen Quarters
1914': 1476,165
1913: 1577,832
1912: 1361,835

Auch hier ist ein sehr erheblicher Rückgang eingetreten.

Aus der englischen Volkswirtschaft
Otto Iöhlinger

Im Gegensatz zur Einfuhr waren die Ablieferungen der briti,
schen Landwirte verhältnismäßig recht reichlich; sie betrugen seit Beginn
des Erntejahres bis 1. Ianuar:

1915: 2,83 Millionen Quarters
1914: 2,86 „
1913: 2,25 ,.
1912: 1,77 ..

Aber diese großen Ablieferungen waren nicht imstande, das Einfuhrdefizit auszu,
gleichen. Die heimische Versorgung, d. h. Einfuhr und Ablieferungen
von Getreide und Mehl zusammen, stellte sich auf:

1915
: 10,71 Millionen Quarters
1914
13,0? ..
1913
",60 ..
1912«
12,82 ..

Da der heimische Verbrauch unverändert groß war, teilweise sogar größer als
in Friedenszeiten, so haben die Bestände von Weizen und Mehl an den englischen
Hafenplätzen eine Abnahme erfahren; sie stellten sich Anfang Ianuar auf:

1915
: 1,40 Millionen Quarters
1914
2^3 ..
1913
2,21 „
1912-
2,2b „

Wieviel von englischem Weizen noch nicht abgeliefert ist, läßt sich nicht sagen.
Von englischer Seite aus wird eine sehr hohe Ziffer verbreitet, nämlich 5,16 Mill.
Quarter gegen 3,63 Mill. Quarter in der gleichen Vorjahrszeit. Diese Ziffer
dürfte aber übertrieben und nur darauf berechnet sein, einen gewissen Druck
auf die Preise auszuüben, im Hinblick darauf, daß noch viel Reserven in Eng-
land zur Verfügung stehen. Man wird gut tun, dieser Ziffer gegenüber Zurück,
haltung zu bekunden; denn nach den Angaben, die man über die englische Ernte
bis jetzt erhalten hat, kann man kaum damit rechnen, daß die noch nicht abge-
lieferte Menge so groß sein kann.

Die sogenannten „schwimmenden Mengen" von Weizen, die Anfang Ianuar
per Schiff nach England unterwegs waren, stellten sich auf:

1,73 Millionen Quarter im Januar 1915
1,85 1914
1,56 .. .. ,. „ 1913
1,69 , 1912

Verglichen mit dem großen Bedarf Englands reichen die bisherigen Zufuhr-
ziffern nicht aus.

Otto Iöhlinger
Aus der englischen Volkswirtschaft
Stellt man Bedarf und Versorgung gegenüber, so zeigt sich, daß die Ver-
hältnisse niemals so ungünstig waren, wie im Iahre 1915; denn es betrugen:
Versorgung: Bedarf:
1915:
1914:
1913:
1912:
1911:
1910:
1909:
30100000
33483000
33029000
33269000
31753000
33 202 000
31182 000
33000000 Quarter
33000000
33000000
32 750000
32 750000
32 500000
32250000
Der Durchschnittspreis für englischen Weizen betrug Anfang Ianuar:
1916
1915
1914
1913
54 nn
" ..
30 ..
9 a
4 «
Der ausländische Weizen ist noch viel stärker gestiegen.
Ianuar Manitoba-Weizen in England:
So kostete Anfang
1916
1915
1914
1913
66 nn
36 ,.
38 ..
6 <1
6
9 .
Der Preis von Mehl hat eine dementsprechende Erhöhung erfahren.
Anfang Ianuar:
Er betrug
1916
1915
1914
1913
48 »b
40,.
26 ..
27 .

6 cl
6 ,.
6-
Die Tatsache, daß die Preise, die England jetzt anlegen muß, höher sind, als
in normalen Zeiten, und daß dafür nur geringere Mengen erhältlich sind, kommt
am schärfsten zum Ausdruck in der englischen Handelsbilanz. Die
Vergrößerung der Passivität wird durch den anormalen Stand der Seefrachten
weiter gesteigert. Ferner aber erfährt die Handelsbilanz dadurch noch eine Ver-
schlechterung, daß die teuren Frachten auf den Er» ort hemmend einwirken; sie
steigern die Spesen, mit denen die Erporteure zu kalkulieren haben. Im Verein
damit sind die Absatzmöglichkeiten auf dem Weltmarkt eingeschränkt, weil die
Wirtschaftslage — infolge von Moratorien und ungünstigen Geldverhältnissen
— sich in sehr vielen Ländern durchaus nicht günstig gestaltet, wodurch die Aus-
fuhr des Iahres 1915 gewaltig hinter normalen Zeiten zurückbleibt. Der eng,

lische Erport hatte im Iahre 1913 einen Wert von 525 Millionen Pfund Sterling. Im Iahre 1914 sank er auf 430 und im Jahre 1915 auf 384 Millionen Pfund Sterling. Vorläufig wird man an eine Belebung der Ausfuhr Englands kaum denken können, da ein großer Teil der Industrien Englands, die sonst für den Erport arbeiten, jetzt in erheblichem Umfang Kriegsmaterial herstellen oder, wie z. B. die Stahlwerke, für die englische Regierung beschäftigt sind. Dadurch wird ein großer Teil der Produktion, der sonst nach dem Auslande geht, im Inlande absorbiert. Hinzu kommt, daß zahlreiche Erport-Industrien infolge der Arbeiter-Einberufungen ihren Betrieb einschränken mußten.

In normalen Zeiten steht einer Verringerung der Ausfuhr meist auch ein Rück, gang der Einfuhr gegenüber. Das ist in England jetzt aber nicht der Fall. Die Einfuhr ist vielmehr erheblich größer als sonst, was zum Teil mit den umfangreichen Lieferungen für die Marine und den Heeresbedarf zusammenhängt. Dabei muß man bedenken, daß in Wirklichkeit die englische Einfuhr viel stärker ist, als in der Statistik zum Ausdruck kommt, weil die Mengen, die für Rechnung der Regierung gekauft sind, in der Statistik nicht erscheinen. Fachmännischer Berechnung zufolge sollen die Käufe der Regierung monatlich 200 Millionen Mark erfordern. Das Passivum ist demnach, wenn diese Ziffer richtig wäre, um jährlich 2,4 Milliarden Mark höher, als zahlenmäßig aus der Handelsbilanz hervorgeht. Im letzten Iahr betrug diese zahlenmäßige Passivität bereits 4'/2 Milliarden Mark. Die wirkliche Mehrverpflichtung würde sich demnach auf über 6 Milliarden Mark belaufen!

Amtsrichter Gustav Schneider:

Das Rätsel des Todes und das Problem des Lebens.

In Zeiten, wo die Sense des alten Schnitters Tod der Menschheit Garben in Massen dahinmäht, wo Tausende und Abertausende auf den Schlachtfeldern durch feindliche Geschosse fallen oder in den Lazaretten an den Folgen der Verwundungen und an Seuchen und Krankheiten sterben, da drängt es den denkenden Menschen mehr als sonst, dem Rätsel des Todes nachzusinnen und die Probleme zu lösen, die eng mit jenem Rätsel zusammenhängen. Wenn Platon und Aristoteles mit Recht darauf hingewiesen haben, daß mit dem Verwundern das Philosophieren begonnen hätte, und Schopenhauer darin Recht hat, daß sich die Verwunderung am meisten der Erscheinung des Todes gegenüber geltend mache,

so sollte man meinen, daß die Erörterung jenes Rätsels in der philosophischen Literatur den breitesten Raum einnehmen müsse. Man begegnet ihr aber in der neueren Philosophie im Verhältnis zu früheren Zeiten nicht sehr häufig. Die eine Hauptrichtung der zeitgenössischen Philosophie, die ihr Denken an Kant orientiert, hält die Frage durch dessen Scheidung zwischen Wissen und Glaube und seine praktische Begründung der Unsterblichkeit für erledigt; die andere, die positivistische, lehnt — getreu ihrem Grundsatz, nicht über die Erfahrung hinauszugehen — die Behandlung eines Problems ab, das sich auf das unerfahrbare Gebiet bezieht. Eine theoretische Begründung der Unsterblichkeit findet man daher — wenn man von der halbwissenschaftlichen Literatur des Okkultismus und Spiritismus absieht — nur bei einigen wenigen neueren Denkern. Sie ist freilich auch nicht ganz leicht zu liefern. Hat auch der Materialismus, der die organische Materie und Gehirnbewegungen als zureichende Ursache des Bewußtseins ansah, gänzlich versagt, so hat sich doch im Laufe der letzten Iahrzehnte immer deutlicher gezeigt, daß an der organischen Materie vorgehende Verändernngen eine notwendige Bedingung für die Entstehung des Bewußtseins sind. Dieses erlischt bei dem traumlosen Schlaf, der Narkose, der Ohnmacht; es nimmt zu und ab nach Maßgabe des körperlichen Organismus, wie man es auf den verschiedenen Altersstufen feststellen kann; es hängt ab von der Gesundheit und Krankheit des Leibes, insbesondere des Gehirns, was sich deutlich bei dem Rausch und dem Wahnsinne zeigt. Setzt man die Seele und das Bewußtsein einander gleich, wie es die Mehrzahl der heutigen Psychologen und Philosophen zu tun pflegt, so deutet die Analogie der erwähnten Zustände darauf hin, daß die Seele den Verfall des Leibes, der mit dem Tode eintritt, kaum überdauern könne. Reicht die Seele aber weiter als das Bewußtsein, so ist ihr das Bewußtsein überragender Teil für dieses unbewußt. Erst weitere metaphysisch« Untersuchungen können darüber entscheiden, ob jener überragende Teil absolut unbewußt, oder ob er nur für unser an Bewegungen der Großhirnhemisphären geknüpftes Bewußtsein, das wir auch Oberbewußtsein nennen, unbewußt, an und für sich selber aber bewußt zu denken ist. Auch in diesem letzten Falle könnten wir auf eine persönliche, individuelle Fortdauer nach dem Tode nur dann schließen, wenn jener überragende Teil der Seele die Fähigkeit hätte, von sich aus das Oberbewußtsein, an dem die Fähigkeit der Wiedererinnerung und weiter unsere Individualität und Persönlichkeit hängen, ohne Mitwirkung der organischen Materie hervorgehen zu lassen. Entsteht das Bewußtsein jedoch nur infolge eines Zusammenwirkens jenes überragenden Teiles der Seele und der organischen Materie, so kämen wir — einerlei, ob jener Teil absolut oder nur für unser Oberbewußtsein unbewußt ist —, zu dem Schluß, daß unser Ich bei dem Tode in ähnlicher Weise endgultig erlischt, wie es sonst bei dem traumlosen Schlaf und in der Ohnmacht zeitweilig schwindet. Es wäre dann ausgeschlossen, daß uns die quälenden Träume, von denen Hamlet spricht, nach

dem Tode verfolgen könnten. Dieser brächte uns vielmehr den Frieden des traumlosen Schlafes; er wäre auch nicht schmerzlicher, als ein solcher oder eine Ohnmacht. Wir fänden in ihm und durch ihn die wohlverdiente Ruhe nach der Arbeit und den Mühseligkeiten des Lebens. Würden wir dann auch auf die Befriedigung mancher Gemütsbedürfnisse, die wir an eine persönliche Fortdauer zu knüpfen pflegen, verzichten müssen, so würde doch gerade für diesen Standpunkt Goethes Wort gelten: daß „des Todes rührendes Bild" nicht als Schrecken vor dem Weisen steht. Wir könnten mit Epikur sagen: „Der Tod berührt uns nicht; denn solange wir sind, ist der Tod nicht; und wenn der Tod da ist, sind wir nicht mehr." Der Tod brächte dann die sofortige Erfüllung dessen, was schon gläubigere Zeiten unbewußt in den Worten „r«yui«m aet«rnam sona eis" und „r«<zuie8<:at in M«e" für die Abgeschiedenen erflehten.

Bei den theoretischen Begründungen des Unsterblichkeitsglaubens kann man drei Hauptgruppen unterscheiden:

Die erste Gruppe geht davon aus, daß wir noch ein zweites Bewußtsein besäßen, das häufig schon im Traum, besonders aber bei somnambulen Zuständen zur Erscheinung komme. Ihre Wortführer sind besonders du Prel und Hellenbach. Aber dieses zweite Bewußtsein ist im Vergleich zu dem Oberbewußtsein ein Unterbewußtsein; denn es ist an tiefer gelegene Hirnteile geknüpft als das erste. Die Verbindung zwischen beiden wird dadurch meist nicht ganz aufgehoben; nur bei schweren Nerven- und Seelen-Zerrüttungen spaltet sich die Persönlichkeit in ein „Doppel-Ich". Man darf daher das sinnlichere somnambule Unterbewußtsein, dem gerade die logische Schärfe und sittliche Zügelung fehlen, nicht zu einem übersinnlichen emporschrauben. Seine größere Gedächtniskraft und plastischere Sinnlichkeit erklärt sich, ebenso wie bei dem Traumbewußtsein, leicht dadurch, daß seine organische Unterlage die niederen Hirnteile bilden, wo die Sinnesnerven einmünden und wo mancher Gedächtnisvorrat aufgespeichert wird, der für das obere Bewußtsein nicht sehr wertvoll ist. Das Großhirn, das Willkürorgan, erscheint bei den Somnambulen in seiner zügelnden und kontrollierenden Tätigkeit herabgesetzt; dafür tritt eine Hyperästhesie der niederen Hirnteile zutage. (Das Traumbewußtsein, das wir alle aus dem Traume kennen, steht etwa in der Mitte zwischen dem Ober- und dem somnambulen Bewußtsein.) Noch weniger aber darf man das eingeschmuggelte zweite somnambule Bewußtsein zu einem transzendentalen übersinnlichen Subjekt aufbauschen, das als solches unsterblich wäre. Ist das Bewußtsein, wie Kant mit Recht sagt, eine Form der Vorstellung, so muß man sich nach ihm auch vor einer „Subreption des hypostasierten Bewußtseins" hüten. Ganz besonders gilt dies für ein Unterbewußtsein, dessen Ruhebedürftigkeit und Ermüdungsfähigkeit allein schon gegen seine Unvergänglichkeit sprechen.

Endlich wäre dieses Subjekt gar nicht mein Ich, an dessen Fortdauer mir

gelegen ist, sondern etwas, das mich dämonisch besitzt, und von dessen Vorhandensein ich nur in pathologischen Ausnahmezuständen etwas erfahre; es wäre eben „ein Anderer" im Vergleich zu meinem bewußten normalen Ich.

Die zweite Gruppe geht von erkenntnistheoretischen Erwägungen aus. Wir finden hier besonders die Vertreter der „immanenten" — nicht über den Kreis des Bewußtseins hinausgehenden — Philosophie (Schuppe, von Schubert-Soldern, Rehmke und andere). Diese weisen darauf hin, daß das Bewußtsein aller Erfahrung vorausgehe, die Voraussetzung und das Prius aller Erkenntnis sei. Das Bewußtsein erscheint danach als das Erkennende, als das ewige, unvergängliche Subjekt. Setzt man das Ich mit dem Selbstbewußtsein oder gar mit dem Bewußtsein gleich, so erscheint es von diesem Standpunkt aus naheliegend, auch dem Ich eine ewige Fortdauer zuzuerkennen. Ähnlich verhält es sich, wenn man das Ich der Form des Bewußtseins gleichsetzt und annimmt, weil die Bewußtseinsform sich selbst gleichbleibe, solange das Bewußtsein besteht, müsse die Form etwas Dauerndes sein, dem die wechselnden Inhalte des Bewußtseins dargeboten würden, oder das sie sich sogar aneigne. Hier muß man aber an folgendes erinnern: Die Form des Bewußtseins entsteht gleichzeitig mit dessen Inhalt; sie nimmt an den Unterbrechungen des Bewußtseinsverlaufes (im Schlaf usw.) genau so teil wie der Inhalt des Bewußtseins.

Das Ich ist lediglich der abstrakte Ausdruck dafür, daß das Bewußtsein die Form unserer Vorstellungen ist. Es ist zwar logisches, aber kein reales Subjekt. Es ist ebensowenig Substanz, wie die Schwankungen, Spaltungen, Umwandlungen und Rückbildungen des Ichs zeigen. Es ist endlich gar nicht der Träger der Denktätigkeit, wie Descartes mit seinem „eoßito, ei^o «um" gemeint hat. Vielmehr hat Nietzsche Recht, wenn er sagt: „Ein Gedanke kommt, wenn er will, und nicht, wenn ich will, so daß es eine Fälschung des Tatbestandes ist, zu sagen, das Subjekt ich ist die Bedingung des Prädikates denke." Das Ich kann daher nur der Vertreter des wirklichen Trägers unseres Bewußtseins sein, des realen Subjektes, das Schopenhauer „das Erkennende, niemals Erkannte" genannt hat. Das Ich erscheint danach als ein Gedanke oder ein begriffliches Kombinationsergebnis in unserem Bewußtsein, dem als solchen keine Fortdauer über das Leben hinaus zuerkannt werden kann, da es nicht einmal im traumlosen Schlaf vorhanden ist.

Außerdem muß man aber gerade auch in erkenntnistheoretischer Hinsicht betonen: Ich kenne nur mein eigenes Bewußtsein; ob es noch andere Bewußtseinsverläufe außer dem meinigen gibt, weiß ich nicht sicher; denn ich kann in kein anderes Bewußtsein unmittelbar hineinsehen. Andernfalls würden alle Bewußtseins-Sphären unterschiedslos zusammenfließen. Das widerspricht aber der Erfahrung; Menschenkenntnis wäre dann auch eine nicht so schwierige Kunst. Gibt es einen Verkehr zwischen meinem und einem anderen Bewußtsein, so kann er nur mittelst einer Brücke geschehen, die im Unbewußten liegt. Da alles

darauf hinweist, daß die materielle Welt, insbesondere auch unsere Körper die Vermittler dieses Verkehrs bilden, so erscheint damit allein schon der Bestand der materiellen Welt neben der des Bewußtseins gesichert. Konnte die Wissenschaft ferner für die materielle Welt die Gesetze der Erhaltung des Stoffes, der Erhaltung der Energie und das Beharrungsgesetz formulieren, so ergibt sich daraus eine weit größere Beständigkeit der Materie, als sie dem Bewußtsein, das einmal vorhanden ist und dann wieder nicht, eigen ist. Mein Bewußtsein, das ich allein kenne, ist aber nicht nur täglich einige Stunden unterbrochen; es zeigt auch eine nicht zu leugnende Abhängigkeit von dem Leibe, insbesondere dem Gehirn. Ich darf daher auf es am allerwenigsten den Glauben an eine unvergängliche Fortdauer gründen. Mag es auch erkenntnistheoretisch den Ausgangspunkt für alle Erkenntnis bilden, so braucht doch nicht, wie schon Aristoteles betont hat, dasjenige, was für uns das Frühere ist, auch der Natur nach früher zu sein.

Genetisch, der Natur nach, sind vielmehr mein Leib und an ihm vorgehende materielle Prozesse das Prius meines Bewußtseins. Wäre es anders, so würde mein Leib stets, wenn ich allein bin und in traumlosen Schlaf falle, in das Nichts versinken, um beim Erwachen aus ihm — neu gestärkt und verändert! — wieder aufzutauchen. Nicht das im Bewußtsein befindliche Wahrnehmungsobjekt meines Leibes ist daher das Prius meines Bewußtseins, sondern das „Ding an sich" meines Leibes, d. h. dasjenige, was — unabhängig von meinem Bewußtsein enstierend — das erkenntnistheoretisch transzendente Korrelat meines wahrgenommenen Leibes bildet.

Wenn hier zunächst nur von dem eigenen Sonderbewußtsein die Rede ist, so geschieht es aus einem doppelten Grunde: einmal, weil die Hoffnung auf eine persönliche Fortdauer nur auf das Individualbewußtsein und dessen Fortbestand gegründet werden könnte, dieses aber schon im Leben gerade das Gegenteil einer kontinuierlichen Dauer zeigt. Ferner aber um deswillen, weil die neuere Erkenntnistheorie dazu neigt, das Individualbewußtsein, das ich allein kenne, unvermerkt in ein allgemeines Bewußsein hinübergleiten zu lassen. Den Anstoß dazu hat schon Kant mit dem von ihm eingeführten Begriff des „Bewußtseins überhaupt" gegeben. Gewinne ich aber schon den Begriff „meines Bewußtseins" oder des „Bewußtseins" durch eine Abstraktion von meinen — intermittierenden — Bewußtseinszuständen, so ist der Begriff des „Bewußtseins überhaupt" die Abstraktion einer Abstraktion, also ein ganz entleerter und ausgehöhlter Begriff. Mag man von diesem abstrakten Gebilde auch in der Erkenntnistheorie einen noch so weitgehenden Gebrauch machen, so kann man ihm doch niemals die Bedeutung einer alle einzelnen Menschen umfassenden realen Wesensgemeinschaft verleihen, die als unvergänglich jedem einzelnen Ich die ewige Fortdauer verbürgte. Es ist dabei auch einerlei, ob man den Begriff des „Bewußtseins überhaupt" durch ähnliche Begriffe ersetzt, z. B. durch „gattungsmäßiges Bewußt-

sein" (Schuppe), „unpersönliches Bewußtsein" Wickert), „Subjektsmoment der Seele" oder „Bewußtseins-Subjekt" (Rehmke), oder ob man kurz sagt: „das Bewußtsein". „Erkenntnistheoretischer Monismus" ist nur als Solipsismus möglich, da ich — was von Schubert-Soldern offen zugibt — nur mein eigenes Bewußtsein allein kenne. Von ihm aber weiß ich, daß es alles andere wie unvergänglich ist.

Ob es ein allumfassendes Gesamtbewußtsein gibt, kann nicht die Erkenntnislehre, sondern nur die Metaphysik einleuchtend machen. Ich komme damit zu der dritten Gruppe, die ein solches göttliches Allbewußtsein metaphysisch zu begründen versucht und weiter annimmt, daß wir nach dem Tode in dem höheren Bewußtsein gewissermaßen als Erinnerung fortlebten. Fechner ist der Wortführer dieses Kreises; ihm ist in vielem Paulsen gefolgt, der aber auch Schopenhauers Einfluß nicht verleugnen kann. (Beide schalten zwischen das göttliche und die menschlichen Bewußtseinsverläufe das Bewußtsein des Erdgeistes ein; diese Annahme und ihre Lehre, es gebe auch ein Bewußtsein anderer Gestirngeister, erscheint als zu phantastisch, als daß man bei ihr länger zu verweilen brauchte.)

Fechners Beweisführung zu Gunsten eines göttlichen allumfassenden Bewußtseins gründet sich aber auch auf die Ansicht, daß die „Schwelle" eines Bewußtseins um so tiefer liege, je höher die Individualitätsstufe sei, der es angehört. Bei Gott liegt sie nach Fechner am tiefsten, bei den niedrigsten Lebewesen am höchsten. Die Erfahrung zeigt aber im Gegenteil, daß die Bewußtseinsschwelle um so höher steigt, je mehr zusammengesetzt und je komplizierter ein Individuum ist und je höher es in der Stufenreihe der Organismen steht. Sie müßte daher auch bei Gott nicht am tiefsten, sondern vielmehr am höchsten liegen. — Bei den organischen Lebewesen bilden die Nervenbahnen die erforderlichen materiellen Grundlagen, um ein zusammenfassendes einheitliches Bewußtsein zu ermöglichen; solche Grundlagen fehlen aber dem Weltgeist, dessen Bewußtsein sich nach Fechner auf die Gesamtheit des materiellen Alls stützen soll.

Räumt man aber einmal ein solches allumfassendes göttliches Bewußtsein ein, in das die einzelnen Bewußtseinsverläufe mit ihrem Wechsel zwischen Wachen und Schlaf sämtlich einmünden; nimmt man auch daran keinen Anstoß, daß die zwischen ihnen bestehenden trennenden Schranken trotz der sie alle umfassenden Einheit nicht fallen; so scheint es doch schwerer verständlich, warum das übergreifende göttliche Bewußtsein nicht die Sonder-Bewnßtseinsverläufe unmittelbar durchleuchtet, statt sich des beschwerlichen, mühsamen Umweges der materiellen Leitung zu bedienen, um einen Verkehr zwischen ihnen herzustellen.

Das Verhältnis des Körperlichen zum Geistigen bleibt nun aber auch bei

Fechner unklar. Dies ist um so bedeutsamer für die Unsterblichkeitsfrage, da Fechner annimmt, auch im Jenseits hätten wir eine leibliche Gestalt, wenn sie auch leichter als hier und nicht mit körperlichen Händen greifbar sei. Einerseits und grundsätzlich lehrt Fechner, Leib und Seele seien die zwar völlig getrennten und verschiedenartigen, aber stetig miteinander korrespondierenden Erscheinungsweisen eines und desselben Wirklichen. Das ergibt den psychophvsischen Parallelismus, der freilich zu dem Ergebnis führen würde, daß alle Erfahrungen, die wir als fühlende und denkende Menschen machen, nutzlos und unverwertbar blieben, weil das Bewußtsein nicht auf die körperliche Welt einwirken könnte.
Um diesem Bedenken zu begegnen, nimmt Fechner an, es bestehe zwischen Leib und Seele eine Beziehung gleichzeitiger Abhängigkeit wie zwischen den Winkeln und Seiten derselben Figur. (Dieses Bild ist nicht sehr glücklich. Es führt höchstens auf eine Abhängigkeit im Sinn einer mathematischen Funktion. Eine solche ist aber umkehrbar. Dagegen ist der Reiz stets die Bedingung der Empfindung, nicht umgekehrt; ebensowenig läßt sich das rückläufige Verhältnis zwischen Motiv und Willenshandlung umkehren.) Andererseits soll aber die ganze Verschiedenheit zwischen Leib und Seele doch nur auf einer solchen des Gesichtspunktes beruhen; so wie derjenige, der innerhalb eines Kreises stehe, nur die konkave Seite sehe, während der außerhalb Stehende die konvere erblicke. (Ob der Betrachter dabei der inneren oder äußeren Seite oder sein Bewußtsein der ersten, sein Leib der anderen angehört, wird nicht erklärt.)
Da nach Fechner aber unser Bewußtsein oder die Seele das einzige ist, was wir seinem Wesen nach unmittelbar kennen; da nur es sich selbst erscheint, während der Körper Erscheinung für andere oder die äußerliche Wahrnehmung ist, so wäre es folgerichtig von ihm, wenn er die materielle Welt nur als subjektiven Schein erklären würde, um bei einem metaphysischen Bewußtseins-Spiritualismus zu landen. Diese Folgerung hat aber erst Paulsen gezogen. (Auch Wundt, Laßwitz, Heymans und viele andere vertreten eine ähnliche Auffassung.)
Man wundert sich aber dann, weshalb das auffassende Subjekt, das doch ebenso einheitlich ist wie das aufgefaßte Wesen, dessen Äußerung als zwiespältige Erscheinung ansieht; man wundert sich, daß nur der Schein der Zweiheit, nicht auch der einer Drei- und Vierheit, entsteht.
Außerdem ist zweifellos die Gesetzmäßigkeit der materiellen Welt, namentlich die der anorganischen Natur, eine ganz andere, nämlich eine mechanische, wie die des Bewußtseins, wo Assoziationsgesetze gelten. Hier findet eine Bewertung nach logischen, ästhetischen und ethischen Normen statt; dort gelten das Gesetz der Erhaltung der Energie und das Beharrungsgesetz, die man beide auf das Bewußtsein nicht anwenden kann. Die materielle Welt bewahrt daher ihre Eigenart gegenüber der Sphäre des Bewußtseins. Obwohl jene von uns nur

erschlossen ist, läßt sie sich noch weniger aus dem Bewußtsein ableiten, wie umgekehrt dieses aus der Materie. Denn ich kann schließlich durch Schlußfolgerungen feststellen, daß mein Leib dauernd vorhanden gewesen sein muß, während mein Bewußtsein — im traumlosen Schlaf — erloschen war; für das Gegenteil aber fehlen uns alle, auch indirekte Erfahrungen. Zeigen uns das Erperiment und die Schlußfolgerung auch die Bedingtheit und die Abhängigkeit des Bewußtseins von der körperlichen Grundlage, so genügt doch andererseits die materielle Welt allein nicht, um den bewußten Geist zu erklären. Abgesehen von der schon betonten Eigenart des Bewußtseins, die sich^aus der Materie nicht begreiflich machen läßt, widerstreben insbesondere die im Bewußtsein vorgefundenen apriorischen Denkformen, die sogenannten Kategorien, einer Ableitung aus der materiellen Welt. Macht man aber mit der Apriorität dieser Formen Ernst, so erweist es sich, daß sie nicht nur aller Erfahrung, sondern auch dem Bewußtsein vorausgehen. Sie weisen dxcher auf etwas Vorbewußtes, und zwar auf vorbewnßten Geist, hin. Faßt man die materielle Welt dyna, misch auf, so gewinnt man einen Standpunkt, von dem aus man den vorbewußten Geist als Wurzel sowohl der materiellen wie auch der Bewußtseinssphäre ansehen kann. Dann wird die zwischen beiden erfahrungsmäßig bestehende Wechselwirkung erklärlich"); dann wird es verständlich, wieso aus dem vorbewußten Geist zunächst die unbewußte Natur entspringen konnte, auf der sich, als seiner unmittelbaren Grundlage, das Bewußtsein entfaltete, um allmählich immer höher zu steigen; dann bildet die uaturn, uaturata nur einen Durchgangspunkt vom vorbewußten zum bewußten Geist; dann liegt jener und dem Bewußtsein eine metaphysische Sphäre gleichmäßig zugrunde.

Die naturwissenschaftlichen Bedenken, die gegen das Hervorgehen der Natur aus einem absoluten Bewußtsein bestehen, hat Fechner durch die Annahme eines „kosm-organischen" Zustandes nicht zerstreuen können**). Ferner bildet seine Annahme, daß das göttliche Allbewußtsein den Bewußtseinsinhalt aller Einzelwesen, also auch ihre sämtlichen Leiden, mitperzipieren und mitfühlen soll, eine harte Zumutung selbst für den, der die Welt nicht von einem einseitig pessimistischen Standpunkt aus betrachtet.

Endlich ist Fechner — ähnlich auch Paulsen — gezwungen, um den psychophysischen Parallelismus auch nur einigermaßen durchzuführen, die Unterbrechungen des Bewußtseins und dessen Lücken durch eine weitgehende Annahme von „unbewußten" Vorstellungen auszufüllen. Nur den Atomen, die Fechner „nicht ganz stofflos" denkt, soll nichts Psychisches bei den Individuen korrespondieren.

*) Daß die materielle Welt unmittelbar auf das Bewußtsein und umgelehrt wirke, ist damit nicht gesagt; man muß den Begriff der Seele weiter fassen als den des Bewußtseins, um die Wechselwirkung zu erklären.

*-) Vergl. C. von Haltmann, Das Problem des Lebens, 1906, Seite 181 u. 182.

Dabei faßt er aber, ebenso wie Paulsen, Wundt und Iames, die „unbewußten" Vorstellungen nur als unterbewußte oder als relativ unbewußte auf, d. h. als solche, die zwar für unser Oberbewußtsein unbewußt, aber für sich selbst bewußt zu denken sind. Sie sind an niedere Hirnteile, an andere Organe unseres Leibes und dessen Zellen geknüpft. Wenn gegen die Annahme der relativ unbewußten Vorstellungen auch kein Bedenken besteht, so darf man ihnen doch nicht — wie Fechner und die ihm verwandten Denker tun — ein so weites Reich zuweisen und ihnen Leistungen aufbürden, die nicht einmal unser menschliches Oberbewußtsein zu vollbringen vermag. Ist dieses nicht intelligent genug, um den Aufbau der höheren psychischen Gebilde aus den niederen, die Formierung der räumlichen Wahrnehmungsobjekte aus den an sich unräumlichen Empfindungen oder gar die Bildung, den Aufbau, die Ausbesserung und zweckmäßige Leitung unseres Organismus, sowie seine Anpassung an veränderte Umstände besorgen und vollziehen zu können, so reicht die weit geringere Intelligenz der relativ unbewußten Vorstellungen und der Unterbewußtseine noch weniger hierzu aus, zumal diese eine einheitslose Vielheit bilden. Nur der vorbewußte Geist, wenn man diesen nicht nur als un-, sondern als üb er bewußt denkt, ist hierzu imstande. Nur er macht es verständlich, daß sich jene großartige Entwicklung im Laufe der Zeiten vollzog, die von niedersten Anfängen schließlich zu dem Gehirn des Kulturmenschen und den geistigen Großtaten unserer hervorragenden Denker, Dichter, Künstler, Forscher, Feldherren und Erfinder emporführte.

Ist die neuere Entwicklungs- und Abstammungslehre aber dem Unsterblichkeitsglauben schon insofern verhängnisvoll geworden, als gerade sie zu der Annahme eines vorbewußten Weltgeistes hindrängte, so wurde sie es noch besonders dadurch, daß sie die Grenzen zwischen Mensch und Tier verwischte und flüssig werden ließ. Auf welcher Stufe der Entwicklung soll die Möglichkeit der persönlichen Fortdauer eingetreten sein? Diese Frage ist fast noch schwerer zu beantworten wie die andere: in welchem Zeitpunkt des individuellen Lebens die Fähigkeit der persönlichen Fortdauer beginnt. Nach Fechner müßte die Fähigkeit der Erinnerung entscheidend sein. Ob er dann kleinen Kindern diese Fähigkeit beilegen darf, bleibt mehr als zweifelhaft. Iedenfalls dürfte man sie dann aber den intelligenteren Tieren, wie ausgewachsenen Pferden, Elefanten und Hunden, nicht vorenthalten; denn deren Erinnerungsvermögen steht weit über dem eines menschlichen Säuglings. Und wie soll man sich die Erinnerung und das Fortleben der verstorbenen Irrsinnigen und Blödsinnigen nach Fechner denken; wie fügt sich bei ihren Lebzeiten ihr gestörter Geist dem göttlichen Allbewußtsein ein?

Fechner hat sich, und ähnlich Paulsen, bei der Begründung des Unsterblichkeitsglaubens stark von Gemütsbedllrfnissen und dem Wunsche, sie zu befriedigen, leiten lassen.

Fast noch mehr gilt dies von seinem Zeitgenossen Hermann L o tz e.
Denn bei ihm steht die Annahme des Unsterblichkeitsglaubens noch in schärferem Widerspruch zu grundlegenden Teilen seines Lehrgebäudes. Lotze weist mit Recht darauf hin, daß eine Wirkung der Dinge auf einander nur möglich ist, wenn sie nicht selbständige und aus eigener Machtvollkommenheit bestehende Realitäten, sondern nur dann, wenn sie bloße Modi, Aktionen und Zustände eines einzigen, sie alle umfassenden, in ihnen wirkenden Wesens, der Allsubstanz, sind. Auch die Einzelseelen bilden nur solche unselbständige Modifikationen der absoluten Substanz. Daß man ihnen aber dann substantielles Sein und unvergängliche Dauer zuschreiben soll, führt zu einem Widerspruch, den Lotze wohl gefühlt, aber nicht aufgelöst hat.
Die Annahme einer Substanz, eines unvergänglichen, unentstandenen und ursachelos allem zugrunde liegenden Wesens bildet für unser auf die Kategorie der Kausalität zugeschnittenes Denken ohnehin eine Schwierigkeit, die man durch die Auffassung, daß auch die Einzelseelen Substanzen seien, nicht vervielfältigen darf. Diese Schwierigkeit wird freilich dadurch beseitigt, daß man die Kategorie der Kausalität — ebenso wie Raum und Zeit — nur für das Wirken und die Tätigkeit, nicht aber für das Wesen des Weltgeistes Gültigkeit haben läßt. Unsere Geistesorganisation drängt uns eben dazu, zu der Tätigkeit auch ein tätiges Subjekt, zu dem Aktus auch ein Agens und einen Träger hinzuzudenken.
Um jenen Widerspruch nicht allzu klaffend werden zu lassen, lehrt Lotze, die Unsterblichkeit der Seele könne nicht bewiesen, sondern müsse geglaubt werden. Schließlich will er sie aber doch nur denen zuerkennen, die einen für das Ganze unverlierbaren Wert darstellen und für den Sinn des Daseins maßgebend sind. Mit dieser aristokratischen Ansicht greift er auf Lehren zurück, die schon bei den alten Ägyptern und teilweise auch bei den Griechen (im Glauben der Mysterien und bei den Stoikern) herrschend waren und später noch in Goethes Auffassung von den „Entelechien" nachklangen. Die sieghafte Gewalt des jungen Christen, tums hatte aber gerade darauf beruht, daß sie die persönliche Unsterblichkeit grundsätzlich allen Völkern, allen Ständen und Geschlechtern zuerkannt hatte. Es hatte freilich erst der Autorität des Paulus bedurft, um manche vorher herrschende, mehr erklusive Lehrmeinungen zurückzudrängen. Einzelne Stellen der Evangelien deuten noch darauf hin, daß man ursprünglich nur den „Gerechten" die Fähigkeit der „Auferstehung" beigelegt hatte; andere betonen, daß den Armen — entweder ihnen allein oder ihnen doch vorzugsweise — das Reich Gottes verheißen sei (vgl. Luk. 14,14; 20, 35 u. 6, 20, 24; Mc. 10, 23, 25; Mt. 19, 24; 11, 5). Es ist jedenfalls der Gedanke des Ausgleiches, der in den drei synoptischen Evangelien zu starkem Ausdrucke kommt. Er hat in dem christlichen Unsterblichkeitsglauben, der sich unter dem Einfluß griechisch-

philosophischer Ideen aus dem persisch-jüdischen Auferstehungsglauben allmählich entwickelte, trotz der Paulinischen Tendenzen stets die größte Rolle gespielt. Da Kant seine praktische Begründung der Unsterblichkeit ebenfalls auf den Gedanken des Ausgleichs stützt, mag auf sie noch ein kurzer Blick fallen.
Kant geht davon aus, die Tugend, die hier auf Erden keinen genügenden Lohn erhält, müsse in einem besseren, höheren Dasein, wo ein ins Unendliche gehender Fortschritt möglich sei, der Glückseligkeit würdig und teilhaftig werden. Nach Kant gibt es aber im Ienseits und in der intelligibelen Welt keine Zeit; man fragt sich daher, wie dann noch ein Fortschritt und ein Geschehen möglich sei. Ferner bedeutet nach ihm die Glückseligkeit Befriedigung der sinnlichen Neigungen^ Wie sollen aber diese nach dem Tode, wo die Sinnlichkeit abfällt, befriedigt werden? Endlich hat auch schon Schopenhauer darauf hingewiesen, Kants Tugend, die erst gegen die Glückseligkeit so stolz tue, halte hinterher doch die Hand hin, um ihr Trinkgeld zu empfangen. Ich führe hier auch einen Ausspruch Wundts an: „Nicht darum wird die Unvergänglichkeit des Geistes von den Verteidigern der persönlichen Fortdauer nach dem Tode proklamiert, weil für uns nur in der Form des persönlichen Wirkens ein geistiges Geschehen denkbar ist, sondern allein deshalb, weil man meint, daß nur auf diesem Wege das unbegrenzte subjektive Glücksbedürfnis Befriedigung finde."
Das höher entwickelte sittliche Bewußtsein weiß, daß die gute Tat ihren Lohn in sich hat; es sträubt sich daher gegen solche Belohnungen. Es handelt sittlich aus Liebe zum Guten, aus Pflicht oder aus der Einsicht in die Zwecknotwendigkeit der moralischen Handlung. Dazu kommt noch ein weiteres: Man braucht die sittliche Erziehung und Selbstzucht nicht zu unterschätzen und kann doch zugeben, daß viele Menschen teils aus ererbtem Hang zum Schlechten, teils infolge widriger sozialer Umstände sittlich verkommen. Mag auch der Reichtum seine großen Gefahren für die Sittlichkeit haben; die nackte Armut ist ihr noch viel gefährlicher. Wenn die soziologische Wissenschaft gerade diesen Punkt heute sehr scharf betont, so müssen wir der Wissenschaft im allgemeinen dafür dankbar sein, daß sie so manchen Schreckgespenstern ein Ende bereitet, namentlich dem, daß arme, schwache Menschen für die Verfehlungen eines kurzen Lebens in Ewigkeit Martern und Qualen erdulden müßten.
Dafür tauchen vor der Wissenschaft freilich andere Probleme auf. Diese erfahren aber durch die Geistesarbeit unserer großen Denker allmählich ihre Lösung. Eines der größten Rätsel besteht darin, daß der Lebensdauer eines jeden Einzelwesens eine gewisse Grenze gesetzt ist; wenn sie auch verschiebbar erscheint, so kann doch kein Lebewesen dem Tode entrinnen. Es muß einmal sterben, einerlei, ob es während seines Lebens öfters krank oder ob es stets gesund war. Dieses Problem bildet das eigentliche Rätsel des Todes und daher auch den Hauptgegenstand der folgenden Untersuchung. Es hängt eng mit einem anderen zusammen, auf das schon Schopenhauer hingewiesen hat: daß die anorganische

Materie, die die niedrigste Stufe der Natur bildet, eine so beharrliche Fortdauer zeigt, daß viele in ihr das allein Unvergängliche sehen, während die vollkommeneren Lebewesen, die so „unaussprechlich künstlichen Organismen mit ihren unendlich komplizierten und unbegreiflich kunstvollen Organisationen" stets von neuem entstehen und nach einer Spanne Zeit wieder in das Nichts versinken*).
Offenbar sind die beiden Probleme mit einem anderen eng verknüpft: mit dem Problem des Lebens. Deshalb mußte sich die Naturwissenschaft, insbesondere die moderne Biologie, auch mit diesen Problemen befassen. Insoweit sie die Erscheinungen des Lebens glaubte rein mechanistisch erklären zu können, sah sie auch in dem Tode kein Problem. Um die Wende des 19. und 20. Iahrhunderts gewann aber in der neueren Biologie eine Strömung immer mehr an Boden, die den Bruch mit der bis dahin herrschenden mechanistischen Richtung bedeutete. Sie wies auf so eigenartige Erscheinungen hin, wie sie in den Wunderleistungen des Instinktes, den Reflerbewegungen (z. B. der Anpassung der Augenlinse an die Entfernung), in den Ergebnissen der Natnlheilkraft und der Regeneration (dem Ersatz verloren gegangener Teile durch Neubildung), in der organischen Bildungstätigkeit, besonders der im Embryonalleben stattfindenden, und in der Vererbung zum Ausdruck kommen. Sie betonte weiter, die aufsteigende Entwicklung des Lebens auf der Erde, die von dem Anorganischen über die Protoplasmazelle bis zu dem Kunstwerk des Auges und schließlich zu dem Wunderbau des Gehirnes des höheren Menschen hinführt, könne nimmermehr rein mechanistisch erklärt werden; die mechanistische Erklärungsweise müsse vielmehr ergänzt werden durch eine teleologische Betrachtung, indem man zweckmäßig und zielstrebig geleitete Kräfte außer den mechanischen annehme. Wenn diese Richtung sich auch als Neovitalismus bezeichnete, so wollte sie doch nicht eine „Lebenskraft" im Sinne der alten Biologie anerkennen; diesem Gespenst ist seit Lotze endgültig das Tor des Tempels der Wissenschaft verschlossen. Der Neovitalismus hat aber häufig einen anderen Fehler nicht ganz vermieden: daß er die zielstrebig geleiteten Kräfte als bewußt zweckmäßig wirkende an sah, wodurch die Betrachtungsweise allzu anthropomorph, allzu sehr vermensch licht wurde. ?! !' !''!?!
Glücklich hat diese Klippe der Denker vermieden, der schon bei seinem ersten Auftreten im Iahre 1869 im Wesentlichen dieselbe Stellung einnahm, die ein Menschengeschlecht später von dem Neovitalismus verteidigt wurde: Eduard v. Hartmann. Sein letztes Werk, das kurz vor seinem Tode noch bei seinen Lebzeiten im Iahre 1906 erschien, behandelt unter dem Titel „Das Problem des Lebens" nochmals die wichtigsten biologischen Erscheinungen und versucht darin, auf Grund eines erdrückenden Tatsachenmaterials zu beweisen, daß die rein mechanistische Betrachtungsweise in der Biologie weder die Lebenserscheinungen noch
-
') Sch., „Die Welt als Wille u. Volst." Vd. II., NeNam-Ausg. S. 556 u. 557.

das Rätsel des Todes erklären könne*). Die Ausführungen über den Tod
finden sich daselbst in Kapitel VIII. (Sie gehen zurück auf einen Aufsatz Hart-
manns, den das Türmerjahrbuch 1904 unter dem Titel „Der Tod" brachte.)
Sie dürfen heute, wo das Vaterland so ungeheure Opfer von dem Leben der
Einzelnen fordert, mehr Beachtung beanspruchen denn je, besonders wenn man
die Worte bedenkt, in denen sie ausklingen.
Das Ergebnis, zu dem Hartmann bei der biologischen Betrachtung
des Todes kommt, hat schon Schopenhauer kurz angedeutet: der Tod sei für die
Gattung das, was der Schlaf für das Individuum ist (a. a. O. S. 559). Dieser
Gedanke erhält aber erst durch Hartmann seine klare und deutliche Ausgestaltung.
Der Tod ist nicht bloß die Aufhebung des individuellen Lebens, sondern
die der Lebensfähigkeit. Darin liegt nichts Wunderbares, daß das Leben
des Einzelwesens durch die Ungunst äußerer Umstände vernichtet wird. Wohl
aber bildet es ein Rätsel, warum alles Leben durch den von selbst ein-
tretenden Tod in sich erlischt, wenn es eine Zeitlang gedauert hat. Dadurch
wird jener erst in der Vorstellung der meisten Menschen zu dem Gespenst, das
hinter allem Leben lauert. Den von selbst eintretenden Tod nennt man auch
den Alterstod. Er ist den einzelligen Lebewesen fremd, die sich Imrch Teilung
in zwei oder viele neue Zellen spalten. Es bleibt dabei nichts von dem Mutter-
individuum übrig, was einer Leiche ähnelte; Tod und Fortpflanzung hängen hier
so eng zusammen, daß der Tod der Mutterzelle die Geburt der Tochterzellen
bedeutet.
Es erschien naheliegend, auf Grund dieser Erscheinung Tod und Fort-
pflanzung in eine engere Beziehung zueinander zu setzen. Es muß ein gewisser
teleologischer Zusammenhang zwischen beiden Gliedern bestehen; da
durch die Fortpflanzung der Tod teleologisch erst möglich geworden ist, und
keine Art sich erhalten könnte, bei deren Individuen der Tod früher einträte,
bis die Erhaltung der Art durch hinreichende Fortpflanzung gesichert wäre. Bei
den mehrzelligen Organismen, die einen „Zellenstaat" darstellen, bleibt aber der
Zusammenhang zwischen Tod und Fortpflanzung unverständlich; er wird um so
unverständlicher, einen je kleineren Teil des Muttertieres die auszustoßenden
Fortpflanzungszellen bilden, weil die durch die Abstoßung dieser Zellen ge-
minderte Lebensfähigkeit der Eltern durch Nahrungszufuhr wieder ausgeglichen
werden kann.
Gegenüber der Weismann'schen Ansicht, daß die einzelligen Organismen
unsterblich seien, betont Hartmann, daß durch die Entstehung der Tochterzelle
jedenfalls die Individualität des Mutterindividuums aufgehoben wird.
") Ein« gedrängtere Daestellung enthält de« nach dem Tode Hartman«s herausgegebene
„Grundriß der Naturphilosophie" zugleich mit der Philosophie der anorganiscken Natur.

somit dessen „Tod" eintritt. Bei den vielzelligen Wesen wollen viele Biologen
die Unsterblichkeit — oder wie man richtiger sagt, die Nichtsterblichkeit — wenigstens dem Keimplasma retten, das im Gegensatz zu dem Körperplasma ewig jung
bleibt, so daß hier der Tod als eine Folge der Sonderung in Körper- und Keimplasma erscheint. Es entsteht aber nun die Frage: warum altert das Körperplasma, das doch von dem nicht alternden Keimplasma abstammt? Die Berufung auf die Abnützung reicht nicht aus; denn sie trifft immer nur ersetzbare
Teile, aber nicht das Ganze eines noch lebenskräftigen Organismus. Der
teleologische Grund für die Auseinandertretung des Plasmas in Körper- und
Keimplasma ist die Arbeitsteilung der Zellen, die sich verschiedenen Aufgaben anpassen. Es müssen sich dabei manche Zellen so umbilden (als Knochen, Nägel
usw.), daß bei ihnen der Stoffwechsel sehr erschwert ist. Aber dies braucht
nicht ein solches Maß zu erreichen, daß dadurch das Leben verkürzt wird. Ieder
Zellenverband ist vielmehr mit den nötigen Vorrichtungen versehen, um das erforderliche Maß von Stoffwechsel unter den gewöhnlichen Umständen zu sichern.
Der Zellteilungs-Tod, bei dem keine Leiche übrig bleibt, ist eine ursprüngliche Eigenschaft alles Lebendigen, der Alterstod dagegen eine
stammesgeschichtliche Erwerbung. Schon bei gewissen Einzelligen,
die auf etwas höherer Stufe stehen, bleibt ein Überschuß des Individuums über
das Fortpflanzungsplasma übrig. Dieser Überschuß, der zunächst ein bloßes
Erkret des Geburtsaktes darstellt, muß von jeher den Keim des Todes in sich
getragen haben. Wurde er anfangs sofort bei der Geburt als Leiche abgestoßen, so erlangt er bei den Vielzelligen für sein Absterben noch eine Galgenfrist, die sich allmählich verlängert Auch bei diesen sterben aber viele niederen
Lebewesen noch am Fortpflanzungsakte oder bald nach ihm.

Da die heutige Biologie geneigt ist, stammesgeschichtliche Erwerbungen als
zweckmäßige anzusehen, selbst dann, wenn sie die Zwecke, denen sie dienen, noch
nicht erschlossen hat, so lag es nahe, daß man den Alterstod durch direkte Anpassung im Einzelleben und durch Vererbung (Neulamarckismus) oder durch indirekte Anpassung infolge der Auslese im Kampf ums Dasein (Darwinismus) zu
erklären versuchte. Eine direkte Anpassung des Einzelwesens würde aber hier
darin bestehen, daß die Selbsterhaltung in die Selbstvernichtung umschlagen müßte. Durch indirekte Anpassung kann der Alterstod nicht gezüchtet
werden, weil die von der Altersschwäche unberührten Einzelwesen und Arten
den mit Altersschwäche behafteten im Kampf ums Dasein zweifellos überlegen
wären. Die beiden mechanistisch durchgedachten Richtungen der heutigen Biologie können daher die biologische Zweckmäßigkeit des Alterstodes, die sie voraussetzen, nicht erklären. Die Biologie erscheint unfähig, das Problem des Alterstodes zu lösen. Sie muß der Psychologie die Lösung überlassen.

Wenn es auch für die äußeren Naturvorgänge offenbar gleichgültig ist, ob

ein uraltes, aber nicht gealtertes oder ein junges Lebewesen dieselben Verrichtungen vollzieht, so bedeutet dies doch einen großen Unterschied für den seelischen Zustand. Das alte Bewußtsein hat schon zu oft den Kreis seiner Erfahrung durchlaufen; ihm ist alles schon bekannt; das Bekannte erweckt geringeres Interesse. Deshalb findet ja die Iugend das Leben so reizvoll, weil ihr alles neu ist und sie die Enttäuschungen des Lebens noch nicht in dem Maße durchmachen mußte wie das ältere Bewußtsein. Dieses findet die Welt allmählich interesseloser und langweiliger; es wird immer abgestumpfter, so daß sich gleichsam mechanisch immer wieder die längst gewohnten Verrichtungen abwickeln. So wird der Ersat z eines erfahrungsreichen, gelangweilten, enttäuschten Bewußtseins durch ein frisches, illusionsfähiges ein wichtiger Naturzweck. Die Natur arbeitet nicht nur mit Stoffwechsel im Einzelorganismus, sondern auch mit Bewußtseinswechsel im Organismenreiche. Die Bewußtseinsmauserung ist um so nötiger, je höher die Entwicklungsstufe ist, der das Lebewesen angehört; sie muß aber auf den niederen Stufen schon vorbereitungsweise durchgeführt werden, um sie auf den höheren zu ermöglichen. Um jenen Zweck für jeden Fall sicher zu stellen, muß zu den äußeren Todesursachen noch eine innere hinzukommen. So sehr man im Einzelfall bedauern mag, daß ein reiches Wissen und Können durch Altersschwäche und Tod ihres Trägers den Mitlebenden geraubt wird, so sehr muß man sich mit jener typischen und allgemeingültigen Einrichtung der Natur aussöhnen, wenn man bedenkt, daß auch der genialste Kopf unter uns raschlebigen Kulturvölkern hinter den Ansprüchen der neuen Zeit zurückbleibt, weil er zu fest in den Eindrücken seiner Iugend wurzelt.

So ist der Alterstod nur teleologisch zu begründen, weil die Welt immer neuer Geschlechter bedarf, die sich in die veränderten Zeitumstände mit frischem, unbefangenem Bewußtsein einzuleben vermögen, um ihrerseits die Entwicklung um eine Stufe weiter zu fördern. Man kann ihn als eine direkte Anpassung ansehen, wenn man nicht das beschränkte Einzelleben, sondern die letzten Zwecke des Gesamtlebens im Auge hat. Während die mechanistische Weltanschauung nie erklären kann, weshalb die nach rein anorganischen Gesetzen wirkenden physikochemischen Kräfte bald das Leben, bald den Tod hervorbringen, erklärt sich dies einfach, wenn man überenergetische, zielstrebig gerichtete Kräfte als Äußerungen eines teleologischen Lebensprinzips annimmt, durch die die als Kraftzentren gedachten Atome gezwungen werden, sich den höheren Zwecken des Lebensprinzips unterzuordnen, ohne daß dadurch freilich die Gesetze der anorganischen Natur außer Kraft gesetzt würden. (Der Gegensatz zwischen Anorganischem und Organischem wird hier nicht in chemischem, sondern in biologischem Sinne verstanden.)

Das Lebensprinzip, das Hartmann in seinen naturphilosophischen und metaphysischen Schriften genauer als eine absolut logische, sich selbst finalkausal bestimmende un- und überbewußte Tätigkeit des Weltwesens kennzeichnet, muß

die Gesetze der anorganischen Natur — ebenfalls wieder aus teleologischen Gründen — so beachten, wie ein Schachspieler an die Spielregeln gebunden ist, obwohl sein Geist über den Figuren steht. Die Einzelseele bildet einen Ast oder einen Ausläufer jener in viele Teiltätigkeiten gegliederten, aber trotzdem ihre Einheit bewahrenden metaphysischen Tätigkeit, die sowohl der Natur (natura uaturata), als auch jedem einzelnen Bewußtsein zugrunde liegt. Während des Lebens hat die Seele für ihre Tätigkeit als Angriffsobjekt und Ziel ausschließlich das Stück der Materie, das sich in einer ihr günstigen Anordnung befindet, und das man gewöhnlich denLeib nennt. Bei dem Tode hört sie auf, sich auf diese räumliche Gruppe zu beziehen; sie sinkt dann in den Mutterschoß der all-einen Substanz zurück, die der Träger der metaphysischen Tätigkeit und das in Allem Tätige ist. Metaphysisch bezeichnen wir die Substanz oder den Weltgrund auch als das Weltwesen; in der religiösen Sprache aber nennen wir jene Gott oder Gottheit. Geht die Einzelseele mit dem Tode also ganz zu Gott ein, so erreicht sie damit sofort das, was jeder höhere Unsterblichkeitsglaube von jeher als letztes Ziel seiner Sehnsucht erstrebte. Von diesem Standpunkt aus löst sich damit gleichzeitig sowohl das Problem des Lebens, als auch das Rätsel des Todes.
Denn das Lebensprinzip — das, was neuere Biologen auch als Dominanten, Vitalagentien oder Entelechien bezeichnen — braucht danach zur Herbeiführung des Todes ja gar nicht mehr etwas zu tun, sondern nur nvch etwas zu unterlassen: die Beziehung auf die anorganischen Kräfte oder Gesetze.
Damit überläßt es deren Spiel ausschließlich ihrer eigenen mechanischen Gesetzmäßigkeit. Es tritt dadurch eine solche Veränderung der Plasmastruktur ein, insbesondere eine Erstarrung der submikroskopischen Plasmaschäume, daß die Lebensfähigkeit aufhört. Stellt das Lebensprinzip sofort und plötzlich seine Tätigkeit ein, so erfolgt der Tod rasch; vermindert es diese allmählich, so erfolgt er langsam. Dem Keimplasma und den Fortpflanzungszellen wendet es gewöhnlich seine lebenerhaltende Tätigkeit in ungeschwächtem Maße zu, während es sie dem Körperplasma mehr und mehr entzieht. So kann bei einem schon merklich alternden Organismus das Keimplasma durch das Lebensprinzip noch jung erhalten werden, solange es für weitere Fortpflanzung der Art durch diesen Organismus zweckmäßig ist.
Das Rätsel des Todes weist, wie kaum ein anderes biologisches Problem, darauf hin, daß der Endzweck aller äußeren organischen Vorgänge nicht in ihnen selbst liegt, sondern in der unter ihrer Mitwirkung von der metaphysischen Tätigkeit erzeugten Welt des Bewußtseins. Zeigt uns dies, daß das Naturleben nur Staffel und Durchgangsstufe zum geistigen Leben ist, so mahnt uns zugleich „die Tatsache des Alterstodes an die andere Einsicht, daß jedes Einzelwesen nicht für sich und um seinetwillen da ist, sondern nur da ist, um sich zum Opfer zu bringen auf dem Altar der Gesamtnatur, deren Sinn wieder im Geistesleben

derGesamtheitlieg t". Das gilt nicht nur für den Tod der Individuen,
sondern auch für den der Arten, Völker und Rassen. Auch bei diesen läuft der
von selbst eintretende Tod neben dem gewaltsamen einher. Sa sterben viele
Naturvölker aus, nicht, weil sie von Kulturvölkern bekämpft und ausgerottet
werden, sondern weil das Lebensprinzip ihr Aussterben für die Entwicklung
des Ganzen zurzeit nützlicher findet und sich deshalb aus ihnen zurückzieht. Hier-
bei tritt die logische Seite des Lebensprinzips deutlich hervor. Dieses erscheint
gerade hier als die die Geschicke der Völker lenkende Macht, als das, was Hegel
die absolute Idee genannt hat. Bei den Lebenserscheinungen der organischen
Natur zeigt sich neben der logischen und teleologischen Seite der metaphysischen
Tätigkeit stärker deren dynamische Seite, die erst der logischen Idee die Wirkungs-
macht verleiht und es verstehen läßt, wieso sie die Kräfte und Gesetze der
anorganischen Natur in ihren Dienst zwingen kann.

Der von selbst eintretende Tod zeigt uns die Grenzen der Zweckmäßigkeit des
Selbsterhaltungstriebes des Einzelwesens. Mag auch dessen Bewußtsein nur
ausnahmsweise etwas von diesen Grenzen ahnen, nämlich da, wo es sich für die
Zwecke der Brut, des Stockes, der Herde, namentlich aber des
Stammes und des Staates, mit Bewußtsein opfert; mag
es auch gewöhnlich den Mittelzweck der Selbsterhaltung als letzten Selbstzweck
betrachten: die hinter dem Bewußtsein vor sich gehende Zurückziehung des
Lebensprinzips und die Herabsetzung seiner erhaltenden Tätigkeit sorgen dafür,
daß die überindividuellen Zwecke trotz des beschränkten Horizontes des Einzel-
bewußtseins erreicht werden. —

Ergibt sich aus den Hartmann'schen Ausführungen, die ich hier gekürzt
wiedergegeben habe, daß jeder Tod ein Opfer ist, das auf dem Altar der Ge-
samtheit dargebracht wird zum Zweck der Steigerung des Geisteslebens und der
Entwicklung der Kultur, so werden wir uns auch mit den ungeheuren Menschen-
opfern versöhnen müssen, die der Krieg fordert, in dem wir heute stehen und
in dem wir im besonderen die deutsche Kultur vor der Vernichtung verteidigen. Der
Krieg läßt sich aber auch allgemein nur dadurch philosophisch rechtfertigen, daß
man das Moralprinzip der Kulturentwicklung als das höhere Ziel gegenüber der
Klugheitsmoral des wohlverstandenen eigenen Interesses und gegenüber dem
Prinzip des Gesamtwohles (Militarismus) anerkennt. Der Krieg ist, von diesem
Gesichtspunkt aus betrachtet, nicht kulturvernichtend, sondern kultursteigernd; er
hemmt nicht die Entwicklung, sondern fördert sie*). Freilich können wir uns
angesichts der Vernichtung so vieler Einzelleben nur damit trösten, daß es etwas
gibt, das weiter reicht als das kurze Leben der Individuen. In letzter Linie ist

*) Näher habe ich dies ausgeführt in eine»i Aufsah „Die Philosophie des Krieges und
des Völkerrechts" in den „Preußischen Jahrbüchern", 1915 Aprilheft, Seite 62 u. «3.

das ewig Unvergängliche das Weltwesen oder die Gottheit. Zwischen sie und die kurzlebigen Individuen aber schalten sich als Zwischenglieder die verhältnismäßig beständigen und langlebigen Völker und Staaten ein. Daher richten wir — wie auch Wundt betont — im Gefühl unserer eigenen Vergänglichkeit auf unser Volk den Blick. Mögen wir Einzelnen auch mehr oder weniger schnell vergehen: unser deutsches Volk, dem das Lebensprinzip — oder wie wir jetzt besser sagen: dem Gott — im Mittelalter die erste und in der zweiten Hälfte des 19. Iahrhunderts eine zweite Iugend verliehen hat, es wird noch in den fernsten Zeiten blühen und bestehen.

Pros. Dr. Adolf Mayer:

Zur Psychologie des Spiels.

Eine politische Betrachtung.

Durch lange Zeiten hat man über das Wesen des Spieles philosophiert, bis man auf das Lustgefühl stieß, das in der Tätigkeit selber steckt — auf eine anscheinend ganz zur Hand liegende Tatsache, die aber durch die Betrachtungsweise der klassischen Nationalökonomie: Arbeit und Genuß als negative und positive Posten auf dem Konto der Gütererzeugung und mittelbar menschlichen Glückseligkeit, längere Zeit verdunkelt wurde. An der wirtschaftlichen Arbeit klebt in unserer Vorstellung ja allerdings der saure Schweiß, und so muß sie durch irgendeine Süßigkeit verzuckert werden. Aber jene Arbeit ist doch keineswegs identisch mit der Tätigkeit überhaupt; sie ist vielmehr nur eine bestimmte Form dieser letzteren, eine Form, die durch das gerade geltende Wirtschaftssystem geprägt wird, und der also sehr wohl die Schlacken dieser mehr oder weniger unvollkommenen Systeme anhaften können, ja müssen.

Tätigkeit an sich ist den Menschen sowie schon den ihm nahestehenden tierischen Geschöpfen geradeso notwendig wie Essen und Trinken. Ia im Essen und Trinken selber können bekanntlich die Elemente einer Tätigkeit als Momente des Lustgefühls mit Sicherheit nachgewiesen werden*). Die Tätigkeit ist also nicht bloß notwendig, sondern auch angenehm; sonst würde sie ja auch in allen den Fällen, wo ihre Zweckmäßigkeit nicht im engen Gesichtskreise des Beteiligten lag, einfach unterblieben sein.

") Adolf Mayer: Los vom Materialismus 1906, Kap. 3, S, 23.

Das Spiel nun ist nichts anderes als eine Organisation dieser
Tätigkeit, unabhängig von unseren wirtschaftlichen
Unvollkommenheiten. Es ist die wirtschaftlich uninteressierte Be-
schäftigung des animalischen Tätigkeitstriebes und daher schon den Tieren be-
kannt*), und auch vom Menschen häufig ohne jede materielle Prämie geübt.
Auch dient, wo man um solche spielt, die Prämie mehr, um den Ernst des Spieles
bei leichtfertigen Spielgenossen zu erzwingen, oder der Spielgewinn dient, wie
beim reinen Glücksspiel, die Bewegung der Seele hervorzurufen, um welche
Tätigkeit es in solchem Falle eben zu tun ist.
Spiel erzeugt keine wirtschaftlichen Werte, kein verhandelbares Produkt;
denn die Fälle der gemieteten Sportmenschen und geldverdienenden Billard-
professoren reihen sich als niederste Glieder der Reihe der ausübenden Spe,
zialistenkünstler an, die freilich ihre wirtschaftliche Eristenz auf das Spiel be-
gründen. Aber das Spiel als Ganzes bleibt, da die Schauenden für die Kosten
aufzukommen haben, wirtschaftlich unergiebig und befriedigt nur den Tätig,
keitstrieb der Mitspielenden und die Schaulust der Umstehenden, deren Schauen
und Teilnahme eben eine Tätigkeit ist.
Das wirtschaftlich unproduktive Spiel hat aber das vor der Arbeit voraus,
daß die Tätigkeit, eben weil sie nichts außer ihm selbst liegendes im Auge hat,
frei gewählt wird, also ausgerechnet den natürlichen Tätigkeitsinstinkten
entspricht, und in dieser Hinsicht dem Ideale sich nähert und dem Künstlerischen
nahe verwandt ist. Darum nennt sich auch der junge Doktor der humanistischen
vierten Fakultät zugleich einen maxister liberalwm artiuru, weil der Kunst
wie dem Spiele eine Freiheit innewohnt, die die drei anderen, mit dem bürger-
lichen Leben in direkter Beziehung stehenden, nach Brote gehenden Fakultäten
sich versagen müssen.
Die vorausgehende Feststellung über das Wesen des Spiels, die frühere
Erklärungsweisen (Spiel — kindliche Vorübungen für den Ernstfall des Lebens,
und andere) ersetzt hat oder bald zu ersetzen berufen ist, hat einige Wichtigkeit;
denn gewisse praktische Folgerungen ergeben sich unmittelbar aus derselben,
vor allem die, daß Spiel und Sport umso willkommener sein werden, je
weniger die reine wirtschaftliche Ordnung der Dinge dem Tätigkeitstriebe der
Menschen entspricht oder, mit anderen Worten, je weniger diese von der Sorte
Arbeit befriedigt sind, die sie durch diese Ordnung zugewiesen erhalten. Das
wird aber — von anderen, mehr zufälligen Mißgriffen abgesehen — namentlich
infolge einer bis zum Äußersten durchgeführten Arbeitsteilung am meisten der
Fall sein.
Der Segen der Arbeitsteilung ist ja rein wirtschaftlich und keines-
wegs ethischer Art. Der Arbeiter in der Fabrik, der immer denselben Feilenstrich
*) V«gl. die interessante Studie: Weiß, Die Spiele der Tie«.

verrichtet, ist nur insofern besser gestellt wie Robinson Crusoe, als er in der Zeiteinheit mit der gleichen Anstrengung mehr Werte schafft, und daher auch mehr Komfort in Anspruch nehmen darf wie jener. Dagegen wird die subjektive Befriedigung durch den Arbeitsprozeß unendlich geringer sein, also daß er mürrisch am Feierabend nach irgendeiner ergänzenden Tätigkeit ausschaut, die ihm (da er sie in der Fabrik nicht finden konnte) am konzentriertesten in irgendeinem Spiele geboten wird, dem Italiener im Mora oder Boggiaspiel, dem Belgier in der Poule oder im Hahnenkampf, anderen im Kartenspiel oder im Kino. Es ist gewiß kein Zufall, daß England, das am weitesten in den Einseitigkeiten unserer wirtschaftlichen Kulturentwicklung fortgeschritten ist, zugleich das Land des Sports geworden ist, dem es mit einer Leidenschaft huldigt, die anderen Nationen geradezu rätselhaft erscheint. Die englischen Eltern fragen nicht ein Zehntel soviel nach den Schulzeugnissen ihrer Kind« wie nach deren Auszeichnungen im Tennisspiel, und selbst die Tommys in den Schützengräben Frankreichs lassen sich die Berichte über Fußballmatschs nachsenden und studieren sie mit größerem Eifer wie die Kriegsberichte. Das ist entschieden eine pathologische soziale Erscheinung, die nach einer psychologischen Begründung schreit; und als einzige Erklärung dieses Interesses an Dingen, deren Wert doch nur in der Einbildung besteht, muß hier dienen, daß die wirkliche Welt, die den Patienten umgibt, eben keinen Wert für ihn hat, genauer, daß er nur „schuftet" um den Tagelohn, diesen aber sobald wie möglich in andere Werte umsetzt, nicht bloß in Nahrung und andere absolut notwendige Lebensbedingungen, sondern noch einmal in Tätigkeit, aber eine, die ihm mehr zusagt als jene durch die nun einmal bestehende wirtschaftliche Organisation ihm aufgenötigte, die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit.

Daraus folgt natürlich zugleich, daß, wenn man weniger weit in den Konsequenzen der Arbeitsteilung gegangen wäre, wenn man sich nicht immer bloß von der Aussicht auf Profite hätte leiten lassen, sondern von Erwägungen mehr ethischer Art über die subjektive Befriedigung der Tätigen durch den Arbeitsprozeß, man vielleicht diese äußerste Konsequenz vermieden haben würde, die ja doch wieder, wenn man die Bilanz der Gesamtkosten von Arbeit und Vergnügen zieht, eigentlich höchst unprofitabel ist. Um den Profit war es ja aber doch bei der Organisation der Arbeitsteilung zu tun. — Denn Spiel und Sport kosten ja immer Zeit oder Geld, das man hätte ersparen können durch eine harmonischere Organisation der Arbeit, durch eine solche, worin die Arbeit selber Vergnügen macht.

In dieser Hinsicht ist besonders interessant, daß ja das englische Milizsystem der Truppenwerbung auch als eine Form der äußerst zugespitzten Arbeitsteilung aufgefaßt werden kann. Der englische Soldat ist Soldat und nichts anderes. Natürlich versteht er sein Handwerk vortrefflich. Daß solche Soldaten, die die größere Zeit ihres Lebens müßig gehen, oder in Spielen, die

ihrem Naturell entsprechen, vergeuden, teuer sind, schreckt England nicht, das in seiner zugespitzten Wirtschaftlichkeit von dem Erfahrungssatze ausgeht, daß die teuerste Ware immer die billigste ist.

Demgegenüber steht nun das altpreußische, später von ganz Deutschland angenommene und auch von den anderen Kontinentalstaaten mit mehr oder weniger Glück kopierte System des „Volkes in Waffen". Hier ist der Bürger im Nebenamte Soldat. Er ist körperlich nicht ganz so abgehärtet, nicht ganz so körpergewandt und muskelstark wie der englische. Dennoch scheint das deutsche System über das englische den Sieg davontragen zu sollen, auch abgesehen von dem größeren Patriotismus der Deutschen für ihre gute Sache. Denn das deutsche Heer ist gerade durch die Vielfachheit seiner bürgerlichen Berufe, die unter den Soldaten vertreten sind, findiger, leistungsfähiger für unvermutete Zwischenfälle, launiger, humoristischer, und man kann mithin sagen, daß auch dies ein Beispiel ist, und zwar ein politisch hochwichtiges, für die Nachteile einer bis in seine bornierten Konsequenzen durchgeführten Arbeitsteilung*). Und ebenso wie der deutsche Soldat hat auch der deutsche Bürger entschiedene Vorteile von dem bei ihm in Geltung stehenden System. Denn wer möchte noch nach unserer Erfahrung von einem vollen Iahrhundert daran zweifeln, daß der Mann, der gedient hat, durch seine Abhärtung, durch Disziplin, Zucht zur Ordnung und zur Reinlichkeit, dem „Reichskrüppel" und auch dem völlig Gesunden, der auf irgendeine Weise dem unbequemen Netze der allgemeinen Dienstpflicht entrann, in vieler Beziehung überlegen ist, wie man denn auch, und nicht bloß für die dienenden Stellungen, dem Gedienten den Vorzug gibt. Auch ist die Dienstzeit, die durch eine wenig nachdenkliche Statistik und noch mehr nach den Erfahrungen, die auf einer nur sehr oberflächlichen Nachahmung des deutschen Systems in anderen Ländern beruhen, als ein Verlust für die nationale bürgerliche Arbeitskraft bezeichnet wird, gerade umgekehrt schließlich ein Gewinn für diese, weil auf diese Weise Kräfte geübt werden, die sonst brach liegen, Fähigkeiten zur Entwicklung kommen, die sonst verkümmern, und die auch irgendwie für die Erwerbstätigkeit von Nutzen sind. Dem jungen Bureaubeamten sind die regelmäßig wiederkehrenden militärischen Übungen, so störend sie zunächst erscheinen, geradezu wie eine Erholungsreise und Sommerfrische, und als solche ebensoviel wert wie der teure und unproduktive englische Sport, der dazu, da er ganz der Willkür unterliegt, leicht übertrieben wird von denen, die die Mittel dazu haben, für die anderen aber häufig wieder ganz in Wegfall kommt.

So kann man vielleicht, ohne sich einer Entstellung schuldig zu machen, geradezu sagen, daß England, wenn es in diesem großen Kriege unterliegt, unterliegen würde durch seine aufs äußerste zugespitzte, im übrigen aber ziemlich gedankenlose Wirtschaftlichkeit. Bringt doch dieselbe Konsequenz Charaktere von mehr als zweifel-

*) Vergl. die BroschUre des Verfassels: Die Organisation der Arbeit. Magdeburg 1907.

hafter Ehrbarkeit in die obersten Stellungen, auch dies, wie leicht ersichtlich, in Befolgung desselben Prinzips. Denn da zum diplomatischen Geschäft Verschlagenheit gehört, hat die englische Clique, die sich der Politik des Landes unter dem Scheine eines parlamentarischen oder gar demokratischen Regiments bemächtigt hat, diese Eigenschaft der gewissenlosen Verschlagenheit nach und nach in sich großgezüchtet, so daß sie ethisch orientierte Politiker wie Burke und Gladstone ausmerzte und endlich einen Typus wie Edward Grey hervorbringen konnte, der schließlich selbst vor dem Meuchelmord zu politischen Zwecken (der Fall Casement hat es aller Welt aufgedeckt) nicht mehr zurückschreckt. So ergibt sich die erstaunliche Erscheinung, daß in demselben Lande, wo Geradheit des Charakters von je als erste Bürgertugend galt, in der hohen Politik Mittel Verwendung finden, wie man sie seit der italienischen Renaissance nur in Staaten von tiefstehender Sittlichkeit noch für möglich hielt. Die große Masse unseres über solche Erfahrungen entsetzten Volkes schilt jetzt auf den englischen Charakter in Bausch und Bogen und will das Wort „tteQtl«iuan" aus dem englischen Diktionär streichen, wie ich glaube, mit einiger Übertreibung. Es handelt sich dabei um eine Differenzierung von Gut und Böse, als Folge von einer in englischer Gedankenlosigkeit zu weit getriebenen Arbeitsteilung, die ja auch ein Differenzierungsprozeß ist. Aber nichtsdestoweniger, England wird vielleicht schließlich daran zugrunde gehen.

Die Ursache liegt freilich noch etwas tiefer, im Empirismus, der mit Faulheit zum Denken identisch ist.

R. Hübner:

Lebenswille.

Zwei Seelen wohnen, ach, in uns'rer Brust!
Die eine sucht in voller Sinneslust
das nackte Leben freudig zu umfassen;
die andre bebt zurück und will es lassen.
Und während so der Körper gierig trinkt,
dem Geiste nur der schiine Becher blinkt.
Gefühl ist alles. Denken nur ein Wahn;
die Leidenschaft beherrscht des Daseins Bahn!
Verstand ist allen Sinnen überlegen,
das Denken leitet auf zu hohen Wegen!
Was soll der Mensch: mehr fühlen oder denken?
genießen oder still in sich versenken?

R. Hübner
Das Leben quillt aus niederm Sein empor;
erst Pflanze, Tier, tritt es als Mensch hervor
und sucht sich immer freier zu entfalten,
getrieben von den inneren Gewalten.
Was ist's, das in ihm mächtig wirkt und schafft?
Das ist der Lebensgottheit heil'ge Kraft!
Wo drängt das Leben hin?: Es strebt und will
und hält vor keiner Schranke lange still.
Es will sich nähren und sich fortgebären
und sucht, sein Dasein zu erklären und verklären.
Es bildet sich Organe, Sinne aus,
erbaut aus Stoff und Kraft sein Wunderhaus.
Es kämpft den Daseinskampf und paßt sich an
und wächst trotz aller Daseinsnot heran;
es zwingt Natur, sich seinem Zweck zu beugen,
und schafft zuletzt Kultur als Menschenzeugen.
Wo zielt das Leben hin: drängt es zur Macht?
hat's um zu kämpfen nur den Sieg vollbracht?
Das Leben in Natur führt ringsum Krieg
und kennt den Frieden nicht als Preis im Sieg.
Des Menschen Arbeit läßt Kultur erstehen,
auf daß die Bürger sicher vorwärts gehen.
Im Frieden sammeln sich die Menschen Gut
und schöpfen aus Besitz Freiheit und Mut.
Wir scheiden Körper — Geist, Gemüt — Verstand;
vernünftig gehen beide Hand in Hand,
wenn sie gesund-harmonisch fühlend denken
und so den Lebenswillen richtig lenken.
Vernunft will Frieden, und sie ratet nur
zu kämpfen wider feindliche Natur.
So glaubt es nicht, was der Verstand erdacht,
daß uns belebt ein höchster Drang zur Macht.
Der Gottheit Stimme in der Seele kündet,
daß alle Menschheit künftig sich verbindet
und friedlich aufwärts ziehen will, vereint
der Sonne zu, die segnend niederscheint.
20?

vi-. Felix Freudenthal:
Der Familienrat.
Zu den Rechtsnormen des Bürgerlichen Gesetzbuches, die sich in Preußen nicht besonders lebensfähig erwiesen und den auf sie gesetzten Hoffnungen wenig entsprochen haben, gehören in erster Reihe die Vorschriften über den Familienrat. Ein Kind fremdländischen, nämlich französischen Bodens, hat dieses Institut, außer etwa am Rhein, in den übrigen Provinzen Preußens nie recht Anklang gefunden, wobei praktische Übelstände, nämlich die dem Mündel zur Last fallenden, mitunter recht erheblichen Kosten, die unvermeidliche Kundbarmachung der Vermögens-angelegenheiten, mangelnder Familiensinn und konträre eigene Interessen eine nicht unerhebliche Rolle spielten. Für gewöhnliche bürgerliche Verhältnisse viel zu breit und kompliziert angelegt, ist der Familienrat vorzugsweise da am Platze, wo bedeutende Geschäfte oder umfangreiche gewerbliche Anlagen zum Mündelgut gehören, insbesondere, wenn sie als ererbter Besitz im gemeinschaftlichen Eigen-tum des Mündels und großjähriger Geschwister oder sonstiger Personen stehen und verbleiben. Nur in solchen Fällen wird, ähnlich wie bei dem mehrgliedrigen Direktorium einer Erwerbs- und Handelsgesellschaft, die Sachkunde und Er-fahrung, vielleicht verbunden mit verwandtschaftlichen Interessen und eigenem Vorteil, einer größeren Anzahl zusammenwirkender Persönlichkeiten die gedeih-liche Leitung der Vormundschaft erhoffen lassen. Wenden wir uns nun den besonderen Vorschriften des Gesetzgebers über unser Thema zu, so finden wir als erste Grundregel, daß ein Familienrat nicht etwa von Amts wegen oder nach Ermessen des Vormundschaftsgerichts berufen werden kann, und daß niemand verpflichtet ist, das Amt eines Familienratsmitgliedes zu übernehmen. Die Einsetzung soll seitens des Vormundschaftsgerichts vielmehr nur erfolgen, wenn der Vater oder die eheliche Mutter des Mündels (uneheliche Erzeuger, abgesehen von den Fällen der Legitimation, haben mangels der elterlichen Gewalt dazu keine Befugnis), sie anordnet, wobei die Willensmeinung des Vaters der der Mutter der Regel nach vorgeht. Ob die Mutter etwa geschieden oder Witwe ist, spielt dabei weiter keine Rolle. Die Institution selbst wird erst wirksam, wenn der Minderjährige unter keinerlei elterlicher Gewalt mehr steht, demnach bleibt die Anordnung des Vaters solange wirkungslos, als die Gewalt noch der Mutter zusteht, ebenso umgekehrt. Beide Elternteile können jeder für sich das Recht nur ausüben, wenn ihnen zur Zeit ihres Ablebens diese Gewalt unbe-nommen ist; sie verlieren also die Befngnis, sobald sie in den die Person oder das Vermögen betreffenden Angelegenheiten nicht zur Vertretung ihres Kindes berechtigt sind. Die Anordnung selbst darf immer nur durch letztwillige Ver-

fügung (Testament oder Bestimmung im Erbvertrag) getroffen werden, und selbst dann, wenn formell alles richtig geschieht, unterbleibt die Einsetzung, falls die erforderliche Zahl geeigneter Personen nicht vorhanden ist. Der Familien, rat, dem stets die Rechte und Pflichten des Vormundschaftsgerichts zustehen, setzt sich nämlich aus dem zuständigen Vormundschaftsrichter als Vorsitzenden und Geschäftsleiter und aus mindestens zwei, höchstens sechs Mitgliedern zusammen, die alle oder teilweise auch dem weiblichen Geschlecht angehören können. Gegen eine Verfügung, durch welche die Einsetzung eines Familienrats abgelehnt oder letzterer sogar aufgehoben wird, steht dem Ehegatten, sowie Verwandten und Verschwägerten des Mündels die Beschwerde an das Landgericht zu.

Wer ist nun geeignet, in das Kollegium aufgenommen zu werden?

Diese Frage läßt sich im Grunde nur negativ beantworten, indem wir dabei weiter unterscheiden zwischen unfähigen (Geschäftsunfähigen, sowie wegen Geistesschwäche, Verschwendung oder Trunksucht Entmündigten), deren Zulassung unter allen Umständen nichtig ist, und nur untauglichen Personen, die, trotzdem bestellt, die Gültigkeit an sich nicht weiter beeinflussen. Untauglich für das Amt ist der Vormund (nicht der Gegenvormund), ferner wer durch Anordnung eines Elternteils — die Ehefrau bedarf nicht etwa der Zustimmung ihres Gatten — von der Mitgliedschaft ausgeschlossen ist, sodann Minderjährige, unter vorläufige Vormundschaft gestellte, ferner in Konkurs befindliche und solche Personen, die zur Besorgung ihrer Vermögensangelegenheiten einen Pfleger erhalten haben, und schließlich, wer der bürgerlichen Ehrenrechte für verlustig erklärt ist. Damit ist der Kreis der ungeeigneten Menschenkinder noch keineswegs erschöpft, denn eine weitere Bestimmung schreibt ganz allgemein vor, zum Mitgliede soll nicht bestellt werden, wer mit dem Mündel weder verwandt noch verschwägert ist, es sei denn, daß er von dem Vater oder der ehelichen Mutter des minderjährigen Mündels benannt oder von dem Familienrat ausgewählt oder von dem Vorsitzenden für den Fall, daß die Bestallung von Ersatzmitgliedern erforderlich, in Aussicht genommen ist.

Die ganze schwerfällige Maschinerie funktioniert indessen erst, wenn entweder auf Grund elterlicher Berufung oder richterlicher Auswahl die Einsetzung seitens des Vormundschaftsgerichts wirklich erfolgt. Abgesehen nämlich von der allgemeinen Anordnung und dem besonderen Berufungsrecht der Eltern soll das Kollegium gebildet werden, falls dem Mündel besonders Nahestehende, nämlich Verwandte oder Verschwägerte oder der Vormund oder der Gegenvormund, den bezüglichen Antrag stellen und das Gericht selbst die Einsetzung im Interesse des Mündels für angemessen erachtet. Ist es nun glücklich so weit, daß dieser Einsetzung weiter keine Bedenken entgegenstehen (durch die Prüfung aller in Betracht zu ziehenden Umstände, durch Personen-Recherchen, Korrespondenzen, Anrufen der Beschwerdegerichte usw. wird mitunter viel kostbare

Zeit verloren), so muß der bedauernswerte Vormundschaftsrichter, falls eine formell und materiell wirksame Berufung zur Mitgliedschaft nicht vorliegt oder die Berufenen die Übernahme kaltlächelnd ohne weitere Begründung ablehnen, die zur Beschlußfähigkeit erforderlichen Personen selbst auswählen. Vorher soll er ja nicht vergessen, auch den Gemeindewaisenrat und Verwandte und Verschwägerte des Mündels zu hören. Schließlich steht dann die Bestimmung der Zahl weiterer Mitglieder und ihre Auswahl dem Familienrate selbst zu, wobei es natürlich an unliebsamen Erörterungen und aufregenden Diskussionen selten fehlen wird, kann doch selbst gegen Beschlüsse des endlich zustande gekommenen Familienrats jedes einzelne Mitglied die Beschwerde erheben. Für den Vormundschaftsrichter selbst bedeutet die Institution allerdings eine Verminderung seiner persönlichen Verantwortlichkeit, weil die Mitglieder die allgemeine Haftbarkeit mit ihm teilen und, wenn sie ihn durch Mehrheitsbeschluß in irgendeiner Angelegenheit überstimmen, hierfür allein zivilrechtlich einzustehen haben. Vormund und Gegenvormund, in deren Bestallungen die Einsetzung des Familienrats ausdrücklich aufzunehmen, unterstehen, soweit das Gesetz nicht ihre selbständige, bzw. gemeinsame Wirksamkeit vorschreibt, den Weisungen und Genehmlgungen des Familienrats, zu dessen Beschlußfähigkeit die Anwesenheit des Vorsitzenden und mindestens zweier Mitglieder erforderlich ist. Beschlüsse werden nach der Mehrheit der Stimmen der Anwesenden gefaßt; also mit oder ohne Schuld Abwesende können sich auch nicht schriftlich oder etwa telephonisch an der Abstimmung oder Entscheidung beteiligen, unbeschadet des Rechts, ihre Ansichten in größerer oder geringerer Ausführlichkeit mitteilen zu dürfen. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden, der allein auch darüber sich schlüssig zu machen hat, ob etwa ein Mitglied, dessen Interessen in „erheblichem" Gegensatze zu den Interessen des Mündels stehen, in einer Angelegenheit von der Teilnahme an der Entscheidung auszuschließen ist. Ihm liegt es ferner ob, den Familienrat einzuberufen und die hierfür passende Zeit und den geeigneten Ort, der, je nach Lage des Falls, nicht immer gerade der Sitz des Gerichts zu sein braucht, zu bestimmen. Er muß die Einberufung vornehmen, wenn zwei Mitglieder, der Vormund oder der Gegenvormund sie beantragen oder, was eigentlich selbstredend, das Interesse des Mündels sie notwendig macht. Die Einladung kann mündlich (Fernsprecher nicht ausgeschlossen) oder schriftlich, in sehr eiligen Fällen telegraphisch erfolgen. Eine bestimmte Förmlichkeit ist also nicht vorgeschrieben. Auf die Beendigung der Mitgliedschaft und die Aufhebung des Familienrats, die insbesondere beim Fehlen geeigneter Persönlichkeiten eintritt, oder für bestimmte Fälle seitens der Eltern angeordnet werden kann, wollen wir hier nicht weiter eingehen, auch nur kurz erwähnen, daß für Volljährige, die infolge geistiger Erkrankung, Verschwendung oder Trunksucht entmündigt wurden, unter gewissen Modifikationen die Anordnung und Einsetzung eines Familienrats ebenfalls zulässig ist.

Wir können zum Schluß nur wiederholen, daß das ideal gedachte und auf patriarchalischer Grundlage aufgebaute Institut sich weder bei den Gerichten, noch beim Publikum sonderlicher Beliebtheit erfreut, und daß nur wenige es schmerzlich empfinden dürften, wenn bei einer späteren Revision des Gesetzbuchs die ganze Einrichtung still und friedlich beseitigt würde.

Siegfried Krohne:

Deutsche Frauen.

1. Die Mutter.

Ich habe dich in meinem Leib getragen,
Ich habe dich geboren und genährt,
Ich zog dich auf zum Mann und zum Entsagen,
Nun zeig, daß meine Liebe sich bewährt.
Du warst die letzte Lust der alten Tage,
Wo alles mir nach hartem Kampf entschwand.
Was ich gelehrt, ich tu es: ich entsage.
So tu auch du, gelob mir's in die Hand.
Ich segne dich mit meinem letzten Kusse
Zum Großen, das ich stolz in dir genährt,
Und stirbst du mir nach göttlichem Beschlusse,
So weiß ich, daß die Liebe sich bewährt.

2. Einzige Stunde.

So nimm mich hin denn eine süße Stunde,
Preis das Geschick für diese kleine Zeit,
In diese Spanne drängt sich Freud und Leid,
Die ich dir geben wollt' in langem Bunde.
So fühlen wir: Kehrst du mir auch zurück,
Uns hat die höchste Seligkeit geschlossen,
Nie wird ein reicheres von uns genossen
Als dieses vollste, schönste Todes-Glück. —
Nun bin ich ganz, Geliebter, dir verbunden,
So zieh' hinaus und kämpfe für dein Weib;
Ich segne dich, ich lieb' den toten Leib,
Die Liebe hat das Leben überwunden.

Heinz Welten:
Aus der Midnatsun.
(Eine Fahrt im nördlichen Eismeer.)
„Wie weit sind Sie bis Norden gekommen? Haben Sie die Mitternachts-
sonne gesehen?", das sind die beiden Fragen, die man wieder und immer wieder
auf einer Nordlandreise zu hören bekommt, wenn man neue Bekanntschaften an-
knüpft oder alte Bekannte aus der Heimat hier oben wiedertrifft. Zum Über-
druß können sie werden, die stereotypen Fragen. Denn wenn auch für die erste
fast jeder eine stolze Antwort bereit hält, der eine von Tromsö und Hammerfest, der
andere von Spitzbergen erzählt und die Breitengrade nur mehr vom 70. Grade
aufwärts gewertet werden, — denn was darunter liegt, das ist ja „Süden" —,
wenn man daher die erste Frage oft gern beantwortet, auf die zweite weiß man
meist nichts zu sagen. „Die Mitternachtssonne? Nein. Die sahen wir nicht."
So unumwunden und schlechtweg gibt es keiner zu. „Ich sah noch nach 11 Uhr
abends die Sonne." „Ich sah um Mitternacht noch einen rötlichen Schein am
Himmel." „Die Sonne selbst war hinter den Wolken; aber hell war es um
Mitternacht, genau so hell wie am Tage. Das habe ich ganz deutlich gesehen."
Nur die Skeptiker brummen: „Wie soll man denn hier um Mitternacht die
Sonne sehen, da sie auch am Tage meist hinter den Wolken bleibt?" Eine kleine
Berlinerin nimmt die tragische Frage humoristisch: „Mitternachtssonne? Ach nein.
Was Sie sagen. Gibt es denn überhaupt so etwas?"
So geht es in allen Tonarten durcheinander; doch das Fazit bleibt immer
das gleiche. Sie läßt sich nicht schauen, die Mitternachtssonne. Wenigstens in
diesem Iahre blieb sie fast immer hinter den Wolken. Und wer hier hinauffährt
in „das Land der Mitternachtssonne", nur um sie zu sehen, der tut besser, daheim
zu bleiben und ein Los in irgend einer Wohltätigkeitslotterie zu nehmen. Denn
die Wahrscheinlichkeit, dort den Hauptgewinn zu ziehen, ist ungleich größer. Ich
war acht Wochen jenseits des 70. Breitengrades und traf allerlei Menschen; doch
keiner hatte sie gesehen. Ich traf auch zwei junge deutsche Geographen, die schon
seit einem Iahre hier oben herumstreiften, und auch sie hatten nichts gesehen, weder
die Mitternachtssonne im Sommer, noch das Nordlicht im Winter. Und als ich
das gehört hatte, war ich mit meinem Reisepech versöhnt.
Dann aber habe ich sie doch noch gesehen und sehr oft und genau studiert, die
Mitternachtssonne. Sie hatte sich einen dänischen Namen zugelegt, nannte sich
„Midnatsun" und war nicht mehr ein launisches Gestirn am nächtlichen Himmel,
sondern das entzückendste schöne Schiffchen, das noch je die nordischen Meere
befuhr. In Kirkenes hatte ich zuerst ihre Bekanntschaft gemacht; da lag der

weiße, schmucke Dampfer vor Anker und nahm Proviant ein und putzte sich und machte eine gar umständliche Toilette. Denn sieben Tage sollte die Fahrt währen, von Kirkenes an der russisch-norwegischen Grenze durch das Eismeer hindurch bis Hammerfest und von dort nach Süden, hinunter bis Bergen, wo die Bergenske Dampskibsselskab ihren Wohnsitz hat.
Als wir von Kirkenes abfuhren, blaute der Himmel lustig herunter auf eine spiegelglatte See. Kleine Cumuluswölkchen zogen am Horizont dahin und spiegelten sich im Wasser. Gar freundlich schaute der kleine Flecken in der Provinz Südvaranger, die mit ihrem bescheidenen Blumenflor, den Ebereschen, Schlüsselblumen und Vergißmeinnicht der anspruchslosen Bevölkerung am Eismeer ein wahres Eden dünkt. Nur die überaus zahlreichen und blutgierigen Mücken stören hier, da sie trotz Mückenschleier und Zigarren buchstäblich bis aufs Blut den Wanderer peinigen und jeder längeren Fußtour den Genuß rauben. Wären sie nicht, man könnte den Aufenthalt in Südvaranger im Sommer schön finden und nur ungern von der anspruchslosen, freundlichen Provinz scheiden. Doch dank der Mücken wurde der Abschied von Kirkenes leicht, und ich war froh, als wir klar machten und ins offene Meer hinausdampften.
Die Midnatsun ist kein Hotel ersten Ranges, kein schwimmender Palast, wie die großen Hapag- und Lloyddampfer, die nie bis hierher kommen, aber sie ist ein prächtiges, sauberes und ungemein gemütliches Schiff. Der Salon ist nur klein, aber ein gutes Klavier hat doch in ihm Platz. Der Rauchsalon, alias „Räucherkammer", besitzt mehrere treffliche Klubsessel. Der Speisesaal liegt nicht unten im Schiffsraum, sondern oben an Deck, so daß er stets hell und luftig ist und — was die Hauptsache ist — die 40 oder 50 Kabinen sind durchweg Querkabinen, d. h. sie liegen nicht in der Längsrichtung des Schiffes, so daß der Kopf des Liegenden bei heftigem Seegang bald oben bald unten ist, sondern sie liegen quer zur Schiffsrichtung, und nur ein leises Hin- und Herschaukeln macht den Sturm wahrnehmbar, d. h., wenn die Wellen nicht seitlich kommen und das Schiff schlingert. Und da auch die Betten in der Kabine nicht übereinander standen, so daß niemand nötig hatte, allabendlich dem „Unterbett" seine Kletterkünste zu produzieren, so erschien mir die Midnatsun wie ein kleines Paradies und es wollte mich dünken, als ob mein Lebensschifflein, das mich schon seit etlichen Iahrzehnten kreuz und quer durch die Welt trägt, ein gut Teil weniger komfortabel eingerichtet wäre.
Gegen zwei Uhr mittags waren wir von Kirkenes abgefahren, wir, d. h. der Kapitän, die Besatzung und die kleine Schiffsgesellschaft, die aus einer jungen, in Kirkenes ansässigen Kapitänsfrau bestand, welche nach Dronthjem fahren wollte, um ihre Eltern zu besuchen, aus einem Zwischendeckpassagier, der sich gleich in seine Koje verkroch und gar nicht sichtbar ward, und mir, der ich in Kirkenes nichts zu suchen gehabt hatte und jetzt nach Dronthjem fuhr, wo mich auch niemand

erwartete. Ich fuhr nur, um zu fahren, ohne Zweck und Ziel, just so, wie viele Menschen nur leben, um zu leben. Ich hatte meine Uhr zu Haus gelassen und ging ängstlich jedem Kalender>ms 1>em Wege, der mich an die Zeit hätte erinnern können. Losgelöst von Ort und Zeit, frei von der Zweckbestimmung, die im alltäglichen Leben jeder Minute ihren Stempel aufdrückt, trieb ich als ein Atom im Weltenall, und just dies war das schönste, das allerschönste auf meiner Fahrt. Gewaltige Felsen zogen an uns vorüber, Walfische wurden gesichtet, und Möwen flogen krächzend im Kielwasser. Mitunter warf das Schiff Anker, Menschen wurden eingebootet, Bekanntschaften geschlossen und später gelöst, wenn die Menschen wieder von Bord gingen. Und nichts blieb von ihnen zurück, als eine kleine, schwache Erinnerung, die bald von neuen Eindrücken vertilgt wurde. So trieb ich auf meinem Schiffchen im Eismeere, und eine Ruhe, eine unendliche Ruhe begann mich auszufüllen. Ich hätte die Fahrt ohne Ende wünschen mögen.

Es waren aber noch drei Passagiere an Bord außer uns schon genannten, Fräulein Birgitt und Fräulein Emmik und Herr Erikson, genannt Durak. Fräulein Birgitt und Fräulein Emmik waren zwei sehr wohlerzogene junge Damen, die oft und mit Ausdauer das Klavier bearbeiteten. Dann übernahm Fräulein Birgitt die oberen Oktaven und Fräulein Emmik die Begleitung, und ihr Repertoire war unerschöpflich. Sie spielten nicht vierhändig, sondern vierfäustig, weil das lauter war und mehr Spaß machte. Denn Fräulein Birgitt war vier und Fräulein Emmik war drei Iahre alt, und sie waren die entzückendsten, blauäugigen Flachsköpfe, die ich je gesehen habe. Sie waren die Kinder der Kapitänsfrau, sprachen finnisch, lappisch, russisch und norwegisch, alles bunt durcheinander, wie die Kinder in Varangers stets tun, und sie beteten sicher allabendlich zum lieben Gott, daß er die Migräne der Mama noch recht, recht lange dauern lassen möge. Denn weil die Mama Migräne hatte und mit einer Kompresse auf dem Kopf in der Kabine lag — darum konnten Fräulein Emmik und Fräulein Birgitt den ganzen Tag anfangen, was sie wollten, d. h. Klavier spielen. Mir waren diese Konzerte sehr angenehm, denn da der Musiksalon auf dem Hinterdeck lag und ich meist vorn an der Schiffsspitze saß, um auf das Meer hinauszuschauen, hörte ich nicht viel davon. Herr Erikson aber, den man am Hinterdeck festgemacht hatte, freute sich über die Konzerte und sang immer mit. Denn Herr Erikson war sehr musikalisch; er war sehr vornehm und gehörte zur uralten Familie der Grönlandhunde. Seine Vorfahren waren schon vor Iahrtausenden dem Menschen treue Gefährten gewesen in den Wüsten von Schnee und Eis, in denen nur die zäheste Lebensenergie sich noch zu behaupten weiß. Herr Erikson gehörte dem Zwischendeckspassagier, den man nie zu Gesicht bekam, einem Fischer, der sich sofort schlafen gelegt hatte und durchschlief, bis er in Hammerfest geweckt wurde, da hier noch einige Fischer an Bord kamen, mit denen er bald gut Freund wurde.

Herrn Erikson aber hatte er zuvor an einen jener Eisenköpfe festgebunden, die aus der Holzdiele des Unterdecks herausragen und die beim Anlegen notwendig werden, damit um sie das Seil geschlungen werden kann, welches das Schiff an das Festland heranzieht.
An solch einem Eisenkopf lag der schöne eisgraue Hund tagsüber, schlief oder leckte sich die Pfoten. Nur wenn die beiden Klavierkünstlerinnen ankamen, erwachte er und wurde lebendig. Er begrüßte sie mit freudigem Bellen, ließ sich behaglich von ihnen das Fell kraulen und setzte sich in Positur, sobald sie an das Klavier liefen, an dessen Tasten just ihre Nasenspitzen heranreichten. Dann hämmerten vier kleine Kinderfäuste lustig drauf los, und Herr Erikson verdrehte die Augen und sang tapfer mit. Denn er war sehr musikalisch. Ich aber flüchtete noch weiter auf das Vorderdeck bis zur äußersten Spitze. Dorthin rückte ich meinen kleinen Klappsessel und starrte in die See hinaus. Stunde auf Stunde, bis die Glocke des Steward zu den Mahlzeiten rief, die allein die eintönige Fahrt unterbrachen. Denn Naturschönheiten, die man gesehen haben „muß", sind hier nicht zu sehen. Nur die Ruhe wirkte machtvoll, die gewaltige, alles bezwingende Ruhe der Unendlichkeit.
Wie die Wellen an dem Schiff hochbäumten und als weißer Gischt auseinanderstoben, wenn der Kiel sie mühelos durchschnitt, der sich taktmäßig hob und senkte! Still lag das Meer, eine glatte Fläche, in der die Sonne sich spiegelte.
„Das bleibt nicht so", sagte der zweite Offizier, der neben mir stand. „Sehen Sie die weißen Kämme auf den heranziehenden Wellen? Wenn die Wellen ihre Nachtmützen aufsetzen, läßt eine kräftige Brise nicht lange mehr auf sich warten." Nach einer Stunde waren wir mitten im Sturme drin. Schnell wurde alles festgebunden, was nicht niet- und nagelfest war. Die Mannschaft hüllte sich in Ölzeug und setzte die Südwester auf, und Herr Erikson wanderte hinunter zu seinem Herrn ins Zwischendeck, wo es ihm gar nicht sonderlich behagte. Die Kinder, denen die Schaukelei anfangs viel Spaß machte, wurden vom Steward hinunter zu ihrer Mutter gebracht, deren Migräne durch die kleine Gesellschaft entschieden sehr günstig beeinflußt wurde. Und auch mir wurde anempfohlen, lieber meine Kabine aufzusuchen und mich hinzulegen. Denn der Aufenthalt auf Deck, über das bereits die ersten Wellen spritzten, verlor zusehends an Reiz, zumal in solchen Zeiten jeder, der nicht selbst Hand mit anlegen kann, sich und den anderen recht überflüssig vorkommt.
Doch auch in der Kabine war der Aufenthalt nichts weniger als angenehm. Ich wurde auf dem Bett, auf dem ich mich ausgestreckt hatte, hin und hergeworfen, von rechts nach links, von links nach rechts. Ich versuchte zu lesen. Aber wer kann lesen, wenn man mit der einen Hand das Buch, mit der anderen sich selbst festhalten soll? Auch kam fortgesetzt etwas anderes aus dem Gepäcknetze herunter, das ich dort kunstgerecht verstaut hatte, bald ein kleiner Koffer, bald mein Krim-,

stecher, mein Hut oder meine Kamera. Noch immer hob und senkte sich das Schiff. Wie rasend drehten sich die Schraubenflügel in der Luft, wenn die Spitze tief hinabtauchte und die Schraube aus dem Wasser hochkam. Ietzt änderte das Schiff seine Bewegungsrichtung; es begann heftig zu schlingern, und die Annehmlichkeit der Querkabine wurde illusorisch. Das Schiff kippte schwer auf die Seite, richtete sich wieder auf und fiel dann auf der anderen Seite tief hinüber. Und getreulich machte mein Körper, der langgestreckt auf dem Bett lag, all diese Bewegungen mit. Bald lagen die Beine tief unten, bald schien ich auf dem Kopf zu stehen. Derlei gymnastische Übungen mögen auf dem Festlande ihren Reiz haben, doch hier auf der.See verfehlen sie gänzlich ihren Zweck, und je länger sie währten, um so widersinniger erschienen sie mir. Doch noch immer ging das Schiff bald tief nach rechts hinüber, bald tief nach links, und ich folgte seinen Bewegungen mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, ich wurde weiß, grün und gelb, und irgend etwas in mir begann zu würgen, zu stoßen und nach oben zu drängen, als ob meine Eingeweide zu groß geworden wären für den Leib und mit Gewalt sich einen Ausweg schaffen müßten. Ein Zustand bemächtigte sich meiner, der so unangenehm, so überaus unangenehm war, daß er auch in der Erinnerung nichts von seinen Schrecken eingebüßt hat und die Feder vergebens nach Bildern sucht, die ihm gerecht werden könnten.

Ietzt begann nebenan in der Kabine ein herzzerbrechendes Gestöhn und Geheul. Fünfzig Kabinen besaß das Schiff, und nur eine einzige außer der meinen war belegt, nur die, welche die Kapitänsfrau mit den beiden Kindern beherbergte. Weshalb müssen just diese Drei in der Kabine nebenan liegen? Der Himmel nur weiß es und der Steuermann, der die Kabinen zu verteilen hat. Das Brüllen und Schreien der Kinder, das Ächzen, Stöhnen und Würgen der Mutter, all das hörte ich deutlich durch die dünne Wand, und selbst dies konnte meine Stimmung nicht verbessern, trotzdem ich nun wußte, daß auch dort die Seekrankheit ihren Einzug gehalten hatte. Denn wenn man selbst an ihr leidet, dann fühlt man sich so elend, daß man selbst für die reinste aller Freuden, für die Schadenfreude nicht mehr empfänglich ist. Ich befand mich in einer so elenden psychischen und physischen Verfassung, daß ich es mit Freuden begrüßt hätte, wenn das Schiff gegen irgendein unterirdisches Riff' oder gegen einen Eisberg angerannt wäre. Mochte es immerhin mit Mann und Maus untergehen, wenn nur diese entsetzliche Schaukelei ein Ende nähme. Bald aber mußte es so weit sein. Denn lange, das fühlte ich, konnte das Schiff diesem furchtbaren Unwetter nicht mehr trotzen. Iede Minute konnte die letzte sein. Doch wenn auch. Wenn nur dieses Schaukeln vorbei wäre! Kein Preis dünkte mich zu hoch, den ich nicht gutwillig dafür gezahlt hätte.

Wieder holte das Schiff gewaltig rechts über. Da sprang das Bullauge, das schlecht verschlossen gewesen, auf und ein Wasserstrom ergoß sich in meine Kabine.

Trotz meines elenden Zustandes mußte ich vom Bett aufstehen, wiewohl sich in mir und um mich herum alles drehte. Ich versuchte die Luke wieder zu schließen und die schweren Riegel vorzuschieben, eine Arbeit, die mir erst nach langen Mühen gelang. Inzwischen hatte sich bereits ein kleiner See auf dem Fußboden gebildet, und ich klingelte nach der Stewardeß, damit sie mit Besen und Eimer den angerichteten Schaden wieder beseitigen konnte. Ich selbst aber wankte aus der Kabine heraus und, mich krampfhaft am Geländer festhaltend, nach oben. Denn tausendmal lieber wollte ich dem schlimmsten Sturm auf Deck begegnen und, wenn es sein sollte, mutig und mannhaft dem Tod ins Auge blicken, als noch länger dort unten liegen in dieser entsetzlichen Kabine.
Oben auf Deck ging der erste Offizier, der die Wache hatte, langsam auf und ab. Er trat auf mich zu und war mir behilflich, die letzten Stufen der Treppe zu nehmen. „Ein wenig windig heute. Nicht? Aber es legt sich schon." Ein wenig windig! Du lieber Himmel. Ein wenig windig! Dieser entsetzliche Sturm! Aber er lachte gutmütig auf: „Sturm nennen Sie diesen kleinen Wind, den das Schiff kaum spürt? Da sollten Sie einmal im Herbst oder Winter hier oben fahren; da könnten Sie etwas erleben. Da könnten Sie einen Sturm kennen lernen." Der Offizier mußte sich selbst am Geländer festhalten, um nicht von diesem „kleinen Wind" umgeblasen zu werden. Aber er schüttelte sich ordentlich vor Lachen. Der Kellner ging mit der Klingel vorbei und kündete an, daß der Lunch serviert sei. „Kommen Sie mit. Es ist Essenszeit. Ich habe mächtigen Hunger. Und auch Ihnen wird ein warmer Bissen gut tun. Sie sehen ja kreidebleich aus." Doch schaudernd wehrte ich ab. „Nein, ich danke. Ich habe durchaus keinen Appetit. Vielleicht komme ich später nach." Schon der Gedanke an Essen und der Speisegeruch, der von der Küche herüberwehte, brachte mein Inneres, das sich langsam beruhigte, wieder in Bewegung.
„Na, schön. Dann lassen Sie es. Aber einen Whisky könnten Sie trinken. Der bringt Sie wieder auf den Damm. Übrigens," er wies mit dem Finger nach vorn, „sehen Sie da vorn die Häuser? Das ist Hammerfest. Bald steuern wir in die Bucht ein, und dann hat die liebe Not ein Ende." Eine prächtige Botschaft. Angestrengt schaue ich nach vorn, doch sehe ich nur ein wild bewegtes Meer, sehe Wellen heranrollen und sich überschlagen, eine immer größer als die andere. Grau in grau liegt der Horizont vor mir. Doch hinten, ganz weit hinten, da ragt etwas spitzes, dünnes aus der grauen Wand. Ist es der Kirchturm, ist es die Meridiansäule von Hammerfest? Wie mit magischer Gewalt saugen sich die Augen fest an diesem spitzen, dünnen Etwas, von dem eine seltsame Beruhigung auszugehen scheint. Dort, dort liegt das Land und dorthin fahren auch wir. Wieder und immer wieder sage ich mir die Worte. Dort liegt das Land; schon kann man es sehen.
Im Speisesaal sind nur drei Gedecke aufgelegt. Rund um den Tisch zieht

sich ein Geländer von glänzendem Metall, das breite Bänder quer über die Tafel spannt. In diesen Bändern wird alles befestigt, Gläser, Teller und Menagen, so daß nichts herunterfallen kann. Denn noch immer rollt das Schiff gewaltig.
Ich stürze nur schnell ein Glas Whisky hinunter und gehe dann wieder hinaus.
Ietzt ist das lange dünne Etwas da draußen in der grauen Wand schon beträchtlich näher gekommen. Man erkennt einen hohen Haufen, das aus Steinen aufgeschichtete Schifferzeichen auf dem Sadlen, einer kleinen Anhöhe, an deren Fuße Hammerfest liegt. Ietzt wird auch die Stadt selbst sichtbar. Noch eine Viertelstunde währt es, in der der Wind mehr und mehr abflaut, und dann biegen wir in die Bucht ein. Zehn Minuten später fallen, nach dreißigstündiger Fahrt, vor Hammerfest die Anker.
Ein schwerer Nebel liegt über der Stadt, die sich die „nördlichste der Welt" nennt. Sie war mir lieb und wert geworden bei früheren Fahrten, die mich hinauf an Norwegens Nordküste geführt hatten. Und sie grüßt mich auch jetzt wieder als eine gute alte Freundin, grüßt mich mit ihrem schmucken evangelischen Kirchlein im neuen Stadtteil, mit der russischen Kirche in der Altstadt, mit der berühmten Meridiansäule, die auf keiner Ansichtskarte fehlt, und mit dem schweren Lebertrandunst, der ständig über der Stadt liegt. Auch das „Grand Hotel" sehe ich nahe dem Strande liegen, das kleine bescheidene Holzhäuschen, von dessen Eristenz seine stolzen Namensvettern in Paris und London sich schwerlich etwas träumen lassen. Es ist nicht schwer, das eleganteste und schönste Hotel in einer Stadt zu sein, die nur zwei Gasthäuser aufzuweisen hat, von denen das andere noch dazu lediglich dem Verkehr der sehr anspruchslosen Matrosen dient. Sogar eine „Dspendance" hat es sich zugelegt, das — Grand Hotel von Hammerfest.
Wir lagen wohl vier bis fünf Stunden hier vor Anker, nahmen Kohlen ein und erhielten einige zwanzig Passagiere, die infolge des nebligen Wetters auf den zweifelhaften Genuß eines Nordkapbesuches verzichtet hatten und den Rückweg antreten wollten. Ietzt wurde es voll an Bord. Fräulein Birgitt und Fräulein Emmik mußten ihre Klavierstunden aufgeben, da ein musikfreudiger Herr aus Hannover mit dem Rechte des Stärkeren das Piano in Besitz nahm und nur während der Mahlzeiten den Platz räumte. Im Speisesaal wurden an Stelle der einen bereits vier Tafeln gedeckt; ich erhielt rechts und links zwei kroatische Touristen, die sich gegenseitig Herr Rat und Herr Professor titulierten. Der Herr Rat erzählte andauernd von der Seekrankheit, die ihn auf der Hinfahrt gepackt hatte, und beschrieb sie genau mit allen Details, so daß der Küchenchef an unserer Tafel große Ersparnisse machte. Denn er bekam fast alle Platten unberührt zurück. Eine Schilderung der Seekrankheit mag ja im allgemeinen recht interessant sein, doch eignet sie sich nur in den seltensten Fällen als Tischgespräch, zumal wenn die anderen Tischgäste erst vor kurzer Zeit selbst ihre nähere Bekanntschaft gemacht haben. Nur mein Nachbar zur Rechten, der kroatische

Professor, schien von derlei Anwandlungen frei zu sein. Er tat der Küche alle Ehre an und schob, wenn die Gabel nicht ausreichte, die Speisen mit dem Messer in den Mund nach, und er bediente sich dieser Waffe vornehmlich im Kampfe mit dem gebratenen Lachs und den anderen Seefischen, die einen Hauptbestandteil der Menus auf den nordischen Dampfern bilden. Wenn der Herr Professor sein mit Fischstücken beladenes Messer in den Mund schob, dann erbleichte jedesmal sein Gegenüber, ein alter Londoner Kaufmann, der schließlich aufstand und dringend um einen anderen Platz bat, da er die kroatischen Selbstmordversuche nicht länger mit ansehen konnte.

Das aber nahm ihm der Professor sehr übel, und wenn er später bei Promenaden auf Deck dem Engländer begegnete, drehte er stets den Kopf ostentativ nach der anderen Seite, auch wenn just dort, wo der Engländer stand, das herrlichste Panorama sich entfaltete. Denn jetzt wurde die Landschaft schön, sehr schön. Skjaervö tauchte zur Rechten auf mit seinem prächtigen Gletscher, und dann kam der schönste aller Fjords, die Perle der nordischen Meere, das aller-, allerschönste, was der Mensch hier sehen kann, der Lyngenfjord, der einer Alpenlandschaft gleicht, die mitten in das Eismeer versetzt wurde, der Fjord, der Gletscher besitzt, so prächtig und schön, wie ich sie nie in den Alpen sah. Und wem die Nordlandreise nur Seekrankheit, Nebel und Regen bescherte, wer wochenlang hier oben vergeblich auf die Mitternachtssonne harrte, dem bleibt doch die Fahrt durch den Lyngenfjord, die reichlich für alles Reisepech entschädigt. Denn wer den einmal gesehen hat, der kann nie mehr untergehen in der Tretmühle des täglichen Lebens. Dem glüht tief im innersten Herzen eine Erinnerung an riesige Felsen, die steil aus dem Meere emporragen, an blendende Firnen und silberglänzende Gletscherbänder, die sich hinabwälzen zum Strande, so daß sich der Gletscher dem Meer vermählt im eisigen Kusse. Wer durch den Lyngenfjord fuhr mit offenen Augen und mit offener Seele, der kann wohl noch traurig, sehr traurig werden im Leben, doch er kann nie mehr ganz verzweifeln an einer Welt, die solche Wunder ihr eigen nennt.

Allein der kroatische Professor, der sich bei Tisch noch immer als Degenschlucker produzierte, sah nichts von all den Herrlichkeiten, da der Engländer stets dort stand und wie gebannt den Blick auf die märchenhaft schöne Landschaft richtete, so daß der Kroate stets auf die andere Seite schauen mußte. Auch sonst war die Gemütlichkeit an Bord gestört worden durch die in Hammerfest eingebooteten Touristen. Die beiden kleinen Klavierkünstlerinnen, denen man ihr liebstes Spielzeug genommen hatte, schlichen trübselig und gelangweilt umher, und Herr Erikson ließ im Zwischendeck die Ohren hängen. Das viele Volk, das jetzt im Zwischendeck sich breit machte, paßte ihm gar nicht, auch wenn manch einer darunter mit einem Stück Hering um seine Freundschaft warb. Nur ein kleines Berliner Fräulein, das mit den Eltern reiste und so schnippische Antworten

gab, besonders, wenn man es nach der Mitternachtssonne frug, nur sie brachte einen munteren Ton in das ernste, ungemütliche Bild. Sie fand alles so furchtbar interessant, die Delphine, die hin und wieder aus dem Wasser aufsprangen und dann wieder hinabschossen, die Wale, die weit draußen vorüberzogen, die Wildenten, die Möwen und das ganze Treiben an Bord.

Doch auch das kleine Fräulein verlor sein sonniges, lustiges Lachen, das man über das ganze Deck hören konnte, als ein unheimliches Gerücht sich verbreitete, immer mehr und mehr, bis schließlich alle davon wußten: wir hatten eine Leiche an Bord. Im Zwischendeck lag ein stiller Mann, der Fischer, der in Kirkenes mit seinem Hunde an Bord gekommen war, zugleich mit uns, der so lange geschlafen hatte und erst in Hammerfest aufgewacht war. Noch vor wenigen Stunden hatte er über die beiden Neapolitaner gescherzt, die auch in Hammerfest eingebootet worden waren und einen Affen, ein Bauer mit kleinen grünen Vögeln, die „wahrsagen" konnten, einen Dudelsack und eine Ziehharmonika mitgebracht hatten. Die ganze Schiffsgesellschaft hatte interessiert auf die beiden Italiener geschaut, die vom äußersten Süden Europas hier hinauf gekommen waren, um mit ihren bescheidenen Künsten ihr Brot zu verdienen. Doch während der eine Italiener den Dudelsack bearbeitete und der Affe seine Sprünge zeigte, während der andere Italiener mit dem Sammelteller herumging, auf dem besonders die Orestücke der Zwischendeckler sich häuften, da hatte sich der Fischer, dem es mit einem Male so eigenartig zumute geworden war, zurückgezogen und war in seine Schlafkoje geklettert. Als seine Kameraden nach ihm zu sehen kamen, war schon alles vorbei. So war er unter den Klängen des Dudelsacks still eingeschlafen, indes um ihn herum die Menschen lachten und scherzten und die Schiffsschraube dröhnte, die das Schiff vorwärts trieb, gen Süden.

Eine Leiche an Bord! Ein bedrückender, schwerer Gedanke, der sich lähmend auf die Gesellschaft legt, die sich kaum mehr flüsternd zu unterhalten wagt. Und doch ist der Tote, den sie hinunter in den untersten Schiffsraum gebracht haben, um ihn in Tromsö an Land zu schaffen, wohl auch im Leben immer ein ernster, stiller Mann gewesen, so, wie sie alle hier oben sind, die den Tod täglich vor Augen haben. Und gewiß war er auch ein sehr bescheidener Mensch, und er hätte sich sehr darüber gekränkt, wenn er gewußt hätte, daß er im Tode so vielen Menschen Ungemach bereiten würde.

Eine Leiche an Bord! Wie umgewandelt waren sie alle, diese Menschen, die das Schicksal hier auf einige Schiffsplanken im Eismeere zusammengetrieben hatte. Der Kroate vergaß ganz, auf die andere Seite zu schauen, wenn er dem Engländer begegnete; der musikliebende Herr aus Hannover klappte mit Nachdruck das Klavier zu und scheuchte mit barschen Worten die beiden Kinder hinaus, die schon sehnlichst auf den Moment gewartet hatten, da sie von ihrem Spielzeug wieder Besitz ergreifen könnten. Nur das kleine Berliner Fräulein, das neben

mir stehend durch ein Triöder den Ulfsfjord betrachtete, den wir just passierten, nur sie blieb sich gleich und flüsterte mir heimlich zu, daß „im Grunde genommen" so eine Leiche an Bord doch furchtbar interessant sei.
Langgezogene Klagetöne kamen aus dem Innern des Schiffes. Dort unten saß neben seinem toten Herrn jetzt der Hund, den man nicht hatte von ihm trennen können, vielleicht auch hatte nicht trennen wollen. Fast unbeweglich saß er da im Dunkeln. Nur von Zeit zu Zeit stieß er sein dumpfes Geheul aus und leckte der Leiche das Gesicht und die Hände. Wunderlich ist das Herz des Menschen. Keiner von uns hatte ihn jemals lebend gesehen, den, der da unten lag, kalt und starr. Und doch waren die Herzen voll Trauer, und Wehmut stand in den Augen um einen Toten, den niemand gekannt hatte. Wunderlich sind die Menschen.
Ietzt tauchte Tromsö auf, das so malerisch daliegt in den Bergen, an dessen vorderen Abhängen seine kleinen Häuschen in die Höhe klettern, Tromsö, die Stadt der Winde, Tromsö, die Heimat aller Stürme, und doch die lieblichste Stadt im ganzen Norden! Langsam machte das Schiff am Kai fest, an dem schon einige in Felle gehüllte Lappen standen, um ihre bescheidenen Waren, Renntiergeweihe, primitive Schnitzereien und Puppen in Lappentracht den Fremden anzubieten. Doch die Kauflust der Passagiere war nur gering. Still wurde der Tote an Land getragen. Dann folgte die kleine Kapitänsfrau mit den beiden Kindern, die jubelnd von den Großeltern in Empfang genommen wurden. Fast alle Passagiere gingen an Land, um sich die Stadt ein wenig anzusehen, so gut oder schlecht man das in den paar Stunden tun konnte, die das Schiff hier lag, um Waren einzunehmen und auszuladen. Als einer der letzten verließ auch ich das Schiff, das mir lieb und teuer, wie eine zweite Heimat geworden war, verließ es, um meine Schritte ins Tromsdal zu lenken. Doch lange, lange noch verfolgte mich das wehe, dumpfe Geheul des schönen Hundes, der um seinen toten Herrn klagte und als einziger Leidtragender hinter dem kleinen Leichenzuge herging.

Roderich Ley
Roderich Ley:
Tod und Soldat.
Fragte den Tod:
„Alles erreichender.
Alles vergleichender.
Lüstern mich stündlich umschleichender
Tod!
Wann und wo
Hat mir zu sterben dein Wille beschleden?
Heimatgeborgen nach glücklichem Frieden,
Schlachtenumdonnert auf blutigem Grunde,
Oder im Herzen die brennende Wunde
Siechend auf fauligem Stroh?"
Sagte der Tod:
„Ungerecht klagender,
Kleinmütig zagender,
Gnädig Verborgenes fragender
Mensch!
Ob dir heut'
Oder dir morgen zu sterben beschieden,
Heimatgeborgen nach glücklichem Frieden,
Schlachtenumdonnert auf blutigem Grunde . .
Kenne den Ort nicht und weiß nicht die Stunde,
Die mir ein Höh'rer gebeut!"
Freundlicher Tod!
Habe, ein bangender,
Wissen verlangender.
Töricht am Leben noch hangender
Mensch,
Stets geglaubt,
Daß deine tückische Willkür zerstöre.
Was mir zu sicherem Eigen gehöre,
Habe mich frevelnd zu fordern vermessen,
Was ich geliehen, doch niemals besessen,
Habe vergessen.
Fromm als Geschenk nur mit betendem Munde
Dankbar zu würdigen jegliche Stunde,
Die mir zu leben erlaubt!

Roderich Ley

Drei Kreuze.

Und als die große Stunde kam.
Und ich — vielleicht für immer —
Von meiner Mutter Abschied nahm.
Im Auge feuchten Schimmer,
Hat zitternd ihre bleiche Hand
Ein altes, schmales Kettenband
Mir zum Geleit gegeben.
Ein gold'nes Kreuzlein hing daran.
Das sollt' als sich'rer Talisman
Betreu'n mein junges Leben.
Heil'ges, goldenes Kreuz!
Ich trug's bei Tag, ich trug's bei Nacht,
Ich trug's in Gram und Grauen.
Ich trug's in Kampf und Sturm und Schlacht
Mit festem Gottvertrauen.
Ich trug's, ob rechts und links der Tod
Die Brüder jung und frisch und rot
Wie welke Blumen pflückte.
Ich trug's, des Sieg's mir froh bewußt,
Bis mir zum Lohn die tapf're Brust
Das Kreuz von Eisen schmückte.
Stolzes, eisernes Kreuz!
Mein Glück war kurz! — Ein Schnitter rief
Zur Mahd auf blut'gem Grunde.
Nun brennt und wühlt im Herzen tief
Auch mir die Todeswunde.
Ein nie besiegter Feind entwand
Auf immer meiner starren Hand
Die trutz'gen Reiterzügel.
Und meiner wartet, fromm und stolz,
Ein schlichtes Kreuz aus dorn'gem Holz
Auf frisch gewölbtem Hügel!
Hehres, hölzernes Kreuz!

Marie von Bunsen:
Das Hossräulein Donna Inez.
Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.
Ietzt erreichte der erste Fackelträger den Palast. Ietzt stand Don Manuel
unter dem Balkon, blickte nach oben zu der etwas vorgebeugt mit ihrem flieder-
farbenen Band wehenden Donna Inez. Mit wunderbarer Regelmäßigkeit fielen
die Geißelhiebe auf die zerfetzten, blutenden Schultern, das Blut sprühte, floß
herab. Don Manuel lächelte und grüßte, beglückt errötend wehte Inez mit dem
fliederfarbenen Band. Dann verzog sich in der Dunkelheit der leuchtende Schein.
Im Guevara'schen Palast wurden die Wunden von der alten Aja gewaschen,
dann setzte Don Manuel sich mit seinen Freunden und Begleitern zu einem Fest-
mahl nieder. Trotz des Karfreitags! — Diese verdienstvolle Tat gewährte vollen
Dispens. Alle beglückwünschten ihn, lobten sein Geschick, seine Ruhe, seine
mustergültige Haltung.
Oben in den Schloßzimmern war der Damenkreis noch längere Zeit freudig
erregt. Eine hnperkritische alte Palastdame behauptete zwar, die gestrige Grün-
donnerstagsprozession, bei der über zweitausend vermummte Männer sich geißel-
ten, habe ihr einen erbaulicheren Eindruck gemacht. Hierüber weinte Donna
Inez, und die übrigen Damen erklärten einstimmig, daß die vornehme Intimität
dieser Veranstaltung, mit ihrer edlen Vereinigung von Religion und Damenhuldi-
gung, unvergleichlich packender sei.
War Donna Inez zur Sonnabendfahrt nach Atocha befohlen, konnte sie
darauf rechnen, daß Don Manuel, wie die anderen „Liebhaber des Palastes",
neben ihrem Wagenschlag ging. Mochte es regnen, mochte der Straßenkot sein
schwarzes Atlasgewand bedecken, mochten die Duennas, die Guardadamas jedes
gesprochene Wort verhindern; mit der Fingersprache drückte er seine Bewunderung
aus, dankte Inez ihm für die ihr durch seine Pagen übersandten Geschenke, für
die Speisen und Näschereien. Oft hielt seine Karosse vor dem Schloß, dann
winkte sie hinter den Fensterlädensparren, und er huldigte ihr, sprach von ihrer
Augengewalt.
Vollauf wurde er durch dieses Verhältnis befriedigt, denn dieser eine erotische

Akkord hatte ihm noch gefehlt. Ohne Beschäftigung noch Beruf, witzig, kenntnislos, wenn auch keineswegs dumm, widmete er sich dem Stierfechten, dem Reiten und den Frauen. Seinem Vater war es gelungen, als armer Edelmann einen Vize-Königsposten zu erhalten, er kehrte mit Schätzen beladen zurück, welche Schätze seine zwei Söhne ihren Damen und Dirnen weitergaben. Schon mit vierzehn Iahren hatte Don Manuel seine „Amancebada", sein Verhältnis Pepilla, behielt sie, als er mit sechzehn heiratete. Mit Donna Benita, seiner Gemahlin, lebte er in bester Ehe. Sie war früher so ungewöhnlich hübsch, daß Don Manuel behauptete, sein Glück wäre vollkommen, fände er eine so schöne Amancebada. Pepilla zeichnete sich selbst unter den wortgewandten Madrider Kolleginnen durch ihren Witz, ihre frech sprühende Lebenslust aus, aber sie war beinah häßlich.

Pepilla, hatte im Laufe der Iahre Nachfolgerinnen gehabt, außerdem liebte Don Manuel eine Dame, Donna Anna, die Gattin des alten Herzogs von Tegorbe, des Befehlshabers der deutschen Schloßwache, früheren Gouverneurs des verstorbenen kleinen Don Baltasar. Acht Iahre bereits hatte diese Leidenschaft gedauert. An vielen, vielen mondlosen Nächten hatte Don Manuel sich auf sein Pferd geschwungen, hinter ihm auf der Kruppe sein treuer Knappe, denn sonst hatten sie sich in den unbeleuchteten Straßen aus den Augen verloren. Er und „sie" hatten das Stelldichein vereinbart, jedesmal verursachte die Briefbesorgung aufregende Not. Nicht um eine ganze Welt hätte Don Manuel die Stunde verfehlt, und doch kam es oft nur zu einem gewinkten Gruß durch die Fensterladenstäbe. Einige Male jedoch hatte sich die Gartentür geöffnet, war er in ihr Zimmer gedrungen.

Es ging um sein Leben. Erfuhr es der Gatte, ein Bruder, ein Schwager — irgendein gedungener Valencianer hätte ihm bald genug hinter einer Straßenecke aufgelauert. Aber mit Ausnahme des Knappen ahnte kein Mann das Verhältnis, nie und nimmer ließe ein Hidalgo auch im nächsten Freundeskreise eine Andeutung über Liebeserfolge fallen. Daß die Kavaliere anderer Länder, wenigstens in der Praris, nicht so streng waren, erfüllte die Spanier mit kalter Verachtung. Donna Anna sprach stundenlang mit ihren Freundinnen über den Geliebten und über das Glück ihrer Liebe; ihr Geheimnis war bei ihnen sicher. So hatte es acht Iahre gedauert, so konnte es noch lange währen.^^on Manuel spielte das reizvolle Spiel der Erotik auf verschiedenen Instrumenten. Seine Schwärmerei für das junge Hoffräulein bot ihm eine neue Klangfarbe, gab ihm eine unbekannte Gefühlsschattierung. Sich mit den anderen „Palast, liebhaben," zu messen, war die Hochschule der Lebensart, der gesellschaftlichen Grazie.

Viel einfacher und tiefer empfand die arme kleine Inez!

Ein Gerücht durchzog das Schloß, die Madrider Gesellschaft. Seit der
Zeit des unvergeßlichen Philipps des Zweiten wurde immer gleich nach Ostern
die Übersiedlung nach Aranjuez vorgenommen, nun war sie wegen einiger dort
vorgekommener Pockenerkrankungen aufgeschoben worden. So hieß es: in
Wirklichkeit, weil das Geld fehlte. Nur mit einem ungeheuren Troß setzte sich
der Hof in Bewegung, zu jeder Reise mußten die Pferde und Maultiere gemietet
werden, die Mittel waren nicht aufzutreiben. Schon seit Monaten ging es —
weiß Gott — dürftig zu. Die Duennas, Kavaliere, Pagen, der Schwarm von
Dienern und Dienerinnen hatten sowohl am Hof, wie in den Hausständen des
Adels kärgliche Zeiten. Im Schloß wurden die Rationen hin und wieder ein-
fach unterdrückt, auch die Hofdamen ließen sich ihre Speisen aus der Stadt
bringen, auf Kredit; auch bei ihnen war bares Geld knapp. Die Portionen,
welche sich die Duennas, Kavaliere und Bediensteten der Privatpersonen aus
den Garküchen (an jeder Straßenecke brodelten knoblauchduftende Kessel auf
Dreifüßen) holen ließen, wurden bedenklich Nein.
Die wirtschaftlichen Mißstände, die Erhöhungen der Maut und der Steuern,
der Sturz des Geldwertes, die Ein- und Ausfuhrverbote erregten das sonst so leicht
zu regierende, unendlich loyale Volk. Wohl wurde stets auch in den untersten
Kreisen leidenschaftlich diskutiert, erbittert über äußere und innere Politik ver-
handelt, doch verblieb es sonst bei dieser dialektischen Übung. Ietzt hingegen ver-
sammelten sich die Maurer, drohten, die Häuser der Reichen zu plündern,
die Schuhmacher drangen bis in das Schloß ein, um sich gegen einen ihnen auf-
gedrungenen Tarif zu wehren. Zwar hatte es gute Ernte gegeben, zwar hatten
die Galeonen in den letzten Iahren Gold im Werte von dreißig Millionen
gebracht. Es war eine selbstverschuldete Not, das Ergebnis der hochmütigen
Arbeitsunlust der breiten Schichten, der törichten Gewohnheiten der Großen.
Nie frug ein Edelmann oder eine Edelfrau nach dem Preis einer Ware,
nie ließen sie sich auf ein mit großer Geste hingeschobenes Geldstück herausgeben.
In ihren Häusern gab es leine Rechnungsführung, keine planmäßige Verwal-
tung, sie überließen ihre Güter unkontrollierten Intendanten, kümmerten sich
um keine Verzinsung ihres Kapitals. Das wäre eine „uinsrin,", das hätte
für unvornehm, für einen Mangel an Seelengröße gegolten.
Den Fetischen der „^eclengröße" und des „Ehrgefühls" wurde Gesundes,
Wertvolles hingeopfert. Bei bescheidensten Ansprüchen in Speise und Trank
gingen sie krasser Verarmung entgegen. Die Vizekönigs- und Gouverneurposten
dauerten höchstens fünf Iahre, was mußte in der kurzen Spanne Zeit eingeheimst
werden! Bei der Rückkehr wurden sie vor Gericht gestellt, ihr Verfahren immer
vortrefflich befunden. Wohl wurden in den Konzilien gelegentlich neue Finanz-
pläne ausgeheckt, es war vergeblich, zu viele wollten im Trüben fischen, alles
war zu hoffnungslos verfahren. Um für den Augenblick Luft zu schaffen, ver-

kaufte man den Gouverneurposten von Indien für fünfzehntausend Dukaten, zwei Schatzmeisterstellen für achttausend, legte unrechtmäßigen Beschlag auf einige Zölle der Stadt Madrid, und verlieh für zwanzigtausend Dukaten den Marqusstitel dem Don Ventura Dionis. (Sein Oheim war Vorsteher der Amsterdamer Synagoge.) So konnten die Pockenfälle in Aranjuez erlöschen, und die Reise ging vor sich.

Die Karossen, sechsspännig, mit den vier Ellen langen Zügeln, bildeten einen unabsehbaren, dahinsausenden Zug. Der König, die Herren und Diener waren außer Sicht, jetzt kam die Königin mit über hundert und fünfzig Frauen. Donna Maria Luisa war mit Smaragden überladen, trug einen Hut mit langen schwarzen und grünen Federn. Es blies ein scharfer Wind, die junge Königin saß fröstelnd neben der Camarera Mayor. Alle Damen hatten sich in ihre prachtvollen Samt» mäntel gehüllt, dies gestattete die Etikette nicht der Königin, ihre bloßen Schultern mußten der Kälte trotzen. Sie wechselte kaum ein Wort mit der Herzogin von Albuquerque, ließ sich von ihren französischen Kammerfrauen in ihrer eigenen Sprache trösten, spielte mit ihren Papageien, streichelte ihren Lieblingszwerg-spaniel, wärmte sich an ihm, nannte ihn ihre einzige Wonne.

In einem der folgenden Wagen saß Donna Laura Alagon mit Inez, Camila und Doloritas. Sie trugen die für solche Gelegenheiten vorgeschriebene Tracht, Mäntelschärpen aus grünem oder rotem Samt, ein Ende wurde unter dem einen Arm geschlungen, das andere Ende über die andere Schulter geworfen. Das wirkte eigenartig und gut. Die Fräulein waren überaus zufrieden; augenblick-lich war eine Pause, waren die Herren zurückgeblieben, aber immer wieder sprengten die Anbeter vor. Obwohl sie sozusagen heimlich mitritten, ihre Mützen tief in das Gesicht trugen, wurden sie mit Herzklopfen von ihren Damen erkannt. Sie winkten, übermittelten auf ihren Fingern die fein, ziseliertesten Grüße.

Donna Laura lächelte etwas grimmig: „Ihr jungen Dinger habt es ja gut. Mir sind die ermüdenden Reisen nach Aranjuez und dem Escurial, mir sind die dort zuzubringenden Wochen in der ländlichen Langeweile die ödesten Episoden in dem unerquicklichsten aller Berufe." — „Donna Laura, warum bleiben Sie im Dienst?" — „Das könnt ihr noch nicht verstehn. Erst nachdem man alles bis zum Überdruß gekostet hat, wird man gewahr, daß man nicht mehr zurück kann. Nachdem die ersten jungen Iahre verflossen sind, ist man niemals glücklich, niemals zufrieden, die Menschen erscheinen einem durchsichtig in ihrer kläglichen Eitelkeit, ihrer jämmerlichen Streberei. Aber man bleibt, man kann nicht mehr außerhalb des innersten Kreises leben, die von aller Welt heißersehnte „allerhöchste Nähe" entbehren. Mitleidslos zergliedert man nicht nur diese

Scheinwelt, sondern auch die eigenen Beweggründe, man verachtet sich und die andern — und stirbt im Dienst. Ia, ja, Don Pedro Calderon de la Barca spricht ganz richtig von den Enttäuschungen, den „äeseußÄQNZ <!e Mlaeio8"."

Die Ehrenfräulein sahen sich nachdenklich an und verstanden kein Wort.

Ein grünes Helldunkel, ein Laubschatten, schier märchenhaft in diesem von der Sonne ausgezogenen Land. Die Wipfel gewaltiger Ulmen und Linden wollen sich hoch oben berühren, sie bilden unendlich lange Alleen, mit Rondellen, marmornen Brunnen und plätscherndem Wasser, mit hohen, fast bis zu den Wipfeln reichenden, silbern erzitternden Strahlen. Nachtigallen und Amseln schmettern und flöten.

Die Königin war wieder heiter, vom farbenprächtigen Schwarm ihrer Damen umgeben, betrachtete sie neugierig die Statuen. Den grünen Schatten belebten Tritonen, alle Götter und Göttinnen des Olymps, sie wurden von gelegentlichen Sonnenstrahlen gestreift, wurden vom fließenden, perlenden Wasser benetzt. Man stand an dem Kühle spendenden, rauschenden Tajo, sah den am andern Ufer grasenden Pferden zu. Die Königin konnte sich nicht über deren dicke Unförmig- kelt beruhigen. Es waren eben alles Reitpferde des Königs, hatte dieser einmal ein Pferd bestiegen, so durfte kein anderer Sterblicher sich jemals auf dessen Rücken schwingen. Einige der Pferde hatten noch Philipp dem Vierten gehört, auf anderen hatte Karl der Zweite seine wenig erfolgreichen Reitversuche ange- stellt, um immer noch ruhigere Tiere zu verlangen und zu erhalten. Etwas weiter trieb sich, ungeschlachten, fremd aussehend, die Kamelherde, eine Berühmtheit von Aranjuez, umher.

Die Königin wanderte neugierig weiter, ließ sich von früheren Zeiten er, zählen. Hier auf diesem Naturtheater spielte die engelhaft schöne Donna Maria, spätere Königin von Ungarn, am Geburtstag ihres Bruders, des vierten Philipp. Der Italiener Fontana hatte die Szenerie erschaffen, Graf Villamediana dich- tete das Stück „Gloria de Niquea". Zuerst kam der Tanz der Hofdamen, dann das Drama, zu dessen Schluß teilte sich ein künstlicher Berg, man erblickte die neunzehnjährige Königin Elisabeth als Göttin der Schönheit, auf einem Thron, auf den Stufen lagerten sich die Infantas und Damen, alle in prächtigsten Ge- wändern. Dann erhob sich die Königin, schritt die Stufen herunter und tanzte mit den Prinzessinnen und ihren Hoffräulein ein Ballett. Die Königin Maria Luisa seufzte ....

„Dies," so erzählte die belesenste der Hofdamen, Donna Laura, „war der Lieblingssitz Philipps des Zweiten, hier" — nach einer kleinen Pause — aber

es war ja hundert Iahre her — „überhörte er um ein Haar ein Liebesgesprcüch zwischen der Fürstin Eboli und seinem „unentbehrlichen, treuergebenen" Sekretär, Don Antonio Perez .... Im letzten Augenblick gelang es dem Kammerherrn durch eine fingierte Ohnmacht die Aufmerksamkeit des Herrschers abzulenken. Erst später erfuhr er, weshalb die Fürstin sich ihm wohl hingab, aber so leidenschaftslos in seinen Armen blieb — darauf handelte er entsprechend."
Dann zeigte man das von hohen Hecken eingefaßte Rondell am Tajo, in dem Don Carlos glückliche Stunden mit seiner Stiefmutter, der schönen „Königin des Friedens und der Güte", und deren Damen verlebte, und diese von duftenden Springen umgebene Lichtung hieß nach der Ungarischen Königin Maria, der vierten Gemahlin Philipps des Zweiten. „Sie liebte ihren Gemahl so zärtlich, daß sie bei seiner Erkrankung Tag und Nacht betete, ihr junges Leben statt jenes des großen Königs zu nehmen." Schließlich wies das Ehrenfräulein Donna Carlotta Alvarez von Alba auf eine Marmorbank. Auf dieser sitzend, hatte Philipp der Zweite ihrem berühmten Ahnherrn vor dessen Mission nach dem rebellischen Flandern die Abschiedsaudienz erteilt.
Nachher ruhten sie alle in dem durchdufteten Blumengarten; Karl der Fünfte hatte ihn von vlämischen Gärtnern anlegen lassen, bestimmte, daß er allezeit von Vlämen unterhalten werden sollte. Die Königin spielte die Harfe; trotzdem sie das Klavicembalo, ein so schweres Instrument, beherrschte, hatte sie noch das Harfenspiel hinzugelernt! Staunend betrachteten die Spanierinnen solchen Fleiß: wie konnte man so rastlos sein.
Vor ihnen sonnten sich hohe rosa und purpurne Malven, um die blaßlila Lavendelbüsche, um tiefvioletten Rittersporn, um Balsaminen und Wicken flatterten Schmetterlinge, gelbe und weiße schwebende Punkte. Ebenso jung und bunt als die Schmetterlinge und die Blüten tanzten vor den Blumenbeeten die kleinen Meninas, Catalina Monteleon und Maraquita Hijar, in feierlicher Fröhlichkeit eine Pavana. Die langen Brokatröcke fegten bei den Verbeugungen über die maurischen Fliesen des Wegs; an die großen Orangenkübel lehnten sich die Knaben, die Meninos, in ihrer hellgrauen Atlastracht. Die Königin spielte die Harfe, und als die Pavana beendet war, sang sie ein Liedchen. Es stimmte Donna Inez traurig, sie wünschte sich ihren Don Manuel herbei.
Eine Botschaft wurde der Königin gebracht; der König bäte sie, in seinem Zimmer mit ihm „Stäbchen" zu spielen. Sie stand auf, ließ sich ihre Gefühle nicht merken; drei bis vier Stunden lang dauerte dieser ihr täglicher Dienst.
Als die Ehrenfräulein mit ihrem Anhang von Duennas und Guardadamas auf ihr Quartier gingen, warteten zwei Kavaliere, bogen die Knie. Der eine reichte Donna Inez in einem silbernen Korb Süßigkeiten, Früchte und Wohlgerüche in kostbar geschliffenen Fläschchen, der andere bot der Donna Arabela

Los Balbases eine ähnliche Gabe. Die Kavaliere hatten im Auftrage ihrer
Herren die Huldigungen zu übermitteln, ihre Herren würden zu dem kommenden
Kirchenfest herüberreiten, um sich am Anblick ihrer Lebenssterne zu erholen.
Donna Camilas Verehrer war nicht auf dergleichen verfallen. Dafür er-
hielt sie mindestens alle acht Tage ein von ihm verfertigtes Gedicht. Es waren
ja sehr schöne Verse, eines hatte sich Donna Laura, welche sich darauf verstand,
abgeschrieben. Camila ordnete die Blätter in einer goldtauschierten Kassette und
tröstete sich, so gut es ging, mit diesem Anblick.
Am Namenstag des heiligen Bernardin wurde im nahen Kloster ein Hoch-
altar geweiht. Einer der Manordomos hatte ihn als Dank für die Errettung
seines Sohnes aus Mörderhand gestiftet. Nachmittags sollten im Klosterhof
so schöne Autos, wie sonst nur zum Fronleichnamsfest, aufgeführt werden. In
den Kreuzgängen saß der Hof, auch einige aus Madrid gekommene Besucher, dar-
unter „Embevicidos", das bedeutete: in die Hofdamen Vernarrte. Als seien sie
Granden, hatten sie ihr Haupt bedeckt, und sie seufzten zu den Angebeteten herüber.
Vor einem der prächtigen Epitaphien stand auch Don Manuel, hielt Donna
Inez in seinem Bann.
Die beiden achteten wenig auf die Autos, den anderen gefielen sie außer-
ordentlich. Das erste hatte ein Klosterbruder aus Portugal gebracht. Die
Versammlung der Sant Iago-Ritter: unser Herr und Heiland bittet
um Aufnahme in den hohen Orden. Einige bewundern ihn und befürworten seine
Wahl, die anderen halten diese hingegen für ausgeschlossen. Sein Vater ist
Zimmermann, seine Mutter eine Näherin gewesen, seien die sittlichen Eigen-
schaften des Betreffenden auch noch so erfreulich, das würde dem Ansehen des
Ordens schaden. Demütig wartet unser Heiland auf die Entscheidung, bedau-
ernd mußte man ihm die Ablehnung verkünden. Darauf beschließen einige Portu-
giesen, als Ausweg, den Christusorden zu stiften.
Es wurden Erfrischungen gereicht; diese Mönche besaßen Lebensart, auch
war es ein sehr reiches Kloster, und die Brüder hatten vor kurzem, als Ergebnis
jahrelangen Bemühens, eine große Erbschaft angetreten.
Dann folgte das Stück vom Papst Pius dem Fünften. Der Heilige Vater
sitzt auf dem Thron, von allen Kardinälen umgeben. Ein Rechtsanwalt beschul-
digt die Spanier, brandmarkt ihre Laster und Vergehen, während ein anderer
sie geschickt zu verteidigen sucht. Der Ankläger ergeht sich über die himmel-
schreiende Unzüchtigkeit des Fandango, hier solle der apostolische Gerichtshof ein-
schreiten. Darauf meint der Verteidiger, dann müßten die Richter den Tanz
erst kennen lernen, zieht eine Fiedel unter dem Mantel hervor und spielt die
feurigste Weise. Sie fährt durch alle Glieder; der jüngste Kardinal schürzt sein
purpurnes Gewand und beginnt mit beseligten Augen zu tanzen, ein Zweiter

folgt, ein Dritter, die übrigen; ja, der Heilige Vater selber kann nicht länger stillsitzen und schwingt sich mit den anderen im verwegensten Reigen.
In heiterster Stimmung fuhr man von dannen. Die guten Mönche hatten sich wirklich unendlich viel Mühe gegeben.

VI.

Toledo.

Der im Toledo Alkazar weilenden Königin Mutter, Marianna von Öster-
reich, wurde von Aranjuez aus ein Besuch abgestattet. Gleich nach der Voll,
jaHrigkeit Karls des Zweiten war der von ihr mö^.^st ferngehaltene Don Iuan, der Bastardbruder, am Hof erschienen. Er bezichtigte die Königin Mutter der Günstlingswirtschaft; erst sei der Pater Neidhart, dann der Emporkömmling Valenzuela, ihr Geliebter, allmächtig gewesen. Don Iuan gewann das hohe Spiel, die Mutter wurde nach Toledo verbannt. Nun war Don Iuan tot, Mutter und Sohn hatten sich ausgesöhnt, der junge König war schluchzend vor Reue und Rührung ihr in die Arme gesunken. Die Königin Marianna lebte zeit,
wellig in Madrid, stand sich mit der Schwiegertochter anscheinend gut. Immer,
hin lag auf diesem Besuch der hohen Herrschaften die gespannte, unruhige Hof,
llchkeit von Verwandten, die sich einmal entzweiten.
Im großen Saal wurde Donna Inez von der Herzogin Albuquerque vor,
gestellt, durfte die königliche Hand knieend küssen. Zurücktretend betrachtete sie neugierig die hohe Frau, die gutgewachsene Gestalt, das lange, müde Gesicht. Sie wurde sehr verschieden beurteilt, galt einigen für gutmütig, liebenswürdig und zuverlässig, anderen für eine Ränkeschmiedin. Da stand sie, im grauen Witwengewand, am Altan des alt-ehrwürdigen Alkazar, hinter ihr entrollte sich die großzügige Herbheit der toledanischen Landschaft.
Während des Nachtmahls erblaßte Donna Inez, wankte auf ihren hohen Sockelschuhen und wurde auf ihr Zimmer getragen. Dort besuchte sie Donna Barbara; sie hatte das junge Ehrenfräulein in ihr Herz geschlossen, sagte itr jetzt ins Gesicht, so gehe es nicht weiter, sie verzehre sich ja vor Liebe zu Don Manuel. Donna Inez weinte und beichtete mit zitternder Stimme: „Einige Tage nach dem Auto im Kloster ritt er aus Madrid herüber, trotz des Verbots kam er über die Schloßbrücke, stand unter meinem Zimmer, sagte mir viel Schönes in der Zeichensprache. Der Mond schien hell, ich konnte alles verstehen und habe sein Lächeln gesehen. Eine Woche ist seither vergangen, Donna Bar,
bara, ja, ich kann nicht ohne ihn leben, ja, ich vergehe vor Liebe."
Donna Barbara fand sie beängstigend, ihre großen Augen hatten einen leidenschaftlichen Glanz, ihre feinen Finger bewegten sich, ruhelos, krampfhaft. Es war eine Fügung, jetzt in Toledo zu sein: in Toledo, der uralten Stadt,

waren uralte Geheimnisse verborgen. Sie besprach sich mit Don Oliviero; der alte Guardadamas vergötterte Donna Inez von fern, glaubte zwar nicht an „uralte Geheimnisse" der Damen, war jedoch zu allem bereit.
Donna Inez ließ um Erlaubnis bitten, in guter Begleitung, einem Gelübde entsprechend, einige Heiligtümer zu besuchen. So wurde sie vom Nachmittags- und Abenddienst entbunden, verließ in einem großen schwarzen Mantel, der nur das eine Auge teilweise freiließ, verhüllt, mit Donna Barbara und Don Oliviero das auf steiler Höhe aufragende Schloß.
Drohend erhob sich diese einstige Festung der Gotenkönige, der Mauren, des Cid über der Stadt. Steile Gassen führten herab, es kamen dunkle, feierliche Straßen; in der „Stadt der alten Geschlechter" standen dicht gedrälngt die von diesen bewohnten strenghohen Häuser. Sie hatten auf maurische Art geschichtete Ziegeln, merkwürdige, uralte Portale 'aus schwerfälligen, flachen steinernen Stützen, mit romanischen Kapitellen und Reliefs. Die Fenster waren mit eiser, nen Stäben vergittert oder mit orientalischem Holzgitterwerk verschlossen. „In- nen," so erzählte Donna Barbara, „gibt es gewölbte Räume mit prächtigem spa- nlsch-maurischem MudHarschmuck; die Häuser sind aus der Maurenzeit, ja, viele gehen auf die Goten zurück"
Donna Inez war zu befangen, um auf all dies Neue zu achten. Zaghaft hielt sie sich an die beiden Beschützer, es war das erstemal, daß ihr Fuß eine Straße betrat. Wenn nun im Menschengewühl sie von den andern getrennt würde; es war nicht auszudenken! Ieder dieser schwarzbemäntelten Kavaliere war ein Verführer, ein Entehrer, von ihnen würde jedes schutzlose weibliche Wesen als begehrenswerte Beute betrachtet. Soviel wußte sie doch vom Leben. Erst vor einigen Wochen hatte bei einem Damenempfang der Camarera Mayor die hochachtbare Marqussa Alcanigas es offen gesagt wenn ein Mann sich zufällig allein mit ihr befände, ohne „alles", ohne das „Letzte" zu verlangen, sie würde diese Kränkung niemals vergeben. Das junge Mädchen schützten nur die zwei alten Begleiter vor nicht eingebildeten, sondern tatsächlichen Gefahren; sie hüllte sich fest in die dunklen Schleier und Tücher und schlug die Augen kaum auf.
Ein schmaler Durchgang; oberhalb der düstergrauen Mauern war nur ein kleiner Streifen tiefblauer Luft zu sehen, der tiefe Schatten war gelegentlich durch leuchtende Reflere erhellt, einzelne goldgelbe Lichtstreifen glitten schräg herüber.
Vor einer massiv beschlagenen eichenen Tür hielten die drei schwarzen Ge- stalten. Don Oliviero klopfte mit dem schweren eisernen Klopfer, eine braun, graue Sklavin öffnete, ihr folgten die zwei Frauen, während der Alte unten verblieb.
Donna Barbara wurde ängstlich: „Euere Sennorla müssen mir und der

Frau dieses Hauses vertrauen, sich nicht bangen." Sie traten ein, erstaunt
sah Inez sich um. Bis hoch herauf waren die Wände mit den herrlichsten blau-
grünen Kacheln bekleidet, sie leuchteten wie tiefblaues Meer, wie blasse Smarag-
den. Kunstvoll gedämpft verschlangen sich die Fliesenmuster auf dem Fußboden,
über den Häupten spannte sich eine Decke mit sonderbar bemalten und einge-
legten Balken, die dunkelhölzernen Türen waren eingelegt oder geschnitzt,
und in einer Nische leuchteten Mosaiken unter den Zellenstalaktiten.
Noch nie hatte Inez Ähnliches gesehen.
Dann trat mit vielen Verbeugungen eine schmächtige ältere Frau herein.
Oder war es eine Dame? Inez wurde sich nicht darüber klar. Sie trug die
übliche Reifrocktracht, aber ein bunter, durchsichtiger Seidenschleier umschlang
lhren Kopf, und ihr Haar war ungewöhnlich schwarz, ihre Haut ungewöhnlich
dunkel. Donna Barbara sprach lange auf sie ein, so leise, daß Inez kein Wort
verstand. Darauf frug die Fremde, sie hatte einen sonderbaren Akzent: „Haben
Euere Gnaden Angst, werden Euere Gnaden den Mut haben, zu den „alten
Göttern" zu beten, dem Iehovah und Allah den innersten Wunsch des Herzens
zu bekennen?"
Inez weinte und zitterte. „Das darf ich doch nicht, Donna Barbara, ich
käme ja in die Hölle, auch würde die Heilige Inquisition mich holen."
Die Fremde schwieg, ließ das junge Mädchen sich beruhigen und sagte
dann: „Es handelt sich um die Liebe Euerer Gnaden. Euere Gnaden glauben,
nicht ohne „ihn" leben zu können."
Da bat Inez: „Gute, ehrenwerte Sennora, unterweisen Sie mich
genau."
Schweigend verließen die drei Gestalten das Haus. Donna Barbara
befürchtete, das verwöhnte, des Gehens so ungewohnte Fräulein werde nimmer-
mehr all das Geplante zu Fuß erledigen können, und wagte doch nicht, sich mit
Sänftenträgern einzulassen. Aber wie in einer Eraltation schritt Inez leicht
dahin. Ietzt kamen sie in die ehemalige Inderin; fast jedes der verschlossenen,
ernsten Häuser hatte für die Zeiten der Verfolgung heimlich verschlungene Gänge,
hatte unterirdische Gewölbe für unermeßliche Schätze an Gold, an Iuwelen und
Kostbarkeiten aller Art. Hier war das ehemalige Haus des Samuel Levy, des
Schatzmeisters Pedros des Grausamen gewesen, und dies stattliche Gebäude war
die von ihm errichtete Synagoge. Ietzt dem Tode der Maria gewidmet; aber
durch jene Frau wußte Inez, daß der alte Gott hier noch wohne.
Blasses Licht strömte von den marmornen, orientalisch durchbrochenen Fen,
stern, unter der dunkeln, geschnitzten Decke zogen sich arabische Friese und hebrä-
ische Lobesworte auf Don Pedro, den gnädigen König. (Er hatte den Erbauer,
seinen Schatzmeister, später hinrichten lassen.) Die ehemalige Gesetzeswand war

reich mit Goldmosaik, Holzschnitzerei und Worten aus der Schrift geschmückt.
Die Fremde hatte ihr von diesen Psalmworten gesagt: „sie sind noch heute lebendig, sie und der Nachhall der an dieser Stelle verlesenen Gottesworte werden die Gebete Euerer Gnaden unterstützen."
Kein Mensch war zugegen, die beiden Alten wachten unruhig und scheu an der Tür. Allein ging Donna Inez, den erhaltenen Anweisungen gemäß, auf die Altarstufen zu. Während sie sich dem Heiligtum näherte, machte sie innerlich einen Vorbehalt: Donna Benita solle nicht leiden. Dann kniete sie ruhig nieder, streckte ekstatisch die Arme auseinander, warf den Kopf zurück und betete rasch, aber vernehmbar, neunmal hintereinander: „Iehovah, Donna Benita, Marqussa von Guevara, soll sterben!"
Vergeistert, aber mit sicheren, leisen Schritten kehrte sie zurück. Donna Barbara und Don Oliviero waren blasser, erregter als sie. Keiner sprach ein Wort. Dann gingen sie zur Moschita, der kleinen Moschee, jetzt El Christo de la Cruz genannt. Die Mauern waren mit Blendarkaden gegliedert, Türen und Fenster hatten Hufeisenform, und gleich am Eingang, ziemlich versteckt, waren verschlungene arabische Schriftzüge erkennbar. Dies war die wundertätige Stelle. Wieder kniete Inez mit Ergriffenheit nieder, rief zum Allah, wiederholte neunmal die furchtbare Bitte.
Gleich in der Nähe, an der gewaltigen Puerta del Sol standen Sänftenträger und wurden jetzt, da die todbringende Gefahr vorüber war, gemietet. Donna Barbara wollte noch jenseits vom Fluß zum alten CastiUo de Servando. Eine aus Toledo gebürtige Schwägerin hatte ihr von den merkwürdigen, nur wenigen bekannten Kräften einer kleinen San Ildefonso-Statue erzählt.
Sie kamen an den uralten Mauern des Gotenkönigs Wamba, an der Stätte seiner Burg vorbei, überschritten auf der maurisch-gotischen Alkantarabrücke die Düsterheit der Tajoschlucht. Mühsam erklommen ihre Sänftenträger die Felsenhöhe, am Gestein und Gestrüpp erhob sich sonnenverbrannt eine Feste, der Cid hatte sie errichtet. Durch einen maurischen Bogen betraten sie die Kapelle, seitwärts vom üppig vergoldeten Barockaltar stand die unscheinbare, buntbemalte San Ildefonso-Statuette.
Donna Inez hatte sich indessen ihre Taktik überlegt; sie kniete andächtig nieder, murmelte leise, so daß nur der Heilige es hören konnte: „Großer und guter San Ildefonso; er hat beim Stierkampf besser als irgend ein Anderer den Stier getötet. Darauf ist er mein „8nInu äe zmlaeio" geworden. Er hat die leuchtendsten Augen, die berückendste Stimme. Er macht mich wahnsinnig vor Liebe. So halte ich es nicht länger aus; nachts kann ich nicht schlafen und denke nur an ihn.
Darum ging es nicht anders, ich wußte nicht aus und ein, so habe ich die „alten Götter" angerufen. Ich werde es aber nie wieder tun.

Versteht, bitte, meine Lage. Ich wünsche nicht geradezu den Tod der Donna
Benita, aber seht, sie ist zwanzig Iahre seine Gattin gewesen, das ist genügendes
Glück. Soviel verlange ich gar nicht, nur einige Iahre der Seligkeit, dann will
ich ins Kloster gehen und vielleicht Heilige werden. Nicht wahr, Ihr seht dies
alles ein und werdet mir im Himmel die Vergebung erlangen. Auch die kirchliche.
Ich habe mir vorgenommen, eine Woche lang zu fasten, aber auf keinen Fall
sage ich es in der Beichte. Nein, das kann ich nicht. Ihr, lieber Heiliger
Ildefonso, seid so einflußreich, Ihr sollt tatsächlich mehr als all die Heiligen
der großen Kathedrale vermögen."
Sie hielt ihm einen kostbaren indischen Rosenkranz aus Ovalen und Rubi-
nen entgegen. „Hier, gefällt er Euch, ich will ihn Euch schenken! Dann nehmt
Ihr aber auch die ganze Verantwortung auf Euch, ich weiß nichts mehr davon.
Und als Zeichen, daß Ihr mich verstanden habt, gebt mir ein frohes, geduldiges
Herz. Jene Frau hat mir vorausgesagt, daß das Glück kommen werde, nur
müsse ich ruhig drauf warten."
Sie erhob sich befriedigt von den Knieen. Sie glaubte alles richtig und
geschickt vorgebracht zu haben.
Der Sakristan wurde geholt, setzte eine Bescheinigung auf und befestigte in
ihrer Gegenwart den Rosenkranz an die Statue des Heiligen Ildefonso von San
Servando.
Er hat das Vertrauen auch nicht getäuscht: in dieser Nacht schlief Inez
mit friedlichem Lächeln ein, schlief endlich wieder traumlos bis zum Morgen.
Mit dankerfülltem Herzen konnte sie wieder frisch und ruhig ihr Leben genießen.
Toledo war ja auch so interessant. In der Kathedrale wurde eine glanz,
volle Hochmesse zu Ehren der Majestäten gefeiert. Die Musikliebenden unter
den Herren und Damen waren sehr gespannt; jeder große Dom verkörperte eine
eigene musikalische Richtung, und die Schule der größten und reichsten Kathedrale
des Reiches war weit und breit berühmt. Besonderen Wert legte man hier
auf spitzfindig verzwickte Fugen, auf kontrapunktische Scherze, auf überraschende
Verwickelungen der Themen. Dem hohen Besuch zu Ehren wurde ein Glanz-
stück des Chormeisters gegeben. Es war ein Loblied auf den Heiligen Iohannes,
in welchem jede Zeile eine der Singsilben — äo, r«, mi, t»,, »ol — aufwies,
diese wurde auf den entsprechenden Ton gesungen und hierauf baute sich die Me-
lodie. Dieser Triumph der Kunst begeisterte alle schönen Seelen. Inez konnte
nicht recht mitkommen, vom übrigen Teil der Feier war sie jedoch hingerissen.
Ihr Blick fiel auf den gewaltigen Hochaltar mit seiner Überfülle der Gestal-
ten, mit seinen Königsgräbern. Das Gewand des celebrierenden Erzbischofs war
mit dem schwersten Gold bestickt, war starr mit aufgenähten Saphiren und Per-
len. Unendlich reich waren die Schnitzereien des Mittelchors, von der Belage-

rung Granadas erzählten die Reliefs, auf den Erztüren prangte der Löwe Aragons, mit den Türmen von Kastilien. Überall waren Denkmäler und Statuen, hinter den herrlichen schmiedeeisernen Gittern der Kapellen kamen immer neue zum Vorschein.

Die gewaltigen Pfeiler strebten empor; farbenschimmerndes Licht flutete von den Fenstern, verschmolz sich brennend und jubelnd mit dem Silberdunst der Dämmerung, leuchtete über geheimnisvolle Tiefen. Es brandete und dröhnte die Orgel, als müßte das Herz zerspringen, wie selige Engel sangen die Kastraten und Knaben. All die vornehmen Damen knieten dort unten in Paradiesentrückung, mit bebender Brust.

Dann gab es urgemütliche Plauderstündchen aller versammelten Hoffräulein, da tauschten die vom beneideten „großen Hof" ihre Erfahrungen mit den Damen der Königin Mutter aus. Es wurden die Herrschaften, ihre Eigentümlichkeiten und Schwächen eingehend erörtert.

Überaus gelungen war das Fest des Kardinals Portocarrero. Als Erzbischof von Toledo war er, mit seinem Einkommen von dreißigtausend Dukaten, der reichste Untertan der Krone. Ein idealer Gastgeber, erst Anfang der Vierziger, groß, mit prachtvollen Gesten, vollendeter Haltung. Vielleicht etwas hochmütig, aber so zuvorkommend, daß man die Herablassung als natürliche, fast sympathische Eigenart empfand. Seine Prachtliebe gefiel; wenn er vom erzbischöflichen Palast nach der Kathedrale schritt, folgte ihm sein kaum übersehbarer Hofstaat, Pagen trugen einen goldbrokatenen Schirm über seinem Haupt.

Das Festmahl entsprach der gespannten Erwartung, zum Nachtisch wurden verzuckerte Bäumchen in goldenen Kübeln hereingetragen, in den Zweigen hingen verzuckerte Früchte und Vögel. Dies bereitete dem König eine große Freude.

Nachher wurde im Prunksaal die Oper „Pnramus und Thisbe" gegeben.

Seine Eminenz unterhielt italienische Sänger, hatte für das beste in Spanien aufzutreibende Ballett gesorgt.

Don Oliviero ging wie im Traum umher. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er Toledo, „Spaniens Herz". Zeitlebens hatte er gern in alten Chroniken gelesen, kannte die Geschichte seines Landes, war er doch in seiner Iugend Sekretär des Grafen von Ossuna gewesen, hatte sich an dessen historischen Arbeiten beteiligt.

Während all dieser Tage lebte er in der Vergangenheit, seine Blicke hingen an den Bauten der Gotenkönige, er folgte den Spuren des Cid, fand überall Erinnerungen an den lange Iahrhunderte erfüllenden Kampf gegen die Mauren.

Hier in Toledo hatte König Alfons der Achte alle Christenritter zum Feldzug aufgefordert, von hier aus zogen sie aus und erstritten den Sieg in der nie zu vergessenden Schlacht Navas von Tolosa. Er berauschte sich am Klang des Wortes, die matten Greisenaugen glänzten, sie sahen den Alvar Nunez von Lara, wie er mit dem Banner von Kastilien über die Kette sprengte. In der Kathedrale weilte er lange in der Kapelle, in welcher vor dem heiligen Krieg gegen Granada der Erzbischof die Fahnen weihte, und im Schatzhaus betastete er ergriffen das silberne Kreuz, das der Erzbischof von Toledo, der große Kardinal Mendoza, bei der Übergabe der Alhambra auf den Velaturm pflanzte. Mit dankbarer, hingebender liebender Verehrung nahm er ein der Isabella gehörendes Gebetbuch in seine Hand.
Diese andere Kapelle der Kathedrale erinnerte an den Helden Padilla, an den vergeblichen, verzweifelten Kampf der Communeros für die uralten Freiheiten ihres Landes. Oben auf dem Alkazar, den jetzt dieser heruntergekommene elende Hof bewohnte, verteidigte Maria Padilla, die ebenbürtige Gattin, sich nach seinem Tod.
Es schwoll sein Herz, gedachte er aller vergangenen Glorien des Reiches.
Im harten, eckigen Lehnstuhl versank die kümmerliche Gestalt, seine Augen wurden rot und mit seinen welken, blassen Lippen verwünschte er den König, den Minister Medina Celi, die verrottete Regierung, das entmannte Geschlecht.
(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
a
u

Juristische Rundschau,

Von Dr. W. Stein.

Iustizhoheit und Schiedsgerichte.

In jedem geordneten Staatswesen gipfelt der Inbegriff allen Geschehens darin, daß einem jeden unbedingt sein Recht wird. Darüber zu wachen, daß dies unter allen Umständen geschieht, mit andern Worten also die Ausübung der Iustizhoheit, ist die vornehmste Aufgabe des Staates. Er entledigt sich ihrer, indem er Richter bestellt, die er mit dem Mantel der Unverletzlichkeit bekleidet, damit sie furchtlos und unparteiisch Recht sprechen können. Hinter ihnen steht die ganze Autorität des Staates, die sie in erster und vornehmster Weise zu verkörpern berufen sind. Zugleich aber tritt die Staatsregierung in Tätigkeit bei der dienstlichen Beaufsichtigung des Gerichtspersonals, bei Ausübung der Disziplinargewalt, der Organisation der Gerichts- und sonstigen Iustizbehörden, bei Anstellung der Beamtem, sowie bei dem Vollzuge der gerichtlichen Tätigkeit. Der Unabhängigkeit der Gerichte von dem Einfluß der Staatsgewalt ist also bei der Iustizverwaltung eine Grenze gezogen.

Nun wird seit langem behauptet, es bestände gegen die beamteten, d. h. gegen die gelehrten Richter, ein steigendes Mißtrauen in weiten Schichten des Volkes. Man wirft ihnen, da sonst bei aller Mühe nichts gegen sie zu sagen ist, — denn anerkannterweise ist die deutsche Rechtspflege die objektivste der Welt — „Weltfremdheit" vor, ein bil, liger, nichtssagender Gemeinplatz, ein Schlagwort, das zu definieren nicht eben leicht ist.

Zunächst muß einmal klipp und klar ausgesprochen werden: unzufrieden mit dem Richter ist allemal die unterliegende Partei, und da in jedem Rechtsstreit der eine als zweiter Sieger durchs Ziel gehen muß, so ist die Zahl der Mißvergnügten nicht eben klein, die glauben, daß sie vor einem anderen besser informierten, d. h. „sachverständigen" Richter obgesiegt haben würden, daß ihrem vermeintlichen Rechte gerechtere Würdigung zuteil geworden wäre. Die Be-

strebungen, die mehr oder weniger darauf hinauslaufen, an Stelle wissenschaftlicher Rechtsprechung eine Gefühlsjustiz zu setzen, Gesetzesrecht durch sogenanntes Volksrecht — auch ein ganz unbestimmter Begriff — zu ersetzen, finden einen günstigen Nährboden in den wirtschaftlichen Verbänden, wie sie im letzten Jahrzehnt zu Hunderten entstanden. In dem Bemühen, ihre Mitglieder von ihrer Daseinsberechtigung zu überzeugen, fördern diese Körperschaften die Bildung von Sondergerichten, von Schiedsgerichten, auf jede nur erdenkliche Weise. Dieses Ziel glauben sie nicht zuletzt auch dadurch erreichen zu können, daß sie die tatsächlich vorhandene Mißstimmung gegen die ordentlichen Gerichte zu vertiefen und das Vertrauen in die Rechtsprechung zu erschüttern suchen. So hart diese Behauptung klingen mag,

trifft sie leider zu. In Nr. 8/1914, Seite 198 der „Volkswirtschaftlichen Blätter", zugleich „Mitteilungen des deutschen Volkswirtschaftlichen Verbandes", dem die Geschäftsführer der erwähnten Verbände zum großen Teil als Mitglieder angehören, steht in einem an leitender Stelle abgedruckten Aufsatze „Der Handelsanwalt" wörtlich folgendes zu lesen:

„Die Unsicherheit im jetzigen Rechts, leben, begünstigt durch eine vielfach rein formalistische, den Erfordernissen und Tatsachen des täglichen Lebens weltfremde Rechtsprechung des Reichsgerichts, haben es mit sich gebracht, daß Vorfragen zu beantworten sind, an die man mit logischem Empfinden oftmals gar nicht zu denken geneigt ist ... Der juristische Begriff des Betruges im Zivil- bzw. Strafrecht ist grundverschie, den von der Auffassung des täglichen Lebens und im Volksbewußtsein."

Abgesehen davon, daß dieser Stilblüte das böseste Iuristendeutsch unbedingt vorzuziehen ist, muß eins betont werden. Mag es immerhin einige Richter geben, die vor den Bäumen der Paragraphen den Wald des täglichen Lebens nicht sehen, von einer „rein for, malistischen, den Erfordernissen und Tatsachen des täglichen Lebens weltfremden Rechtsprechung des Reichsgerichts" kann auch der ärgste Neider unter gar keinen Umständen sprechen. Nirgends fühlt man den Puls des Lebens annähernd in dem Maße, wie in den Erkenntnissen unserer höchsten Instanz, nirgends zeigt sich ein solches Eingehen auf alle Fragen des praktischen Lebens, ein solches, oft geradezu verblüffendes Verständnis dafür, wie in den Urteilen des Reichsgerichts, und gerade die Lektüre der Urteilsbegründungen läßt erkennen, daß alle gegen unsere Rechtsprechung erhobenen Vorwürfe haltlos und völlig aus der Luft gegriffen sind. Wenn aber gesagt wird, daß der juristische Begriff des Betruges mit der Auffassung des täglichen Lebens und mit dem Volksbewußtsein in absolutem Widerspruch stünde, so ist dies eine ungeheuerliche Behauptung, die, wenn sie wahr wäre, den völligen Bankerott unserer Rechtspflege bedeuten würde. Gemeint ist natürlich etwas ganz anderes, indem manche Kreise der Gewerbetreibenden sich kein Gewissen daraus machen, bei Abschluß von Verträgen die

Gegenpartei nach Kräften zu übervorteilen, in der Voraussetzung, daß ihm bei nächster Gelegenheit ein gleiches widerfahren würde.

Es sind aber nicht nur diese Kreise, die die Iustizhoheit des Staates durch Schaffung von Schiedsgerichten auszuschalten bestrebt sind, und sie beschränken sich auch nicht darauf, innerhalb der einzelnen Gewerbegruppen Schiedsgerichte zu bilden. Unmittelbar nach Ausbruch des Krieges schufen die Handelskammern, also die halbamtlichen Vertretungen von Handel und Industrie, vielfach in Verbindung mit Handwerks- und Landwirtschaftskammern, in den sogenannten Einigungsämtern eine segensreiche Einrichtung. Ihr Zweck ist es, zwischen streitenden Parteien zu vermitteln, die Gegner zu veranlassen, soziale Rücksicht auf die wirtschaftliche Lage des anderen zu nehmen, und darüber zu wachen, daß Treu und Glauben und die geltende Verkehrssitte, furz, der geschäftliche Anstand, hochgehalten werde. Natürlich können diese Einigungsämter nur solange in Tätigkeit treten, als ein gütlicher Ausgleich zwischen den streitenden Parteien noch möglich ist. Über die Aufgabe des Schlichtens hinaus hat das Einigungsamt kein Feld. Ietzt hat sich die Schiedsgerichtsbewegung diese Einigungsämter zum Ziel ihrer Bestrebungen erkoren und macht Anstalten, sie zu ständigen Schiedsgerichten auszubauen. Bemerkenswerterweise ist es ein Handelskammersyndikus der Handelskammer Sorau, Dr. Fritz Schneider, der den Ge-

danken in der Augustnummer 1915 der „Deutschen Wirtschaftszeitung', Herausgeber Prof. Dr. Upt, Berlin, aus, spinnt:

„Es muß die Möglichkeit gegeben sein, für örtlich und für fachlich getrennte Parteien ein Schiedsgericht zu schaffen, welchem beide Parteien Vertrauen entgegenbringen. Zu diesem Zweck ist entweder eine Liste zuverlässiger Fachleute aus allen Teilen des Reichs zu führen, welche als Schiedsrichter gewählt werden können, oder die beiderseitigen Lokal- bzw. Fachorganisationen sind zum Vorschlag oder zur Ernennung von Schiedsrichtern zu verpflichten. Die Schiedsrichter sind nach jeder Richtung mit größter Sorgfalt auszuwählen und insbesondere gut zu instruieren, damit Formfehler vermieden werden. (Von wem? D. Verf.) Die Zentralstelle wird gut tun, eine Geschäftsanweisung oder ein Merkblatt für Schiedsrichter aufzustellen. Schiedsgerichte sollen alles daran setzen, einen Vergleich zu erzielen, und das geschieht und gelingt ja auch meist. Muß jedoch streitig verhandelt und entschieden werden, so ist das Urteil mit Grund:n zu versehen und durch die Zentralstelle bekannt zu geben. Daraus wird sich später ein Koder von Präjudizien entwickeln, von gleicher Bedeutung, wie die Bände der Reichsgerichtsentscheidungen. (?!) Größere Bedeutung noch werden solche Entscheidungen erlangen, die von einem zu bestellenden Ober, schiedsgericht ergehen. Diesem als Berufungen und Revisionsinstanz muß es selbst überlassen bleiben, in welchen Sachen es verhandeln will, damit Überlastung von vorne herein ausgeschlossen und die Auswahl wirklich nur hochbedeutsamer Sachen gesichert ist. Andererseits wird es vielleicht nötig sein, Bagatellsachen — etwa unter 200 Mk. — zur endgültigen Entscheidung an Einzelschiedsrichter - Friedensrichter - zu verweisen."

In diesem Organisationsplan sieht I>r. Schneider „die große rechtbildende und prozeßreformierende Macht", die „allen Beteiligten ein begeisterndes Ziel sein sollte". Dieser phantastische und undurchführbare Plan läßt erkennen, wie die Beteiligten auf jede nur mögliche Weise die Iustizhoheit des Staates auszuschalten bestrebt sind.

Die Rechtspflege ist eins der Fun-

damente der Gesellschaft. Die Lebens- und Verkehrsverhältnisse haben sich im Lauf der Zeit derart gesteigert, daß ein förmliches und längeres Studium der Rechtswissenschaft unbedingt notwendig ist. Die Kreise, die nach „sachverständigen" Richtern schreien, vergessen vor allen Dingen, daß zur ordnungsmäßigen Ausübung seines Berufes ein jeder „sachkundig" sein muß. Ieder muß sein Handwerk erlernt haben. Das gilt nicht sowohl für die Gewerbetreibenden, für den Kaufmann, den Fabrikanten, den Handwerker, sondern auch für die gelehrten Berufe, den Arzt, den Lehrer, den Geistlichen, unbestritten auch für den Rechtsanwalt. Nur für den Richter soll es nicht gelten. Seine Tätigkeit wird so niedrig eingeschätzt, daß ein jeder vermeint, sie ohne jede „Sachkunde" mühelos ausüben zu können. Und doch gehört ganz sicher zum Rechtsprechen Gesetzeskunde, ebenso wie zum Ausüben des Berufes als Arzt das Beherrschen der medizinischen Wissenschaft unbedingtes Erfordernis ist. Wer heute nach aus gesetzesunkundigen Richtern be, stehenden Schiedsgerichten ruft, gleicht dem Manne, der vom Arzt zum Kurpfuscher geht, oder der sich anstatt von einem Rechtsanwalt von einem Winkeladvokaten beraten läßt.

Es fragt sich weiter, in wessen Namen die Schiedsgerichte Recht sprechen sollen. Alle laut gewordenen Pläne, so auch der Plan des Verbandes für das Schiedsgerichtswesen der technischen Vereine, der im Vorjahre ins Leben

trat, operieren mit einer „Zentralstelle", die die Schiedsrichter auswählt, die eine Geschäftsanweisung oder ein Merkblatt — vermutlich als Ersatz für die Zivilprozeßordnung — für die „Richter" herausgibt. Es soll also dann wohl im Namen der Zentralstelle Recht gesprochen werden. Die Bestrebungen der Schiedsgerichtsanhänger gehen demnach noch weit über das hinaus, was von der Seite gefordert wird, die anstelle der Staatsgerichte Volksgerichte, anstelle der Landesherren das souveräne Volk setzen wollen. Diese erkennen wenigstens die Iustizhoheit des Staates, des Volksganzen, noch an. Gewisse Kreise von Handel und Industrie aber wollen in ihrem Schiedsgerichtsgebäude einen Staat im Staate schaffen und die Iustizhoheit des wirklichen Staates zertrümmern, indem sie die Rechtspflege nicht von staatlich bestellten gesetzeskundigen Männern, sondern von gesetzesunkundigen Laien ausüben lassen wollen. Nun ist es ja richtig, daß die Rechtswissenschaft mehr und mehr zu einer reinen Geisteswissenschaft geworden ist, nnd daß die Erfahrung, auf die sich das Denken stützen soll, über Gebühr in den Hintergrund getreten ist. Vorgefaßte Begriffe rauben dem Richter nicht selten die Unbefangenheit des Blickes für die Wirklichkeit. Wenn daher die Forderung einer systematischeren Schulung des Beobachtungsver, mögens aufgestellt wird, so ist diese vollauf begründet. Etwa vorhandene Mängel aber berechtigen doch keineswegs zu dem Versuche, die staatliche Iustizhoheit für alle Gewerbetreibenden einfach beiseite zu schieben und an deren Stelle eine Köchst problematische Zentralstelle mit besoldeten Laienrichtern zu setzen. Von wem sollen diese übrigens ihre Besoldung erhalten? Doch wohl von eben dieser Zentralstelle als neutraler Körperschaft, die auch die Richter von Fall zu Fall bestellt. Damit aber wiederum würden diese Schiedsgerichte als Selbstverwaltungskörper der einzelnen Berufsgruppen ausschalten. Es müßte sich mit Notwendigkeit ein neuer Stand von Berufslaienrichtern heranbilden, denn die ständige Ausübung des Schiedsrichteramtes in zahllosen Fällen wird und muß die Schiedsrichter derart in Anspruch nehmen, daß ihnen für ihren eigentlichen Beruf keine Zeit mehr übrig

bleibt. Notwendigerweise muß damit
natürlich auch die Sachkunde ver-
schwinden, und die Schiedsrichter sin-
ken zu einfachen Angestellten der Zen-
tralstelle herab, denen nicht nur die not-
wendige Vorbildung, sondern auch die
richterliche Unabhängigkeit fehlt. Es
entsteht ein Stand, dem in erhöhtem
Maße alle Mängel anhaften müssen,
die man heute dem gelehrten Richter an-
dichtet, und' dem obendrein die juristi-
sche Vorbildung völlig abgeht. In Ge-
setzesanwendung könnte jedenfalls die
neue Rechtsprechung nicht bestehen.
Und eins kommt noch hinzu. Rich-
ter, die von einer Zentralstelle von Fall
zu Fall bestellt und dafür besoldet wer-
den, — aus welchem Fonds die Besol,
dung fließt, ist nicht gesagt — bieten
nicht die Gewähr der absoluten Unab-
hängigkeit und damit der Unparteilich-
keit. Es könnte leicht der Fall eintre-
ten, daß sie sich in ihrer Rechtsprechung
bei der Urteilsfindung von ihrer poli-
tischen und wirtschaftlichen Überzeu-
gung beeinflussen lassen. Diese Erschei-
nung zeigt sich schon heute nicht selten
bei den sogenannten Tarifschiedsgerich-
ten, die über Streitigkeiten zwischen
Arbeitgebern und Arbeitnehmern abzu-
urteilen haben. Die Abstimmung ergibt
hier sehr häufig, daß die Arbeitnehmer-
beisitzer die Ansprüche des Arbeiters für
berechtigt erklären, die Arbeitgeber aber
ebenso regelmäßig geschlossen dagegen
stimmen. Diese Tatsache muß zu den-
ken geben.

So läßt eine kritische Prüfung der
Schiedsgerichtsbewegung diese als eine

überaus ernste Gefahr für die Iustiz-
hoheit des Staates und damit für diesen
selbst erscheinen. Leichtfertig wird an
einer der Grundfesten der Gesellschaft
gerüttelt, und zwar von Kreisen, die
sich sonst gern als Säulen der Ordnung
bezeichnen. Dabei ist noch zu beachten,
daß der Gesetzgeber doch wahrlich be-
müht ist, den berechtigten Wünschen der
Gewerbetreibenden nach möglichst prak-
tisch erfahrenen Richtern, soweit dies
eine geordnete Rechtspflege zuläßt, ent-
gegenzukommen. Wir haben eine Reihe
Sondergerichte, Kaufmanns- und Ge-
werbegerichte, Kammern für Handels-
sachen, für gewerblichen Rechtsschutz
u. a. Man mag diese erweitern und
ergänzen, und man mag für eine ge-
wisse praktische Ausbildung des Richter-
nachwuchses Sorge tragen..
Die Bestrebungen der Schiedsge-
richtsfanatiker gehen, diesen vielleicht
selbst unbewußt, weil über das Maß
dessen hinaus, was von den Anhängern
einer Volksjustiz mit Mischgerichten
oder reinen Laiengerichten zur Straf-
prozeßreform gefordert wird. Denn
auch das gesamte Vollstreckungswesen
müßte bei Durchführung des Schieds-
gerichtsgedankens den staatlichen Be-
hörden entzogen und in die Hände der
Zentralstelle gelegt werden. Die Fol-
gen sind in der Tat gar nicht auszu-
denken. Deshalb aber, und weil hier
eine gewaltige Gefahr für unser ganzes
Rechtsleben droht, ist jeder Äußerung
dieser Bestrebungen von den beteilig-
ten Kreisen, vor allem von unserem
Iuristenstand, ernsteste Beachtung zu
zollen, und es muß ganz besonders hier
heißen: ?riueipii8 obnta.

Rundschau der Kriegs - literatur X.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Die im Ullstein-Verlage erscheinende
Samlung „Männer und Völker" hat
wiederum eine wertvolle Neuerscheinung
gebracht: Paul Herre: „Weltpoli-
tik und Weltkatastrophe." Der bekannte
Leipziger Universitätsprofessor gibt hier
einen klaren Überblick über die Welt-
politik in den letzten fünfundzwanzig
Iahren und schildert die Einkreisung
Deutschlands und die zahlreichen Ge-
witterneigungen am politischen Himmel,
die sich infolge der scheinbaren An-
näherungsversuche Englands an
Deutschland noch nicht zum Gewitter
entluden, bis schließlich im Sommer

1914 die Entladung durch den Welt-
krieg erfolgte.
Mit Interesse folgt man der Füh-
rung des Verfassers durch die einzelnen
Phasen der Einkreisungspolitik, dem ge-
schickten Machwerke Eduards VII. und
seiner Helfershelfer, sieht man, wie das
Londoner Kabinett rings um die Zen-
tralmächte die feinen Fäden spann, die
ihnen — wie Herre hervorhebt —
schließlich etwas aus den Händen ge-
glitten sind. „Die uns bekannt geworde-
nen Quellen lassen klar erkennen, daß ..
die französische Diplomatie mit der russi-
schen Kriegspartei im Hintergrunde das
von England angebahnte Werk der Voll-
endung entgegenzuführen bestrebt war.
Grey, Asquith und Churchill wurden
nun die Geister nicht los, die sie gerufen
hatten. In dem politisch-diplomatischen
Zusammenspiel war Grey vielfach der
Geschobene geworden, wo er der Schie-
bende zu sein glaubte."
Als das „vornehmste Ziel des gegen-
wärtigen Krieges" bezeichnet Herre am
Schlusse seines Buches: „Die Her-
stellung eines größeren Zentraleuropas
germanischen Kulturcharakters, das mit
wesentlicher Kräftesteigerung die not-
wendige kontinentale Sicherung schafft"
Neben dieses kontinentale Ziel tritt
aber noch ein nicht weniger wichtiges,
das maritime Ziel, für das wir in diesem
Kriege kämpfen, nämlich das Ziel, „den
Gleichgewichtsgedanken auf den Meeren

zur unbestrittenen Geltung zu bringen."
In der vom Verlage von S. Fischer in Berlin herausgegebenen „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte" sind einige neue Bände erschienen. Im 16. Band dieser Sammlung schildert Hans Vorst unter dem Titel „Im Kriege durch Frankreich und England" seine Eindrücke über eine Reise, die er kürzlich im Auftrage des „Berliner Tageblatts" unternommen hatte. Als Angehöriger eines neutralen Staates hatte der Verfasser Gelegenheit, Leben und Treiben, und insbesondere die Stimmung in den Ländern unserer westlichen Gegner eingehend und unparteiisch zu studieren. Bemerkenswert sind die Schlußbemerkungen, die Vorst seinen Beobachtungen folgen läßt. Er sagt hier, daß sich „die menschliche Hybris", wie er es nennt, die eigene Kraft zur überschätzen und die des Gegners zu unterschätzen, in der Gegenwart aufs deutlichste zeigt, „wenn man sieht, daß im feindlichen Ausland bei der Beurteilung der Gesamtlage alle Momente, die die eigene Zuversicht zu stärken geeignet sind, wie gewisse allgemeine politische Faktoren, die Verteilung der gesamten Machtverhältnisse an Größe, Bevölkerungsziffer und ökonomischer Kraft der kämpfenden Mächtegruppen, die geographische Lage usw., zweifellos weit überschätzt werden." Besonders in Frankreich, von dem doch die siegreichen deutschen Heere schon 20 Monate lang einen großen Landstrich besetzt halten, geben sich weite und einflußreiche Kreise noch immer der Hoffnung hin, Deutschland und seine Bundesgenossen niederringen zu können. Dies bezeichnet der Verfasser als „einen ganz erstaunlichen Grad der Verblendung". Derartige Illusionen unserer Gegner, die durch eine geschickte, aber ebenso skrupellose Presse verstärkt und immer wieder von neuem erweckt werden, derartige Illusionen üben, so phantastisch sie auch sein mögen, doch in der Gegenwart ihre deutliche Wirkung aus, „denn an Verständigung und an Frieden ist natürlich erst zu denken, wenn diese Selbstüberschätzung aufgehört hat, ihre maßgebende Politik zu beeinflussen". Mit Genugtuung stellt der Verfasser dieser chauvinistischen Stimmung bei unseren Gegnern gegenüber fest, „daß sich das deutsche Volk in diesem Kriege im allgemeinen eine weit

besonnenere und maßvollere Haltung bewahrt hat". Diese Haltung müsse man trotz der Forderungen einiger weniger Heißsporne beibehalten, da das Gegenteil dem Feinde nur neues Propagandamaterial gegen uns in die Hand spiele. Nach dem Kriege müßten die ökonomischen und sonstigen Beziehungen mit dem Ausland wieder angeknüpft werden, und deshalb hält es der Verfasser für „einen Akt hoher und weitblickender politischer Klugheit, schon jetzt in mancher Beziehung darauf Rücksicht zu nehmen, und zwar beispielsweise nicht nur im Hinblick auf die Volksstimmung der Neutralen, sondern sogar in gewissem Grade auch auf die der jetzt noch mit uns im Kriege befindlichen Länder. Wir müssen nach Möglichkeit alles vermeiden, was geeignet wäre, unseren Feinden ein gutes Propagandamittel zu liefern." Hierin müssen wir Deutsche weit vorsichtiger sein als unsere Gegner.

Unter dem Titel „Österreich und der Mensch" versucht Robert Mli ller im 18. Band, ein Bild unseres Bundesgenossen an der Donau und in den Alpen zu entwerfen, da er es für eine Vorbedingung aller zukünftigen österreichischen Politik hält, Klarheit darüber zu verschaffen, wer der Österreicher sei, und was er für die Zukunft insbesondere des gesamtdeutschen Wesens zu sein habe. Der Verfasser sieht im Preußen und im Österreicher die beiden Pole des deutschen Charakters, zwischen ihnen ein gewisses Spannungsverhältnis, das er unbedingt aufrecht erhalten will, und von dem er sich

den Reichtum der germanischen Kultur verspricht.

Der nächste Band der Fischerschen Sammlung enthält zwei Aufsätze aus der Feder von Ernst Troe lisch, denen der Verfasser den zusammenfassenden Titel „Deutsche Zukunft" gegeben hat, indem er davon ausgeht, daß sich das Wesen der deutschen Zukunft von zwei Hauptgedanken aus entwickelt, nämlich dem der deutschen Freiheit und dem des moralischen Charakters der Staatsidee. Diese „deutsche Zukunft" wird sich von der westlich-demokratischen Idee unterscheiden müssen und mit einer Steigerung des Staatsbewußtseins zu rechnen haben.

In dem ersten Aufsatze entwickelt Troeltsch „die deutsche Idee von der Freiheit", die neben der freien Einordnung zugleich das Recht der geistigen Individualität und ihre gegenseitige Hochschätzung enthält. „Auf die Völkerwelt übertragen, heißt das ein System gegenseitiger Achtung und freier Entwickelung der Völkerindividualitäten nebeneinander, wobei dann freilich die Selbstbeschränkung auf das zur staatlichen Eristenz Notwendige und die gegenseitige Gewährung der Entwickelungsfreiheit innerhalb dieser Grenzen mitgedacht ist." Diesem deutschen Freiheitsgedanken stehen der heute bereits fast gegenstandslos gewordene französische Freiheitsgedanke und die Völker, idee gegenüber, die sich aus der englischen Freiheit ergibt. Während ersterer die „Intoleranz des fanatischen Dogmas" hat, das er nötigenfalls mit Feuer und Schwert ausbreitet, wünscht die englische Freiheitsidee, „alle einzelnen Völker möglichst zu parlamentarischer Selbstregierung und freier Selbstbestimmung gebracht und begegnet den Gefahren der Reibungen und Gegensätze durch die Aufrichtung einer englischen Seeherrschaft über die Welt", da sie der — wenn auch natürlich irrigen — Ueberzeugung lebt, ohne diese gebe es nur ein Chaos in der Welt.

Der Verfasser spricht die Hoffnung aus, daß es gelingen möge, einen großen mitteleuropäischen Block zu bilden, und „daß dieser mit der deutschen Freiheitsidee gegebene Völkergedanke auch darüber hinauswirke und auch andere Staaten an sich ziehe. Dann wäre die Freiheit auch der Friede, wenigstens für

absehbare Zeit".
Nicht weniger interessant ist auch der zweite Aufsatz „Privatmoral und Staatsmoral", in dem der Verfasser dieses schon seit Iahrhunderten lebhaft umstrittene Thema in klarer und überzeugender Weise behandelt. Der eng begrenzte Rahmen dieser Rundschau macht es uns leider unmöglich, auch auf diesen Aufsatz ausführlicher einzugehen.
Der 20. Band endlich bietet einige Augenblicksbilder zum Verständnis des widerspruchsvollen, werdenden Volkes der Vereinigten Staaten. In diesem „Das amerikanische Gesicht" betitelten Bändchen gibt ArthurHolitscher eine Reihe von Erlebnissen und Eindrücken, die er auf einer Reise durch die Neue Welt zwei Iahre vor Kriegsausbruch zu sammeln Gelegenheit hatte, und die als Wegweiser dienen sollen zum Verständnis des merkwürdigen und widerspruchsvollen Volkes jenseits des Ozeans, dessen Verhalten während des Krieges uns Deutsche so sehr befremdet, oft sogar mit Recht empört hat. —
Im Anschluß an diese Sammlung sei auch ein im selben Verlage im Druck erschienener Vortrag von Rudolf Borchardt: „Der Krieg und die deutsche Verantwortung" erwähnt, den der Verfasser am 21. Febr. 1916 in der „Deutschen Gesellschaft 1914" zu Berlin gehalten hat, und in dem er als Ziel des gegenwärtigen Ringens den „Wiedergewinn der deutschen Geistigkeit" bezeichnet. —
Aus der Feder des im Iahre 1912 verstorbenen österreichischen Volkswirts

Alerander von Peez, der sich
auch als Historiker und Politiker einen
Namen gemacht hat, ist im Manz-Ver-
lag (Wien-Leipzig) eine politisch-geo-
graphische Studie im Neudruck erschie-
nen, die sich „Europa aus der Vogel-
schau" betitelt. Diese Arbeit war zu-
erst 1889 in der Münchener „Allgemei-
nen Zeitung" als Aufsatzzyklus erschie-
nen; es ist mit Dank zu begrüßen, daß
sich der Verlag bereit gefunden hat, diese
interessante Schrift in zweiter Auflage
mit ganz geringen zeitgemäßen Ände-
rungen der Öffentlichkeit zu übergeben.
Peez beleuchtet in dieser Arbeit die viel-
fältigen Strömungen, die in ihrer Ge-
samtheit das moderne Kulturleben
Europas hervorgebracht haben, und mit
Wärme wird der hervorragende Anteil
des deutschen Volkstums an der wieder-
holten Erneuerung von Europas Le-
benskraft hervorgehoben. Am Schluß
beleuchtet der Verfasser die Gefahren,
die Europa seitens Amerikas und Ruß-
lands drohen.

Eine volkswirtschaftliche Studie
über die „Volkswirtschaft und Finan-
zen im Weltkriege" veröffentlicht das
Mitglied des ungarischen Reichstages
und Direktor des Reichsverbandes un-
garischer Finanzinstitute Dr. Elem s r
Hantos im Verlage von Otto Hapke
(Göttingen-Berlin). Auf Grund einer
genauen Sachkenntnis untersucht der
Verfasser die Ursachen und Wirkungen,
die der Weltkrieg auf die wirtschaftliche
und finanzielle Lage in den kriegführen-
den Staaten ausgeübt hat und noch
ausübt, der Weltkrieg, der ein wirt-
schaftlicher Krieg ist, „nicht nur, weil
er um die Weltwirtschaft, um den
Welthandel geführt wird, sondern auch
deshalb, weil unsere Feinde mehr auf
unsere wirtschaftliche, als auf unsere
militärische Erschöpfung rechnen". Aus
diesem Grunde heißt es für uns nicht
nur a n der Front, sondern auch hin-
ter der Front kämpfen und siegen.
Dies ist den Zentralmächten dank ihrer
Organisation und der gesunden Lage
ihrer Volkswirtschaft und Finanzen
vollauf gelungen; denn die bisherigen
Erfahrungen haben bewiesen, daß die
Zentralmächte „trotz der durch den Krieg
verursachten enormen Entziehung von
Arbeiterkraft und Kapital" immer noch
imstande sind, „die Sicherung der Ver-
pflegung der ganzenBevölkerung und des
großen Heeres und auch des zukünftigen

wirtschaftlichen Betriebes zu gewährleisten," vorausgesetzt, daß die Kraftfaktoren richtig und ökonomisch dort in Anwendung gebracht werden, wo es notwendig ist.

Von demselben Verfasser ist auch in der schon öfters erwähnten Sammlung: „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen" unter dem Titel: „Die finanzielle Kraftentfaltung der österreichisch - ungarischen Monarchie" eine kleine Arbeit erschienen, die — unter Beschränkung auf die Donaumonarchie — im wesentlichen dasselbe Thema behandelt, wie die vorher genannte Schrift, und die — gestützt auf zahlreiche statistische Tabellen — den Sieg Österreich-Ungarns auch auf finanziellem Gebiete beweist. —

In der „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft", die von Professor Franz v. Mammen herausgegeben wird und bei der Wissenschaftlichen Verlagsanstalt „Globus" in Dresden erscheint, bespricht Dr. Paul Ostwald „Die kulturpolitische Mission Bulgariens". Der Verfasser kommt bei seinen Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß Bulgarien sowohl in wirtschaftlicher wie in geistiger Hinsicht einer Zukunft entgegengeht, an der mitzuarbeiten Deutschland und Österreich-Ungarn berufen sind. Bulgarien wird unzweifelhaft die kommenden Iahre benutzen, um die Schäden der letzten Kriegsjahre zu überwinden und nachzuholen, was es versäumt hat. „Der Fleiß der Bevölkerung, ihre Regsamkeit auf allen Gebieten der Volkswirtschaft und des

Geistes, die Fruchtbarkeit des Landes, das Vorhandensein notwendiger Grundbedingungen für eine industrielle Entfaltung, das alles sind Grundlagen, die eine günstige Zukunft dem Bulgarenland sichern ... Ie mehr Bulgarien hineinwächst in die moderne Kultur und moderne Weltwirtschaft, um so wertvoller wird das Band, das uns mit diesem Staate verbindet." —

Unter Mitwirkung einer Anzahl bekannter Universitätsprofessoren hat Heinrich Franke! im Verlage von Georg Müller in München ein Sammelwerk „Deutschland im Urteil des Auslandes früher und — jetzt" herausgegeben, eine Sammlung der bemerkenswertesten Anerkennungen, die dem deutschen Geistesleben auf technischem, wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiete seitens der hervorragendsten Persönlichkeiten aller anderen Kulturvölker zuteil geworden sind, und die in krassem Widerspruch stehen zu den schamlosen Verleumdungen und gehässigen Urteilen, die jetzt seit Kriegsausbruch von vielen, selbst den gelehrtesten Kreisen des feindlichen und leider auch des neutralen Auslandes gegen unser Vaterland in die Welt gesetzt werden. —

Im Verlage von August Scherl in Berlin sind kürzlich vom schweizerischen Major Tann er „Frontberichte eines Neutralen" erschienen, deren erster Band „Polen undKarpathen", der zweite „Galizien und Bukowina" betitelt ist. Major Tanner war zunächst bei der österreichisch-ungarischen Armee, dann bei der deutschen Südarmee Zeuge des gewaltigen Ringens in den Karpathen, und immer klarer wurde ihm, daß weder Österreicher noch Deutsche besiegt werden könnten. Mit ganz besonderem Staunen bewundert er, der durch die Gebirge seiner Heimat den Gebirgskrieg zu beurteilen gelernt hat, die Leistungen der Truppen aus dem deutschen Flachlande in dem steilen Hochgebirge der Karpathen. „Die Energie der Leitung, das Anpassungsvermögen der Führer und Truppen lassen sich nicht mit den Superlativen der Sprache ausdrücken." Das Verhalten der Truppen in Angriff und Verteidigung, das Dulden und Leiden der Bevölkerung, die Leistungen der Armierungstruppen, des Trains, des Sanitätspersonals — kurz alles wird vom Verfasser unter die

Lupe genommen, und immer wieder bricht seine Bewunderung durch. Über die deutschen Truppen im besonderen, mit denen er zusammen gewesen ist, sagt der Verfasser u. a.: „Man wächst förmlich mit im Verkehr mit solchen Soldaten!... Ihr Herz taut langsamer auf als das österreichische; ihr ganzer Betrieb ist kälter, härter. Ihr Wille ist eisern, und ihre Überzeugung, daß sie am Ende immer siegen, stählern."

Ie länger aber Tanner bei deutschen und österreichisch-ungarischen Verbänden den Krieg beobachtet, desto erbitterter wird er gegen die Russen, deren grausame, ganz zwecklose Massenopfer an Menschen er in den Karpathenstürmen zu beobachten Gelegenheit hatte, und deren wüste, sinnlose Zerstörungen er in Ostpreußen und Galizien mit eigenen Augen gesehen hat.

Die interessanten Berichte von der Front aus der Feder eines neutralen Augenzeugen werden sicherlich überall willkommene Aufnahme finden.

„Vier Monate mit Mackensen" schildert Erwin Berkhaus (Verlag von Iulius Hoffmann in Stuttgart). Der Verfasser beschreibt den „Auftakt zum galizischen Durchbruch", die große Schlacht selbst, den Kampf um Lemberg, um die Lubliner Bahn und um Brest-Litowsk.

»

Einen Protest gegen die französische Gewaltherrschaft in Nordafrika enthält eine kleine Schrift, die als Privatdruck erschienen ist, und als deren Verfasser zwei Scheichs namens Saleh Sche,

rif und Ismail Sefaihi zeich,
nen. Diese Veröffentlichung schildert
nach einem kurzen geographischen und
historischen Überblick über Tunesien und
Algerien das Wesen des französischen
Protektorats nach dem Vertrage von
Kassar Said aus dem Iahre 1881 und
die zahlreichen Beschwerden, die die all-
gemein unzufriedene Bevölkerung gegen
die französische Herrschaft richtet. —
Mit einer noch ungeklärten Frage
beschäftigt sich Professor Hermann
Iacobsohn in seiner im Ver-
lage von Pilardi u. Augustin in
Kassel erschienenen Schrift „Rußlands
Entwicklung und die Ukrainische Frage".
Diese kleine Broschüre, die aus einem
in Lüneburg und Marburg gehaltenen
Vortrage entstanden ist, verfolgt in er-
ster Linie den Zweck, die durch die Agi-
tation einer Anzahl österreichischer Ru-
thenen bei vielen Deutschen erweckten
Hoffnungen auf einen Aufstand der
Kleinrussen in Rußland zu widerlegen,
da diese Hoffnungen einer ernsten Prü-
fung nicht standzuhalten vermögen. „Die
übertriebenen Erwartungen, denen man
sich in der kleinrussischen Frage hingibt,
sind schädlich wie alle Illusionen."
Darum ist es dankenswert, daß der
Verfasser in seiner kleinen Schrift ver-
sucht, diese leeren Illusionen zu zer-
streuen.

Im 20. Heft der „Deutschen Kriegs-
schriften" (A. Marcus u. E. Webers
Verlag, Bonn) untersucht der bekannte
Berliner Psychologe Dr. Magnus
Hirschfeld unter dem Titel „Kriegs-
psychologisches", was am Kriege schuld
ist. Er sieht die Missetäter nicht in
Eigenschaften und Leidenschaften, welche
der Mensch hatte, sondern welche
den Menschen hatten: Unwissenheit,
Leichtgläubigkeit, Unduldsamkeit und
Furcht. Der Verfasser legt dann klar,
wie aus der äußeren die innere Not-
wendigkeit eines Krieges erwächst, an
ihm teilzunehmen. Er geht dem Dämo-
nischen am Kriege nach, dem, was Mil,
lionen so unwiderstehlich in den Bann
zieht; er glaubt es in einer Reihe von
„Ekstasen" zu finden, durch welche die
Gemüter entflammt werden. „Will der
Mensch nicht nur den Feind, sondern,
was schwerer ist, den Krieg überwin-
den, dann muß man auch wissen, was
am Krieg den Menschen triebhaft lockt."
Des weiteren wird auseinanderge-
setzt, wie nach dem seelischen Pendel-

gesetz auf den Kriegsrausch die Ernüchterung, auf die Anspannung die Abspannung folgt. Ie unreifer ein Volk ist, um so leichter läßt es sich täuschen und enttäuschen, je reifer es ist, um so mehr tritt an die Stelle anfänglichen Überschwangs Stetigkeit und Festigkeit. Wir Deutschen haben es in dieser Hinsicht allerdings wesentlich besser als unsere Gegner, da es für das Nervensystem keine belebendere Ladung mit Starkstrom gibt, als erfolgreiche Betätigung. —

Unter dem Titel „Einführung in das politische Denken" behandelt Dr. Adolf Grabowsky in der 152. Flugschrift des Dürerbundes (Verlag von Georg D. W. Callwey) in kurzer Form die Bedeutung der politischen Forschung und die Hauptleistungen dieser Forschung. Diese Schrift ist als ein knapper Führer durch die politische Literatur gedacht, der selbstverständlich mit seinen vierzehn Seiten keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Im ersten Teil seiner Arbeit erörtert Grabowsky die Stellung der politischen Forschung innerhalb der gesamten Wissenschaft und die Beziehungen dieser theoretischen Politik zur praktischen. Im zweiten Teil werden sodann die bedeutsamsten politischen Werke von Plato bis zur unmittelbarsten Gegenwart aufgeführt und in wenigen Worten besprochen.

In einer kleinen, für das deutsche Volk bestimmten Schrift „Unser Kaiser

Rundschau
und der Krieg", die in R. Herross's
Verlag in Wittenberg erschienen ist,
versucht PaulVölkerdas Bild un-
seres Kaisers tief in die Seele des Vol-
kes einzuzeichnen. Das Buch ist für
eine weite Verbreitung bestimmt; es ent-
hält eine Anzahl kleiner Geschichten,
patriotische Gedichte und Aussprüche
unseres Kaisers aus der Zeit vor und
während des Krieges. —
Interessante „Dokumente aus gro-
ßer Zeit" enthält eine Sammlung, die
Franz Mahlke unter dem Titel
„Hoch in den Lüften" bei der „Con-
cordia", Deutsche Verlags-Anstalt (Ber-
lin) veröffentlicht hat, und die eine
Auswahl von Fliegerberichten darstellt,
die besser als alles andere die Groß-
taten unserer „fünften Waffe" schil-
dern.
Nach Fertigstellung der obigen
Rundschau ist uns noch ein Buch zuge-
gangen, das wir hier wenigstens mit
einigen Worten verzeichnen wollen. Es
ist ja zur Genüge bekannt, daß es jen-
seits des Atlantischen Ozeans viele Leute
gibt, die plötzlich seit Kriegsausbruch
ihr „englisches Herz" entdeckt haben,
und die mit wahrer Freude die Lügen-
berichte verschlingen und treuherzig
glauben, die ihnen Reuter auftischt.
Leider befinden sich unter diesen Leuten
auch zahlreiche Gebildete und Gelehrte,
die vor dem Kriege nicht müde wurden,
deutsche Tüchtigkeit und deutsche Wissen-
schaft zu loben. Um so freudiger be-
rührt es einen, wenn man einmal aus
berufener amerikanischer Feder ein ob-
jektives, auf eigener Sachkenntnis be-
ruhendes Urteil findet.
In seiner Schrift „l'Ke trutb
llbout tde tteriuan uatiou", die im
Verlage von R. Oldenbourg in Mün-
chen erschienen ist, gibt der unseren Le-
sern bereits aus einem Aufsatze im Fe-
bruarheft von 1915 bekannte Professor
an der Columbia-Universität George
Stuart Fullerton einen kurzen
Überblick über die politischen und sozia-
len Zustände in Deutschland und von
dem Geist, der die deutsche Nation be-
seelt. Möge diese kleine Schrift das
Ziel, das sich der Verfasser gesteckt, er-
reichen und dazu beitragen, die Ameri-
kaner über die wahren Zustände bei uns
aufzuklären, über die sie von Reuter
und seinen Handlangern in den Ver-
einigten Staaten im Unklaren gehalten
werden.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin von Pestalozza.

Eine feine Gabe beschert uns Helene Böhlau mit ihrem neuen Buch: „Der gewürzige Hund"*). Ästhetische Feinheiten entzücken in großer Fülle, Denn da ist eine edle, gepflegte, innige, durchaus persönliche Wortkunst; sie wirkt in das Band der schlichten, gegenständlichen Erzählung Sternenbilder voll eitel Poesie. Da ist ein wundervoller Aufbau des Ganzen: der Gekreuzigte, der Erlöser, der den Wallfahrern vorangetragen wird, leitet, ein Symbol, den Erlösungshymnus ein, der das ganze Buch ist, und der am höchsten und reinsten ausklingt in Myrtel, der Gattin, deren Liebe Selbstverneinung und sich selbst darbringendes Opfer ist; der im Gatten, dem Denker und Dichter, schmerzhaftes Ringen ist, und in dem für sein liebes Vaterland Todgeweihten die sich selbst befreiende Tat. Überall zaubert Stimmungen die Dichterin, deren man sich nicht wehren kann und mag, heiter scheinen sie zuerst und noch später hier und da, tragen aber doch fast immer den leisen Opferduft in sich, um am Ende blühende Opferflammen zu sein. — Wo aber Opfer ist, Opfer in vielfacher Gestalt, allerlei rotes, heiliges Lebrnsopfer, da ist

») Verlag Ullstein « Co., Berlin

sittliche Höhe. Diese menschliche Feinheit macht die Dichtergabe zu einer rechten Gabe für die Zeit. Die um ihre eigene und der anderen Erlösung bedachten, opfernden Menschen dieses Buches, so lebendig und einzig in das alte Weimar des Geheimrates Goethe und in Ienas Gassen und zu Füßen seiner Hügelhänge gestellt, erheben sich doch auch zum Typus und sind zeitlos. Diese Lebensbilder, so kraftvoll realistisch, sind doch auch ganz von Symbolik durchzogen. Hier ist eine Seherin, der sich im ganzen heißgeliebten Leben sein Geistiges als sein feinster Glanz offenbart, dem man sehnsüchtig zugewandt steht. Man geht, erfüllt von Schönem, bewegt von Tiefem, von dem Buch der Dichterin, die zu ihren großen Geschenken nun dieses neue fügte.

Ein Buch, dessen reiche und vornehme Ausstattung gleichsam die äußere Ehrfurchtsbezeugung ist vor seinem Inhalt, sind „Die Roesnerkinder"") des Dr. Wolfgang Pauker, reg. Chorherren des Stiftes Klosterneuburg, Diese Blätter tragen die Schicksalslinien und die heimlichen Lebenserfahrungen einer Familie, die Alt-Wien angehörig ist, die ein Stück seines Kunst- und Kulturlebens trägt und spiegelt und mit wertvoller Menschlichkeit begnadet ist; diese Familien- und Zeitgeschichte hat den Herausgeber, dem der letzt Verstorbene der Roesnerkinder als silberhaariger Greis, als Spiritual des Stiftes Klosterneuburg persönlich bekannt war, als etwas besonders Reiches bewegt, und in Demut und Ehrfurcht vor dem Leben und in künstlerischer Weisheit hat er sie hier in ihrer Ursprünglichkeit und persönlichen Unmittelbarkeit, in Selbstbiographie und Briefen veröffentlicht, gewiß,, daß sie so am lebendigsten wirken müßte. Und keinen wird sie in der Tat — dem Geist und dem Herzen nach — unbewegt entlassen. Die Erläuterungen des Herausgebers bereichern und verbinden zu einem Ganzen, das jetzt als Kulturdokument das Interesse gefangen nimmt, um dann als üoeuuuiitt dniulüu innerlichst zu ergreifen. Die Bildnisse der Roesnerkinder und ihrer bedeutenden Zeitgenossen, die Darstellungen von Landschaften und Bauten Alt-Wiens tragen unbestreitbar dazu bei, uns in das milde Machtbereich dieser Blätter, in den Sonnenunter-

gang einer vergangenen Epoche und das
ewige Sternenleuchten kämpfender,
hoffender, duldender Menschenherzen,
einzuschließen. Über ihnen kann einer
Erquickung und Ruhe finden. Der letzte
Teil des Werkes mit der zeitgenössischen
Korrespondenz Carl Roesners ist von
ganz gegenwärtigem Interesse. Was
damals Carl Roesner in der Architek-
tur, was Qverbeck, Steinle, Veit,
Kupelwieser, Führich in der Malerei
wollten, darnach suchen auch wir jetzt
— wenn auch nicht mehr in jener ein-
zigen katholischen Betonung — näm-
lich im Kunstleben da wieder zu begin-
nen, wo vor drei-, vierhundert Jahren «
die Renaissance seine hoffnungsreiche
Entwicklung abbrach, wo Kunst eine In-
brunst des Künstlers war und eine An-
dacht des Genießenden, wo Kunst
Volkskunst war, in der sich beide fan-
den. (Ich verweise auf: Richard Benz
„Blätter für deutsche Art und Kunst",
Eugen Diederichs, Iena.)
Walter von Molo hat mit dem
vierten Bande „Den Sternen zu"*)
seinen Schillerroman vollendet. Auch
hier zeigt sich der Dichter in seiner be-
deutenden Kraft des Gestaltend. Dazu
ist Schillers Ringen um seine
Schöpfungen, sein sich Durchringen zu
der ihm gemäßen künstlerischen Art,
sein Glaube an sie, seine demütige

*) Wim: F. Tempsky. Leipzig: G. Freywg. *) Schuster K Loeffler, Veilin.

Liebe zu ihr ergreifend dargestellt. Die Gestalt Lottes — opfernde Weibes- und Mutterliebe selbst — ist zu Typus und Symbol erhoben. In die Beziehungen Schillers zu Goethe ist der Dichter mit großem psychologischen Feinsinn eingedrungen, wie er überhaupt als ein mit dem Erlebnis des Kunstschaffens, das so verschieden über die Seelen einbricht und aus ihnen aufsteigt, Geweihter sich erweist. Der Schillerroman ist ein bereicherndes, schönes Werk. Wenn ich jetzt, im Gegensatz zu meiner Anschauung vor dem Kriege, meinen möchte: ist dies nun wirklich Schiller, ist es möglich, daß eine so bestimmte Wirklichkeit im Wesentlichen in der freien dichterischen Schöpfung getroffen werden kann?, so ist das ein Einwand gegen den Geschichtsroman schlechthin. Iedenfalls ist Walter von Molos Buch ein künstlerischer und menschlicher Gewinn.

Das gab eine Freude, als das Gedichtbändchen Elinor von Hopffgartens „Tränen und andere Dichtungen aus ernster Zeit"*), eine erste dichterische , Gabe an uns, seine echte Art enthüllte! Alles Geschehen und Empfinden, das hier, entnommen dem Born dieser Zeit, in fließenden, edlen, schlichten oder klangreicheren Versen lebendig ist, trifft unsere Herzmitte, ist also echte Poesie. Es ist Volkskunst; denn wir sind eins mit der Dichterin; hat sie inbrünstig dem verschiedenen Zeitgeschehen seine großen verklärenden Züge abgesehen, so sind wir in Andacht vor diesen dargestellten Zügen. Es ist vorwiegend epische Poesie, die künstlerische Eigenart ist Objektivität oder Subjektivität, die das Allgemeine zum Inhalt hat, daher befähigt zu der Kunst für das Volk, das immer lieber das große Geschehen sprechen läßt, als sein kleines Herz.

») Verlag G. Damier, Mühlhausen i. Thür.

Erdkundliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Der Weltkrieg hat Länder und Völker dem Interesse des deutschen Volkes näher gerückt, die bisher seiner Beachtung ferner lagen. Zu diesen gehört das Land, das in den Brennpunkt der ersten Kriegsereignisse gerissen wurde: Belgien. Es ist merkwürdig, daß über diesen, sowohl durch seine Geschichte, wie durch seine volklichen Verhältnisse eigenartigen Staat bis zum Ausbruch

des Krieges so weuig deutsche Literatur vorhanden war. Da ist es dankenswert, daß der Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, in der Sammlung: „Aus Natur und Geisteswelt", aus der Feder von Dr. Paul Ostwald ein Bändchen: „Belgien" veröffentlicht, das uns sowohl über Land und Volk, als auch über seine Geschichte unterrichtet. Im letzten Teile werden wir auch über Verfassung, Verwaltung, Rechtspflege und Heerwesen, über wirtschaftliche und soziale, sowie über die kirchlichen Verhältnisse und das geistige Leben belehrt. — Wer eingehender über die Geschichte Belgiens unterrichtet sein will, dem bietet der gleiche Verlag von Professor KarlHampe: „BelgiensVergangenheit und Gegenwart". Diese Arbeit führt bis an die Schwelle der jüngsten Ereignisse und beleuchtet auf den letzten Seiten in interessanter Weise das Verhältnis Bel, giens zu den Großmächten in der letzten Vergangenheit.

In einem anderen Bändchen der bekannten Teubnerschen Sammlung „Ans Natur und Geisteswelt" behandelt Dr. Valerian Tornius: „Die Baltischen Provinzen." Nber dieses uralte deutsche Kulturland, in dem deutsches Volkstum inmitten einer fremden, feindlichen Umgebung in voller Eigenart bewahrt wurde, herrscht auch in gebildeten Kreisen Deutschlands

noch viel Unkenntnis, und wäre nicht der Weltkrieg gekommen, der den Siegeszug unserer Heere mitten hinein in das Baltikum geführt und eine dieser Provinzen fast ganz in unsere Hand gebracht hätte, man würde kaum mehr als ein bißchen bedauernde Teilnahme für diesen abgesplitterten Teil deutschen Volkstums aufgebracht haben. Die neuerwachte warme Sympathie zu vertiefen und in breite Kreise zu tragen, ist das Bändchen von Dr. Tornius ausgezeichnet geeignet.

In der gleichen Sammlung unterrichtet uns über „Die Geschichte der Vereinigten Staaten von Am erika" der Professor an der Kieler Universität Dr. E. Daenell.

In acht knapp und klar geschriebenen Kapiteln zieht die ganze Geschichte Nordamerikas, nachdem wir über die wichtigsten geographischen Tatsachen unterrichtet worden sind, an uns vorüber, von der ersten Besiedelung an bis in die Gegenwart. Das Schlußkapitel streift die wichtigsten der großen politischen Fragen, die in der Union zu lösen sind.

Wer den Orient näher kennen lernen will, kann sich einem ernsten, gewissenhaften und durch eigene Reisen sehr informierten Führer anvertrauen. Im Verlage von Iosef Singer in Straßburg hat der bekannte Kenner des nahen Orients Ewald Banse ein ausführliches Werk über den Orient veröffentlicht unter dem Titel: „Das Orientbuch. Der alte und der neue Orient." Das Werk ist mit 20 Lichtdrucktafeln, 154 Abbildungen im Tert und 7 Karten ausgestattet. Den Schluß des Werkes bildet ein für die gegenwärtige Zeit besonders wichtiger Ausblick auf eine zukünftige Europäisierung des Orients. Wenn Banse in seiner Meinung, daß die Türkei nach zehn bis zwanzig Iahren vielleicht schon unter die Mächte aufgeteilt sein kann, durch die jüngsten Ereignisse des Weltkrieges auch widerlegt erscheint, so vermittelt doch sein Buch eine ernste, eingehende und zuverlässige Kenntnis des orientalischen Wesens auf Grund eigener Anschauung. Wer den gesamten nahen Orient kennen lernen oder einzelne seiner Teile bereisen will, wird gut tun, sich aus Ewald Banses Buch zu unterrichten.

Die Beobachtung, wie wenig man

in Deutschland trotz vielen Redens über Zwecke und Ziele, Notwendigkeit und Folgen deutscher Orientpolitik über unsere Bundesgenossen am Bosporus weiß, hat einen guten Kenner des türkischen Landes und Volkes, Franz Karl Endres, veranlaßt, ein aus reicher Erfahrung und bedeutender Literaturkenntnis geschöpftes Werk unter dem Titel: „Die Türkei, Bilder und Skizzen von Land und Volk" zu schreiben, das von der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München, auf den Büchermarkt gebracht wird. Endres, ein kgl. bayer. Hauptmann im Generalstabe, hat als Generalstabsoffizier drei Iahre in der Türkei an der Reorganisation des osmanischen Heeres gearbeitet. Mit Recht weist er selbst im Vorwort darauf hin, daß diese Arbeit, die ihn mit den Menschen des Landes in innigste Berührung brachte, ihm ermöglicht habe, Land und Leute besser kennen zu lernen, als der gewöhnliche gesellschaftliche Verkehr, der in allen Kulturzentren des Erdballes der gleiche ist. Mit offenen Augen und Ohren hat der Verfasser in seiner Arbeit und unter den Menschen des fremden Landes gestanden, hat es verstanden, kritisch zu sichten, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden, und erweist sich befähigt, die gewonnenen Kenntnisse und gesammelten Erfahrungen zu einem wohl abgerundeten Ganzen zu verbinden. In lebendiger, Interesse weckender Weise versteht er ebenso Gesellschaft und Sitte in der Türkei zu

schildern, wie die neuere Geschichte des türkischen Staatswesens vom Berliner Kongreß an darzustellen, und was er über die völkischen Verhältnisse im türkischen Reiche, über die osmanische Volkswirtschaft und über türkische Kunst und Literatur zu sagen weiß, ist, wenn auch nicht immer neu, so doch stets interessant und geeignet, der rechten Erkenntnis über Wesen und Wert unserer Bundesgenossen die Wege zu bahnen. So erscheint dieses von warmer Liebe und wahrer Objektivität geschaffene Buch besser geeignet, Fäden zwischen uns und der Türkei zu knüpfen, als manches umfangreiche Werk aus der Feder von Fachgelehrten.

Ein eigenartiges Buch hatAlfons Paquet über eins der interessantesten und besonders werten Länder des Orients veröffentlicht. Aus Reiseerinnerungen geboren, ist sein Werkchen: „InPalästina" (Eugen Diederichs Verlag, Iena) mehr als eine Reiseschilderung. Es ist das Buch eines Dichters und Weltreisenden, der nicht bloß die Außenseite der Dinge sieht und schildert, sondern uns vor allem ihr inneres Leben zu offenbaren vermag, In der gegenwärtigen Zeit, wo der Krieg immer mehr dem Orient sich nähert und ein neues Problem, die Zukunft des Morgenlandes, in unseren Gesichtskreis tritt, ist gerade Paquets Buch durch seine künstlerische Art besonders geeignet, neue Fäden zu spinnen zwischen unseren Herzen und dem Heiligen Lande.

Mitten im Brennpunkt der gegenwärtigen politischen Ereignisse stehen das griechische Land und Volk. Zu ihnen führt uns IosefPonten in einem eigenartigen Werke: Griechische Landschaften" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), das er selbst einen Versuch künstlerischen Erdbeschreibens nennt. Sein Werk ist weder eine rein geographische und geologische Schilderung Griechenlands, noch ist es ein rein archäologisches und geschichtliches Buch. Dem Leser wird auf künstlerische Weise ein Bild de? Landschaft, so wie Ponten sie erschaut hat, vermittelt, und er erfährt dabei, auf welchem Boden er steht, wie die Landschaft geworden ist. Sie wird mit all ihrem inneren Gehalt an geologischer und historischer Vergangenheit nicht dichterisch, sondern bildnerisch vor unseren

Augen gestaltet, und dadurch unterschei-
det sich eben Pontens wohlgeglückter
Versuch von den sachlichen Beobachtun-
gen und Darstellungen der Fachgelehr-
ten. Unterstützt wird Pontens Darstel-
lung durch einen Bilderband, der außer
8 farbigen Tafeln, 119, zum größten
Teil ganzseitige, Naturaufnahmen und
Zeichnungen von Iulie Ponten von
Broich enthält. Das ganze Werk ist
von der Verlagsbuchhandlung sehr vor-
nehm ausgestattet, in zwei Halbperga-
mentbände gebunden. Den zahlreichen
Besuchern Griechenlands wird dieses
Werk ebenso als Erinnerungsgabe, wie
jedem anderen zur Bereicherung seiner
Kenntnisse willkommen sein.
Das Schicksal unserer deutschen
Kolonien, besonders der einen, um die
viel deutsches Blut geflossen ist, und die
wir seit Monaten samt ihren tapferen
Verteidigern in Feindeshand wissen,
liegt jedem Deutschen schwer auf der
Seele, über dieses deutsche Südwest-
Afrika, wie auch über die übrigen Land-
schaften des südafrikanischen Hochlandes
unterrichtet uns Professor Dr. Sieg,
friedPassarge in einer Landes-,
Volks- und Wirtschaftskunde: „Süd-
afrika" (Quelle u. Meyer, Leipzig).
Eine Reise durch das geschilderte Ge-
biet und langjährige Studien boten dem
Verfasser ein reiches Material zu seiner
dankenswerten Arbeit, die sich nicht in
erster Linie an Fachleute, sondern an
die gebildeten Kreise des deutschen Vol-
kes richtet. Für sie wird die Darstel-
lung nicht nur durch zahlreiche Karten
und Profile, sondern auch durch 47 Ab,

blldungen nach photographischen Auf-
nahmen unterstützt, von dinen einen
nicht geringen Teil der Verfasser selbst
beigesteuert hat. In großzügiger, klarer,
auf der Höhe der Wissenschaft stehender
Darstellung gibt der bekannte Kalahari,
Forscher nicht nur ein geographisches
Gesamtbild von Südafrika, sondern be-
handelt in seiner Monographie auch geo-
logische, zoologische, anthropologische,
botanische und wirtschaftliche Pro-
bleme. In geschickter Weise wurde die
Schilderung der natürlichen Landschaf-
ten mit der Darstellung der politischen
Einheiten verschmolzen, und so wurde
der Vorteil gewonnen, daß sich der Leser
über ein bestimmtes Gebiet leicht beleh-
ren kann. So ist ein vorzügliches Werk
entstanden, das uns als sichere und zu-
verlässige Quelle bei unserer Orientie-
rung über Südafrika dienen kann.
Im Verlage von George Wester-
mann veröffentlicht Ewald Banse
unter Mitwirkung von zahlreichen Ge-
lehrten eine „Illustrierte Län-
derkunde", die mit einem farbigen
Titelbild, 55 Abbildungen auf 16 Ta-
feln und einer Karte ausgestattet ist.
Abweichend von den bisherigen länder-
kundlichen Darstellungen wird der
Stoff nicht nach den bekannten fünf
Erdteilen behandelt, sondern es werden
neue Erdteile geschaffen, die der inne-
ren Art, dem inneren Leben der einzel-
nen Länder gerecht werden. Die Dar-
stellung ist nicht die trockene, belehrende
unserer geographischen Schulbücher,
sondern eine lebendige, farbige, künst-
lerisch eigenartige. Wer sein Weltbild
vertiefen und erweitern möchte, wer
wandern möchte von den grünen Wald-
gebirgen seiner Heimat in die blauen
fernen fremder Welten, dem sei dieses
Werk empfohlen.
Zwei Bändchen der Teubnerschen
Sammlung „Aus Natur und Geistes-
welt" geben uns aus der Feder von Dr.
AdolfHeilborn eine klar geschrie-
bene, kurzgefaßte „Allgemeine
Völkerkund e". Nach einem Über-
blick über Wesen und Werden der Kul-
tur unterrichtet uns das wertvolle Werk-
chen im ersten Bande über Feuer, Nah-
rung, Wohnung, Schmuck und Klei-
dung, im zweiten über Waffen und
Werkzeuge, Industrie, Handel und Geld
und die Verkehrsmittel der Naturvölker.
Iedem Bändchen ist für Leser, die sich
über die einzelnen Probleme genauer

unterrichten wollen, ein Literaturnachweis angefügt.

Um den Entwicklungsgang der erdkundlichen Kenntnisse der Menschheit unserer Iugend vertraut zu machen, hat Professor Dr. Fe lir Lam pe als 28. Band der von Professor Dr. Bastian Schmid herausgegebenen „Naturwissenschaftlichen Bibliothek" Bilder aus der Geschichte der Erdkunde unter dem Titel „Große Geographie" veröffentlicht (Verlag: B. G. Teubner, Leipzig). Das anregend und lebendig geschriebene Buch gruppiert die Einzeltatsachen aus der Geschichte der Geographie um bedeutende Persönlichkeiten und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß es die Wendepunkte in der menschlichen Erkenntnis vom Wesen der Erdkunde hervorhebt und verständlich macht. Wie alle Bände dieser Bibliothek, zeichnet auch dieser sich durch einfache, gediegene Ausstattung aus.

Kriegs-Frauenrundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

„Heimatdienst im ersten Kriegsjahre", das Iahrbuch des Bundes deutscher Frauenvereine, — die über 600 000 Mitglieder umfassende Organisation der interkonfessionellen bürgerlichen Frauenbewegung —, das vor uns liegt, soll nach den Worten der Herausgeberin, Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner, von der Arbeit und dem Kampf hinter der Front erzählen. „Es

soll ein Denkmal sein des heißen Bemühens deutscher Frauen, die schweren Schicksalsschläge, die der Krieg über ihr Vaterland gebracht hat, zu mildern, die Widerstandskraft ihres Volkes zu erhalten und zu festigen. Nur ein Glied in der großen Kette vaterländischen Tuns ist die Frauenleistung, die Mitarbeit an der Erhaltung gesunder, sozialer Zustände, um den Zurückgebliebenen die Kraft zu verleihen, ihr schweres Schicksat unerschüttert zu tragen. Mit diesem Denkmal soll kein Ruhmestempel errichtet werden, für die vielen Tausende, die ihre Pflicht erfüllten, sondern dieser und kommenden Generationen soll gezeigt werden, wie groß die staatsbürgerliche Mission auch der Frau ist, die nicht wie der Mann mit der Waffe kämpft, auch nicht die hohe Aufgabe der Krankenpflege ausübt, sondern deu in den Strudel der Kriegsnot Gezogenen Rat und Hilfe zuteil werden läßt. Nur von der Sache sprechen wir, denn jedes Werk, das der Gemeinschaft zu dienen vermag, wird in dieser Zeit Gemeingut . . ." und sachlich behandelt das umfangreiche Werk die Arbeit der Frauen, die im Aufbau und der Ausführung des Heimatdienstes das Gewaltigste geleistet haben. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer, mit größter Gewissenhaftigkeit und rechtem Verständnis für den Wert und die Bedeutung statistischer Ausführungen hat die Herausgeberin das umfassende Material gesichtet und geordnet zu einem klaren Einblicke in das mächtige Arbeitsgebiet dieser Frauenvereine. Und so gut ist es ihr gelungen, eine übersichtliche Darstellung dieser Hilfsleistung zu geben, daß es fast undankbar erschiene, wenige kleine Irrtümer, die sich eingeschlichen haben, zu erwähnen. Sie sind eigentlich belanglos für das Ganze, und nur die besondere Aufmerksamkeit, die ich der wertvollen Arbeit widmete, machte sie mir augenfällig. Dann aber wurde das Interesse für die imponierenden Zahlen und den Aufwand von Schaffenskraft zur Organisierung und Betreuung dieses Arbeitsfeldes so rege, daß nur mit höchster Anerkennung die Berichte dieses Heimatdienstes entgegenzunehmen sind. Aus dem reichen Inhalt seien nur die bedeutsamsten Kapitel hervorgehoben, die eine sichere Übersicht des Geleisteten gewähren. Die Kriegsarbeit des Bundes der deutschen Frauenvereine

umfaßt die Ernährungsfürsorge, die Wohnungs- und Bekleidungsfürsorge, den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit, die Fürsorge für Kriegswitwen und -Waisen, die Flüchtlingsfürsorge, die Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge, die Kinderfürsorge, die Kriegsfürsorge auf dem Lande, die kriegsgemäße Lebensweise der deutschen Frauen, die Kriegshilfstätigkeit einiger Berufs- und Fachverbände ... Es ist staunenswert, was in allen diesen Gebieten zusammengetragen wurde an Energie, Fleiß, organisatorischer Befähigung und einer Hilfsbereitschaft, die nimmer rastete noch ruhte, reiche Frucht trug und segensreiche Wirkung hatte für die unter ganz neugearteten Daseinsbedingungen — wie sie der Krieg für weite Volkskreise schuf — Lebenden. An diese Berichte schließen sich die ziffernmäßigen Ausweise an über die Prosperität der Vereine und ihrer materiellen Aufgaben, die die ideellen tatkräftig fördern; ferner Mitteilungen über die Geschäftsordnung und Satzungen des Bundes der deutschen Frauenvereine, die Bundeskommissionen, das Frauenberufsamt und die Organe des Bundes, über die deutschen Frauenklubs und andere Verbände. Das Buch, im Verlage von B. G. Teubner (Leipzig) erschienen, ist geschmackvoll ausgestattet und enthält acht Abbildungen, die den Tert illustrieren.

Wohl auf die Initiative der Frauenvereine ist die „Kriegsspende Deutscher Frauendank" zurückzuführen, da auf die erste Anregung 16 000 Frauenvereine

in allen Teilen des Reiches sich diesem Hilfswerk sofort angeschlossen haben. Die wahrhaft großzügige und praktische Idee, überall da helfend einzugreifen, wo die staatliche Hilfe versagt, hat in den weitesten Kreisen der deutschen Frauenwelt Anklang gefunden und ist in erfreulichster Entwicklung begriffen. In Berlin hat Frau Staatsminister von Trott zu Solms die Oberleitung des Ortsausschusses übernommen, wie solche in allen Städten gebildet wurden. So schreitet rüstig und unermüdlich die Kriegshilfsleistung der Frauen nach allen Richtungen fort, sicherer, durchdachter, stetig und einheitlicher geworden im Laufe der schweren Zeiten, die sie erforderten. In voller Erkenntnis der Lage entspricht man unbeirrt, mutig und energisch den hilfeheischenden Anforderungen. Sehr bemerkenswerte Ausführungen über die „Kriegsarbeit der Frau" gab Frau Elisa Ichenhäuser in einem Vortrag in der Philharmonie. Sie machte über die volkswirtschaftlichen Werte der Frauenarbeit interessante Angaben, die nach anfänglichen Unsicherheiten sich verhältnismäßig rasch zu einer nutzbringenden Anpassung entwickelte. Dies machte sich besonders in der Industrie bemerkbar und in der Verwendbarkeit ihrer Betätigung für den Heeresbedarf. Große Verdienste erwarben sich die Frauen in den landwirtschaftlichen Leistungen. Dort wirkten sie für die Volksernährung und ihre praktische Handhabung so erfolgreich, daß sie alle Aushungerungspläne zuschanden machten, mit denen unsere Feinde uns bedrohten. Die viereinhalb Millionen Frauen, die schon in Friedenszeiten in der Landwirtschaft tätig sind, haben den Acker bestellt, gesät und geerntet, so daß kein Ausfall eintrat an diesen wichtigsten Stellen der Landwirtschaft. Auch in fast allen übrigen Gebieten bewährten sie sich, wenn auch zunächst Hindernisse zu bewältigen waren, doch durchaus ausreichend, und selbst die ungelernten Frauen haben sich besser anzupassen gewußt, als zu erwarten war. Selbst in der Metallindustrie sind sie gut verwendbar, und bei Krupp werden sie mit Präzisionstcilarbeit beschäftigt. Auch in der chemischen, elektrischen und Lederindustrie fanden sie erfolgreiche Verwendung, und sogar der Buchdruck konnte sich der Setzerin nicht auf die Dauer verschließen. Acht-

zigtausend Anstellungen vermittelte der Zentralarbeitsnachweis in Berlin innerhalb eines Iahres an Frauen und Mädchen. Der körperliche Kraft erfordernden Arbeit zeigen sie sich auch gewachsen. Als Ein- und Auslader des Transportgewerbes, des Kohlenhandels, bei der Straßenreinigung, dem Straßenbau, als Kraftwagenführerin, Fahrstuhlführerin sehen wir die Frau. In dem Gewerbe des Bäckers und Barbiers dürfte sie sich fortan dauernd behaupten.
Die in Bakteriologie und Röntgenologie bewanderten Photographinnen wurden sehr begehrt, 168 fanden schon in Kriegslazaretten Verwendung. Der Bedarf an Apothekerinnen steigt ständig, auch in optischen Werkstätten und als wissenschaftliche Hilfsarb eiterlnnen wurden Frauen eingestellt.
Im kaufmännischen Beruf sah es anfangs böse aus. Ietzt seit Einberufung des Landsturms sind tüchtige Stenotypistinnen und Buchhalterinnen sehr gesucht. Bei der Post und Eisenbahn haben die Frauen nicht nur die unteren Stellen, wie die der Fahrkartenknipserinnen, Briefträgerinnen, Straßenbahn schaffnerinnen übernommen, sondern sie besorgen auch vielfach den mittleren Beamtendienst, wie Fahrkartenausgabe, Güterabfertigung, Telegrammaufnahme, Sekretärsdienste usw.
Von größter Bedeutung erwiesen sich die Lehrerinnen. Kindergärtnerinnen und Hochschnllehrerinnen wurden zum Schulunterricht herangezogen und Oberlehrerinnen sind an höheren Knabenschulen angestellt. Nur für die unge-

prüfte, meist aus dem Ausland geflohene Lehrerin, die nur über Sprachkenntnisse verfügt, findet sich schwer Arbeit. Die Lage der Musiklehrerinnen, die erst eine trostlose war, hat sich unerwartet günstig gestaltet. Die Stellenvermittlung hatte im Oktober sehr gute Resultate erzielt. Doch ist im allgemeinen die Zeit, für die in freier geistiger Arbeit ihren Erwerb Suchenden, eine sehr bedrückende, und oft traurige. Die Schriftstellerinnen befinden sich durch Eingehen der Frauenbeilagen der größeren Zeitungen und die Schwierigkeiten, Arbeiten, die sich nicht auf den Krieg beziehen, anzubringen, vielfach in sorgenvoller Lage. Hoffentlich bessern sich diese Zustände doch in absehbarer Zeit. Die akademisch gebildeten Frauen dagegen haben meist ihre Stellungen behalten, und die Ärztinnen, die sich gleich bei Kriegsausbruch der Heeresverwaltung zur Verfügung stellten, müssen oft in den Krankenhäusern und Lazaretten die fehlenden Ärzte ersetzen.

Berichtigung.

Der Oberbürgermeister von Düsfel, dorf ersucht uns im Anschluß an den Aufsatz des Herrn Dr. M. de Ionge im Februarheft von „Nord und Süd" um Aufnahme folgender Berichtigung:

Herr Dr. M. de Ionge behandelt im Februarhefte Ihrer Zeitschrift unter der Überschrift „Hotelakademie?" das Internationale Institut für das Hotelbildungswesen.

Sein Aufsatz beruht auf einer Un, kenntnis vom Institut, dessen offiziell« Name ihm nicht einmal bekannt ist.

Die Anstalt ist hochschulmäßig geleitet und nach dem Muster der Handelshochschulen eingerichtet. Sie ist entsprechend ihrer Bestimmung Lehr« und Forschungsinstitut.

Herrn de Ionges Behauptung, die Düsseldorfer „Hotelakademie" hätte einen Vorgänger in der „Hotelakademie" am Rotsee bei Luzern, in deren Lehrplan er eine Vorlesung „Kulina, rische Wissenschaften" fand, entstammt seiner Unkenntnis vom Düsseldorfer Institut. Die Anstalt am Rotsee ist eine in Privatbesitz befindliche Fachschule, die sich zufolge einem Inserat im Berner „Bund" vom 29. März 1916 „Internationale Hotelschule" nennt und sich in dieser Anzeige als „erstklassiges Institut zur Ausbildung im gesamten Hotelbetrieb" bezeichnet. Sie verhält

sich zum Institut für das Hotelbildungs-
wesen in Düsseldorf wie ein Privat-
handelskurs zur Handelshochschule.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Her<m»«e!>er und llh<f«dlllteui: Prof. Dr. Ludwig 2 leln in Vellin V l», Lüh»wufei 5». llelel»n Aml «Ulfüll! üll 8308,1 - VerantwolUlch« Red»Kleur: Dr. syl»<u»Niuck ln ««»lau — Nllein>Veni»wn, fürUngor«:
Vlill'Iche K. K. tz»Ibuch!>andwn<z <3 Venn»!. Vud«pell V, DoidltyO»ultz» l. — Veil»g und DnuK del Lch^Iicheü Puchdiucke«! v L, Lch llt ll »endel, A.E,, Vn»l»» III.

IM)
lnserllten-^nnakme
V«rlaz, Liozlau III; lern«!' 6ui»oK 6i« l'irma: liudoll No»« uuä äi«
bell»uut«u ^nnoncen-üip«äition«u.
lloortlonsp«!»» pro 4s mm breit« 2«il« <Nuäoll Uo»«'» !folm»I>
2«il«nm«»zer llo. b) 70 kl.

Bildnis und eigenhÃ¤ndige Unterschrift
Sr. Hoheit des HerzogÂ» Ernst GÃ¼nther zu Schleswig-Holstein.

! ,

.
/
^
Vslein.

OneömOeM'natWlK
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckern,"^^ Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
<l. F. Stel»»«». »nlh«ld Sutt«. «»«1che».».s»fb»chhanU. «nleo «l »»Nllbolch.
Stockholm Christiania Konstantinopel
<l.». Flltze, I.lb«li-l« »«7»!«. Jacob Dnb»»d «uchhl»», Inten«ll. Nuchhandl. 0tl« <leU.
llll d!e Pl«ol!<zn> !n sch»ede» u»> w D<lnem»i»: »e»»« «h«. Ulfin» N«chl»l«e»» ll»venh««e».
V!l «e «ch»e!,: «l»,e«. ««»««. ». v«chh««»l»«« Hen». P«u», gü»!ch l.
»en«»l»«l«tu««fai s»ll<m»: ».». »«»«««»«« «»» «,h«. ««««. «ultenholZS.
4O. Jahrgang. Band 157. Heft 501. Juni 1916.

EMPTY

Zum Geleit!

Unsere deutsch-bulgarische Sondernummer.

Von Professor Dr. Ludwig Stein.

Die Leser von „Nord und Süd" wissen, daß wir seit Iahr und Tag für
das tapfere und tüchtige Bulgarenvolk rückhaltlos eintraten. Im Maiheft unserer
Zeitschrift, in unserer 500. Iubilaumsnummer, habe ich die „bulgarischen
Stimmen und Stimmungen" zu schildern versucht, wie sie mir im Februar dieses
Iahres anläßlich meines Aufenthaltes in Sofia entgegengetreten sind. Als Ein-
führung in die gegenwärtige deutsch-bulgarische Sondernummer von „Nord und
Süd", welche die Eindrücke der bulgarischen Sobranjeabordnung in Berlin (7. bis
9. Mai 1916) in ihren bedeutsamsten Offenbarungsformen festhalten mochte, sei
mir gestattet, die Einleitungsworte meines Aufsatzes im Maiheft an dieser Stelle
zu wiederholen, da dieses deutsch-bulgarische Sonderheft auch außerhalb des Leser-
kreises von „Nord und Süd" Verbreitung finden dürfte. Die Deutsch-Bulgarische
Gesellschaft, an deren Spitze Seine Hoheit der Herzog Ernst Günther
von Schleswi g»H olstein steht, dessen Bildnis nebst eigenhändiger Unter»
schrift unser Sonderheft schmückt, hat nicht wenig dazu beigetragen, unsere
bulgarischen Gäste in der Reichshauptstadt würdig zu feiern, indem sie den Auf-
takt zum Reigen der glänzenden Feste gegeben hat.

Die große Presse ist wegen Raummangels nicht in der Lage, die gehaltvollen
Reden, die ein geschichtliches Interesse beanspruchen dürften, vollinhaltlich wieder-
geben zu können. Und so lag denn der Gedanke nahe, durch Fühlungnahme mit
der Deutsch»Bulgarischen Gesellschaft ein Sonderheft von „Nord und Süd" zu ver-
anstalten, wie dies den Überlieferungen unserer Zeitschrift gemäß ist. Unsere
bulgarischen Freunde werden die wesentlichsten Kundgebungen dieser denk-
würdigen Tage in geschlossenem Zusammenhange gesammelt finden und ihren
Freunden daheim ein bleibendes Angebinde zur Rückerinnerung an die Tage von
Berlin mitnehmen können. Die „Preußen des Ostens" werden finden, daß die wirk-
lichen Preußen des Nordens zwar ebenso zurückhaltend und gefühlskeusch
wie sie selbst sind; aber wenn sich der Norddeutsche einmal aufschließt, dann ist

seine Wärme ebenso echt wie nachhaltig. Es gereicht mir zu besonderer Genug-
tuung, Zeuge dieser gegeuseitigen Freundschaftsbezeugungen gewesen zu sein, zu»
mal ich schon vor dem ersten Balkankrieg in „Nord und Süd" für diese Annähe»
rung unentwegt und unbeirrbar eingetreten bin.

Mein Vertrauen zu Bulgarien und seiner Zukunft ist, wie ich im Maiheft
unserer Zeitschrift ausführte, nicht von gestern. Mehr als fünfundzwanzig
Iahre hatte ich in Zürich und Bern Gelegenheit, die bulgarischen Studenten
an der Arbeit zu sehen, und zwar nicht bloß in meinen Vorlesungen, sondern in
den von mir geleiteten philosophischen Seminarien. Während meiner schweize»
rischen Lehrzeit stand mir ein vergleichendes Studentenmaterial zur Verfügung,
wie e« sich nur an schweizerischen Hochschulen darzubieten vermochte. In Bern
allein studierten Ende der neunziger Iahre mehr als tausend slawische Studenten,
nahezu die Mehrheit aller Studierenden der Universität. Neben den Russen,
welche die überwiegende Mehrzahl darstellten, fanden sich stets ein halbes Hundert
Bulgaren, Serben, Griechen, Iapaner in Bern ein. Für die Philosophie hatten,
mit Ausnahme der Iapaner, alle „Eroten" lebhaftes Interesse, sodaß die philo»
sophischen Hörsäle in Bern den Zudrang von Studierenden kaum zu bewältigen
vermochten. Aber auch an meinem philosophischen Seminar befanden sich die öst-
lichen Studierenden in der Überzahl. Dabei hatte ich reichliche Gelegenheit, die
einzelnen Nationalitäten in ihrem Lerneifer nicht nur, sondern auch in ihrer Auf»
fassungsfälhigkeit vergleichend zu beobachten. Damals faßte ich schon zu den
Bulgaren eine ausgesprochene Vorliebe. Sie waren nicht nur fleißig und
gewissenhaft, sondern in der Regel auch von rascher Auffassung und von Gründ»
lichkeit der Schulung. Sie kamen meist aus Leipzig und Iena nach Bern, um
dort unter meiner Leitung ihre Studien abzuschließen. Die Auslese war eine vor»
treffliche, sodaß ich die Bulgaren damals schon, auch in ihrer intellektuellen
Gewissenhaftigkeit, als „Preußen des Balkans" empfand. Viele meiner Schüler
wirken jetzt in Bulgarien an Gymnasien und an der Hochschule in Sofia. An
Dankbarkeit und Anhänglichkeit wurden die Bulgaren von keiner slawischen
Nationalität oder Volkheit überboten.

Wenn ich also in „Nord und Süd" seit Iahr und Tag für Bulgarien warm
eintrat, und zwar in jener kritischesten Zeit, da alles gegen Bulgarien losschlug,
so war dies ein Niederschlag meiner an der Hand der persönlichen Erfahrung
gereiften und gefesteten Überzeugung, daß die Bulgaren ein kernfester, seelisch
wie körperlich gesunder, charakterlich zuverlässiger Volksstamm sind, dem man Ver-
trauen entgegenbringen kann. Im Dezemberheft 1913 von „Nord und Süd"
schrieb ich S. 365: „Das herbe Schicksal hat Bulgarien zwar gebeugt, aber nicht
niedergebrochen. Mit hohem Ernst und mit nationaler Würde arbeitet das Land
unverdrossen an seinem kulturlichen Wiederaufbau." Deß zum Zeugen veröffent»
lichte ich zwei Rundschreiben des Iustizministeriums und des Ministeriums für
Volksaufklärung in Bulgarien. Damals wurde Bulgarien in seiner Verlassenheit

und Vereinsamung geschmäht, weil die Anbeter des Erfolges sich nur an die Ferse des Glückhaften zu heften pflegen. Mein Glaube an Bulgariens Zukunft war und blieb aber unbeirrbar. Deshalb schrieb ich im Moment der tiefsten Demütigung Bulgariens: „Diese politische Selbstbejahung Bulgariens hat etwas Erlösendes und Befreiendes. Weder der Einzelne, noch ein Volksstamm soll sich vom Schicksal unterkriegen lassen. Die Bulgaren haben, ungeachtet aller schweren Schicksals-schlage, die Flinte nicht ins Korn geworfen und den Lebensmut nicht sinken lassen. Das ist echter und ehrlicher Optimismus. Solange es noch ein Ziel gibt, das des Lebens wert ist, muß man auf dem Posten ausharren, den es zu ver» fechten gilt." />,

Wenn heute alle unsere Waffenbrüder den tapferen Bulgaren zujubeln, so gilt dies wieder der Anbetung des Erfolges. Mir galt Bulgarien als geborene Vormacht des Balkans zu einer Zeit, da die Bulgaren selbst vielfach zweifelten und die anderen an ihnen irre wurden. Als ich daher nach meiner Rückkehr aus Konstantinopel einige Zeit in Sofia verweilte, da durfte ich ernten, was ich gesät hatte. Mein Glaube an die Zukunft Bulgariens hatte sich bewährt. Das Er-scheinen des Kaisers in Nisch bildete die Krönung des bulgarischen Werkes. Unter dem erlösenden und befreienden Eindruck dieser denkwürdigen Stunde habe ich die bulgarischen Staatsmänner verschiedener Richtungen beglückwünschen können. Den Echoklang dieser großen geschichtlichen Ereignisse findet man als Grundton in allen Unterredungen wieder, die ich mit führenden Bulgaren in Sofia, obenan mit Radoslawow, hatte.

Als die bulgarische Sobranjeabordnung in Berlin eintraf, war es gegeben, daß ich mich mit meinen bulgarischen Freunden sogleich in Verbindung setzte, um das Bleibende aus dem Gewirr des Alltags an dieser Stelle festzuhalten.

Die aus 15 Mitgliedern der Sobranje bestehende bulgarisch« Abordnung der Sobranje ist Sonntag, den 7. Mai, von der Bevölkerung der Reichshauptstadt lebhaft begrüßt, zu mehrtägigem Aufenthalt in Berlin eingetroffen. Auf dem An» halter Bahnhof waren zum Empfange erschienen: In Vertretung des Reichs-kanzlers Gesandter v. Radowitz, der Präsident des Reichstages Kaempf, in Vertretung der Gemeinde Berlin Stadtverordnetenvorsteher Michelet und Stadtrat Doflein, der bulgarische Gesandte Rizow mit dem Legationsrat Dr. Nikyphorow und den übrigen Mitgliedern der Gesandtschaft, die bul-garischen Obersten Stanpiow und Burgarow, die Mitglieder der deutsch» bulgarischen Gesellschaft Graf Schweinit z und Prinz Vsenburg.

Um 5 Uhr 3 Minuten rollte der Zug in die Halle. Für die Abordnung war ein Salonwagen in dem Zuge eingestellt. Als die Herren, als erster der Vize» präsident der Sobranje M o m t s ch i l o w, dem Wagen entstiegen, brachen die Anwesenden in stürmische Hurrarufe aus. Es folgte eine herzliche Begrüßung, denn viele der Teilnehmer hatten Freunde hier, die sie nach langer Pause wieder»

sahen. An der Spitze der Abordnung steht der erste Vizepräsident der Kammer,
Dr. Iwan Momtschilow, ferner der ehemalige Vizepräsident der Kammer
Wasil Koznitschki, General d. R. Iwan Pupow, der ehemalige, Iustiz»
minister Christo Panadojow, der Schwiegersohn des Ministerpräsidenten
Radoslawow und Gemeinderat von Sofia Dr. Christo Georgiew, der
Schwager Radoslawows Advokat Dr. Kosta Prowadaliew, der Präsident
des bulgarischen Ausschusses für Volksernährung Dr. Iwan Kostow, ferner die
Mitglieder der Sobranje Kaufmann Mischa Abramow, Nikola Alti-
mierski, Schriftsteller Peter Daskalow, Grundbesitzer Nikola Kalt»
schow, Großindustrieller Kosta Kaltschew, Major d. R. D. I. Kechli »
harow, Rechtsanwalt Dimiter Kiortschew und der Schwager des früheren
Ministerpräsidenten Stambulow Alerander Stanciew.
Nach der ersten zwangslosen Begrüßung trat Gesandter v. Radowiß vor
und hielt an die bulgarischen Gäste folgende Ansprache:
„Im Namen und im Auftrage des Reichskanzlers und der königlichen Regie»
rung heiße ich Sie in der Reichshauptstadt willkommen. Der Besuch, den Sie
hier abstatten, entspringt aus den Gefühlen treuer Gesinnung und treuer
Bundesbrüderschaft. Wir wünschen und hoffen, daß dieser Besuch
schone, segensreiche Früchte tragen wird. Sie werden sich überzeugen
von der freundschaftlichen Gesinnung, die das deutsche Volk für das bulgarische
Volk empfindet. Sie werden sehen, daß Sie überall mit offenen Armen
herzlichst empfangen werden. Wir hoffen und wünschen, daß Sie den allerbesten
Eindruck von unserem Lande und unserem Volke gewinnen, und daß das Bündnis,
das uns vereint, unseren Völkern ein segensreiches werde."
Im Namen der Gäste erwiderte der Abgeordnete von Philippopel, Kosta
Ka ltschew:
„Wir sind glücklich, auf dem Boden des großen, uns befreundeten Deutsch»
lands zu stehen und Ihnen den Gruß unseres Volkes an das wunderbare
deutsche Volk zu überbringen. Wir sind gerührt von Ihrem herzlichen Empfang,
der uns bisher überall in Deutschland bereitet wurde. Wir sind
gerührt von dem herzlichen und liebenswürdigen Empfang in dieser
schönen Hauptstadt des Reiches, die in sich die höchste Wissenschaft und
alles Schöne sowohl wie alle Schaffenskraft konzentriert. Wir empfangen hier
denselben herzlichen Empfang wie in Dresden. Was uns vereint, das ist nicht
nur unsere Waffenbrüderschaft, das ist nicht nur das Bündnis unserer Regie-
rungen, das ist eine treue Bruderschaft zwischen unseren Völkern
(Stürmische Bravorufe), und unser Besuch hier in Berlin in unserer Eigenschaft
als bulgarische Abgeordnete ist ein Beweis, wie wir diese Bruderschaft, dieses
Bündnis zwischen Bulgarien und Deutschland schätzen. Ich schließe mit dem
Rufe: Es lebe Deutschland, es lebe das große deutsche Volk!"

Die Mitglieder der Abordnung stimmten in die Hochrufe ein. Hierauf begaben sich die Gäste in Begleitung der zu ihrem Empfang erschienenen Persönlich» keiten in das Fürstenzimmer und von da nach kurzem Aufenthalte zu den für sie von der Militärbehörde bereitgestellten Automobilen.
Durch eine nach tausenden Köpfen zählende spalierbildende Menge, die die Bürgersteige von dem Bahnhofe und in den angrenzenden, reich mit Flaggen geschmückten Straßen dicht besetzt hielt, fuhren die Gäste, überall von dem Publikum mit stürmischen Hochrufen begrüßt, durch die Königgrätzer»Budapester Straße über den Berliner Platz und durch die Wilhelmstraße ins Hotel Kaiserhof.
Die Reihe der Festlichkeiten zu Ehren der bulgarischen Abgeordneten begann mit einem von der Deutsch»Bulgarischen Gesellschaft gegebenen Begrüßungsessen im Kaiserhof. Der Präsident der Gesellschaft, Herzog Ernst Günther zu Schleswig» Holstein, und die übrigen Mitglieder des Vorstandes begrüßten die Gäste aufs herzlichste. Zu den fünfzehn Abgeordneten gesellte sich Dr. Rizow mit vier anderen Herren der Gesandtschaft. Von den deutschen Teilnehmern seien genannt: der Oberbefehlshaber in den Marken, Generaloberstv. Kessel, der Chef des Stellvertretenden Generalstabs, Generaloberst v. Moltke, Staats- minister Dr. Sydow, Unterstaatssekretär I^r. Zimmermann mit den Geheimräten v. Radowitz und Dr. v-Rosenberg, Oberbürgermeister Wer» muth, Polizeipräsident von I a g o w, der Präsident des Reichstags I>r. Kaempf und die Abgeordneten Bassermann, Erzberge r, Fried» berg, Graf Oppersdorff, Prinz S ch ö n a i ch»Carolath, I>r. Strese» mann, Graf Westarp, ferner Geheimer Kommerzienrat Arn hold, Dumon t-Köln, Erzellenz R a s ch d a u, Geheimrat Riesser, Landrat a. D. Rötger und andere, zirka 120 Teilnehmer. Die festliche Begrüßung seitens der Deutsch»Bulgarischen Gesellschaft erfülltXunscre bulgarischen Freunde mit begreif- lichem Stolz. Die Ansprache des Herzogs «Ufesselte durch den warmherzigen Ton, in welchem der Bruder der Kaiserin sprach, einen Iubel der Begeisterung, der in der Antwort des bulgarischen Wortführers volltönend zum Ausdruck kam.

Die bulgarische Sobranjeabordnung in Berlin
Ansprache Sr. Hoheit des Herzogs Ernst
Günther zu Schleswig-Holstein
gehalten in der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft anläßlich
der Begrüßung der bulgarischen Sobranjemitglieder.
Meine Herren!
Den Vertretern des siegreichen bulgarischen Volkes strecken sich heut tausend
Hände aus Süd und Nord entgegen, und die Deutsch»Bulgarische Gesellschaft hat
Sie gebeten, diesen ersten Abend in ihrer Mitte zu verbringen, um deutsche Art und
Wesen in persönlicher Aussprache kennen zu lernen.
Mir ist es vergönnt gewesen, durch die Huld Ihres Königs Ihr schönes Land
schon lange vor diesem denkwürdigen Kriege in Augenschein zu nehmen und das
tüchtige strebsame bulgarische Volk, welches, ohne viel Worte zu machen, seinen
Weg zur Höhe verfolgt, sowie die denkwürdigen Stätten seines Ruhmes, die alte
Königsstadt Tirnowo, seine Schlachtfelder, Warna, die Rhodope und Sofia zu
betrachten. Seit Iahrzehnten war es meine Hoffnung, daß große Ereignisse uns
Schulter an Schulter finden würden, damit deutsche und bulgarische Tüchtigkeit
sich gemeinsam bewähren könnten. Was damals bloß ein Traum schien, ist jetzt
Wirklichkeit geworden. Ruhmgekrönt haben unsere Heere gemeinsam gerungen
und die Feinde bis über das Meer getrieben: deutsches, österreichisch-ungarisches
und bulgarisches Blut hat den historischen Boden des Balkans getränkt.
Sie, meine Herren, und Ihr große^König haben die Tüchtigkeit Ihres
Volkes gefördert und die Armee auf diose Höhe gebracht. Die meisten von uns
und vor allem unsere Staatsma>M»»-yatten wohl gehofft, die Mission, welche
unseren Völkern vorbehalten war, auf friedlichem Wege zu erreichen. Deutschland,
uraltes Kulturland, doch jung als Deutsches Reich, das Königreich Bulgarien,
der jüngsten eines, beide befinden sich durch die Tüchtigkeit ihrer Bevölkerung in
steter Weiterentwicklung, dank der ihnen innewohnenden Kräfte.
Diese Entwicklung sollte gehindert werden, und was sich von selbst wahr»
scheinlich nie vollzogen hätte: der gemeinsam gegen die Völker ausgeübte Druck
hat es vollbracht, er hat Bulgarien an die Seite Deutschlands und Österreich»
Ungarns gebracht, die Türkei als weiteren Bundesgenossen lms zugesellt. Die
Rechnung unserer Feinde war falsch, sie glaubten durch Zwang uns zu trennen
und haben uns nur um so fester zusammengeschweißt. Sie glaubten noch ein un»
mündiges Bulgarien vor sich zu haben und fanden ein starkes Volk, welches über
seine eigenen Geschicke selbst gebieten wollte und das sich seiner Mission auf dem
Balkan bewußt war.

Militärisch glaubten sie durch Menschenmassen uns zu erdrücken, durch An» häufung von Seestreitkräften uns wirtschaftlich zu vernichten, aber sie mußten uns reiche Gebiete überlassen, sie vergaßen ganz, daß nicht die Zahl, sondern die Eigenschaften der Truppe entscheiden, der innere Zusammenhalt! Unsere Feinde haben vor allen Dingen den Geist des 20. Iahrhunderts nicht verstanden, daß man im großen wirtschaftlichen und politischen Konkurrenzkampf die Tüchtigen nicht mit Gewaltmitteln knebeln kann, sei es nun durch mächtigen finanziellen Aufwand, durch die Presse oder durch Beherrschung von maritimen Stationen. Bulgarien baute in diesem Kriege die Brücke, welche die Nordsee mit dem Schwarzen Meere verbindet, mit unseren Bundesgenossen der Türkei, und über diese feste Brücke donnern die Munitionstransporte, deren Widerhall am Bosporus und bei Kut el Amara die Welt vernimmt.

Doch, meine Herren, unsere Gesellschaft blickt vor allen Dingen in die Zukunft, wir wollen uns als Völker näher kennen lernen, wir wollen uns wirt» schaftlich die Hände reichen. Wir hoffen in der Zukunft nicht nur ein tüchtiges, sondern auch ein reiches Bulgarien sich entwickeln zu sehen; die landwirtschaft» lichen und mineralischen Bodenschätze, nachdem sie gefördert, sollen dem Welt» Handel erschlossen werden.

Mitteleuropa, der Orient, ist ein gewaltiges Absatzgebiet, aber wir glauben nicht daran, daß unsere Feinde uns auch später von der übrigen Welt und den Meeren abschließen können.

Möge Ihr Königlicher Führer, der es verstanden hat, die Dampfmaschine selber zu meistern, das Fahrzeug des bulgarischen Volkes und seines Handels über die Meere steuern, trotz der vorhandenen Klippen!

Möchten an der Freiheit der Meere alle Nationen gleichmäßig ihren Teil haben, nach ihrem Verdienst und ihrer Entwicklungsmöglichfeit! Dann werden die Wunden, welcher dieser Krieg Europa geschlagen hat, am schnellsten heilen! Das bulgarische Volk und der Zar Ferdinand, Hurra!

Abgeordneter Koznitschti,
ehemaliger Vizepräsident der Sobranje:

Hoheit! Erzellenzen! Meine Herren!*)

Glück und Freude erfüllen unsere Herzen, seit wir in Euerer Mitte verweilen. Schwer kann ich Worte finden, um den mächtigen Gefühlen Ausdruck geben zu können, von welchen ich und meine Kollegen durchdrungen sind, von dem Momente

*) Diese Rede wuide in bulgarischer Sprache gehalten und vo» Prof. Miletitsch für .Nord und Süd" übersetzt.

an, da wir den deutschen Boden betreten haben. Ich bitte Sie, unseren tiefsten Dank entgegenzunehmen und uns glauben zu wollen, daß auch wir von denselben warmen Sympathien erfüllt sind, welche uns Euererseits auf der ganzen Reise von der deutschen Grenze bis hierher so reichlich entgegengebracht worden sind. Unser Volk sehnte sich seit langer Zeit danach, seine nationale Einigung ver» wirklicht zu sehen. Körperlich und geistig in voller Kraft, mußte unser Volk, welchem die Vorsehung eine wichtige Rolle in der Geschichte der Balkanhalbinsel zu spielen zugeteilt hat, bis jetzt seine ganze Energie darauf verwenden, die Befreiung seiner mazedonischen Brüder aus der fremden Sklaverei durchzusetzen. Endlich kam die Schicksalsstunde, als unser Volk einen Entschluß fassen mußte, durch welchen die Zukunft des gesamten Bulgarentums in neue, glücklichere Bahnen geleitet werden sollte. Der neue Weg, den Bulgarien einschlagen sollte, war nach der nationalen Katastrophe von 1913 für jeden, vaterländisch denkenden Bulgaren zweifellos bestimmt: nur in engem Bündnisse mit Deutschland und Österreich«Ungarn konnten wir unser nationales Ideal erreichen und uns ein blühendes, unabhängiges nationales Staatsleben sichern. Und unsere viel er-probten Söhne kämpften freudig Schulter an Schulter mit den ruhmreichen deutschen Soldaten — um die gemeinsame Sache, welche auch unsere geworden ist. Der für uns heilige Boden Mazedoniens wurde auch mit teuerem deutschen Blute begossen und dadurch wurde das neue Bündnis mit Deutschland und Österreich» Ungarn auf die Dauer mit heiligen Banden geknüpft. Unsere Schwester Maze» donien ist schon befreit und unsere mazedonischen Freischaren hatten die große Ehre, von Seiner Majestät dem deutschen Kaiser mit der Befreiung ihres engeren Vaterlandes begrüßt und beglückwünscht zu werden. Nach dem erfolg» reichen Beginn unserer Waffenbrüderschaft, die so feierlich in Nisch gekrönt wurde, eröffnet sich für uns eine Epoche neuen, an glänzenden Erfolgen reichen Lebens. Wir sind stolz, daß wir Eure Freunde und Verbündeten sind, und unser heißester Wunsch ist, daß diese Freundschaft nach dem Kriege auch auf dem Gebiete der geistigen Kultur dauernd befestigt bleiben möge.

Deswegen begrüßen wir mit aufrichtiger Freude die Gründung der Deutsch» Bulgarischen Gesellschaft, deren Aufgabe — die geistigen und die wirtschaft-lichen Beziehungen der beiden Völker zu fördern — uns so nahe am Herzen liegt. Wir hoffen, daß die Gesellschaft unter der weisen Führung ihres erlauchten Präsidenten, Seiner Hoheit des Herzogs Ernst Günther wesentlich dazu beitragen wird, daß Deutsche und Bulgaren sich gegenseitig näher kennen lernen. Besonders sind wir der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft dankbar, daß sie bei dieser herrlichen Zusammenkunft uns die freudige Gelegenheit bereitet hat, um unserer Bewunde-rung für die gesamte deutsche Kultur hier Ausdruck geben zu können. Wir wissen wohl, daß die so glänzend sich entwickelnde materielle und geistige Größe Deutsch» lands hauptsächlich den tüchtigen nationalen Ureigenschaften des deutschen Volkes zu verdanken ist. Dieselben Eigenschaften sind auch für uns eine feste Bürgschaft,

daß auch Bulgarien im engen Bündnisse mit Deutschland einer glücklicheren Zukunft
entgegengeht. In dieser Hoffnung erhebe ich mein Glas auf das Wohl des
höchsten Herrn, Seiner Majestät des Kaiser Wilhelms II., welcher die deutschen
nationalen Tugenden in seiner hohen Person so glänzend verkörpert.

Dr. Friß Mittelmann:

Die Deutsch-Bulgarische Gesellschaft.

Geleitwort aus der prächtig ausgestatteten Festschrift, die die Deutsch » Bulgarische Gesellschaft beim Begiühungzessen im Kaiserhof ihren Gästen überreichte.

In der Geschichte dieses gewaltigsten aller Kriege, den jemals die Welt
gesehen hat, wird auch noch in den spätesten Zeiten der Tag hervorleuchten, an
dem es gelang, die Brücke zwischen Abendland und Morgenland zu schlagen und
den Gedanken eines geschlossenen Wirtschaftsgebietes von der Deutschen See
bis zum persischen Golf in die Wirklichkeit umzusetzen.

An diesem weltgeschichtlichen Ereignis ist in hervorragendem Maße das
tapfere bulgarische Volk beteiligt, dem als Bindeglied zwischen Deutschland und
Österreich-Ungarn auf der einen und der Türkei mit ihrem gewaltigen vorder»
asiatischen Länderbesitz auf der anderen Seite in der gesamten politischen und wirt»
schaftlichen Entwicklung der Zukunft eine besondere Bedeutung zukommt. Aus
einem Staat, für den schon seit langem lebhafte Sympathien in Deutschland
bestanden, hat dieser Krieg einen treuverbündeten Nachbar und Bundesgenossen
gemacht, zu dem die Beziehungen enger und freundschaftlicher zu gestalten auf
beiden Seiten die Besten der Nation unablässig am Werke sind.

So erfüllt denn auch der Besuch der Bulgarischen Abgeordneten, die unter
Führung so bewährter Männer wie Dr. Iwan Momtschilow, Kosta Kaltscheff,
Koznitschkn und!>>'. Christo Georgien, hierher geeilt sind, um durch persönliche
Fühlungnahme die Bande zwischen ihrem Lande und dem unsrigen noch enger zu
gestalten, ganz Deutschland mit freudiger Genugtuung. In den Kreisen
der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft aber, die die Pflege der Beziehungen
zwischen beiden Ländern zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hat und für
alle dahin abzielenden Bestrebungen Sammelstätte und Mittelpunkt sein
will, wird dieser Besuch besonders freudig empfunden. Ist doch auf die
Art Gelegenheit geboten, berufene Vertreter des bulgarischen Volkes auf
Bestrebungen aufmerksam zu machen, die sich, wie die herzlichen Antworten

auf die den Herrschern beider Länder jüngst gesandten Huldigungstelegramme beweisen, auch des Vertrauens der allerhöchsten Stellen erfreuen dürfen.

Zu diesem Vertrauen trägt neben der Persönlichkeit des hohen Präsidenten der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft viel der Umstand bei, daß die Gesellschaft weder bestimmte Wirtschaftsgruppen noch Finanzkreise vertritt, sondern in vollster Unabhängigkeit als eine streng objektive Körperschaft Entschlüsse faßt und Maßnahmen trifft, von denen sie sich Vorteil und Heil für beide Nationen verspricht.

Der Arbeitsbereich der ständig an Mitgliederzahl zunehmenden Gesellschaft erstreckt sich auf die Förderung aller geistigen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien; durch Bereitstellung der nötigen wissen« schaftlichen Unterlagen, Entsendung von Sachverständigen, Ausarbeitung von Gutachten sowie weitgehendste Auskunfterteilung auf alle die beiden Länder angehenden Fragen sucht sie helfend und anregend zu wirken. Von den mancherlei in dieser Hinsicht bereits in Angriff genommenen Arbeiten sei an dieser Stelle als Beispiel nur die Tätigkeit des Ausschusses erwähnt, der sich mit dem Studium der bulgarischen Gesetze und ihrer Übertragung ins Deutsche beschäftigt. Und so wird sich Aufgabe an Aufgabe reihen, Arbeit an Arbeit, bis das verheißungsvoll begonnene Werk zum Segen der beiden Länder vollendet sein wird.

Wenn wir in den erschienenen Vertretern der Sobranje das mächtig emporstrebende bulgarische Volk begrüßen, dann richten wir dabei gleichzeitig unsere Blicke auf dessen erhabenen Monarchen, der über alle Tugenden verfügt, die einen Herrscher zieren können. Selten ist in der Weltgeschichte wahre Größe bewunde» rungswürdiger bewiesen worden, als in jener Stunde des Unglücks von König Ferdinand, da er, verlassen von falschen Freunden, die Fahnen seiner ruhmreichen Armee zusammenrollen ließ für bessere Tage. Und glänzend ist die Verheißung seines Königs für das bulgarische Volk in Erfüllung gegangen. Aus blutigem Schlachtgefilde, auf dem Schulter an Schulter mit dem bulgarischen Heere auch Deutschlands Heldensöhne kämpften, hat sich herrlich und strahlend ein starkes Größer»Bulgarien erhoben, dessen Geschick auch weiterhin unsere heißesten Wünsche begleiten.

In aufrichter Freundschaft und mit verständnisvoller Anteilnahme verfolgt das deutsche Volk den weltgeschichtlichen Aufstieg der bulgarischen Nation. Die Fortsetzung der Bündnispolitik, die harte Kriegsnotwendigkeit geschaffen hat, auch in den Jetten des Friedens ist der aufrichtigste Wunsch des deutschen Volkes. Möge der Besuch der berufenen Vertreter der bulgarischen Nation, die von den gleichen Gefühlen der Freundschaft und des Vertrauens beseelt ist, dazu beitragen, diesem segensreichen Gedanken neue Schwungkraft zu verleihen.

Die bulgarische Sobranjeabordnung in Berlin
Rede Sr. Exzellenz des Reichskanzlers Dr. von Bethmann Hollweg.

In dem herrlichen Rahmen des in voller Maienpracht erblühten schönsten Gartens Berlins empfing Montag, den 8. Mai, nachmittag, Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg die Abordnung der bulgarischen Sobranje.

Mit persönlicher Genehmigung des Reichskanzlers geben wir hier den Wort» laut seiner Rede wieder:

Meine Herren!

Das Deutsche Reich heißt Sie herzlich willkommen! Ich begrüße Sie als liebe Gäste hier auf einem Boden, der auch für Bulgarien historisch ist. Denn in diesem Hause wurde vor 38 Iahren der Friede geschlossen, durchdenBulgarienalsStaatwiedererstand.

Welchen Weg zur Höhe hat Ihr Vaterland seit jenen Tagen genommen! Das größere Bulgarien, damals noch ein unerfüllter Wunsch, eine Aukunftshoffnung aller bulgarischen Patrioten, heute ist es Wirklichkeit und Gegenwart. Und nicht als ein Geschenk fiel es Ihnen in den Schoß, sondern es wurde zu ewigem Besitz durch den Lebenswillen Ihres tapferen Volkes, durch die Heldentaten Ihres herr» lichen Heeres erworben. Wenn Sie dieser mächtigen historischen Entwicklung hier an der Stelle des Berliner Kongresses gedenken, wenn Sie erwägen, was Bul» garien damals war, was Bulgarien heute ist, dann dürfen wahrlich Ihre Herzen höher schlagen vor Freude und vaterländischem Stolz.

Meine Herren! Auf dem Wege, der Sie durch Deutschland hierher geführt hat, werden Sie es empfunden haben, daß ein Gleichklang der Gefühle durch unsere beiden Völker geht. Wie könnte es anders sein nach den gemein» samen Erlebnissen dieses ruhmreichen Iahres! Aber es klingt bei uns noch mehr in diesen Gefühlen. Wir gedenken unserer eigenen Vergangenheit. Wir wissen, was es heißt, wenn Übermacht ein aufstrebendes Volkzu erdrücken droht, und wenn es dann in einmütigem Aufschwung sich erhebt und befreien kann. Auch wir sind stets von Feinden um» ringt gewesen und mußten stets die Hand am Schwerte halten. Auch wir mußten uns aus Kleinem emporarbeiten durch den Fleiß unserer Hände, in entbehrungs» reicher Arbeit. In allem dem ist eine merkwürdige Gleichheit der Geschicke unserer Völker. So finden Sie auch bei uns das tiefste Verständnis für das, was Sie geleistet haben mit Schwert und Pflug. In den nächsten Wochen wollen Sie nun deutsches Land und deutsche Arbeit kennen lernen. Sie werden, wie bei Ihnen in der Heimat, ein fleißiges, ernstes und entschlossenes Volk finden. Eines freundlichen und herzlichen Empfanges werden Sie überall sicher sein. Ich wünsche Ihnen, daß Ihnen Ihr Aufenthalt bei uns tiefe Ein»

blicke in unser heimisches Leben gestatten möge. Was Sie bei uns sehen und hören werden, wird Ihnen die Gewähr dafür bieten, daß unsere glorreichen Waffenbrüderschaft eine zukunftsreiche Gemeinsamkeit kultureller und wirtschaftlicher Interessen entspricht.

Die Beziehungen, die Deutschland und Bulgarien verknüpfen, und, wie ich denke, für immer verknüpfen werden, reichen weit in die Geschichte zurück. Im Jahre 864 schloß Ihr großer Herrscher, der Zar B oris, mit K ö n i g Ludw i g dem Deutschen zu Tulln an der Donau einen Bündnisvertrag. So erneuert sich im tausendjährigen Wechsel die Geschichte, denn ein Iahrtausend später trafen sich in Nisch der Kaiser des Deutschen Reiches mit dem Zaren des zu neuer Größe wiedererstandenen Königreichs Bulgarien zu feierlicher Bekräftigung des wieder, geschlossenen Bundes. In Erinnerung an diese historische Begegnung Seiner Majestät des Kaisers mit dem erhabenen Herrscher Ihres Landes gedenken wir mit Gefühlen der Dankbarkeit und Bewunderung der aufopfernden und hingeben» den Arbeit an dem Wohle Bulgariens, der glänzenden staatsmännischen Eigen» schaften, der weitblickenden genialen Persönlichkeit König Ferdinands, und ich bitte Sic mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät der Zar der Bulgaren: Er lebe hoch, hoch, hoch!

Hierauf erwiderte der Vizepräsident der Sobranje

Dr. Momtschilow:

„Euer Erzellenz! Es ist sehr schmeichelhaft für mich, daß mir die Ehre wird, dem Kanzler des großen Reiches alle unsere Dankbarkeit für den so herzlichen Empfang auszudrücken, den wir bei Ihnen gefunden haben. Seit vier Tagen, in denen wir Deutschlands Gäste sind, haben wir gesehen und begriffen, warum Sie so mächtig sind, warum Sie Sieger sind im Osten und im Westen, im Norden und im Süden. Die beträchtliche Kraft Ihres Landes, welche in dem Patriotismus Ihres Volkes, in den hohen moralischen Eigenschaften Ihrer Bürger und in Ihrer ungeheuren Industrie beruht, ist uns abermals ein Beweis, daß Bulgarien seinen Platz in der Weltkrisis richtig gewählt hat, und daß wir, an Ihrer Seite gehend, sicher sind, zur Verwirklichung unseres nationalen Tra Irin e s zu gelangen. Wir sind glücklich, uns hier zu befinden, wo vor 38 Jahren das junge Bulgarien geschaffen worden ist, und stolz, von Eurer Erzellenz zu hören, daß wir in dieser kurzen Zeit stark genug geworden sind, umunserRecht auf ein freies, unabhängiges Dasein durchzusetzen. Loyal und treu durch die Grundeigenschaften unseres Volkes, werden wir fortfahren, bis zum endgültigen Triumph der Verbündeten an Ihrer Seite zu kämpfen. Außer»

ordentlich stolz über den Besuch Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm in
Nisch, legen wir Gewicht darauf, Ihnen zu sagen, daß dies ein geschichtliches
Ereignis war, welches niemals vergessen werden wird, und welches erhebliche
Folgen für die künftigen Beziehungen zwischen Deutschland und Bul»
garien haben wird, welche hoffentlich für immer durch eine beiden Ländern
glückverheißende Freundschaft vereinigt sein werden. Die große und mächtige
Gestalt Seiner Majestät des Deutschen Kaisers, dessen Name allein genügt, unsere
Gegner zittern zu lassen, hat das Recht auf große Bewunderung unseres Landes
erworben. Zum Ausdruck dieser Bewundernng bitte ich Sie, meine Herren, mit
mir zu rufen: Seine Majestät der Deutsche Kaiser lebe hoch!"
Nach der Ansprache lud der Reichskanzler seine Gäste zu einem Rund-
gange durch die erinnerungsreichen Räume des Hauses ein,
in dem Fürst Bismarck an der Spitze des Berliner Kongresses die Neugestaltung
des Balkans vorbereitet hat. Die Abgeordneten der Sobranje waren sehr
empfänglich dafür, daß in der sie begleitenden Gesellschaft sich auch der Enkel
des Altreichskanzlers, Fürst Otto v. Bismarck befand.

Der parlamentarische Abend im Reichstag.

Abends 8 Uhr fand im Reichstagsgebäude der parlamentarische
Abend statt, den der Reichstag zu Ehren der bulgarischen Sobranjemitglieder ver»
anstaltete. Auch hier dasselbe glänzende gesellschaftliche Bild. Viel Uniformen
gaben dem Ganzen ein farbiges Gepräge. Der Präsident des Reichstages,
Dr. Kaempf, begrüßte die Gäste im Vestibül in liebenswürdigster Weise. Zahl»
reiche Reichstagsabgeordnete waren erschienen. Die staatlichen, städtischen und
militärischen Behörden waren zum größten Teile durch dieselben Herren vertreten,
die bereits den Nachmittag im Hause des Reichskanzlers verbracht hatten. Auch
der Reichskanzler war der Einladung gefolgt, mit ihm die meisten Staats»
sekretäre und Minister. Als erster Redner ergriff Präsident Di-. Kaempf
das Wort zu einer Ansprache. Erzellenz Dr. Kaempf hat uns den Tert seiner Rede,
die in den Blättern nur auszugsweise erschienen ist, vollinhaltlich zur Verfügung
gestellt, ebenso die dann folgende Antwort des bulgarischen Abgeordneten
vr. Momtschilow.

Reichstagspräsident Dr. Kaempf:

Meine Herren Kollegen von der bulgarischen Sobranje!
Es gereicht uns zur Ehre und zu hoher Genugtuung, Sie im Hause des
Deutschen Reichstages zu begrüßen und herzlichst willkommen zu heißen.
In dem gewaltigen Völkerringen, dessen Zeuge wir seit beinahe zwei Jahren
sind, haben Seine Majestät der Zar von Bulgarien und die bulgarische Nation in

weitschauender politischer Einsicht mutig und entschlossen den Schritt getan, der
sie an die Seite Deutschlands und seiner Verbündeten gestellt hat.
Nicht Erwägungen des Augenblicks, nicht die Verfolgung vorübergehender
Ziele sind es, die Bulgarien veranlaßt haben, in dem Kampf an unserer und
unserer Verbündeten Seite die Waffen zu ergreifen.
Das Denken und Trachten der bulgarischen Nation, ihr Drang nach freiheit»
licher, geistiger und wirtschaftlicher Entwicklung berührt sich mit den Zielen des
Deutschen Reiches, berührt sich mit dem innersten Wesen des deutschen Volks-
charakters. Treue und Fleiß, Aufrichtigkeit und Arbeitsfreudigkeit und Arbeits»
kraft, das sind die Grundlagen, die uns zusammen geführt. Diese innerliche Über»
einstimmung ist die festeste Grundlage unseres Bündnisses.
Die Heldentaten des bulgarischen Heeres haben bewiesen, wie die militärische
Tüchtigkeit der verbündetem Armeen einen unüberwindlichen Wall allen unseren
Feinden entgegenstellt.
Wenn wir wieder zur friedlichen Arbeit zurückkehren, dann wird die Gemein»
samkeit der geistigen und wirtschaftlichen Interessen, die unser Bündnis in sich
trägt, die Früchte bringen, die uns Ersatz bieten sollen für die schweren Opfer,
die dieser Krieg unseren Völkern auferlegt und die wir mutig tragen in dem
Bewußtsein, daß auf ihnen sich aufbaut eine neue Welt der freien, geistigen und
wirtschaftlichen Kultur.
Indem wir Sie daher herzlichst willkommen heißen, fassen wir unsere Wünsche
für das glückliche Gedeihen der bulgarischen Nation in dem Ruf zusammen: Seine
Majestät der Zar von Bulgarien und das bulgarische Volk lebe hoch!

Rede des Vizepräsidenten der bulgarischen Sobranje Dr. Momtschilow»).

Unermeßlich ist mein Bedauern, daß ich in diesem festlichsten Augenblicke
meines Lebens den Gefühlen, die das Herz mir bewegen, nicht in Ihrer, nicht in
deutscher Sprache Ausdruck verleihen kann. Iener Sprache, in welcher die größten
Dichter aller Zeiten geschrieben, in der die tiefsten Philosophen gedacht, zu welcher
die herrlichsten Töne der Musik durch ihre Meister geschrieben, in der Sprache,
deren Herrschaft heute Millionen Menschen mit einer bisher ungekannten Tapfer-
keit und Ausdauer weit über die Landesgrenzen in die Welt hinaustragen, in der

*) Unsere Leser werden sich daran erinnern, daß ich in meinem Aufsah „Bulgarische
Stimmen und Stimmungen" vom Machest unserer Zeitschrift meine Unterrednng mit Dr.
Momtschllow in Sofia wiedergegeben habe. Ludwig Stein.

Sprache der deutschen Wissenschaft, der deutschen Technik und der höchsten Kultur! Mein aufrichtiges Bedauern, in dieser hehren Sprache zu Ihnen, meine Herren, nicht reden zu können, werden Sie wohl verstehen.
Als die ersten deutschen Geschütze an den Ufern der Donau donnerten und die Höhen des Balkans erzittern machten, als Ihre und unsere tapferen Soldaten sich auf dem Felde der Ehre die Hand reichten, als das lebenskräftige und teure deutsche Blut auf den Schlachtfeldern mit dem stürmenden jungen Blute unserer Soldaten in eins floß, da erwachte in uns das große Verlangen, hierher zu kommen, Sie zu sehen, Ihre ehrliche und kraftvolle Hand zu drücken und Ihnen die große Bewunderung auszusprechen, mit der uns Ihre gewaltige, schier un» erschöpfliche Kraft erfüllt, jene Kraft, die, nachdem sie Belgien durchquerte, in Frankreich eindrang und den russischen Koloß zu Boden zwang; nachdem sie Festungen mit einer Leichtigkeit, mit der man — um mich der so treffenden Worte Ihres Kanzlers zu bedienen — irdene Töpfe zerbricht, niederrang, eine Kraft, auf allen Fronten siegreich, nirgends versagend, es noch möglich machte, uns gegen Serbien, nach Saloniki und Varna, den Türken an die Dardanellen und noch weiter hinaus kräftige Hilfe zu senden.
Wie groß unser Verlangen und unsere Ungeduld war, das Land, dem solche Stärke innewohnt, kennen zu lernen, das können Sie sich, meine Herren, leicht denken.
Dieser unser sehnlichster Wunsch ist nun Erfüllung geworden; seit drei Tagen sind wir bei Ihnen, hingerissen, überwältigt, Zeugen Ihrer Kultur und Zivili, sation, Ihres Fortschrittes und Ihrer gewaltigen Kraft.
Schon zu Beginn des Krieges hatten wir das felsenfeste Vertrauen in den Sieg Deutschlands, waren fest überzeugt von dem endgültigen Triumph Ihrer gerechten Sache, und jetzt erst, nachdem wir Ihre Organisation, Ihren beispiel-losen Patriotismus, den kolossalen Vorrang Ihrer Technik und Industrie aus nächster Nähe gesehen haben, ist unsere feste Zuversicht in die Unüberwindlichkeit Deutschlands noch hundertmal größer geworden. Von der Aufrichtigkeit dieser Zuversicht mögm Sie, meine Herren, überzeugt sein.
In diesen Momenten der schrecklichsten Katastrophe, die je über die Mensch» heit hereingebrochen, wo jedes Volk den Besitz an Lebensenergie beweisen soll, damit es im Verhältnis zu diesem sich das Recht der freien unabhängigen Gristcnz erwirbt, haben wir, geblendet durch Ihre Kraft und die Gerechtigkeit Ihrer Sache, die Tapferkeit unserer Soldaten mit jener der Bezwinger Belgiens, Frankreichs und Rußlands vereint, um mitzuhelfen, soweit es in unseren Kräften steht, an der Verwirklichung unserer gemeinsamen Bundesziele. Wir flehen zu Gott, daß dieser Triumph so groß, so erhaben, so gewaltig sei, wie die Kraft Deutschlands. Glauben Sie, meine Herren, an die Innigkeit und Aufrichtigkeit dieses Gebets.
Ich benutze die Gelegenheit, um Sie, meine Herren, zu versichern, daß unsere

Bundestreue, unsere ehrliche Aufrichtigkeit im Bündnisse und unsere Bewunderung für Deutschland so groß ist wie Ihre militärische Kraft, und wie es fast unmöglich erscheint, daß es Gewaltigeres, Kraftvolleres geben kann, als das heutige Deutschland, so ist es auch unmöglich, daß unsere Aufrichtigkeit, Freundschaft und Treue noch wachsen kann.

Kommen Sie, meine Herren, zu uns nach Bulgarien; sehen Sie die Freund» schaft zwischen Ihren und unseren heldenhaften Soldaten, wie sie spontan aus sich selbst entsprang, wie herzlich rührend und wie fest sie ist, und Sie werden sich von der Richtigkeit meiner Worte überzeugen.

Gestatten Sie, meine Herren, daß ich dem Deutschen Reiche unvergänglichen Ruhm, dem deutschen Volke wünsche, daß ihm die unerschütterliche Kraft des Sieges innewohne für immerdar, und für Seine Majestät, den deutschen Kaiser, der für uns das Symbol unseres gemeinsamen Sieges bedeutet, ein langes, langes Leben erflehe, auf daß er das würdige, tapfere, hehre deutsche Volk weiter führe auf Bahnen des Ruhmes und des ungetrübten Glückes! Seine Majestät der Kaiser und König, die große deutsche Nation, sie leben hoch — Hurra! Hurra! Hurra!

Die Vulgaren als Gaste Berlins.

Empfang im Rathause.

Exzellenz Oberbürgermeister Wermuth:

„Von Herzen heiße ich Sie namens der städtischen Behörden in unserem Rat» hause willkommen als verehrte Vertreter Bulgariens, des Landes der Rose, aber einer Rose, die mit scharfem Dorn sich zu schützen weiß. Auf Ihrer Reise durch die Kulturländer Mitteleuropas haben Sie vieler Menschen Städte gesehen und Reden vernommen. Solch eine Fahrt geht heutzutage nicht ins Grenzenlose des Weltalls; sie findet ihr natürliches Ende da, wo die Freundschaft aufhört und die erbitterte Feindschaft beginnt. Aber dafür ist die Freundschaft innerhalb dieser Grenzen auch echt und treu. Umlagert von Gegnern, ganz umfangen von Kriegs» sorge und Kriegsfürsorge, sind die Länder, die Sie besuchen, dennoch beseelt von heller, stolzer, aus heiligem Ernst geborener Freudigkeit. Denn sie wissen, daß es gilt, den verbündeten Völkern ihr Eristenzrecht, ihre Frei-
heit undBlütefüralleZukunftzu wahren, und sie wissen auch,

daß sie stark und mutig genug sind, dies Ziel zu erreichen. Ich hoffe, daß Sie, meine Herren, einen lebendigen Eindruck hiervon auch in unserer Stadt, der Hauptstadt des Deutschen Reiches, erlangt haben.

Sie haben die h erzl i ch en T ö n e der Freude gehört, mit welcher der für kühl gehaltene Berliner die bulgarischen Freunde begrüßte und begleitet. Sie haben gesehen, wie wir an unseren Friedenswerken rüstig weiter» bauen, und wir sie nutzbar machen für unsere Kriegstüchtigkeit. Und was Sie hier wahrnehmen, das hat Sie schon in den Hauptstädten Österreichs und Ungarns erhoben und ergriffen, ja, das brachten Sie mit aus Ihrer eigenen Hauptstadt Sofia. Derselbe Geist festen Beharrens und unbedingter Zuversicht. Unaufhalt» sam strömt die Sympathie und die Hilfsbereitschaft von hier nach den Schwester» Hauptstädten, von dort zu uns. Mit einem Schlage sind die Namen Berlin und Sofia durch das innigste Band gemeinsamer großer Geschehnisse und Taten verknüpft. Wenn Sie in Ihre schöne Heimat zurückkehren, so grüßen Sie auf das wärmste von der deutschen Schwester die tapfere und arbeitsame Witoschastadt. Das edle Land der Bulgaren und seine Hauptstadt Sofia, sie leben hoch!"

Dr. Christo Georgiew, Abgeordneter der Sobranje, Gemeinderat von Sofia:

„Euer Erzellenz, verehrter Herr Oberbürgermeister, sehr verehrte Herren!

Die im Lichte des neuen Frühlings erstrahlende Hauptstadt Deutschlands hat uns, Vertreter der verbündeten bulgarischen Nation, auf das Feierlichste empfangen. Die Bundesfreude, die uns das deutsche Volk hier bewiesen hat, wie sie aus den ernsten Gesichtern reifer Männer, aus den strahlenden Gesichtern ihrer herrlichen Iugend uns entgegenspiegelt, hat uns, kühle, zurückhaltende Bulgaren, auf das Tiefste gerührt. Wenn wir heute in Ihre stolze Hauptstadt gekommen sind, so waren wir nicht»von besonderen politischen Zielen geleitet: unsere Politik ist klar und deutlich, daß es keiner Aussprache bedarf. Wir sind vielmehr gekommen, unserem festen Willen feierlichst Ausdruck zu verleihen, daß wir Ihre treuen Verbündeten bleiben wollen, wider jedermann, so wider jegliche Zeit.

Wir wollen zu Ihrem Genie unseren Wissensdurst, zu Ihrer Kultur unsere Strebsamkeit, zu Ihrem reifen Sinne unseren jugendlichen Drang, zu Ihrer gewaltigen Macht unser tapferes Heer stellen, um uns unter der Gottessonne das ungetrübte Aufwärtsschreiten in Kultur und sozialem Wesen zu sichern, freie Entfaltungsmöglichkeit unserer geistigen und nationalen Kräfte zu erzwingen.

Gerade so wie jetzt Deutschlands Feinde die tapferste und edelste der Nationen
als Volk von Barbaren bezeichnen, das in seiner Eroberungssucht die Eristenz der
kleinen Staaten bedrohte, gerade so haben anch uns die „gleichen" Feinde als
Kulturschäuder hinzustellen versucht. Doch es hat ihnen nichts genützt. Sie
konnten uns doch nicht unterkriegen! Denn Verleumdungssucht und hohle Prahlerei
kann nicht jene Wunder von Heroismus wirken, den tapfere Soldaten auf dem
Felde der Ehre vollbringen, sie kann nicht jene Opferfreude der Nationen auf«
wiegen, die um ihre Eristenz und ihre staatliche Ehre kämpfen. Wir sind gekommen,
um die Wunder Ihrer Kultur, Macht und einzig dastehenden Organisation anzu»
staunen. Ist dies nicht der größte Triumph Ihrer Organisation, Ihres Genies, daß,
nachdem Ihre herrliche Armee den Feind in allen Landen geschlagen hat, das
einst stolze Albion, der Herr aller Meere, das Land der ßvleuäiä Isolation, durch
unvergleichliche Taten Ihrer Flotte in seiner Weltstellung und Zukunft bedroht,
um die Hilfe Amerikas zu flehen gezwungen ist!
Haben Sie noch einmal herzlichen Dank für die schonen uns in steter Erinne»
rung bleibenden Tage, die wir in Berlin verleben durften. Und gerade so wie
die Vorsehung schon einmal — Berlin in die Geschichte unseres Volkes ein-
gegriffen hat, so wird es auch diesmal, wenn uns der siegreiche Friede beschert
wird, nochmals seine historischen Bestimmungen erfüllen, zur gerechten Sache
unseres nach Fortschritten strebenden Volkes.
Ein neues unzerreißbares Band wird zwischen Deutschland und Bulgarien
geschlungen werden, eine immerwährende Freundschaft geschaffen zwischen dem
stolzen großen Berlin und dem jungen Sofia. Auf die ewige Freundschaft unserer
Völker, auf das innige Zusammenstreben unserer Hauptstädte, auf das Gedeihe«
Berlins und seiner Bevölkerung, auf die Gesundheit des Oberbürgermeisters
wollen wir das Glas leeren. Berlin und sein Oberbürgermeister Hurra! Hurra!
Hurra l

Hauptmann T. Panofs in Sofia:

Die moralische Kraft der bulgarischen Armee*).

Sie werden vielleicht erstaunt sein, wenn ich sage:
„Unsere bulgarische Armee, das ist ein Rätsel. Die Größe ist nicht leicht
zu analysieren"
Sie brauchen jedoch nicht zu erschrecken. Ich habe durchaus nicht die Absicht,
Sie mit Rätselraten im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu beschäftigen. O nein.
Der synthetischen Analyse unterziehen sich Erscheinungen, die entweder in der
Vergangenheit liegen, oder die soweit geklärt und entwickelt sind, daß sie eine
durchaus konkrete Physiognomie erhalten haben.
Unsere bulgarische Armee aber ist sehr, sehr jung, — sie zählt erst 40 Iahre, —
sie hat einen vollkommen unentwickelten Charakter und unbestimmte Konturen.
Wie soll man denn unsere 40jährige Armee nicht ein Rätsel nennen, da sie
im fünften Iahre ihrer Eristenz — nackt und barfüßig, beinah ohne jede Aus-
rüstung, mit Offizieren an der Spitze, die nicht älter waren als Leutnants und
Hauptleute — im Iahre 1885 Serbien besiegte.
Dieselbe Armee schrieb im Iahre 1912, wie die Lava der Elemente, wunder»
bare Seiten unserer neuesten Geschichte.
Im Jahre 1913 aber wurde sie gezwungen mit hinterlistigen Verbündeten
zu kämpfen, von fünf Seiten von Feinden umringt, verblutete sie, die Heimat ver»
teidigend, und war doch unbesiegbar.
Unser geliebter Zar sagte: „Sie rollte ihre Fahnen für bessere Zeiten zu»
sammen .. ." und nun gelang es ihr im Iahre 1915, Seite an Seite mit unseren
mutigen Verbündeten, den Deutschen und Österreichern, in weniger als zwei
Monaten Serbien zu vernichten.
Ist das nicht wundervoll, meine Herrschaften? und drängt sich einem nicht
von selbst die Frage auf die Lippen, — was ist das für eine moralische Kraft,
die dieses friedliche, ackerbauende Volk so unaussprechliche und erstaunliche Taten
vollbringen ließ?
Vor allen Dingen muß man anerkennen, daß man es sich viel Mühe und
Arbeit kosten ließ, um unsere Armee heranzubilden. Seine Majestät Zar Ferdi-
nand erkannte mit seinem durchdringenden Verstände, was für Bulgarien die
Armee bedeutete und diejenigen alten und jungen Generäle, die an ihrer Spitze
standen und noch jetzt stehen. Diese bescheidenen Arbeiter der bulgarischen Macht

*) Dies« Aufsatz wurde als Vortrag am 28. April im Abgeordnetenhaus» vorgelesen. Der
Abend wurde von der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft unter dem Vorsitz- seiner Hoheit des Herzogs
Ernst Günthers zu Schleswig - Holstein veranstaltet.

tragen nicht klingende Namen, aber in ihrer Brust schlägt ein heißes bulgarisches Herz, und sie haben Stein auf Stein gefügt und Bulgariens Größe geschaffen.

Das ist jedoch noch keine genügende Erklärung, — der Grund der tatsächlichen Größe der bulgarischen Armee liegt in ihrem nationalen Charakter, in der Festigkeit ihrer sittlichen Prinzipien.

Vor drei Iahren verteidigte ich in meinem Buche „Psychologie des bulgarischen Volkes" die Theorie, die ich auch jetzt aufrechterhalte, daß die Bulgaren nicht Slawen seien, sondern direkte Nachkommen der Hunnen aus Mittel»Asien, und daß das einzige ihnen verwandte Volk in Europa die Madjaren sind.

Wie der frühere Hunne, so ist auch der Bulgare kriegerisch veranlagt, er wirft sich in den Kampf, durch vererbte Instinkte dazu gestoßen, und wenn Sie es mir gestatten, möchte ich sagen, daß der Bulgare im Kampfe ein schöpferischer Künstler ist. Nichts erinnert mehr an den friedlichen Ackerbauer, — die Augen blitzen, die Bewegungen werden elastisch, geschmeidig, — er gleicht dem Löwen aus der Wüste, — der sich dem Feinde stellt: ungestüm und unerschrocken, den Tod verachtend.

Die Verachtung, die der Bulgare für den Tod hat, ist erstaunlich. Aber, meine Herrschaften, ich bitte Sie nicht zu glauben, daß er bewußt mit seiner Todes»verachtung spielt und possiert, wie wir intelligenten Menschen es mitunter zu tun lieben. Durchaus nicht. Er denkt nicht einmal über den Tod nach, — ich möchte sagen, er versteht ihn nicht. Er ist von der einfachen und logischen Überzeugung tief durchdrungen: du lebst, also mußt du auch sterben. Das ist doch so natürlich.

Es war im Iahre 1912, in der ersten Schlacht unseres Regiments. Ein Soldat aus der Umgegend Sofias war an vier Stellen verwundet und verblutete fast. Der Offizier befahl den Sanitätern, ihn aufzuheben und zum Verbandplatz zu bringen.

Der Verwundete aber möchte nicht, daß man ihn fortträgt, er widersetzt sich und bittet den Offizier:

„Herr Oberleutnant, ich bitte dich, sag ihnen, daß sie mich in Ruhe lassen. Ich möchte der Schlacht zusehen."

Er wendet sich zu den aus den Schützengräben schießenden Kameraden und mit einer Stimme, der man es anhört, daß der Kampf ihn vollkommen gefangen genommen hat, sagt er:

„Schießt, Kinder . . . schießt, Kameraden, so ist's recht, ihr Lieben, so . . . noch mehr."

Unsere Artillerie hat kaum Zeit 5—10 Schüsse abzugeben, so stürmt auch schon die Infanterie von 1000—2000 Meter zu wütenden Attacken vor. Große Opfer können sie nicht aufhalten, — das Gewehr in der Hand, durch einen orkanartigen Ansturm nach vorn gedrängt, rennt unser Soldat vor und schreit: „Voran, aufs Messer!"

„In diesem Kriege griff am 28. Oktober unser erstes Regiment eine stark befestigte Höhe vor der serbischen Festung Pirot an. Die verblendeten Schützen» gräben der Serben hatten auf der Höhe des Berges eine Ausdehnung von ca. 1200 Meter. Der ganze Abhang vor den feindlichen Gräben bis zur Spitze war kahl, ohne jede Deckung. Unsere Artillerie konnte die Infanterie nicht mit der nötigen Aktivität unterstützen. Die serbische Artillerie aber schoß mit einem wüten» den, teuflischen Feuer. Sie konnte sich hinter wundervoll verblendeten Gräben decken und überschüttete uns mit einem ganzen Hagel von Kugeln. Unsere Ver» luste waren enorm, da die Soldaten sich bei der Steilheit des Weges nur langsam im Schritt vorwärts bewegen konnten, und so dem Feinde eine gute Zielscheibe boten. Aber ununterbrochen rückten sie vor. Sie hatten sich den feindlichen Gräben bereits bis auf 100 Meter genähert, als vor ihnen drei Reihen Draht» verhaue aus der Erde emporwuchsen, denen Minen vorgelagert waren. Und nun begann ein Kampf, wie man ihn sich kaum vorstellen kann. Die Soldaten richten sich in ihrer ganzen Höhe auf, und, 100 Meter von den feindlichen Batterien entfernt, singen sie im Chor das bei uns so populäre Lied:

Verbündete sind Räuber,
Verschlagen, gemein, voll Schande,
Sie bestahlen und beschimpften
Unsere heiligen Heimatlande.

Singend und in Ermangelung anderer Instrumente zerschneiden sie mit Schaufeln und Messern die Drähte.

Die Serben arbeiten mit Fougassen. Gegen zehn Körper fliegen zerrissen und blutend in die Luft und fallen zur Erde. Doch keiner läßt sich beirren. Die Reihen schließen sich wieder. Die Schlacht tobt. Die Offiziere, die bis zu den Drahthindernissen vorgedrungen sind, rütteln an den Pfosten, an denen die Drähte befestigt sind, und ziehen sie heraus — sie werden natürlich von den Serben er» schossen. Einzelne Soldaten kriechen unter den Verhauen durch, dringen bis zu den feindlichen Batterien vor, ergreifen mit nackten HÄnden feindliche Gewehre und fallen selbstverständlich in derselben Minute. Das ist kein Kampf mehr, sondern eine unsinnige Ekstase, die den Bulgaren beinahe immer im Kampf beherrscht. Auf ihren Schultern tragen sie die Bergartillerie bis hart an die Drahthindernisse, und unsere Mitrailleusen schießen die Serben beinahe in die Brust."

Es geschieht häufig, daß Offiziere den Soldaten, die durch elementare Leiden» schaft fortgerissen sind, nicht Einhalt gebieten können . . .

Was läßt sich gegen das heiße Hunnenblut tun!

Unser Soldat ist immer einfach, auch wenn er die größten Heldentaten voll» bringt, er erkennt seinen Mut nicht an und schätzt ihn nicht.

Es war im Jahre 1912. Meine Kompagnie hatte die Aufgabe, die Stadt Silivria am Meere einzunehmen. Die feindlichen Schiffe beschossen uns. Einer

der Soldaten mußte auf dem Quai, der sich weit ins Meer zog, Posten fassen und die Boote bewachen. Das Wetter war klar und schön. Der Soldat stand in seiner ganzen Länge, auf das Gewehr gestützt. Und das ins Gewehr gesteckte Messer leuchtete weit in die Ferne.

Sausend schlug ein Geschoß zehn Schritte von dieser Schildwache ein, durch» bohrte eine Planke und verschwand im Wasser. Der Soldat rührte sich nicht. Nach einer Minute platzt eine Granate 15 Schritte hinter ihm. Er bewegt sich nicht einmal von der Stelle.

Vom Ufer aus den Schützengräben rufen ihm die Kameraden zu:

„Nikola, bre*), wirf dich hin. . ."

Er aber bleibt stehen. Nachher fragte ich ihn, warum er sich nicht hinlegte?

„Aus Eigensinn, Herr Oberleutnant", antwortet er.

Was soll man dazu sagen? Aus Eigensinn hält man den Kopf den Geschossen hin.

Wenn unser Soldat in die Schlacht zieht, — geht er aus, umseinHaus, seinHerdfeuerzu verteidigen. Ich unterstreiche besonders das Wort sein, beachten Sie das wohl.

Mir scheint es, daß selten irgendwo der Bauer so an seiner Scholle und an seiner Hütte hängt, wie bei uns.

Cr sitzt im Schützengraben, hat jeden Augenblick den Tod vor Augen, — unter dem Pfeifen der Kugeln und Schrapnelle schreibt er einen Brief nach Hause und befiehlt seiner Frau, die Ferkel zu verkaufen, den Zaun, der an der Ecke schadhaft ist, auszubessern, den Pfeffer richtig einzulegen usw. Es ist lächerlich und doch rührend.

Der bulgarische Soldat trägt sich immer mit dem Gedanken, sein Haus zu verteidigen. Das heißt jedoch nicht, daß die allgemein sozialen Ideen ihm fremd sind. Nein. Das erste ist jedoch nur das Fundament für das zweite.

Der Bulgare liebt seine Heimat mit einer mystischen keuschen Liebe. El liebt es nicht, sich darüber zu verbreiten, aber er empfindet tief.

Der Ausländer, der den bulgarischen Charakter wenig kennt und das Familienleben der Bulgaren beobachtet, kommt unbedingt zu der Überzeugung, daß die Anhänglichkeit zwischen Vater und Sohn, Mann und Frau, Bruder und Schwester usw. sehr gering ist. Diese Schlußfolgerung ist jedoch ganz falsch und irrig. Es ist richtig, daß der Bulgare nicht gern aus sich herausgeht, besonders nicht öffentlich, wen es auch sei, Frau, Bruder oder Schwester, zu liebkosen liebt. Das wird, ich möchte sagen, als Schande angesehen, erscheint weibisch, was besonders der Mann niemals sein darf.

"°) BlHarischer Ausruf.

Es besteht jedoch eine tiefe Anhänglichkeit zwischen den Angehörigen, starke Bande verbinden die Familie. Unsere Liebe wird aber äußerlich durch Kälte und Gleichgültigkeit maskiert.
Im Iahre 1912 legte ein iLjichriges Kind aus der Stadt Trnowo, ohne Geld, ohne Mantel, teils laufend, teils fahrend, zirka 300 Kilometer zurück, um seinen „bate" (Bruder) zu sehen und daheim der Mutter erzählen zu können, daß er lebt, daß es ihm gut geht, und daß folglich kein Grund vorliegt, immer zu weinen.
Im ersten Balkankriege war es erlaubt, jetzt ist es vernünftigerweise ver» boten, daß alte Väter, Mütter, mitunter auch Frauen, die Taschen mit Salzfleisch, einigen Köpfen Knoblauch, Pfeffer, etwas Tabak angefüllt, sich zu Fuß auf den Weg machen, — herbstliches Schlackwetter, Winterkällte und alle möglichen anderen Hindernisse überwindend, legten sie viele hundert Kilometer zurück. Wenn sie aber zur Front kamen und ihre Angehörigen gefunden hatten, glauben Sie, meine Herrschaften, daß sie sich umarmten, heftig küßten und herzten? Nichts dergleichen.
Wenn der Vater auf dem Schlachtfelde seinen Sohn sieht, macht er das gleichgültigste Gesicht von der Welt. Und, Sie glauben es kaum, er gibt sich den Anschein, als bemerke er ihn nicht. Erst begrüßt er die anderen Bekannten, die aus demselben Dorfe sind, wie er. Dann kehrt er sich langsam um, ohne Eile und . . . sieht zufällig seinen Sohn, streckt ihm die schwarze, rissige Hand hin und ruft:
„Ah ... da bist du ja auch? . . ."
Er umarmt ihn nicht, er küßt ihn nicht. Der Sohn küßt ehrerbietig die Hand des Vaters, so will es der Brauch, und der Vater erzählt in vollkommen gleichgültigem Tone:
„Ich kam hier vorbei ... und dachte, ich werde mal nach den Kindern sehen ... es liegt ja sowieso auf dem Wege . . ."
Daß das Schlachtfeld „auf seinem Wege liegt", glaubt natürlich niemand, der Greis jedoch hält es für unwürdig, ein anderes Benehmen zu zeigen. — Er ist doch ein Mann! Man wird noch sagen, daß er den Kopf hängen läßt, wie ein Weib. Nein, das geht nicht, —
Die Idee der nationalen Vereinigung hat in der Seele des bulgarischen Volkes tief Wurzel geschlagen. Sogar in den entferntesten, in Schluchten ver» lorenen Hütten erkennt man den realen Zweck unserer nationalen Strömung an. Von der Tatsache ausgehend, daß sich unser Volk im Laufe von 500 Iahren in Knechtschaft befand, wäre es falsch anzunehmen, daß es eine geknechtete Seele hat.
Die lange Sklaverei hat dem bulgarischen Volke ohne Zweifel viele ver- neinende Charakterzüge aufgeprägt, die von unserem talentvollen Satiriker Aleko Konstantinow in seiner Erzählung „Bai»Ganju" so wundervoll verlacht werden.

Die Sklaverei hatte jedoch eine durchaus gute Seite: sie hat unser Volk im Kampfe um die Freiheit abgehärtet und, was in meinen Augen noch wertvoller ist, ist, daß sie unser Volk gelehrt hat, die Freiheit zu schätzen.

Das bulgarische Volk kämpft seit Iahrzehnten mit eigensinniger Hartnäckigkeit erst für seine kirchliche Unabhängigkeit vom Patriarchen, für seine nationale Selbstbestimmung, und endlich für seine politische Unabhängigkeit. In diesem Martyrium, dieser endlosen Epopöe wurde buchstäblich alles diesem einzigen Frei» heitstraume geopfert.

Ich möchte noch mehr sagen, um so mehr, da ich diesem Gedanken schon lange in meinen Aufsätzen Ausdruck gegeben habe: der alte Hunne, der Bulgare, der sich auf der Balkanhalbinsel niederließ, blieb der zügellose, freiheitsliebende Nomade, der er in den Wüsten Mittel-Asiens war.

In der psychologischen Wissenschaft ist es eine anerkannte Tatsache, daß nationale Eigenheiten der Völker durch Tausende von Iahren in der Erbfolge erhalten bleiben. Weist denn die gegenwärtige unbesiegbare deutsche Armee nicht unzweifelhaft psychologische Eigenheiten der früheren Teutonen auf, die ganz Europa in Atem hielten?

So ist auch das bulgarische Volk als Sprößling der alten nomadisierenden Hunnen in seiner Seele eu mn»8« Anarchist.

Sie müssen sich nicht darüber wundern, meine Herrschaften. Das bulgarische Volk duldet keine Macht über sich, die seine individuelle und politische Freiheit knechten will. Und wenn Sie unser allgemeines politisches Leben aufmerksam beobachten, so sehen Sie, daß Bulgarien eines der freiesten Länder Europas ist. Sehen Sie nur, mit welcher Würde, welchem Selbstbewußtsein sich unser Bauer trägt, und Sie werden erstaunt sein. Keine Spur von Sklaverei und Kriecherei.

Wie hoch die politische Freiheit bei uns geschätzt wurde und wird, können Sie aus der Tatsache ersehen, daß unsere populärsten Dichter diejenigen sind, die die Freiheit besangen.

Es gibt keinen Bulgaren in Bulgarien, der nicht von früher Kindheit an die Worte Botews, eines unserer bekanntesten revolutionären Dichter, auswendig kennt:

Wer im Kampf für die Freiheit fällt,
Der stirbt nicht . . .

In den ersten Iahren nach unserer Befreiung, als der russische Einfluß in Bulgarien so groß war, gab er selbst sich den Todesstoß durch sein brutales Ein» greifen in unsere nationale Freiheit und innere Selbständigkeit. Der Vertreter der russischen Regierung erklärte mit der den Russen eigenen Brutalität der Kosaken:

„Im Namen des russischen Zaren befehle ich . . ."

Man pfiff ihn aus und bewarf ihn mit Steinen. Er konnte sich kaum retten.

Diese unsere individuelle und nationale Eigenheit, die Liebe zur Freiheit, ist
besonders wichtig für diejenigen, die den bulgarischen Charakter studieren wollen.
Es war im Iahre t912 während der Londoner Verhandlungen, die kein Ende
nehmen wollten. Alte Landsturmleute unterhielten sich über die bevorstehenden
Ereignisse. Der eine sagte:
„Daß doch der Teufel den Danew holte . . . Mag er doch endlich etwas
mehr Land abgeben, wenn wir bloß Frieden schließen würden. Jeden Tag kommen
so viel Menschen um."
Der andere alte Landsturmmann zog die Brauen zusammen und bemerkte
streng: ',/', ^!'^-,,'-'
„Du bist nicht klug, Bruder . . . Kinder können wir uns zulegen, aber
kann man jeden Tag Land erwerben? Wie darf man nachgeben?" —
Unser Soldat ist auf dem Schlachtfelde besonders diszipliniert, pflichttreu
und folgt bewußt allen Befehlen der Obrigkeit. Ich unterstreiche das Wort
bewußt, denn er kennt nicht die indifferente Sklaverei des russischen Soldaten.
O Nein. Unser Soldat weiß, wenn etwas befohlen wird, so ist es auch nötig,
anders könnte es nicht sein. Und diesen Zug finden wir auch in den Eigenheiten
unserer gemeinsamen Familienorganlsation.
Es ist Abend. Nach einem langen, arbeitsreichen Tage versammelt sich die
Familie, mitunter 15 bis 25 Köpfe zählend, um den Ältesten des Hauses, einerlei,
ob es Mann oder Frau ist. Man beginnt mit der Begutachtung der Arbeiten für
den nächsten Tag. Alle reden, jeder äußert seine eigene Meinung, man streitet
erregt, besteht auf etwas, — der Alte aber schweigt und raucht seine Pfeife. Er
verliert kein Wort. Er kennt schon die Sitten seines kleinen Reiches, und was
die Hauptsache ist, — seine eigene Macht. Wenn sich alle ausgesprochen haben,
trifft der Alte seine eigenen Verfügungen. Wenn sie auch diametral dem vorhin
Geäußerten entgegenlaufen, so wagt doch niemand zu widersprechen. Alle begeben
sich zur Ruhe.
Am andern Tage tritt der Alte seinen Rundgang an, um zu prüfen, ob alles
nach seinen Befehlen gemacht wird. Und — Gott behüte, wenn jemand gewagt
hat, auch nur ein wenig von der empfangenen Weisung abzuweichen, — auch wenn
er bereits ein „50jähriger Iunge" ist, er bekommt doch den Stock zu schmecken,
den der Alte über seinen Rücken zieht. Zu widersprechen wagt der schon nicht
mehr. Hier ist der Alte Herr und Kaiser.
Diese nationale Eigenheit wird in vollem Umfange in unsere Armee über»
tragen. Bis zur Mobilisation spricht ein jeder, regt sich auf, schreit, löst auf seine
Art Weltprobleme. Das ist sein Recht, seine Freiheit. Aber . . . sobald die
Mobilisation erklärt ist, sobald der Alte den Stock in die Hand nimmt, schweigen
alle sofort.
Wie kann das anders sein, man muß doch schweigend arbeiten und die

Befehle des Alten befolgen. Iede Arbeit ist dem Bulgaren heilig, und der Krieg ist für ihn eine Arbeit.
Eines der charakteristischsten Merkmale unseres Soldaten und des ganzen Volkes ist, daß er gar nicht religiös ist. Er ist allerdings nicht Atheist, er glaubt und gibt sich Mühe, mit Gott in guten Beziehungen zu leben.
„Warum soll man sich einen unnützen Feind zulegen?"
Das ist aber auch alles. Keine Spur von dem Fanatismus und Aberglauben, — die gewöhnlich beim russischen Soldaten zu beobachten sind.
Gleichzeitig ist unser Soldat unglaublich bescheiden. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß unsere ganze Armee sich durch Bescheidenheit aus» zeichnet. In kurzer Zeit hat unsere Armee drei siegreiche Kriege auf ihren Schultern emporgetragen. Sowohl Soldaten, wie Offiziere haben Wunder von Heldentaten vollbracht: haben Sie von ihnen gehört? Ich glaube nicht, — denn bei uns in Bulgarien sind sie nicht bekannt. Einfach darum, weil niemand es für nötig hält, darüber zu sprechen. In unserer Armee sind viele hohe Offiziere, die sich ausgezeichnet haben, die auch für andere, größere Armeen eine Ehre sein würden, — nach bulgarischer Bescheidenheit aber stehen sie im Schatten und werden immer dort bleiben.
Ich hatte meine Rede bereits fertig, als unser Gesandter in Berlin, Seine Erzellenz Herr Risow, so liebenswürdig war, mir eine Nummer der „Wojenn. Isw." zu schicken mit dem Artikel unseres talentvollen Schriftstellers Nikola Rainow „Stille Helden".
Der Artikel ist als Beispiel der Bescheidenheit unseres Soldaten so charakte» ristisch, daß ich um ihre liebenswürdige Erlaubnis bitte, einige Zeilen daraus zitieren zu dürfen:
„Über Heldentaten, die die Franzosen in Zeitungen, in der Gesellschaft, im Theater und in Büchern in endlosen Lobgesängen verherrlichen würden — schweigen die unsrigen." „Nisch fiel mit so und soviel Trophäen." Man erwähnt, was getan wurde, erklärt kurz. Das ist alles. Ohne den anderen Sand in die Augen zu streuen. Ohne Lobeshymnen.
„Sie sind bescheiden: das haben alle erfahren. Kürzlich hat ein Soldat in der Kompagnie das Kreuz bekommen. Während der Schlacht wurde er zur Rekognoszierung ausgeschickt. Unter einem Hagel von Kugeln durchschwamm er die Morawa, — die wild brandete, aus den Ufern getreten war und schäumte. Am andern Ufer standen Schildwachen, Posten, Patrouillen. Das Risiko war mehr als augenfällig. Aber er durchschwamm den Fluß. Er erfuhr, was nötig war, und kehrte zurück, wieder alle Schrecken der Gefahr überlebend. Man gab ihm das Kreuz. Und als er den Fluß durchschwommen hatte, wartete auch das Kreuz auf ihn, aber das aus Holz, das große . . .
Charakteristisch ist, daß dieser Soldat sich schämte, daß er den Orden erhielt. Es war ihm peinlich. Er wurde rot. Er wollte sich nicht auf diese Weise vor

den Kameraden auszeichnen, abweichen. Obgleich er sich bei der Tat sichtlich und bewußt hervorgetan hatte."

„Sie sind bescheiden. Die Größe der Salonkavaliere geht ihnen ab. Sie bleiben Menschen der Erde, der Arbeit, des Lebens. Sie verachten den Genuß, die Bequemlichkeit, den Glanz. Sie verachten das alles. Sie verachten aber auch den Tod."

Auf dem Schlachtfelde erträgt unser Soldat mit erstaunlicher Kaltblütigkeit alle möglichen Entbehrungen. Von Kindheit an in den heimischen Wäldern, hinter dem Pfluge auf dem Felde oder Schafe weidend, härtet er sich im Kampfe mit den Elementen ab. Weder Hunger noch Kälte, weder Müdigkeit noch der nicht zu vermeidende Schmutz erschrecken ihn. Er erträgt alles mit stoischer Ruhe. Mit» unter ironisiert er sogar seine Entbehrungen.

Als man die sich in Panik zurückziehenden Serben verfolgte, konnten unsere Ochsengespanne nicht so schnell mit der Verpflegung folgen, und die Soldaten mußten drei Tage lang hungern.

Einer seufzt tief und sagt:

„Für ein Stück Brot gäbe ich meinen Kopf."

Und ein anderer bemerkt scherzend:

„Warum bist du so schnell gelaufen, daß die Ochsen dich nicht einholen konnten?"

Was den Hunger anbetrifft, die nicht zu vermeidende schlechte Ernährung auf dem Schlachtfelde, so muß ich eine komische Eigenschaft unseres Soldaten konstatieren: er liebt zu marodieren. Aber, meine Herrschaften, glauben Sie nicht, daß ich scherze, wenn ich sage, daß die Sachen, die er am liebsten raubt — ein Stück Brot, Kcüse, Knoblauch, Zwiebeln, Pfeffer und Hühner sind. Besonders leidenschaftlich lieben sie Hühner und Honig.

Sie werden oft Kavalleristen sehen, die sich auf einen weiten Kundschafter» weg machen und hinten am Sattel zwei lebende Hühner angebunden haben, während die vorderen Satteltaschen mit Honig gefüllt sind. Das Pferd rennt im Galopp und die Hühner gackern. Ein Bild zum malen.

Mein Freund, ein Offizier, erzählte mir über das Plündern der Soldaten ein sehr komisches Geschichtchen. Einmal rückte das Regiment nach der Schlacht in ein Dorf, in dem viele Hühner waren. Die Soldaten erhaschten je ein bis zwei Stück und banden sie an ihre Ranzen. Kurz darauf mußten sie antreten, um den Brigadekommandeur ;u empfangen, der die Soldaten beglückwünschen wollte.

„Guten Tag, Ihr Tapferen", grüßte der Kommandeur.

Und wie es sich gehört, donnerten 4000 Soldatenkehlen laut:

„Wir wünschen Gesundheit, Herr Oberst."

Die an den Ranzen befestigten Hühner erhoben, von dem Gebrüll erschreckt, ein fürchterliches Gegackere.

Der Brigadekommandeur war verblüfft und wußte nicht, was los war.
Der Regimentskommandeur und die Offiziere wollten den Skandal abwenden, aber die Hühner verstanden nichts von Disziplin und wollten nicht hören.
An demselben Tage kam ein Regimentsbefehl heraus: den Soldaten wird streng verboten, Hühner zu fangen.
Am nächsten Morgen verläßt das Regiment das Dorf. Ein Hahn sitzt auf dem Zaun und kräht aus voller Kehle.
Die Soldaten schütteln ärgerlich den Kopf und sagen: „So ein Teufel, wie er uus neckt, als ob er wüßte, daß wir Befehl haben, ihn nicht zu fangen."
Mit so kleinen anekdotischen Dummheiten, ja nur Dummheiten läßt sich die Plündersucht unserer Soldaten erschöpfen. Denn etwas Wertvolles zu nehmen, werden sie sich niemals erlauben.
Wenn Sie sich nur eine Vorstellung davon machen könnten, unter welchen unmöglichen sanitären Verhältnissen unsere verwundeten Soldaten auf dem Schlachtfelde gepflegt werden, Sie wären erstaunt. Aber unser „Bai»Ganju" erträgt alles schweigend und lacht sogar voller Ironie über sich selbst. Ohne Chloroform wird seine verwundete Hand operiert, und er gibt keinen Laut von sich, — er beißt nur fester die Zähne zusammen.
Es war während eines Gefechts, daß bulgarische und serbische Soldaten ein» ander verwundeten. Dem Bulgaren gelang es, Herr über den Gegner zu werden, ihn zu entwaffnen und gefangen zu nehmen. Mit seinem Gefangenen kommt unser Soldat zum Verbandsplatz. Während der Arzt die Wunde des Serben reinigt, schreit der aus allen Kräften. Der Bulgare macht ihm Vorwürfe:
„Nun, was brüllst du, wie ein Tier, schämst du dich nicht."
Auch der Bulgare kommt an die Reihe. Der Arzt ist gezwungen, ohne Chloroform die Wunde aufzuschneiden, um die Kugel zu entfernen. Die Operation ist sehr schmerzhaft. Der Bulgare beißt die Zähne zusammen und gibt keinen Ton von sich. Der Arzt ist erstaunt und fragt ihn:
„Tut es dir denn nicht weh? ... du schreist ja gar nicht."
„Wie denn, Herr Doktor," — antwortet der Soldat, — „dieses Tier hat schon für sich und für mich genug geschrieen. Ich darf schon nicht mehr." —
Nach dem Balkankriege des Iahres 1913 haben Serben und Griechen in schimpflicher Weise die bulgarische Armee verleumdet, daß sie barbarisch sei. Welchen Wert alle diese Verleumdungen haben, weiß man jetzt in Deutschland vorzüglich, — denn auch die deutsche Armee hat man in diesem Kriege der Grau» samkeit beschuldigt. Nicht als Bulgare, nicht als bulgarischer Offizier, aber als Mensch erkläre ich, — daß ich an drei Kriegen teilgenommen habe und nicht einen unnützen Fall von Grausamkeit seitens unserer Soldaten gesehen habe.
Im Gegenteil, sie sind zu human. Mitunter werden Spione, Verbrecher auf dem feindlichen Territorium unbestraft gelassen. Unsere Offiziere opfern

mitunter die Ruhe und Bequemlichkeit unserer Soldaten den Interessen der
lokalen Bevölkerung.
Das geht natürlich zu weit.
In sittlicher Hinsicht steht unser Soldat sehr hoch. Es ist bei uns der
Glaube verbreitet, daß derjenige unbedingt fällt, — der sich auf dem Kriegs»
schauplatz einem Weibe nähert.
Unser Soldat ist erstaunlich realistisch und eigensinnig. Wenn er sich
etwas fest in den Kopf setzt, ist er bereit, für diese Idee alle Opfer zu tragen.
Die Idee aber, für die er stirbt, muß klar, einfach und positiv sein.
Für abstrakte Hirngespinste ist der bulgarische Soldat nicht bereit zu sterben. Und
das scheint mir eins von den konkreten Beweismitteln zu sein, daß Bulgaren
keine Slawen sind. Denn alle Slawen begeistern sich gewöhnlich für phantastische
Chimären.
Die Idee, für die der bulgarische Soldat nun schon den dritten Krieg
führt, dessen Leib und Blut sie im Laufe von Dezennien war, — war klar und
einfach.
Mazedonien ist ein unzertrennlicher Teil Bulgariens. Bulgarien kann nicht
leben und sich in Ruhe entwickeln, so lange Mazedonien nicht bulgarisch ist.
Durchblättern Sie die Seiten unserer neuesten Geschichte, und Sie werden
überrascht sein von dem Mut und der Hartnäckigkeit unseres Volkes, dieses Ziel
zu erreichen. Ich sage noch mehr, für diese Idee spielten wir va danyu«
und setzten unsere nationale Selbständigkeit auf eine Karte . . .
Mir scheint, daß dieser Eigensinn, auf jeden Fall das einmal vorgezeichnete
Ziel zu erreichen, einer der Hauptgründe war, daß es nach der Katastrophe des
Iahres 1913 bei uns weder zu Unruhen, noch zur Revolution oder zu Um»
wälzungen kam. Unser Volk rollte die Fahne zusammen: nun, ist es einmal nicht
geglückt, so fangen wir noch einmal an. —
Das 13. Iahr war für Bulgarien fatal, — doch ich persönlich glaube, daß
es sehr nützlich war. Durch einen einzigen sichern Schlag wurde die Hypnose
des russischen Wohlwollens vernichtet. Sogar die fanatischsten Russophilen sahen
den tiefen Abgrund, der unsere Interessen von den russischen Strömungen
trennt . . . und wandten sich ab.
Ietzt ist es in Bulgarien für die leichtsinnigsten Blinden kein Geheimnis
mehr, daß Rußland im Iahre 78 nicht für unsere Befreiung kämpfte, nicht für
die schwarzen Augen der Bulgaren, — sondern daß es seine eigenen politischen
Interessen verfolgte, — und zur Meerenge strebte. Immer mehr greift bei uns
der Gedanke in immer weiteren Volksmassen um sich, daß die russischen Interessen
niemals mit der Unabhängigkeit Bulgariens Frieden schließen können. Ia,
nehmen wir die Karte zur Hand, und Sie werden sofort sehen, daß Rußland
sein projektiertes Ziel, die Meerenge zu besitzen, nur erreichen kann, nachdem es
das ganze östliche Rumänien und Bulgarien erobert hat. Das aber bedeutet

den Tod der Unabhängigkeit Bulgariens. Mit dieser Idee kann sich niemand bei uns, absolut niemand aussöhnen. Darum hat unsere Regierung und unser Volk in diesem Kriege so energisch die realen nationalen Interessen verfochten. Damit bewies unser Volk noch einmal seine politische Reife.

Und jetzt haben wir uns, Seite an Seite mit Deutschen und Österreichern kämpfend, davon überzeugt, daß gerade die Deutschen unsere Freunde sind.

Bis jetzt kannten viele in Deutschland kaum Bulgarien und umgekehrt. Man kann aber nicht den aufrichtig lieben, den man nicht kennt. Nun aber haben wir uns auf dem Schlachtfelde kennen gelernt, und deutsche und bulgarische Offiziere und Soldaten stehen in den freundschaftlichsten Beziehungen zueinander, — welche, wie ich überzeugt bin, das Fundament sein werden für diejenigen herz» lichen Bande, die in Zukunft die Schicksale zweier Völker unzerreißbar verbinden werden.

Ich habe oft an Schlachten teilgenommen und die Überzeugung gewonnen, daß keine Freundschaft auf der Welt so fest hält, wie die im Kampf geschlossene, erleuchtet vom Blute ein und derselben Idee.

Soweit ich beobachten konnte, hegten unsere Soldaten für die Deutschen — außer freundschaftlichen Beziehungen — immer herzliche, warme Gefühle. So nennt man z. B. die Deutschen bei uns jetzt nicht mehr schlankweg „Deutsche" — sondern „Bai Doitscho", d. h. „Bruder Doitscho".

Einmal bemerkte eine Schildwache des Nachts, daß sich jemand näherte, sie rief ihn an:

„Wer dort?"

„Deutsch", — war die Antwort.

Unser Soldat weiß nicht, was das heißt — deutsch, — aber im Bulgarischen gibt es einen Namen Doitscho, — er denkt, daß das der Name des sich nähernden Deutschen ist, und fügt zur größeren Freundschaft das Wort „Bai", d. h. Bruder hinzu — und sagt:

„Guten Abend, guten Abend, Bai-Doitscho."

Es ist rührend zu sehen, wie unsere und deutsche Soldaten Arm in Arm durch die Straßen Mazedoniens spazieren, trinken und sich durch Gesten und Minenspiel verständlich machen.

Vielleicht ist es nicht am Platze, aber ich möchte doch das eine betonen, — daß die kompetenten Kreise gerade jetzt, ohne Zeit zu verlieren, energischere Maß-nahmen ergreifen müssen, um zwei Nationen miteinander bekannt zu machen, — man müßte möglichst viele Broschüren, Bücher und Zeitungen herausgeben, Vor-träge halten, das würde die große reale Bedeutung des bestehenden Bündnisses klarstellen.

Ich glaube, Sie werden mich fragen:

„Wie steht die bulgarische Armee zum Bündnis mit Deutschland und Osterreich?"

Die moralische Kraft der bulgarischen Armee T. Panoff
Wenn ich nur ein wenig diplomatisch wäre, würde ich auf diese Frage nicht antworten. Ich würde der Antwort ausweichen. — Ich bin Soldat und beschäftige mich nicht mit Politik.
Da ich aber als Soldat geradlinig bin, werde ich mich bemühen, auf diese Frage zu antworten, ohne im geringsten die Politik zu berühren, und ohne infolge» dessen die militärische Disziplin zu verletzen.
Vor allen Dingen kennt das bulgarische Volk die Deutschen sehr wenig, und die Deutschen kennen sehr wenig Bulgarien. Vergessen Sie nicht, daß in Dezennien bestochene russische Agenten und Zeitungen täglich schrieen, — daß die Deutschen unsere hundertjährigen Feinde sind. Ietzt lernt unser Soldat sie auf dem Schlachtfelde kennen und beginnt sie zu schätzen, als durch die Vorsehung bestimmte Verbündete für seine Geschichte und sein Schicksal. Diese Bekannt» schaft muß man jedoch festigen, vertiefen und zur bewußten machen.
Meine Herrschaften, geben Sie unseren und Ihren Soldaten Broschüren, Zeitungen, Bilder, — die sie gegenseitig bekannt machen. Man soll nicht sagen, jetzt sei keine Zeit, — jetzt ist die beste Zeit; wenn die Truppen in den Schützen» gräben tatenlos liegen, haben sie viel Zeit zum Lesen. Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Man sagt gewöhnlich, in Bulgarien gibt es Russophilen. Ia, meine Herrschaften, eine Menge alter Leute noch aus der Zeit der Befreiung hegen immer noch, allen Beweisen zum Trotz, Sympathien für Rußland.
Doch über diese Russophilen sollten Sie sich freuen. Sie beweisen, daß wir kein veränderliches Volk sind, sondern ein Volk, das nicht leicht seine Sympathien und Antipathien wechselt.
Und wenn eine Menge unserer Landsturmleute, die jetzt Greise sind, die aber vor 40 Iahren zusammen mit russischen Truppen für die Freiheit Bulgariens kämpften, bis zum heutigen Tage mit Rußland, das uns so viel Böses tat, uns so viel Beleidigungen bot, sympathisiert, — so versichere ich Sie, daß die bulgarische Armee, die jetzt eine halbe Million Menschen zählt und Seite an Seite mit deutschen Soldaten für die bulgarische nationale Vereinigung kämpft, auf immer, ich unterstreiche dieses Wort, ein treuer und anhänglicher Ver» bündeter Deutschlands sein wird.
Bulgarien wird nie vergessen, daß es durch Deutschland ganz Mazedonien und den Teil Serbiens erhielt, der von Bulgaren bevölkert ist. Es wird das um so mehr nicht vergessen, da das kulturelle Deutschland nicht danach streben wird, uns zu verschlingen, ja warum auch; es wird nicht unsere nationale Würde so brutal erniedrigen, wie Rußland es getan hat, das bestrebt war, die bulgarische politische Unabhängigkeit zu vernichten.
Viele Ausländer, die das bulgarische Volk nur oberflächlich kennen, be» schuldigen die Bulgaren des Mißtrauens und der Unaufrichtigkeit.

Aber, meine Herrschaften, wie sollen die Bulgaren denn nicht mißtrauisch sein? Unsere ganze Geschichte lehrt uns das Mißtrauen. Die Russen kamen, um uns zu befreien, — aber es erwies sich, daß sie kamen, um uns zu knechten, und um aus unserer Heimat ein Donau-Gouvernement zu machen.
Russische Offiziere bereiteten unter der Maske von Instruktoren Unruhen in Ruce, Silistra, Burgaß usw. vor.
Wir erklärten Ost»Rumelien die Vereinigung. Unser Beherrscher, die Türkei verhielt sich ruhig. Aber Rußland schickte Serbien gegen uns, rief alle seine Offiziere zurück und ließ im kritischen Moment unsere Armee ohne Instruktoren.
Unser erster Fürst Alerander Battenberg wurde entthront, weil er nicht ein Spielzeug Rußlands sein wollte.
Wir wählten einen zweiten Fürsten, seine Majestät Zar Ferdinand, den man lange nicht anerkennen wollte. Wie durften wir es wagen, als Volk einen eigenen Willen zu zeigen?
Wir erklärten unsere Unabhängigkeit im Iahre 1908, und Rußland verfluchte uns beinah.
Wir schlossen ein Bündnis mit Serbien und Griechenland, und auf Rat desselben Rußlands wurden wir auf schändlichste Weise bestohlen, erniedrigt, beleidigt.
Wenn man alles das in Betracht zieht, so bitte ich Sie, meine Herrschaften, die bulgarische Masse nicht zu verurteilen, wenn sie im gegebenen Fall vielleicht über die Maßen zurückhaltend ist.
Wir ähneln den Kindern, deren aufrichtige Äußerungen immer nur mit Backenstreichen belohnt wurden, und wenn wir jetzt eine zum Liebkosen erhobene Hand sehen, rollen wir uns instinktiv zusammen und meinen, daß man uns schlagen will.
Das einzige Mittel, erschreckte Kinder anzulocken, besteht darin, daß man besonders zärtlich, aufrichtig zärtlich mit ihnen ist.
Sie können sich wahrscheinlich kaum ein Bild davon machen, welchen magischen Eindruck auf das bulgarische Volk der Besuch seiner Majestät des Kaisers in Nisch machte, — er war ja der erste hohe Gast des kleinen, doch heldenhaften Bulgariens; die Liebenswürdigkeit, väterliche Aufmerksamkeit Seiner Majestät zu den Mazedoniern; die edle Tat des Kaisers, uns alle Trophäen in Serbien zu schenken; durch Deutschland haben wir unsere nationale Vereinigung erhalten.
Noch einige solcher edler Handlungen, und seien Sie überzeugt, das bul» garische Mißtrauen wird wie Rauch verschwinden. Wir glauben nicht leicht, aber wenn wir mal glauben, sind wir treu.
Unsere Armee erkennt klar die große Rolle, die nun Deutschland berufen ist, in der bulgarischen nationalen Entwicklung zu spielen, nachdem es uns behilflich war, unsere nationale Vereinigung zu erlangen.

Die moralische Kraft der bulgarischen Armee T. Panoff
Unsere Armee glaubt, daß der deutsche organisatorische Genius uns in der inneren kulturellen schöpferischen Arbeit unterstützen wird; Deutschland wird ein mächtiger Faktor sein, der alle Abenteuer auf dem Balkan verbieten wird, und uns so die Möglichkeit gibt, stark zu werden, indem wir uns friedlich entwickeln. Deutschland wird unserer ökonomisch»industriellen Entwicklung einen mächtigen Stoß geben, denn Bulgarien ist seine Brücke, die die Nordsee mit dem Indischen Ozean verbindet.

Bulgarien glaubt fest daran, daß das kulturelle Deutschland zu der Über, zeugung kommt, — daß die Elemente der Macht unserer Armee folgende sind:

1. Die ethnisch»rassige Kampflust des bulgarischen Volkes, als Abkömmling der alten Hunnen,
2. der erstaunliche Eigensinn und die Hartnäckigkeit in der Erreichung des vorgezeichneten Zieles,
3. die Eristenz eines klar bewußten, realen, bis zur materiellen Offensicht» lichkeit realen Zweckes des Kampfes, und
4. alle moralischen Eigenschaften der noch jungen unverdorbenen Nation.

Wenn Deutschland erst einmal unsere Eigenschaften schätzen gelernt hat, wird es unserer Armee behilflich sein, die hohe technische Stufe zu erreichen, auf der in Zukunft die bulgarische Armee als treuer Verbündeter der großen deutschen Armee stehen muß. Wir aber werden treue Verbündete sein, da wir erkennen, daß von nun an das Schicksal unserer Heimat unzertrennlich mit dem Schicksal des großen Deutschlands verbunden ist.

Ich sehe im Geiste eine neue Weltidee erstehen und gedeihen: ein einziges mächtiges Bündnis der konföderativen Mächte, die sich von der Nordsee bis zum Indischen Ozean ausdehnen; ein Bündnis, das mit Eisen und Blut geschmiedet ist; ein Bündnis, das in alle Ecken des Erdballs die positive deutsche Kultur und ihre strenge Disziplin tragen wird. Und in diesem einen mächtigen Bündnis wird das freie Bulgarien die ruhmvolle Aufgabe haben: die Brücke zn beschützen, die Ost und West verbindet, und als mächtigster Faktor auf dem Balkan keinerlei Abenteuer zuzulassen, die imstande sind, unserer friedlichen nationalen Entwicklung und den ökonomischen Interessen unserer großen Verbündeten, Deutschlands und Österreichs, zu schaden. Und ich kann Sie versichern, die bulgarische Armee, die durch ihre sittliche Kraft stark ist und dem geheiligten Bündnis durch das gemeinsam vergossene Blut treu verbunden ist, durchdrungen von der neuen großen Welt» idee, wird es verstehen, in Zukunft diese Aufgabe zu erfüllen, und wird dadurch an der großen Mission teilnehmen, die Deutschland berufen ist, in der Zivilisation der Welt zu erfüllen.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Ein hollandischer Staatsmann über den Weltkrieg.

Wir haben uns allgemach daran gewöhnt, die Niederlande, deren heikle Lage wir nicht verkennen, als politisches Rührmichnichtan zu behandeln. Wir sehen in Holland jene gute politische Hausfrau, die man um so höher schätzt, je weniger man von ihr spricht. Wir haben auch Verständnis dafür, daß die niederländische Volksseele von den belgischen Flüchtlingen, die als Lohn für die hochherzige Gast» freundschaft der Holländer an den langen Winterabenden durch Auftischung von Schauermärchen über unsere angeblichen Greueltaten sich erkenntlich zu zeigen suchen, nicht gerade zu unseren Gunsten beschwingt wird. Gehört doch die Ein» fühlung in fremde, wenn auch stammverwandte Wesensart zu den in Friedens» zeiten von aller Welt anerkannten Wesenseigentümlichkeiten deutscher Art und Sitte. Wenn also unsere Presse Holland gegenüber, das den deutschen Badegästen so lieb und vertraut ist, und dessen Landschaft uns der Pinsel Mar Liebermanns künstlerisch so nahe gebracht hat, Zurückhaltung übt, so liegt dies nicht daran, daß wir von diesem schönen Lande zu wenig wissen, sondern weit eher daran, daß wir das Verfängliche seiner Lage zu gut verstehen, als daß wir sie durch kritische Erörterung und Bewertung von politischen Einzelhandlungen ver» schärfen möchten.

Anders liegt für uns die Sachlage, wenn ein berufener politischer Wort» führer der Niederlande sich selbst öffentlich äußert und uns dadurch zu einer Stellungnahme ermuntert. Das ist geschehen. Der frühere holländische Krieg sm in i st er H. Colyn, ein führender Mann, schrieb eine Abhandlung „Over den Volkerenkryg" („über den Völkerkrieg") und schickte sie mir mit einer persönlichen Widmung zu, woraus ich schließen darf, daß ihm die öffent» liche Darlegung seiner weltpolitischen Betrachtungen nicht unwillkommen sein dürfte.

Colyn sieht in diesem Weltkriege eine geschichtliche Notwendigkeit. Nicht Er» oberungslust oder gar dynastische Reibung haben, wie ehedem, den Ausschlag gegeben, sondern die Interessenpolitik der großen Weltmächte hat mit innerem Schwergewicht zu diesem Zusammenstoß aller Völker mit der Unver» meidlichkeit eines politischen Fatums geführt. Ein so weiser und weitschauender Mann, wie der unlängst verstorbene König Carol von Rumänien, hat die Unent» fliehbarkeit dieses Schicksals mit prophetischer Zuversicht voraus verkündet. Colyn erzählt, daß er im Mai vorvorigen Iahres folgende Worte aus dem Munde des weisen Königs vernommen hat: „Ichhabenichtmehr lange zu leben; aber

ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß der große europäische Krieg
nochzumeinenLebzeitenausbrechenwir d."
Entscheidend für den Weltkrieg war, nach Colyn, die seit Iahrhunderten fest»
gelegte Linienführung der englischen Weltpolitik. Als Spanien seine stolze
Armada besaß, galt für England dieses Land als Erbfeind. Als die Niederländer
im 17. Iahrhundert die Weltmeere beherrschten, richtete sich der Widerstand gegen
Holland. Als die Engländer durch Ludwig XIV. und Napoleon I. ihr Land be»
droht sahen, galt Frankreich als Todfeind. Keine Seemacht darf der englischen
Weltstellung schaden. Kein zu mächtiger Staat darf an die Nordsee gelangen und
vom Kanal aus die Sicherheit Englands bedrohen — das ist das seit Iahr»
hunderten bestehende politische Dogma Englands. Nicht die koloniale Aus»
dehnung Deutschlands forderte Englands Gegnerschaft heraus, sondern die wirt»
schaftliche und militärisch-nautische. Die häufig vertretene Ansicht, als ob
Deutschlands Auftreten als Kolonialmacht Englands Eifersucht geweckt hätte, sei
falsch. Dazu ist der deutsche Kolonialbesitz zu unbedeutend, und neue koloniale
Gebiete sind nur in geringem Ausmaß zu erwerben. DieWeltistverteilt.
Einige Zahlen mögen diesen Nachweis erhärten. Englands Kolonialbesitz ist
90 mal größer als das Mutterland, der Hollands 53 mal, Frankreichs 11 mal,
aber Deutschlands nur 5 mal. Auf 100 Engländer kommen 856 Kolonisten, auf
100 Deutsche hingegen nur 22.
Behält man das brennende Interesse Englands im Auge, Deutschland durchden
Ausbau seiner Marine die Weltstellung Albions nicht gefährden zu lassen, so er»
übrigt sich die Schuldfrage an diesem Weltkrieg von selbst. Er mußte kommen.
Nicht darüber waren Einsichtige verwundert, daß der Weltkrieg ausbrach, sondern
weit eher darüber, daß er so lange hintangehalten werden konnte. „Es ist geradezu
kurzsichtig gedacht, dem Staat die Schuld an diesem Weltkrieg aufzubürden, der
den Krieg formell erklärt hat." Die Schuldfrage ist angesichts der geschicht»
lichen Unausweislichkeit des Weltkrieges infolge des oben berührten politischen
Dogmas der Engländer von untergeordneter Bedeutung. Ebenso belanglos seien
die Erzählungen der Gegner über angebliche Greueltaten des Feindes. Colon
meint spöttisch, seine Kriegserfahrungen hätten ihn gelehrt, daß man solche
„Berichte" durch 10 etwa dividieren müsse, um einen annähernd richtigen
Quotienten herauszubekommen. Was beispielsweise die Beschießung der Kathe»
dralen betrifft, so macht Colyn darauf aufmerksam, daß englische Berichterstatter
selbst angegeben hätten, die Türme der Kathedrale von Reims in kritischer Stunde
bestiegen zu haben. Woher soll nun der deutsche Batteriekommandant auf mehrere
Kilometer Entfernung wissen, ob sich dort oben ein militärischer oder ein bürger»
licher Beobachter befindet? In allen solchen Fällen hat man es mit unglückseligen,
aber unvermeidlichen Folgen des Krieges zu tun." Habe doch General Iuffre
selbst in einem Armeebefehl festgestellt, daß sich französische Soldaten der Pliwde»

rung und Gewalttätigkeit gegen die eigene Bevölkerung schuldig gemacht
hätten.
Die militärische Machtentfaltung Rußlands schätzt Colyn nicht hoch ein.
Nicht die Menschenmenge entscheidet, sondern Ausbildung und Qualität. „Die
russischen Angaben über die Reservetruppen verdienen nur mäßiges Vertrauen."
„Ist es auch in Frankreich etwas besser, so scheint doch die Formation neuer
Reservetruppen dort nicht so leicht vonstatten zu gehen." Am besten ist es in dieser
Hinsicht um Deutschland bestellt. Nicht die Ziffern auf dem Papier ent-
scheiden über die militärische Tragfähigkeit eines Landes, sondern sein Überschuß
an gut ausgebildetem Menscheumaterial zur Ausfüllung der entstandenen Lücken.
„In diesem Betracht gebührt Deutschland die Krone, und darum ist seine mili»
tärische Kraft so gewaltig."
Mit jener Würde und Gehaltenheit, welche die Wucht des Ausdrucks nicht
ausschließt, streift Colyn zum Schluß das Verhältnis seines Vaterlandes zum
Weltkrieg. Wachsamkeit sei oberste Pflicht Hollands. Die verletzende Unver»
schämtheit der „Saturday Review", welche die Lösung der Scheldefrage durch Ver»
kauf oder Verpachtung der holländischen Provinz Zeeland an England vorschlug,
weist Colyn mit flammender Entrüstung zurück. „Wir haben", so schließt Colyn,
„nach allen Seiten hin strenge Neutralität zu wahren. Während des Krieges
verdankt Holland seiner geographischen Wichtigkeit die verhältnismäßige Sicher»
heit. Die Schwierigkeiten werden erst nach dem Kriege beginnen. Aber auch
dann wird, wie jeder Niederländer weiß, das Haus Oramen seine Würde zu
wahren wissen."
Es ist nicht ohne Interesse, die Persönlichkeit und die politischen Anschauungen
dieses holländischen Staatsmannes kennen zu lernen. Colyn sah bereits seit
Iahren den Zusammenstoß aller Völker mit der Unvermeidlichkeit eines politischen
Schicksals voraus. Im Herbst 1913 sah er inmitten der Vorbereitungen zur Er»
öffnung des Schiedsgerichtshofs im Haag die flammenden Vorzeichen eines unaus-
weichlichen Weltkrieges. Colyn stützte seine pessimistische Ansicht auf eine Reihe
von weltgeschichtlichen Momenten, die einer kriegerischen Lösung entgegenharren.
In einer (von mir übersetzten) Abhandlung über die „Holländischen Kolonien und
die Weltpolitik", die im holländischen Sonderheft von „Nord und Süd" im
September 1913 erschienen ist, begründet Colyn diese seine Ansicht: „Augen»
blicklich scheint für Ostasien eher eine Periode von Unruhe bevorzustehen als
politische Windstille. In den letzten zwanzig Iahren haben sich an der Südsee
einschneidende Veränderungen vollzogen. Die Vereinigten Staaten haben die
Herrschaft über die Philippinen gewonnen und sind, um Konflikten vor»
zubeugen, darauf bedacht, verschiedene Flottenstationen zu errichten. (Manilla,
Guam, Pearl»bay.) Iapan hat sich zu einer Großmacht mit weitreichenden inter»
nationalen Beziehungen aufgeschwungen. Australien ist mitten drin in einer

Periode kräftiger Aufwärtsbewegung. China tritt in ein neues Zeitalter staat»
lichen Lebens ein. Und wenn erst der Panamakanal eröffnet wird, und ein neuer
Weg nach dem Osten sich auftut, dann wird dies offenbar weitreichende Folgen
für die ganze Weltkonstellation haben." In seinem Buch über den Weltkrieg
macht Colyn kein Hehl daraus, daß England nicht bloß eine, sondern geradezu
d i e Gefahr für Holland ist.

Iüngst veröffentlichte Colyn einen Aufsehen erregenden Aufsatz, dem wir
folgende Sätze entnehmen: „Wir haben," so führt Colyn aus, „die Versicherung,
die Asquith im Unterhaus aussprach, daß England unsere Neutralität respektieren
werde. Wir vertrauen auf dieses Versprechen. Es ist aber die Frage, und jetzt
komme ich zu der Psychologie der deutschen Regierung und des deutschen Volkes,
was man in Deutschland darüber denkt, wenn man bei unseren östlichen Nachbarn
sich ernste Sorge machen sollte, daß ein derartiges Ereignis eintreten könnte.
Welchen Einfluß wird das dann auf die Haltung Deutschlands gegenüber Hol-
land haben? Die Deutschen sind, wir dürfen das annehmen, vollständig auf dem
Laufenden über unsere Verteidigungsmittel. Wenn sie jene Mittel als nicht hin»
reichend einschätzen und gleichzeitig der Meinung sind, daß ein englischer Einbruch
durch Holland nach Deutschland zu befürchten ist, wäre es dann so verwunderlich,
wenn man von jener Seite mit Vorschlägen käme, die wir nicht bewilligen können,
weil wir in solchem Fall auf unsere Neutralität gegenüber der Entente verzichten
müßten? Ich weiß wohl, daß man dagegen anführen kann, daß England keine
Landung versuchen wird, und daß wir, wenn es eine solche versuchen würde, voll-
kommen imstande sind, einen beabsichtigten Vormarsch in östlicher oder südöstlicher
Richtung zu vereiteln. Aber darauf kommt es nicht an. Nicht was wir Lenken,
sondern was die Deutschen denken, steht in Frage." Was die Deutschen denken,
kann Herr Colyn aus der einmütigen Äußerung der deutschen Presse ersehen. Nicht
eine einzige Stimme der deutschen Presse erhebt sich gegen Holland, während die
englische ihre Drohungen unverhüllt und unverblümt zum Ausdruck bringt. Von
deutscher Seite hat weder die holländische Neutralität, noch die Integrität der
Niederlande auch nur das leiseste zu befürchten. Der Sieg der Zentralmächte ist
gleichbedeutend mit der unversehrten Macht Hollands und seiner Kolonien.

Wir stimmen dem Aufsatz Valters in der „Toekomst" vom 1. April zu, der die
Gewährleistung des holländischen Kolonialbesitzes von einem Siege der Zentral»
mächte voraussieht: „Der Ausbruch antideutscher Stimmungen anläßlich der
„Tubantia"» und „Palembang"»Vorfälle hätte im Keim erstickt werden können,
wenn man entsprechende Maßnahmen getroffen hätte. Die Feindschaft gegen
Deutschland ist der holländischen Volksseele fremd, sie ist nur das Werk einer
kleinen Gruppe, die, unter englischem Einfluß, aus Besorgnis für ihre augenblick»
lichen Bedürfnisse, ohne eigene Überzeugung, die ebenso absurde wie frevelhafte
plutokratische Lehre verbreitet, daß wir Deutschland feindlich gegenüberstehen
müßten, weil unsere Kolonien augenblicklich von britischer Seite bedroht

sind. Man übersieht dabei, daß auf diesem Wege ein ungerechter Krieg vor»
bereitet wird, der dann zu unserem wohlverdienten und bleibenden Untergang,
führen könnte." Mit dieser Valterschen Auffassung deckt sich das WoN des Haupt»
schriftleiters einer führenden holländischen Tageszeitung, der vor kurzem in Berlin
weilte und mir gegenüber die Äußerung tat: „Wer zuerst niederländischen Boden
betritt und wer unsere nationale Unabhängigkeit gefährdet, der ist unser Feind."

Pros vi-. S. Sonnenfeld in Budapest:

Ungarns Männer der Zeit.

Schattenrisse.

I. Graf Stefan Tisza.

Der ungarische Ministerpräsident hat seinen Grafentitel von seinem Oheim,
dem einstigen Eisenbahnminister und Wiedererbauer der Stadt Szeged, Ludwig
Tisza, überkommen, seinen staatsmännischen Ruhm hat er selbst begründet.
Während sein Vater Koloman Tisza, der fünfzehn Iahre lang an der
Spitze der Staatsgeschäfte in Ungarn stand, fast ein Greis war, als er, nach
langwährenden oppositionellen Kämpfen, zu produktiver Tätigkeit gelangte, steht
Graf Stefan Tisza in der Vollkraft des Mannesalters am Staatsruder auf»
recht und ohne Schwanken in den Wirrnissen der Weltereignisse. Iung an
Iahren war er in die politische Arena getreten, wohl ausgerüstet mit Wehr
und Waffen, die er an deutschen Universitäten schmieden gelernt hatte, reich an
Kenntnissen, besonders daheim in den verwickelten Gängen der englischen Par»
lamentsgeschichte.

Eine geistreich sein wollende Zeichnung hat jüngst den Grafen Tisza als unga»
rische Sphinr dargestellt, ohne jede Begründung; denn nichts Rätselhaftes ist
an ihm, seine Politik liegt offen und klar zutage; eher konnte man ihn zu auf»
richtig finden, wenn bei feierlichen Anlässen sein Wort von cü» nach l'rau«
hinübertönt. Das gehört aber zu seinem Wesen, und er scheint auf den Ruhm
politischer Geschmeidigkeit gern zu verzichten. Der Mann ist, körperlich und
geistig hochragend, wie aus einem Guß, und er hätte sich vielleicht manche
Bitternisse ersparen können, wenn er im geeigneten Moment, wenn schon nicht
sich zu beugen, so doch biegsam zu sein vermocht hätte.

Daß Graf Tisza mit diesen Eigenschaften, die ihm einst starke Gegner»
schaften zuzogen, sich die treue Gefolgschaft der großen Mehrheit des Landes zu er»
obern verstanden hat, zeigt die starke innere Evolution des öffentlichen Geistes in
Ungarn und die große Macht sittlicher Wirkung. Denn nicht der Zauber der

Beredsamkeit, dieser Wunderblume ungarischen Bodens, hat den Erfolg erzielt.
Graf Tisza ist kein hinreißender, sondern ein überzeugender Redner, der mit
Vermeidung farbenreicher Eloquenz auf das Wesen der Sache dringt und gern
mit kräftigen Argumenten den Gegner zu Boden ringt. In alle Einzelheiten
der Tagesordnungsvorlagen eingeweiht, ist er seines Gegenstandes sicher und
strebt nach voller Sachlichkeit. Selten reißt ihn die erhöhte Temperatur der
Diskussion zu persönlicher Gereiztheit hin; dann entfährt ihm manchmal ein
zu leidenschaftliches Wort; er ist aber, wenn die parlamentarische Würde es
erheischt, bereit, den verletzenden Ausdruck zurück zu nehmen.
Der ungarische Ministerpräsident steht heute im Mittelpunkte des poli»
tischen Lebens der Monarchie. Auch jenseits der Leitha, wo jede parlamenta-
rische Tätigkeit seit langem ruht, findet seine staatsmännische Kraft Anerkennung,
vielleicht nicht ganz ohne stillen inneren Groll; er ist den guten Österreichern
zu sehr über den Kopf gewachsen. Doch glaube ich nicht, daß ihn der wieder«
holt lautgewordene Lockruf auf die" erneut zu schaffende Stellung der Reichs»
kanzlerschaft sonderlich aufgeregt. Er wäre vielleicht auch nicht der richtige Mann
für diesen Posten. Seine Wurzelkraft steckt im ungarischen Boden, seine großen
Qualitäten haben etwas vom Erdgeruch des Landes Bihar an sich, wie man das
Komitat, dem er entsprossen, gern zu nennen pflegt. Dorther stammt auch sein
tiefes Erfassen der Nationalitätenfrage, sein wiederholt durch Tatsachen bekräf»
tigtes aufrichtiges Bestreben, mit der rumänischen Bevölkerung gute Freundschaft
auf patriotischem Boden zu halten. Nie hat sich die Richtigkeit dieser seiner An,
schauungen besser bewährt als in diesen schweren Kriegszeiten, da die Ungarn
rumänischer Zunge heldenhaft Schulter an Schulter mit ihren magyarischen Käme»
raden kämpfen.
Die Heldentaten auf allen Gebieten des Kriegsschauplatzes, die große Epoche,
in der wir leben, hat den Grafen Tisza erst in seiner rechten Beleuchtung gezeigt.
Man mußte ihn während der blutigen Karpathenkämpfe im Klub der Reichstags»
Majorität sehen, wie er mit Spannung und Sehnsucht erwartet, von seinen Ge»
treuen umringt, nach dem Stand der Kämpfe befragt wurde, wie er, ohne den
schweren Ernst der Lage zu verschweigen, alle ermutigte, zum Ausharren er»
mahnte und sich, trotz der sorgenvollen Stirne, zu lächeln zwang. Und niemals
vergaß er der heldenmütigen deutschen Kampfgenossen, nie fehlte ihm das ge-
bührende Wort für die feierliche Bekundung der Bundestreue.
Im Ministerrate soll Graf Tisza nicht immer bequem sein. Er fordert von
seinen Kollegen sehr eingehende Kenntnis der Beratungsgegenstände und steht
nicht an, seinen Unmut kundzugeben, wenn einer oder der andere der Herren
Minister nicht ganz sattelfest ist. Denn er selbst studiert jede Vorlage aufs
gründlichste und trägt die auf seinen Schultern ruhende ungeheure Arbeitslast mit
unermüdlicher Hingebung. Man rühmt diesen Eifer auf allen Gebieten, auf denen

er Pflichten übernommen, besonders in seiner Eigenschaft als eines der weltlichen Häupter der protestantischen Kirche.

Der kameradschaftliche Überschwang, der in Ungarn im gesellschaftlichen wie im politischen Verkehr blüht, findet im Grafen Tisza keinen starken Anhänger, » ist eher abweisend als werbend; desto höher ist seine verläßliche Freundschaft einzuschätzen und der Opfermut, mit dem er gar manchmal zum eigenen Schaden für Kollegen und Untergebene eintritt.

Zum Schlusse nur noch einen Zug, der auf den ungarischen Ministerpräsiden» ten ein helles Licht wirft. Man erzählt, daß Graf Tisza, als er die von seinem Amtsvorgänger genehmigten Statuten einer Spielbank»Unternehmung nicht sank» tionieren wollte, auf den Schadenersatz»Anspruch der Gesellschaft, und um die unliebsamen Erörterungen rasch aus der Welt zu schaffen, damit antwortete, daß er die sehr hohe Summe — aus der eigenen Tasche bezahlte.

Orestes Daskaljuk:

Der russische Staalsnationalismus.

Der ethnische Charakter Rußlands ist der einer unorganischen Verschweißung einer Reihe von Nationalitäten, die das Großrussentum kraft seiner historischen und politischen Überlegenheit zu beherrschen und trotz mannigfacher Wider» stände in ein nach außen geschlossenes Staatsganzes einzufügen vermocht hat. Das staatsbildende Element, das die fremden Völkerschaften der Reichsidee unterworfen und als Material für das politische und wirtschaftliche Wachstum des russischen Imperiums ausgewertet hatte, war der moskowitische Zarismus und die aus ihm ableitbare Autokratie. Das Hauptgewicht der zarischen Auto- kratie lag grundsätzlich auf dem Rechte der Zwangsherrschaft über die Völker des Reiches, einer Herrschaft, die nicht notwendig der Stützung durch ideelle (nationalistische oder religiöse) Motive bedurfte, sondern aus ihrem ureigensten Wesen den Antrieb zur fortwährenden Machterweiterung empfing. Demgegen- über war der Mangel einer nationalen Einheitlichkeit des Reichsvolkes und einer ausgesprochen nationalistischen Staatsidee ohne Belang, da der Zarismus als alleiniger und unumschränkter Vertreter der Reichsgewalt im Grunde von der nationalen Zusammensetzung der ihm untergeordneten Völker unabhängig war und aus seiner eigenen Machtvollkommenheit heraus das Reichsprinzip formte. Noch Kaiser Nikolaus I. verhielt sich gegenüber den gerade erwachen- den nationalen Aspirationen der (nichtrussischen) Slawen durchaus legitim istisch, weshalb er u. a. auch den Nationalismus der Panslawisten als „Revolte gegen

die gottgegebenen Monarchen" verurteilte. Eine bewußt russisch-nationale Begründung ist in seiner Regierungspraris ebensowenig nachweisbar, wie in der seiner unmittelbaren Nachfolger, deren Bemühungen einzig auf die Festigung dieser Zarengewalt hinausliefen. Eine Folge davon ist das verhältnismäßig späte Einsetzen einer Nationalisierung von Staatsvolk und Staatsgewalt in Rußland, die hier zu einer Zeit in Angriff genommen wurde, als in den westeuropäischen Staaten längst die innere Konsolidierung auf nationaler Grundlage vollzogen war.

Das nationale Moment als Leitmotiv findet sich in Rußland zum ersten Mal in dem Programm einer Gruppe, die sich in den fünfziger Iahren auf vornehm» lich religiös-ethischer Basis konstituierte und nach einer Wortbildung Schischkows die Bezeichnung der „Slawophilen" annahm. Zwar hat schon Graf Uwarow (nach der Niederwerfung des Dekabristenaufstandes) in der bekannten Formel: Orthodorie, Autokratie und Nationalität ein die altmoskowitische Tradition fortsetzendes Großrussentum anerkannt und ihm im Rahmen der übrigen Reichsvölker eine vorherrschende Stellung eingeräumt. Doch war seine Betonung der ausschließlichen Nationalität nirgends konsequent durchgeführt, wie namentlich deren Verschmelzung mit der Orthodorie und dem Absolutismus auf die Unselbständigkeit und Nebensächlichkeit des Begriffes hinweist. Erst die Slawophilie hat durch die philosophische Formulierung und teilweise Umwandlung des theokratischen Programms Uwarows das nationale Element zuerst als gleichbedeutend neben das religiöse, später letzterem übergeordnet hingestellt und ihm dadurch ungeahnte Entwicklungsmöglichkeit gegeben. In ihrer ursprünglichen Gestalt religiös umrissen (Kirejewskij), erhielt sie nach und nach (Aksakow, Danilejewskij) durch ihre Durchsetzung mit westeuropäischen Tendenzen — sie hat die Lehren Schellings vollinhaltlich akzeptiert — eine ausgesprochen nationalistische Färbung, wodurch sie in ganz kurzer Zeit sich das Denken der Intelligenz Untertan machte und es im Sinne der Überlieferung und der Erhaltung typisch russischen Wesens beeinflußte. Bereits in den sechziger Iahren hatte die Slawophilie weite Kreise des geistigen Rußlands in ihren Bann gezogen, die die Grundlehren nach verschiedenen Richtungen ausbauten und zu höchster gedanklicher Entfaltung brachten. Der slawische Messianismus, Chomjakows „Gotterwähltheit Rußlands", die „russische Allmenschlichkeit" Dostojewskijs waren begriffliche Ableitungen des Slawophilismus und die ins Mystische gesteigerte Verherrlichung der nationalen und Rasseneigenschaften des russischen Volkes. Rußland wurde die Überwindung des „faulenden Westens" und darüber hinaus die Berufung zur geistigen und realen Erlösung des Menschengeschlechtes zuerkannt. Der unverbrauchten Frische seines Volkes, seiner politischen Macht, seinem Charakter und der Absolutheit des orthodoren Glaubens war es vorbehalten, über den durch einen kleinlichen Individualismus und Nationalismus „verderbten" Westen zu siegen und der Menschheit den inneren Frieden und das wahre Glück zu

bringen. Wenn Kirejewski sich dieses Werk der Weltbefreiung geistig — durch eine Verschmelzung der russischen und westlichen Kultur vorstellte, so haben seine Nach» folger immer entschiedener die politische und nationale Seite hervorgehoben und daraus das Recht der schrankenlosen Ausbreitung russischen Einflusses auf Kosten minder widerstandsfähiger Völkerschaften abgeleitet.

Der Nationalismus der ersten Slawophilen ist verschwommen, zu Kompromissen geneigt und im Grunde passiver Natur. Das offizielle Rußland verhielt sich zu diesem ablehnend, Zar Nikolaus (und auch Alerander I.) witterte in ihm verborgene regierungsfeindliche Absichten. Aber das ursprüngliche Slawophilen, tum verleugnet nirgends seine religiöse Grundauffassung, durch die es von vornherein eine rein nationale und politische Betätigung verwirft. Koschelew definiert diese Anschauung in den Satz: „Ohne Orthodorie keine (russische) Nationalität". Dennoch ebnet die Slawophilie durch ihr bewußtes einseitiges und aus» schließliches Bevorzugen russischer An den Boden für jene zweite Form des großrussischen Nationalismus, die die Bahnen Pogodins und Uwarows einschlägt.

Schon nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes (1863) macht sich innerhalb der führenden russischen Schichten eine Strömung geltend, die die Kräftigung des moskowitischen Elementes durch Aufdrängung der russischen Sprache und Administration in den nichtrussischen Gebietsteilen zum Ziele hat. Auch die eigentlichen liberalen Kreise zeigen sich durch den Aufstand verstimmt, da ihnen die Unversehrtheit des Reiches gefährdet erscheint. Herzens Einfluß geht zum Teil auf den reaktionären Katkow über, der sich nun zum Sprachrohr des russischen Nationalismus aufwirft und die rücksichtslose Russifizierung der fremdsprachigen Reichsteile fordert. Dennoch gibt die Regierung den Russifikationsbestrebungen der konservativ-nationalen Kreise nur schrittweise nach und motiviert ihre Maßnahmen bezeichnenderweise nicht mit nationalistischer, sondern allgemein staatsrechtlicher Begründung.

In dem seit 1866 (erstes Zarenattentat) offen ausbrechenden Kampfe zwischen Regierung und Liberalismus stellt sich die Slawophilie entschieden auf den Boden des traditionellen, zarentreuen und orthodoren Konservatismus. Die stetig fortschreitende Radikalisierung der freiheitlichen Parteien veranlaßt die Slawophilen zu einer Präzisierung ihrer politischen Stellungnahme. Katkow faßt das Wesen dieser Strömung folgendermaßen zusammen: „Rußland braucht einen einheitlichen Staat und eine starke russische Nationalität. Schaffen wir eine solche Nationalität auf der Basis einer allen Bewohnern gemeinsamen Sprache, eines gemeinsamen Glaubens und des slawischen Mir; was uns im Wege stehen wird, stürzen wir um." Die Schwenkung zum aggressiven Nationalismus, die Katkow einleitete, wurde von Pobjedonoszew und Leontjew im Sinne des bekannten Uwarow» schen Programme« durchgeführt. Die Balkanereignisse und die Mißstimmung gegen Deutschland nach dem Berliner Kongresse beschleunigten überdies den Prozeß der Nationalisierung der Gesellschaft und sammelten die „echt russischen

Patrioten" in einem geschlossenen reaktionären Lager. Das Slawophilentum
setzte sich in den Panslawismus um, in jenes konzentrierte nationalistische System,
das nach einem (später widerlegten) Ausspruch Puschkins ein Aufgehen aller
Slawen im „russischen Meer" zur ideellen Hauptforderung macht.
Es ist bezeichnend, daß der russische Nationalismus in seinen Anfängen über-
all im Programm der streng konservativen Gruppen auftritt. Demnach ist sein
charakteristisches Merkmal eine gehässige reaktionäre Grundstimmung, die sich die
freiheitlichen und Reformparteien entfremdete und sie zur Ablehnung des Natio»
nalismus veranlaßte. Der gewaltsame Tod Aleranders II. brachte Katkow ur.d
Pobjedonoszew ans Ruder und den Sieg der konservativ-nationalistischen Rich-
tung. Die Befürwortung der Diktatur Loris-Melikows durch die slawophilen
Nationalisten, die Katkow empfahl, vertiefte die Kluft zwischen beiden Lagern.
Pobjedonoszew erklärt nun den Liberalismus und seine Ausläufer, den Parla-
mentarismus und die Reformation, als dem russischen Volke wesensfremd und die
vorpetrinische altrussische Kultur mit ihrer Betonung des kirchlichen und staatlichen
Absolutismus als einzige Grundlage des russischen Staates. Damit wird er der
Schöpfer eines orthodor-autokratischen Nationalismus, der bald die ertremsten
Formen annimmt und sich die unversöhnliche Bekämpfung der reformatorischen
Bestrebungen im Innern, sowie der politischen und kirchlichen Sonderrechte der
Grenzvölker zur Aufgabe macht. In seinem Banne steht sein früherer Zögling,
Zar Alerander III., der das politische Programm Pobjedonoszews mit seiner Auto»
rität schützt und die Rückkehr zum Absolutismus als nationale Sendung verkündet.
Der russische Nationalismus hat durch Alerander III. zum ersten Male die
volle staatliche Weihe erhalten. Mit bewußter Anlehnung an slawophile Ten-
denzen und unter dem Einflusse ihrer radikal-nationalistischen Vorkämpfer vollzog
er die ideelle Verschmelzung von Zarismus und national-russischer Staatsidee,
gemäß jener Anschauung, daß er „als Verkörperung des herrschenden Volkes
herrsche". In seiner Regierungspraris vertritt er den Grundsatz der Festigung
der absoluten Herrschergewalt zum Wohle des großrussischen Volkes, als dessen
Anwalt er sich betrachtet. Und er verteidigt dieses großrussische Volk gegen die
Umstürzler in der eigenen Mitte, die es durch die Untergrabung der „einzig gott-
gefälligen und geschichtlich gegebenen Fundamente des russischen Staates" in sich
entzweien und zur Beute der fremden Nationen machen möchten. Von der Ueber-
zeugung ausgehend, daß eine föderative Umgestaltung des russischen Reiches die
Einheitlichkeit des Staatswesens und damit die Weltmacht Rußlands auf das
Schwerste gefährden würde, gelangt er auf dem Umwege über den Nationalismus
zur Gutheißung der Russifizierung fremdnationaler und fremdkonfessioneller
Reichsteile. Wie sein geistiger Leiter Pobjedonoszew die Slawophilie zu einem
System intolerantester Verrussung vergröberte, so hat er die ideellen Werte des
Nationalismus mit den Formen der Orthodorie und des Absolutismus durchsetzt
und seinen Machtbedürfnissen zurecht gestutzt. So ist er zum ersten bewußt-

nationalen Zaren geworden, wie er zugleich der Schöpfer des modernen national» russischen Staates ist. Der Unterschied gegenüber Nikolaus I. liegt in der grundsätzlichen Auffassung des absolutistischen Prinzips, indem Nikolaus darin bloß die überlieferte Regierungsform sah, während Alerander III. es als Träger des nationalen Staatsgedankens im Einklang mit dem innersten Wesen der russischen Nation erklärt wissen wollte. In der Kombinierung des Nationalismus mit der Autokratie erblickte Alerander III. die Stärke und das Hauptmoment der zukünftigen Entfaltung Rußlands, aber auch die Bürgschaft für die unveränderte Stellung des Zaren als obersten und symbolischen Vertreters des Großrussentums. Alerander III. gelangt praktisch zum gleichen Messianismus, der die Slawophilen beseelte, nur daß er ihm die Wege politisch, durch die Anbahnung einer groß» zügigen äußeren Politik, ebnen wollte.

In diesem Frühstadium des russischen Nationalismus sind mithin im allgemeinen drei Steigerungen zu verzeichnen: die Slawophilen sehen in der Nation „den erwählten Träger der allgemeinen (religiösen) Wahrheit". Katkow verstärkt und formt zugleich die slawophile Anschauung um, indem er in die Nation die „elementare Lebenskraft des Staates" hineinversetzt, die über der religiösen Wahrheit steht. Die einseitige Wetterführung dieses Gedankenganges leitet zum Chauvinismus der Aera Aleranders III. hin, darin eine skrupellose Russifizierung als Folge und praktische Betätigung des Nationalismus erscheint. Für die Wertung des nationalistischen Prinzips der neunziger Iahre ist übrigens charakteristisch, daß es nirgends um seiner selbst willen, sondern stets in Verbindung mit der Orthodorie und dem Absolutismus auftritt. Dieser „offizielle" Nationalismus hat nur die reaktionären Kreise begeistert — Bakunin, Tschernishewskij, Lawrow, Michajlowskij u. a. befehdeten ihn als unsittlich — und im Laufe seiner Entwicklung eine gedankliche Rückbildung zum Niveau Schewirjews und Pogodins erfahren. Er hatte mit dem gleichzeitig auftretenden westeuropäischen Einigungsdrang auf nationaler Grundlage nichts zu tun, da er nicht innerlich als geistiger Zusammenschluß aller Kräfte eines Volkes, sondern als Machtausdruck dessen Erobererwillens gestaltet war. Damit war sein eigentliches Wesen im ständigen Ausdehnungsdrang nach außen und im Inneren definiert, zugleich aber auch seine verwundbare Stelle angedeutet, wo der Widerstand ein Dezennium später erfolgreich und mit entfesselter Gewalt einsetzte.

Der offizielle Nationalismus Aleranders III. wurde von Nikolaus II. zunächst vollinhaltlich als Erbschaft übernommen. Die Russifizierung der Grenzmarken schritt in der gleichen Weise fort, die Unzufriedenheit der fortschrittlichen Elemente im Innern wurde mit starker Hand niedergehalten. Der Einfluß Pobjedonoszews blieb ungeschmälert und bestimmte nach wie vor alle Entscheidungen der Regierung. Die Bestrebungen, dem großrussischen Volke in allen Fragen des öffentlichen Lebens die unbedingte Vorherrschaft zu sichern, machten den Nationalismus Pobjedonoszews in gewissem Sinne populär und fanden in

zahlreichen Verbandsgründungen auf konservativ-nationalistischer Grundlage lautes Echo. Bevor jedoch die endgültige Formulierung des nationalistischen Prinzips in Rußland erfolgen konnte, mußte der Nationalismus durch das Fegefeuer der Revolution und Konstitution hindurchgehen und seine Klärung zum Nationalismus der Gegenwart vornehmen.

Die revolutionäre Bewegung von 1905 ist zum großen Teil ein Werk der nichtrussischen Nationalitäten Rußlands. Bei dem Zustande der Willkür und Rechtlosigkeit fand die sozial-revolutionäre Propaganda unter ihnen um so leichter Anhang, als sie zugleich bei der Vielfältigkeit der verschiedenen nationalen Wünsche das natürliche vermittelnde Element bildete. Gemeinsam war allen Nationalitäten die Forderung nach einer Dezentralisierung des Reiches durch Schaffung von Föderativstaaten und die Aufhebung des Absolutismus. Die realpolitische und staatsrechtliche Motivierung dieses Programms war schon früher von dem Ukrainer Dragomanow und dem Dekabristen Murawjew gegeben worden. Noch vor der eigentlichen Konstitution war die Regierung zu Zugeständnissen genötigt gewesen, die vor allem der nationalen Presse und dem Vereinswesen zugute kamen und die separatistischen Bestrebungen dadurch in weite Kreise hineintrugen. Die freiheitliche Betätigung bedeutete gleichzeitig eine Nationalisierung der Fremdvölker und beschleunigte die klare Ausprägung ihrer nationalen Bedürfnisse. Die gute Vorbildung der Massen zeigte sich bald darauf bei den Dumawahlen, die im Zeichen nationaler Losungsworte standen und mit einem Schlage die unterdrückten Minoritäten zur politischen Mitarbeit heranzogen. Die erste Duma wies 16 nationale Gruppen mit 109 Abgeordneten auf, die mit einem völlig ausgearbeiteten Programm vor die Oeffentlichkeit traten und sich dem parlamentarischen Leben mit all seiner Zusammengesetztheit schnell und anstandslos einfügten.

In das Chaos der Revolution und die Parlamentarisierung des öffentlichen Lebens tauchte auch der russische Staatsnationalismus vorerst unter, um einige Jahre später in veränderter und revidierter Fassung aufs neue emporzukommen. Die rechten Parteien der Duma und die Regierung hatten unschwer erkannt, daß eine Erfüllung der ertremen fremdnationalen Forderungen die Negierung des russischen Staates bedeutete; in dem Maße des Erstarkens der einzelnen Völkerschaften mußte die Einheitlichkeit und die machtvolle Geschlossenheit des Reichskörpers fallen und einem schwächlichen Nationalitätenstaate Platz machen. Diese Gefahr wurde durch die demokratische Grundstimmung des Hauses gesteigert, die ein Überwiegen der liberalen und revolutionären — nationalitätenfreundlichen — Gruppen mit sich brachte und die russisch»nationalistischen Träume immer tiefer in den Hintergrund drückte. Der Absolutismus Alelanders III. hatte auf die innere Entwicklung des Reiches lähmend und erstarrend gewirkt; aber er hatte ein nationales Großrussentum geschaffen, das mit ungeahnter Intensität die Wahrung seiner Vorrechte in die Hand nahm und diese gegen den Ansturm der „Unter-

tanvölker" rücksichtslos verteidigte. Die Regierung war sich mit den zarentreuen Vorkämpfern der Großmachtstellung Rußlands darüber einig, daß Zugeständnisse an die Nationalitäten und die äußerste Linke die Stoßkraft des Staates ungünstig beeinflussen, wenn nicht völlig brachlegen würden. Die Weltmachtbedeutung Rußlands beruhte eben auf der Massivität des Reichsgefüges und dem unlösbaren Besitze seiner reichsten Grenzländer, der Ukraine und Polens. Ihr Bestreben mußte demnach darauf gerichtet sein, den steigenden Einfluß der Nationalitäten und der ihm Vorschub leistenden fortschrittlichen Parteien zu brechen. In diesem Kampfe gegen den Separatismus der Grenzmarken und der revolutionären Propaganda bekam die Regierung unerwartet Hilfe aus den Reihen der großrussischen bürgerlichen Parteien selbst.

Wie ein kalter Strahl wirkte nach dem ersten konstitutionellen Freiheitsrausch die immer deutlicher zutage tretende Tendenz der Nationalitätenvertreter, den einheitlichen Zarenstaat durch Autonomisierung der nichtrussischen Reichsteile in seiner traditionellen Gestalt aufzuheben und durch einen freiwilligen Staatenbund zu ersetzen. Mit dieser Wahrnehmung geht bei den großrussischen liberalen Dumafraktionen ein Besinnen über das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem gemeinsamen Staate Hand in Hand, und als Folge davon eine Annäherung an die Regierung, zunächst soweit das Nationalitätenprogramm in Frage kam. Das großrussische Bürgertum schwenkte unvermittelt von der bisherigen Nationalitätenpolitik ab. Schon früher war in das Verhalten der großrussischen Parteien gegenüber der nationalen Regi'erungspolitik eine Unsicherheit eingetreten. Während die einflußreichen liberalen Parteien, vor allem die Kadetten, im Anfang prinzipiell warme Befürworter der fremdnationalen Aspirationen waren, machte sich bei ihnen nach den ersten Dumasitzungen, als die ukrainische Frage zur Sprache kam, eine gewisse Ernüchterung geltend, die freilich noch nicht stark genug war, das liberale Programm in einem seiner Hauptpunkte, der Behandlung der „Fremdstämmigen", umzustoßen. Die nationale Woge, die plötzlich über die großrussischen Volksvertreter aller Richtungen hereinflutete, spülte auch die Einschränkungen der Kadetten und sogar der Fortschrittler vom Schlage Struwes und Berdjajews fort. Mit seltener Einmütigkeit stellten sämtliche freiheitlichen bürgerlichen Gruppen den Mindestforderungen der Nationalitäten die Unantastbarkeit des Reiches und seines national-russischen Bestandes entgegen, ja sie brachten in der Folge aus ihrer Mitte erbittertere und nachhaltigere Gegner der andersnationalen Bestrebungen hervor, als selbst die offiziellen Hüter der staatlichen Unverletzlichkeit. Die Liberalen Rußlands erwiesen sich bei den Lösungs» versuchen der brennendsten Völkerprobleme Rußlands in ihrer nationalistischen Verblendung entschieden konservativ-reaktionär, sie waren aus ihrer ursprünglich antidynastischen Gesinnung schließlich zarischer als der Zar geworden.

Dies war der Gedankengang, der den Liberalismums Rußlands mit der anfänglich heftig bekämpften offiziellen Politik aussöhnte und ihm ein uns seltsam

anmutendes Gepräge aufdrückte. Die alte panslawistische Formel: Orthodorie, Autokratie und Nationalität hatte selbst durch die Erschütterungen der Revolution im Grunde nichts von ihrer Bedeutung eingebüßt, wenngleich sie sich eine Rektifizierung im Sinne des allmächtigen Nationalismus gefallen lassen mußte. Die Idee der Vorherrschaft des Großrussentums hatte alle liberalen, demokratischen und kosmopolitischen Bedenken siegreich überwunden und sich selbst die Reihen der „illegalen" Parteiler erobert. Der reaktionäre Nationalismus Uwarows feierte seine Auferstehung, er hatte die Erklusivität seiner bisherigen Träger durchbrochen und den Weg in die Masse gefunden. Die fortschrittlich-bürgerliche Politik war seine Fortsetzerin geworden.

Gewiß war der Staatsstreich Stolypins vom 16. Iuni 1907, durch den er die ungefügige und allzu autonomielüsterne Duma auflöste, mit dem innersten Wollen der bürgerlichen Parteien im Einklang, zumal er zwei wichtige Errungenschaften brachte: die Festigung der großrussischen Vorherrschaft und die Beseiti, gung des nationalistischen Separatismus durch Einschränkung der fremdnationalen Vertretung. (Von 109 nationalistischen Abgeordneten blieben kaum 36 „gemäßigte" Nationalisten zurück.) Der russische Liberalismus, der in die dritte Duma einzog, hatte sich innerlich mit den Gewaltmaßnahmen der Regierung längst abgefunden und seine Bekehrung zum Staatsprogramm auf dem Boden eines straffen Nationalismus vollzogen. Seine Vertreter, die Oktobristen, die Kadetten, Progressisten und in gewissem Sinne die Arbeitsgruppen, waren national gestaltet, wenn sie auch sonst von einander durch prinzipielle Gegensätze geschieden waren. Die durch eine zielbewußte Politik Stolypins erstarkte Regierung führte nun den Kampf mit den Nationalitäten mit aller Schärfe durch, um» somehr als sie der ungeteilten Billigung der überwiegenden Dumamehrheit sich« sein konnte. Unstimmigkeiten zwischen Stolypin und den Oktobristen veranlaßten ersteren, sich der gemäßigten Rechten (unter Krupenskij und Balaschow) zuzuwenden, die infolge ihrer entschieden nationalistischen Haltung der offiziellen Politik am nächsten standen. Im Iahre 1911 vollzog er — anläßlich des Gesetzerlasses über die Landschaftsorganisation für das Westgebiet — seine gänzliche Alliierung mit dieser Gruppe, die nun (zusammen mit den Monarchisten 200 Mann stark) den aggressiven Staatsnationalismus auf ihren Schild hob und ihm in kurzer Zeit eine ungeheure Popularität verschaffte. Das Einschwenken der Oktobristen in das gleiche Lager war dem Gebote der Selbsterhaltung entsprungen. Aber auch die oppositionellen Kadetten trugen der neuen Richtung gebührend Rechnung, indem sie ihren Einfluß im Volke durch ein strammes nationalistisches Programm zu erhalten suchten. Die großrussischen Parteien überboten sich in der Duma in nationalistischen Vorschlägen, so namentlich über die Landschaftsinstitutionen in den Westprovinzen, über die Abtrennung des Cholmlandes von Polen, die finnländische Kriegsgesetzgebung und die Kolomsationsbestimmungen Südrußlands. Die Regierung folgte elastisch allen Anregungen des entfesselten

Dumapatriotismus. Sie konnte die Initiative der Antragstellung mit gutem Gewissen der Duma überlassen, nachdem sie sie mit ihrem geschichtlichen Erobererwillen und ihrer nationalistischen Ideologie durchtränkt hatte. Der Unterschied der konservativen und liberalen großrussischen Parteiprogramme ließ sich überhaupt, wenn man die bekannte panslawistische Formel von der „heiligen Drei» heit" als Maßstab nahm, auf die unterschiedliche Auslegung des Samodershawije, der Selbstherrschaft, allein zurückführen; in der Anerkennung der Suprematie des russischen Volkes waren beide Lager restlos einig, ebenso in der Wertung der orthodoren Kirche als geistiger Grundlage der nationalrussischen Kultur.

Die große Frage, wie die konstitutionell gewährleisteten Bürgerrechte mit den nationalen Forderungen der fremdsprachigen Bevölkerung in Einklang zu bringen seien, wurde dadurch kurz und bündig im Sinne des russischen Staatsnationalismus gelost. Auch die anfänglichen Versuche eines schüchternen Protestes von selten der linken Parteien des Hauses waren im Grunde nur blasse Recht» fertigungsversuche vor dem eigenen Gewissen. Das natürliche Recht jedes Volkes auf Selbstbehauptung wuchs in Rußland in krankhafter Wucherung zu dem Verlangen nach Unterjochung fremder Völker und ihrer Kulturen. Die große Masse selbst hatte durch ihre Führer den schrankenlosen Ausdehnungstrieb des russischen Nationalismus in ihr Fühlen übernommen und durch ihr einmütiges Gutheißen geheiligt. Für die Popularisierung des nationalen Gedankens war es überdies wesentlich, daß die große Mehrheit der Duma (ebenso die Rechte) gemäß der sozialen Struktur Rußlands agrarisch und von vornherein der Regierung Gefolgschaft zu leisten geneigt war. Seine vollste Werbekraft entwickelte jedoch das nationalistische Motiv bei den Wahlkämpfen zur vierten Duma, die von den Regierungsparteien im nationalistisch-konservativem Geiste unter starker Mitwirkung der reaktionären orthodoren Geistlichkeit geführt wurden. Das Ergebnis war die selbständige Konstituierung einer mächtigen „Gruppe der Nationalisten", die zusammen mit den Oktobristen (dem Zentrum) alle Macht an sich rissen und die parlamentarische Atmosphäre nationalistisch bestimmten.

Das charakteristische Merkmal des öffentlichen und politischen Lebens in Rußland ist eine fortschreitende Durchsetzung der Anschauungen mit den Elementen eines kampfesfrohen Staatsnationalismus. Die Ereignisse auf dem Balkan von 1912/13 wirkten durch das panslawistische Mitgefühl stark nationalisierend. Der Pcinslawismus wurde in Rußland seit jeher als Panrussismus verstanden. Wenn auch die eigentliche Landbevölkerung nicht im strengen Sinne nationalistisch zu werten ist, so fühlt der aus ihr hervorgegangene Intelligent jedenfalls entschieden national. National ist auch der Liberalismus der Kadetten und Progressisten und der „bekehrten Büßer der Revolution" bis herunter zu den radikalsten Sozialrevolutionären. Daran ändern auch gelegentliche heftige Kämpfe gegen die Regierung nichts. Miljukow, der Kadettenführer, konnte im gleichen Atem die Rückständigkeit der Regierungsmaßnahmen verwerfen und zugleich die natio-

nalitätenfeindlichen Ausnahmegesetze derselben Regierung mit dem Schimmer
weitsichtiger Staatsklugheit verklären. Und Plechanow, der Sprecher der
russischen Marristen, fand zu Anfang des Weltkrieges reumütig den Weg zu der-
selben „legalen" Politik zurück, die er vorher unversöhnlich befehdet hatte. Der
chauvinistische Staatsnationalismus hat die breiten Schichten von Bürgertum und
Intelligenz berauscht und sie in die Arme eines nationalistischen Größenwahns
getrieben. Es ist der Imperialismus, der aus den Fugen des überspannten
russischen Staatsnationalismus herauslugt und seine eigenen Schöpfer durch den
Ansturm einer radikalisierten Masse zu erdrücken droht. Dazu hat ihn unablässig
eine Literatur gebildet, die von Gogol, Bjelinskij über Turgenjew und Dosto»
jewskij bis herauf zu den neuesten Panslawisten das russische Denken formte und
es zu dem Glauben an das zukünftige, geistige und tatsächliche Weltreich verleitete.
Dazu hat ihn die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Staates gedrängt,
die frühzeitig im Zeichen kommender Auseinandersetzung mit dem Germanismus
stand.
Wir aber dürfen die Gefahr dieses aggressiven Nationalismus, der in Rußland
bis zur mystischen Verklärung der slawischen Rasse und der sinnlosen Befehdung
fremden Wesens gediehen ist, nicht zu gering veranschlagen. Ein monarchisch-
konstitutionelles Rußland ist uns darum ebenso Feind, wie es ein absolutistisches
war und ein kommendes demokratisches sein wird. Das frühere zaristische Pro-
gramm ist durch die Ueberleitung dieses Nationalismus von dem Volke vollinhalt-
lich akzeptiert und auf eine breite Basis übertragen worden. Der Kampf der
Duma mit der Regierung, von dem uns letzthin Nachrichten aus Rußland be-
richteten, hat wohl die unterirdische Gegensätzlichkeit zwischen beiden aufs neue
aufgedeckt; aber dieser Kampf wurde nur um die intensivere Mitbeteiligung des
Volkes an den Reichsentschlüssen geführt und galt im Grunde der Unfähigkeit der
Regierung zur Abwehr des äußeren Feindes. Nicht der Widerstand gegen die
Großmachtspolitik des Staates ist sein Leitmotiv, sondern der Erobererwille des
Volkes, das ungeduldig die Niederringung des Gegners durch eine wirksamere
Ausnützung der nationalen Kräfte beschleunigen möchte. Volk und Regierung
beseelt das gleiche Gefühl des unüberbrückbaren Hasses gegen uns. Von diesem
Grundsatz aus müssen wir alle Entscheidungen der russischen Nation werten und
unser Verhalten ihr gegenüber bestimmen lassen.

Adolf Teutenberg:
Frankreich und Deutschland in Holland.
Dem deutschen Hollandreisenden, der die uns stammverwandten westlichen Nachbarlande auch nur flüchtig berührt, muß sich alsbald eine ebenso unnatürliche wie offensichtliche Erscheinung im Geistesleben und in der Kulturgebahrung des niederdeutschen Volkes der Holländer peinlich fühlbar machen: das erdrückende Uebergewicht des französischen Einflusses. Die Beeinflussung Hollands durch den französischen Geist beginnt schon in den Schulen: sogar in den niedrigst stehenden Volksschulen wird das Französische als — einzige — Fremdsprache den Kindern eingeprägt; von den höheren Lehranstalten, in denen die französische Sprache vollends in erster Reihe steht, zu schweigen. Von der Schule setzt sich der französische Einfluß ins ganze holländische Leben fort — dem Holländer selbst halb unbewußt. Obwohl auch der heute lebende Holländer eine noch durchaus eigengeartete Natur erscheint, ist bei ihm französische Geschmacks- und Geisteslichtung augenfällig vorherrschend: nicht nur die Mode, sondern auch die tägliche Lebens» gewohnheit, der Stil des gesellschaftlichen Lebens, und ganz besonders die grsßen Bildungsmächte, wie die Presse, das Theater, ja sogar die von so großen Überlieferungen befruchtete holländische Kunst und Kunstliebhaberschaft empfangen ihren entscheidenden Antrieb von — Paris. In der Residenz Haag besteht seit langem eine auch in den übrigen holländischen Großstädten spielende französische Oper, der sich sogar noch eine italienische Oper zugesellt; eine deutsche Oper fehlt in Holland, obwohl das in Amsterdam und Haag besonders rege und großzügige musikalische Leben von deutscher Musik sehr stark genährt wird.*) Nicht minder erfreuen sich in Holland publizistische Unternehmungen in französischer Sprache eines fröhlichen Lebens: es gibt da ein „Iournal de Commerce de Hollande", ein „Tslsgraphe de Hollande", eine — in diesem Kriege erst gegründete — „Revue de Hollande" (die unter dem Mantel der Kunstbegeisterung für die Entente wirbt), und vor nicht langer Zeit hat erst der Abgeordnete de Savornin-Lohmann in der Kammer es öffentlich rügen müssen, daß eine in französischer Sprache erscheinende Zeitung, die „Gazette de Hollande", aus Staatsmitteln unterstützt werde.
Solcher einseitigen Pflege alles Französischen, die während dieses Krieges in einer naiv-leidenschaftlichen Parteinahme großer Volksteile Hollands einen bezeichnenden Ausdruck fand, steht eine fast unbegreiflich weitgehende Unkenntnis in deutschen Angelegenheiten gegenüber. Die deutsche Sprache, die man in Holland selbst von Höchstgebildeten nicht fehlerfrei sprechen hört, steht in den Schulen, wo

*) Neuerdinas hat eine aus ersten Kräften zusammenaesetzte Gesellschaft unter Direktor Reinboth einen deutschen Opern-Zyllus in Holland absolviert; e» ist zu wünschen, dasz daraus eine bleibende Deutsche Oper in Holland werde. Der Verf.

sie überhaupt gelehrt wird, an dritter Stelle, nämlich hinter Französisch und Eng»
lisch. (Ein Umstand, der um so befremdender ist, als gewisse Universitäts-
disziplinen in Holland, beispielsweise die Medizin, auf deutsche Lehrbücher gerade-
zu angewiesen sind). Die nachklassische deutsche Literatur, die in Dichtern wie
Grillparzer, Uhland, Mörike, Chamisso, Droste, Lenau, Heine, Geibel, Heyse,
Storm, Hamerling, Hebbel, Rosegger, Fontane, Liliencron, Hauptmann usw. usw.
einen so unendlich tönereichen Ausdruck gefunden hat, ist in dem sprachverwandten
Holland so wenig durchgedrungen, daß mir ein holländischer Universitätsprofessor
sagen konnte: die mangelnde Pflege des Deutschen in Holland rühre auch daher,
daß die deutsche Literatur seit Goethe und Schiller der gleichzeitigen englischen und
französischen, die dem Holländer von Kindesbeinen an vertraut werde, nichts Eben-
bürtiges an die Seite zu stellen habe. . . Die deutsche Geschichte wird in Holland,
gewiß nicht zuletzt auch infolge der unzureichenden deutschen Sprachkenntnis,
durchgehends und sozusagen traditionell aus dem französischen Gesichtswinkel be-
trachtet, nicht anders wie die deutsche Politik, die von dem Großteil der Presse in
französischem Geiste interpretiert wird. Dies alles durchaus nicht in der bekannten
böswilligen französischen Gesinnung, die dem Haß entspringt, oder die man kaufen
kann, sondern vielmehr aus jener einseitigen Gewahrwerdung, Kenntnisnahme,
Geistesbildung von Iugend auf, die dem Holländer wie mit Schicksalsmacht den
Gesichtskreis einengt. Man kann diese Verhältnisse an holländischen Literatur-
erzeugnissen und an der holländischen Presse gerade jetzt eindringlichst studieren.
Iede große und kleine Frage dieses Krieges wird hier aus der Utopia-Perspektive
einer Iakobiner-Phraseologie gesehen und erörtert, die wir mit dem Eintritt ins
reife Mannesalter und mit dem Aufnehmen einer geordneten bürgerlichen Tätig-
keit als unfruchtbaren, ja gefährlichen Selbstbetrug abzulegen pflegen. Der poli-
tische Phrasenschatz der großen französischen Revolution lebt hier — ganz wie in
Frankreich — immer noch in einer tönenden Hohlheit fort; so als wenn wir
immer noch in den patriarchalischen Bahnen des Imeieu rsßim« fortschlenderten;
und als wenn wir nicht längst dahinter gekommen wären, daß das moderne
Staatsleben eine Riesenmaschine geworden ist, die nicht durch Gefühlsfeuerchen
für „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", nicht durch Schönrednerei, Wahl-
ftimmenfang und Parteidoktrinarismus, sondern durch angewandte Wissenschaft,
gesellschaftliche Gliederung und zweckmäßige Organisation der Arbeit in guten
Gang gebracht wird. Es kann wohl Wunder nehmen, daß gerade in Holland, dem
Nassischen Lande des Naturalismus, der Unfug des französischen „Freiheit», Gleich»
heit» und Brüderlichkeits»Rummels", der gegen alle Wahrheit der Natur ist, und
ganz sicher gegen alle Kunstregeln des staatlichen Aufbaues — noch nicht entdeckt
wurde. Das Rätsel löst sich, wenn man die hypnotisierte Hinwendung Hollands
zur französischen Zivilisation, die doch längst ins Hintertreffen geraten ist, in allen
ihren Folgeerscheinungen überdenkt. Bis zur Stunde ist die Mehrheit des hollän-
dischen Volkes, obgleich schon eine vom Kriege aufgeblasene neue Geistesströmung

wie eine erfrischende Seebrise durchs Land geht, aus dieser Hypnose noch nicht erwacht. Vielmehr gilt deutsche Kultur auch da, wo etwas von ihrem Urwesen geahnt wird, in Summa als „parvenuhaft kolossal" — eine Bezeichnung, die wortwörtlich französischer Prägung ist und aufs neue dartut, wie fest die französische Brille mit dem holländischen Gesicht verwachsen ist. —

Mißt man das hier nur oberflächlich gekennzeichnete Unverhältnis vom französischen und deutschen Einfluß in Holland an gewissen Tatsachen der Geschichte und des heutigen Lebens, so ist man versucht, dieses Unverhältnis geradezu pervers zu nennen. Das Fürstenhaus der Oranier, dem Holland seine nationale Freiheit dankt, und das noch heute so volkstümlich ist, daß selbst der sozialistisch gesinnte Mann der Straße an nationalen Feiertagen sein „Ornnz;« duvuu" („Hoch Oramen") singt, — ist deutscher Herkunft, und dieses in Holland so festgegründete Königshaus ist obendrein auch heute noch mit deutschen Fürstenhäusern verwandtschaftlich auf mannigfache Weise verbunden. Das wirtschaftliche Leben Hollands wird weiter durch Deutschland so ausgiebig gespeist, daß es geradezu verdorren müßte, wenn diese Speisung einmal aufhören würde: nicht nur hat Holland für seine landwirtschaftlichen und kolonialen Erzeugnisse an Deutschland einen gewaltigen Markt, nicht nur wird es von deutscher Wirtschaft und Industrie mit wichtigen Grundstoffen und Fertigprodukten auf die vorteilhafteste Art versorgt — es zieht auch durch seinen unangetasteten Besitz der großen Rheinzufuhrstraße bedeutenden Vorteil. Wozu noch kommt, daß Deutschland die Hauptmasse der Hollandreisenden stellt, die das Land um seiner Kunstschähe und Seebäder willen alljährlich füllen. Alle diese verbindenden Beziehungen fehlen nach der französischen Seite hin, oder sie sind in weit geringerem Maß vorhanden. Dahingegen ist feststehend, daß das holländische Volk von dem französischen in der Vergangenheit viel Ungemach zu erdulden gehabt hat, während umgekehrt zwischen Holland und Deutschland niemals Feindschaftsverhältnisse bestanden haben. Und wie steht es in diesem Kriege, wenn wir das tatsächliche Verhalten und die poli» tischen Absichten der miteinander ringenden Mächtegruppen gegenüber Holland in vergleichende Betrachtung ziehen? Während Hollands Handel von England wie auch von Frankreich, das die Nordseesperre offiziell mit England zusammen handhabt, tagtäglich ärgere Unterbindungen und Drangsalierungen erfährt, läßt es Deutschland sich angelegen sein, den bedrängten Nachbarn so nach wie vor mit gewissen wichtigen Rohstoffen und Erzeugnissen (z. B. Kohle und Teerfarben), nach Maßgabe seiner Möglichkeiten zu versorgen. Und während der Unterstaatssekretär Zimmermann namens der deutschen Regierung die unmißverständliche Erklärung abgegeben hat, daß kein ernst zu nehmender Deutscher daran denke, Holland jemals zu vergewaltigen und Deutschland einzuverleiben, kann man in französischen bezw. belgischen Kriegszielbetrachtungen die freundliche Absicht erkennen, nach der Besiegung Deutschlands die holländischen Südprovinzen Limburg und Zeeuwsch-Vlaanderen einem Großstaate Belgien, — der natürlich unter fran-

zösischer Aufsicht stehen würde —, einzuverleiben: schon hat der Flame Herr van Cauwelaert für diese annerionslustigen Projektenmacher den Spottnamen „Rheinritter" erfunden!

So scheint die ungleiche Einwirkung des deutschen und des französischen Geistes auf das uns so nahe — innerlich wie äußerlich nahe — Volk der Nieder» länder mit den Tatsachenverhältnissen von Vergangenheit und Gegenwart in einem seltsamen Widerspruch. Wir wollen die Gründe davon nicht untersuchen, aber doch anmerken, daß sie wohl nicht allein auf Seiten der Holländer zu suchen sind, sondern gewiß auch mancherlei Unterlassungssünden von unserer Seite entspringen. Neuerdings macht sich, wie oben schon angedeutet, eine kräftige Reaktion gegen den einseitigen Franzosenkult in Holland bemerkbar, deren positives Ziel die Verbreitung einer besonderen Kenntnis des deutschen Geistes und der gesamten deutschen Kultur ist. Dieser Bewegung, die von einem prachtvollen Begeisterungsfeuer, von tiefeindringenden Kennern unseres Deutschtums und von angesehensten holländischen Namen getragen wird, wird bei uns, vielleicht infolge der großen Begebenheiten im Osten, viel zu wenig Beachtung geschenkt.

Dr. Gustav Motschmann (Brüssel):

Zum Erfolg der Kriegsanleihen.

Wie die früheren, so hat auch dievierte Kriegsanleihe einen ausgezeichneten Erfolg gehabt, von neuem hat das deutsche Volk binnen drei Wochen dem Reich für die Fortführung des Krieges eine Summe zur Verfügung gestellt, deren Auf» bringung in Friedenszeit nahezu unmöglich erschien. Mit den Ziffern der bis» herigen Anleihen vereinigen sich diejenigen der neuen zu einer Summe von rund 36V« Milliarden, ein Betrag, der etwa reichlich den zehnten Teil unseres gesamten Nationalvermögens umfaßt. Es sind stattliche Zahlen, die sich der Laie nur schwer vorstellen kann, und deren Herkunft ihm fast rätselhaft erscheinen mag.

Wer in den großen Mechanismus der Kriegswirtschaft Einblick hat und die wirtschaftlichen wie die moralischen Zeichen unserer Zeit zu deuten weiß, der war sich nicht im Zweifel darüber, daß die Zeichnung wieder einen bedeu» tenden Erfolg haben würde. Aber die Spannung war doch groß, sowohl bei uns wie nicht minder bei unsern Gegnern. Es war die große Frage, ob und wie weit wohl das Ergebnis hinter dem außerordentlichen Resultat der letzten Anleihe zurückbleiben würde, das mit mehr als 12 Milliarden Mark vor erst einem halben Iahr eine so große Überraschung gewesen war. Schon das Ergebnis der zweiten Anleihe war mit 9 Milliarden ein ganz ungewöhnlicher Erfolg. Beiden reiht sich

die letzte Anleihe mit fast 11 Milliarden würdig an. Das sind in der Tat glänzende Ergebnisse, die bei der Wichtigkeit der finanziellen Kriegsführung vor allem in ihrer Beständigkeit besonders erfreulich sind.
Denn außerordentliche Aufgaben sind es, die das Reich zu erfüllen hat: Es gilt die riesige Wehrmacht auszurüsten und zu erhalten, die Wehrmacht zu Lande und zu Wasser, in der Luft und unter der Erde, all die großen technischen Hilfsmittel, die zum modernen Kriege gehören, und die heute für den Erfolg nicht zu entbehren sind. Dazu die Aufwendungen für alle diejenigen, welche bisher Ein» buße durch den Krieg erlitten haben: die wirtschaftlich Schwachen, die Verwundeten und Invaliden, sowie die Hinterbliebenen der Gefallenen. Die Sorge vor allem um die vom Kriege unmittelbar Betroffenen ist des Staates wie unser aller heiligste Pflicht. Sie kann niemals ernst genug genommen werden! Neben alledem ist die ganze komplizierte Staatsmaschine unter erschwerten Bedingungen im Gang zu halten, wozu es gleichfalls großer Mengen Geldes bedarf.
Was Wunder, wenn durch alle diese Aufwendungen des Reiches die Kriegslasten mehr und mehr sich steigern? Die mannigfachen Erörterungen, die die finanzielle Kriegführung in allen Ländern auslöst, führen uns beständig diese Seite des Krieges deutlich vor Augen. In allen Ländern, nicht zum wenigsten in dem kapitalstarken England, mahnen besonnene Männer an die wachsenden Lasten des Krieges. Sein Druck wird auch dort immer stärker fühl» bar, verhallt sind die prahlerischen Worte von den „silbernen Kugeln", mit denen Lloyd George Deutschland zur Strecke bringen wollte.
Wohl mag mancher sich fragen, wie auf die Dauer der Krieg finanziell durch» geführt werden soll, und wie lange — so leicht und rasch wie bisher — die Milli» arden zusammenströmen werden? Solche Bedenken bestehen nicht nur für uns, sondern keineswegs minder für unsere Gegner, die bei freundlichen „Neutralen" noch Unterstützung finden. Zu welchem Ergebnis finanziell der Krieg führen wird und wie die Aufgaben gelöst werden sollen, die er auf diesem Gebiete hinterläßt, das ist Gegenstand späterer Sorge. Wir brauchen sie nicht zu ver» kennen, aber auch gar nicht zu fürchten. Das Reich hat so stark sich gezeigt, das Volk so großes geleistet, daß wir auch der Aufgaben ganz gewiß Herr werden, die der Krieg uns zurücklassen wird. Heut gilt es den Kampf selber fortzuführen, um die endgültige Entscheidung zu erringen.
Eine der größten Überraschungen des Krieges haben wir — gottlob — bei unseren Kriegsanleihen erlebt. Ihr außerordentlicher, steigender Erfolg wider» legt alle Zweifel. Nicht nur in politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Kreisen, sondern bei der ganzen Bevölkerung sind die Kriegsanleihen seit Monaten Gegenstand allgemeinen Interesses geworden. Darin eben liegt die Quelle ihres Erfolges. Es ist eine große Bewegung, die auch bei dieser Kriegshandlung durch die ganze Öffentlichkeit geht. Wie alle Kreise der Bevölkerung, wie die verschiedenen Schichten des Wirtschaftslebens, ohne Unterschied, die verfügbaren

Betriebsmittel, die ersparten Kapitalien, Teile des Einkommens wie herangezogene Reserven aus allen Gebieten des Reiches in so außerordentlicher Summe jedesmal innerhalb weniger Wochen für den Bedarf des Reichs zur Verfügung stellen, wie Handel und Gewerbe, Finanzwelt und Presse, öffentliche Institute, Verbände, Gemeinden und Schulen sich auch hier in den Dienst des Reiches stellen — darin liegt etwas Imposantes. Es ist der Wille zum Siege, der sich auch darin stets aufs neue bekundet, die Gewißheit, daß das ganze Volk unentwegt zusammenhält in der Abwehr des furchtbaren Angriffs, zu dem übermächtige Gegner sich gegen uns vereinigt haben.

Wie erklären sich die außerordentlichen Ziffern der Kriegsanleihen?

Das Reich steht seit Monaten im Zeichen der Kriegswirtschaft. Der mächtige Antrieb, den der Krieg der ganzen wirtschaftlichen Produktion und Arbeit gegeben hat, hält nach wie vor alles in starker Bewegung. Außerordentlich ist der Bedarf, den die Ernährung, Bekleidung und Ausrüstung des Millionenheeres er» fordert. Wirtschaft und Technik sind durch den Krieg völlig umgestaltet und er» halten durch ihn beständig neuen Antrieb. Er vervielfacht und beschleunigt den großen Prozeß des Güterumlaufs, wie er den Raum der deutschen Volkswirtschaft weit über die Grenzen des Reiches hinausgespannt hat. An Stelle des wirtschaft» lichen Verkehrs, der unterbrochen wurde, ist die Binnenwirtschaft getreten. Der heimische Markt selbst ist die Quelle und Mündung des ganzen Verkehrs, der jetzt auf diesem Boden fast ganz sich erschöpft.

Ein intensiverer Betrieb, völlig veränderte Produktionsbedingungen, ganz neue Gewinnmöglichkeiten — das sind die Wirkungen des Krieges. Der Geld» bedarf hat sich gesteigert, der Leihwert des Geldes, der Zinsfuß, entsprechend er» höht. Der Staatist der große Konsument, der die Wirtschaft nach seinen Be» dürfnissen umformt. Er bildet und erhält neue Betriebe. Industrie und Handel, Landwirtschaft wie Gewerbe arbeiten in seinem Dienst, in den Rohstoffe und Fabrikate übergehen, für den Lebensmittel und andere Vorräte bereitgestellt wer» den. Der Staat besoldet das große Heer all derer, die in seinem Dienst stehen, vor allem den großen Teil der Bevölkerung, der jetzt auf Grund der Wehrpflicht dem Staate dient.

Der Krieg ernährtden Krieg. Die Grundlagen der Wirtschaft sind ver» schoben, alle Produktionsfaktoren, Grund und Boden, Kapital und Arbeit, stehen vor neuer Konjunktur. Fast das ganze Preisniveau hat sich erheblich gesteigert. Diese Bewegung verteuert zwar den Güterverbrauch und die Teuerung lastet schwer auf manchen Kreisen. Aber die Preissteigerung begünstigt auch wieder die Güterproduktion, und ein großer Teil des Produktionsprozesses hat sich gerade unter den Wirkungen des Krieges vom Einfluß der Preisbildung völlig befreit.

Die Umstellung der Kriegswirtschaft gleicht viele Hemmungen aus, die der Friedensbetrieb erfahren hat, die Kapitalien selbst, die das Reich in Form der Anleihen aufzunehmen gezwungen ist, wie ihre Zinsen arbeiten im

Dienste des Krieges und finden in der heimischen Produktion wieder nutzbringende
Verwendung. Dieser große Kreislauf erklärt es, wie oft hervorgehoben ist,
daß sich die Milliarden so rasch erneuern und daß sie dem Reich immer wieder zu-
strömen. Die Natur der Kriegswirtschaft und ihre internationale Absperrung
bedingen es, daß viele Güter sich rascher wie sonst in Geld umsetzen, und daß die
ganze Wirtschaft sich in einem Zustand viel größerer Liquidität befindet als in
normaler Zeit.
So sind denn auch dieQuellen, aus denen die Gelder der Kriegsanleihe
fließen, zahlreich und mannigfach. Industrie und Handel sind es vor allem, die
aus der Kriegskonjunktur besonders großen Nutzen ziehen. Sie können alte Be»
stände günstiger als je verwenden und haben neue große Aufträge unter besseren
Bedingungen als früher. Der Staat zahlt in der Hauptsache bar, und bei seinem
ungeheuren Bedarf wirkt das bis in die weitesten Kreise der Wirtschaft zurück.
Denn die verschiedenen Glieder in dem Fabrikationsprozeß und dem Güterumsatz
nehmen daran teil. Neben den großen und kleinen Aktiengesellschaften nehmen
die Gewerkschaften, die Gesellschaften mit beschränkter Haftung und all die
privaten Unternehmungen in ihren verschiedenen Formen die Kriegsanleihen auf.
Auch die Landwirtschaft, deren Schutz in Friedenszeit oft umstritten war, der aber
jetzt seine Früchte trägt, verdankt dem Krieg den raschen Absatz ihrer Produkte zu
steigenden Preisen.
Ein großer Teil des Kapitals, das in den verschiedenen Gebieten der
Volkswirtschaft angelegt ist, bringt höhere Rente. Wie die Spar kraft, so wird
auch der Sparte i e b unter dem Einfluß des Krieges, der manche Beschränkungen
notwendig macht, in verschiedener Weise gefördert. Viele Anlagemöglichkeiten der
Friedenszeit fehlen, namentlich sind die internationalen Kapitalwanderungen
unterbrochen. Die besondere Gestaltung der Kriegswirtschaft, die sich daraus er»
gibt, daß Deutschland heute nur wenig ausführen kann, aber Lebensmittel, manche
Rohstoffe und Fabrikate einführen muß, hat die fremden Wechselkurse weit
über ihren normalen Stand gesteigert. Das hat es vielen Kapitalisten ermöglicht,
ihre ausländischen Wertpapiere mit ganz ungewöhnlichem Nutzen zu verkaufen
und in Kriegsanleihe einzutauschen. Diese Entwicklung, die schon seit Monaten
anhält, hat dank der Aufklärung durch die beteiligten Stellen wie durch die Presse
manche Erfolge erzielt, wenn auch noch viel Spielraum für die Zukunft offen
bleibt. Man hat in Fachkreisen über die Nützlichkeit der auslcündischen
Kapitalanlagen oft gestritten, doch galten sie als Reserven für den Fall der Not.
Als solche Reserve haben sie jetzt, wenn auch erst teilweise, gute Dienste geleistet.
Wichtige Glieder inmitten der vielgestaltigen modernen Volkswirtschaft sind
die Kreditinstitute, die Banken und Sparkassen, die Genossenschaften und
Versicherungsgesellschaften. Sie sind es, die bei den Zeichnungen der Kriegs»
anleihe eine bedeutende Rolle spielen, denn sie bringen aus ihren eigenen reichen
Mitteln, wie aus denen ihrer weitverzweigten Kundschaft, der sie bei der Kapital»

anläge Rat und Belehrung erteilen, bedeutende Beiträge auf. Wer die Tätigkeit
der Banken und Sparkassen kennt, der weiß, daß bei großen wie auch Neinen
Kreditinstituten die Kundschaft auf weite Kreise der Bevölkerung sich erstreckt.
Die Führung bei den Emissionen der Kriegsanleihen liegt bei der R ei chsban k,
deren dichtes Netz von Zweiganstalten über das ganze Reich sich ausbreitet, und
die inmitten des Wirtschaftslebens die öffentlichen Interessen in erster Reihe zu
vertreten berufen ist.
überall sind es auch dieBeamten und Angestellten, die im Dienste dieser
zahlreichen Institute an dem Erfolge mitwirken. Sie haben vieles geleistet in
schwerer Zeit, neben andern hat ihr Stand große Opfer gebracht. Sie waren die
Pioniere bei der finanziellen Kriegsbereitschaft und der finanziellen Mobil»
machung, sie haben mitgekämpft bei allen bisherigen Anleihen und durch Eifer und
Beharrlichkeit die Erfolge erringen helfen, die nur durch die persönliche Hingabe
aller in diesem Maße erreichbar sind. Dieses Bewußtsein, sich der großen Sache
zu widmen und auch hier dem Reiche zu dienen, leite und fördere auch weiterhin
ihre Arbeit.
Zu all denjenigen Kreisen, die an der wirtschaftlichen Produktion direkt oder
indirekt teilnehmen, der ganzen reich gegliederten Geschäftswelt und dem Privat-
publikum, dessen Zusammensetzung sich gleichfalls mannigfach abstuft, treten weiter
als Erwerber der Kriegsanleihen: Die Behörden und Korporationen
des Reiches wie der Bundesstaaten, der Provinzen »nb Gemeinden, der Kirche,
und zwar aller Konfessionen, weiter die Organisationen der staatlichen Verfiche»
rung, die Landesversicherungsanstalten, Berufsgenossenschaften und Kranken»
kassen. Es reihen sich an: die Stiftungen und Vermögensverwaltungen, die An»
stalten und Sammlungen aller Art, all die zahlreichen Einrichtungen, die den ver»
schiedenen Zwecken öffentlicher wie privater Wohlfahrt dienen. Und schließlich:
die Vereinigungen und Vereine, politische und wirtschaftliche, religiöse wie soziale,
wissenschaftliche und kulturelle, technische wie sportliche usw., deren Zahl gerade
in Deutschland eine so große ist — dank jenem Gemeinsinn, der sich jetzt in dieser
schweren Zeit in großartiger Weise bewährt.
So sind es Reserven und Betriebsmittel aller Art, Kapitalien und Spar»
gelder, öffentliche und private Gelder, die aus allen Zweigen des staatlichen und
wirtschaftlichen Lebens und aus allen Gebieten des Reiches in neuer Kriegs»
anleihe Anlage suchen.
Darin sehen wir auch, wie sich die wirtschaftlichen und moralischen Faktoren
miteinander verbinden. Sind die wirtschaftlichen Bedingungen aus den Gründen,
die hier nur angedeutet werden konnten, den Kriegsanleihen günstig, so gilt das
nicht minder für die moralischen Voraussetzungen. Es ist die allgemeine
Anteilnahme des ganzen Volkes an dem großen Erleben des Krieges, das sich auch
hier widerspiegelt. Iener kategorische Imperativ, der unser Volk heute besonders
erfüllt, ist auch hier wirksam, sodaß alle Kreise nach Kräften dem großen ganzen

sich widmen. Das gilt auch von derPresse, die in diesem Kriege sich vor ganz
neue Aufgaben gestellt sieht, und die auch an dem Erfolg der neuen Kriegsanleihe
mit Eifer und Geschick mitgewirkt hat. Nicht in der Form solcher Reklame, wie
sie dem Geschmack und vor allem der Zwangslage bei den Gegnern entspricht, son»
dern als zielbewußte Mahnung an das Publikum, die Frist zu nutzen, die nicht
eben lang bemessen war. Die Ergebnisse beweisen, wie unsere Kriegsanleihen zu
wirklichen V o l k s anleihen geworden sind, was bei der letzten besonders
hervortritt.

Eine lebhafte Tätigkeit ist auch dort entfaltet worden, wo der Gemeinsinn
jetzt vor allem geweckt wird: in den Schulen. Und das durchaus mit Recht,
denn die Iugend ist Erbe und Hüter dessen, was der Krieg uns gewinnen hilft.
Wie bei der großen nationalen Arbeit des Goldsammelns, so haben auch hier
Lehrer und Schüler mit Eifer für des Reiches Sache geworben, und selber mit
freudigem Stolz ihr gewidmet, was den Kräften der einzelnen möglich ist. Die
Schulzeichnungen der höheren bis zu den Volksschulen, die von einigen Hundert»
tausend bis auf Tausend Mark und darunter hinabgehen, sind ein besonders er»
freuliches Blatt in der Geschichte der Kriegsanleihen. Auch anderwärts begegnet
man den Sammelzeichnungen, zu denen sich Beamte und Angestellte der ver»
schiedensten Betriebe vereinigt haben. Hier hat auch die Werbetätigkeit ihre
Früchte getragen, durch die berufene Vertreter, Landräte und Bürgermeister
wie andere Stellen dafür wirkten, daß wiederum Milliarden»Beträge zum großen
Ergebnis zusammenflossen.

Um die Vielseitigkeit der Karitalquellen und die Bedeutung einzelner Zeich»
nnngen zu veranschaulichen, seien hier nur einige besonders große Beiträge
(abgesehen von Banken usw.) zusammengestellt:

Alles in Millionen Mark.

Industrie. Kriegsgesellschaften.

Krupp A.-G 40 Kriegsleder 25
Siemens-Schuckert Konzern . . 15 Kriegsmetall 5
Deutsche Erdöl-Gesellschaft . . 12 Kriegschemikalien 5
Allgem. Elektrizität«-Gesellschaft 10 Kriegsabrechnungsstelle für deut-
Kohlensnndikat 30 sche Ole 5

Spa rka ssen.

Girozentrale 200 rhein. Spar- Hamburg 16
kassen 326 Düsseldorf 15
Sparkassen der Gemeinden und Frankfurt 15
Landkreise Groß-Berlins. . 123 Magdeburg 15
Berlin 50 München 15
Cöln 20 Elberfeld 12
Dortmund 20 Königsberg 12

Versicherungsgesellschaften.
Victoria 20
Friedrich Wilhelm 20
Nordstern 10
Genossenschaften.
Ländliche Zentralkasse Münster
Landw. Zentral-Darlehnskasse
Rhein. Bauern-Genofsenschaft
Provinzen.
Rheinprovinz 80
Westfalen 50
Brandenburg 21,5
Schlesien 10
Versicherungsanstalten.
Kirche.
Evangelischer Oberkirchenrat .
Königliche Klosterkammei, Hannover
50
30
20
16,7
5.5
Reichsversicherungs, Anstalt für Angestellte 60
Landesversicherungs-Anstalten
Sachsen 20
Berlin 15
Schlesien 10
Pens.-Kasse: Arbeiter der preuß., Hess. Staatsbahnen. . .
Allg. Knappschafts-Verein . .
Beamtenvers. - Verein deutschen Bankgewerbes . . . .
Berufsgenossenschaft chem. Ind.
20
15
4,5
4
Stiftungen und Vereine.
Nationalstiftung 6
Aachener Verein zur Förderung der Arbeitsamkeit 20

Im übrigen kann auf die Ergebnisse im einzelnen hier nicht mehr eingegangen werden. Auch sie sind wichtig und verdienen weitgehende Beachtung nicht nur bei den Sachverständigen, sondern auch in weiten Kreisen der Bevölkerung. Denn die Staffelung der Beträge von den großen bis zu den kleinsten Zeichnungen, ihre wirtschaftliche Gliederung und örtliche Verteilung — das ist sehr wertvolles Material und gibt Einblick in die ganze finanzielle Kriegführung. Was die Tagespresse zahlenmäßig bekannt gibt über die Einzelzeichnungen und die lange Reihe ihrer Urheber: der Unternehmungen und Firmen, Verbände und Gemeinden, der großen Kapitalisten wie der kleinen Vereinigungen, und endlich die Sammelzeichnungen bei Banken und Sparkassen in großen Städten wie kleinen Landbezirken, in Fabriken und Schulen, bei den Truppen daheim und an der Front — das liefert die Bestätigung für das, was hier ausgeführt wurde.

Alle diese Ergebnisse wirken zusammen zu dem großen Erfolg, der uns, wie bei den früheren Anleihen, ein neuer Beweis ist von der Stärke und Widerstandskraft unserer Volkswirtschaft, unsern Gegnern aber neue Enttäuschung bereitet hat. Denn für ihre Hoffnungen, uns, wenn schon nicht mit den Waffen, so

doch durch Aushungerung oder finanzielle Erschöpfung zu bezwingen, ist die neue Kriegsanleihe wieder ein schwerer Schlag. Auch England vor allem, unser

zähester und gefährlichster Gegner, der am Anfang des Krieges sich rühmte, die „silbernen Kugeln" in unbegrenzter Menge zu besitzen, und der bisher erst zwei Kriegsanleihen aufzubringen vermochte und sich im übrigen mit Schatzscheinen behelfen muß, wird erkennen, daß dieser Krieg, der Deutschlands Wohlstand ver» Nichten sollte, die Grundlagen seiner eigenen Weltherrschaft ins Wanken bringt. Diese Erkenntnis muß und wird kommen, je weiter die Ereignisse fortschreiten. England wird ernten, was jener siebente Eduard und seine Handlanger gesät haben — die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Professor Dr. Rosenblatt:

Die zivilisatorische Bedeutung des Krieges.

Uli, l« !e mur» ob« l! lr<ltllcl<llc» eemenlü
eterne, pl«:e t vooabali» m»! cell«. V»l
Cilrcluool: l» NuerlH, »aluzn» l89l.

Zivilisation und Krieg scheinen — insbesondere in der Beleuchtung des gegenwärtigen Krieges — unvereinbare Gegensätze vorzustellen; die Behauptung einer zivilisatorischen Bedeutung des Krieges erscheint uns daher als ein phantastisches Parador. Und dennoch haben sich hervorragende Geister ernstlich mit diesem Problem beschäftigt und die zivilisatorischen Wirkungen des Krieges geschichtlich nachgewiesen.

Vor zirka 25 Iahren hat in Rom der große Kongreß der Friedensliga statt» gefunden, an welchem bedeutende Männer der Wissenschaft und hervorragende Mitglieder europäischer Parlamente teilgenommen haben. Es wurden glän» zende Reden gegen den Krieg gehalten, Projekte eines ewigen Friedens besprochen, Anträge einer schiedsgerichtlichen Schlichtung aller internationalen Streitigkeiten gestellt und beschlossen usw.

Da erschien kurz darauf ein dem Kriege gewidmetes Gedicht des bekannten italienischen Dichters Giosue Carducci „In sluerrn" (der Krieg), das in die oben angeführte, für die gegenwärtige Zeit so passende Strophe ausklingt. In bildreichen Worten besingt Carducci den Krieg und schildert, was ihm der Mensch verdanke. Selbst die Entdeckung Amerikas sei dem kriegerischen Geiste eines Abenteurers zu verdanken, der mit Schwert und Schild gerüstet aus» zog, um für das spanische Reich neue Länder zu erobern.

Daran anknüpfend hat der für die Wissenschaft allzu früh verstorbene Pro» fessor der deutschen Reichs» und Rechtsgeschichte an der Krakauer Universität, Lotar Dargun, in einem öffentlichen Vortrag das Problem der zivilisatorischen Bedeutung des Krieges näher untersucht und die Lichtseiten der Kriege in

einer Weise geschildert, welche geeignet ist, in den ernsten Zeiten, die wir jetzt durchmachen, allgemeines Interesse zu erwecken und die schweren Sorgen um die Folgen des Krieges zu verscheuchen, oder doch bedeutend zu mildern.

Die zivilisatorische Kraft des Krieges hat schon der alte Baco von Verulam erkannt und besprochen. Die Errungenschaften der Kriege und ihre Bedeutung für den Fortschritt der Menschheit haben sodann Herbert Spencer und der bekannte Soziologe Prof. Gumplowiczin Graz ausführlich erörtert.

Alerander von Humboldt schildert im „Kosmo s" die zivilisato» rischen Wirkungen der mazedonischen Kriege Aleranders des Großen. Er führt insbesondere aus, daß sie einen großen und schönen Teil der Erde dem Einfluß eines hochgebildeten Volkes eröffneten, daß dura) Aleranders Eroberungen die griechische Sprache und Literatur sich fruchtbringend verbreiteten, daß endlich gleichzeitig die wissenschaftliche Beobachtung und die systematische Bearbeitung des gesamten Wissens durch Aristoteles' Lehre und Vorbild dem Geiste klar gewor- den sind. Er schließt damit, daß die mazedonische Erpedition im eigentlichsten Sinne des Wortes als eine wissenschaftliche Erpedition betrachtet werden könne, ja als die erste, in der ein Eroberer sich mit Gelehrten aus allen Fächern des Wissens, mit Naturforschern, Landmessern, Geschichtsschreibern, Philosophen und Künstlern umgeben hatte. Selbst Aristoteles wirkte mittelbar durch die geist» reichen Männer seiner Schule, welche den Feldzug begleiteten.

Der hervorragendste Geschichtsschreiber des römischen Reiches, M o m m» sen, sagt, daß die Romanisierung Italiens erst durch die Kriege Sullas erfolgt sei, welches Ergebnis durch die Ströme des in diesen Kriegen vergossenen Blutes nicht zu teuer bezahlt worden sei. Ebenso war die Eroberung Galliens durch die Römer ein Kulturwerk ersten Ranges.

Alle größeren Staatenbildungen entstehen infolge von Kriegen. Bei den germanischen Völkern waren kriegerische Organisationen zugleich staatliche Ge» bilde. Der Krieg hat somit den Staat geschaffen, und der Staat die Zivilisation.

Auch das Völkerrecht ist durch den Krieg geschaffen worden; der gegen» wärtige Krieg hat es aber leider auch vernichtet.

Die Entstehung und Entwicklung von Städten, deren Wachstum und Stärke verdanken wir den Kriegen. Diese zwangen die Bewohner verstreuter Ortschaften sich zusammenzutun, befestigte Burgen zu schaffen und Verteidigungsstätten gegen die Gefahren des Krieges zu organisieren. Geldbedürfnis der Fürsten, hervor» gerufen durch die Kriege, welche sie führten, war oft ein Anlaß zum Fortschritt öffentlicher Einrichtungen und Rechte. Die kriegführenden Fürsten brauchten nämlich Geld für den Krieg, und die Städte lieferten es ihnen für Rechte und Privilegien, welche das Aufblühen der Städte ermöglichten und beförderten.

Die höchsten menschlichen Güter: Religion und Moral, Wissenschaft und Kunst verdanken dem Kriege — wie Prof. Dargun ausführt — vieI mehr als

man dies ohne Prüfung der Sache glauben würde. Durch Kriege haben Religion und Moral in alle Weltteile Eingang gefunden.

Viele Wissenschaften erfahren durch Kriege die stärkste Förderung. In erster Reihe die Geographie. Daß der Krieg ein eingehendes und genaues Studium des feindlichen Landes erfordert, somit die geographische und ethno» graphische Wissenschaft befördert und zur Verbreitung dieser Kenntnisse beiträgt, bedarf keines Beweises.

Die kolossalen Fortschritte der neuen Technik stehen mit der Kriegstechnik in engem Zusammenhange. Der durch Kriegsbedürfnisse gewaltig geförderte Fortschritt der Festungs» und Waffentechnik hat auch in allen andern Gebieten der Technik belebend und erfinderisch gewirkt. Die Bezwingung der Luft durch den Menschen und die ungeahnte Entwicklung der Flugtechnik ist gewiß mittelbar auf den Krieg zurückzuführen. Der Ausbau der Verkehrsstraßen, insbesondere großer und weitverzweigter Eisenbahnnetze, ist eine Folge von Kriegsnotwendig» keiten. Die kulturellen Wirkungen von Eisenbahnverbindungen sind aber eine bekannte und feststehende Tatsache. Die Bahn verbindet auch die kleinsten Orte mit den großen Zentren der Kultur, Wissenschaft und Kunst, verbreitet die Kultur nach allen Richtungen der Windrose, bringt die Menschen und Völker einander näher, förde« die Industrie und die Volkswohlfahrt. Erst unlängst hat die ameri» kanische Zeitschrift „PopularScienceMonthly" in einem längern Aufsatze dargelegt, wie in Deutschland alle Zweige der Wissenschaft, der Technik, der Industrie und der Gewerbe zu ihrem Wohle mit dem Militarismus Hand in Hand arbeiten. Dadurch, daß der Militarismus Erfinder und Forscher zur Schaffung von Dingen anspornt, die er für seine Zwecke benötigt, werden Erfindungen gemacht, die alle Industrien beleben und das ganze Volk bereichern. Das heutige Deutschland verdankt seine Größe und Stärke dem Kriege des Iahres 1870—1871.

Daß der Krieg der Kunst und der Literatur viele fruchtbringende An» regungen bietet, beweisen viele Meisterwerke der Kunst und Literatur, welche kriegerische Ereignisse zum Vorwurfe haben; erwähnt sei nur die unvergängliche Iliade Homers, die Eneide Vergils, die Nibelungenlieder, Shakespeares Kriegs» dramen, die Iungfrau von Orleans, Wallenstein, alle die prachtvollen Schlachten» gemälde usw.

Dargun schließt seinen überaus anregenden Vortrag, indem er den Tugen» den im Frieden diejenigen Tugenden entgegensetzt, welche der Krieg zeitigt. E s gibt, sagt Dargun, für die Erhaltung der Gesundheit des Volkes notwendige Tugenden, die erst im Kriege zur wahren Geltung kommen; wie: Personlicher Mannesmut, Pflicht» und Ehrgefühl, Disziplin und Ordnungssinn, das Bewußtsein des Wertes der eigenen Persönlichkeit, und die Opferwilligkeit für das Gemeinwohl. Diese Tugenden schwächen sich ab in Zeiten eines lange währenden Friedens. Der ganze

innere Wert der Nation entfaltet sich erst in Zeiten der
Gefahr. Das Gefühl aller Staatsangehörigen vereinigt und konzentriert sich
im allermächtigsten Gefühle der Vaterlandsliebe. Iedermann weiß, daß die
seinem Herzen am nächsten stehenden Personen für die gemeinsame Sache ihr
Leben aufs Spiel setzen. Iedermann wirft opferwillig und gerne seine Person
und alles, was er besitzt, in den gigantischen Kriegsstrudel. DasVolkmacht
ein wunderwirkendes Stahlbad durch, aus dem es hundert»
fachgestärktemporsteigt, soferneesnurglücklichdenKrieg
durchhält.

Bevor wir schließen, sollen hier noch folgende Bemerkungen über Krieg und
Kultur aus den hinterlassenen Papieren eines lachenden Philosophen (Webers
Demokritos, 1863) Platz finden: Kriege machten die Menschen einander bekannter
und trugen Naturprodukte von einem Weltteile zum andern: Seide, Obst, Zucker,
Tee, Kaffee, Reis aus Asien; Mais, Tabak, Kartoffeln, Fieberrinde, u. a. aus
Amerika. Millionen Kirschenesser wissen nicht, wie teuer sie Mithridates dem
Lucullus gemacht hat. Krieg scheint in der Tat eine Erziehung der Völker; der
Krieg mit Troja entwickelte die Kultur der Griechen, wie der mit den Persern,
sowie weiter zurück die Kriege des Sesostris mit den Völkern Indiens die Kultur
der Ägypter und Äthiopier entwickelten, und die Griechen und Karthager die
Römer zu Römern machten. Die Kreuzzüge gaben wieder dem europäischen Geiste
den ersten Schwung, so gut als die Türken und die italienischen Feldzüge; der
dreißigjährige Krieg brachte Licht in die Religionsbegriffe, wie der französische in
die politischen Begriffe, selbst in die Kriegsbegriffe. Ein Iahr Krieg bringt mehr
Geographie und Statistik in die Köpfe, als dreißig Iahre Frieden; lange Stand»
quartiere und Schlachtfelder düngen das Erdreich wenigstens wie die Pulver»
wolken die Luft reinigen, und dem französischen Kriege verdanken wir Deutsche
die Verringerung der traurigen Vielherrschaft, die unser Abgott Hermann gewiß
noch lange hätte bestehen lassen.

Indem wir damit schließen, wollen wir nur noch dem Wunsche und der
Hoffnung Ausdruck verleihen, daß auch der gegenwärtige gigantische Krieg,
der leider vorläufig alle Werte, insbesondere auch den Wert der Zivilisation,
umgewertet hat, seine guten Seiten haben und kulturelle Wirkungen vollbringen
werde. Vielleicht wird der größte Krieg der Welt auch
die größte und folgenreichste zivilisatorische Bedeutung
haben. Vielleicht wird es ihm gelingen, dasjenige zu
erzielen, was allen Friedensschriften, Friedenspalästen
und Friedenskongressen bisher nicht gelungen ist
nämlich die Kriegführung nä absurdum zu führen, den
Kriegen ein Ende zu bereiten und der letzte der Kriege in
Europazusein.

vi-, piul. 6t inA. Eugen Meller:
Goethes Geist in Polen.
Nach neuesten Forschungen mitgeteilt.
Wie lange kennt man Goethe in Polen? Soweit das Gebiet dieser Frage
jetzt zu übersehen ist: etwa 120 Iahre, seit sich die polnische Romantik im Gegen»
satz zum Klassizismus durch englischen und deutschen Einfluß zu entwickeln an»
gefangen hat, während jener der getreue Nachbeter der alten französischen Muster
geblieben ist. Schon hieraus kann man ersehen, daß man unter den Schlagworten
„Klassizismus" und „Romantik" keineswegs das verstehen darf, was man in
Deutschland unter diesen Begriffen versteht. Der Klassizismus war eine un»
bedingte Nachahmung der französischen Literatur, der etwa bis zu den Zeiten des
Wiener Kongresses die unbestrittene Herrschaft im geistigen Leben in Polen führte.
Nach der Teilung des Landes siechte auch diese geistige Richtung dahin.
Von drei Seiten zog nun der Geist der deutschen Poesie in Polen ein. In
Warschau wurde Herder, der in seinen „Stimmen der Völker" auch das slawische
Element mit aufgenommen, zuerst gefeiert. Dann hielt über Lemberg die von
Klopstock ausgehende patriotische Barden-Poesie, die auch in Oesterreich ihre
Sänger hatte, ihren Einzug in Galizien. Endlich ergriff das Pathos Schillers
und die hohe Kunst Goethes die Herzen der Iugend, welche damals auf der Uni»
versität zu Wilna studierte. Daneben war die Naturphilosophie Schellings, die
ja auch die deutsche Romantik gefesselt hatte und die nun alle tieferen Geister auch
in Polen in ihren Bann zog. Diese Wandlung zugunsten der deutschen Poesie,
die ja gewiß nicht aus nationalen Sympathien hervorgegangen war, ist aber umso
merkwürdiger, als die deutsche Literatur seit dem Verfalle der Reformation wiih»
rend des sogenannten „goldenen Zeitalters" und der jesuirisch-makkaronischen
Periode, sowie in der Stanislaus»August»Epoche auch nicht den geringsten Ein»
fluß auf die polnische mehr ausgeübt hatte. Erst der berühmte Satyriker Bischof
Ignaz Krasicki, 1735—1801, mit dem bekanntlich auch Friedrich der Große be»
freundet war, und dem dieser in Sanssouci die früher von Voltaire bewohnten
Gemächer mit den Worten angewiesen hatte: „Hier müssen Sie etwas Witziges
schreiben, denn auch Voltaire verfaßte hier ausgezeichnete Werke!" Krasicki, den
seine Kompatrioten gern mit eben diesem Voltaire, aber auch mit Lessing verglichen,
hat in seinem Werke: „Über die Dichtkunst und die Dichter" der deutschen Literatur
zuerst einige Beachtung geschenkt.
Daß die letzten polnischen Klassiker Schiller und Goethe wenigstens heimlich
lasen und den ersteren ebenso heimlich zu übersetzen versuchten, läßt sich trotz der
Richtung ihres poetischen Glaubensbekenntnisses wohl begreifen. Andererseits

war aber ihre Abhängigkeit von den französischen Mustern eine so sklavische, daß sie nicht einmal Schiller unbedingte Anerkennung zu zollen wagten. Der erste, der diesen kannte und übersetzte, war der polnische Schriftsteller Franz Wezyk (1785 bis 1862), der in seiner Abhandlung „Über die dramatische Poesie" (1811) den großen Dichter der „Räuber", von welchem er sowie von Goethe wahrscheinlich aus den Vorlesungen A. W. Schlegels hörte, neben Shakespeare und Lope de Vega stellte. Ein anderer Verehrer Schillers, der hervorragendste Romantiker, Andreas Brodzinski, übersetzte die „Iungfrau von Orleans", aber er wagte ebenso wie Wezyk nicht, diese Übersetzung bei Lebzeiten erscheinen zu lassen. So streng war die Zucht der französischen Schule.

So hat man in der Tat das Bekanntwerden der dramatischen Meisterwerke der deutschen Literatur in Polen einzig und allein dem Theater zu verdanken, für dessen Zwecke dieselben in eigens angefertigten Übersetzungen erschienen sind. Die polnische Bühne brachte ferner nicht nur die weiteren Dramen Schillers: „Don Carlos" und „Fiesco" zur erfolgreichen Aufführung, sondern war auch stets le» strebt, die Werke Kotzebues und die romantischen Zauberstücke, schließlich sogar auch Shakespeare nach dem deutschen Theatertert in Polen einzuführen. Die erste Uebersetzung eines deutschen Gedichtes in polnischer Sprache ist wohl die Ueber» tragung des „Tauchers" von Schiller im („Pamientnik Warszawski") Warschauer Gedenkblatt (1816), der angesehensten literarischen Zeitschrift Polens, und der erste, der unter den Polen die deutsche Literatur über die französische zu stellen wagte, war der Posener Gymnasialdirektor Iohann Samuel Kaulfuß. Seine Abhandlung: „Warum ist die deutsche Sprache und Literatur als Hilfsmittel zur Fortbildung der französischen vorzuziehen?" erschien 1816 in polnischer und deutscher Sprache zugleich, und er entschied sich dafür, der deutschen Literatur für Polen den Vorzug vor der französischen zu geben . . . „weil sie Bildung des Geistes und Herzens mehr befördert als irgend eine Sprache und Literatur in Europa!"

Es war also eine heroische Tat, die der Posener Gymnasialdirektor damals wagte; seine Behauptungen erschienen nicht nur ungewöhnlich und unwahrscheinlich, sondern geradezu als eine literarische Ketzerei. Und so entspann sich in der Tat zwei Iahre später ein heftiger literarischer Federkrieg in Warschauer und Nilnaer Zeitschriften. Es kam auch damals zu einer Beurteilung Goethes, und in der ausführlichen Rezension der genannten Abhandlung Kaulfuß' von 1818 heißt es: „Goethe wird in Deutschland so hoch geachtet und so gerühmt, daß man ihn als den Musageten der ganzen schönen Literatur preist und alle seine Schriften Er» Zeugnisse eines unter allen Nationen unvergleichlichen Genius nennt und zwar eines vollendeten Genius, welcher durch seine Werke für ganz Deutschland den Ton angegeben hat. Seine Tragödie „Faust" erhebt man so sehr, daß sein Bio graph behauptet, keine Nation habe etwas ähnliches aufzuweisen . . ." Die erste eigentliche Kritik über Goethes „Faust" verdankt man in Polen einem jungen Warschauer Schriftsteller Kasimir Brodzinski (1791—1835), der für die Frage

des Einflusses von Goethe auf Polen sehr wichtig und besonders beachtenswert ist. Er war der erste, der den Mut hatte, Goethe zu verteidigen, zu übersetzen und nachzuahmen. Brodzinski war also der erste, der offen und warm für Goethe in Polen eintrat. Als feinfühlender Dichter und als scharfschneidender Kritiker vertrat er den deutschen Einfluß in Polen. Es ist nicht unrichtig, wenn man ihn den „polnischen" Herder genannt hat. Sein bedeutendes dichterisches Werk ist das liebliche kleine Epos „Wieslaw", eine Dichtung, die in der Form wie im In» halt sich an „Hermann und Dorothea" anlehnt. Und wie als Dichter, so hat Brodzinski auch als feinsinniger Kritiker und später Universitätslehrer zu War» schau seine Zuhörer mit den Dichtungen Schillers und Goethes in guten Über» setzungen, in subtilen ästhetischen Analysen bekannt und vertraut gemacht. Er war und blieb noch lange in Warschau der einzige, der den klassischen Wert der deutschen Literatur, die hohe Bedeutung Goethes erkannte und würdigte. Seine vortreffliche Übersetzung des „Werthers", die im Iahre 1823 erschien und deren erste Auflage von mehreren tausend Eremplaren schon nach wenigen Tagen in Warschau selbst vergriffen war, war zugleich auch die erste Übertragung dieses Werkes von Goethe in polnischer Sprache, wenn man von der Übersetzung des „Clavigo" absehen will, die ein Iahr vorher Graf Aleksander Fredro als ersten literarischen Versuch für die Aufführung am Theater zu Lemberg gewagt hatte, die jedoch nicht im Druck erschienen ist.

Inzwischen war aber in der zweiten Universitätsstadt des damaligen Polens, in Wilna, ein neues Leben auf den Ruinen des alten Klassizismus emporgeblüht. Die Iugend, enthusiastisch und bildungseifrig, hatte mit den alten Idealen ge» brochen und folgte freudig den neuen Sternen, die aus der Ferne herüberstrahlten: Byron und Goethe. Was half es den alten Klassikern, daß sie diese aufstrebende Iugend „germanisierte Polen" nannten, daß sie alles für einen schädlichen Aus» fluß der transzendentalen, deutschen'Philosophie hielten, daß sie dieselben ver» spotteten, weil sie sich auf Shakespeare beriefen. So tief und nachhaltig war der Einfluß dieser Sturm» und Drangperiode, daß der hervorragende Genius, den die Poesie der slawischen Völker überhaupt hervorgebracht, Adam Mickiewicz, damals noch ein junger Student zu Wilna, zwei Iahre nachdem er seinen ersten dichterischen Versuch, ein satyrisches Epos „Die Kartoffel" streng nach den klassischen Regeln eines Boileaus gemacht hatte, den nicht minder kühnen Ver» such einer Übersetzung deutscher Balladen von Bürger und Schiller und einer ästhetischen Krönung der zwei Dichterfürsten in einer akademischen Studie: „Goethe und Byron" wagte. Wie gering auch der Wert dieser Arbeit an sich sein mag, sie ist doch außerordentlich wichtig, für die Entwicklung des Dichters selbst, wie für die Geschichte des Einflusses der deutschen Poesie auf die polnische Romantik. Schon als Student in Wilna studiert Mickiewicz eifrig Goethe und gibt sich ganz seinem Einfluß hin. Goethe und Byron waren die Leitsterne seiner poetischen Schaffenskraft in nächster Zeit; unter ihrem Einfluß steht das erste

große Werk: „Die Totenfeier" (Dziady) und das epochemachende Epos in zwölf Gesängen „Herr Thaddäus".
Von den Zeitgenossen des slawischen Dichterfürsten, die mit ihm die gleiche poetische Entwicklung durchgemacht, hat keiner den Einfluß Goethes so sehr empfunden wie Mickiewicz. Aber auch sie konnten diesem mächtigen Einfluß sich nicht entziehen. Man kann wohl sagen, daß ohne den „Faust" weder die „Toten» feier" noch die dramatischen Dichtungen gleicher Richtung von Garczynski, Slowacki, Krasinski möglich gewesen wären. Diese Form des dramatischen Frag» mentes mit philosophischem Inhalt wurde in der polnischen Literatur überaus be» liebt. Genau beinahe so wie George Sand und die Franzosen überhaupt, sahen sie in Goethe nur den Künstler und rühmten vor allem seinen großen Verstand. Es bleibt dabei merkwürdig, daß keiner der jungen Romantiker den polnischen Faust, den „Herrn Twardowski", welchen einzelne Gelehrte sogar zum Ahnherrn des deutschen machten, zum Vorbild eines philosophischen Dramas sich erwählt hat. Mickiewicz hegte diesen Plan, aber er führte ihn nicht aus. Seine aus ver» schiedenen Übersetzungen bekannte Ballade „Frau Twardowska", in der Mephisto als ein Teufelchen „im Frack aus deutschem Land" vorgeführt wird, ist allerdings mehr eine humoristische Satnre, als eine echte Volkssage. Solche Dichtungen aber, die in der Form und auch wohl in der geistigen Richtung den deutschen Faust-gedanken fortspinnen, hat nun die polnische Literatur aus der Blütezeit der Romantik in beträchtlicher Anzahl. Von den ersteren ist zunächst Stefan Garczynski (1806—1833), ein Schüler Hegels, zu nennen, der dessen philo» sophische Ideen und die patriotischen Stimmungen seines Volkes in einem groß angelegten epischen Gedichte „Waclaws Taten" verschmolzen hat, das man ebenso wohl eine Fortsetzung der „Dziady", wie eine Ergänzung zum Goetheschen „Faust" nennen kann.
Die zweite Phase der polnischen Romantik steht ganz unter dem Banne der Revolution. Ihre Poesie hat ein brennendes Kolorit und eine ausschließlich patriotische Färbung. Ihre bedeutendsten Vertreter sind Iulius Slowacki (1809 bis 1849) und Sigmund Graf Krasinski (1802—1859). Slowacki hat in seiner Iugend deutschen Einfluß erfahren. Mit seinem besten Universitätsfreund Ludwig Spitznagel in Wilna, eine Art von Werther, der sich später aus unglücklicher Liebe zu einem zwölfjährigen Mädchen erschossen hat, las er damals die alten und neuen Dichter, auch Goethe und Klopstock. Sein geniales Werk „Kordyan", das in die Reihe der fantastischen Dichtungen tritt, trägt starke Spuren von dem Einfluß Goethes an sich. „Kordyan" hat in Wirklichkeit etwas von einem polnischen Faust oder Werther in sich, der durch den Patriotismus aber wiedergeboren ist, welcher sich ein bestimmtes Lebensziel steckt und dieses mit größter Märtyrer»Auf» opferung des eigenen wie anderen Lebens verwirklicht. Und nicht ohne Berech» tigung hat ein scharfsinniger Kritiker über das geniale Werk gesagt, daß die eine Hälfte dem „Werther", die andere dem „Manfred" Bryons nachgebildet sei.

Bei Krasinski begegnen wir einer seltsamen Anschauung mit bezug auf
Goethe. Er ist wie Slowacki ein unbedingter Verehrer Schillers, von dem er sagt:
,,. . . Ich sehe lieber eine Tragödie Schillers auf der Bühne, als alle von Shake»
speare" oder .,. . . Schiller schreitet einher wie ein Halbgott, wie ein Apoll von
Belvedere, mit erhobener Stirne." Der „Faust" dagegen beschäftigt ihn über»
haupt viel. Und seine großen metaphysischen Dichtungen, der „Irydion", sowie
die „Ungöttliche Komödie", deren jede eine philosophische Theorie darstellt, in
Bildern gedacht, welche in bezug auf diesen Grund eine tief symbolische Bedeu»
tung haben, verraten deutlich den Eindruck, den der „Faust" auf ihn hervor»
gebracht hat. Sein Massinissa im „Irydion" ist ein antiker Mephisto, eine sym»
bolische Personifikation des bösen Prinzips, jener Finsternis, ohne die es freilich
kein Licht gibt. Und auch die „Ungöttliche Komödie" birgt in dem Kampf der
zwei großen Weltanschauungen die Elemente, welche in dem zweiten Teil des
„Faust" zum Sieg der Idee führen. Dort ist es das „ewig Weibliche", hier die
„christliche Liebe", die den irrenden Menschen heranziehen und den Kampf also
beenden soll; „Faust" und „Hamlet" sind daher unstreitig die Vorbilder, nach
denen seine Dichtungen entstanden.
Mit Krasinski ging die polnische Romantik zu Grabe. Sein fanatischer Auf»
ruf: „Geht unter meine Lieder, steht auf meine Taten!" war der Grabgesang der
Romantik. So verstummten in den folgenden trüben Tagen Sang und Saiten»
spiel bei den Polen; denn wie konnten sie das Lied der Heimat singen auf fremdem
Boden? Als dann aber eine neue Zeit heraufdämmerte, war der unmittelbare
Einfluß Goethes nicht mehr so wirksam wie in den Tagen, da die Sonne von
Weimar mit ihren Strahlen eine ganze Kulturwelt erhellte und selbst durch das
Dickicht der polnischen Urwälder und endlosen Steppen bis nach den sibirischen
Eisfeldern Licht gesendet hatte. Ie weniger aber der geistige Einfluß auf die
Dichter heilbringend war, desto tiefer und nachhaltiger wirkte fortan in dieser
neuen Epoche Goethe auf das polnische Volk.
Rekapitulieren wir noch einmal am Schlusse unserer Wanderung durch die
Literatur Polens die Bedeutung des Einflusses, welchen Goethe auf ihre lite»
rarische Entwicklung ausgeübt, so ergibt sich als Resultat dieser Betrachtung die
Tatsache, daß Goethe einen wesentlichen Eindruck auf die Poesie der Romantik
hervorgebracht hat. Eine nachhaltige Wirkung hat sein „Faust" geübt, indem er
eine Reihe dramatischer und epischer Gedichte weckte, die seinen Grundgedanken
fortzuspinnen und auf das Besondere zu lenken bestimmt waren. Daher ist sein
Siegesgang durch die Weltliteratur, deren Strömungen alle sein Bild in ihrem
Spiegel tragen, auch ein Siegesgang des deutschen Geistes, der alle Völker und
Sprachen zu einem großen Weltgespräch am deutschen Herde versammelt hat.

Rudolf Goette:

Das Erwachen der germanischen Personlichkeit im frühen Mittelalter/)

Aus einer im Entstehen begriffenen Deutschen Geschichte.

Für das germanische Geistesleben der Wanderzeit läßt sich aus Briefen mancherlei wertvolle Erkenntnis schöpfen. Einige Erzeugnisse der spätlateinischen Poesie sind gleichfalls von Bedeutung, denn das Latein war damals im Abend« lande allerwärts eine lebende Sprache, an deren Äußerungen auch der deutsche Geist bis zu einem gewissen Grade teilnahm. Durch die erwähnten Quellen wird das Gemütsleben des Zeitalters lebhaft und warm beleuchtet; sie bezeugen eifrige Pflege der Persönlichkeit und erschließen Gebiete, die man bisher vielleicht zu wenig beachtet hat. Etwas Neues ist in die Gedankenwelt der Antike ein» gedrungen: christliche Gesinnung vertieft die Beziehungen zwischen einzelnen Menschen, verknüpft die beiden Geschlechter mit zarten geistigen Banden und belebt verwandtschaftliche Gefühle. Nicht alles ist echt: rednerische Floskeln, ein» geflochtene Stellen aus heidnischen Schriftstellern unterbrechen die Laute des Herzens; aber diese Herzenstöne sind vernehmbar genug. Bestimmte Formeln des brieflichen Verkehrs haben sich herausgebildet. Der Schreiber pflegt den Über» bringer des Briefes zu empfehlen; er erkundigt sich nach dem Wohlergehen des Empfängers und oft auch seines Herrschers; er bewirbt sich um die Fürbitte seines Freundes bei Gott, wenn dieser dem geistlichen Stande angehört. Mancherlei Gaben müssen der freundschaftlichen Gesinnung dienen; Früchte, Blumen, Speisen, die der Beschenkte liebt, bekunden zärtliche Teilnahme; kunst» verständige Frauen schmücken Handschriften biblischer Bücher für ihren geistlichen Berater mit Goldbuchstaben.

Für das sechste Iahrhundert gewahrt im Merowingerreiche der Kreis des Venantius Fortunatus und der h. Radegunde von Thüringen Einblick in gesteigertes Empfinden der Persönlichkeiten. Diesem Kreise gehört Gogo a», der Leiter einer Hofschule, der Erzieher des austrasischen Königs Sigibert oder seines Sohnes Childebert II. Von dem Dichter Fortunatus wird der vielvermögende Hofmann in einer farbenreichen Epistel umschmeichelt. „Wellt Gogo," heißt es da, „etwa fröhlich im Saale der Pfalz, wo ihm die versammelte Hofschule mit

*) Quellen und Litexatur. Klon. <3«rm. Lpiztola« III. — ülon. ü«rm. ^uctore« lmti<zui»«lml IV. — Klon. N«rm. Hpistolao IV. — Mar Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters I. München 191l. — Albert Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I. 3/4. Auflage. Leipzig 1904.

folgsamer Liebe Beifall spendet?", und der Dichter begleitet dann seinen Freund in Gedanken durch alle Abwechselungen des Herrenlebens. Gogo ist ein edler Franke von rhetorischer Bildung, der gelernt hat sich in schwülstigen Wendungen zu ergehen, aber auch wahre Empfindungen äußert. So schreibt er an den Herzog Chamingus: „Ich empfinde im Innern des Herzens den Reiz Deiner Freundschaft, daß Du mir niemals abwesend bist, sondern immer mit innerer Anschauung umfangen wirst. Die Weite der Länder, die dazwischen liegen, vermag uns nicht zu trennen, weil die alte Anhänglichkeit uns durch persönliche Verknüpfung nahe bringt." Eine Klage über die Weite der Entfernungen und die Betonung des geistigen Beisammenseins wird damals zum typischen Ausdruck freundschaftlicher Empfindungen. Venantius Fortunatus kann nach allem, was wir von ihm wissen, kaum ein Germane sein; er wurde nach 530 bei Treviso geboren und wuchs in Ravenna auf, das ihm eine rhetorische Bildung gab. Er zeigt aber eine schwärmerische Art des Gefühlslebens, die mit dem echten Romanentum nicht zu» sammenstimmt; ohne jede Frage ist er von germanischer Art beeinflußt. 565 hat er seine Heimat verlassen, die Rheinlande besucht und sich dann nach Gallien begeben; 56? lernt er in Poitiers die thüringische Königstochter Radegunde kennen; dort bleibt er und unterhält als weltlich gebildeter Presbyter mit Rade» gunde und ihrer Pflegetochter Agnes, der Äbtissin des Klosters, einen innigen, erst durch den Tod der beiden Frauen beschlossenen Verkehr. Zu Gregor von Tours steht er in nahen Beziehungen. Als Bischof von Poitiers muß Fortunatus bald nach 600 gestorben sein. Er war ein Mann, der sich anzubiedern verstand. Gedichte auf Sigibert und Brunichilde, auf Charibert, Chilperich und Fredegunde und manche andere, die er weltlichen und geistlichen Großen widmete, sind wert» lose Lobhudeleien. Aber der Dichter läßt auch die Saiten inniger Empfindung erklingen. Sein Klagelied über den Tod der unglücklichen westgotischen Königs» tochter Galswintha, die Chilperich erdrosseln ließ, rührt und ergreift noch heute. Besonderer Beachtung wert ist der Verkehr, den er mit Radegunde und Agnes unterhielt; es ist ein früher Minnedienst, der den Weltpriester und die beiden Nonnen zwei Iahrzehnte lang in enger geistiger Gemeinschaft verband. Rade» gunde ist „die nährende Mutter", an deren Wohlergehen der Dichter mit in» brünstiger Verehrung anteil nimmt. Er sendet ihr mit Wünschen Veilchen aus seinem Garten und bittet sie, ihm vom Paradiese die Rechte zu reichen. Er be» gleitet sie in Gedanken, wenn sie nach ihrem Gelübde fastet und sich einschlilßt: „Zu schnell verbirgst du das Licht unsern Augen, denn ohne dich werde ich zu sehr von der lastenden Wolke bedroht. Von allen abgeschlossen, wirst du von einem Gelaß umfangen; uns schließest du in Wirklichkeit ein, die du außen stehen läßest." Als sie zurückkommt, begrüßt er sie mit den Worten: „Die du mit dir genommen hattest, die Freude bringst du zurück. Du läßest mich den Ostertag zweimal feiern. Der Apfel» und Birnbaum streut angenehme Düfte umher, aber mir tragen sie mit der neuen Blüte schon Früchte. Obgleich der leere Acker mit

keinen Früchten geschmückt ist, leuchtet alles in Fülle, da du zurückkehrst." „Durch Radegunde und Agnes, die Äbtissin, erfüllt das Volk den Willen des Himmels. — Indem ihr die jungfräulichen Chöre den heiligen Willen lehrt, verteilt ihr Schatze des ewigen Lebens." Was man an dem Minnesang des hohen Mittelalters jetzt immer deutlicher erkennt, zeigt sich auch hier: Christliche Vorstellungen leiten hin» über zu einer überschwenglichen Verehrung menschlicher Persönlichkeiten. — For» tunats Zärtlichkeit gegen Agnes ist nicht gering. Er nennt sie: „Meine Mutter der Ehre nach, in meiner Liebe süße Schwester, für die ich treue Hingebung im Herzen hege, in himmlischer Neigung, ohne irgend ein körperliches Verschulden. Christus, Petrus, Paulus, Maria sind Zeugen, daß du mir nicht anders vor Augen und im Sinne stehst, als wenn du meine leibliche Schwester Titiana wärest, und als ob uns zusammen die Mutter Radegundis in ihrem keuschen Schoße geboren hätte." Die Frauen senden ihm Gaben von mancherlei Art: verschiedene Speisen, Fleisch, Kohl, Eier, Milch, Äpfel. Er dankt mit Versen und kleinen Auf» merksamkeiten. Bis in die Küche begleitet seine Muse die Tätigkeit der Freun» dinnen, wie sie den Herd schüren und im Schweiße den Schwestern zwischen Wasser und Feuer die Kost bereiten.

Von solchem Verkehr sind zwar für jene Zeit Fortunats Gedichte fast der einzige künstlerische Niederschlag. Aber dergleichen wäre nicht möglich gewesen ohne eine besondere Stimmung gewisser Kreise, die einen Freundschafts» und Liebesdienst verlangte und begünstigte. In den Gelegenheitsdichtungen des zärt» lichen Mannes zeigt sich eine Rücksicht auf weibliches Empfinden, wie sie der Antike unbekannt ist. Bis an den Thron der harten Brunichilde erklingen die Harfentöne sanfter Schwärmerei; der Einfluß der Frau bringt im Zeichen des Christentums germanische Gefühlstiefe in den Verkehr hinein. Freilich vertrug sich dergleichen doch nicht so ganz mit der klösterlichen Ordnung; nach dem Tode der Äbtissin Agnes brechen Unruhen und Zerwürfnisse in ihrem Kloster aus.

Das siebente Iahrhundert war besonders rauh und hart; der Geist der Iro» Schotten ward mächtiger in der Kirche des Abendlandes; die großen Herren gingen auf im Trachten nach Macht, Gewinn und Genuß. Doch nachdem sich das Christentum unter den Angelsachsen durchgesetzt hatte, ward Britannien zum Boden eines neuen Geisteslebens, das mit Aldhelm von Malmesbur» beginnt und in Bedas Kirchengeschichte der Angelsachsen, dem wertvollsten Geschichtswerke des früheren Mittelalters, seinen Höhepunkt erreicht. Süßliche Schwärmerei erfüllt Aldhelms schwülstige, vor 690 entstandene Prosaschrift zum Lobe der Iungfräulich» keit, ebenso wie das immerhin eher genießbare Werk, das denselben Inhalt noch einmal in dichterischer Fassung darbietet. Ein Verehrer der Gelehrsamkeit und der Muse Aldhelms war der junge Wnnfrith, der spätere Bonifatius. Der er» folgreichste Prediger christlichen Glaubens in deutschen Landen war auch ein treuer Freund und Berater der Seinigen. Ein ansehnlicher Kreis von Ver» wandten und Landsleuten pflog Verkehr mit dem Gottesmanne, und nicht wenige

Briefe, die er empfing und schrieb, sind Denkmäler inniger Bande, die ihn mit der Heimat verknüpften. Frauen haben ihm mehr als schwesterliche Zuneigung entgegengebracht, ihm gern ihre Schmerzen anvertraut. Die Spuren dieses Ver» kehrs reichen von der Zeit seines ersten Auftretens in Deutschland bis zu seinem Tode. Im Beginne seiner Wirksamkeit auf dem Festlande (zwischen 716 und 720) schreibt ihm Egburg: „Ich bekenne mich zur Süßigkeit Deiner Berührung; aber da ich durch den innern Menschen gekostet habe, bleibt ein Geschmack von Honig» süße in meinen Eingeweiden zurück. Wenn ich nun auch um Deinen leiblichen Anblick betrogen bin, werde ich Deinen Nacken doch immer mit schwesterlicher Umarmung umstricken." Um dieselbe Zeit oder etwas später schreiben die Äbtissin Eangyth und Heaburg gemeinsam von ihrem Verlangen nach Rom zu gehen: „Uns Ängstigt ferner Armut und Mangel an zeitlichen Dingen und die Enge unserer Scholle; außerdem die Feindseligkeit des Königs, weil wir bei ihm von denen angeklagt werden, die uns beneiden. Dazu kommt der Dienst für König, Königin, Bischöfe, Prafekten, Mächtige und Grafen. Wir haben weder Sohn noch Bruder, Vater noch Vaterbruder andere (Verwandte) sind auf dem heimischen Boden verschieden andere haben die heimischen Gestade verlassen, sich dem Meere anvertraut und das Gebiet der Apostel Petrus und Paulus und so vieler Märtyrer erstrebt. — Ieder Mensch, der von Unglück heimgesucht wird, sucht Hilfe bei einem treuen Freunde, auf dessen Rat er vertraut. An wen sollen wir uns wenden? Wir vertrauen darauf, daß wir in Dir jenen Freund gefunden haben, den wir begehren." Damals beglückwünschte eine Äbtissin Bugga Bonifatius zu seinen Erfolgen in Friesland; sie ist überzeugt, daß keine Entfernung ihren Geist der Obhut seiner Liebe entreißen kann. Diese Bugga soll nach Loofs un- sicherer Vermutung dieselbe sein wie Egburg und Heaburg. Um 725 beantwortete Bonifatius Buggas Frage, ob sie auswandern dürfe: „Besser scheint es mir, daß Du, wenn Du der Laien wegen die Freiheit ruhiger Betrachtung in dem Vaterlande durchaus nicht haben kannst, durch Wanderung die Freiheit der Betrachtung er» wirbst, wie es unserer Schwester Wiethburga gelungen ist." Doch möge Bugga warten, bis Rom wieder von den Angriffen der Sarazenen sicher sei. In einem andern Briefe tröstet Bonifatius sie, die das Kloster verlassen hat, in ihrem Alter jedoch häufigere und stärkere Anfechtungen erdulden muß. — Bugga ist dann mit Bonifatius zusammen in Rom gewesen, ist nach Britannien zurückgekehrt und hat Beziehungen zwischen dem Erzbischof und König Aethilbert von Kent vermittelt. Die innigste Freundschaft hat ja Bonifatius mit seiner Verwandten Leobgnth oder Lioba verkettet, die ihm später nach Deutschland gefolgt ist. Nach 732 hat diese einen rührenden Brief an ihn gerichtet: „Ich bitte Deine Gewogenheit, der früheren Freundschaft zu gedenken, die Dich schon mit meinem Vater verband, dessen Name Dynne ist, welcher jetzt vor acht Iahren verschieden ist. Für seine Seele wollest Du zu Gott beten. Auch empfehle ich Dir das Gedächtnis meiner Mutter, die Aebbe heißt, die mit Dir, wie Du weißt, durch verwandtschaftliche

Bande verknüpft ist und bis jetzt tätig lebt und lange stark von der Hinfälligkeit des Alters heimgesucht wird. So bin ich die einzige Tochter der beiden Eltern; möchte ich doch, wenn auch unwürdig, Dich an Bruders Stelle aufnehmen, weil ich zu keinem Menschen meines Geschlechtes ein solches hoffnungsfreudiges Ver» trauen empfinde wie zu Dir. Die bescheidenen Geschenke habe ich Dir gesandt, nicht als ob sie Deiner Erhabenheit würdig wären, sondern damit Du die Er» innerung an meine Kleinheit bewahren mögest." Im Hinweis auf die — leider — beigefügten Verse beklagt sie, daß ihrem Verlangen, die anmutige Kunst zu üben, Bonifatius' Hilfe gefehlt habe. — Zwischen 732 und 742 bitten des Erz» bischofs Mitarbeiter Denehartus, Lullus und Burghardus die Äbtissin Cune» burga um ihr Gebet. „Wir wünschen die Geneigtheit Deiner Würdigkeit zu er» fahren, die wir Dich vor andern Frauen im Schreine unseres Herzens mit Liebe umschlingen." In dieser Wendung ist also bereits das beliebteste Bild des volks» tümlichen Minnesanges ausgeprägt. Lul, des Bonifatius hervorragendster Mit» arbeiter, schreibt an eine Äbtissin und an eine Nonne: Als er die heimischen Gestade verlassen habe, um in Rom an den Gräbern der Apostel zu beten, sei er von einer Schar von Verwandten begleitet gewesen. Er ist allein zurückgeblieben, von Krankheit heimgesucht; der Körper ist nicht mehr rüstig wie früher, sondern er wird — Dank dem lieben Flagellator — an allen Gliedern gequält und er» schüttert. Er erinnere sich der sorgsamen Pflege, die er bei gleicher Gelegenheit in früherer Zeit durch seine Freundinnen gefunden hat. Er schickt ihnen Verse, Früchte des Unterrichts in der dichterischen Kunst, den ihm Bonifatius angedeihen ließ. — Zwischen 757 und 786 schreibt eine Nonne aus der Fremde an einen Klosterbruder: „Was ist es, mein Bruder, daß Du so lange Zeit vergehen lcißest und zögerst zu mir zu kommen? Warum denkst Du nicht daran, daß ich allein bin in diesem Lande und kein anderer Bruder besucht mich, auch keiner meiner Ver» wandten findet den Weg zu mir? Wenn ich mir kein Verdienst erworben habe, konntest Du die Rechte der Zärtlichkeit und Verwandtschaft ganz vergessen? O Bruder, mein Bruder, wie konntest Du meine Nichtigkeit durch Dein Aus» bleiben Tag und Nacht mit Schmerz, Wehklagen und Traurigkeit heimsuchen? Weißt Du denn gar nicht, daß ich Dir keinen von allen Lebenden vorziehe? Leider kann ich Dir nicht alles brieflich sagen. Doch ich halte es für gewiß, daß Du Dir keine Sorge machst um meine geringfügige Person."

Auch in den Überlieferungen des karolingischen Kreises sind Spuren der Per- sönlichkeitspflege zu erkennen. Der schreibselige Alkuin hat gern Verkehr mit den Frauen des königlichen Hauses unterhalten. Der Schwester des Kaisers, Gisla, und der Prinzessin Rodtrud widmet der Angelsachse seine Erklärungen zum Iohannesevangelium. Seine Schriften werden von den Frauen mit Sehnsucht erwartet. Gisla und Rodtrud schreiben ihm (800): Nachdem wir, verehrungs» würdiger Meister, etwas von Deiner honigsüßen Kunde der h. Schrift erlangt haben, empfanden wir von Tag zu Tag Verlangen nach diesem heiligen Lesen. —

Zweierlei Bekümmernisse stören die Freude unserer Kleinheit. Die erste ist, daß wir so spät von dem Werke Eures Fleißes erquickt werden, die zweite, daß Eure weite Entfernung von uns unserm Wunsche entgegensteht. Aber wir flehen Eure Frömmigkeit an, teuerster Doktor, daß Ihr uns nicht mit der Leuchte Eurer Wissen» schaft im Stiche laßt. Du wirst uns Dich selbst durch einen Brief näher bringen können, damit Deine Stimme vernommen werde im geheimen Verlangen unseres Herzens. — Bester Doktor, verweigere Dich uns nicht. Bewässere mit der Welle der heilbringenden Quelle die dürstenden Brüste unserer Kleinheit." — Im nächsten Frühjahr macht Alkuin den beiden Fürstinnen von Tours aus freund» schaftliche Vorwürfe, daß sie ihm nicht schreiben, und klagt über seine Gebrechlich» keit. — Alkuin kannte übrigens die karolingischen Prinzessinnen. Er deutet auf das allzu lustige Treiben am königlichen Hofe hin, wenn er um 801 in väterlicher Be-sorgnis seinen ehemaligen Schüler Nathanael mahnt: „Die gekrönten Tauben mögen nicht an Deine Fenster kommen, die durch die Kammern des Schlosses fliegen, noch mögen die ungezähmten Pferde die Türen der Kammern des Schlosses erbrechen; bekümmere Dich nicht um tanzende Bären, sondern um psallierende Kleriker." Die Briefe, die Alkuin an den Herrscher richtet, erheben sich öfters zu überschwenglicher Verehrung und Freundschaft. Auch sonst gehört die Pflege inniger, freundschaftlicher Beziehungen zu den Zügen, die uns das Bild Alkuins näher bringen, dem im übrigen starke Eigenart fehlt. Zu der mehrfachen Ver» wendung für die besiegten Sachsen hat ihn wohl nicht nur menschliches Empfinden, vielmehr auch landsmännisches Gemeingefühl getrieben, in dem er sich mit Bonifatius begegnet.

Der Liebes» und Freundschaftsdienst des frühen Mitteltalters, der mit den angeführten Äußerungen gekennzeichnet wurde, ist vornehmlich ein Erzeugnis germanischer Denk» und Empfindungsweise, die aber befruchtet ward von der Bildung einer untergehenden Welt. Es sind Erscheinungen, die sich in das Fach eines Zeitalters typischen oder auch konventionellen Empfindens nicht gut ein» ordnen lassen. Sie sprechen somit gegen die Lamprechtsche Gliederung der deutschen Geschichte durch den Erweis, daß diese Gliederung den Tatsachen nicht gerecht wird.

Theodor Kappstein:
Zwei Propheten des einigen Deutschland.
I. Paul de Lagard e.
Ein Volk sein heißt eine gemeinsame Not empfinden. Ein Volk sein heißt
leben gegen eine Welt von Feinden, bereit für Freiheit und Ehre des Vaterlandes
zu sterben.
Lagarde, das bis 1914 starke belgische Fort, von dessen Uneinnehmbarkeit
der Baumeister Vauban und alle unsere Gegner bis jenseits des Kanals überzeugt
waren, sah in den begnadigten Augusttagen die zerschmetternde Niederlage des
15. französischen Armeekorps mit Verlust einer Fahne, zweier Batterien, von
vier Maschinengewehren und 700 Gefangenen. Lagarde als Schlachtenort trat
damit in die Ehre der Geschichte des Weltkrieges dieser denkwürdigen Iahre ein.
die über die Karte Europas für 100 Iahre die Entscheidung treffen. Doch Lagarde
hatte längst für unser geistiges Ohr einen deutschen Klang gehabt, ehe das
feindliche Lagarde Deutschland die erste welsche Fahne zutrug: Paul de
Lagarde, geboren in Berlin als Sohn des Oberlehrers Bötticher im Jahre
1827, gestorben als Orientalist in Göttingen 1891 — den eine Schwester seiner
Großmutter adoptierte, um den Namen Lagarde nicht aussterben zu sehen —,
ist ein deutscher Prophet gewesen: ach, daß er dieser Zeiten brausende Erfüllung
nicht mehr schauen darf!
Lagarde war ein deutscher Prophet durch die Einschau, Gewaltigkeit und
Einseitigkeit seiner Seele. Ieder Prophet hat ein Bild geschaut, das nahm
Besitz von ihm wie die deutschen Soldaten von der belgischen Festung, und er kann
nicht mehr davon lassen. Cr besitzt es, es besitzt ihn, er ist davon besessen. Dies
innere Gesicht ist fortan sein Kanon für Großes und Geringes, für Weltliches und
Außerweltliches, für Staat und Gesellschaft, Kirche und Kultur. Auf diesen
Augenpunkt stellt er alles ein; so will er alle Erscheinungen ordnen, so muß er sie
bewerten. Ieder Prophet will bekehren; ihn brennt's an seinen Wanderschuh'n,
das innere Feuer muß heraus, der heilige Eifer frißt ihn auf.
Todesmutig ging Lagarde seinen schweren Schicksalsweg, als er der not»
wendigen Operation durch seine organische Erkrankung gewiß ward, der ärztlichen
Rettung ebenso ungewiß blieb. Er hatte sein Haus bestellt, doch kein Schatten
trübte seine Seele; dem stillen Heldentum der Arbeit blieb er treu hingegeben —
und diese herbe und holde Freundin seiner Tage und Nächte segnete ihn mit dem
Kuß des Friedens.
Die Germanen, wie sie Lagarde mit dem Schmerz der Liebe zeichnete, sind
Freunde der Freiheit und darum Aristokraten im besten Wortsinne, Wandervögel,
und darum haus» und heimatfroh, Träumer und darum nach Taten durstig. Die

Staatsmänner sollten, so rief er ihnen vor Iahrzehnten zu, einmal auf diese Eigen» schaften des deutschen Volkes einen Reim suchen, der Erfolg würde überraschend sein. Erleben wir nicht seit 1914 diese selige Überraschung? Der Staat steht zur Nation in demselben Verhältnis wie die Frau des Hauses zum Hausherrn — er hat alle Äußerlichkeiten zu besorgen, damit sie das wirklich Wesentliche des Lebens mit ungeteilter Aufmerksamkeit ins Auge fassen und in die Hand nehmen kann. Das sei besser als „Politik" und „Diplomatie" — Lagarde haßte sie beide —, statt der „Treue gegen verbriefte Mißbrauche" ganzes Werk, das auf einmal aufräumt und das Volk vor einen neuen Anfang stellt! Er schüttelt sich vor Unmut: Männer begehren Arbeit, fort mit all den Spielereien! „Lieber Holzhacken als dies nichtswürdige zivilisierte und gebildete Leben weiter leben; zu den Quellen müssen wir zurück," sagt er feierlich, „hoch hinauf in das einsame Gebirge, wo wir nicht Erben sind, sondern Ahnen." Das Vaterland ist ein sitt» liches Gut; Deutschland ist die Gesamtheit aller deutsch empfindenden, deutsch denkenden, deutsch wollenden Deutschen — für die Eristenz, das Glück, die Zu» kunft des Vaterlandes erachtet sich jeder in jedem Augenblick persönlich verant» wortlich — „jeder ein Held und ein Befreier, wenn er es tut." Die Nation lebt nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft.

Lagarde verwies mit dem Schwersinn des eigenrichtigen Propheten wieder» holt darauf: Die Deutschen sind die am lebhaftesten gehaßte Nation Europas. Moltke fand dafür im Reichstag das diplomatisch umschreibende Bild: daß die Familie Posa allerorten zusammenhänge, sei ebenso selbstverständlich, wie daß, wer von Deutschland Vorteile erwarte, nicht laut gegen uns spreche. Die kluge Frau von Sta?l erkennt in ihrem Werk über Deutschland die Überlegenheit des Deutschen in seiner Unabhängigkeit des Geistes, in seiner Liebe zur Einsamkeit, in der Eigenartigkeit der einzelnen Menschen. Mußte Lagarde klagen, daß von diesem Kernwesen in Deutschland nach dem französischen Krieg gar wenig zu erleben sei — so stehen wir seit dem Weltkrieg mitten inne in dem wunderbar er» greifenden Bereitsein eines reifen einmütigen Volkes. Diese Ursprünglichkeit der Deutschen warf manche Kleinmenschlichkeit von sich ab. Die deutsche Nationalität, so tröstete sich Lagarde, ist eine Kraft, welche nicht gewogen, geschaut, geleitet, beschrieben werden kann; welche da ist, wann sie wirkt, welche überall da ist, wo in Deutschland etwas wächst und gedeiht. Mit herzlichem Verstehen verteidigt er die deutsche Iugend — nicht fehle ihr der Idealismus, wohl ater mangeln der Zeit die Ideale. „Wo unsere Iugend nur von ferne Zukunft in der Gegenwart ahnt, da dient sie dieser Zukunft. Sie dient unsichtbaren, ungreif» baren, unerweisbaren Mächten — sie glaubt, sie hat ein Ideal." Wie hat dem treuen Eckart die Erhebung der deutschen Iugend, über die er sich schon 1870 freute, in unserem Erleben Recht gegeben mit den anderthalb Millionen Kriegs» freiwilliger und in dem Geist der Soldaten! Wie Worte vom heutigen Tage hören wir die Zukunftsstimme des Sehers von Göttingen: „Marschiert Deutsch-

land für . . . Elsaß-Lothringen, für (ich sage nicht, wofür noch) — stumpfe
Naturen werden sofort schneidig, schlaffe sofort spannkräftig. Eine große Zeit
erweist sich dadurch, daß die Blinden zu sehen, die Tauben zu hören, die Lahmen
zu gehen anheben. . . Aber der Krieg muß da sein, die Fahnen müssen wehen,
die Trompeten geblasen werden. Die Iugend will Krieg für ein konkretes Ideal
führen, sie will Gefahr, Wagnis, Wunden, Tod. Die Iugend besteht aus Per»
sonen und will Persönliches. Die Iugend wird die Zukunft erleben, deshalb kann
sie nur von der Zukunft leben." Und es bleibt, so fügte er fromm hinzu, bei
der Bitte: Unser Brot für morgen gib uns heute; gib uns die dereinstigen
Besitzens in Freuden sichere, ehrfürchtige Hoffnung auf eines neuen, noch nie
dagewesenen Tages Licht und Arbeit!

Nationen entstehen für Lagardes Überzeugung nicht durch physische Geburts»
akte, sondern durch historische Ereignisse. Und da er zur Deutung dieser des
Waltens der Vorsehung nicht entraten kann, so werden die Nationen geschaffen,
sie sind „göttlicher Einsetzung". Nicht durch den regelmäßigen Gang der Natur
noch durch Zufall treten sie ins Dasein — so ist ihnen auch ein bestimmter Zweck
von ihrem Schöpfer als Lebensprinzip mit auf den Weg gegeben; ohne Erkenntnis
dieses nationalen Zweckes kann kein Volk leben. „Immer von neuem die Mission
seiner Nation erkennen, heißt sie in den Brunnen tauchen, der ewig? Iugend gibt;
.immer dieser Mission dienen, heißt höhere Zwecke erwerben und mit ihnen
höheres Leben" Nur die Nation ist für Lagardes Auge frei, deren Glieder innere
Zusammengehörigkeit besitzen, also von einer Idee beseelt sind. „Frei ist nicht,
wer tun kann, was er will, sondern werwerden kann, was ersoll. Frei
ist, wer seinem anerschaffenen Lebensprinzip zu folgen imstande ist. Frei ist,
wer die von Gott in ihn gelegte Idee erkennt und zu voller Wirklichkeit verstattet
und entwickelt."

Für unsern Propheten ist Deutschland das Herz der Menschheit. Nicht
wolle er müde werden zu predigen, daß wir vor einer neuen Zeit oder vor dem
Untergange stehen. Charaktere bilden sich an der Arbeit und an den Erfolgen
der Arbeit. Nach der politischen Klärung und Festigung von 1866 und 1870/71
wünschte er seinem Volke die innere Einheit durch „Rückgreifen auf den echt
deutschen Individualismus unserer Väter, der jetzt keinen Schaden mehr tun
wird, da er in festem Rahmen beschlossen bleibt, der jetzt unumgänglich ist, damit
die Form nicht des Inhalts entbehre".

Wenn Rußland und Frankreich, so formulierte seinerzeit Lagarde die
politische Zukunft, uns zwingen im Harnisch in der Sonne zu stehen, während wir
in der wollenen Iacke hinter dem Pfluge schreiten oder in der Werkstatt arbeiten
wollen; wenn Rußland sich weigert, für Geld und gute Worte unsere und Öster»
reichs Grenzen in der Richtung auf Kleinasien hin vorzuschieben, so werden wir
darauf denken, uns selbst zu helfen, „aber dann so gründlich, daß es
auf lange vorhält. Denn Kriege sind durchaus nicht in unserem Geschmack;

aber ein Krieg, der ordentlich geführt wird, macht den
zweiten, dritten und vierten unnötig." Dem eigenen Volk gab
sein Prophet dreierlei zu bedenken: 1. Viele gesetzlich zu regelnde Angelegenheiten
bieten keinen Raum für die Betätigung von Parteianschauungen, 2. konservativ
und liberal sind nur verschiedene Seiten nicht derselben Sache, aber derselben
Liebe; 3. die Zeit, welche vor der Geburt einer neuen Zeit oder vor dem Tode
steht, ist zu ernst, als daß man über Parteiunterschiede sich zu zanken Muße hätte.
„Den Notstand unserer Tage redet kein Wort aus, redet kein Seufzer aus, redet
kein Schweigen aus; mag in ihnen streiten, wer die Zeichen in den wind,
getriebenen Wolken nicht versteht und nicht bedenkt, was der Brand auch bei
uns zu zünden findet, der in den Nachbarhäusern binnen kurzem auflodern muß."
Wenn Lagarde diese unsere Tage mit ihrer gewaltigen Schönheit erlebte, wie
würde sein ahnungsschweres Gemüt in der Freude der Erfüllung seiner Ansage
sich erheben! Dabei wußte sich der national und „völkisch" empfindende Mann
fern jeder Anwandlung von Chauvinismus; das Deutschtum lag ihm nicht i»
Geblllte, sondern im Gemüte. Leibniz und Lessing als Slawen, Kant als Sohn
eines Schotten sind deutsch!
Paul de Lagarde ruht im Grabe; doch wir berufen seinen edlen hohen Geist
als Segensmacht in dem Ringen der Völker und in dem Aufstehen der Seelen
seit 1914. Und er entbietet uns mit seiner frommen Schlichtheit seinen Feld»
spruch und Heimatgruß: Ich lasse mir nicht ausreden, daß, wenn das Volk ernst
macht, Gott nicht noch heute seinen Tod zu schicken weiß, der ganze Dynastien,
wenn sie einem heiligen Willen nicht folgen wollten, bis auf den letzten Säugling
in ihr Erbbegräbnis versammelt; daß er nicht einen Sturm zu blasen verstehe,
der alles uns Schädigende, das wir mit unsern Kräften zu bemeistern unfähig
wären, in weite Fernen verwehe; daß er nicht einen Frühling senden könne, der
neue Blumen weckt und alte Bäume neu grünen macht . . .

II. Heinrich von Treitschke.

Nach der französischen Kriegserklärung 1870 rief Heinrich von Treitschke
als Professor der Geschichte in Heidelberg in ausbrechendem Soldatentrotz seinem
ihm eng befreundeten theologischen Kollegen Adolf Hausrath zu: „Welcher Er»
niedrigung sind wir entgangen! Hätte nicht Bismarck das Telegramm über die
Benedettigeschichte so geschickt redigiert, so hätte der König wieder nachgegeben."
Dieser nachmalige preußische Historiker von hohem geistigen Range erschien in den
Tagen der tosenden Volksbegeisterung auf dem Kriegskommers der Heidelberger
Studenten. Treitschke war der gefeierte Mittelpunkt, nachdem er in Feuer»
Worten die Iahre 1870 und 1813 in Parallele gestellt hatte. Sein getreuer Adolf
Hausrath, der dem schwerhörigen Eisenkopf in allen Nöten, die ihm sein Leiden
und sein Temperament zu gleichen Teilen schufen, selbstvergessen zur Seite stand,
schöpft aus lebendiger Erinnerung mit dem Bericht: „Gedanken und Bilder ließen

sich so wenig zählen wie die Perlen eines Glases Champagner. Aber sie berauschten. Schon bei seinem Eintritt war Treitschke am lautesten empfangen worden, jetzt aber drängten mit erhobenen Gläsern Hunderte herbei, alle wollten mit ihm anstoßen. Der Boden drohte zu brechen, die Decke zu stürzen unter den Hochrufen. Immer neue Wellen strudelten um ihn, wenn die alten sich verlaufen, und wollten sich nicht erschöpfen. . . In Treitschkes Mienen lag helle Freude an dieser warmherzigen Iugend, die in der Front sicher ihren Mann stellen werde, an sich dachte er nicht." Treitschke verlor bei Gravelotte seinen einzigen Bruder, Hausraths Gattin ebenfalls ihren Bruder, Preußens Volk ging schwarz. Doch aus Blut und Tränen stieg das Reich empor, als Ernte der heißen Saat.

Im Berliner Universitätsgarten steht Treitschke in Bronzeplastik, der Prophet an sein akademisches Volk im Professorentalar, mit dem leuchtenden Blick und dem stets zum Sprechen aus übervollem Herzen ungeduldigen Mund. Wie hundertmal haben wir als Berliner Studenten und als ältere Semester (bis zum iveißgruuen Haar) vor seinem Katheder im Auditorium marimum der Hochschule uns gedrängt, wenn er Politik vortrug oder deutsche und englische Geschichte — der taube Mann, dem wir die Hände zum Gruß in der Luft zusammenschlugen «der ihm mit Tüchern zuwinkten, wenn er mit seiner herben Wahrhaftigkeit uns packte oder mit seinem nationalen Furor uns peitschte!

Wegen seines patriotischen Glaubens an das Große Deutschland hatte sich der jugendliche Sachse mit seinem partikularistischen Vater, einem wackern General, überworfen; doch als Treitschke zur ersten Vorlesung nach der Kriegs» erklärung beflügelt schritt, da jubelte er: „Fichte hat einst seine Zuhörer in den heiligen Kampf mit den Worten entlassen: Siegen oder Sterben! Wir aber sprechen: Siegen um jeden Preis!"

Dem Reformator des deutschen Staates, Bismarck, trat Treitschke als sein Hutten zur Seite.

Am 19. Iuli 1895 stand Treitschke vor der Berliner Universität als ihr er» wählter Redner bei der silbernen Kriegserinnerungsfeier. Wir, die wir Zeugen jener Feststunde waren, werden den hinreißenden Eindruck der Persönlichkeit Treitschkes nimmer vergessen. Niemand von uns ahnte, daß der gewaltige Recke dort am Pult nur noch neun Monate zu leben habe, an dessen Stahlgesundheit nnd Hünenleib allerdings schon der Wurm tückischer Krankheit nagte. Desto trutziger straffte sich der eiserne Wille zu seinem Lebenswerk, und die ersten Schatten des organischen Leidens verschönten das Antlitz mit den wundervollen blauen Augen. Die „goldenen Tage unseres Lebens" nennt Treitschke die Zeit der Reichsvereinigung nach dem Kampf, Not und Iammer, da den Träumen und der Sehnsucht ihrer Iugend über jedes Hoffen hinaus die herrliche Erfüllung ivard. Doch bedürfe es meist einer langen Frist, bis sich ein Volk entschließe, das Große seiner Vergangenheit wieder im Großen zu sehen. Den glücklichsten aller Kriege nennt er den deutsch»französischen von 1870. „So, gerade so, unsehl»

bar wie der Hammer Thors mußte das deutsche Schwert schmetternd niederfallen;
so, wider alle Erfahrung, mußte das wandelbare Kriegsglück zur Unwandelbarkeit
gezwungen werden und Kranz auf Kranz um unsere Fahnen winden, wenn dies
bestverleumdete und bestverhöhnte aller Völker wieder die
rechte Stelle in der Staatenwelt erringen sollte."

Treitschke würdigt unsere frühere schwierige und verworrene Lage unter de?
Bundesverfassung; „im Ausland war unter Millionen nur einer, unser treuer
Freund Thomas Carlyle, der in dem Wirrwarr unserer Parteiung den
Adel der deutschen Volksseele liebevoll erkannte." Aus uns dürfe nichts werden,
das war allen klar; die Mitte des Weltteils sollte niemals erstarken, auf deren
Schwäche die alte Staatengesellschaft so lange beruht hatte. Die lächerlichen
Sanges» und Schützenbrüder standen auf! Es galt die freie Mündigkeit der
Nation, die in ihrer Zerrissenheit nicht wußte, wie stark sie war. Aus dem
brausenden Getöse der Volksversammlungen und des Straßenlärms, der Zeitungen
und der Flugschriften erklang übermächtig der eine Ruf: Wir müssen, wir werden
siegen. Wilhelm I., sagte damals Treitschke, war mehr als ein Heerkönig des
germanischen Altertums — „er war ein Held unserer Zeit, der gebietende
monarchische Führer einer ungeheuren demokratischen Massenbewegung, die alle
Höhen und Tiefen unseres Volkes erschütterte und, ihres Zieles sicher, über alle
Bedenken zaudernder Höfe im Sturme hinwegschritt."

Und damals wie heute, vor unsern staunenden Augen, fügte es die Not der
Zeit und die elementare Begeisterung dieses heiligen Volkes, das leben wird,
weil es zu sterben weiß: daß gleich bei Beginn des Krieges das Schuld»
buch deutschen Bruderstreites zerrissen, alle Sünden alten Haders abgetan wurden.
Und damals wie jetzt: „Mit einem solchen Heere ließ sich alles wagen." Den
Heeren Frankreichs fehlte von vornherein die Treue, das Vertrauen, der Rechts»
sinn — und der preußische Schrecken ließ sie erstarren. Selten, so urteilt der
Historiker, habe sich so klar gezeigt, „daß es der Wille ist, der in den Daseins»
kämpfen der Völker entscheidet, und in dem Einmut des Wollens waren wir die
Stärkeren." Frankreich stand, wie jetzt wiederum, nachdem es so oft unsern
innern Zwist genährt und gemißbraucht hatte, plötzlich der lebendigen Ein»
heit der Deutschen gegenüber; denn, so deutete Treitschke im Kastanien-
wäldchen, ein gerechter Krieg entfesselt alle natürlichen Kräfte des Gemüts,
neben dem Hasse auch die Macht der Liebe. Guter Wille, Ausdauer und Mannes»
zucht überwanden alle Schwierigkeiten, schreibt knapp Moltke; Treitschke vertieft
das Urteil: „In schlichter Demut, ohne viel Reden und Beten, beugten sich die
Männer vor dem Unerforschlichen, der auf dem Schlachtfelde die Halme mäht."
Wahre Gottesfurcht ist schamhaft.

Die anheimelnde Schönheit der deutschen Geschichte nannte es H. v.
Treitschke, daß wir nie einen jede Persönlichkeit niederdrückenden Napoleon
gekannt haben; freie Männer von fester Eigenart und sicherem Stolze sah 1870

— wird auch 1914/16 erweisen, die jeder in seimm Fache schalten können.
So lange es eine Geschichte gibt, das prägte uns jungen Menschen der preußische
Professor ein, haben die Massen des Volks das Gemüt und die Tatkraft allezeit
höher geschätzt als den Geist und die Bildung, die schrankenlose Volksgunst werde
immer nur den Helden der Religion und des Schwertes zuteil. Dort in Frank»
reich ward der erste Grunb gelegt zu jenem unsichtbaren deutschen Fürstenrate,
„der etwas anderes ist als der Bundesrat", der in keinem Artikel der Reichs»
Verfassung verzeichnet steht und doch handgreiflich wirkt. Die revolutionäre Idee
der deutschen Einheit erwies sich als Sieg der monarchischen Ordnung über
dynastische Anarchie. Und der beste Demokrat Ludwig Uhland behielt Recht mit
seiner Weissagung, es werde kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht
miteinem reichlichenTropfen demokratischen Öls gesalbt
sei. Deutschland und Österreich gestalteten sich aus dem Fluten der Völker im
Herzen Europas als Ertrag vielhundertjähriger Kampfe.
Mit ernsten Gedanken über Verfallsanzeichen der deutschen Kultur betrachtete
Treitschke im Iahre 1895 die Gegenwart — doch als habe er die wunderbare
Volkserhebung und den Aufstand der Seelen weissagen wollen, fügte er hinzu:
„Niemand darf sagen, daß er sein Volk wirklich kenne. Im Frühjahr 1870
ahnten die Frohesten selber nicht, daß unsere Iugend schlagen würde, wie sie schlug.
So wollen auch wir hoffen, daß heute in den Tiefen unseres Volkes verjüngende
Kräfte wirken, die wir nicht ahnen." ,
Das Heilmittel der Friedensschwärmer, die Abrüstung, lehnte der Real»
Politiker mit dem ruhigen Manneswort ab, das Schwert müsse behaupten, was
das Schwert gewonnen, dieweil durch Gewalt Gewalt überwältigt wird. „Noch
einige friedliche Iahre mehr" dürfen wir uns vielleicht erwarten, meinte vor»
sichtig abwägend Treitschke — es sind ihrer volle 19 geworden, fast zwei Jahr»
zehnte bis an die Zähne bewaffneten Friedens. „Und sollten jemals die Fahnen
des Adlers wieder flattern, dann — nimmer soll, das ihr vergossen, euer Blut
umsonst geflossen, nimmer soll's vergessen sein . . ."
Heinrich von Treitschke mußte von uns gehen, bald nachdem ihm Preußen
um seines freimütigen fünften Bandes der Geschichte des 19. Iahrhunderts willen,
der die Akten öffnete über Friedrich Wilhelm IV., das Staatsarchiv für die fernere
Zeit vaterländischer Geschichte sperrte. In diesen ehernen Tagen des
Völkerringens mögen wir ihn nicht missen in der Schar unserer geistigen Führer,
die unser reines Schwert segnen und die uns an jene leuchtenden Germanen»
Herzöge gemahnen, die einst Tacitus seinem sinkenden Rom beschwörend auf den
Schild erhob.

Dr. Hedwig Fischmann:
Die Kunstdenkmaler von Saloniki.
„Thessalonike ist nicht eine gewöhnliche Stadt, sondern eine Stätte der
Seligen!" So rühmt der schriftgelehrte Erzbischof Eustathius im 12. Iahrhundert
seine Metropole, sie, die gleich Rom, gleich Byzanz den Namen der Megalopolis
führte. Seit den Tagen, da sich das Schwergewicht des künstlerischen wie des
politischen Lebens im römischen Reiche nach dem Osten, nach der neuen Hauptstadt
am Goldenen Horn verschoben hatte und dem Bunde spätantiker und orientalischer
Kultur die byzantinische Kunst entsprossen war, hatte auch hier in der reich empor-
blühenden Handelsstadt, von der sich tausend Fäden zwischen Orient und Occident
spannen, die neue Kunst feste Wurzel geschlagen. Doch während sie sich in Kon-
stantinopel, in dieser Residenz eines üppigen Hofes mit seinem prunkvollen Zere-
moniell, einer doppelten Aufgabe gegenübersah und in den Dienst zweier Herren^
in den des mächtigen Cäsar und der bald nicht minder mächtigen Kirche trat, war
ihr Wirken in jener Stadt, die sich mit Stolz „ßlaria ortuoaoxiae" nannte, wo
einst der Apostel Paulus gepredigt und der heilige Demetrius den Märtyrertod
erlitten hatte, in erster Linie ein kirchliches. Noch heute geben die zahlreichen
byzantinischen Kirchen mit ihren bald massig wuchtenden, bald graziös empor»
steigenden Kuppeln, neben der bewegten Silhouette der mittelalterlichen, zinnen-
gekrönten Mauern, der Stadt ihr charakteristisches Gepräge. Ia, eine volkstüm-
liche Tradition will sogar wissen, daß die Stadt einstmals soviel Kirchen besessen
habe, wie das Iahr Tage. Ein gütiges Geschick hat viel von diesem kostbaren
Kunstbesitz Thessalonikes in all den kampfdurchtobten Iahrhunderten bewahrt und
auch die goldstrahlenden Mosaiken vor der Zerstörungswut der Bilderstürmer des
8. und 9. Iahrhunderts, wie vor dem gleichermaßen bilderfeindlichen Geist des
Islams herübergerettet bis in unsere Tage.
Nicht das gleiche gilt leider von den antiken Bauten und Kunstwerken, die
einst Thessalonike in so reichem Maße geschmückt haben, daß noch Reisende des
18. Iahrhunderts sie als die nächst Athen an antiken Kunstdenkmälern hervor-
ragendste Stadt des Orients rühmten. Heute sind auch die letzten Spuren
des kaiserlichen Palastes, ist das Hippodrom, der Schauplatz jenes blutigen Ge-
metzels, das Theodosins der Große, Versöhnung heuchelnd, unter den Bürgern der
Stadt angerichtet hat, ist das Stadion wie das Forum mit seinen Gebäuden völlig
verschwunden. Aber noch bis zum Iahre 1865 eristierte in Saloniki die gut
erhaltene Ruine eines reichen römischen Portikus mit Karyatiden, heute im Lonvre
befindlich, der zu einer großen Stoa auf dem Forum oder vielleicht zu den
Propyläen des Stadions gehörte. Nach seinen seltsamen Frauengestalten führte
er im Volksmund den Namen „I^s Iueaiitn.äa,8", die Verzauberten, oder auch „die

Idole" und ist unter ersterem Namen in die Reisebeschreibungen übergegangen. Auch die in den mittelalterlichen Schriften oft genannte „Goldene Pforte" oder das Vardartor, ein schönes Denkmal der römischen Kaiserzeit mit einem Guirlandenfries und zwei Basreliefs, vielleicht die Dioskuren darstellend, auf den sehr niedrigen Pfeilern ist in der zweiten Hälfte des 19. Iahrhunderts gleichfalls der Zerstörung zum Opfer gefallen.

So blieb der heutigen Generation der Triumphbogen des Galerius als einziger Zeuge der antiken Kunst erhalten. Von dem Volke mit Vorliebe Alerander dem Großen zugeschrieben und mit dem griechischen Namen „Kamara" (Gewölbe) bezeichnet, ist er, wie seit der Entzifferung einiger Namen am Relief durch den dänischen Archäologen Kinch feststeht, zur Erinnerung an den Perserkrieg des Cäsar Gaius Galerius, des in Thessalonike residierenden Nebenkaisers Diokle» tians, wahrscheinlich bald nach dem Friedensschluß im Iahre 297 errichtet worden. Noch heute in seinen Trümmern zeichnet er sich durch die von. allen römischen Triumphpforten abweichende Originalität der Anlage, durch seine gewaltigen Dimensionen und die nur auf die Pfeiler beschränkten, in 3 und 4 Reihen horizontal übereinander angeordneten, stofflich wie stilistisch sehr interessanten Reliefs aus. Die ursprüngliche Anlage bestand aus einem überkuppelten Doppeltor, dessen Kuppel bereits jenes Motiv aufweist, das in der Entwicklung der byzantinischen Baukunst eine so fruchtbare und entscheidende Rolle spielen sollte: das Pendentif. Von der einen Hälfte des Monuments, einer dreigliederigen Triumphpforte, sind nur die beiden Mittelpfeiler erhalten, die einen in neuerer Zeit errichteten Bogen tragen. Die Reliefs des Südpfeilers schildern den Siegeszug des Galerius durch Armenien von der Bildung der Armee in Dacien bis zur Entscheidungsschlacht und der Huldigung an den Sieger, die — bezeichnend genug — nicht an den triumphierenden Nebenkaiser, sondern an Diokletian selbst und seinen Mitregenten Marimianus gerichtet ist, diejenigen des Nordpfeilers den Zug des gleichen Heeres, an seinen Feldzeichen und Rüstungen kenntlich, nach Mesopotamien. Interessant ist die von Kinch erörterte stoffliche Parallele zwischen diesen Szenen und den Reliefs der Trajanssäule: auch dort spielen die Darier eine entscheidende Rolle, aber dort als Besiegte, hier als Sieger. Ia, in hyperbolischer Schilderung wissen die Reliefs der römischen Säule sogar von der völligen Vernichtung dieses Volksstammes zu berichten, der doch in der Folgezeit dem ermattenden Römerreich mehrere Kaiser gegeben hat und dem wir hier, kaum zwei Iahrhunderte später, als triumphierendem Knegerheer begegnen. Die starken orientalischen Einflüsse, die in den Reliefs des Triumphbogens erkennbar sind, haben zu der durch neuere Forschungen bestätigten Annahme geführt, daß hier Bildhauer aus Antiochia, dem kleinasiatischen Regierungssitz Diokletians, tätig gewesen sind. So wirkte die Kunst des Orients an jenem Denkmal nnt, das seine Unterwerfung unter die Gewalt des Abendlandes feiert.

Kein Bauwerk der sakralen Kunst der Antike hat sich in Thessalonike erhalten,

kein Tempel kündet hier vom Dienst der heidnischen Götter. Nur Inschriften und Münzen geben von ihrer Eristenz Kunde. Wohl glaubte man lange Zeit in einigen christlichen Kirchen, besonders in dem gewaltigen Rundbau der Gesrgs-kirche, umgestaltete antike Tempel zu erkennen; aber diese Behauptungen haben vor der genaueren Forschung nicht standhalten können und sie sind nur ein erneuter Beweis dafür, wie die byzantinische Kunst sich das Kulturerbe der Späitantike, das ihr zugefallen, zu eigen gemacht und es im eigenen Sinn um» und weitergestaltend, durch Iahrhunderte bewahrt hat. Mit dem souveränen Recht des alleinigen Be-sitzers nach dem Untergang des weströmischen Reiches hat sie mit dem Kapital geschaltet und es immer mehr durchsetzt mit orientalischem Wesen. Malerei und Plastik wie auch die Architektur zeigen diesen Entwicklungsgang. Der rein basill-kale Bautyp, der in der ersten Phase der christlichen Baukunst, in der vorjustinia-nischen Epoche, im ost- wie im weströmischen Reich der verbreitetste gewesen ist — hier ausgestaltet nach den besonderen Bedürfnissen des orientalischen Zeremoniells — wird bald dem Westen überlassen, und die Vorliebe für den Zentral- und Kuppelbau, seine Anpassung an die Ansprüche des Ritus schreitet zur Lösung neuer konstruktiver Aufgaben in der Durchdringung dieser beiden Grundformen fort.
Ihrer Verquickung entsprießt im Osten jener halbbasilikale Typus, der den Aus-gleich findet zwischen der stärkeren Betonung der Längsrichtung, dem geistigen Hinleiten des Andächtigen nach dem Allerheiligsten und dem durch den dominieren-den ästhetischen Wert der Kuppel unterstrichenen zentralen Baugedanken. Als ihre kostbarste Blüte erwuchs die Kirche der Aja Sophia am Goldenen Horn, deren bescheidenere Namensschwester in Thessalonike der gleichen Gruppe angehört.
Die weitere Entwicklung der byzantinischen Architektur zeigt sie fortschreitend auf dem Wege der Zentralisation, die gleichermaßen durch Unterdrückung der Selb» ständigkeit der Nebenräume wie durch eine entschiedenere Betonung des Mittel-raums mit Hilfe der gesteigerten Lichtzufuhr und Höhendimensionen, durch eine immer mehr überhöhte Kuppel angestrebt wird. Gerade in Thessalonike begegnen wir gar häufig jenen schlank emporstrebenden Kuppeln, die in ihrer reichen Aus» gestaltung ein ungemein malerisches Bauglied bilden.
Auch alle übrigen Grundformen dieser Entwicklungsreihe vermögen wir in Saloniki wie in keiner andern Stadt Europas mit Ausnahme Konstantinopels zu verfolgen. Nirgends sonst hat sich die frühmittelalterliche Kunst in einer fast lückenlosen Kette von Baudenkmälern erhalten. Und dies verdanken wir in erster Linie der fast 500jährigen Türkenherrschaft. So seltsam es auch klingen mag: nur durch das Eindringen des Islams blieben diese christlichen Kunstwerke vor jener Vernichtung bewahrt, der in Italien, besonders im Rom der Päpste, soviele frühchristliche Bauten zum Opfer fielen. Denn der neu erwachende, kraftvolle Bautrieb der Renaissance hat dort mit derselben Rücksichtslosigkeit gegen die Schöpfungen der älteren Epoche gewaltet, die diese selbst einst gegenüber den Kunstwerken der Antike bewiesen hatte, und Ravennas herrliche Bauten galten

einem Gismondo Malatesta oder der Stadt Venedig nur als große Marmor-
brüche. Nichts von diesem in seiner Tatkraft skrupellosen Zerstörungstrieb findet
sich bei Thessalonikes langjährigen Herren. Nach der endgültigen Besitzergrei-
fung durch die Türken im Iahre 1430 wurden zwar nach und nach die meisten
Kirchen der Stadt für die religiösen Bedürfnisse der Sieger adaptiert und in
Moscheen umgewandelt; aber in dieser Umgestaltung waltete kein blinder, fana-
tischer Vernichtungstrieb. Nur die notwendigen Veränderungen wurden vor-
genommen und selbst die figürlichen Darstellungen der Mosaiken unzerstört be-
wahrt, bloß an manchen Orten den Augen der Gläubigen durch eine deckende
Mörtelschicht entzogen, die sich als ein außerordentlich glückliches Konservierungs-
mittel für die kostbaren Malereien in vielen Fällen bewiesen hat. So bewahrten
die meisten byzantinischen Kirchen Thessalonikes ihre Grundform wenig verändert
durch die Iahrhunderte im Dienst des neuen Kults, und die schlanken, etwas un»
ansehnlichen Minarets neben den breiten, konstruktiven Massen der alten Kirchen
sind wohl das augenfälligste Merkmal der gewechselten Bestimmung. Was hier
in der Vernichtung kostbaren Kunstbesitzes gesündigt wurde, geschah mehr durch ein
gleichgültiges Schaltenlassen der zerstörenden Naturkräfte als durch ein gewalt-
sames Eingreifen.

Am schneidendsten wirkt dieser Kontrast zwischen dem spielzeugartigen
Minaret und der alten byzantinischen Kirche bei dem gewaltigen Zentralbau von
St. Georg. Heute führt die Kirche den Namen Hortadji-Djami nach dem im
Hofe der Moschee bestatteten Hortadji Suleiman Effendi, den die Türken wie
einen Heiligen verehren^ Dieser hat die Umwandlung der Kirche in eine Moschee
bewirkt, nachdem sie durch zwei Iahrhunderte nach dem Fall der Stadt dem christ-
lichen Gottesdienst belassen worden war. Die mächtige Rotunde, wahrscheinlich
noch dem 4. Iahrhundert entstammend, ist mit ihrer weitgespannten, 24 Meter im
Durchmesser betragenden Kuppel, die sich über einen 6 Meter starken Mauer-
zylinder wölbt, das gewaltigste Beispiel für die Versuche der frühchristlichen Kunst,
t>en Zentralbau dem Gottesdienst zu gewinnen und jene Bauform, die in Anleh-
nung an die heidnischen Mausoleen und Nymphäen in kleineren Gedächtnis- und
Taufkirchen frühzeitig angewendet worden ist, ins Große zu steigern gleich dem
Pantheon. Acht in den Mauerkern eingehöhlte viereckige Nischen beleben und
erweitern den Raum im Innern, ihm durch ihre Überwölbung zugleich größere
Festigkeit verleihend. Die dem westlichen Eingang gegenüberliegende Kapelle ist
in einem Ausbau verlängert und mit halbkreisförmigem Abschluß zum Presby-
'terium ausgestaltet. Zwei mächtige Strebepfeiler stützen ihr Gewölbe von außen.
Eine spätere Epoche hat dem Süd- und Westportal je einen Portikus vorgelagert,
der aber neben den großen, einfachen Linien des Baues kleinlich wirkt. Die Ein-
heitlichkeit der ganzen übrigen Anlage widerspricht ebenso sehr der Annahme, daß
ivir es hier mit einem umgestalteten antiken Tempel zu tun haben, wie der Kreuzes-
stempel auf den Ziegeln der Mauern und des Kapellenpflasters, wie die von allem

Anfang an fehlende Scheitelöffnung des Opäons. Das Innere hat niemals schmückende Marmorinkrustationen, Säulen oder Gesimse besessen. Seinen einzigen, unendlich kostbaren Schmuck bildeten, wie auch heute noch, seine schimmernden, goldgrundigen Mosaiken.
Das gewaltige Deckenmosaik dieser Kirche, das in acht den Kapellen entsprechend angeordneten Bildern das mächtige Kuppelgewölbe gänzlich überdeckt, ist das umfangreichste uns überkommene Werk der byzantinischen Mosaikkunst und zugleich eine der wenigen erhaltenen Schöpfungen aus der Zeit vor dem Bildersturme. Ihre Entstehungszeit wird um die Wende des 5. zum 6. Iahrhundert angesetzt. Vier Kompositionen, deren jede sich einmal wiederholt, zeigen in streng symmetrischer Anordnung ehrwürdige Heilige mit zum Gebet ausgebreiteten Armen vor einem reichen architektonischen Hintergrund. In der Ausgestaltung dieser prunkvollen, giebel- und kuppelgekrönten Säulenhallen und Nischen, in ihrer verschwenderischen Ausschmückung mit buntem Edelgestein und flatternden Vorhängen, mit reichsten farbigen Ornamenten und buntgefiederten Vögeln, die auf dem Gebälke auszuruhen scheinen: in all dieser überquellenden Mannigfaltigkeit und Schmuckfreude lebt sich eine sinnenfrohe, phantastische Kunst aus, verwandt jener, die uns in Pompeji gegenübertritt. Der Faltenwurf der Gewänder zeugt gleichermaßen wie die Ornamente, die neben Vögeln und Fruchtschalen den Mosaikschmuck der Nischen bilden, für den klassischen Boden, dem diese Kunst entsprossen ist. Die Gestalt des Weltenherrschers, die noch im 19. Iahrhundert die Apsis schmückte, ist heute verschwunden.
Auch noch ein anderes Kunstwerk, das einst die .Kirche zierte, ist ihr jetzt ent» rückt: die zweitreppige Kanzel, deren Trümmer heute das osmanische Museum in Konstantinopel birgt. Nach einer ebenso unhaltbaren, wie hartnäckig sich forterbenden lokalen Tradition soll der heilige Paulus während seines Aufenthalts in Thessalonike von diesem Ambo gepredigt haben. Das stilistisch bedeutsame Werk zeichnet sich besonders durch eine unbekümmerte Hintansetzung der Gesetze des klassischen Reliefstils und ein gewisses Streben nach realistischer Gestaltung aus.
War uns in der Kirche von St. Georg der Typus eines Zentralbaus auf oströmischem Boden entgegengetreten, so repräsentieren zwei andere Kirchen Thessalomkes die flachgedeckte, basilikale Bauform in jener für Byzanz charakte» ristischen Modifikation mit Emporen, die bei der Trennung der Geschlechter im orientalischen Gottesdienst als Gynäceen dienten, und mit säulengetragenen, auf Kämpfern aufruhenden Bogenstellungen in beiden Geschossen. Es sind dies die seit altersher von den Griechen hochverehrte Kirche des Schutzpatrons der Stadt, des heiligen Demetrius, und eine nur unter ihrem türkischen Namen Eski-Djuma, die alte Moschee, bekannte Basilika, beide dem 5. Iahrhundert zugehörig.
Die Demetriuskirche, seit ihrer Adaptierung für den muhammedanischen Kulr

am Ausgang des 15. Iahrhunderts Kassimye»Djami genannt, hat im 7. Iahr-
hundert eine gründliche Restaurierung erfahren, die aber keine einschneidenden
Veränderungen an dem älteren, über dem wunderwirkenden Grab des Märtyrers
errichteten Bau vorgenommen hat. Von weither pilgerten die Gläubigen, um hier
Genesung von ihren Leiden zu finden, und ein reich geschmücktes silbernes
Ciborium, ein Meisterstück byzantinischer Goldschmiedekunst, deckte die Gebeine des
Märtyrers. Bei einem Brande, der während des alljährlich zu Ehren des Heiligen
gefeierten, drei Nächte währenden großen Volksfestes ausbrach, ist dieses Kunst-
werk frühzeitig untergegangen. Ietzt wird, — wohl mit Unrecht, — ein roh be-
hauener Grabstein in einem vom linken Seitenschiff abgetrenMen, dunkeln Raum
als Grabmal des Märtyrer angesehen, und griechische Gläubige bringen hier,
in der Moschee, noch heute zahllose Opferkerzen dar, die sie bei dem türkischen
Hüter des Heiligtums erhandeln. Das Innere der fünfschiffigen, kreuzarmigen
Basilika zeichnet sich durch die besondere Mannigfaltigkeit und Schönheit der
Kapitelle der untern, korinthischen Säulenreihe aus, zwischen die je zwei Pfeiler
eingeschoben sind. Sie tragen hohe, mit dem Kreuzeszeichen geschmückte Kämpfer.
Die Säulen des Obergeschosses sind jonischer Ordnung von sehr einfacher Ge-
staltung. Von dem Mosaikenschmuck, den die Kirche einstmals besessen hat, ist vor
wenigen Iahren bei Bauarbeiten einiges unter der verhüllenden Decke zutage
getreten. Die wunderwirkende Heilkraft der Madonna und des heiljgen Deme-
trius wird hier in einer Reihe von Einzeldarstellungen und kleinen BilderzyNen
in den Bogenzwickeln der Säulen des Seitenschiffs verherrlicht, während die an
den Eckpfeilern aufgedeckten Mosaiken den heiligen Demetrius und Sergius, um-
geben von zwei Stiftern, wie die Inschrift besagt, zeigen. Doch kann hier das
Wort „Stifter" nicht in dem Sinn der ursprünglichen Erbauer, der Kirche gemeint
sein, da der Stil der Mosaiken deutlich auf die nach-justinianische Epoche ver-
weist, sondern nur jener bereits erwähnte Umbau des 7. Iahrhunderts in Betracht
kommen, llberschlanke Proportionen der Gestalten und ein geradliniger, steifer
Faltenwurf sind die augenfälligsten Merkmale dieser Mosaiken.
Nie in der Georgskirche, so hat man auch lange Zeit in der dreischlffigen
„Alten Moschee", der ersten von den Türken adaptierten Kirche, einen antiken
Bau, einen Tempel der Venus sehen wollen. Aber auch hier hat sich diese Be-
hauptung, die sich auf keinen historischen Beleg stützen kann, vor dem auf das
5. Iahrhundert hinweisenden Stil als gänzlich unhaltbar erwiesen. Besonders
deutlich sprechen die für dieses Iahrhundert charakteristischen theodosianischen
Kapitelle gegen jene Annahme. Die Kirche, wahrscheinlich der Iungfrau Maria
geweiht, ist durch eine Kette von Mißverständnissen der heiligen Paraskeue zu»
geschrieben worden. Sie befindet sich heute in einem sehr verwahrlosten Zustand.
Nicht besser steht es auch um die berühmte, seit dem Ende des 1s. Iahr-
hunderts zur Moschee umgestaltete Kirche der Agia Sophia, die ein Brand im
Jahre 1890 arg verwüstet hat. Um die Datierung dieses Baues ist in den letzten

Jahrzehnten ein heftiger Kampf unter den Kunstforschern entbrannt. Die zweifel-
lose Verwandtschaft dieser Kirche mit ihrer Namensschwester in Konstantinopel
hat dazu geführt, daß einige in ihr eine primitivere Vorstufe, andere eine verein-
fachte Abwandlung des gleichen Baugedankens aus der Spätzeit Iustinians oder
aus der unmittelbar nach-justinianischen Epoche sehen wollen. Wird in dem
Wunderwerk des Arthemisios am Bosporus das Problem der harmonischen Durch-
dringung des zentralen Kuppelbaus mit den Tendenzen der Basilika mit unerhörter
konstruktiver Kühnheit gelöst, so finden wir hier eine einfachere Lösung des
gleichen Grundgedankens unter Vermeidung der Schwierigkeiten, freilich auch der
Reize, die sich aus der Anlehnung der beiden Halbkuppeln an die Mittelkuppel
ergeben. Das fast völlig freistehende Stützenquadrat, von dem aus Pendentifs
zur machtvollen Kuppelwölbung hinüberleiten, umschließt eine Raumeinheit von
großartiger Wirkung, nach Osten erweitert durch Chorraum mit Apsis. Die
Emporen tragenden Seitenschiffe und der Narther öffnen sich mit Bogenreihen in
beiden Geschossen gegen den Hauptraum, Durchblicke von außerordentlichem per-
spektivischem Reiz gewährend. Schimmernd weißer Marmor überkleidet das
Innere der Kirche, edelstes Material, Marmor und verge nutieo, ist für die
Säulen verwendet. Den hervorragendsten Schmuck des Heiligtums aber bilden
auch hier, wie in den meisten Kirchen des Ostens, die goldgrundigen Mosaiken.
Das große Kuppelmosaik, an dessen endgültiger Gestaltung verschiedene
Epochen tätig gewesen sind, stellt die Himmelfahrt Christi dar. Zwei verwegen
verkürzte Engelgestalten tragen das Medaillon mit der gen Himmel schwebenden
Gestalt Christi, während rings umher, vom schimmernden Goldgrund umflossen,
die Gestalt der Maria zwischen zwei Engeln und die zwölf Apostel sichtbar sind.
Iede der Figuren ist durch einen streng dekorativ behandelten Baum von der
andern getrennt, und dies gleiche Stilprinzip weist auch der aus buntfarbigen, seit»
samen Bogenformen gebildete Boden auf. Eigentümlich kontrastiert mit dieser
auf jede Wirklichkeitsillusion verzichtenden Darstellungsweise der Realismus, mit
dem die Apostel nach Alter und Temperament differenziert werden. Wie sich die
Wirkung des großen Ereignisses, das sich vor ihren Augen vollzieht, in Haltung
und Gesten widerspiegelt, wie in der Bewegung der Arme und des Kopfes die
. strengen Fesseln einer zeremoniell und dogmatisch gebundenen Kunst gelockert,
wenn nicht gesprengt werden: das sind Momente, die neben der außerordentlichen
Farbenpracht das Kuppelmosaik der Sophienkirche in die erste Reihe der uns
überlieferten byzantinischen Malereien rückt. Die Wölbung der Apsis ist hier, wie
in den meisten byzantinischen Kirchen, mit der Gestalt der thronenden Maria mit
dem Kinde geschmückt.

Neben diesen vier Hauptkirchen aus der frühmittelalterlichen Periode besitzt
Thessalonike eine reiche Anzahl von kirchlichen Bauten der späteren byzantinischen
Epoche, die aber nicht an die Bedeutung jener älteren Gruppe heranreichen. Sie
unterscheiden sich äußerlich von den Denkmälern der ersten Periode durch ihre

reich bewegte Silhouette, durch eine Schmuckfreude, die sich auch der Außen-
gestaltung des Baues bemächtigt, im Gegensatz zu der nur das konstruktive
Moment betonenden Massigkeit und Schlichtheit der älteren Kirchen. Es ist, als
wolle sich die lange Zeit ganz auf die Lösung der Konstruktionsprobleme gebannte
Phantasie der Baukünstler nun, im Besitz ihrer souveränen Beherrschung, in einer
leichteren Bewegtheit ausleben. Eine Art Barock des Ostens scheint hier empor-
zublühen. Der bereits erwähnten, seit dem 10. Iahrhundert allgemein ver-
breiteten überhöhten Kuppel mit polygonalem Tambour treten eine Anzahl von
gleichgestalteten kleineren Nebenkuppeln zur Seite, die, von Fenstern ganz durch«
brochen, mit mehrfach abgestuften Blendbögen und Ecksäulchen geschmückt, oft mit
wellenlinigem Profil wie in ewiger Schwingung in der blauen Luft erscheinen.
Schmuckziegel zu geometrischen Ornamenten gruppiert überspinnen große Teile
dieser Backsteinbauten. Der Sägefries mit seiner malerischen Schattenwirkung
wird ein sehr beliebtes, oft verwandtes Motiv jener Zeit. Parallel mit dieser
Außengestaltung der Kirchen begegnen wir im Innern einer fortschreitenden
Unterdrückung der Selbständigkeit der Nebenräume — wiederum ein Zug, den
diese Epoche mit dem Barock teilt. Häufig fehlen bei den späteren Bauten dieser
Entwicklungsreihe die Emporen. Die bedeutsamsten Kirchen, die jenen in Thessa»
lonike reich vertretenen Typus repräsentieren, sind die fälschlich als Bardiaskirche
bezeichnete Kirche der Gottesmutter, von deren beiden ursprünglich vorhandenen
Nebenkuppeln heute nur noch eine erhalten ist, die Eliaskirche mit kleeblattförmig
angeordneten Apsiden und die fünfkuppelige Apostelkirche, die diese Bauform in
ihrer reichsten Gestaltung vertritt; ihr nahe verwandt ist eine wahrscheinlich der
heiligen Katharina geweihte Kirche, heute Jacoub-Pacha-Djami genannt. Alle
diese Bauten, wohl mit Ausnahme der beiden letztgenannten, gehören dem
11. Iahrhnndert an.

Ein Ravenna des Orients, ein noch zu entdeckendes Wallfahrtsziel der Kunst-
freunde hat einer der besten Kenner byzantinischer Kunst, Strzygowski, Thessalo-
nike genannt. Möge es keine 6ira ueeegsitas in unsern Tagen in ein Pompeji
wandeln, das spätere Geschlechter aus den Trümmern ausgraben müßten!

Dr. Robert Wendlandt:
Hasan und Husain.
Der Pilgerstrom, der im Jahre 1910 aus allen Richtungen und Ländern in das kleine Tal von Oberammergau flutete, hat wahrscheinlich eine Größe erreicht, wie er sie nie zuvor erlangt hatte, weil der nachdrucksvolle und künstlerische Wert dieses bleibendsten aller dramatischen Werke wie nie zuvor erkannt ist.
Wenigen von denen, die die wunderschöne Oberammergauer Aufführung gesehen oder davon gelesen haben, ist es bekannt, daß ein Teil der Anhänger Mohammeds auch ein Mirakelstück dargestellt hat, das sowohl in Persien, als auch in Indien jährlich gegeben wurde, zehn Tage zur Darstellung erforderte und allenthalben, wo es gespielt wurde, heftige Rührung und leidenschaftlichen Schmerz erweckte.
Ein kurzer Vergleich dieser beiden gewaltigen Dramen, deren Charaktere, Szenen und Lehren in jedem Falle ein ergänzender Teil ihrer religiösen Anhänger geworden und mit der tiefsten Faser und Fiber ihres Wesens erworben ist, kann nicht verfehlen, für alle von Interesse zu sein, „die ihre Mitmenschen lieben".
Da der Ursprung des Oberammergauer Schauspiels allen bekannt ist, so wollen wir es nur kurz wiederholen. Im Iahre 1633 wütete in dieser Gegend eine Pestilenz; die Dorfbewohner taten ein feierliches Gelübde, daß sie, wenn ihrem Fortgang Einhalt getan würde, das Passions-Schauspiel jedes zehnte Jahr aufführen würden. Dieses Gelübde ist treu gehalten worden.
Wie andere große Volksschauspiele und -Epen, so ist auch dieses Werk, wie es gegenwärtig gegeben wird, ein Gegenstand des Wachsens und der Entwicklung. Wie es jetzt vorliegt, kann es eigentlich als das Werk des gelehrten Geistlichen Rats Daistenberger betrachtet werden, der bis 1889 als Prior vierzig Iahre lang die Dorfbewohner erzog. Er schrieb das Drama nochmals auf, arbeitete es um, fügte Ergänzungen hinzu und machte Abstriche, bis es die Gestalt annahm, in der es jetzt dargestellt wird — ein Meisterstück im Ausdruck starken religiösen Gefühls und ein vollendeter Versuch, wenn man es mit den strengsten Normen dramatischer Kunst mißt.
Bei der Darstellung in Oberammergau wirken neunzehn erste Schauspieler in dem Stücke mit, einschließlich des Chorführers, der die zahlreichen erklärenden Einleitungen gibt.
Die Ausdrucksweise ist meistenteils einfach, direkt zur Sache, wie im Neuen Testament, obwohl, wenn es die Gelegenheit verlangt, Wörter, Sprüche und kurze Abschnitte wohl überlegt eingeschaltet worden sind, um die Erzählung verständig fortzusetzen. Was sowohl die harmonische Färbung, als auch die Kom-

position betrifft, so sind die vielen Bilder wunderbar wirksam, und der Gesang der Chöre und das Spiel der Darstellung haben den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht.
Vor jeder Szene wird ein Bild eines entsprechenden Ereignisses aus der alttestamentlichen Geschichte gegeben, das dazu dient, die besonders ausgedrückte Lehre zu betonen. So geht der Versammlung der Hohenpriester das Bild voraus, wie Ioseph in die Grube geworfen wurde, und vor dem Scheiden in Bethanien wird der Auszug des Tobias aus seiner Heimat erst noch dargestellt.
Was die Charaktere und die zur Dramatisierung ausgewählten Szenen anbelangt — hier sehen wir boshafte Eifersucht, rachsüchtige Gier, wahnsinnige Geldgeschäfte, grausamen Haß, feige Unentschlossenheit, entschlossene Gewalt, zeichensuchenden Aberglauben, fromme Heuchelei, abtrünnig machende Furcht, treulosen Verrat, vieles gezeigt, wie wir es heute überall treffen. Und andererseits sind treue Liebe, zärtliche Vorsorge, quälende Reue, furchtbare Gewissensbisse, selbstloses Dienen und die edelsten Höhen reiner, erlösender Liebe, beispielloser Liebe zur Menschheit, Verständnis ihrer Schwächen, Verstehen ihrer Sehnsucht und edlen Möglichkeiten, Vergebung ihres Unrechts aufs wunderschönste ausgedrückt.
Die Menschheit in ihrer Schwachheit und Stärke, mit ihren Lastern und Tugenden steht vor uns, und diejenigen, die das Schauspiel sehen, müssen durchaus diesen Gerichtssaal mit aller Herzensdemut und mit neuen Gelübden verlassen, ihr Leben, Talent, Geld dem Dienste selbst den Geringsten dieser Kleinen zu widmen — wissend, daß „wo Liebe ist, Gott ist".
Und wie steht es um das persisch-indische Passionsstück, seinen Ursprung, die Art seiner Vorführung und seines Einflusses?
Wie im Christentum, so entstand auch im Islam ein Schisma, und Sekten erschienen bald nach dem Tode des Gründers des neuen Glaubens. In der Christenheit kamen die Parteien durch Uneinigkeiten über das Dogma und die genaue Auslegung der Terte zustande, nicht unbeeinflußt durch politische Beweggründe. Unter den Mohammedanern wurde das große Schisma nicht nur durch Streitigkeiten darüber verursacht, welche von den Traditionen kanonisch oder nicht kanonisch waren, sondern auch über die eigentliche Nachfolge im Kalifat.
Vier Prätendenten auf das Kalifat waren da: Ali (leiblicher Vetter des Propheten und auch der Gatte seiner Tochter Fatimah) und seine drei Schwiegerväter Abu Bekar, Omar und Othman. Die letzten drei folgten nacheinander in dem hohen Amte, indem sie von den Sunniten oder Traditionalisten unterstützt wurden, die meistens unter den Türken und Arabern zu finden waren. Als Persien von den Sarazenen besiegt war, hielt es im Haß gegen die türkischen Eroberer die Ansprüche Alis und seiner Nachkommen aufrecht und verband sich mit der großen Schiiten-Sekte, deren wichtigster Glaubensartikel lautet, daß Alis Nachkommen die rechtmäßigen höchsten Pontifices seien.

Robert Wendlandt Hasan und Husain

Auf der Ebene von Kerbel« im Iahre 780 n. Chr. wurde Husain, der Enkel Mohammeds, in der Schlacht getötet, während sein Bruder Hasan zehn Iahre vorher von den Sunniten vergiftet worden war. Im Laufe der Zeit entwickelte sich das Mirakelstück von Hasan und Husain; es konzentrierte sich um das Märlnrertum dieser beiden Söhne Alis und Enkel des Propheten.

„Es ist einzig in seiner ungeheuren Länge, in der Tatsache, daß sich seine Aufführung über viele Tage erstreckt, in den wunderbaren Wirkungen auf eine muselmännische, sowohl männliche, als auch weibliche Zuhörerschaft, in der seltsamen Mischung von Übertreibung und altertümlicher Einfachheit der Sprache, und in dem Umstande, daß die sogenannte Einheit der Zeit und des Ortes nicht nur ignoriert, sondern auch abgeschafft ist. Die Gestalten des Propheten Mohammed und seiner Familie stehen gleichzeitig im Mittelpunkt und sind der treibende Geist des Ganzen, ob die Szene Ioseph und seine Brüder auf Erden oder die Familie des Erzvaters Abraham beim Iüngsten Gericht darstellt. Mohammed erscheint auf der Bühne nach Belieben, und bei ihm wie bei dem Schöpfer scheint ein weltumfassendes Hier und Ietzt zu sein."

Wenn wir dieses sehr lange Drama studieren, erlangen wir interessante Lichtblicke in das seltsame Leben des Orients. Die Darstellung einfacher, ursprünglicher Leidenschaften, wilden Hasses und großmütiger, selbstverleugnender Liebe, häuslicher Treue und Stammesliebe bringt uns zu der Zeit zurück, da unsere Vorfahren ein Nomadenleben führten und von den einfachsten Gefühlen beherrscht waren.

Beim ersten flüchtigen oberflächlichen Lesen des Stückes macht es den Eindruck eines Auswuchses fanatischer Sektierer«. Es schien, als ob der Hauptzweck seiner Schöpfer weniger die Verbreitung des Lichts des Islams, als die Absicht wäre, die Linien tiefer zu ziehen und die Mauern höher zu bauen, die die beiden großen mohammedanischen Sekten trennen; die Schiiten mit immer wachsendem Haß diejenigen hassen zu lassen, die sie für den Tod Hasans und Husains für verantwortlich hielten. So bösartig ist dieses Gefühl, daß einige der fanatischeren Schiiten das Zeichen Omars <mf, ihre Fußsohlen tätowiert haben wollen, damit sie ihn auf diese Weise beständig mit Füßen treten können — eine Empfindung, die dem Fanatismus der Christen gleichkommt, die noch immer die Iuden verfolgen, weil ihre Vorfahren im gewissen Grade für den Tod Iesu verantwortlich waren. Das persische Passionsspiel ist nicht dazu beschaffen, diesen bitteren Widerstreit zu lindern.

Aber die Leiden Alis und seiner Familie, so schmerzlich sie auch waren, waren nicht schlimmer als diejenigen, die einem Soldaten im Kriege widerfahren. Worin also besteht das große Verdienst des Todes Alis und seiner Familie? Was erweckt in einem ganzen Volke, vom Schah bis zum gemeinen Beter, einen solchen Zustand des Grams und wachgerufenen Schmerzes?

Hasan und Husain Robert Wendlandt

Obwohl die beiden großen Passionsspiele beim eisten Vergleich so weit wie die beiden Pole getrennt scheinen, so wissen wir doch, daß die Pole, soweit sie auch voneinander getrennt sind, jeder ein Teil unseres großen Erdballs, unserer gemeinsamen Mutter Erde, sind, und daß diese beiden Volksdramen im wesentlichen Geist ihrer tieferen Bedeutung nicht ganz so verschieden sind, wie äußere Merkmale anzuzeigen scheinen.

In zwei Hauptpunkten stimmen die beiden Dramen überein. Ali und seine beiden Söhne sind unkriegerischen Geistes, uneigennützig, freundlich, fromm, vergebend, unbeteiligt an Politik und Umtrieben. Selbst sein Erzfeind Iezid sagt von seinem besiegten Gegner: „Gott liebte Husain, ließ ihn aber nichts erreichen." Als in der entscheidenden Schlacht von Kerbela, alle vor Durst Qualen litten und der Fluß nur eine kurze Strecke entfernt war, versuchten Abbas, Ali Akbar und zwei jüngere Brüder einer nach dem andern vergeblich, an den Fluß und mit dem kostbaren Wasser für ihre Lieben zurück zu gelangen; zum Andenken an dieses Leiden und Opfer tragen junge Männer vom höchsten Range Wasserschläuche herum, um mit ihnen dem Mangel selbst der Ärmsten der Zuhörer während des Spiels abzuhelfen. Liebe, Erbarmen, Dankbarkeit sind auch Gefühle, die in Oberammergau erregt werden. Ferner werden wir durch das Stück hindurch daran erinnert, daß Husain alle Leiden, all diese Qual erträgt, damit diejenigen, die seine Nachfolger sind, am Iüngsten Gericht von ewiger Qual errettet seien.

Doch wir wollen das Stück mehr im Einzelnen studieren!

In dem Buche vor uns führt uns das einleitende Kapitel, wie in dem Oberammergauer Stück, zu Ioseph zurück, da er von seinem Vater scheidet und in die Grube geworfen wird. Als Iakob den Verlust Iosephs beklagt, sieht er anscheinend die Zukunft voraus und möchte gern wissen, „welches die Gefühle Fatimahs, der Mutter Husains, seien, wenn sie den blutbefleckten Rock ihres Sohnes sieht, nachdem er auf höchst grausame Weise getötet worden ist?" Und Gabriel erinnert ihn daran, daß seine Leiden wie nichts sind, verglichen mit denen, die Husain widerfuhren, der seine Verwandten vor seinen Augen getötet sieht, bevor er selbst erschlagen wird.

Eine Szene schildert, wie Fatimah den kleinen Husain auf dem Knie hat und ihm die Locken kämmt. Als ihm ein Haar ziept, schreit er lauf, worauf ihn der Engel Gabriel an künftigen größeren Schmerz erinnert. Später, in derselben Szene werden die Kinder, während sie glücklich einen Brunnen im Sande graben, von einer Gruppe Knaben gesteinigt; diese Knaben sind ihre siegreichen und grausamen Feinde in späteren Tagen. So werden wir an Ereignisse erinnert, die in den Apokryphen des Neuen Testaments beschrieben sind.

Ein seltsames und ergreifendes Kapitel zeigt den Tod des kleinen Sohnes Mohammeds, der geschaffen ist, mit dem Propheten und dem Engel des Todes

zu verkehren. Nachdem Izrail zuerst seinen Lehrer um die Erlaubnis gebeten
hatte, nach Hause zurückzukehren und sich auf eine lange Reise vorzubereiten, von
der es keine Wiederkehr gibt, bittet er für frühere Fehler und vernachlässigte
Pflichten um Verzeihung. In Wirklichkeit war das Kind zur Zeit seines Todes
weniger als zwei Iahre alt.

Eine andere Szene führt uns den ungehorsamen Sohn vor, der wegen seines
unkindlichen Benehmens den Qualen der Hölle übergeben worden ist. Bei seinem
Angstgeschrei ist Mohammed sehr unglücklich, und er, Ali, Fatimah und Hasan
flehen seine Mutter an, ihm zu verzeihen und ihn um ihrer Schmerzen willen
zu befreien; aber sie ist hartherzig, bis Husain seine Leiden bei Kerbela wiederholt
und ein Engel ihr mit schneller Strafe droht. Da läßt sie sich erweichen, und
der Sohn, dem seine Strafe erlassen, entsteigt dem Grabe.

Mehrmals leiden des Propheten Kinder am allernotwendigsten Lebens-
unterhalt Mangel, und wir können uns vorstellen, wie ergreifend jene Szene ist,
in der die beiden Knaben, Hasan und Husain, ihre Eltern vergeblich um Nahrung
bitten. Endlich entscheidet Fatimah, sich an ihren Vater zu wenden, obwohl sie
sagt: „Ich schäme mich, mich bei meinem Vater über meinen Gatten Ali zu be,
klagen." Später kehren Mohammed und die Kinder nach der Mutter Haus zu-
rück; aber die Knaben sind so schwach, daß sie sich kaum bewegen können, und
wir hören ihren Großvater sagen: „O Husain und Hasan, Lichter vom Licht
aus Gottes Auge erkoren, ihr beiden Zierden der Schultern Mohammeds, Aus-
erwählte Gottes, kommt und reitet beide auf meinem Rücken, damit ich euch zu
eurer Mutter bringen kann." Und er spricht das Gebet: „O Gott, ich beschwöre
dich bei dem Verdienst meines Vetters, des Löwen Gottes, und bei diesen beiden
lieben Wesen, die ich auf den Schultern trage, habe aufrichtig Erbarmen mit den
Anhängern Alis am Tage der Auferstehung, wie ich in dieser Welt um ihret-
willen gern Schmach erleide." Zu Hause angekommen, helfen Engel aus dem
Paradiese, da der Mundvorrat knapp ist, ihrem Mangel mit frischen Datteln
ab. Inzwischen ist Ali hinausgegangen, um Beschäftigung zu suchen, und trifft
einen Iüngling, der ihn zu töten sucht, dem Ali großmütig seinen Kopf darbietet,
als er erfährt, daß der junge Mann verliebt ist und ihn als Mitgift dem Vater
seiner Geliebten zu geben wünscht. Diese Selbstverleugnung macht einen tiefen
Eindruck auf den Iüngling, und er wird Laienbruder. „Größeren Edelmut als
diesen hat man nie gesehen, daß jemand freiwillig seinen Kopf einem anderen
gibt." Dies scheint eine Umschreibung jener erhabenen Äußerung Iesu unter weit
ergreifenderen Umständen: „Niemand hat größere Liebe, als wer sein Leben lässet
für seine Freunde."

Wir dürfen am Totenbette Mohammeds stehen, wo er sich vor seinem Ver-
scheiden an jedes geliebte Glied seiner Familie der Reihe nach wendet, indem
er ihnen das für jeden vorrätige besondere Weh sagt und sie fragt, ob sie um ihres
Volkes willen bereitet sind, dieses große Leiden zu erdulden. Groß fürwahr muß

Fatimahs Liebe gewesen sein, die, um Gott zu dienen, einwilligt, daß selbst ihr heißgeliebter Husain dem Leid preisgegeben werden soll; groß fürwahr die Liebe Husains, der außer seinem eigenen Weh den Schmerz ertragen muß, seinen Bruder Abbas preiszugeben und seinen Sohn Ali Akbar vor ihm erschlagen zu sehen.

Als der Prophet stirbt, ruft er aus: „Laßt mich erleiden den Ernst des Todes statt meines Volkes. Gebt alle Schmerzen und Sorgen meiner Anhänger mir allein zu tragen."

Hier und da in den Dialogen werden wir durch Anspielungen auf Iesus nnd Maria überrascht und so gezwungen, uns daran zu erinnern, daß Iesus von den Mohammedanern fast so sehr wie von den Christen verehrt wird. In einem rührenden Gespräch zwischen Ali, Fatimah und den andern Gliedern der „Familie des Zeltes", wie sie sich nannten, hören wir, wie die Familie im Chor ihrem Vater zuruft: „Wenn du deinen Mund auftust, gibst du uns Leben; du läßt den Tod leben durch deinen christusartigen Einfluß. Sage uns, Ali, unsere Abenteuer; nachdem wir sie vernommen haben, wirst du sehen, welche Geduld jeder ^)on uns besitzt."

Nachdem wir ebensowohl Mohammed, als auch Ali die besonderen Leiden eines jeden der Märtyrerfamilie voraussagen gehört haben, sind wir etwas überrascht, in den folgenden Abschnitten zu hören, wie sie ihren Feind bitten, sich seiner grausamen Usurpation zu enthalten, und in jedem Falle handeln, als ob die Untat unerwartet wäre. Diese seltsame Vermischung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, von williger Annahme dessen, was sein muß, und nachdrücklicher, wenn nicht heftiger Vorwürfe für diejenigen, die für all das Leiden verantwortlich sind, geht durch das ganze Stück.

So scheint der Mord Alis in der Moschee durch den Verräter Ibn Muljam der zärtlich liebenden Familie als eine tragische Überraschung zu kommen; die Szene selbst gibt uns traurige und doch liebliche Blicke in eine einige Familie, in der Hasan und Husain und ihre Schwestern Zainab und Kulsum gemeinsam trauern und miteinander mitfühlen.

Einer der erbittertsten Feinde der Familie des Zeltes ist Moawiyah, Statthalter von Bussorah; er veranlaßt Hasans Weib, den Gatten zu vergiften. Hasan liegt im Sterben, umgeben von seinen wehklagenden Schwestern, Brüdern und Kindern. ... Er tadelt, ohne es zu verraten, das Weib, das für seinen Tod verantwortlich war, und als ein anderer Bruder am Grabe gern das Schwert ziehen wollte, das schuldige Volk zu töten, erwidert Husain: „Nein, mein Bruder! Es ist besser, mit ihnen noch einige Zeit Langmut zu haben; denn das hat Hasan zur Pflicht gemacht, als er sagte: ‚Ihr müßt dafür sorgen, das Volk nicht zu erregen, oder Mißtrauen in ihm zu entflammen, damit es kein Blutvergießen an meiner Bahre gäbe!"'

Ein Märtyrer war auch noch Muslim, ein Gesandter Husains; er wurde nach Kufah geschickt, um die Stimmung des Volkes zu ermitteln und ausfindig

zu machen, ob es gewissen Versprechungen, die es gemacht, treu sein würde.
Der Herrscher der Stadt läßt ihn hinrichten; aber bevor es geschieht, wird unsere
Teilnahme von seinen beiden kleinen Knaben erregt, die er mitgebracht hatte, und
die, da sie der Stadt überdrüssig sind, ihren Vater bitten, mit ihnen eine
Wasserfahrt auf dem Fluß zu machen. Später, als Gefahr droht, hört man den
ältesten sagen: „Lieber Vater, da Gaben der Liebe betrübende Ereignisse ab-
wenden und Opfer drohende Mißgeschicke verhindern, so bringe deine beiden elen-
den Söhne dem lebendigen Gotte als angenehmes Opfer dar, damit der Herr
Mitleid mit deiner Iugend habe und deine Seele vom Tode errette." Die
Kinder wandern trostlos umher, müde und hungrig, denken aber immer an des
Vaters Wohlbefinden. In der folgenden Szene werden beide ermordet. Und
auch hier wieder gibt es einen liebenden Wetteifer zwischen den Brüdern, wer
zuerst den Tod erleiden soll — hofft doch der älteste, daß der Zorn ihrer Feinde^
wenn er zuerst getötet würde, besänftigt sei!

Nur einen kurzen Hinweis können wir auf all die vielen Kapitel oder
Szenen machen, die das lange Drama fortführen; aber es gibt mehrere, in denen
wir mit Klein-Sukainah, der Tochter Husains, bekannt werden, deren Alter
jedoch schwierig zu bestimmen ist, wie es bei anderen Kindern der Fall ist;
denn was sie sagt, deutet oft das kleine Kind an, während die Ausdrucksweise
höchst reif und würdig ist. Stellen zwischen dem kleinen Mädchen und ihrer
Tante Zainab zeigen das liebende Verhältnis zwischen ihnen, und die Heim-
suchung für die, die sich gegenseitig liebten, keine Hoffnung zu haben, ihnen
zu helfen oder sie fröhlich oder glücklich zu machen. Die Kleine sehnt sich nach
ihrem Vater; er kommt und nimmt sie zärtlich auf den Schoß.

Gerade vor der Schlacht wird einer seiner Feinde, obwohl er weiß, daß
Husain auf der verlierenden Seite ist, bekehrt, und kommt zu seiner Verteidigung,
gefolgt von seinem Sohn und Bruder — unvergänglichen Reichtum dem ver-
gänglichen vorziehend. So sehen wir in der ganzen Erzählung Liebe und Er-
barmen über die härteren Leidenschaften siegen.

Als die Schlußszene nahe kommt, bittet Kasim, Hasans Sohn, seinen
Onkel Husain um die Erlaubnis, in den Kampf einzutreten; obwohl er erst ein
Iüngling von sechzehn Iahren war, verlangte er doch nach dem Märtnrertum
und seinem ewigen Lohn. Husain willigt endlich ein, wünscht aber zuerst, daß
Kasim seine Tochter Fatimah heirate, und so werden wir fast in demselben
Atemzuge vor die beiden Ereignisse gestellt, die unser Gemüt so tief bewegen.
Die Hochzeitsfeier findet statt; der Iüngling, traurig, aber entschlossen, trennr
sich von seiner schönen Braut und eilt in den Kampf.

Die Endkatastrophe bricht herein. Husain wird getötet, und die Frauen
werden mit unverhülltem Haupt (eine schreckliche Lage für die morgenländische
Frau) durch die Straßen der besiegten Stadt geführt, nachdem sie vorher grau-

same Schläge von ihren rohen Feinden erlitten hatten. Sie werden ins Ge-
fängnis geworfen; aber des Herrschers Weib besucht sie, nimmt Anteil an ihnen
und bittet für sie um Gnade, wird jedoch wegen ihrer Unbesonnenheit sofort
hingerichtet.
Die Schlußszene zeigt uns den Iüngsten Tag, da der Engel Gabriel den
Befehl erhält, die Posaune zu blasen, um die Toten aufzuwecken, und wir er-
fahren, wie nutzlos alle anderen Mittel zur Erlösung sind als nur Husains
Märtyrertum. Abraham ist der erste, der aufersteht; er fleht um Rettung aus den
Flammen der Qual, gleichviel, was aus seinem geliebten Isaak wird. Iakob
erscheint und hat alles von seinem teuren Sohn aus der ersten Szene vergessen.
Alles, an was er denkt, ist sein eigenes Leiden, und wie er davon ausruhen
kann. Und als Ioseph der Flamme entsteigt, denkt er nicht an seinen Vater,
sondern nur daran, wie er selbst von seiner Pein befreit werden könnte. Natür-
lich geschieht dies alles, um durch den Gegensatz zu dem Unterschied zwischen selbst
den alten Vätern und den wunderbaren Liebesopfern der Mohammed-Ali-Partei
^u führen. Mohammed, Ali, Fatimah und Hasan erscheinen einer nach dem
andern und bitten um ihrer Leiden willen, die sie für andere erduldet, daß ihre
gläubigen Anhänger vor künftigem Leid und Schmerz bewahrt blieben; aber der
Höchste will nicht hören, bis endlich Husain erscheint, der alle seine vielen
Leiden, die er gern für sein Volk erduldet, im einzelnen erzählt, und das Opfer
wird angenommen.
So verläuft dieses seltsame, mächtige, geschichtliche Drama, das alljährlich
Millionen von Männern und Frauen zu einer rasenden Erregung und Kund-
gebung des größten Schmerzes und heftiger Gemütsbewegung rührt, ob in den
großen Städten Indiens oder in einsamen, öden Städten Persiens. Und doch
ist die Inszenierung von einfachster Art; die Bühneneinrichtungen erinnern uns
an das europäische Drama in seinen Anfängen.
Die Bühne ist eine Art von Katheder, das beweglich und mit kostbaren
Stoffen bedeckt ist; sie hat keine Kulissen, um das Kommen und Gehen der
Schauspieler zu verbergen — daher ruft sie alte englische Zustäinde zurück. Bei
diesem Stück erinnert ein aufgehängtes Löwenfell den Zuschauer daran, daß
dies eine Szene in der Wüste sei. Ein silbernes Wasserbecken stellt den Euphrat
sinnbildlich dar, nach dessen kühlem Wasser die durstigen Märtyrer verlangten;
ein kleiner Haufen zerhackten Strohes stellte die Asche oder Erde dar, mit der
°die trauernden Leidtragenden ihr aufgelöstes Haar bestreuten, und anscheinend
ohne den Gedankengang zu stören, gibt der Zeremonienminister selbst im richtigen
Augenblick vor den Zuhörern der betreffenden Person das nötige Stroh in die
Hand, oder gibt den Kindern rechtzeitig einen Wink, die ihre Rollen mit seltenem
und rührendem Ernst spielen; denn es ist für die Kleinen eine höchst feierliche
Gelegenheit. Diese kommen oft aus den einflußreichsten Familien, die sich geehrt
fühlen, daß sie auf diese Weise an dem heiligen Amt teilhaben.

Die Schauspieler sind tüchtig für ihre Rollen vorbereitet, und auch für sie ist es ein heiliger Beruf, den sie verrichten. Man sagt, daß sie sich mit starkem und ernstem Gefühl in ihn stürzen. Fürwahr, seltsam zu sagen, so wahr ist die schmerzvolle und ungewöhnliche Duldung von Leiden der Gemarterten, daß selbst diejenigen, die die Rollen der Tyrannen übernehmen, zusammenbrechen und seufzen, wenn sie ihr grausames Geschäft verrichten. Die Märtyrer-Familie redet immer in einer lyrischen Melodie, die Worte der Verfolger sind Prosa.
Der orientalische Redestil mit übermäßigen Gleichnissen und Vergleichen, der Gebrauch der formellen Anrede selbst zwischen denen, die sich am nächsten stehen, die Menge der Wörter, um einen höchst einfachen Bericht zu machen^ alles klingt unserem Ohre fremd, das an direkteste wirkliche Mitteilung gewöhnt ist. Wir haben einige Anführungen gegeben; hier folgen einige Beispiele phantastischer und ungewöhnlicher Vergleiche, die uns jedoch einen Blick in das orientalische Haus gewähren. Als Hasan im Sterben liegt, klagt Kulsum: „Laßt mich wissen, ob der Himmel den Teppich meines Lebens aufgerollt hat." In der, selben Szene sagt Kasim: „Die Zeit hat den Weinschlauch meines Herzens mit blutigen Steinen beworfen," und Hasan selbst: „Der Topf meines Lebens har mit natürlichem Sieden aufgehört."
Eine Jungfrau ist so schön wie der Mond in der vierzehnten Nacht, und der Zephir wird wie „Moschusgeruch, der durch ihr Haar fährt". Hasan ist der „gelandete Noah des gegenwärtigen Geschlechts". Der Euphrat ist „ruhelos wie Quecksilber"; das Kopfhaar ist „gespalten wie die Spitze einer Feder". Merkwürdig in der Tat ist die Versicherung: „Ich bin ein türhütender Hund in der Straße deiner Liebe und Treue;" ein anderer wunderlicher Vergleich ist der zwischen dem Leben und einer „zerrissenen Seite im Sorgenbuch". Wir sprachen weiter oben von Beziehungen auf Heilige, und an einer anderen Stelle finden wir Mohammed zu Fatimah sagen: „Du bist in Gottes Augen die Maria dieses Volkes; der Schöpfer wird dir Geduld geben."
Unbegrenzt könnten diese Anführungen fortgesetzt werden, aber es sind genug, um etwas von der Ausdrucksweise und dem Geist des Stückes zu zeigen, das aus der großen Not des menschlichen Herzens heraus ins Dasein gerufen ist — der Not eines Ideals, rein, selbstlos, unschuldig an Übertretung, langmütig, bereit, um der Gerechtigkeit und Menschheit willen zu leiden bis ans Ende.
In manchen Situationen scheint das Schauspiel roh, gezwungen, künstlich, besonders wenn es nicht von der dramatischen Handlung begleitet ist, die es dem Volke so wahr machte, aus der es entsprang. Aber in seiner älteren Form war das christliche Passionsstück in gleicher Weise roh und zeigte in vielen dargestellten Szenen viel Grobheit. In diesem Drama gibt es nichts von dem rohen Scherz, der in unseren früheren Mirakelstücken und Moralitäten so deutlich war. In seiner jetzigen Form ist es ein Ausdruck des wahren Volksgefühls; es wird

von den gemeinen Mönchen gefördert, dagegen von der regelrechten geistlichen Behörde der mohammedanischen Kirche verdammt, da es ketzerisch und „an die Augen gerichtet" sei, so daß es in die Grenzen des Verbotenen gekommen ist. Auch wird es von denen nicht empfohlen, die ein beschränkteres und kritischeres Urteil besitzen und sich über die gemeine Menge stellen. Seine Wirkung auf das Volk scheint der heftigen hysterischen Erregung zu gleichen, die in einigen unserer religiösen Versammlungen zur Erweckung des Glaubens geweckt wird.

Während der ersten zehn Tage des ersten Monats (Moharram) des mohammedanischen Iahres (Iahresfeier der zehn Leidenstage) kleidet sich das Volk in Trauer, trägt schwarze Fahnen und unterhält die ganze Zeit hindurch helle Moharrum-Feuer, wenn auch nur ein Nachtlicht in einer einfachen Schale. Die Szenen von Erregung und selbstzugefügter Verletzung rufen die Erinnerung an die Flagellanten und andere Eiferer der vergangenen und gegenwcirtigen Zeit zurück, ehe das Volk zu der alten, aber immer neuen Wahrheit erwachte, daß Erbarmen und Gerechtigkeit dem Herrn angenehmer sei als Opfer und Selbst» Verstümmlung.

Man sagt, daß landwärts in Indien, wo die Tahuts in den Schlußprozessionen nach den mohammedanischen Kirchhöfen gebracht werden und Sunniten und Schiiten sich von Angesicht zu Angesicht vor den offenen Gräbern Hasans und Husains treffen, die Fehden zwischen ihnen, die das ganze Iahr hindurch zurückgedrängt waren, zum blutigen Ende ausgefochten werden. Wir wissen, daß ähnliche Gewaltszenen allenthalben stattfinden, wo der wahre Geist der Religion im Rassenhaß oder sektirerischen Fanatismus vergessen ist. Die Mohammedaner vergessen, daß Hasan Blutvergießen an seinem Grabe verbot, wie die Christen vergessen, was Iesus sagte: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

Es ist gewiß interessant, die gemeinsame Ähnlichkeit zwischen den beiden großen Ausdrücken religiösen Gefühls in den Hauptgedanken, auf denen jedes beruht, zu beobachten. Sie entspringen demselben Menschenherzen, das allenthalben, wo man Menschen findet, nach Licht und Liebe schreit. Was wir am meisten in dem mosleminischen Stück vermissen, ist jener Sinn für geistige Dinge, der das modernisierte deutsche weit über sein morgenländisches Seitenstück erhebt. Zärtlich, mild, liebend, sich selbst aufopfernd, wie die mohammedanischen Opfer sind, entsprechen sie nicht dem Ideal Christi. Es ist ein Mangel an aufbauender Gerechtigkeit, an Verlangen nach dem Ideal, kein Ausdruck der Betrübnis über vollbrachte Sünde oder überwundene Versuchung. Einer stirbt, um das Volk von Sünden zu erlösen, der andere von den Folgen der Sünde; der Himmel des christlichen orthodoren Glaubens ist unzweifelhaft geistiger und ruht auf einer größeren Grundlage als derjenigen, die Mohammed seine Anhänger erwarten ließ.

Aber vielleicht machen wir feinere Unterschiede, als wirklich bestehen; es

wäre richtiger, das morgenländische Stück mit dem christlichen in seiner älteren Form zu vergleichen. Wenn es zum letzten Schiedsspruch kommt, welches die wahre Religion sei, so finden wir die Antwort in der „Erzählung von den drei Ringen" in Lessings begeisterndem Schauspiel „Nathan der Weise". Wahre Religion sieht man im Leben derer, die sie bekennen. Wo man Wahrheit, Redlichkeit, Reinheit, Liebe, anhaltendes Streben nach dem höheren Leben findet, da ist das wahre Passionsstück. Welche Zuhörer sind am meisten zur Vergessenheit von Kränkungen, zu dienender Liebe, zu „Taten mutiger Aufrichtigkeit" begeistert? Das ist das Endurteil, nach dem beide Stücke beurteilt werden müssen.

G. Türt:

Goldenes Herz.

Vorbei der Kampf mit Kanonendröhnen,
Mit Schießen und Stechen und Fallen und Stöhnen,
Der Feind geschlagen, die Stadt genommen.
Nun horchen sie drin und sind angstbeklommen:
Was werden die rauhen, die siegenden Männer tun?
Doch bald die Gedanken und Sorgen ruhn:
Die Fremden ihr Brot mit den Hungernden teilen,
Und gerne die Kinder bei ihnen verweilen.
Sie meinen, mit Vater zu plaudern, zu scherzen:
Das sind ja Männer mit goldenen Herzen.

Ein ander Volk, das liefert Waffen,
Geschosse, soviel sich lassen schaffen,
Erraffet den Lohn mit begehrlichen Armen:
Seid ihr von Erz und ohn' Erbarmen?
„Wir jenseit des Meeres und Wellengewühles
Und jenseit gewöhnlichen Menschengefühles,
Wir sind durchaus nicht bloß von Erz —
Ganz golden, golden ist das Herz."

Das Hoffräulein Donna Inez Marie von Bunsen

Marie von Bunsen:

Das Hossraulein Donna Inez.

Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.

VII.

Zuversicht.

Der Hof war nach Aranjuez zurückgekehrt. Man war aufgeregt und ent» nervt, denn dem Mayordomo war aus Barcelona gemeldet worden, „die Glocke" habe geläutet. Wann immer dem Königlichen Haus oder dem Reich Schlimmes drohte, erklang die „Unheilglocke". So auch jetzt; die Klöpfel hätten sich mit zu- nehmender Geschwindigkeit, zuletzt mit rasender Schnelle im Kreise gedreht. Über zwanzig Menschen standen entsetzensbleich unten, konnten den Vorfall eidlich beschwören. Das letzte Mal hatte die Glocke kurz vor dem Tode des Don Iuan geläutet!

Der König hatte wieder einmal einen seiner Anfälle, ein Erbe stand nicht in Aussicht! Villars und Grana waren überaus geschäftig, die beiden Königinnen, ihre Korrespondenzen wurden strenger als je bewacht. Eilboten reisten zwischen Madrid und Wien, zwischen Madrid und Paris. Ietzt hatte der König, den Gott beschützen möge, sich jedoch wieder erholt.

Donna Inez lag in der Nachmittagshitze halbangekleidet auf ihrem Bett und fang mit halber Stimme zur Laute.

Ach, die eine, die ich liebe.
Frägt nach meiner Liebe nicht.
Bald werd' ich vor Kummer sterben;
Will dann nicht im Kirchhof liegen.
Freund, als letzte Ruhestätte
Such' mir eine grüne Wiese.
Fragen darauf dann die Leute:
Woran starb der Unglückselge?
Sag — das Fieber war es nicht,
Auch kein heft'ges Gliederreißen,
Nein, er starb an Liebesschmerzen —
Hoffnungsloser ist kein Übel!

Die Meninas, Catalina Monteleon und Maraquita Hijar hatten sich ebenÂ»
falls der steifen Mieder entledigt, eine streckte sich auf der hohen Truhe aus, die
andere rÃ¤kelte sich auf den Matten. Sie kamen auf das kommende Auto da F4
zu plaudern, erzÃ¤hlten vom gutmÃ¼tigen Abate, der den Unterricht gab. â€žHeute
hat er uns und den Menins die Bedeutung der Feier erklÃ¤rt. So ein reinigendes
Ketzergericht, sagte er, ist ein Heil fÃ¼r die Menschheit, Spanieu verschuldet der
Heiligen Inquisition unsÃ¤glich viel. Die Ã¼brigen LÃ¤nder haben lauter ReligionsÂ»
kriege verwÃ¼stet, sie kÃ¶nnen einem leid tun. Wir alle hÃ¤tten sehr viel GlÃ¼ck, seit
Iahrhunderten habe es ja kein Auto da Fs gegeben. Dieses verdankten wir
unserer innigst geliebten KÃ¶nigin, d. G. b. m. Darauf meinte Diguito Najera,
â€” er wÃ¼rde tÃ¤glich dreister, â€" die innigst geliebte KÃ¶nigin mache sich gar nichts
daraus. Neulich beim Nachtessen, als der KÃ¶mg wieder davon anfing, sagte sie:
Hoffentlich werde ich an dem Tag krank. Da wurde der Abate ganz rot und verÂ»
wirrt und behauptete, erstens habe die KÃ¶nigin gewiÃŸ das nicht gesagt, zweitens
wÃ¤re ihr dann wohl die Weihe dieser Veranstaltung nie richtig auseinandergesetzt
worden, und nachdem sie dem Auto da Fs beigewohnt habe, werde sie anders
denken."
Darauf klagten sie Ã¼ber die UmstÃ¤ndlichkeit der ersten Duenna, Ã¼ber die Frei"
heiten, welche sich die Menins herausnÃ¤hmen, aÃŸen dabei SÃ¼ÃŸigkeiten aus den
soeben wieder von Don Manuel Ã¼bersandten KÃ¶rben. Und wie immer, wenn sie
die erwachsene Freundin besuchen durften, begannen die schon so frÃ¼h in das
fremde Leben herausgeschickten Kinder etwas wehmÃ¼tig Ã¼ber die Heimat, Ã¼ber
den Palast Monteleon zu sprechen.
Dolorotas Mondsjar kam herein und lieÃŸ die Meninas unter einem VorÂ»
wand von den Duennas nach ihren Zimmern geleiten. Auch sie hatte sich ihrer
schweren GewÃ¤nder entledigt, sich in schleierhaft leichte GewÃ¤nder gehÃ¼llt. Ietzt
kauerte sie sich in die Ecke des verdunkelten Zimmers.
â€žDenke dir nur: Donna Anna, die SchwÃ¤gerin der Orgaz, war eben hier,
und was hat sie erzÃ¤hlt? Die Herzogin von Hijar, Maraquitas Mutter, hat ja
seit Jahren eine ganz groÃŸe Liebe. Aber Don Pedro von Acunna und Pacheco
hat sie betrogen und sich eine andere Herzensdame erwÃ¤hlt. Sie besaÃŸ sichere
Beweise und nahm ihre Rache. Als der Herzog neulich auf einige Tage verreiste^
lieÃŸ sie Don Pedro nachts durch die GartentÃ¼r mit einer Leiter auf ihr Zimmer
gelangen."
â€žIa, ich erinnere mich dessen genau, es war mit karmoisinrotem Samt aus,
geschlagen und lag neben meinem."
â€žHier also hat sie ihm am vorigen Montag einen leidenschaftlichen Auftritt
gemacht, sie gibt jetzt selber zu, daÃŸ ihre Worte jedes MaÃŸ Ã¼berschritten. Er verÂ»
teidigte sich matt, â€" sie besaÃŸ einen Brief. Darauf reichte sie ihm zur Wahl,

einen Dolch oder eine Tasse vergifteter Schokolade. Er wehrte sich nicht, nahm ohne zu zucken die Tasse, leerte sie bis zum letzten Tropfen, sagte: Sennora, Sie hätten mehr Zucker hereingeben sollen, durch das Gift ist die Schokolade recht bitter geworden. Merken Sie sich das, Sennora, wenn Sie wieder einen er» morden. — Gleich darauf verfiel er in gräßliche Krämpfe, sie dauerten über ?ine Stunde, dann war er tot. Donna Maria ließ durch ihre Duenna den Haushof» meister wecken."

„Ein alter Mann, er spricht so katalonisch."

„Dieser also ließ den Körper nach dem Prado bringen, dort hat man ihn am Morgen gefunden. Die Pachecos wollen keinen Prozeß beginnen — Wahlschein» lich beabsichtigen sie eine andere Rache. So werden die Behörden sich schwerlich einmischen. Gestern Nacht ist sie, in ihrem Diamantschmuck, mit den Diamant» schmetterlingen im Haar in der Komödie gewesen, denn man gab Calderon de la Barcas Arzt seiner Ehre. Natürlich hat jeder sie sehr genau beobachtet, und als es hieß: „Ehre, du bist in Gefahr, Ehre, heilen muß ich dich .... Arzt bin ich meiner Ehre .... Unmenschlich würd' ich enden, ausreißen würd' ich mit den eigenen Händen das Herz, und voll Verlangen würd' ich's in Blut getaucht, am Feuer zergangen, stückweise dann verzehren, und mit dem Trank des schnöden Blutes mich ernähren." .... Diese Stellen kennt doch jeder und wartete auf ihr Kommen. Die Herzogin saß ruhig da, fühlte die auf sie gerichteten Blicke, sah noch einmal vor sich die Windungen des sterbenden Geliebten. Und da saß sie, stolz und gefaßt. Donna Anna sagt, es hätte einen ungeheueren Eindruck ge» macht. . . Inez, ist es nicht wundervoll! Muß es nicht herrlich sein, so zu lieben und so zu leiden und so sich zu rächen?"

Die halbgekleideten Geschöpfe lagen im warmen Halbdunkel und sprachen über Liebe. „Das ist die wahre Liebe, nur um ihretwillen verlohnt es sich, zu leben."

Nur selten hatte jene Herzogin Hijar den Don Pedro gesehen, noch seltener gesprochen, nur ganz wenige Male hatten sie einander angehört. Aber in Gedanken waren sie immer vereinigt, ihre Liebe erfüllte jeden Tag und jede Nacht, sie umstrahlte ihr Dasein. Und diese Leidenschaft beruhte auf der Todesnähe, jauchzend müsse man sich der Rache des Gatten, des Bruders aussetzen, und auch die Liebenden hatten das Recht, Ungetreue im Namen der gestorbenen Liebe zu ver» nichten.

„Würde man sich eine gerechte, eine schonende Liebe wünschen? Nein und tausendmal nein." Inez sprach wie im Fieberrausch, sie nannte keinen Namen, auch die Freundin sollte nicht wissen, daß ihr ganzes Wesen dem Don Manuel zuströmte, daß er und er allein ihr die überschwängliche Seligkeit bedeute, daß sie ruhig und sicher dieser entgegensähe.

Im Hochsommer entwickelten sich giftige Dünste im tiefgrünen Aranjuezhain, man bezog dann das nach Norden gelegene Sommerquartier des Madrider Alka» zars. Die Übersiedelung wurde wegen des Autodafe früher vollzogen, und kurz vor dem mit aufgeregter Spannung erwarteten Tag gab der Almirante von Kastilien ein Gartenfest.
Don Caspar Enriquez von Cabrera, Herzog von Rioseco, erblicher Almirante von Castilien, besaß vier Madrider Paläste, wohnte drei Monate in jedem. Die Sommerresidenz im alten Prado dicht am Buen Retiro war von einem berühmt schönen Garten umgeben, hier erhoben sich antike, aus Italien gebrachte Statuen aus der Mitte falbenleuchtender Blumen, oder Wasserstrahlen umgaben sie im Schatten der Bäume.
Die Königin und ihre Damen wurden durch die Räume geführt, der grau-haarige Herr verstand sich, wie auf Frauen und Verse, so auch auf Bilder, besaß eine herrliche Sammlung. Mit feinen Erläuterungen wies er auf die Gemälde von Tizian, Tintoretto, auf seinen neuen, kürzlich in Antwerpen erworbenen Rubens. In seinem Schlafgemach hingen altflandrische Bilder vom Meister Iuan van Eyck, von Rogerio van der Wenden, von Pedro Christus und Gerardo David. Sie stammten aus dem Besitz der Beatrice von Cabrera, der Freundin und Begleiterin der Königin Isabelle, wurden daher in Ehren gehalten. Schön waren diese steifen, harten Gemälde ja keineswegs, ebenso wie die verzerrten Gestalten des wohl etwas verrückten Greco aus Toledo. Ein Zimmer war mit Feder-mänteln und Seltsamkeiten aus Peru erfüllt, schrecklich waren die Götzenbilder anzusehen, die Damen fürchteten sich vor den wilden, heidnischen Fratzen. Die Wände der Bibliothek waren mit Zedernholzfächern bedeckt; hier standen alle spanischen Komödiendichter. In größter Vollständigkeit, in wertvollen Erstdrucken war der Lieblingsdichter des Hausherrn, Don Luis Gongora, vertreten.
Man bewunderte die Marmorbüste vom Herzog und seiner verstorbenen Gemahlin. Ein Italiener hatte sie angefertigt. Erst wollte dieser sich nicht dazu entschließen, die Brillen der beiden anzlwringen; solche Ausländer hätten kein Verständnis für die Würde, welcher dieser Schmuck, besonders in der den Granden zukommenden, auffallenden Größe verliehe. In Italien würden Brillen nur von Kurzsichtigen getragen!
Draußen ergötzten sie sich an den Blumen, hochspringenden Wassern und marmornen Göttern. In der Tritonen-Grotte wurde gerastet, die Damen saßen auf kostbaren Matten am Boden, von Pagen in grün und silberner Tracht wurden schneegekühlte Fruchtsäfte und Süßigkeiten gereicht. Diese vornehme Welt hatte leise Stimmen, vornehme, gehaltene Bewegungen, die Nachtigallen wurden nicht durch sie verscheucht. Die Nachtigallen saßen in starkduftenden Syringabüschen. oder wiegten sich in den Ästen der scharlachblühenden Granaten; sie jubelten und seufzten. Die leidenschaftlichen feuerroten Granatblüten hatten sich eben ent»

faltet, in der Blütenfülle leuchtende Äste reckten sich über Buchsbaumhecken, mitten im Wege rieselte ein mit hellgrünen Kacheln eingefaßtes Wasser, speiste ein grünbelegtes Becken, Hier rankten Rosen, Rosen bildeten Hecken, schlangen sich um Zypressen, behingen sie mit duftenden Guirlanden gelblicher, weißrosa Blüten, bedeckten mit einer tiefroten Flut den auf das Schlößchen führenden Triumphbogen aus taubengrauem Gestein.
Durch den Bogen nahte sich jetzt ein Zug; der Verabredung gemäß sollte bei dieser Gelegenheit Don Filippo Colonna, der Bräutigam des Ehrenfräuleins, Donna Lorenza von La Cerda, ihr vorgestellt werden. Die Unterhandlungen waren schon lange im Gang, bisher hatte man sich nicht über die Aussteuer geeinigt. Daß seine Mutter, die nur zu viel besprochene Maria Mancini, Condestabile Colonna hier vor den Majestäten erscheinen dürfe, hatte niemand geglaubt; als man sie von weitem erblickte, entstand eine Bewegung.
Die Damen hatten inmitten der Granaten und Springen oder in dem rosen» umgebenen, von Fliesen ausgelegten, von Wasser durchflossenen Gartenhaus gesessen. Sie plauderten, zermalmten mit ihren kleinen Zähnen Bucaroscherben, murmelten ihre Rosenkränze oder wandelten feierlich vor den geschnittenen Tarushecken auf und nieder. Ietzt näherten sie sich neugierig, mit den zurück» gehaltenen Ellbogen, ihrem würdevoll schwebenden Gang.
Die Condestabile war glänzend gekleidet, trug die berühmten Perlen, in denen Mignard sie malte, um den üppigen Hals. Eine Dame der ganz großen Welt, noch schön; aber wie lachte diese Ausländerin, wie unspanisch und frei war ihr Betragen. Dem Hausherrn drückte sie die Hand, unendlich freue sie sich, sein prächtiges Heim, in dem sie bei ihrer Ankunft im Land so freundlich aufgenommen wäre, wiederzusehen. Es sei das allerschönste Lusthaus in ganz Spanien, das habe sie auch soeben in ihren Memoiren niedergeschrieben. Ia, man habe soviel über ihr Leben zusammengelogen, daß sie der Welt reinen Wein einschenken wolle.
Nach Begrüßungen und Beglückwünschungen stellte sich Don Filippo steif und starr neben der Zukünftigen auf, ihr Vater, der Herzog Medina Cell und Donna Laura Alagon, welche die kranke Mutter vertrat, wichen nicht von der Braut; die beiden sahen sich zum zweiten Male und wechselten gezwungene Phrasen.
Die Condestabile nahm das französische Botsck^afterpaar in Beschlag, versuchte die beiden zu bezaubern, schilderte ihre traurigen Erfahrungen im Land. „Denken Sie sich, mein Mann, der mir doch alles verdankt — nur durch mein Vermögen ist auch diese Heirat zustande gekommen, — hat mich in ein Kloster gesteckt. Es ist zwar ein elegantes, weltliches, aber natürlich habe ich es nicht lange aushalten können. Meine Schwägerin, die Los Balbases (eine unausstehliche Fra») ist über» aus hartherzig, und der König und Medina Cell drohen, mich in eine Festung zu stecken! Ietzt zur Vermählung des Sohnes lebe ich mit meinem Gatten im selben Haus (wohl verstanden nicht in ehelicher Gemeinschaft), aber ich weiß, daß man

allerhand gegen mich plant." Sie lächelte den Botschafter mit ihren leuchtenden Augen an und bat um seine gütige Verwendung. Er hielt Stand; es war lange her, seitdem sein König sich leidenschaftlich in die geistreiche, temperamentvolle Nichte Mazarins verliebt hatte, jetzt wollte seine Majestät nichts mehr von ihr wissen. Er wich höflich aus, überließ sie seiner Gemahlin, der sie im Vertrauen, seufzend, von ihrem neuesten Freund erzählte. „Er ist häßlich und macht sich nichts aus mir, aber er hat so etwas im Blick! Wissen Sie, liebe Frau von Villars, so etwas Besonderes. Kurz, ich kann nicht von ihm lassen."

Villars trat auf die Gruppe der Diplomaten zu, man unterhielt sich kollegialisch über die ihnen berichteten Vorkommnisse der letzten Konzilien. Die Über» schwemmung in Navarra sei bedenklich, in Malaga greife die Pest um sich, Abenteurerschiffe hätten an der westindischen Küste geplündert. „Und das spanische Kriegsschiff „Karl der Zweite", das der Kurfürst von Brandenburg vor Ostend durch sechs seiner Galeassen kapern ließ, um es als Pfand für die schuldigen Sub» sidien fortzuführen, ist, da die Summe auch jetzt nicht bezahlt wurde, im Hafen von Pillau zur öffentlichen Versteigerung gelangt. Ich habe es soeben erfahren, Sie können sich darauf verlassen."

Dann kam man auf die Verhandlungen mit dem Madrider Corregidor, der die althergebrachte Gerechtigkeit der Botschafter einschränken wollte, dann wurde das kommende Fest besprochen.

„Ohne ärztliches Attest ist es mißlich, fernzubleiben", versicherte der Kaiser» liche Botschafter, Graf Grana. „Überhaupt soll man sich ja seine Ansichten über die Feierlichkeit nicht anmerken lassen." Weder er noch seine Kollegen hatten ein Ketzergericht erlebt; im Grunde freuten auch sie sich mit gruselnder Freude.

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von Dr. Michael Lehrfreund.

Die polnische Frage.

Die Besetzung Kongreß , Polens durch die Zentralmächte hat die Polenfrage wieder in den Vordergrund der Diskussion gerückt.

Pufferstaat, Groß - Galizien mit österreichisch - ungarischem Trialismus, oder ohne Trialismus, ein selbständiges Polen, eventuell in Personalunion mit Sachsen, die vierte Teilung Polens — das sind in Schlagworten die bisherigen Vorschläge zur Lösung dieser komplizierten Frage.

Im Gegensatz zu all diesen Versuchen, die mehr oder weniger von parteipolitischen Absichten nicht ungefärbt blieben und, da sie die künftige Gestaltung des Landes und seiner Beziehungen zu den Zentralmächten außer acht ließen, nur als Palliativmittel zu betrachten wÄren, strebt Dr. Grabowsky*) nach Schaffung der Voraussetzungen zu einer gründlichen, dauernden Lösung des Problems.

*) Die volnische FiM. Von Dr. Adolf Giabow3h. Earl tzeymanus Verlag, Neilin 1916.

Gestützt auf Kenntnis des Landes und der Leute findet er einen Ausgangspunkt zur Firierung der Lebensnotwendigkeiten, die bei der Behandlung dieser Frage für die Zentralmächte maßgebend sein müssen, in der Betrachtung des Endzweckes des gegenwärtigen Weltkrieges. „Es sei ein Krieg um das Morgenland", meint Di-. Grabowsky. Zur Erreichung dieses Zieles bedürfen die Zentralmächte einer Flankensicherung gegen Rußland, und die Erfüllung dieser weltgeschichtlichen Rolle weist der Autor dem Polenlande zu, das auch den künftigen Weg Mitteleuropas nach Rußland vermitteln soll. „Polen, das slawische und doch westländische, wird die Brücke sein zum geheimnisvollen Zarenreich."

Daraus folgt die Notwendigkeit eines engen und aufrichtigen Zusammengehens der beiden Mächte, die auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten. Selbstverständlich muß das mit der Aufgabe einer Flankensicherung betraute, durch die Zentralmächte ins Le-

ben gerufene Polen das Bild eines möglichst konsolidierten Gemeinwesens abgeben, dem jedes Hinschielen nach Rußland fremd ist.
Diese Prämissen bieten dem Ver-

fasser eine feste Plattform zur Kritik der bisherigen Vorschläge.
Während der Pufferstaat durch die unvermeidliche Rivalität der Zentralmächte, anstatt Reibungsflächen zwischen ihnen auszuschalten, solche noch vergrößern würde, wäre andererseits russischen Intrigen und Praktiken Tür und Tor geöffnet, und solch' ein Polen würde nur allzu leicht zu einem Spielball zwischen den benachbarten Großmächten. Schon deshalb, wie auch in Anbetracht der hieraus mit Sicherheit erwachsenden Parteienzerklüftung in Polen selbst, wäre ein polnischer Pufferstaat als eine todgeweihte Fehlgeburt anzusehen.
Auch das von Hans Delbrück empfohlene Polen in Personalunion mit Sachsen würde keine Garantie gegen diese ernsten Fährlichkeiten schaffen. „Diese Nerlegenheitslösung würde den sächsischen König nur wieder in die unmögliche Zwitterstellung bringen, die er schon im alten polnischen Reich und später in dem von Napoleon geschaffenen Großherzogtum Warschau eingenommen hat"
Eine vom österreichischen Polenklub erhoffte Lösung durch Schaffung eines Großgalizien sagt Grabowsky ebensowenig zu, denn für einen solchen Fall beansprucht er für Deutschland die Sicherung der strategischen Grenze, wodurch das wichtigste polnische Postulat, das der Unteilbarkeit des Landes, beiseitegeschoben und Polens Mission des gemeinsamen Flankenschutzes gegen Rußland frustriert würde. Ein solches Großgalizien ohne österreichischen Trialismus würde, nach Grabowsky, eine Schwächung der deutschen und nichtpolnisch-slawischen Elemente in Österreich und damit eine peinliche Verschiebung der innerpolitischen Verhältnisse des Reiches herbeiführen. Ein Großgalizien mit Trialismums hingegen würde — Grabowsky zufolge — auf Widerstände in Österreich - Ungarn stoßen.
Mit einer vierten Teilung Polens wären für den Autor die Vorbedingungen einer vernünftigen Lösung ausgeschaltet, denn mit der Zerreißung der territorialen Einheit des Landes und der hieraus erwachsenden Unzufriedenheit des Volkes wäre der Wallcharakter Polens gegenüber Rußland preisgegeben. Die mit Polens Verlust erwachte russi-

sche Sympathie würde vielleicht in Po-
len ein Echo finden, und so könnten
russische Pestpfeile mit der Zeit auch hier
wieder die Luft vergiften.
Ein souveränes polnisches Gemein-
wesen endlich wäre nach Grabowsky ein
„ewiger Herd von Verschwörungen ge-
gen das Leben der Mittelmächte". Bei
dem Meeresdrange der Polen könnte
dies mit der Zeit zu ernsterer Beunruhi-
gung Anlaß geben. Außerdem aber
bliebe bei einer solchen Gestaltung die
notwendige strategische Grenzsicherung
Deutschlands unberücksichtigt.
Bevor der Autor sein eigenes, völlig
originelles und mehr als beachtenswer-
tes Projekt skizziert, gibt er an der Hand
einer Schilderung der sozialen Schich-
tung und psychischen Beschaffenheit der
polnischen Parteien Aufklärung dar-
über, warum bei den Polen bis zu
Kriegsbeginn die wahren Gefühle gegen
die Russen nur verhältnismäßig selten
zum Vorscheine kamen. Das den Be-
dürfnissen des russischen Marktes ange,
paßte wirtschaftliche Russisch-Polen
hatte in Rußland sein einziges Absatz-
gebiet für die »s Iio« produzierten bil-
ligen Massenartikel der polnischen Ter-
til-Industrie.
Trotz dieser wirtschaftlichen Ab-
hängigkeit von Rußland besteht, wie
Grabowsky auf Grund der polnischen
Literatur und einer Analyse des polni-
schen Naturells konstatiert, bei den Po-
len Haß oder vielmehr Geringschätzung
der Russen.

Der allen polnischen Herzen imma-
nente Gedanke einer Wiederaufrichtung
des selbständigen Polen kann den Ver-
fasser mit Recht nicht schrecken, er hat
vielmehr die sichere Überzeugung, daß
ein deutsches Zusammenarbeiten mit den
Polen für beide Teile ersprießliche Er-
folge zeitigen würde, denn „der Pole
wird unter dem deutschen Erlebnis von
der Labilität zur Stabilität gelangen."
Zur Lösung der Polenfrage in Kon-
greß-Polen übergehend, bemerkt Gra-
bowsky zunächst, daß das Gouvernement
Cholm, das die Russen mißbräuchlich
von Russisch»Polen abtrennten, diesem
jetzt wieder einzuverleiben wäre; hinge-
gen betrachtet er ganz Litauen als ein
außerhalb Kongreß-Polens stehendes
Gebiet, das Deutschlands künftigen Ko-
lonisationszwecken im Osten dienen
sollte. Das Vorbild zu seiner Lösung
bietet dem Autor die Stellung Bosniens
zur österreichisch-ungarischen Monarchie.
Bosnien ist bekanntlich eine Provinz
Österreichs und Ungarns und besitzt
weitgehende Autonomie. Ebenso soll
sich Deutschlands und Österreich-Un-
garns Gebietshoheit über das ungeteilte
Polen erstrecken, also ein Kondominium,
oder juristisch ausgedrückt, ein Coimpe-
rium der beiden Zentralmächte geschaf-
fen werden, mit gemeinsamer Souverä-
nität und geteilter ziviler und militäri-
scher Verwaltung der besetzten Gebiete.
Polen ist hier demnach als polnische
Provinz gedacht, als Gemeinbesitz der
Zentralmächte, mit Zentralinstanzen,
mit gemeinschaftlicher Staatsangehörig-
keit oder, besser gesagt, Landesange-
hörigkeit der Einwohner ganz Kongreß-
Polens analog der bosnischen Landes-
angehörigkeit. Beide Zentralmächte
nehmen in den von ihnen verwalteten
Teilen die Aushebung der Wehrmacht
unter Berücksichtigung der nationalen
Eigenart des Landes vor, so zwar, daß
es sowohl im deutschen wie im österrei-
chisch-ungarischen Heere spezifisch pol-
nische Regimenter gäbe. Beide Mächte
haben gleichen Anteil an der Zentral-
verwaltung der Provinz, an deren
Spitze ein gemeinsamer, dem Turnus
nach zu ernennender Statthalter stehen
soll. Grabowsky zieht da die Ernen-
nung eines Statthalters aus einem
Herrscherhause in Erwägung. Gemein-
schaftliche Gesetzgebung, ein gemein-
samer Verteidigungsrat in militärischen
Angelegenheiten und ein gemeinsames

Landesbudget (neben einem Einzel-
budget der beiden Verwaltungsteile)
sollen außer dem schon jetzt eingeführten
gemeinsamen Zolltarif auf die gemein-
schaftliche Verwaltung des rechtlich
ungeteilten Gebietes hinweisen. Die
Landesangehörigen sollen ohne Unter-
schied der Konfesson zur Mitarbeit und
Mitverantwortung an der Verwaltung
des Landes herangezogen werden, und
als Ausdruck dessen schlägt Grabowsky
einen polnischen Beirat zu Gesetz-
gebungszwecken mit der Entwicklungs-
möglichkeit zu einem polnischen Parla-
mente vor, jedoch mit Ausschluß der
auswärtigen und der Heeresangelegen-
heiten. In wirtschaftlicher Beziehung
wären als Ersatz für das verloren ge-
gangene russische Hinterland die Zen-
tralmächte und die verbündeten Balkan-
staaten als Absatzgebiete für polnische
Produkte durch Zollfreiheit oder Zoll-
erleichterung heranzuziehen; ebenso
müßten natürlich auch die Produkte der
Zentralmächte in Kongreß-Polen leichte-
sten Einlaß finden können.

So wäre dem Annäherungsprozesse
der beiden Zentralmächte durch die ge-
meinsame Verwaltung Kongreß-Polens
als naturlichen Bollwerkes gegen Ruß-
land und künftiger Brücke nach Rußland
ein sicherer Weg gewiesen, der obendrein
durch Erfüllung des nationalen pol-
nischen Wunsches nach Unteilbarkeit
des Landes gesichert erschiene.

Wie immer man sich zu diesem Vor-
schlage stellen mag, das eine wird man
nicht leugnen können, daß er allen betei-
ligten Faktoren gerecht zu werden sncht,

was ja die erste und wichtigste psycho-
logische Voraussetzung einer erfolg-
reichen, dauernden Regelung der Polen-
frage ist.

PÃ¤dagogische Rundschau.

Von P. Hoche.

Es ist erfreulich, daÃŸ der Krieg die
richtige Erkenntnis fÃ¼r den Wert einer
sorgfÃ¤ltigen Erziehung betont und geÂ»
schÃ¤rft hat. Es ist unbestreitbar, daÃŸ
Deutschland in diesen Kriegsjahren un-
endlich GroÃŸes, ja wohl das GrÃ¶ÃŸte
von allen gegenwÃ¤rtig kÃ¤mpfenden
VÃ¶lkern geleistet hat, und es ist bezeich-
nend fÃ¼r das Volk der Denker und
Dichter, fÃ¼r das Land der Kasernen
und Schulen, daÃŸ, wÃ¤hrend drauÃŸen
der Kampf um des Reiches Zukunft
gekÃ¤mpft wird, drinnen die Geister
mobil gemacht werden fÃ¼r die neue Er-
ziehung der Iugend. Wieviel ist in
diesen Monden gesprochen und geschrie-
ben worden Ã¼ber pÃ¤dagogische Fragen,
besonders Ã¼ber die zukÃ¼nftige Gestal-
tung unserer Schulen, ferner Ã¼ber die
LÃ¶sung der Iugendwehrfrage. Alle
diese ErÃ¶rterungen dÃ¼rfen bei unserm
Volke auf ein tiefes Interesse rechnen,
um so mehr natÃ¼rlich^ wenn MÃ¤nner
das Wort ergreifen, deren Namen in
der pÃ¤dagogischen Wissenschaft mit
Recht einen guten Klang hatten. Da
sei nur hingewiesen auf Fr. W.
FÃ¶rsters BÃ¼chlein â€žDeutschlands
Iugend und der Weltkrieg". (FurcheÂ»
Verlag, Kassel.) Der Verfasser ist weit
Ã¼ber die pÃ¤dagogischen Kreise hinaus
bekannt durch seine populÃ¤r geschriebe-
nen Schriften â€žLebensfÃ¼hrung",
â€žLebenskunde", â€žSchule und Cha-
rakter". Wir kennen ihn als einen
FÃ¼hrer der SozialpÃ¤dagogen und einen
entschiedenen Feind jenes Individua-
lismus, der im berÃ¼chtigten Schlagwort
von der Auslebetheorie seinen Ausdruck
fand. â€žNicht das Leben ist das Ziel,
und nicht das Ich, sondern das Opfer,
und nur wer im Opfer ist, der hat das
Leben." Von diesem alten Weihewort
geht FÃ¶rster aus, auf diese Erkenntnis
hin sucht er auch den Sinn der Iugend
einzustellen. Und ihm bedeutet inner-
lich teilnehmen an unserer groÃŸen Zeit:
â€žSich nicht bloÃŸ von den GroÃŸtaten
der Tapferkeit unterhalten lassen, son-
dern es heiÃŸt: das Ideal der Tapfer-
keit mit dem ganzen inneren Menschen
ergreifen, es auf alleAufgaben und Kon-
flikte des eigenen Lebens anwenden, es
bis in die letzten Konsequenzen bejahen
und zu Ende denken." Nicht jeder kann
den Heldentod auf dem Felde der Ehre
sterben, aber jeder kann tapfer seinen
Pflichtenkreis ausfÃ¼llen. Der Verfasser
weist die Jugend hin auf ihre beson-
deren Pflichten. Sie ist die Ersatz-
reserve in der Arbeit der Familie. Sie
muÃŸ allgemach lernen nicht zu fragen:
Was bekomme ich?, sondern: Was gebe
ich? Das groÃŸe Durchhalten drauÃŸen
muÃŸ ein Bild werden fÃ¼r den tÃ¤glichen
Kampf mit den Feinden unseres
Charakters. Verinnerlichung des Ideals
der Tapferkeit ist heute die wichtigste
Aufgabe fÃ¼r die Selbsterziehung der
Iugend. AbhÃ¤rtung des KÃ¶rpers z. B.
ist gut, aber sie ist nur eine VorÃ¼bung
fÃ¼r eine tiefer dringende HÃ¤rte des
Menschen gegen sich selbst. Wir be-
wundern die Disziplin in unserem Heer.
Aber wir brauchen sie ebenso im alltÃ¤g-
lichen Leben. Soziale Kultur haben

heiÃŸt nicht nur, Mitleid mit dem Volke
haben, sondern zuerst: Sei auf die
Minute zur Stelle, sei zuverlÃ¤ssig, halte
dein Wort, steh zu deiner Aufgabe;
zeige die Disziplin im Lachen, Reden,
Essen, Trinken, Sport, im Versprechen,
in der Begeisterung, in der Freude, im
Mitleid. Mit offenen Augen blickt
FÃ¶rster auf die Gefahren hin, wie sie
im Siegesrausch ruhen, ferner im SichÂ»
gehenlassen des Hasses, im deutschen

Selbstlob. Seinen Kriegsforderungen,
die freilich ebensogut Friedensaufgaben
sind, kann man stets nur rückhaltslos
zustimmen. Förster ist auch hier, wie in
seinen vorerwähnten Schriften, ein
Führer, dem man sich unbedingt anv«»
trauen darf. Das Buch ist der Jugend
bestimmt, ist aber ebensogut für die Er»
wachsenen geschrieben. Der reiferen
Iugend, besonders der gebildeten, sollte
man es aber recht viel als Vademekum
in die Hände geben.
Vielen Eltern ist der Verfasser des
Vuches „Wie erziehen wir unseren Sohn
Benjamin?" bekannt. Es ist ein Werk,
fußend auf alter, gesunder Erziehungs»
weisheit. Wenn Adolf Matthias
von „Krieg und Schule" spricht
(Hirzels Verlag, Leipzig), dann wird
man wissen, daß er etwas zu sagen hat.
Nachdem er daran erinnert hat, daß
große Kriege trotz ihres Elends, ihrer
Entsetzlichkeit, doch auch von unend-
lichem Segen für die betroffenen
Völker sind, daß sie in vielfacher Hin»
sicht zu ihrem Erzieher werden, verlangt
er im besonderen, daß die deutsche
Iugend volles Verständnis für diesen
Krieg gewinne; auch sie muß und kann
schon einsehen, wie er entstanden ist, wie
er kommen mußte. Das ist Aufgabe der
Schule. Sodann wünscht auch Mat»
thias wie Förster vor allen Dingen eine
sittliche Einwirkung des Krieges auf die
Jugend. An den Helden, die draußen
leiden und sterben, soll sie Heldenmut
lernen. Wir haben nicht mehr nötig in
die Ferne zu schweifen und nach Mara»
thon und Salamis. An unseren Millio-
nen Helden soll sich unsere Iugend ein
Beispiel nehmen für eigene Tugenden
und Pflichten. Der Krieg räumt auf
mit dem Individualismus, wie er aus
Ellen Keys „Iahrhundert des Kindes"
spricht; er predigt wieder die Worte
Pflicht, Liebe, Idealismus, Opferwillig»
kelt, Vaterlandsliebe. Nicht zum
wenigsten betont Matthias das letzte
und die Erziehung zum Nationalstolz,
zum Deutschtum. Geschichte und Geo»
graphie müssen dieser Aufgabe beson»
ders dienen, und in der Art, wie der
Verfasser diese Forderungen ausspricht,
darf man ihm wohl zustimmen. Er»
schöpfend behandelt ist das Thema aller»
dings nicht. Aber was geboten wird,
ist gut gesagt und mit jener Beredsam»
keit, die nur das Herz gibt.
Besonders die Frage der Wehrhaft»

machung unserer Iugend ist durch den
Krieg in ein helles Licht gerückt worden.
Die Forderung an und für sich hat sich
wohl im Hinblick auf die gegenwärtigen
Verhältnisse überall durchgesetzt. Zweifel
und Meinungsverschiedenheiten bestehen
dagegen noch über einige wichtige
Punkte grundsätzlicher Natur, wie über
das Verhältnis von Iugendwehr und
Schule, ferner darüber, wie weit die
besondere militärische Vorbildung gehen
soll, wer die Sache durchzuführen hätte,
Über diese Fragen gibt das Buch von
Adolf Matthias „Deutsche Wehr»
kraft und kommendes Geschlecht"
(Hirzel, Leipzig) zwar keine Auskunft,
es beschäftigt sich überhaupt nicht mit
der praktischen Durchführung des
Iugendwehrgedankens, sondern es betont
vor allen Dingen aus den jetzigen Zeit»
verhältnissen heraus die starke Not»
wendigkeit, daß wir „Deutschen in Zu»
kunft unsere Wehrkraft zum Schutze
eines dauernden Friedens so stärken
und mehren, daß unseren Feinden schon
im Frieden Hören und Sehen vergeht
vor der Wehrkraft, die wir zu entwickeln
entschlossen sind." Wir müssen uns an
das Schillerwort halten: der Starke ist
am mächtigsten allein! Wir müssen aber
nicht nur körperlich stark werden, son»
dern auch Geist und Seele stählen und
zubereiten, alle Kräfte lebendig machen,
die in unserem großen Volke schlum»
mern. Auch dieses Büchlein ist von der
starken Begeisterung eines echten Vater»
landsfreundes getragen, frei von jeder
Übertreibung. Möchte es recht viele
deutsche Herzen entflammen. In der

Betonung der praktischen Ausführung sucht das nächste Werk seinen Wert: „Die Iugendkompagnie" von Beten» sted und Stecher (Priebatsch' Verlagsbuchhandlung, Breslau). Die Herausgeber sind Männer der prak-tischen Arbeit. Sie beantworten im ersten Heft die Frage: „Was fordern Kaiser und Vaterland von der deutschen Iugend?" und bieten dann in 23 Heft» chen, von denen jedes für 10 Pf. einzeln käuflich ist, ein reiches Instruktions» Material für die Iugendwehr. Ange» deutet seien nur einige Hefte: Marsch» dienst, Pionierdienst, Biwakseinrich» tungen, Geländekunde, Krankenträger-dienst, Feldbefestigungen, Vorposten» dienst. Die Hefte wenden sich an die Iugendlichen selbst, dienen der Selbst-erziehung und unterstützen so die schwere Aufgabe des Leiters. Auch diejenigen Iugendlichen, die nicht in der Iugend» wehr sind, werden aus dem reichen In» halt manchen Gewinn ziehen, zumal ein» zelne Nummern auch der Einrichtung unseres Heeres und unserer Marine ge-widmet sind und Angaben über Lauf» bahn und Versorgung darin enthalten. Die Sammlung verdient, daß sie in die Hände der Iugendlichen, der Iugend-führer, der Turnlehrer und Spielleiter komme; sie wird jedem ein Helfer sein.

Rundschau der Kriegs» literatur XI.

Von Dr. iur. Kurt Ed. Imberg.

Als neunter Band der Ullstein'schen Sammlung „Männer und Völker" ist ein kleines Buch von MarNordau erschienen, das unter dem Titel „Fran» zösische Staatsmänner" einen kurzen Einblick gibt in die französische Ge-schichte seit Errichtung der dritten Republik. Nordau schildert das Leben und Wirken derjenigen französischen Staatsmänner, die nach dem Sturze des zweiten Kaiserreiches das Schicksal des französischen Volkes gelenkt oder doch in erheblichem Maße auf die fran» zösische Politik nach 1870 eingewirkt haben. In einem einleitenden Aufsatze führt der Verfasser aus, daß es seit der großen Revolution am Ausgang des 18. Iahrhunderts „zwei Frankreiche" gebe, „das der Revolution und das der Gegenrevolution, deren jedes das an-dere zu überwältigen, wenn nicht zu vernichten sucht." Seit fünf Viertel» jahrhunderten haben diese beiden Frankreiche den Kampf um die Vor-

herrschaft in Frankreich geführt, der
erst durch den plötzlichen Ausbruch des
Krieges von 1914 verstummte. Ob aber
dieser für die Kriegszeit geschlossene
„Burgfrieden" auch nach dem Kriege
fortdauern, und ob die „heilige Ein-
heit" Frankreichs auch im Frieden fort-
bestehen wird, erscheint mir zum min-
desten recht zweifelhaft.
Von besonderem Interesse unter den
zehn kurzen Skizzen ist diejenige, die
Nordau von dem ersten Präsidenten der
dritten Republik, Adolphe Thiers, ent-
wirft, der sich durch seine „Geschichte
des Kaiserreiches" und seine „Geschichte
der Revolution" auch als Geschichts»
schreibet einen Namen gemacht hat.
Thiers gebührt das Verdienst, „die Er»
eignisse von 1789 bis 1799 zuerst als
eine zusammenhängende monumentale
Freske dargestellt, sie schlicht, klar,
fließend in einer Sprache erzählt zu
haben, die nicht durch stilistische Künste»
leien, sondern durch die Gewalt der
vorgetragenen Tatsachen wirken will."
Der bekannte Berliner Universitäts»
Professor Eduard Meyer, dessen
hervorragende Studie „England, seine
staatliche und politische Entwicklung
und der Krieg gegen Deutschland" be»
reits früher in dieser Zeitschrift des
Ausführlicheren gewürdigt worden ist,
hat im Verlage der Cottaschen Buch-
handlung (Stuttgart»Berlin) fünf Auf»

sätze veröffentlicht, die er unter dem Titel „Weltgeschichte und Weltkrieg" zusammengefaßt hat. Beim ersten Blick in das Inhaltsverzeichnis mag manchem zunächst unklar sein, wie man eine Zusammenfassung so verschieden» artiger Themen unter dem oben ge» nannten Titel rechtfertigen kann. Eine genaue und sorgfältige Lektüre läßt je» doch erkennen, daß die in diesem Bande vereinigten Vorträge und Aufsätze zu einer Einheit zusammengeschlossen wer» den, wie Meyer im Vorwort ausführt, „durch das Streben, den weltumspan» nenden Kampf, den wir zu bestehen haben, in den Zusammenhang der welt» geschichtlichen Entwicklung einzureihen und so zur Klärung der Anschauungen beizutragen. Durch die Betonung der geschichtlichen Momente, aus denen die Gegenwart erwachsen ist, die wir durch» leben, suchen sie das Verständnis und die richtige Auffassung der uns in dem gigantischen Ringen gestellten Aufgaben zu fördern und vor allem die gewaltige Wucht der Verantwortung lebendig ins Bewußtsein zu rufen, die fortan auf unsere Schultern gelegt ist."

Der gegenwärtige Krieg, der — wie der Verfasser betont — die Züge eines Religionskrieges trägt, „nur daß jetzt an die Stelle der Glaubenssätze die Gegensätze der staatlichen und wirt» schaftlichen Organisation, der Kultur, der Weltanschauung getreten sind", unterscheidet sich sowohl in seinen Dimensionen als auch in seiner Tendenz von den bisherigen Kriegen der Welt» geschichte. Denn „nicht nur die staat» liche Macht und die selbständige Gestal» tung unseres Volkes soll vernichtet wer» den, sondern die Seele des Volkes selbst, die diesen Staat und diese Machten»» faltung geschaffen hat Das deutsche Volk soll aufhören, in der Welt etwas zu bedeuten, es soll, wenn nicht physisch, so doch geistig in seiner Eigen» art, als ein selbständiges Glied der Völkerwelt, vom Erdboden ausgetilgt werden." Aus diesem Grunde muß Deutschland unbekümmert um die übrige Welt fortan nur auf sich selbst stehen, in der Erkenntnis, daß der jetzige Krieg ein Kampf auf Leben und Tod ist.

Eine sehr interessante Arbeit ist die Schrift von Dr. Leon Schulman: „Zur türkischen Agrarfrage. Palästina und die Fellachenwirtschaft", die soeben als zweite außerordentliche Veröffent-

lichung des Archivs für Wirtschafte
forschung im Orient im Verlage von
Gustav Kiepenhauer (Weimar) er»
schienen ist. Der aus Iaffa (Palästina)
stammende Verfasser geht mit Recht da»
von aus, daß die Lösung der Agrarfrage
von grundlegender Bedeutung für un-
seren türkischen Bundesgenossen ist.
„Die Hebung der Agrarwirtschaft ist
der sichere Weg zur Machtentfaltung
der türkischen Volkswirtschaft, wie zur
Stärkung der türkischen Staats»
finanzen." Um ihre politische Macht»
stellung gegen die Feinde in Ost und
West behaupten zu können, bedarf die
Türkei eines kräftigen Bauernstandes,
und um dies zu erreichen, ist die kultu»
relle Erziehung der Fellachen eine
Grundbedingung.
Der Verfasser hat sich der dankens»
werten Aufgabe unterzogen, die wirt,
schaftliche und soziale Lage der Bauern»
bevölkerung darzulegen, „die die Grund»
pfeiler der Türkei ausmachen", sowie
die Ursachen der Stagnation der Agrar»
produktion und die Richtung anzu»
deuten, in der sich die künftigen Refor-
men zu bewegen haben. Er geht bei
seinen Untersuchungen davon aus, daß
es vor allen Dingen für jeden, der sich
mit dem Orient beschäftigen will, er»
forderlich ist, den Geist des wirtschaften»
den Menschen im Orient tiefer zu er»
kennen; denn „nicht durch statistisches
Zahlenmaterial, sondern durch die Er»
kenntnis psychologischer Größen und
Werte kann das orientalische Wirt»
schaftsleben, wie das Leben des Orien-
talen selbst erforscht und ergründet wer»

den." Als ein Haupthindernis, das einer raschen günstigen Entwicklung der türkischen Wirtschaft im Wege stand, bezeichnet Schulman die Kapitulationen, deren lästige Ketten erst der Weltkrieg gesprengt hat.

Schulman hat sich bei seinen Be» trachtungen auf seine engere Heimat, Palästina, beschränkt. Aber, wie er selbst hervorhebt, kann man seine Ausführungen — selbstverständlich mit einigen wenigen durch Klima und Be» völkerung bedingten Modifikationen — auf das ganze osmanische Reich an, wenden. Es ist leider hier unmöglich, des Genaueren auf die einzelnen Abschnitte des Buches einzugehen; wir müssen uns an dieser Stelle darauf be» schränken, die Schulmansche Schrift allen Freunden der Türkei aufs wärmste zu empfehlen. —

In der von Prof. Dr. Franz von Mammen im Verlage des „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt (Dres» den und Leipzig) herausgebenen „Bibliothek für Volks» und Weltwirtschaft" sind zwei neue Hefte erschienen. Im 10. Heft behandelt der schwedische Landwirt Sigurd Svensson die „Viehlose ^Landwirtschaft" (übersetzt von C. Seegelke). Die jetzige Zeit lasse deutlich erkennen, wie gefährlich es für ein Volk sei, die Hauptnahrungsmittel zum großen Teil „aus zweiter Hand" zu nehmen, d. h. nicht alles selbst zu produzieren. Zu diesen Nahrungs» mitteln „aus zweiter Hand" rechnet der Verfasser auch das jetzt noch in großem Umfange zur Ernährung des Menschen dienende Tier mit allen seinen Produk» ten. Der Mensch nimmt letzten Endes mit den vom Tier stammenden Nahrungsmitteln doch nur Pflanzenkost zu sich, aber die „Veredelung" der Pflanzen durch den Tierkörper ist ein Umweg, der, im ganzen betrachtet, nur Verluste, aber unmöglich Nutzen bringen kann. Die vom Tier stammen» den Nahrungsmittel sind daher eine Verschwendung, die in normalen Zeiten nicht beachtet wird, weil bei Nahrungs» Mangel einfach das Nötige vom Aus» lande eingeführt wird, aber in Kriegszeiten, wo die Einfuhr sehr beschränkt ist, fällt sie sehr ins Gewicht. Der Ver» fasser, dessen Ausführungen wir aller» dings nicht in allen Punkten unter» schreiben können, polemisiert gegen die Viehzucht der Landwirte, die in den

meisten Fällen, sowohl vom volkswirt-
schaftlichen, als auch vom finanziellen
Standpunkte des Landwirtes aus, un»
rationell und schadenbringend ist. Er
will zeigen, daß der viehlose Acter»
bau in vielen Fällen die lohnendste
landwirtschaftliche Arbeitsweise sein
kann.

Ob die Angaben des Verfassers über
die Überflüssigkeit der Fleischnahrung
richtig sind, das zu beurteilen, müssen
wir den medizinischen Sachverständigen
überlassen. Zweifellos bietet jedoch die
Schrift gerade in dieser Zeit manches
Interessante, dessen Prüfung und Be»
achtung sich vielleicht lohnen würde.

Im 11. Heft schildert der Heraus-
geber, Franz v. Mammen, selbst
„die Bedeutung des Waldes, ins»
besondere im Kriege". Der Verfasser
will durch diese Schrift, die eine Neu»
bearbeitung eines Ende 1915 gehalte»
nen Vortrages ist, dazu beitragen, „die
Kenntnis" von der großen Bedeutung
des Waldes für unser gesamtes Wirt-
schaftsleben in weitere Kreise zu tragen,
dadurch die Liebe zu dem den Forst»
wirten anvertrauten Nationalgute in
den breitesten Schichten unseres Volkes
zu wecken und zu vertiefen und so auch
der immer mächtiger werdenden
Heimatschutzbewegung, die ebenfalls
den Wald in ihr Bereich mit einbezogen
hat, mittelbar einen Dienst zu er»
weisen."

Im Verlage von Gustav Fischer
(Iena) ist ein Vortrag im Druck er-
schienen, den Dr. Kurt Schultz t»

Iena am 28. Dezember 1914 im Klub „Concordia" in Schanghai gehalten hat, und in dem er kurz den „Kampf um Tsingtau" schildert, den er als Sanitätsoffizier miterlebt hat. — „Recht oder Unrecht" betitelt sich eine andere kleine Schrift, die im Ver» lage von Richard A. Giesecke in Dres- den erschienen ist. Der Verfasser, der sich unter dem Pseudonym Di'. M e h c» med Emin Effendi verbirgt, schil» dert hier einen „Disput über den Völkerkrieg zwischen Edward und Mehemed", in dem der Türke an» scheinend vergeblich versucht, dem Eng- länder seine Schuld am Weltkriege zu beweisen.

Ein anderes zeitgenössisches Ge- spräch „Huber und Lor" ist von Bern» hart» Guttmann verfaßt und bei Eugen Diederichs in Iena verlegt. Hier unterhalten sich ein Engländer und ein Deutscher über die Eigen- schaften ihrer Völker; auf einmal ent» stehen vier Vertreter neuer Zwischen» typen, und es gibt eine lustige, geist» reiche Debatte und Persiflage der üb- lichen Philisterphrasen. —

„Die wirtschaftlichen Fragen der Zeit" behandelt der bekannte Wirt- schaftspolitiker und Landtagsabge- ordnete Dr. Hoesch (Verlag von Reimar Gobbing in Berlin). Der Ver- fasser gibt eine Darstellung unserer wirtschaftlichen Entwickelung vor dem Kriege und der Maßnahmen und Er- fahrungen auf dem Gebiete unserer Lebensmittelversorgung während des Krieges, die in knapper und anschau» licher Form den glänzenden Aufstieg unserer Industrie in den beiden letzten Jahrzehnten, ihre wachsende Konkur- renzkraft und Überlegenheit der eng» lischen Industrie gegenüber zeigt. In derselben sachlichen, knappen Weise wird Hoesch der fortschreitenden Ent- wicklung der heimischen Landwirtschaft gerecht. Durch seine streng sachliche Darstellungsweise gelingt es ihm, dem Vorurteil überzeugend entgegenzutreten, das in großstädtischen Konsumenten- kreisen vielfach über das landwirtschaft- liche Gewerbe herrscht.

Dieses zweifellos bestehende „Miß» verständnis" zwischen Konsumenten und Produzenten sucht der Verfasser auf- zuklären, wenn möglich zu beseitigen. Den Zweck seiner Schrift sieht er darin zusammenzuführen, was durch die Ver»

schiedenheit der Interessenkreise getrennt wurde, und unserem Volke wieder zum Bewußtsein zu bringen, daß die Landwirtschaft Sache der gesamten Nation, nicht die eines einzelnen Berufstandes ist.

Im Verlage von I. C. B. Mohr (Tübingen) veröffentlicht der Münchener Universitätsprofessor Dr. Reinhard Frank acht gemeinverständliche Vorträge über „das Seekriegsrecht", die der Verfasser im Herbst 1915 im Münchener Volkshochschulverein gehalten hat. Diese Vorträge, die keinesfalls den Anspruch erheben, als Bereicherung der Seekriegsrechtswissenschaft angesehen zu werden, sondern — wie der Verfasser sagt — lediglich beabsichtigen, „weitere Kreise in das Verständnis der großen Fragen einzuführen, die ans dem Gebiete des Seekriegsrechts bestehen und in der Gegenwart eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt haben", dürfen auf eine gute Aufnahme beim Publikum rechnen, zumal sie bei der augenblicklichen politischen Lage von großem Interesse und zum Verständnis derselben von Wert sind. —

In der vom Verlage Eugen Diederichs in Iena herausgegebenen Sammlung „Schriften zum Verständnis der Völker" sind zwei Beiträge von Karl Nötzel und Alerand er Barwinskyj über „die slawische Volksseele" erschienen. „Die zukünftige Aufgabe des Slawentums ist, die Er-

gebnisse germanischen Forschens zum Erlebnis zu gestalten." Das Wesen der slawischen Volksseele ist, wie Nötzel darlegt, „seelische Unabhängigkeit". Das Interessante des russischen Volkes ist seine Uninteressiertheit am Leben. Der intelligente Russe» verspürt trotz» dem im Gegensatz zum breiten Volk für sich persönlich den Drang, seine ilber- zeugung sogleich auch im Leben zu ver» wirklichen. Der Verfasser sucht dies folgendermaßen zu erklären: Der Russe ist in seiner Anlage ein Künstler, der sich die zum Leben notwendige Hoff» nung durch die Flucht ins Traumreich und die Wunschwelt verschafft. —

„Auf der Kriegszeit Bildungs- wegen." Ein goldener Gedankenschatz, gesammelt von Wilhelm Franz (Concordia, deutsche Verlagsanstalt, Berlin). Der Verfasser hat sich in diesem Sammelbuche der Aufgabe unterzogen, unserer Zeit den Weg zu zeigen, wie sie das große Drama, das sich vor unser aller Augen abspielt, wahrhaft miterleben kann. Er hat »ine ira et »tu6io eine Auslese derjenigen Gedanken zusammengestellt, „die den starken Pulsschlag unserer gewaltigen Zeit verrieten" und zeigen, „daß alle Deutschen trotz der Verschiedenheit ihrer politischen und konfessionellen Über- zeugungen sich an dieser Stätte zu» sammenfinden können, auch wenn die Zeit des gebotenen Burgfriedens vor» über ist."

Es fällt zuerst auf, daß Franz die Fundstelle, den Ort und die Zeit, den Verfasser usw. bei seinen Zitaten nicht namhaft macht; man muß jedoch dem Herausgeber beistimmen: „Ieder Leser soll . . . mit eigenem Urteil den Wert oder Unwert eines Gedankens nach» prüfen, unbeeinflußt durch den Namen einer Person oder die Bezeichnung des Ursprungs."

Ieder, der Stoff für die Erziehung zum Verständnis der Gegenwart, der Weltpolitik sucht, wer eine Stählung der Willenskraft erstrebt und das Empfinden für die Wucht und Schön» heit der deutschen Sprache vermitteln möchte, wird sich nicht vergeblich an das Franzsche Werk wenden.

Volkswirtschaftliche Rund- schau.

Von Iosef Rosemeyer.

Die wirtschaftliche Bedeu» tung großer Wasserkräfte.

Der gegenwärtige Krieg hat uns
recht eindringlich gezeigt, daß das Be»
streben, uns vom Ausland, insbesondere
von allen überseeischen Produkten, mög»
lichst frei zu machen, für unser Wirt»
schaftsleben äußerst wichtig ist.
Unsere isolierte Lage inmitten be-
drohter Grenzen und die, mit einer
numerisch überlegenen feindlichen
Flotte, noch zu erreichende Absperrung
vom Weltmeer, von den überseeischen
Fundstätten solcher Produkte, die für
unser Wirtschaftsleben und unsere In»
dustrie unumgänglich notwendig sind,
zwingt uns, mit allen Mitteln auf
künstlichem Wege im Inlande Ersatz-
produkte herzustellen.
Dank einer, von allerhöchster Stelle
gepflegten, überragenden wissenschaft»
liehen Grundlage, hat unsere Industrie
manche solcher Fragen schon zu einer
guten Lösung geführt. Die neueste
dieser Lösungen gipfelt in der ver»
besserten künstlichen Stickstoffgewin»
nung, durch welche wir in den Stand
gesetzt werden, den Salpeter, der bisher
im Wert von jährlich ca. 180 Millionen
Mark aus Chile eingeführt wurde,
gerade so gut und gerade so billig in
Deutschland zu erzeugen. So bleibt
diese gewaltige Summe für die Folge
im Lande. Die Durchführung solcher

Aufgaben ist aber fast überall an die Bereitstellung großer Kräfte gebunden. Diese großen Kräfte stehen uns im allgemeinen in ihrer billigsten Form, in natürlichen Wasserkräften, nicht in so großem Maße zur Verfügung, wie das in manchen andern Ländern der Fall ist. Weil unser Land sich aber im Wesentlichen von Süden nach Norden, von den Alpen und dem deutschen Mittelgebirge zur Nord» und Ostsee hinabsenkt, so sind die Vorbedingungen, aus wasserreichen Niederschlagsgebieten gespeiste Flußläufe, welche durch künstliche Bauten zur Wasserkraftnutzung verwertet werden können, in sehr reichem Maße gegeben.

Wir müssen uns nur bemühen, überall, wo sich Gelegenheit bietet, Wasserkräfte ohne besonders große Kosten ausbauen zu können, z. B. bei der Regulierung von Flußläufen, Tal» sperren usw., die Ausnützung dieser Kräfte in die Wege zu leiten.

An manchen Stellen will man leider den Wert dieser oft nebenher nutzbar zu machenden Wasserkräfte noch nicht hoch genug anschlagen. Es dünkt man» chen Stellen zu umständlich und klein» lich, hier Erwerbsquellen zu erschließen und elektrische Energie zu verkaufen. Wahrscheinlich werden wir uns aber wohl gezwungen sehen, in der Folge noch unbequemere Wege zu beschreiten, um Deckung für alle nötigen Erforder» nisse zu beschaffen. Will man die Kräfte nicht von Staats wegen aus» nutzen, was vom technisch rationellen Standpunkt aus betrachtet das vorteil» hafteste wäre, so kann man sie an große Finanz»Gesellschaften verpachten. Die alljährliche Einnahme des Pachtzinses ist ja eine einfache Sache, und die Privatindustrie würde dann schon sehen, wie sie noch etwas übrig behält. Wenn man sich aber wirklich mit Elektrizitäts» Monopolen beschäftigt, dann ist das sicher nicht der rechte Weg.

Einen erfreulichen Ansatz, bei den staatlichen Wasserbauten die Wasser» kraftnutzung wohl zu beachten, sehen wir im Wesergebiet und in der jetzt ge» planten Ausnutzung der Wasserkräfte an den Gefällstufen des kanalisierten Mains.

Brach liegende Werte aus dem Nichts zu heben ist entschieden ein großes Verdienst, und so bedeutet jede ausgebaute Wasserkraft ein Kapital für

ewige Zeiten. Schon der bisherige Gang unseres Wirtschaftslebens redet für die Ausnutzung der natürlichen Kraftquellen eine dringliche Sprache. Wer hätte vor 50 Iahren daran ge» dacht, daß es möglich sein würde, die gewaltigen Wasserkräfte in einer zen» tralen Anlage zu verwerten und eine leichte Fortleitung der Energie zu er» reichen? Kleine Kräfte konnte man früher schon an Ort und Stelle aus» nutzen, mit größeren Kräften wußte man aber im allgemeinen wenig anzu» fangen. Ietzt ist es fast umgekehrt. Die großen, kostenlos arbeitenden Energiequellen der Schweiz und Skandinaviens haben die Menschen angezogen, die sie ausnutzen wollen, und für die Folge wird man nicht nur die großen, sondern auch immer kleinere Wasserkräfte für würdig befinden, zu modernen Kraftwerken ausgebaut zu werden. Allenthalben wird unser Betrieb immer ertensiver werden.

Ein Schulbeispiel für die plan» mäßige Ausnutzung und die Wertschätzung der Wasserkräfte bildet das kleine Norwegen. Aus Mangel an Kohle ist Norwegen gezwungen, von den Wasserkräften, die sich ihm frei dar» bieten, den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Sehr zum Vorteil Norwegens, wo jetzt die elektrische Energie viel billiger abgegeben wird, als im kohlen» reichen Deutschland. Ende des Iahres 1911 erstattete die Königl. norwegische Kommission dem Storthing Bericht über den Umfang der noch verfügbaren und der schon ausgenutzten Wasser»

krÃ¤fte, im AnschluÃŸ an eine beabsichtigte
weitere Elektrisierung des Landes, wie
der Zeitschrift â€žEngineering" vom
8. Oktober 1915 zu entnehmen ist.
Damals waren im Staatsbesitz 31
Wasserkraftanlagen mit einer Gesamt-
leistung von 148 950 ?8., deren
Leistung sich, durch weiteren Ausbau,
noch auf 743 480 ?8. steigern lassen
konnte.
Der norwegische Staat will beson-
ders auch der Allgemeinheit billige elek-
irische Kraft zugÃ¤nglich machen, und das
wÃ¤re auch bei uns sehr nÃ¶tig, im InterÂ»
esse des Volkswohls und um von dem
Petroleummonopol der Amerikaner
etwas freier zu werden. Das Geld hierÂ»
fÃ¼r kÃ¶nnen wir gut im Lande behalten.
Der Strombedarf in den StÃ¤dten NorÂ»
wegens nahm in den letzten Iahren
stark zu; auch die chemische Industrie
entwickelte sich zu einem Abnehmer mit
immer gewaltigerem Verbrauch. Der
Landesbedarf wird fÃ¼r die Zukunft als
so bedeutend angesehen, daÃŸ die KÃ¶nigl.
norwegische Kommission 150 Watt fÃ¼r
jeden einzelnen Bewohner in Rechnung
stellte. Das wÃ¼rde fÃ¼r Deutschland
mit rund 70 Millionen Einwohner
einer Leistung von 10,5 Millionen Kilo-
watt entsprechen. Dies ist, eine geÂ»
waltige Ziffer, die so recht klar wird,
wenn man bedenkt, daÃŸ heute alle
Ã¶ffentlichen ElektrizitÃ¤tswerke Deutsch-
lands, rund 4000, zusammen nur etwa
den fÃ¼nften Teil dieser Leistung auf-
weisen kÃ¶nnen. In Norwegen will man
aber erreichen, daÃŸ jedermann elektrisch
kocht und heizt. Soweit werden wir so
rasch wohl noch nicht kommen.
Ganz auÃŸer Frage steht es aber, daÃŸ
wir mit unserem Kohlenschatz, der
schlieÃŸlich doch einmal zu Ende geht,
nicht planlos wirtschaften dÃ¼rfen und
dagegen, sehr zu unserm Schaden, die
billigeren und ununterbrochen rinnen-
den KrÃ¤fte des Wassers ungenutzt
lassen. Wir mÃ¼ssen Ã¼berall sparen und
jeden Vorteil festhalten, der sich uns in
erreichbarer NÃ¤he bietet.
Nach dem Stande vom 1. Ianuar
1914 gab es in Norwegen 366 Kraft-
werke mit einer. LeistungsfÃ¤higkeit von
396 000 Kilowatt, die sich Ã¼ber das
ganze Land verteilen. Davon ver-
braucht allein die chemische GroÃŸ-
industrie, die sich nach und nach in Nor
wegen angesiedelt hat, 160 000 Kilo-
watt. Der weitere Ausbau der nor-
wegischen WasserkrÃ¤fte findet durch den
Staat eine zielbewuÃŸte Pflege.
Wenn Herr Ministerialdirektor
Dr. inÃŸ. Leo Sympher, Berlin, die
WasserkrÃ¤fte, welche bei der SchiffbarÂ»
machung des Oberrheines bis in den
Bodensee nutzbar gemacht werden kÃ¶n-
nen, auf mehr als 500 000 ?8. an-
gegeben hat, so entspricht das einer
Leistung von 350 000 Kilowatt. Die
Leistungen der Wasserkraftwerke an
einem Rheinseekanal von KÃ¶lnÂ»Duis-
burg nach Antwerpen oder nach Emden
sind mit rund 100 000 Kilowatt anzu-
geben. Bei richtiger Projektierung
kÃ¶nnte man auch, wenn die MoselkanaÂ»
lisation mal durchgefÃ¼hrt wird, an den
GefÃ¤llstufen Kraftwerke errichten, mit
einer Gesamtleistung von etwa 50 000
Kilowatt. Daraus wÃ¤re eine ganz an-
dere RentabilitÃ¤t, als es bisher mÃ¶glich
war, abzuleiten. Die bisherigen Berech-
nungen erfassen die Aufgabe nicht

richtig.
Aus dem vorstehenden erhellt, daÃŸ
allein im Bereiche des RheinstromÂ»
gebietes 500 000 Kilowatt mit billigen
WasserkrÃ¤ften erzeugt werden kÃ¶nnen.
Die jÃ¤hrliche GesamtÂ»EnergieÂ»ErzeuÂ»
gung wÃ¼rde dann 4380 Millionen
Kilowattstunden erreichen. Das er.tÂ»
spricht einem Verkaufswert, wenn die
Kilowattstunde im Mittel mit 3 Pf. be-
wertet wird, von 131,4 Millionen Mark
pro Iahr. Dabei ist gerechnet, daÃŸ die
ganze Leistung dauernd abgenommen
wÃ¼rde. Das wird aber nicht der Fall
sein, auÃŸerdem hat man mit Verlusten

in den Leitungen und Transformatoren
zu rechnen, weshalb man vorsichtiger»
weise mit einer Bruttoeinnahme von
100 Millionen Mark rechnen sollte. Die
Jahresleistung aller deutschen Elektri-
zitätswerke beträgt heute rund 3000
Millionen Kilowattstunden.
Für den Ausbau der Wasserkraft»
werke mit 500 000 Kilowatt Leistung
wären rund 200 Millionen Mark auf»
zuwenden. Dabei sind die Kosten für
die Schiffahrtswege nicht beachtet. Die
jährlichen Ausgaben sind dann ein»
schließlich Verzinsung und Abschreibung
auf 40 Millionen Mark anzusetzen, so»
daß bei 100 Millionen Mark Einnahme
ein Überschuß von 60 Millionen Mark
verbleibt. Nach vollständiger Abschrei»
bung der Kraftwerke, nach 10 Iahren,
würde sich dieser Überschuß um 30
Millionen Mark vergroßern. Neben die»
sem guten finanziellen Ergebnis würden
wir überall billige Elektrizität hinliefern
können, noch billiger, als für viele kleine
Werke heute die Selbstkosten sind.
Das sonst für Petroleum ausgegebene
Geld bliebe im Lande. Die modernen
Großbetriebe, welche sonst wegen der
billigen Energie die im Auslande ge»
legenen Wasserkraftwerke aufsuchten,
werden sich nun hier ansiedeln. Diese
Großbetriebe geben Arbeit und Ver»
dienst. Sie erzeugen fortlaufend große
Werte, die infolge ihrer geringen Ge»
stehungskosten mit den Produkten der
ganzen Welt in Wettbewerb treten
können. Die Steuerkraft des Landes
wächst. Unsere chemische Industrie
braucht dann nicht nach Norwegen zu
gehen, sie findet dann hier, zentraler
zu den Absatzgebieten gelegen, gerade so
vorteilhafte Produktionsbedingungen.
Man kann wohl sagen, ohne ein
Prophet zu sein, daß in gar nicht ferner
Zukunft die vorsorgende Volkswirtschaft
dazu übergehen muß, in wasserreichen
Gegenden, wo das nötige Gefälle vor»
handen ist, zuerst die Kraft dieser weißen
Kohle zu nutzen, und daß die schwarzen
Kohlen in immer steigendem Maße zu»
nächst jenen Ländern vorbehalten wer»
den, wo einigermaßen konstante Wasser»
kräfte nicht verfügbar sind. Die
schwarze Kohle bildet einen Welt»
handelsartikel von bestandigem Wert.
Das zeigt auch dieser Krieg.
Aus diesen kurzen Darlegungen mag
hervorgehen, daß wir uns auf unsern
nutzlos verrinnenden Reichtum besser

besinnen müssen als bisher. Sache un»
serer Volksvertreter und unserer Regie»
rung ist es dann, dafür zu sorgen, daß
wir solche Einnahmen, die niemand
wehetun, weil sie nicht aus steuerlichen
Belastungen gewonnen werden, recht
bald in unsern Staatshaushaltsplan
einstellen können.

Literarische Notiz.

Im Verlage von Brosche! u. Co. in
Hamburg war vor kurzem die Schrift
„IH Ouerra ? ei Der«edo" von
Eduardo L. Llorens, Doktor der
Rechte der Universität Madrid, er»
schienen. Da dieses, in erster Linie für
Spanier und spanisch sprechende Ameri-
kaner geschriebene Buch durch seine
klaren, mit Aktenbelegen versehenen
Ausführungen in weiten Kreisen des
In» und Auslandes lebhaftes Interesse
erweckte, hat der Verlag nunmehr auf
mehrfache Anregungen hin eine deutsche
Übersetzung von Aug. Strube
unter dem Titel: „Der Krieg und
das Recht" herausgegeben. Die
Erörterungen des Verfassers knüpfen an
ein Heft der in Buenos»Aires er-
scheinenden Zeitung „IH Aaeiün" an,
das bei aller Vorsicht und Mäßigung
doch die ursprünglich von Franzosen
und Engländern gegen Deutschland er»
hobenen und trotz mancher Richtig-
stellung immer wiederholten und ver»
breiteten Anschuldigungen enthält.
Demgegenüber sucht er, das politische

Moment beiseite lassend, hinsichtlich der Fragen des Rechts die Wahrheit festzustellen und zur Anerkennung zu bringen. Hierbei verwertet er die Urteile erster europäischer und amerikanischer Rechtslehrer, unter Ausschaltung der deutschen und österreichischen, wo» durch die Schrift ihren besonderen Wert erhält. Der erste Abschnitt ist der Frage der „Verantwortlichkeit für den Krieg" gewidmet und beschäftigt sich in eingehender Weise mit dem österreichisch»ungarischen Ultimatum an Serbien und der serbischen Beantwortung, indem er bei den einzelnen Punkten Forderung und Antwort zum Vergleich einander gegenüberstellt. Ebenso gewissenhaft und unparteiisch wird im zweiten Abschnitt die Frage der „Neutralität Belgiens" geprüft, an der Hand der Völkerrechtsbestimmungen und Verträge. Mit Nachdruck tritt der Verfasser dann der Ausbeutung des sogenannten „Nationalitätenprinzips" gegen die Mittelmächte entgegen. Gerade in diesem Punkte zeigen sich so recht deutlich die Voreingenommenheit, ja Ungerechtigkeit, und die Ränke, unter denen Deutschland und Österreich-Ungarn zu leiden haben. Das aktuellste Interesse darf aber der vierte und letzte Abschnitt: „Der Seekrieg" beanspruchen, in dem gleicherweise all die Widerrechtlichkeiten und Gewalttätigkeiten Englands kurz aufgedeckt werden und die Führung des deutschen ^»Boot-Krieges gerechtfertigt wird. Zum Schluß faßt der Autor Zweck und Ergebnis seiner Untersuchung dahin zusammen: „Bei meiner Beweisführung, daß die Zentralmächte sich im Verlauf des Krieges innerhalb des Völkerrechts gehalten haben, und indem ich bei meiner Auseinandersetzung die Meinungen ihrer Gegner benutzte, die gewiß nicht als einseitig parteiisch angesehen werden, habe ich die Legenden, die sich um jene Episoden bildeten, zerstören und der so häufig wiederholten lächerlichen Behauptung entgegenarbeiten wollen, als ob gegen Deutschland und Österreich - Ungarn kämpfen so viel bedeutete, als das Recht verteidigen. Es entbehrt nicht des Reizes zu sehen, daß die Handlungen, die jetzt mit solcher Hartnäckigkeit den Zentralmächten vorgeworfen werden, früher von den Regierungen und den berühmtesten Rechtslehrern der Länder, welche

heute diese selben Handlungen ver-
dammen und zurückweisen, gelehrt und
verteidigt worden sind."
"^d^H-"

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht MUckpmlt» bnliegt.
H»raui«el>ei und Ilxfied»Neul: Prof. Dl. Lud»!« 6 «ein !n Veilw >V l0, Lutzmuuftr z». <Tele<«n »l»t «urfüilt Nr, 8208,) - Velanwoitilch« RldllKteur: Dr. S, lol» » « ru »> !n Vre«l»u — »lleln.Verl«tung für Ungarn:
«»llllche », ». Hofbuchhandlung <I, «enl>°,, «udopelt V, D°i»»cha.utez» 2. — Vellag und Druck d« Lchlesilchen Vuchdru»>e«i v, L, Vch»«ll»ender, A,^»„ ««»lau III.